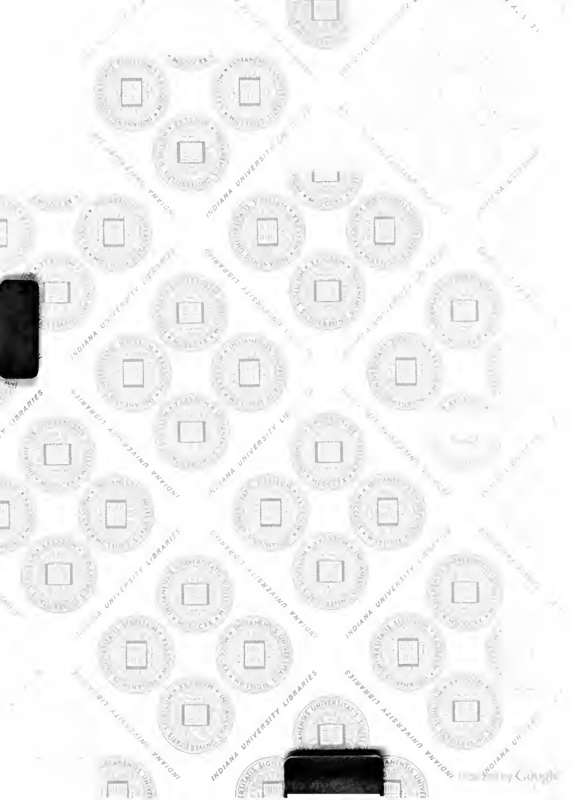
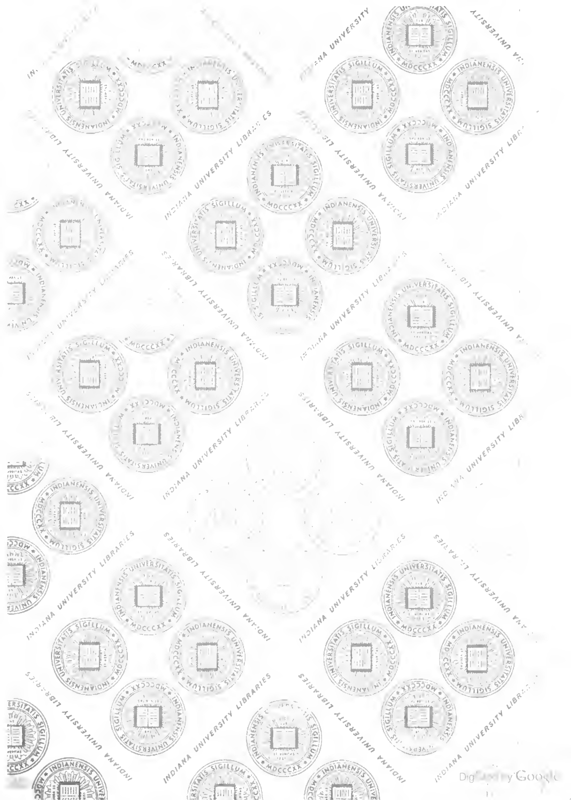






Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Richard Nordhausen.

Einundsechzigster Band.

(Nr. 27—52.)



Berlin 1902.

Verlag der Gegenwart.

Register.

Einundsechzigster Band.

...chaftliche Aufsätze.

2. Naturwissenschaftliches, Medicinisches und Technisches.

3. Vermischte Aufsätze.

4. Gedichte, Novellen, Feuilletons.

Seite

5. Litterarische Aufsätze

a. Essays.

b. Bühne und Bühnenkritik.

6. Bildende Künste.

Seite

7. Rund um die Kunst.

8. Musik.

9. Notizen.

10. Offene Briefe und Antworten.

№ 27. Berlin, den 5. Juli 1902. 31. Jahrgang. Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. — Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. — Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Was giebt's Neues?

Während Hurrahrufen durch die deutsche Welt brandete, Böller gelöst, Champagner getrunken und tönende Reden gehalten wurden, lag in Sibyllenort der greise Sachsenkönig auf dem Sterbelager. Der letzte von Wilhelm's Paladinen und nicht der geringste. Jeder von uns wußte, daß der Tod dies Opfer nicht mehr freigeben werde. Die Aerzte kämpften nutzlosen Kampf, sie verlängerten nur die Qualen des Müden, dessen krankem Herzen keine Arzenei mehr helfen konnte. Dem Theil des deutschen Volkes, der Guirlandenschmuck und Aufmarsch weiß gekleideter Jungfrauen, Bürgermeisteransprachen und prunkende Empfänge nicht für die Hauptaufgabe unserer Politik hält, diesen Altfränkischen that der festliche Lärm inmitten der wehmuthsvollen Tragödie von Sibyllenort im tiefen Herzen weh. Man wird Albert nicht unterschätzen, wenn man ihn einen ehrenhaften und kernigen, königlich schlichten Charakter nennt. Er wußte Treue zu halten, so auf den Schlachtfeldern Böhmens wie im entscheidenden Juli von 1870. Er war seinem Volke ein wirklicher, väterlicher Freund; „unser guter König" nannte ihn alle Welt im Sachsenlande, und er war sich bewußt, damit mehr als eine geläufige Phrase auszusprechen. Der Verstorbene hatte keinen Sinn für den grellen Pomp, der im neuen Deutschland die Krone, sagen wir, schmückt; er liebte es auch nicht, öffentlich hervorzutreten und seinen Standpunkt in immer neuen Reden zu präcisiren oder auch nicht zu präcisiren. Ein patriarchalisch-constitutionelles Regiment schien ihm das Wünschenswerthe. Seine Sachsen, meinte er, müßten ihm vertrauen, auch wenn sie nicht jeden Augenblick mit der Nase auf die Thatsache gestoßen würden, daß er existire. Männer wie er fehlen uns, und dieser Verlust bedeutet einen sehr herben Schlag für das deutsche Volk. Einen zehnfach härteren, als z. B. der Tod Eduard's VII. Trotzdem wacht Germania angstvoll am Bette des Engländers, schickt uns der officiöse Draht, schicken uns zwanzig Original-Correspondenten täglich zwei oder drei Mal eingehende Berichte über das Befinden des maiden killers, der vor wenigen Wochen so verhaßt und unpopulär bei uns war, wie außer ihm höchstens noch sein thatkräftiger und eiserner Manager Chamberlain. Eduard's Krankheit hat das Unwahrscheinliche möglich gemacht und eine Pause in den deutschen Festlichkeiten erzwungen. Das Hurrahgeschrei ist plötzlich verstummt, die Gärtnereien winden keine Kränze aus Tannenzweigen mehr, und der Sectverbrauch sinkt, obgleich man allen Anlaß hatte, vorm 1. Juli rasch noch thunlich vielen Flaschen den Hals zu brechen.

Uns geht mit der Zeit jeder Maßstab verloren. Schon sind wir dahin gelangt, daß wichtige Fragen des öffentlichen Lebens fast gar nicht mehr erörtert, alberne Nichtigkeiten dagegen wochenlang durch die Presse gezogen werden. Der Krefelder Vorfall hat ausschließlich unsere Humoristen interessiert. Wie man über sommerliches Strohwittwerthum späßelt, über die Nützlichkeit des Frühschoppens und in Gedanken stehen gebliebene Regenschirme, so fand man sich mit den sechzehn Leutnants für die tanzlustige Weiblichkeit der Textilstadt ab. Uebermäßige Beachtung schenkte man auch dem Umstand, daß nun schon der zweite General ein preußisches Fachministerium übernimmt, daß also das bisherige Vorrecht der Juristen, Posten zu besetzen, von denen sie naturgemäß wenig verstehen, in's Wanken gekommen ist und auf die Militärs überzugehen droht. Hat schon einmal Jemand Bedenken gegen die Neuordnung der Dinge und befaßt sich überhaupt mit den eigentlichen Problemen der Zeit, dann darf er es, zumal in den Tageblättern, nur halb scherzenden Tones, mit lieber Leichtfertigkeit thun. Anderen Falls versagen die Leser und kündigen ihm die Freundschaft. Ihr Interesse gilt weit mehr sommerlichen Schaustellungen, den Wohlthätigkeits-Concerten im Reichskanzler-Palais, den Hoffestlichkeiten und Nordlandreisen, als den ernsten Sorgen des Vaterlandes. Solche Neuigkeiten begehren sie, alles Andere dünkt sie langweilig. Wer über Scherl und Ullstein hinaus kommen will, wird sich darauf beschränken müssen, neben Marienburger und Aachener Reiseberichten Mittheilungen über die Weinstuben zu bringen, wo man das beste und wohlfeilste Essen bekommt, und über die Gartenfeste, auf denen der Herr Reichskanzler oder Excellenz Budde persönlich zu erscheinen geruhen.

Caliban.

Manteuffel's Ehrenrettung in der auswärtigen Politik.*)

Von Kurd von Strantz (Berlin).

Man hört häufig die Behauptung, daß Bismarck auch ohne die diplomatische Vorbereitung als preußischer Bundestags-

*) Vgl. Unter Friedrich Wilhelm IV., Denkwürdigkeiten des Ministerpräsidenten v. Manteuffel, 3 Bde., und Preußens auswärtige

gesandter in Frankfurt a. M. bei etwaiger sofortiger Ministerpräsidentschaft sein staatsmännisches Genie erwiesen haben würde, wie auch Rafael ohne Hände zum größten Maler geworden wäre. Fraglos bedurfte es bei Bismarck nicht einer langjährigen bureaukratischen Schulung, um sein Werk als Meisterstück zu vollbringen. Aber auch das Genie braucht Wissen und Uebung als Grundlage seiner Thätigkeit. Daher fiel schon im vereinigten Landtage 1847 seine große Belesenheit auf, die ein ernstes Studium der Politik und Geschichte verrieth. Durch eine zweite Poschinger-Veröffentlichung als Gegenstück zu „Preußen am Bundestage" wird diese Zeit auch ohne die Oeffnung der Archive, die s. Z. der Altreichskanzler nur für seine Berichte gestattet hatte, nunmehr in ein fast amtliches Licht gerückt, so daß ein Urtheil über diese Vorbereitungszeit unserer Reichsgründung in ganz anderem Maße möglich ist, als es noch Sybel in seinem Werke vergönnt war, das gleichzeitig eine Ergänzung von Treitschke's leider unvollendeter deutscher Geschichte im 19. Jahrhundert bildet. An dem geschichtlichen Bilde durfte jetzt eine später archivalische Forschung kaum noch etwas ändern.

Der Chef und Vorgänger Bismarck's wird freilich durch diese urkundliche Erhellung des Amtsgeheimnisses wesentlich von seiner vermeintlichen Schuld an Olmütz und an der schwankenden preußischen Haltung während des Krimkrieges entlastet. Der gewichtigste Zeuge für den Ministerpräsidenten v. Manteuffel ist sein großer Untergebener selbst, der auch Olmütz bei der vorhergehenden Schaukelpolitik mit großen Absichten und unzulänglichen Mitteln für unausbleiblich hielt und den zurückhaltenden rußlandfreundlichen Standpunkt des Berliner Cabinets billigte. Nur das Nachlaufen auf den Pariser Congreß von 1856 hielt er für ein unwürdiges Verhalten einer Großmacht, das Manteuffel aber nicht verhindern konnte. Der Berliner Congreß bildete Bismarck's Vergeltung. Preußen-Deutschland war nun seinerseits der Schiedsrichter der Welt geworden, ohne zu den gefährlichen Mitteln Napoleon's III. gegriffen zu haben, die schließlich die innere Hohlheit seiner Macht offenbarten. Aber diese sogenannte Reactionszeit wirft ein bedeutsames Streiflicht auf die Mittelmäßigkeit der Kräfte, die erst das Dreiblatt Bismarck, Moltke, Roon unter einem anders gearteten Herrscher in nutzbarer Weise auszulösen verstand. Jedoch Bismarck's Rücktritt zeigte nur die alte Regel, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird, und läßt uns ernstlich einen belehrenden Vergleich mit der Gegenwart ziehen.

Manteuffel war ein hervorragend begabter Verwaltungsbeamter, der in raschem Aufsteigen preußischer Minister des Innern geworden war, um als Leiter des Auswärtigen Amtes sodann die unselige brandenburgische Radowitz'sche Erbschaft zu übernehmen. Sein geschichtliches Verdienst um den preußischen Staat bildete auch in seiner letzten Stellung die innere Festigung des erschütterten Staatswesens. Das Gesandtenpersonal war sehr schlecht, und bezeichnender Weise besorgten die preußischen Vertreter im Auslande mehr dessen Geschäfte, als daß sie die häufig entgegengesetzten vaterländischen Belangen wahrten. In London war Bunsen Gesandter, ein früherer Hauslehrer und Theologe, der eine reiche Engländerin geheirathet hatte und so bei außerdem höchst phantastischen Plänen zum Briten geworden war, weßhalb er dort bloß nach der toadeater (Speichellecker) des Prinzgemahls Albert genannt wurde. Er verstand die Politik daher lediglich im Coburg'schen Hausinteresse und im englischen Schlepptau, was nicht ohne Parallelen zur Gegenwart ist. Dazu war er in seinen Berichten höchst unwahrhaft. In Petersburg saß der alte ehrenhafte General von Rochow, also auch kein Berufsdiplomat, dessen Evangelium die häufig recht unfreundlichen Aussprüche des Zaren Nicolaus I. waren. Er sah sich als Untergebenen des fremden Herrschers an, der ja auch preußischer General war. In Hannover leitete der General der Cavallerie Graf v. Nostitz die Mission, die wegen der Zollvereinsverhandlungen wichtig war. Der hochbetagte Herr konnte schon körperlich nicht mehr den Anforderungen des diplomatischen Dienstes entsprechen. Er war mit meinem Großvater zusammen noch Blücher'scher Adjutant in den Befreiungskriegen gewesen. Als wirklicher Diplomat vertrat Graf Arnim Preußen in Wien. Er war aber der Unfähigste dieses Kleeblattes, dazu taub, so daß er wirklich nichts davon hörte, was um ihn vorging. Natürlich war er österreichisch gesinnt. Doch sei es zu ihrer Ehre gesagt. Diese Drei besaßen thatsächlich als vornehme Edelleute und Soldaten immerhin einen gewissen Einfluß an ihren Amtssitzen, und ihre Berichte spiegelten wahrheitsgetreu die Stimmungen der dortigen maßgebenden Kreise wieder, wenn auch in entsprechender subjectiver Färbung. Außerdem waren sie treue Gehülfen ihres Meisters, was von Bunsen und seinem Nachfolger Bernstorff leider nicht gilt. Die Jugend war nicht viel besser, Usedom in Turin und Werther in Kopenhagen, später in Petersburg und schließlich in Paris. Beide haben noch Bismarck weidlich wegen ihrer Unzulänglichkeit geärgert und im Ernstfall beim Ausbruch der Kriege von 1866 und 1870 völlig versagt, so daß sie etwas unfreiwillig den auswärtigen Dienst verlassen mußten. Auf solche Gehülfen mußte Manteuffel seine äußere Politik stützen. Bei Beginn des Krimkrieges wurden daher an diese wichtigsten Posten außerordentliche Bevollmächtigte gesandt, die fast stets den Geschäften fremde alte Generäle waren. So der commandirende General Graf v. d. Groeben nach London, der dienstthuende Generaladjutant v. Lindheim nach Petersburg, der Flügeladjutant Edwin v. Manteuffel, der spätere Feldmarschall und Statthalter in Elsaß-Lothringen nach Wien, der übrigens ein hervorragendes diplomatisches Talent besaß und die Politik seines Vetters wirksam unterstützte, sowie vorher der Geh. Legationsrath Graf v. Pourtalès nach London, obschon er in seiner liberalen Anglomanie Gegner der Manteuffel'schen Politik war. Noch schlimmer war es an der Centralstelle. Der Unterstaatssecretär von Lecocq lebte im geheimen Krieg mit seinen Untergebenen, auch herrschten noch unter den Räthen die Mitglieder der französischen Refugiéscolonie in Berlin vor, die als gute Kenner ihrer alten Muttersprache galten. Die äußere französische Form der Erlasse wurde von ihnen für wichtiger als der eigentliche Inhalt angesehen.

Aber der Minister war auch nicht Herr in seinem eigenen Amtshause. Der geistreiche König Friedrich Wilhelm IV regierte thatsächlich selbst und machte durch seine sich überhastenden Einfälle bei aller geistvollen Begabung jede Stetigkeit der Politik unmöglich. Auch traf er häufig Entscheidungen hinter dem Rücken des verantwortlichen Ministerpräsidenten, der dann diese Regierungshandlungen im Landtage und vor dem Auslande ritterlich decken mußte. Der königliche Gebieter war dabei von bestrickender Liebenswürdigkeit, so daß diese Eingriffe in das Ressort stets so verquickt wurden, daß Manteuffel immer wieder Abstand von seinen Abschiedsgesuchen nahm und im Staatsinteresse nehmen mußte. Schließlich stand er noch zwischen zwei Feuern. Der königliche Hof mit der russenfreundlichen Generalität stand im Gegensatz zum englisch gesinnten Thronfolger, unserem späteren Kaiser Wilhelm I., der freilich allein das Gefühl für den deutschen Beruf Preußens hatte, ohne übrigens die entsprechenden Schritte Manteuffel's immer gerecht zu würdigen. Aber auch seine Helfer waren minderwerthig und er wurde häufig schlecht berathen, wie seine erste Ministerwahl mit dem Ministerium Hohenzollern-Auerswald zeigte. Der Prinz von Preußen schwärmte damals keineswegs für Bismarck, den er für einen reactionären Russen hielt.

Politik 1850—1858, Unveröffentlichte Documente aus dem Nachlasse des Ministerpräsidenten Otto Frhrn. v. Manteuffel, 3 Bde., herausgegeben von H. v. Poschinger, Berlin 1901/2, Mittler & Sohn.

Die Gerechtigkeit fordert festzustellen, daß Manteuffel damals vielleicht der einzige Mann war, in diesem Wirrsal das Staatsschiff zu steuern und sich freilich danklos abzunutzen, um dem neuen Baumeister des Reiches Platz zu machen. Unter dem damaligen König, der allen Einflüsterungen zugänglich war und dabei sich häufig selbstständig nach plötzlicher eigener Eingebung entschied, wäre Bismarck unmöglich gewesen. Seines späteren Herrn Größe bestand ja gerade darin, daß er auch bei unschlüssiger sogar entgegengesetzter Ansicht stets treu zu Bismarck hielt, dessen Genie er vertraute. Dieser Glaube trog ihn nicht und führte ihn zur Kaiserkrone empor. Treue um Treue. An Olmütz war Manteuffel unschuldig, da er nur in die Bresche sprang, um einen mit unzulänglichen Streitkräften zu führenden Krieg wider die österreichische Vormacht zu vermeiden. Auch die nachträgliche Theilnahme am Pariser Congreß war nicht seine Absicht, sondern des Königs Befehl, dessen Geschäftigkeit im Friedenstiften dadurch übel belohnt wurde. Der gute Wille des edlen, aber autokratischen*) Fürsten entsprach nicht seinem Können und seiner Macht. Das Schwert mußte erst sein Nachfolger schleifen. Die preußischen Generäle waren Gamaschenknöpfe oder Höflinge, aber noch keine Feldherren, die ihrem Stern vertrauten. Sobald ihnen aber ein Führer erstand, entdeckten sie ihre schlummernden Fähigkeiten und schlugen in drei siegreichen Kriegen die Schlachten, die die Radetzky'schen und die französischen Waffenthaten in den Schatten stellen sollten. Es bleibt das unbestrittene Verdienst des vielverkannten Ministerpräsidenten, die inneren Kräfte des erschöpften und 1848 in seinen Grundlagen erschütterten Staates wieder gesammelt und Preußen den Glauben an sich selbst zurückgegeben zu haben. Seine fruchtbringende Thätigkeit liegt daher mehr auf dem inneren Gebiet, wie er auch durch die berühmte Cabinetsordre vom 8. Sept. 1852 die Einheit der Verwaltung hergestellt hat. Es ist wohl kein Zufall, daß die Aufrechterhaltung der Einheitlichkeit der Staatsleitung in jenem Schriftstück der Anlaß zu Bismarck's Entlassung wurde. Die Zerfahrenheit der schwachen Epigonen des großen Meisters hat auch Manteuffel's damaliges Verlangen bestätigt und der folgenschweren Forderung seines Nachfolgers Recht gegeben. Hoffen wir, daß der vierte Reichskanzler diese Geschichtslehre beherzigt und die Festigkeit des großen Vorgängers bewahrt. Die Manteuffel'sche Selbstbescheidung in der auswärtigen Politik lag daher in den Verhältnissen und bahnte der Bismarck'schen Thatkraft den Weg. Manteuffel hat trotz aller widriger Einflüsse zuerst wieder das besondere preußische Interesse in den Vordergrund gestellt und dadurch auch Preußens Würde gewahrt. Die Selbstständigkeit der preußischen Zollvereinspolitik blieb trotz alles österreichischen Liebeswerbens und gelegentlicher Drohungen unbeirrt erhalten. Der Ministerpräsident suchte sich vorsichtig von Habsburg wie Petersburg gleich weit entfernt zu halten, wie sehr ihm auch der Russe Gerlach und der österreichisch gesinnte Herrscher widerstrebten und seine Schritte erschwerten. Der König lebte noch in der vorfriedricianischen Zeit der Unterordnung unter das ehrwürdige Erzhaus, als ob nicht zuerst der große Friedrich die kaiserliche Vorherrschaft gebrochen und das kleine Preußen zur Großmacht erhoben hätte. Der weniger begabte nüchterne Prinz von Preußen erkannte das Wesen seines Staates besser, und ein günstiges Geschick bescheerte daher dem greisen Thronfolger nicht nur die angestammte Königskrone. Auch England spielte bereits damals eine verhängnißvolle Rolle und suchte uns vor seinen verfahrenen Staatskarren nach lieber insularer Gewohnheit zu spannen. Aber auch diesem Beginnen gegenüber blieb Manteuffel fest, ohne freilich Bunsen aus eigener Kraft von seiner Stelle entfernen zu können, da der König seinem Freunde nicht den Laufpaß geben wollte. Bunsen wurde von den Diplomaten als Archäologe von seiner römischen Hauslehrerzeit her und von den Gelehrten als Diplomat gepriesen. Er war ein phantastischer, philologischer Dilettant, der Preußen bloßstellte.

Manteuffel war bei dieser Zwangslage zum beständigen Laviren zwischen der Kreuzzeitungs- und Wochenblattspartei verdammt und schon dadurch kein Parteimann. Vielmehr stand er thatsächlich über den Parteien, denen er ohne Noth ungern Zugeständnisse machte. Er selbst schreibt, daß alles an ihm herumzerrte, so daß er nur schwer zu einem ruhigen Laufe gelangte. Aber schließlich blieb er auf der goldenen Mittelstraße, die freilich nicht zu heldenhaftem Ringen und hohem Siegespreise führte, aber das Staatsschiff von den Klippen von rechts und links abhielt. Der Schluß ist gerechtfertigt, daß er thatsächlich der rechte Mann unter einem solchen gedankenschwangeren, willensschwachen Herrscher gewesen ist, der es mit Geschick verstanden hat, die schlimmsten Untiefen zu vermeiden. Man hat ihm Mangel an Thatkraft vorgeworfen. Bei der Durchführung der Verfassung und der entsprechenden Gesetzgebung zur Ausgestaltung des neuen Staatslebens hat er aber einen eisernen Willen bekundet, den er schon bei der Niederschlagung der aufrührerischen Bewegungen besonders im Beamtenthum gezeigt hatte. Trotzdem wird er in gleicher Weise fälschlich der Reaction beschuldigt. Er hat der Versuchung, die Verfassung aufzuheben, stets widerstanden und ist immer ein maßvoller Widersacher seiner liberalen Gegner geblieben. Da er den Zusammenbruch des Staates, der beinahe wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel erfolgte, miterlebt und dabei als Retter in der Noth mitgekämpft hatte, mußte er natürlich einen starken Argwohn gegen alles sogenannte freiheitliche Streben unter antimonarchischer Maske hegen. Aber diese Aengstlichkeit, die Jedermann aus den altständischen Kreisen theilte, war berechtigt, denn thatsächlich hatten die Beamtenschaft und das besitzende Bürgerthum theilweise treulos und feige versagt. Als er den Vorsitz des Ministeriums verließ, waren überall Ruhe und Ordnung wieder eingetreten, so daß die Militärconflictszeit schließlich ohne aufständische Zuckungen vorbeiging, was kurz nach dem tollen Jahr nicht möglich gewesen wäre. Seine Ministerschaft war also nicht nutzlos gewesen. Die innere Schwäche des Staates sprach sich nur stärker in den auswärtigen Beziehungen aus, weil das kranke Oesterreich den Schein der Vorherrschaft geschickt zu wahren verstanden hatte und Bismarck in Frankfurt erst den Schnitt zwischen Deutschland und der Ostmark vorbereitete. Die Unwahrhaftigkeit der österreichischen Zustände und die Kläglichkeit der Kleinstaaterei des dritten Deutschlands sind Manteuffel nicht entgangen. Daher stellte er Preußen wieder auf seine eigene Kraft und ebnete seinem Nachfolger den steilen Pfad zum neuen Reich unter preußischer Spitze.

Bei aller Verschiedenheit der politischen Lage läßt sich ein unwillkürlicher Vergleich dieser vorbismarckischen Zeit mit der nachbismarckischen Ziellosigkeit nicht abweisen. Vielleicht haben wir auch den tiefen Fall seit Bismarck's Sturz bereits überwunden, wie Manteuffel schließlich Olmütz wieder ausglich. Aber das Preußen Friedrich Wilhelm's III. war niemals die Vormacht in Europa gewesen, sondern stets ein folgsamer Trabant Metternich's gewesen, wogegen das neue Reich Dank Bismarck's die erste Geige im Weltconcert gespielt hat. Ob wir noch zu den Weltmächten vom Schlage Albions, Rußlands und Nordamerikas gehören, ist mindestens zweifelhaft. Die capriciöse Zwischenzeit war jedenfalls ein deutsches Olmütz, und die schlechte Behandlung auf dem Pariser Congreß, dem sich Manteuffel fernhalten wollte, hat mehrere Seitenstücke in der jüngsten Reichsgeschichte; wir erinnern nur an Kreta und China, sowie an die Vergeblichkeit unseres Liebeswerbens bei Frankreich und den Vereinigten Staaten, ja selbst beim treulosen Albion. Eine Besserung ist erfreulicherweise nach so vielen Nackenschlägen unverkennbar, ein Rückfall jedoch

*) wie ihn selbst sein Generaladjutant v. Gerlach nennt; vergl. dessen Denkwürdigkeiten.

nicht ausgeschlossen. Lassen wir uns von der unglücklichen Regierungszeit des hochbegabten Königs warnen, der geistig seinem Nachfolger weit überlegen war, aber nicht dessen Willenskraft bei einem einfachen, klaren Verstande ohne besondern Schwung besaß. Der politische und diplomatische Dilettantismus hat unter Friedrich Wilhelm IV. stark gesündigt. Können wir aber die Gegenwart von dieser Verfehlung freisprechen, wo unverantwortliche Rathgeber aus viel minderwerthigeren Kreisen einen unleugbaren Einfluß aus wirthschaftliche und persönliche Rücksichten ausüben, während damals nur jetzt längst überwundene, politische Anschauungen um den Sieg ringen? Der vielberufene Generaladjutant v. Gerlach verfolgte keine persönlichen Zwecke, sondern lebte nur in der versinkenden Welt der heiligen Allianz und in einer nicht ganz haltlosen Revolutionsfurcht. Auch einst wurde viel geredet und ein mystischer Zug verschleierte unpraktische Regierungshandlungen. Der persönlich liebenswürdige und witzige Fürst war doch von seiner göttlichen Sendung in einer Weise überzeugt, die selbst mit der damaligen Vorstellung des Gottesgnadenthums in seltsamen Widerspruch stand. Wieviel davon auf Rechnung seines schweren Leidens, das sich Jahre lang vorbereitete, zu setzen ist, wird freilich stets ein Räthsel bleiben.

Im Einzelnen bieten die urkundlichen Erinnerungen Manteuffel's eine reiche Ausbeute an überraschenden Aufschlüssen und gewähren damit einen werthvollen Beitrag zur Zeitgeschichte. Eine kleine Auslese aus dem reichen Stoff dürfte daher nicht ohne Interesse sein, wenn auch der Gang der damaligen Politik durch die früheren Bismarck'schen Veröffentlichungen längst feststeht und in dieser Hinsicht keine Enthüllungen zu gewärtigen sind. Aber das Bild ist erst jetzt vollständig und gerecht geworden. Schön ist das Bekenntniß Kaiser Wilhelm's, der beim Heimgange Manteuffel's der trauernden Wittwe theilnahmsvoll schrieb, daß er die Entlassung des damaligen Ministerpräsidenten bereut habe. Sie war auch ein politischer Fehler, wie wir gesehen haben. In der Gegenwart haben wir aber solche den Urheber ehrende Eingeständnisse vermißt. (Schluß folgt.)

Ein vitalistischer Zoolog.

Von Eduard von Hartmann.

Nachdem ich kürzlich in Nr. 1 dieses Jahrganges auf einen in der modernen Biologie sich vollziehenden Umschwung der Ansichten von der rein mechanistischen zu einer vitalistischen Auffassung aufmerksam gemacht und die Lehren des Botanikers J. Reinke in dieser Beziehung vorgeführt habe, gestatte ich mir heute diese Ausführungen durch die Darstellung der Lehren des Zoologen Hans Driesch in Heidelberg zu vervollständigen, der wohl am entschiedensten von allen modernen Zoologen den Vitalismus, oder wie er lieber sagt, die Autonomie der Lebensvorgänge vertritt.

Seine Schriften scheiden sich in solche vor 1896 und in solche nach 1896. Die ersteren*) enthalten eine Vertheidigung der Teleologie, aber auf Grund einer rein mechanistischen Anschauung, einer „Maschinentheorie des Lebens"; erst in den letzteren**) vollzieht er den Uebergang zum Vitalismus. In den ersteren betont er den teleologischen Charakter des jeweiligen morphologischen Ergebnisses als gleichberechtigt neben der Entwickelungsmechanik, aus der er hervorgeht, hält aber an der Zulänglichkeit der anorganischen Gesetzlichkeit zu ihrer Entstehung fest; in den letzteren dagegen erkennt er die Unzulänglichkeit dieser Auffassung, die klaffende Lücke in ihr, schreitet zu der Annahme einer eigenen organischen Gesetzlichkeit in den elementaren Lebensvorgängen fort, und stürzt damit die Grundlage, auf der er bis dahin gebaut hatte, die Maschinentheorie des Lebens, um. In den ersteren gelangt er bloß zu einer „statischen Teleologie", im Sinne einer von teleologischen Gesichtspunkten geleiteten Morphologie; in den letzteren erst gelangt er zu einer „dynamischen Teleologie", die in das reale gegenwärtige Geschehen als leitende Macht eingreift und die physikalisch-chemischen Energieumsätze zu morphologischen Zielen hinleitet. In den ersteren spricht er nur bildlich von einem Vitalagens, in dem Sinne, daß die Resultate sich so darstellen, als ob ein solches mitgewirkt hätte: in den letzteren erhebt er es zu einem gegenwärtig wirksamen, reellen Princip, das die specifische organische Gesetzlichkeit der Lebensvorgänge aus sich entfaltet und durchsetzt. In den ersteren behandelt er den biologischen „Bildungstrieb" und die physikalische „Kraft" als gleichwerthige, auf gleicher Stufe stehende Fiktionen; in den letzteren nimmt er diese Parallelisirung zurück und sondert das Lebensagens scharf von allem, was in der Physik als Kraft oder gar als Energie bezeichnet wird. In den ersteren nimmt er eine „Causalharmonie" als allein ausreichende Erklärung an; in den letzteren verwirft er diesen stark an die prästabilirte Harmonie erinnernden Begriff als auf sich selbst beruhende Erklärung und leitet das, was er ausdrücken soll, das Zusammenpassen der Reizarten und Reactionsweisen bei den verschiedenen Theilvorgängen eines Organismus, selbst erst wieder aus der dynamischen Teleologie ab. In den ersteren erkennt er bereits die Gleichberechtigung der causalen und teleologischen Betrachtungsweise, die Unentbehrlichkeit beider und die Unmöglichkeit, das Teleologische mit causalen Mitteln erklären zu wollen, an, ja sogar, er bemerkt, daß die causale Betrachtung sich nur auf der Oberfläche des Problems bewegt und die teleologische die wesentlichere ist; in den letzteren erhebt er sich zu der Einsicht, daß das Causale selbst teleologisch ist, daß also das Teleologische die Causalität selbst durchdringt, über sie übergreift und sich damit als die höhere der beiden Kategorien erweist. In den ersteren erschwert er sich die Sache dadurch, daß er sich Schopenhauer's all zu engen Begriff der Causalität im Sinne eines bloßen äußeren Anlasses oder Reizes aneignet, in welchem natürlich für das Teleologische kein Platz ist; in den letzteren erweitert er den Begriff der zureichenden Ursache zu der Gesammtheit der inneren und äußeren Bedingungen, von denen das Geschehen abhängt, und zu deren ersteren auch das Lebensagens gehört. In den ersteren steht er auf gleichem Boden mit einer Reihe neuerer Biologen, die mit der antiteleologischen, mechanistischen Weltanschauung gebrochen haben, aber sich bemühen, das organisch Zweckmäßige doch wieder als bloßes Ergebniß anorganischer Gesetzlichkeit zu begreifen (z. B. Roux, Haacke, Rindfleisch, Kassowitz, Coßmann); in den letzteren kehrt er zu dem Standpunkt des eigentlichen Vitalismus zurück, wie ihn in den beiden letzten Generationen Johannes Müller und K. E. von Baer vertreten haben, und gegenwärtig J. Reinke und der Anatom F. Reinke vertreten.

Das Verdienst von Driesch besteht hauptsächlich darin, daß er die Lebensvorgänge schärfer analysirt als seine Vorgänger und genauer auf die Punkte hinweist, wo das Versagen aller materialistischen und mechanistischen Erklärungsversuche offenkundig wird. Wenn er damit den Vitalismus streng bewiesen zu haben glaubt, so dürfte der Widerspruch seiner Fachgenossen ihm zeigen, daß seine Gründe schwerlich als strenge Beweise anerkannt werden dürften, weil vor solchen

*) Die Biologie als selbständige Grundwissenschaft, Leipzig, Engelmann, 1891. Analytische Theorie der organischen Entwickelung, ebenda 1894.

**) Die Maschinentheorie des Lebens (im Biologischen Centralblatt 1896 Bd. XVI Nr. 9). Studien über das Regulationsvermögen der Organismen (im Archiv für Entwickelungsmechanik 1899—1901). Die Localisation morphogenetischer Vorgänge, ein Beweis vitalistischen Geschehens, Leipzig, Engelmann, 1899. Die organischen Regulationen, Vorbereitungen zu einer Theorie des Lebens, ebenda 1901.

ja jeder Widerspruch verstummen müßte. In der That erhöhen sie nur die Wahrscheinlichkeit der vitalistischen Hypothese, ohne ihr zu apodiktischer Gewißheit zu verhelfen, und bewegen sich im Allgemeinen in den gleichen Bahnen wie die seiner vitalistischen Vorgänger und Zeitgenossen. Jedenfalls aber hat Driesch den Vitalismus unter seinen Fachgenossen wieder in den Rang eines discutablen Problems eingesetzt, während ihm ein Menschenalter lang das Stigma absoluter Unwissenschaftlichkeit aufgedrückt war. Die Anerkennung eigener organischer Elementargesetze von dynamisch-teleologischem Charakter steht nicht mehr, wie so lange behauptet wurde, im Widerspruch mit wissenschaftlicher Exactheit, sondern gerade die exacteste Analyse führt zu ihrer Unentbehrlichkeit. Ob Driesch Recht hat, darüber wird noch lange gestritten werden, aber daß er den Bann des dogmatischen Vorurtheils in der Zoologie gebrochen hat, daß er die Möglichkeit dieses Streites in den wissenschaftlichen Fachkreisen wieder eröffnet hat, das ist ein zweifelloser Gewinn für die Unbefangenheit der ferneren Forschung. —

Das mechanistische Dogma in der Biologie stützt sich hauptsächlich auf Dreierlei. Der erste Punkt ist der Glaube, daß Darwin und seine Jünger die Zweckmäßigkeit der Organismen, so weit eine solche besteht, durch rein mechanische Principien erklärt haben. Der zweite Punkt ist der Glaube an die formerzeugende Wirksamkeit bestimmter chemischer Stoffe und Stoffmischungen, wie er besonders von Weismann und Roux gepflegt wird. Der dritte Punkt ist die Erklärung der fertigen Structur des Organismus aus der Structur des befruchteten Eies, und dieser aus der Structur der Eltern und so zurück bis zu der Urstructur des allerersten Organismus. Diese drei Punkte sind zunächst kritisch zu beleuchten.

Der Darwinismus, nicht als Abstammungslehre, sondern als mechanistischer Erklärungsversuch der Organisation, gehört nach Driesch der Geschichte an als eine Variation über das Thema „Wie man eine ganze Generation an der Nase führt“; er giebt, wie G. Wolff bemerkt, die Zweckmäßigkeit seinen Jüngern in möglichst zahlreichen, aber möglichst verdünnten Dosen, in der Hoffnung, daß nichts davon gespürt werde. Die Auslese schafft nur einen besseren Durchschnitt in quantitativ-physiologischer Hinsicht; aber die Zuchtwahl kann nicht die Vererbungssicherheit und die Entstehung von Regulationsmechanismen erklären. Alle materialistischen Vererbungstheorien sind in jeder möglichen Form falsch, nicht bloß in derjenigen, welche Weismann ihnen gegeben hat. Die zufällige und allmälige Entstehung specifischer Formen durch langsame Steigerung ist zu verwerfen; nur die „sprungweise“ spontan entstehenden Modificationen (Kölliker's Heterogonie, de Vries' „explosive Mutationen“) dürften einer rationellen Abstammungslehre dereinst zur Grundlage dienen. Einer solchen zeitweiligen explosiven Entstehung neuer Varietäten und Arten steht aber die mechanistische Weltanschauung völlig rathlos gegenüber.

Der zweite und dritte Punkt, die Erklärung durch specifische Stoffe und durch specifische Structur lassen sich unter dem Structurbegriff vereinigen, wenn man anerkennt, daß die specifische Beschaffenheit eines chemischen Stoffes auf einer besonderen Molekularstructur oder Atomenanordnung beruht. Die Structur ist dann eben nur in eine feinere, durch die ganze specifische Stoffmenge hindurch gleichmäßige, molekulare, chemische, und in eine gröbere von ungleicher Vertheilung, molare oder tektonische zu unterscheiden.

Die unorganische Form haftet an der chemischen Beschaffenheit des unorganischen Stoffes und ist von ihr abhängig; wir kennen aber keine organischen Stoffe, deren Functionen die organischen Formen wären. Im Krystall kehrt dieselbe typische Anordnung in allen Theilen wieder, im Organismus zeigt jeder Theil specifische, morphologische Verschiedenheiten und deshalb hat auch nur er Arbeitstheilung für seine Bestandtheile. Ein Organ, z. B. eine Wurzel, ein Sproß, eine Blüthe, ist nichts Einheitliches, in sich Homogenes wie ein Krystall, und darum kann es auch nicht Product eines specifischen homogenen Stoffes sein, der für seine Entstehung vorbereitet ist. Jedes Organ ist ein höchst verwickeltes, aus vielen Elementarorganen zusammengesetztes Gebilde; es könnten also höchstens für diese Elementarorgane specifische Stoffe angenommen werden; solche könnten dann aber noch immer nichts dazu beitragen, die Anordnung dieser Elementarorgane im Organ zu erklären, auf der doch erst die Structur des Organs beruht. Weismann hat die in einem Organismustheile liegenden Entwickelungsvermögen hypostasirt und verstofflicht; so gelangt er zu submikroskopischen, hypothetischen Stoffen, die er Iden, Biophoren, Determinanten nennt. Sie alle können aber noch nicht in sich gleichartig sein, sondern müssen eine specifische Structur haben. Sie müssen sich durch Theilung vermehren können, um viele Eier und Spermatozoen bilden zu können, müssen also zunächst ihre Structur spalten und dann jede Hälfte wieder zur ganzen vervollständigen können, also das Theilungs- und Regenerationsvermögen schon besitzen, das durch sie an den ganzen Organismen gerade erst erklärt werden soll. Die Weismann'schen Hypothesen sind am gründlichsten von Haacke kritisirt und widerlegt worden. Ohne Zweifel kann das Vorhandensein bestimmter Vorrathsstoffe den Aufbau bestimmter Organe erleichtern, die gerade nach diesen Stoffen ein besonderes Bedürfniß haben; vielleicht kann es sogar als Reiz auf die Einleitung eines solchen Bildungsvorganges wirken, obschon dafür die Beweise fehlen. Aber mehr können specifische Stoffe sicherlich nicht leisten, und wohl nichts hat der Biologie mehr geschadet als das Haften an einem solchen dogmatischen Stoffbegriff. Das Vorhandensein von Vorrathsstoffen allein kann ebenso wenig zureichende Ursache für die Entstehung von bestimmten Organen sein wie das Vorhandensein von Kohlen- und Erzlagern in der Erde die zureichende Ursache der Entstehung von Berg- und Hüttenwerken.

Der dritte Punkt besagt, daß eine rein causale Erklärung der Organismen-Entstehung nur auf Grund einer Maschinentheorie des Lebens möglich ist. Wenn aus dem Ei rein nach unorganischen, d. h. physikalischen und chemischen Gesetzen ein Organismus werden soll, so ist das nur so denkbar, daß das Ei eine Maschinenstructur von gleicher Complication hat wie der fertige Organismus, daß alle Wachsthumsvorgänge nur Leistungen der Maschinenstructur des Eies sind, und daß bei diesem Wachsthum keine eigentliche Neubildung, kein Zuwachs neuer Maschinentheile, (keine Epigenesis), sondern nur Entfaltung der bereits im Keime vorangelegten unsichtbaren Structur zur Sichtbarkeit ihrer Theile (Evolution) stattfindet. Das Ei und seine Befruchtungsstoffe müssen wiederum als Producte der maschinellen Leistung der organischen Structur der Eltern aufgefaßt werden, sind also in demselben Sinne bloß Entfaltung maschineller Anlagen der elterlichen Organismen, wie der aus dem Ei erwachsende Organismus Entfaltung der maschinellen Anlagen des Eies ist. Mit jedem Rückgang um eine Generation müssen die maschinellen Anlagen complicirter gedacht werden, um durch bloße Entfaltung des in ihnen Eingeschachtelten alles das leisten zu können, was bei dem Lebensproceß thatsächlich zu Tage tritt. Zuletzt muß also alle Causalerklärung nach unorganischen Gesetzen auf die maschinelle Structur des ersten Organismus oder der ersten Organismen zurückgehen und in diese eine geradezu ungeheuerliche Complication von maschinellen Anlagen hineinverlegen.

Daß uns der Verstand bei solcher Complication stillsteht, macht den Mechanisten wenig aus, weil sie sich auf die unerforschliche Feinheit in der Zusammensetzung der Materie berufen. Bedenklicher ist schon, daß die Urstructur der Urorganismen die allercomplicirtesten Einrichtungen verlangt, um in der Stammesgeschichte des Pflanzen- und Thier-

reichs alle höheren Organismen allmälig aus sich entfalten zu können. Denn man pflegt im Sinne der Abstammungslehre zu erwarten, daß die Uranfänge der Organisatian die einfachste, und nicht die camplicirteste maschinelle Structur haben. Was wir beabachten können, ist immer nur die causale Verknüpfung zwischen verschiedenen Entwickelungsstufen des werdenden Organismus; aber wir werden niemals die Eistructur oder gar die Urstructur der Urarganismen sa durchschauen können, daß wir die Structur des fertigen Organismus aber der aus der Urstructur hervargehenden Organismenreihe varhersagen könnten. Wir verlegen einfach das Bildungsvermögen dessen, was wir beim Wachsthum entstehen sehen, in die hypathetische Structur der früheren Entwickelungsstufe zurück und statten diese mit specifischen latenten Patenzen aus, was nicht viel schadet, aber auch nicht viel nützt. Der Schade tritt erst dann zu Tage, wenn man mit dieser Maschinentheorie das Leben wirklich erklärt und zwar exact erklärt zu haben glaubt, weil man dann mit der Maschinenhypathese jede andere Hypothese überflüssig gemacht zu haben glaubt, und die erstere statt für eine Hypathese für eine unumstößliche wissenschaftliche Theorie hält, neben der jede vitalistische Hypathese als unwissenschaftliche Phantasie zu verwerfen ist.

Die Ungeheuerlichkeiten der Maschinentheorie des Lebens verschwinden safort, wenn man jede gegebene Structur als Ergebniß des Zusammenwirkens der einfacheren Structur eines früheren Zeitpunktes mit der leitenden Thätigkeit des Lebensagens auffaßt. An die Stelle einer blaßen Entfaltung des Eingeschachtelten tritt dann wahrer Zuwachs und Höherbildung. Die maschinelle Structur bleibt auf jeder Entwickelungsstufe unentbehrliche Grundlage und Bedingung der Fartbildung, hört aber auf, ihre zureichende, erschöpfende Ursache zu sein, ähnlich wie die Wirksamkeit der unarganischen Naturgesetze unentbehrliche Grundlage und Bedingung des Lebens bleibt, ahne doch es ans sich allein hervarbringen zu können. Alle maschinellen Einrichtungen in Organismen sind, in der Stammesentwickelung betrachtet, selbst Resultate früherer Lebensvargänge, d. h. der Bethätigung des Lebensagens. Sie sind einerseits Hülfsmittel und Erleichterungen für bestimmte Leistungen, andererseits aber auch Beschränkungen der Leistungsfähigkeit des Organismus nach bestimmter Richtung. Wa immer jedoch das Leben in seinen Aeußerungen maschinell beschränkt ist, da hat es sich selbst beschränkt, um die ihm am häufigsten abliegenden Ausgaben desta leichter lösen zu können. —

Die völlige Unzulänglichkeit der Maschinenthearie des Lebens ergiebt sich nun weiter aus zwei Erwägungen, die Driesch als seine zwei Beweise des Vitalismus bezeichnet. Beide besagen, daß Maschinen bei ihrer Theilung nicht ganz bleiben und nicht mehr als ganze Maschinen wirken können. Der erste Beweis bezieht sich auf eine gewaltsam van außen her erfalgende Zertheilung ader Verstümmelung der Maschine aber eine wesentliche Umlagerung ihrer Theile, der zweite auf die spantane Theilung einer Maschine in zwei gleiche Hälften, deren jede qualitativ dasselbe leistet wie die ganze.

Es giebt Maschinen mit ausgedehnter und zum Theil sehr künstlicher Selbstregulation ihrer Leistungen; aber diese Selbstregulatian des Maschinenganges bezieht sich dach meist nur auf gewisse quantitative Verhältnisse (z. B. Dampfdruck, Umdrehungsgeschwindigkeit und dergleichen) und ist davan abhängig, daß die Zusammensetzung der Maschine ungestört bleibt. Man kann auch Maschinen sa einrichten, daß beim Verlust gewisser Theile andere Theile die Leistungen der fartfallenden übernehmen; aber die Reactiansweise der Maschine ist immer eng begrenzt, d. h. sie setzt typische Störungen voraus, um ihre typischen Leistungen regulativ zu vallbringen. Keine Maschine kann ihre typischen Leistungen regulativ aufrecht erhalten, wenn sie aan atypischen Störungen betraffen wird, auf die sie nicht eingerichtet ist. Keine Maschine kann die ihr geraubten Theile wieder ersetzen und sich zum früheren Zustande ergänzen. keine ihre gewaltsam umgelagerten Theile sa umbilden, daß ihre narmale Lage wieder erreicht wird, keine vermag sich zweckmäßig salchen Verhältnissen anzupassen, für die sie nicht van Anfang an eingerichtet war. Das alles aber leistet der Organismus, wenigstens im embryanalen Zustande und auf salchen Entwickelungsstufen des Pflanzen- und Thierreiches, beziehungsweise in salchen arganischen Theilen, die dem embryanalen Zustande ähnlich geblieben sind.

Man kann sich eine Maschine ersinnen, die auf gewisse Auslösungen hin sich in zwei Theile theilt, deren jeder qualitativ dieselbe Leistung vallbringt wie die ganze. Aber dann ist eben die ganze Maschine der maschinelle Regulatar für den Theilungsproceß, und er bleibt nur möglich, sa lange dieser Regulator wirksam ist. Jeder der Theile kann sich mithin nicht wieder theilen, weil ihm dieser Regulatar fehlt; die Theile mögen sanst das Gleiche leisten wie das Ganze, aber darin müssen sie ihm ungleich sein, daß ihnen die maschinelle Regulatian für weitere Theilung fehlt, welche die ganze Maschine besaß. Die Organismen dagegen theilen sich in Theile, die sich immer weiter theilen können.

Die maschinelle Regulatian durch die arganische Structur spielt bei den Lebensvargängen eine wichtige Ralle, aber sie reicht nicht aus, um Alles zu erklären. Zu den eindeutig ader mehrdeutig varherbestimmten maschinellen Regulatianen (die J. Reinke „Arbeitsdominanten“ nennt) müssen die nicht vorherbestimmten, den jeweiligen Verhältnissen sich activ anpassenden Regulatianen hinzutreten (die J. Reinke „Gestaltungsdaminanten“ nennt). Bei den Letzteren ist die dynamische Telealagie des Lebensagens unverkennbar; bei den Ersteren verschleiert sie sich, weil die statische Zweckmäßigkeit der maschinellen Structur dem Beabachter als etwas Gegebenes entgegentritt, und erst das tiefere Nachdenken auf ihre Entstehung aus früheren Bethätigungen des Lebensagens zurückweist.

Die Ansicht van den specifischen Staffen aber Substanzen gipfelt in der Hypathese einer specifischen Lebenssubstanz. Unter diesem Gesichtspunkte ist Assimilatian Ueberführung nicht lebender Substanz in lebende Substanz, Dissimilatian Ueberführung lebender Substanz in nicht lebende. Alle sanstigen chemischen Umwandlungen im Organismus würden nur Varstufen der Assimilatian aber Falgenerscheinungen der Dissimilatian sein, Aufspeicherung van Varrathsstaffen in einer für die Assimilatian besanders geeigneten Farm und Umwandlung der dissimilirten Staffe in eine zur Ausscheidung geeignete Form. Was man gewöhnlich Assimilatian nennt, die Bildung van Varrathsstaffen (z. B. Stärke, nicht lebendem Eiweiß), ist gar keine salche, da sie nicht van den etwa schan varhandenen gleichen aber ähnlichen Stoffen, sandern van der lebenden Substanz ausgeht, der die gebildeten, nicht lebenden Staffe immer ungleich sind. Die ganze Ansicht van der lebenden Substanz, wie sie besanders von Kassawitz ausgearbeitet ist, wird aber hinfällig, wenn es gar keine lebende Substanz giebt, sandern das, was sa erscheint, eine an sich nicht lebende chemische Substanz van gegebener Structur unter Leitung des Lebensagens und seiner specifischen arganischen Elementargesetze ist. Es giebt dann auch keine besandere physialagische Chemie, sandern nur chemische Synthesen und Spaltungen unter der Herrschaft der fundamentalen Lebensgesetze. Nur Ruhepunkte für die Abstraction sind dann die jeweiligen chemischen Stoffe im Lebenspracesse, und das Lebendige liegt nicht in ihnen, sandern in dem Werden und Verändern, das zwischen ihnen vargeht und durch das sie umgewandelt werden.

Der dynamisch telealogische Charalter des Lebensagens zeigt sich nicht nur in der activen Anpassung jeder Functian an atypische Reize und Störungen, sandern auch darin, daß

jeder Theil eines Organismus nicht nur die zu seiner Selbsterhaltung nöthigen Eigenfunctionen verrichtet, sondern auch die harmonischen Functionen, die für das Ganze nöthig sind. Dies tritt besonders deutlich zu Tage, wenn ein und derselbe Theil eines beschädigten niederen Organismus oder Embryo ganz verschiedene Functionen ausübt, je nach der Art der Verstümmelungen, die ersetzt werden müssen, oder der Umlagerungen, die rückgängig gemacht werden müssen. Die Abhängigkeit der Theilleistung von der Lage des Theiles zu dem Rest des Ganzen und von dem wiederherzustellenden Typus, die Anordnung der örtlichen Lage der neu zu bildenden Stoffe untereinander und zum Restganzen, giebt Probleme auf, die auf keine Weise mit den Mitteln einer Maschinentheorie zu lösen sind. Dem genaueren Nachweise für diese Behauptung sind Driesch's Schriften seit 1899 vorzugsweise gewidmet.

Daß die Lebensprocesse causal nothwendig sind, ist selbstverständlich und überflüssig zu betonen. Man muß nur beachten, daß sie nicht rein causal unter Ausschluß jeder Teleologie sind, daß vielmehr das dynamisch-teleologische Lebensagens mit unter die inneren Bedingungen zu befassen ist, die mit den äußeren zusammen die vollständige Ursache des jeweiligen organischen Geschehens ausmachen. Ebenso muß man dessen eingedenk bleiben, daß gesetzmäßige Nothwendigkeit ein weiterer Begriff ist als unorganische Gesetzmäßigkeit, die sich zuletzt auf mechanische Gesetzmäßigkeit zurückführen läßt; denn die gesetzmäßige Nothwendigkeit schließt auch die fundamentale organische Gesetzlichkeit mit ihrer activen Anpassung und dynamischen Teleologie ein. Causal nothwendig ist also ein weiterer Begriff als mechanisch und schließt das Teleologische nicht aus, sondern ein. Allerdings läßt sich die gesetzliche Nothwendigkeit in der Biologie nicht durch Gleichungen ausdrücken wie in der Physik; denn die physikalischen Gleichungen drücken quantitative Beziehungen zwischen Energiearten oder Energiefactoren aus und vergleichen letzten Endes Alles mit mechanischer Energie, während die Agentien in der Biologie weder Energien nach Energiefactoren sind, noch auch solchen vergleichbar sind.

Das Lebensagens ist dasselbe, was Aristoteles als „Entelechie" bezeichnete. Es ist ein an sich unräumliches und unzeitliches Princip von intensiv quantitativer Mannigfaltigkeit, das sich aber bei seiner Bethätigung sowohl zeitlich, als auch räumlich in drei Dimensionen, auseinanderlegt. Während dem Vitalagens als solchen die extensive Quantität fehlt, tritt sie in seiner Entfaltung als quantitativ bestimmte Ordnung hervor und heißt so Typus. Auch das intensive Lebensagens ist an sich nicht theilbar, es bleibt ganz und ungetheilt, auch wenn der Typus durch Theilung eines Organismus sich in mehreren Exemplaren verwirklicht. Driesch vergleicht die Constanz des biologischen Typus mit derjenigen der physikalischen und chemischen Constanten; der wesentliche Unterschied ist aber festzuhalten, daß die letzteren als Constanten in Gleichungen auftreten, der erstere nicht. Das Lebensagens ist nicht ein formal teleologischer Begriff, sondern ein dynamisch-actueller elementarer Naturbegriff (in der Ausdrucksweise Kant's also nicht bloß von regulativer, sondern auch von constitutiver Giltigkeit).

Mit der dreidimensionalen Räumlichkeit seiner dynamischen Wirksamkeit ist es nicht zu vereinigen, daß Driesch den Standpunkt eines erkenntnißtheoretischen Idealismus vertreten zu können glaubt. Ebenso unvereinbar scheint sein Solipsismus, d. h. sein Kampf gegen die Vielheit der Bewußtseine, mit der realen Vielheit bewußter Organismen. Driesch irrt ebenso, wenn er glaubt, daß seine Naturphilosophie auf dem Boden eines consequenten erkenntnißtheoretischen Idealismus überhaupt möglich sei, als wenn er bestreitet, daß sie mit einem erkenntnißtheoretischen Realismus verträglich sei. Wie er das Schopenhauer nachgesprochene verächtliche Urtheil über Hegel bereits widerrufen hat, so wird auch eine genauere Revision der Kant-Schopenhauer'schen Erkenntnißtheorie ihn von ihrer Unbrauchbarkeit für den Naturforscher überzeugen. Doch das ist nebensächlich; seine naturphilosophischen Bestrebungen werden ihren Werth behalten, gleichviel ob er in der Erkenntnißtheorie noch zu einer anderen Ansicht gelangt oder nicht.

Arbeit und Alkohol.

Von Dr. Eduard von Mayer.

Die Alkoholgegner nennen den Alkohol ein Gift, einen Verderber und Zerstörer des Lebens; sie haben wissenschaftlich über und über Recht. Aber ebenso ist es eine wissenschaftliche Thatsache, daß der thierische Körper sich beständig selbst vergiftet, und nur durch Erzeugung von Gegengiften, in den Drüsen des Leibes selbst, wird der gesunde Zustand wieder hergestellt. Solch ein unentbehrliches Gegengift in dem Getriebe unseres gesammten Lebens ist nun auch der Alkohol. Das Gift aber, wogegen er angewandt wird, ist gerade das, worin unsere Gesittung je länger, je mehr die Achse des menschenwürdigen Daseins sieht, die Arbeit. Unsere ganze Lebensentfaltung ist ein System von Gegengiften; und da wird wohl auch der Alkohol seinen Platz behaupten. Das Rauschbedürfniß ist nicht einfach wegzuverbieten, wird es doch immer wieder erzeugt, und zwar durch die Art und Weise, wie das äußere Leben des Menschen zwangsmäßig verläuft.

Das Ding an sich, oder genauer gesprochen, das Geschehen an sich, ist That; Bethätigung ist das Wesen jedes Körpers, Thätigkeit ist auch, was das Leben des Menschen ausmacht. Aber Arbeit ist noch nicht Thätigkeit, ist nur eine verzerrte, zerstückelte, entwerthete und entgeistete Thätigkeit. Gewiß, der Mensch muß sich, und zwar ganz ohne eigenes bewußtes Zuthun und Wollen, bethätigen, er muß die Kräfte entladen, die sich immer wieder in ihm ansammeln, und er kann sie, seinen Launen entgegen, auch nur nach den mehr oder minder günstigen Anlässen der Außenwelt entspannen. Dennoch, aber vielleicht gerade darum, ist die Thätigkeit das Urpersönliche, und der Mensch schätzt seine Thätigkeit nur darnach ein, wie weit sie seinem eigenen Leben förderlich ist. Den Maßstab dieser Förderung besitzt er aber in seinem Lustgefühl.

Das Gefühl der Lust tritt im Bewußtsein auf, sobald und solange die inneren Kraftverhältnisse des Menschen eine gewisse Stetigkeit andeuten; je größer diese scheint, um so höher ist die Lust. Dieser Schein der Stetigkeit, der so oft und so leicht Lügen gestraft wird, hängt aber von dem Grade der Krafterfüllung in den lebendigen Zellen ab. Doch nur innerhalb eines gewissen Mittelzustandes kommt es zu diesem Bewußtsein unendlicher Gegenwart; ein Untermaß wie ein Uebermaß von Kraft wirkt gerade entgegengesetzt und erzeugt aus seiner Unhaltbarkeit das Gefühl der Unlust. Der Mensch ist auf Austausch mit der Umwelt angewiesen, und daher entsteht das peinvolle Uebermaß, wenn die äußeren Glieder nicht den Anforderungen genügen können, die das Innere an sie stellt; wenn sie die drängenden Kräfte nicht bewältigen können und das Innere unentlastet bleibt. Umgekehrt ergiebt sich ein Untermaß, wenn die inneren Theile — das Centralnervensystem — nicht so viel hergeben können, als die äußeren Glieder ihnen zu entnehmen pflegen. Das Untermaß gleicht sich durch Aufnahme von Kraft aus, das Uebermaß durch eine verstärkte Bethätigung, und der Ausgleich ist vollzogen, sobald an die Stelle des abnehmenden Unlustgefühles das der Lust tritt. Daher weiß der Mensch un-

mittelbar, wie es mit ihm bestellt ist; nur daß er meistens die Zeichen nicht zu deuten versteht und seine Segel nicht nach dem Winde zu stellen vermag.

Die Wissenschaft redet in ihrer Uebertragung von Luft- und Lichthunger; und ebenso dürfen wir dem Menschen einen Lusthunger zusprechen. Wie der Mensch ohne ein festes Maß von Nahrung, von Sauerstoff, von Licht und Wärme sich erschöpfen muß, so ist auch Vorbedingung seines bewußten Lebens, daß ihm sein tägliches, wohlgerütteltes Theil Lust werde. So aber anders muß er zu seiner Freude kommen, er muß sie aus seinem Tagewerke herauswirthschaften, oder das Ganze hat für ihnen keinen Pfifferling Werth. Denn das Ganze des Leibes faßt sich für den Menschen ja im Bewußtsein zusammen, und nicht ein leeres geistiges, sondern ein unerbittlich physisches Bedürfniß offenbart sich in seinem Lusthunger.

Und wie kommt nun der Mensch zu seiner Lust? Im geregelten Verlaufe erzeugt sich in jedem Menschen so viel Lust, als er braucht. Das Unglück ist ja aber, daß heute die natürliche Regelung des Leibes durch den Leib eigentlich unmöglich geworden ist. Ob in Jahrtausenden von Anpassung eine neue Regelung wird eintreten können, ist doch sehr zu bezweifeln. Die natürliche Regelung fließt ja aus dem gegenseitigen Kraftbedarf der einzelnen Glieder des Leibes, die nun einmal so vorhanden sind, und auf deren selbst nur theilweise Rückbildung ist doch nicht zu rechnen. Aber wenn auch, das neue Glück käme so späten Geschlechtern zu Gute, daß das wirkliche Elend der einstweilen Lebenden dadurch nicht gehoben würde. Dieses Elend, dieses Untermaß von Lust, diese ganze Verzerrung der natürlichen Zustände kommt aber aus dem Mißverhältniß der Leistungen, zu denen der Mensch heute gezwungen ist. Und diese stammen aus der Arbeitstheilung, die dem Menschen sich stückweise zu Markte tragen heißt. Die getheilte Arbeit, das ist die entgeistigte Thätigkeit, von der ich oben sprach, und sie ist dem Wesen des Menschen ein zerrüttendes Gift.

Natürlich, eine stetige Entwickelung und Höherbildung der Lebewesen war ohne Sonderung, ohne Theilung der Aufgaben nicht zu erreichen; oder vielmehr, aus der unwillkürlichen Sonderung der Leistungen ergoben sich höhere Leistungen im Einzelnen und beim Zusammenwirken. Aus dem kernlosen, ungesonderten Eiweiß ist ja so durch die Theilung der organischen Aufgaben die ganze reiche Pflanzen- und Thierwelt entstanden; die Arbeitstheilung hat aus den rohen, unbehülflichen Naturmenschen die Menschen der Hochcultur gemacht. Unbestreitbar, aber ebenso unbestreitbar ist es, daß jede Tendenz sich überschlägt, wenn sie einseitig zur Geltung gelangt. Und auf diesem Punkte befindet sich, nicht seit heute erst, der Grundsatz der Arbeistheilung. Möglich, wie gesagt, daß sie in zahllosen Geschlechtern zu einer weiteren Artentheilung der Menschheit führen kann; sicher aber, daß sie drauf und dran ist, uns einstweilen von dem Gipfel herunterzustürzen, auf den sie uns langsam hinaufbefördert hat. Denn wenn man genauer zusieht, wirkt die Arbeitstheilung im menschlichen Gemeinleben ganz anders, als im leiblichen Einzelleben. Gewiß, jedes Glied des Leibes hat seine eigenthümliche und einfache Aufgabe. Zu ihrer Erfüllung gehört die Mitarbeit aller Anderen, und erst aus der Gemeinsamkeit ihrer Thätigkeiten bildet sich das gesunde Ganze heraus, das sich im Bewußtsein des Menschen spiegelt. Das Gemeinleben hingegen wird niemals dermaßen ein Ganzes, daß der einzelne Mensch wirkliche Einbußen seines vielgestaltigen persönlichen Lebens nun durch einen fragwürdigen Gewinn der Gesammtheit für ausgeglichen halten kann. Eine hohe Idee kann ihm natürlich Vieles ersetzen, ihn Vieles ertragen lassen, aber diese Tröstung schöpft er doch wieder einzig aus sich selbst, mag auch vielleicht ein ameisenmäßiges Gesammtbewußtsein einen gewissen Untergrund bilden. Der Mensch eben ist dem Menschen das wahrhaft Wirkliche: gegenüber den Gliedern seines Leibes ist der Gesammtleib das Höhere und Werthvollere; gegenüber dem Gemeinleben aber ist der Einzeltheil, die einzelne Persönlichkeit doch das Realere und Ausschlaggebende.

Die Arbeitstheilung mag deßhalb immerhin wirklich die letzte Vorbedingung für ein gedeihliches Gemeinleben sein, für den einzelnen Menschen wird sie leicht zum Grab; und sollte das nicht auf das große Ganze schädigend zurückwirken? Denn die Anforderungen der Arbeit, der socialen Leistung, erzeugen eine Störung des natürlich geregelten Lustbedürfnisses im Menschen. Das gesammte Leben ist Erwerbsleben, aber dieser Kampf um den Erwerb ist heute nicht bloß ein Kampf um's Brod. Gesteigerte Ansprüche erfordern eine weit ausgiebigere Ausnützung der Kräfte, als es die groben Nahrungsbedürfnisse verlangen würden. Diese feinere Genußsucht der Civilisation ist es also, die den Menschen in immer wachsenden Erwerb hetzt und immer weiter die Arbeittheilung durchführt. Aber es ist ein verderblicher Kreislauf: die feinere Genußsucht ist schon eine Folge der Arbeitstheilung, und jede weitere Theilung und Zersplitterung der Arbeit wird die Genußsucht erhöhen, die Erwerbsnothwendigkeit steigern, also weiter und weiter die menschliche Thätigkeit atomisiren, bis das Chaos da ist: und da kann der Mensch nicht mehr mit.

Denn was der Mensch aus freiem Antriebe thut und zu eigenen Zwecken, das befriedigt ihn, das erfüllt sein ganzes Wesen, das bringt ihm auch die richtige Lust ein. Arbeitet er dagegen aus Zwang, ohne jede innere Betheiligung an dem Werke seiner Hände, muß er bis zur Ermüdung schuften, dann wird diese Thätigkeit, ob geistige oder mechanische, ihm nicht nur keine Freude sein, sondern ihn auch noch gemüthlich aushöhlen und physisch abstumpfen. Aber seine Lust muß er haben, er muß sie in seinen Mußestunden gewinnen und die verlorenen todten Stunden der Arbeit nachzuholen suchen; er muß in seine Abende und Feiertage das wilde Lustbegehren hineinpressen, das sich in ihm aufspeicherte. Und je eher er zu diesem Ziele der krampfhaften Ueberlust, des Rausches, kommt, um so lieber ist es ihm. Und da wird sein Freund, sein Tröster, sein Sorgenbrecher — der Alkohol, das oberste der socialen Gegengifte, weil das wirksamste. Morphium, Aether, Thee, Kaffee, Hazardspiel, Wetten, rohe Possen, Prostitution sind darin seine Brüder, daß sie den nach Lust dürstenden Menschen schmutziges Wasser aus ekeln Gefäßen trinken lassen: hat er doch keine Zeit, klares Quellwasser zu genießen.

Nehmt dem Menschen die Freude seiner Selbstbethätigung, und ihr macht ihn zum Genüßling! Unsere Gesittung, die mit ihrer Sittlichkeit prunkt, entsittlicht den Menschen, indem sie ihn maßlos macht: denn alles Maß entspringt aus der gegenseitigen lebendigen Hemmung zusammenwirkender Glieder; die zerstückelten Glieder aber rasen bis zu Ende, wie die Uhrfeder, deren Hemmung beseitigt wurde. Maßlosigkeit, Rücksichtslosigkeit, Häßlichkeit und Krankheit sind die Folgen unseres Arbeitslebens. Darauf hätte alle Erziehung hinzuwirken, daß dies anders werde! Nur diejenige Arbeit, die der Mensch mitleben, die er zu seiner vollen Thätigkeit erheben kann, ist ein Segen, ist Gesundheit; die Arbeit aber, die der Mensch nicht als wahre Lebensaufgabe empfindet, ist ein Fluch, ein sicher wirkendes Gift. Der Kampf gegen den Alkohol wird erst dann Erfolg haben, wenn gegenüber der Stückarbeit unserer sogenannten Cultur wieder die volle, ebenmäßige Thätigkeit des Menschen zu Rechte kommt.

Literatur und Kunst.

Deutsche Witzblätter.

II.

Die Berliner.

Von K. F. Romberg.

In den Berliner Witzblättern darf man den Berliner Witz nicht suchen.

Die Berliner Witzblätter sind politisch. Das macht sie begrenzt und ungemüthlich. Sie treiben zumeist freisinnige Parteipolitik, und ich glaube nicht, daß das ihrer Begrenztheit und Ungemüthlichkeit nennenswerthen Abbruch thut. Sie sind allesammt nüchtern, nüchtern wie Weißbierstuben, in denen dem Zuge der Zeit folgend auch Lagerbier ausgeschenkt wird; nüchtern wie Fabriken. Wie Witzfabriken. Man wird bei den meisten die Vorstellung nicht los, daß ihren Redacteuren und Mitarbeitern das Witzereißen genau solch ein Geschäft ist, wie Gevatter Schneider und Handschuhmacher das Hosennähen und das Waschen von Schwedischen. Ein interesseloses, ödes Geschäft. So wenig Anmuth wird in's Geben gelegt. So gequält und traurig, aus der Tiefe des Conversationslexikons geschöpft sieht das Alles aus. Man lese nur den Dorfbarbier, der sich in letzter Zeit ja auch actuell bemüht. Man werfe einen Blick in die mit Hilfe von Clichélieferanten hergestellten, wilden Zehnpfennig-Blätter, deren Abonnenten fast ausschließlich Gastwirthe und Friseure sind. Wenige Dinge in der Welt kennzeichnen den Ernst des Lebens so krass, wie die Berliner Witzblätter.

Ernstzunehmen, weil er mitunter wirklich lustig sein kann, ist nur der Kladderadatsch.

Die Geschichte des Kladderadatsch ist die des Berliner Humors der letzten fünfzig Jahre. An seiner Wiege standen die Schöpfer der neuerdings häufig und gern gepriesenen Altberliner Posse, die Kalisch, Dohm, Löwenstein. Zumal Kalisch mit seinem jüdisch-schnoddrigen, dabei aber im Grunde gutmüthigen Witze verlieh dem Blatte die von den Spreeathenern gewünschte Färbung und Tonart. Er und seine Helfershelfer erschöpften sich nicht in Wortspäßchen und Kalauern, trieben nicht nur Scherz des Scherzes halber, sondern wollten erziehlich wirken, die Feinde der bürgerlichen Freiheit, die sogenannte Reaction, bessern und bekehren. Ihnen Allen eignet deßhalb auch die flotte Frische, die immer nur dem gesinnungstüchtigen Stürmer bescheert ist. Allesammt waren sie kleine Aristophanesse. Es ist wahr, über die tagtäglichen Angriffe auf Junkerthum und Geistlichkeit kamen sie nicht weit hinaus, und in ihrer unglaublichen Aufgeklärtheit verachteten sie die rückständigen Gegner so, daß ihrer Satire zumeist der Maßstab fehlte. Das Elend des Volkes concentrirte sich für sie in der bitteren Nothwendigkeit, daß Steuern gezahlt werden mußten; neue Steuerpläne verfolgten sie mit Berserkerwuth. Aber in diesem begrenzten Rahmen schufen sie Prächtiges. So falsch es ist, Kalisch's Possen als unerreichte Meisterwerke hinzustellen — sie sind roh und ohne Sinn für echte dramatische Wirkungen zusammengehauen, sie entbehren jeder künstlerischen Vertiefung und stellen sich spießbürgerlich arm im Kerne dar — so amüsant lesen sich seine Kladderadatsch-Schöpfungen. Daß es der Witzbold-Gilde auch an ehrlichem Pathos nicht fehlte, machte sie besonders liebenswürdig. Später warb sich der Kladderadatsch durch seinen Kampf gegen Bismarck und Louis Napoleon begeisterte Freunde. Besonders den Haß gegen den Franzosenkaiser und Eugenie hat er unermüdlich genährt, während er nach den großen Erfolgen des Kanzlers aus seinem Gegner sein Freund, später ein entflammter Bewunderer wurde. Der Frontwechsel fiel ihm nicht schwer, weil die Ansehdung Bismarck's immer in chevaleresken Formen vor sich gegangen war. Der Spaßmacher blieb dem exilirten Helden treu und setzte sich mit begeistertem Muthe für den Gestürzten ein; die Milde und Abgeklärtheit des reifen Alters bewog ihn freilich auch, mit Caprivi sehr säuberlich zu verfahren. Johannes Trojan und seine Getreuen sind die Männer nicht, die in den Kampf ziehen, nur um zu kämpfen. An Courage fehlt's ihnen gewiß nicht, das haben sie wiederholt bewiesen, aber der harmlos nette Humor, der in Moselweinstuben heimisch ist, die gemüthliche Satire, die nur stichelt und nicht sticht, sie liegen ihnen besser als der neumodische, tödtlich verwundende Witz. Der Kladderadatsch ist und bleibt das Leibblatt des braven Abendschoppen-Trinkers, der es gern sieht, wenn die Regierung gehänselt und die großmächtigen Herren mit Knallerbsen beworfen werden. Weiter verlangt er nichts. Witze, die so bitter und zornig sind, daß Einem das Lachen in der Kehle erstirbt, bleiben ihm unverständlich. Das Liebste am Kladderadatsch sind dem Normalleser die bildhübschen Bilder. Brandt ist ein an echtem Humor reicher, flotter Caricaturist; seine geschulte Kunst der Silhouette weiß sich geschickt vor Manirirtheit zu hüten und spielt die Trümpfe mit verwegener Gewandtheit aus. Er hat freilich auch an Paul Roland den erfinderischen Ideenmann, der Pointen wie kein Zweiter auszuhecken weiß und sich eines hellen Auges für zeichnerische Wirkungen erfreut.

An solchem Berather fehlt es dem tüchtigen Feininger, der für den Ulk frohnend seine Kraft zwecklos verläppert. Die Leute, die ihm allwöchentlich Bilderideen zu geben haben, aber keine geben, sind von beachtenswerther Armuth der Phantasie ... Sie verkennen mit schöner Beharrlichkeit Zweck und Sinn der politischen Caricatur wie der humoristischen Zeichnung überhaupt; der Witz liegt bei ihnen nie im Bilde, das vielmehr stets eine nebensächliche Text-Illustration bleibt. Deßhalb mangelt selbst den besten Arbeiten Feininger's die Schlagkraft. Alles wirkt wie aus zweiter Hand. Der greuliche Buntdruck, der den Lustigen Blättern Concurrenz machen, gleichzeitig aber auch den Sparsamkeitsbedürfnissen des Verlegers entgegenkommen soll, thut ein Uebriges, um die oft genialischen Blätter zu verschandeln. Illustrativ stand der Ulk früher, als Scherenberg seine witzlosen und correcten Sächelchen mühsam ausstrichelte, viel tiefer als jetzt; textlich war er ganz unvergleichlich besser. Da glänzte Siegmund Haber's derber Handlungsreisenden-Humor, dem wohl die Würde der Kladderadatsch-Gelehrten mangelte, dessen fidele Liebenswürdigkeit jedoch just den kleinbürgerlichen Abonnenten des Berliner Tageblattes zusagte. Seit er gestorben ist, sind die drolligen Einfälle aus dem Ulk verschwunden, und der bösartige Kalauer wuchert. Siegmund Haber's Nunne, der in den siebziger Jahren der Liebling aller Stammtische war, ist ein öder, geistig verstopfter Possenreißer geworden und quält sich mit krampfigen Wortwitzen ab. Während das stehende Figuren-Heer des Kladderadatsch schlagfertig und jung geblieben ist, sind alle guten alten Geister des Ulk von ihm gewichen. Schmidt-Cabanis' unlustige Verskunststücke, die immer wieder darauf hinauslaufen, einen Reim zu Tode zu hetzen, verführen leider auch den tüchtigeren S. Mehring zu ähnlichen Witzlosigkeiten. Zündende Funken sprühen in dem Blatte nicht mehr auf. So macht es einen seltsam gequälten Eindruck, wie ein armer Hofnarr, der seine Gaben schwinden fühlt und, um die gute Brodstelle nicht zu verlieren, Humor und Laune durch spitzfindige Tüfteleien und lärmende Grobheit zu ersetzen sucht.

Herr Mosse läßt den Ulk nicht fallen, weil er die Sehnsucht des Abonnentenvolkes nach Lachfutter und seine verblüffend bescheidenen Ansprüche kennt. Er würde das Blatt beliebter machen, wenn er den Text wohlthätig beschränkte und dafür mehr Bilderchen brächte. Nach diesem Princip hat Dr. Eysler, der Begründer der Lustigen Blätter, gehandelt und stolze Erfolge damit erzielt. Sein Unternehmen hat um-

fassendere Wandlungen durchgemacht, als man kann sagen. Zunächst wollte es den sogenannten humoristischen Zeitschriften Wienerischer Fabrik Terrain abjagen, konnte aber nicht leben und sterben und siedelte, wie einst Stettenheim mit seinen Wespen, von Hamburg nach Berlin über. Hier war es eine Zeit lang Beilage zum Börsen-Courier — daß selbst ein so gerissener Geschäftsmann wie Eyßler dabei keine Seide spinnen konnte, lag auf der Hand. Schließlich aber kam der Umschwung. Die Tuschkasten-Blätter wurden Mode; der Stumpfsinn des geehrten Publicums erklomm die schwindelnde Höhe des Kreuzberges. Dr. Eyßler hat vor wenigen Jahren seine Schöpfung an eine G. m. b. H. verkaufen können, der Schwabach angehört und die mit den Viertelmilliönchen nicht knauserte. Die Lustigen Blätter bestechen durch saubere technische Herstellung, die doch eine gewisse künstlerische Freiheit nicht ausschließt und sich geschmackvoll von syrupsüßer Geleckheit fern hält, wie sie beispielsweise den unerträglichen Meggendorfer Blättern anhaftet. Jüttner, der tüchtige, besorgt die politischen Caricaturen. Auch ihm fehlt, wie dem starken Feininger, der Ideenspender. Da die Lustigen Blätter außerdem ihre Buntdrucke immer schon zwei Wochen vorm Erscheinen der Nummer herstellen lassen, mangelt diesen Schöpfungen die flotte Actualität. Sie wirken antiquirt und werden allzuoft von der boshaften, auch auf Witzblätter keine Rücksicht nehmenden Ereignissen überholt. Hinzu kommt, daß nicht ein einzelner fähiger Kopf, sondern die immer unfähige Redactionsconferenz den Zeichnern die Vorwürfe liefert. Ich fürchte sogar, daß Herr Eyßler diesen Conferenzen präsidirt. Indessen versteht er sich auf die Kunst, jüngere Illustratoren heranzuziehen und dadurch immer neues Leben in die Bude zu bringen. Mag ihn auch zu seinem suchenden Mäcenatenthum die Wohlfeilheit und Anspruchslosigkeit der zeichnenden Jugend bestimmen — der Zweck heiligt die Mittel, die Eyßler nicht herausrückt.

Prosa und Poesie der Lustigen Blätter genügen gutbürgerlichen, doch bescheidenen Ansprüchen. Sie sind antiliterarisch und sagen unserer Zeit nichts, so wenig sie etwas von ihr zu sagen haben, zeichnen sich aber manchmal durch eine gewisse spielerische Grazie aus. Die ganz schlechten Texte und die ganz elenden Clichés benutzt der Verlag, um allerlei trübe oder gar schmutzige Quellen damit zu speisen. Er treibt nicht nur einen ausgedehnten Clichéhandel, sondern giebt auch jämmerliche Machwerke nach Art des Kleinen Witzblattes heraus, Cochonnerien für Cochons, die auf Billigkeit sehen.

Man gewinnt den Kladderadatsch lieb, wenn man ihn an seinen Nebenbuhlern mißt.

Klinger's Beethoven und Eberlein's Goethe.

Von A. Matthes (Berlin).

„Ernst ist das Leben, heiter die Kunst“, so wird meist der Kunstgenießende urtheilen; der Kunstschaffende dagegen weiß es besser. Er wird den Spruch lieber umkehren: „Heiter ist das Leben, ernst die Kunst“, oder „Ernst ist das Leben, ernster die Kunst.“ Zwar giebt auch das Ringen um sein Werk dem Künstler schon hohe Freuden, aber nur so weit es sich bewußt mit vollem Gelingen verbindet, oder so weit es ihn von eigenen Leiden befreit, was gerade bei tieferen Werken nicht selten der Fall ist. Die reine Freude bringt ihm erst das ganz gelungene Werk selbst als concentrirter Ausdruck des Lebens.

Die Aufgabe, einen Künstler in seinem Wesen darzustellen, wird ein Plastiker auf zweierlei Art lösen können: entweder wird er uns den sein Werk schaffenden, mit seinem Stoff ringenden Künstler geben, oder den fertigen. Zweifellos ist die erstere Auffassung des Themas interessanter, weil psychologisch tiefer, aber die Lösung ist auch unvergleichlich viel schwerer, nicht zuletzt darum, weil sie dem Mittel der bildenden Kunst, der äußeren körperhaften Erscheinung nicht so gut liegt, weßhalb man sich auch meist mit der Letzteren begnügt hat. Das Streben nach Originalität und psychologischer Vertiefung hat aber neuerdings bereits wiederholt Versuche in der ersten Richtung gezeitigt. Böcklin in seinem Selbstporträt mit dem geigenden Tod ist ein solcher vorzüglich gelungen. Rodin mit seinem Victor Hugo darf mindestens ein bedeutendes Interesse beanspruchen. Schließlich hat Klinger in seinem Beethoven mit gewaltigem Streben und gewohnter Kühnheit das Aeußerste gewagt.

In Klinger's Fall, wo es sich um die Darstellung einer historischen Künstlerpersönlichkeit, die eine Entwickelung durchgemacht hat, handelt, war zunächst offenbar die Frage zu entscheiden, ob der Beethoven der ersten, zweiten oder dritten Periode darzustellen sei. Die Aufgabe, den **schaffenden** Künstler zu zeigen, hätte sich plastisch am dankbarsten mit der Darstellung des noch wachsenden, werdenden Beethoven verbinden lassen: denn nur hier schafft der Künstler noch an sich selbst. Die andere Aufgabe, den mit seinem Werk fertigen, gewissermaßen triumphirenden Künstler zu geben, hätte sich ebenso leicht mit dem auf die Höhe, zur Blüthenentfaltung seiner Kunst gelangten Beethoven vereinigt: denn hier ist der Künstler mit sich selbst fertig, sein Wesen in sich vollendet. Klinger hat Beides verschmäht und uns den über seine eigene Vollendung, zu den äußersten Grenzen der Ausdrucksfähigkeit überhaupt hinausstrebenden Componisten der Missa solemnis und der neunten Symphonie zu verkörpern gesucht, und zwar, wie es hier kaum anders denkbar war, als mit seinem Werk noch Ringenden, Schaffenden.

Man muß auf diese Absicht Klinger's eingehen, um seinen Beethoven verstehen zu lernen. Die Schwierigkeiten der Darstellung thürmten sich für den Plastiker hier so in's Ungeheure, daß noch ganz neuen Formen des Ausdrucks gesucht werden mußte. Man denke, was der größte Meister der Töne in dem flüssigsten, innerlichsten Material, dessen Ausdrucksfähigkeit fast schon überbietend, auszusprechen gesucht hatte, sollte hier in dem starrsten Material durch das bloße Mittel der äußeren Erscheinung verkörpert werden! Dabei war auf äußere Schönheit im gemeinen Sinne von vornherein Verzicht zu leisten. Handelte es sich doch um eine individuelle Persönlichkeit, die, wie allgemein bekannt, über die Blüthe des Mannesalters hinaus, körperlich leidend, u. A. fast taub, seelisch meist mißmuthig, geistig ganz in sich zurückgezogen, eine besondere Berücksichtigung auch gerade dieser Seiten vom Plastiker verlangte, weil sie in ursächlich bedingendem Zusammenhange mit den Schöpfungen und der Schöpfungsart des Meisters stand. Alle sinnliche Lust und gemeine Schönheit ist von diesem Menschen gewichen und hat sich, nach dem zwischen Sinnenlust und Geisteswillenskraft herrschenden Compensationsgesetz, zu Schaffensdrang und innerer Concentration condensirt.

Das ist offenbar die Grundidee von Klinger's Composition gewesen. Wer die Absicht, sie auf's Klarste auszusprechen, nicht voll erfaßt hat, der wird in den ganzen Aufbau des Werkes aus seinen Einzeltheilen nicht eindringen können; von ihr aus aber wird dieser durchaus verständlich. Zunächst fällt auf, daß uns Klinger Beethoven sitzend und nicht, wie er seine Schöpfungen bekanntlich meist zu concipiren pflegte, in gewaltigem Ausschreiten, gleichsam im Vorsichhinstürmen auf weiten, einsamen Spaziergängen, wo ihm die Gedanken am reichlichsten und leichtesten zuströmten, vorstellt. Aber in solchem Vorsichhinstürmen wäre es nicht möglich gewesen, mehr als die Figur selbst und dazu auf dem Sockel vielleicht einige Allegorien in üblicher Weise zu geben. Er läßt nach seiner Absicht daher mit Recht dieses realistische Element

fallen und behält nur in der ganzen Haltung Beethoven's und der Composition des Sessels das Möglichste davon bei.

Weder die Gestaltung dieses Sessels noch die Haltung Beethoven's auf ihm ist von der Idee, uns einen Herrscher im Reiche der Töne auf seinem Throne zu geben, wie man sie meist zu fassen sucht, zu verstehen. Die Art, wie der Sessel gebildet ist, und die Haltung Beethoven's auf ihm sagt uns vielmehr: es handelt sich hier um die Inspiration des Künstlers, um deren Entstehung und Wirkung. Palmenstämme mit ihren Blattnarben und Blattzweigen, ganz naturalistisch, offenbar als Symbol des Sieges und Friedens, bilden fest aufgestellt die Hinterfüße und Stützen der Rücklehne, während die Vorderfüße, im Gegensatz dazu die Tendenz zu temperamentvoller Bewegung versinnlichend, in Pferdehufform endigen. In gleichem Contrast zu der ruhevollen, halbkreisförmigen Bauchung der Rücklehne schießen auch die glatt geschliffenen vergoldeten Armlehnen in hyperbolischem Schwunge blitzartig herab. Dazwischen ist in den flach gehaltenen, stellenweise der bloßen Gravüre sich annähernden Reliefs der Armlehnen und der Rücklehne der Kampf von Sittlichkeit und Sinnlichkeit in der Geschichte der Menschheit, anscheinend mit Bezug auch auf die Entwickelung des Einzelmenschen und besonders des Künstlers, dargestellt.

Links der Sündenfall des ersten Menschenpaares, Eva deutlich als listige und lüsterne Verführerin, Adam drastisch als dummer Tölpel und zugleich Flegel charakterisirt; rechts die Qual der ewig unbefriedigten Sinnenlust, die im Genuß nach Begierde verschmachtet, veranschaulicht in einem Manne, der sich müht, ihm unerreichbare Aepfel in seinen Besitz zu bringen nach der Weise des Tantalus, und einer nach Danaidenart Wasser schöpfenden Frau. Hinten eine gewaltige, an Stimmung und an Gedanken einer Symphonie vergleichbare Darstellung des Entscheidungskampfes zwischen Sinnlichkeit und Sittlichkeit, Heidenthum und Christenthum. Unten erblicken wir in gleicher Höhe etwa mit den Seitenreliefs, Venus auf den Meereswellen, in einer von einem Tritonenhaupt gehobenen Muschel in sieghaft triumphirender Haltung, scheinbar augenblicklich mehr staunend als erschreckt über etwas noch unbegriffenes Unerhörtes. Der Fluch des Apostels Johannes, des Dichters der Apokalypse, der mit gewaltig wegweisender Gebärde von oben droht, scheint an ihr Ohr geklungen, aber von dem Gelreisch einer übermüthig sich emporschnellenden Nereide übertönt worden zu sein. Oben in felsiger Einöde steht der zwischen Verbrechern gekreuzigte Christus, auf der einen Seite seine leidende Mutter, auf der anderen Magdalena, dem bekehrten Verbrecher Trost zusprechend. Rechts in gleicher Höhe mit dem heidnischen Unfug stürmisch abweisenden, nach unten vordringenden Johannes ist mit genialem Meistergriff die Sonne so gestellt, daß sie für den einen Theil unterzugehen scheint, indeß sie für den Anderen aufgeht. Die ganze Composition befriedigt durch das schöne Gleichgewicht im Contrast ihrer Theile im höchsten Grade. Unten überwiegt das weibliche Element, oben das männliche; im Ganzen stehen vier Männer gegen vier Frauen, aber zwei der Letzteren schon mitleidend und tröstend im Bunde der Männer. In der Mitte des Ganzen, das Hauptinteresse beanspruchend, der Sonne parallel, beide Theile vermittelnd, Johannes, der Verfasser des gewaltigsten Documents jenes großen Kampfes.

Anscheinend wollte Klinger mit diesen Darstellungen nicht nur die Menschheit in ihrer Geschichte und ihrem Geschicke um den Thron seines Lieblings stellen, er wollte vielmehr darüber hinaus andeuten, daß der Künstler, in dessen Werken jene leben sollen und wirklich leben, sie in seinem eigenen Leben, wenigstens in seinem Innern, auf gewisse Weise durchgekämpft haben muß. In der That laufen die drei Perioden, welche man bei Künstlern von ausgesprochener Entwickelung, so auch bei Beethoven, gewöhnlich unterscheidet, im letzten Grunde auf den gleichen Kampf von Sinnlichkeit und Sittlichkeit, von einem Ueberwiegen der Ersteren (in der schwachen Nachahmungsperiode) über das schöne Gleichmaß Beider (in der Periode der classischen Vollendung) bis zum völligen Siege der Letzteren im höheren Alter, hinaus. Ontogenesis und Phylogenesis stellen sich demnach auch im geistigen, culturellen Schaffen des Menschen und der Menschheit als parallele Erscheinungen dar, und der Thron, den Klinger seinem Beethoven gegeben hat, erscheint so als in eigenen Kämpfen, in eigener Entwickelung selbsterrungen. Ja, man kann typisch verallgemeinernd sogar sagen: dieser Thron ist der Inspirationssessel, den sich jeder Künstler von höchstem Streben selbst in seiner Entwickelung erst erwerben muß. Nur Zügelung der übersprudelnden Sinnlichkeit, Selbstzucht, schließlich sogar Entsagung kann den Künstler zu immer höheren und schließlich den höchsten Leistungen befähigen.

Und so sehen wir denn, in gesetzmäßiger, organischer Entwickelung des Ganzen, dieser Darstellung des Kampfes von Sinnlichkeit und Sittlichkeit und des schließlichen Triumphes der sittlichen Idee auf der Außenseite des Thrones entsprechend, auf der Innenseite in einem um den oberen Rand gehenden breiten Bande die inspirirenden Geister in Gestalt von fünf geflügelten Engelsköpfen hervorsprossen. In dem Throne aber sitzt die Inspiration empfangend der Meister, vornübergeneigt, das Haupt sinnend erhoben, das rechte Bein über das linke geschlagen, die rechte Faust vor der linken auf den Knieen geballt. Sieht man ihn von der linken oder rechten Seite an, so treten die am äußersten Rande der Lehne angebrachten Engelköpfe, sich wie zuflüsternd über seine Schultern neigend, seinem Haupte parallel; uns ist dann von Beethoven nur das tiefgeneigte Haupt und darunter der den Anblick der Brust verdeckende, senkrecht abfallende Oberarm sichtbar. Wir bekommen so mit dem Eindruck tiefsten Leidens in dem doppelten Sinne des bloß passiven Verhaltens, des Erleidens, wie der Schmerzempfindung, des Bedrücktseins zugleich den einer übermächtigen gewaltigen Inspiration: denn höchste künstlerische Inspiration gilt ja nicht nur vom Standpunkte des schaffenden Künstlers als rein passiv, sondern sie entspringt auch, selbst bei so lebensfrohen Naturen, wie dem jugendlichen Goethe, eingestandenermaßen oft einem tiefen Seelenleiden, sei es auch nur einer leid- und lustvollen Liebe, als Drang sich davon zu befreien. Wer dies noch nicht begriffen hat oder nicht begreifen kann, wird sich an diesem Anblick Beethoven's stoßen, zumal wenn er nicht bedenkt, daß Beethoven in der hier dargestellten Entwickelungsperiode ein von manchem leiblichen Leiden und geistigen Mißmuth geplagter Mann war, den uns wohl der Künstler in einer gewissen, durch den Schaffensdrang motivirten Verklärung, aber doch nicht wesentlich anders geben konnte, als er thatsächlich war. Ein Vergleich des ursprünglichen, in der Berliner Secession ausgestellten Gypsmodells mit dem in Wien befindlichen vollendeten Werk würde zeigen, wie Klinger mit Erfolg bemüht war, die Herbheit zu mildern, die Schönheit zu steigern.

Treten wir wieder gerade vor den Tondichter hin, so ist das zunächst auffallende Merkmal seine Nacktheit; nur seine Kniee deckt ein quer liegendes, herabgesunkenes Manteltuch, und an seinen darunter wieder hervorkommenden Füßen bemerken wir Sandalen. Warum durfte, konnte, mußte Klinger uns Beethoven hier so geben? An einem Werke, das uns so tief in die Seele des Künstlers blicken läßt, diese rein und entblößt vor uns ausbreitet, wäre die conventionelle Kleidung ein lästiger Ueberfluß. Wie es Eckermann trieb, die Decke von dem Körper des abgeschiedenen Goethe zurückzuschlagen und die sterbliche Hülle des großen Geistes nackt anzuschauen, so verlangt unser künstlerisches Empfinden auch hier das Gleiche, und wir können mit ihm dann bewundernd still uns sagen: „Die Brust überaus mächtig, breit und gewölbt, Arme und Schenkel voll und sanft muskulös, nirgends an dem ganzen Körper eine Spur

von Fettigkeit oder Abmagerung und Verfall", wir können daraus die bei der Widrigkeit mancher äußeren Umstände ganz colossale geistige Leistungsfähigkeit dieses Körpers begreifen, die ja beim Musiker mehr noch als bei anderen Künstlern nicht bloß im Kopfe liegt. Wir können beobachten, wie sich parallel dem Bau des Sessels und der ganzen Bewegungsrichtung der Composition entsprechend, der seelische Vorgang den ganzen Körper durchdringt und bis in Füße und Hände hinein nach Ausdruck ringt. Wir sehen die Wirkung, die Folge der gewaltigen Inspiration in der vorwärts gerichteten, wie zum Vordringen bereiten Haltung der Gestalt, die, ganz in sich concentrirt, nicht mehr die Armlehnen des Sessels, sondern die eigenen Kniee als Stützen benutzt.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Pariser Tragikomödie.

Von M. Zehme.

Ein modernes Babylon ohne Controle. Existenzen verschwinden darinnen auf einen Zeitraum nach Belieben oder für immer. In stark entwickeltem Egoismus fragt der einzelne Mensch nicht nach dem einzelnen Menschen, Nächstenliebe wird höchstens in größtem Style geübt.

Im Centrum ein mit eleganter Raumverschwendung aufgebauter Vergnügungspalast, Theater und Tanzsäle, deren Ausstattung etwas Starkwirkendes, Grobsinnliches hat, wie auch die Musik, die in den Garderobenraum hineinschlägt.

Es ist Sonntag Nachmittag, also den Freuden des Lebens ausgiebig zu weihende Zeit. In einem gewissen conservativen Schlendrian ist dem Feiertage diese Bedeutung erhalten geblieben, als hauptsächlichste wohl.

Reizende Grisettenfigürchen mit schwarz-, roth-, braun- und goldhaarigen Köpfen und lebensprühenden Gesichtchen entpuppen sich aus den herabgleitenden Hüllen von eigenthümlicher Form und hoher Eleganz. Es sind dies mantelartige Umhänge, die nicht den Trägerinnen gehören, sondern der Herrschaft, in deren Dienst die mehr oder minder anmuthigen Geschöpfe einer weit umfassenden Altersgrenze zu stehen die Gefälligkeit haben für fürstlichen Lohn und die Zubilligung aller Freiheiten. Höchstes Gut ist ihnen anvertraut, das eigene aristokratische Fleisch und Blut, das sich unter den Mänteln kribbelig und krabbelig versteckt. Die Baby sind ja in bester Obhut bei Annette, Dorette, Minette und wie sie alle heißen, die Gnädige hat andere Pflichten — das Leben zu genießen in vollen Zügen. Aber auch die „Netten" spüren ein solches drängendes Bedürfniß und tauschen hier vor der Pforte der Daseinsfreuden das kleine anvertraute Leben „gewissenhaft" gegen eine metallene Marke mit geprägter Nummer ein.

Es ist eine wohlthätige Einrichtung, die unvernünftigen Wesen für die Dauer eines halben Tages hier in der Garderobe des Vergnügungsetablissements aufheben lassen zu können, wie die dazu gehörigen Mäntel und sich frei und ledig seines jungen oder auch seines nur noch farbeenden Lebens zu freuen.

Die neue Generation geht ja drum nicht zu Grunde.

Alte Wartefrauen, die ihr Leben genossen haben und sich schon eher in die Seele des Kindes hinein zu versetzen vermögen, berücksichtigen gegen ein anständiges Entgeld jedes der leiblichen Bedürfnisse der Kleinen und liefern sie oft erst in später Stunde gegen die Marke wieder ab — „gewissenhaft".

Die überschlanke goldendblonde Annette mit den lockeren Haaren und dem lockeren Sinn, großäugig, heißwangig, hatte es eilig. Sie gebrauchte ihre eckigen Ellenbogen, um sich durchzudrängen und nahm ein schlafendes Kleines in Empfang. Nun in die elektrische Bahn damit, die mit der verlangten Großstadthast das sprühende Centrum mit dem vornehm ruhigen Westviertel verband.

Keine Furcht, Herr und Madame waren aus. Und wenn sie dem Portier etwas tiefer in ihre lachenden Augen zu sehen gestattete — er konnte auch schweigen. Oben schälte sie das Kindlein aus seinen Windeln und als sie's in's Wasser tragen wollte, recht anschaute, da mit einem Male kam ihr ein unheimlicher Verdacht.

War das Titi?!

Titi's spärliche Härchen von silbrigem Blond konnten sich doch nicht im Nachmittagslaufe braun gefärbt haben!

Titi, Tag und Nacht schreiend, sollte mit einem Male so ein jauchzendes Liebchen geworden sein!

Titi, an die „Sterilisirte" gewöhnt, verlangte plötzlich stürmisch und unbescheiden nach dem natürlichsten Nahrungsmittel, zu dem ihr doch nicht verholfen werden konnte!

Das war auch nicht Titi's Wäsche!

Herr erbarme Dich! Sie war verwechselt . . . . .

Und wie in dem Babel zum Umtausch gelangen, ohne daß die Herrschaft Verdacht schöpfte?

Durch Zeitungsinserat — unmöglich bei der unendlichen Anzahl der täglich erscheinenden Blätter.

Niederlegen in der Garderobe — ebenso unmöglich, da Annette, erst seit vier Monaten hier, von einem Eintagsfreunde in das Lokal geführt wurde und ihr weder der Name des Freundes, noch der des Locales, noch der der Straße bekannt war.

Also zitternd schweigen.

Herr und Madame hatten das Kindchen lange nicht zu sehen beansprucht, der Fasching verlangte sein Recht — wie frevelnd in diesem Jahre, das ahnten sie nicht.

Schließlich, als Titi doch einmal wieder befohlen wurde, da trat Annette keck in das Speisezimmer, den Eltern und einigen Intimen das Kleine zum Dessert zu reichen.

„Hat sich ja famos herausgemacht!" sagte der jugendliche Vater und küßte seiner Gattin dankbar die Hände, als hätte sie sich unsterbliche Verdienste hinsichtlich der körperlichen Entwickelung erworben.

Annette kicherte, wurde aber jählings ernst, als sie zum Schluß der Gnädigen das Kindchen präsentiren mußte und eine brillant gepflegte Frauenhand das runde Gesichtchen am Kinne emporhob und Mutteraugen sich darauf niedersenkten, aber nicht lange, denn das Blut konnte ja nicht aufwallen, da es in diesem kleinen Leibe nicht pulsirte.

„Titi ist entschieden hübscher geworden," constatirte Madame befriedigt, „die dunkleren Haare stehen ihr besser." Dann fügte sie, sich gleichmüthig abwendend hinzu: „Aber Titi kann nun wieder abtreten, Titi ist ja noch ein ganz, ganz dummes Mäuschen."

An dem schwankenden Wagengebäude kniete Annette eine Minute später nieder und küßte das kleine Leben leidenschaftlich ab.

Sie hatte doch den Moment gefürchtet, jetzt erst merkte sie's, denn sie fühlte sich ganz behaglich hier, und die falsche Titi war so bequem zu warten, sie schlief zur Schlafenszeit und fing an drollig zu werden und so blühend am Leibe, daß sie auf der Straße Stolz mit ihr einlegen konnte.

* * *

Die echte Titi, an jenem verhängnißvollen Abend übrig geblieben und mit Entsetzen in Empfang genommen, war gestorben — verdorben, ehe die Familie „derer von" entdeckte, was geschehen.

Der Schreck ihrer neuen Pflegerin hatte sich auf natürlichem Wege ihr übertragen und das schwache Lebenslicht ausgeblasen.

* * *

Nach achtzehn Jahren stand der Intimus der Familie „derer von" im Salon, an den Flügel gelehnt und sagte:

„Gnädigste, habe heut' ein wunderbares Spiel der Natur gesehen — Sie, Gnädigste — aus jener Zeit, da ich die Ehre hatte, zum ersten Mal — unglaublich, diese Aehnlichkeit!"

„Ich verstehe nicht — Vision?"

„O nein, Leben — entzückendes, blühendes Leben."

Ein Zittern überlief den noch jugendlich schlanken Leib der Frau.

„Aber Baby ist doch gestorben — — — — —"

Aus der Hauptstadt.

Künstlerin und Schicksal.

Kunstenthusiast oder nicht, wer hätte es nicht an sich selbst erlebt, jenes zauberische Erschauern, jenes belebende Blutwallen beim Eintritt der vergötterten Künstlerin in den Saal!

Da ist sie, die durch ihre Gottesgabe unser innerstes Seelenleben beeinflußt. Nach ernstem Studium in tiefer Einsamkeit tritt sie nun mit der Sicherheit der Künstlerin, die neu schafft, was sie giebt, vor die große Menge, bereit, die unvergeßliche Stunde unseres Lebens mit uns zu leben.

„Was ich singe, bin ich; ich singe für Euch, so nehmt mich hin — alle zusammen, wenn ich bitten darf, dem Einzelnen nur ein winziges Bruchtheilchen."

Sie wird sogleich beginnen. Die Strahlen ihres Nimbus durchschießen in tausend Richtungen den Saal, die abgestimmten Seelen erbeben. Welche Seligkeit, eine Luft mit ihr zu athmen! Ist es doch gleichsam, als ob man aus gemeinsamer Schüssel Suppe löffle. Gegen Erlegung von nur 2 Mark an der Kasse all die Herrlichkeit! Anrecht auf einen Sitzplatz, auf eine Portion Seelenschauer, leibliches Erdbeben, kurz auf einen Bruchtheil jener Ausstrahlungsmaterie, die von der Künstlerin ausgeht.

Da schau! Sitzen um Dich herum 1199 wildfremde Menschen, die ebenfalls gegen Erlegung von 2 Mark sich einen Platz nebst Anrechten erkauft haben. Der Wahn ist hin, die Sängerin ist nicht mehr Dein. Du theilst sie mit 1199 hungrigen Seelen; sie alle saugen mit gierigen

Blicken Ausstrahlungsmaterie in sich auf. Du fühlst, wie die Vergötterte von Dir rückt, in unerreichbare Ferne. Nur ein Zwölfhundertstel der Oberfläche ihres Körpers darf Dir Augenweide sein, nur ein Zwölfhundertstel ihres Gesanges gilt Dir, nur ein Zwölfhundertstel aller ihrer Strahlen gehen durch Dein Herz! Nur! Es ist halt doch recht wenig.

Das Concert ist vorüber. Wie, Du bist unbefriedigt? Für 2 Mark noch mehr?! Du wirst das nächste Concert nicht besuchen? — Unerhört, aber Du bist nicht der Einzige, der so denkt, junger Kunstenthusiast. Die Zukunft wird's zeigen.

Der große Concertsaal vereinsamt.

Steige aus Deiner Höhe einen Schritt zu uns nieder, Göttin des Gesanges. Singe einer kleinen Gemeinde. Sei im kleinen Saale Mensch mit Menschen! Ob 1200 Personen à 2 Mark oder 400 Personen à 6 Mark — es macht immer wieder 2400 Mark Einnahmen.

Und der Kunstenthusiast ist im kleinen Saal zur Stelle und spricht: „So weit blieb die Edle im großen Saale von mir entfernt, jetzt sehe ich sie in der Nähe, jetzt höre ich ihren fein abgetönten Gesang — ich erlebe — ich genieße! Aber nur ein Vierhundertstel Augenweide, ein Vierhundertstel Ausstrahlungsmaterie, ein Viertelhundertstel all der Herrlichkeit für mich!" — Es ist ihm zu wenig, er geht und mit ihm viele Andere.

Der kleine Concertsaal vereinsamt gleich dem großen.

Angebetete Künstlerin, ich weine mit Dir. Aber weine Du selbst nicht zu sehr, denn weinen macht mager, und schlecht singt es sich aus magerem Halse. Die Kunst des neuen Jahrhunderts ist durchaus persönlich. Wirke im kleinen Kreise, der bleibt Dir treu. Lasse Dir rathen, angebetete Göttin, arrangire „Intime Abende". 12 Mark Entrée. Gesellschaftstoilette vorgeschrieben. 100 Personen à 12 Mark bringt auch 1200 Mark, und Du sparst die theure Saalmiethe. Ein Theil des Nimbus geht freilich dabei flöten. Nur ein Trost — gegen Casse.

Und der Kunstenthusiast ist wieder da. Du Glücklicher darfst die Angebetete auf die „Intime Abendweise" anschwärmen. Dein Sehnen ist erfüllt, Du plauderst mit ihr — Du athmest ihre Ausstrahlungsmaterie in vollen Zügen — das ist Kunstgenuß — Du bist ihr menschlich nahe.

Was heißt menschlich nahe, wenn 99 andere anleidige Tröpfe dasselbe Recht in Anspruch nehmen! Ein Hundertstel Augenweide, ein Hundertstel Ausstrahlungsmaterie, man ist nicht besser dran als vorher.

Adieu, Kunstenthusiast —

Auch die „Intimen Abende" vereinsamten — das heißt sie wurden immer intimer. Setze getrost das Entrée auf 100 Mark, schöne Sängerin. 10 Kunstenthusiasten à 100 Mark finden sich bald. Die Kunst ist heutzutage rein persönlich. Etwas „Nimbus" freilich geht ja dabei flöten. Na, ein Trost — es ist gegen Casse.

Kannst Du warten, junger Kunstenthusiast? Hast Du Mittel, junger Kunstenthusiast? Du hast Recht, die wahre, ungetrübte Kunst gilt Dir allein. So lasse Dir von der tapferen Sängerin Dein Lieblingslied unter vier Augen singen. Zauberschauer und Erdbeben, hundert Procent Augenweide, hundert Procent Ausstrahlungsmaterie. Singe, begnadetes Weib, dem Einen. Dein Gesang ist nicht weniger schön, weil ihn nur eine Seele hört. — Etwas Nimbus geht ja freilich dabei flöten ...

Speie, Pelée! Dein Feuer, Lava und Schwefel der Alltagsweltkläglichkeit!

Walter Regbaur.

Kärntner Wandertage.

III.

Die Seen.

Vom wolkenlosen Lichtblau der Kuppel geht ein verwirrendes Farbendurcheinander los, und umhüllt sich der Horizont mit feinen, durchsichtigen Seidengespinnsten, die wie matte Reflexe längst verschwundener Regenbogen hinten in der Ferne leuchten. Wer jetzt auf der Höhe der Hollenburg stehen dürfte! Ihm zu Füßen rinnt die Drau in stolzen Windungen durch's fruchtbare Wiesenthal, gegenüber steigt schroff das zackige Gebirge auf, effectvoll eine mächtige Coulisse vor die andere lagernd, und rechts in der Ferne funkelt der Demant des Wörther Sees. Schloß Hollenburg, das nun einsam liegt, ist das schönste im Kärntner Lande, und der Blick von seinem Altan aus scheint nicht von dieser Welt — so berauscht er das Herz, und so nimmt er die Sinne gefangen. Es war kaum nöthig, Fräulein Angela, daß gerade Du an dem hellen Sommernachmittag die Führung der beiden Besucher übernahmst. Ohnehin dufteten aus der Tiefe und vom Hofe her die Linden in berückender Süße, ohnehin lagen Berg und Niederung im hellen Geleucht der üppigsten Tagesstunde, schien jeder Zauber und alle Anmuth des lieblichen Kärnten darüber ausgegossen. Und nun kamst Du dazu. Schwarzblaues Haar wie eine Griechenprinzessin aus jener Zeit, wo das Wasserstoffsuperoxyd noch nicht erfunden war, höllenschwarze Augen, mit den gewissen goldenen Pünktchen darin, die auch mit der Hölle zu thun haben, und die Schlankheit und Blankheit Deiner siebzehn Jahre ... 176 Erben, so erzählte man mir, stritten um den Besitz dieses Stückleins Erde, und unter 176 Erben wurde es treulich vertheilt. Ein Glück für das Land, daß Du nicht ebenfalls zu der Hinterlassenschaft gehörtest! Es wären dann gewiß noch einige tausend Erbansprüche mehr erhoben, und des Processirens wäre kein Ende geworden ...

Morgen deckt vielleicht schon wieder grauer Nebel die liebenswürdige Herrlichkeit dieser paar warmen Tage, und Landregen rinnt und rauscht. Aber heute — wer heute durch die weiten, grünen Domhallen, die Buchenwälder Kärntens schweifen, heute vom Wörther See aus ihre Majestäten, den Mittagskogel und den Mittagskofel grüßen könnte, die Kronenträger der Karawanken! Welch' ein Herbstidyll ohne Gleichen muß dies Seeland sein! Als ob die Vorsehung es für uns Norddeutsche und für norddeutsches Naturempfinden geschaffen hätte, so breitet es sich mit seiner malerisch gekrümmten, smaragdgrünen Fluth, seinen schmucken Vorbergen, hinter denen die Kalk-Giganten aufsteigen, seinen unendlichen Wäldern voll Frische und Duft. Es giebt keinen Gebirgssee, der sich diesem an Grazie vergleichen ließe. Er hat von den oberitalienischen etwas und etwas vom Genfer See, und wessen Phantasie gern Parallelen zieht, der könnte Pörtschach neben Territet stellen. Allerdings, mit Vorsicht und Vorbehalt. Ehe Pörtschach und Velden, die beiden Hauptorte des Wörther Sees, zu lieben Lenz- und Herbststationen des deutschen Publicums aufrücken — und ihre gedeihliche Entwickelung hängt davon ab, ob ihnen dieser Eroberungszug gelingt — ehe der Reichsdeutsche nach seiner Italienreise und seiner Wanderung durch die Centralalpen Erholungsaufenthalt in Kärnten nimmt, müssen etliche strittige Punkte beglichen werden. Einen davon schafft zuverlässig die kommende Karawanken-Bahn aus der Welt. In zwei oder drei Jahren wird man ungefähr halb so viel Zeit brauchen, um nach Klagenfurt zu kommen wie heuer. Andere Unannehmlichkeiten des Wörther See-Paradieses sind vielleicht minder schnell beseitigt. Es macht sich augenblicklich noch ein in mancherlei Beziehung nicht eben erquickliches Publicum dort breit. Zumeist stammt es aus Budapest. Gegen die Stadt will ich nichts sagen, aber ihre Einwohner machen ihr zum Theil wenig Ehre. So viel schlecht vergoldete Tomback-Eleganz, so viel schreiend bunter Fassadenputz, so viel Asien unter dem Bißchen Pariser Lack. Auch Wien sendet kaum seine Elite hierher. Da dominirt z. B. ein Herr, der durch unglückliche Zufälle in den Besitz von Geld gelangt ist. Er giebt es nach seiner Manier aus, indem er mit zahllosen Angehörigen des schöneren, in diesem Fall wohl stärkeren Geschlechtes wilde Fahrten im elektrischen Boot unternimmt und überhaupt die Elektricität schwer compromittirt. Sein Park wimmelt von Drähten; ein sogenanntes Meer von Licht entstrahlt ihm allabendlich, und orientalisch bunte, elektrisch beleuchtete Kunstblumen in Ueberlebensgröße glühen dann durch's Gebüsch. Es macht sich Alles sehr geschmackvoll, was der elektrische Mayer arrangirt, sehr modern, sehr fortgeschritten und sehr auffallend dazu. Wenn er im nächsten Sommer das Gewimmel seiner Gäste nicht allmorgens mit den Schüssen elektrischer Artillerie aus dem Schlafe weckt, so wird dies nur daran liegen, daß er dann gezwungen wäre, abzuprotzen.

Von den anderen Augen Kärntens erreicht keins den Wörther See an Lieblichkeit und sanfter Schönheit, und Lebensfreude und Lebensprunk flackern nirgends so hell auf wie in diesem märchenholden Revier. Wenn man von einem der hübschen Dampfer aus, die das Gewässer befahren, Loretto liegen sieht mit seinem fröhlichen Getümmel schwimmenden Volkes, — hier giebt die Jungfrau dem Jüngling keusch erröthend das erste Stelldichein draußen vor der Schwimmschule — wenn man dann sacht vorbei streicht an der graziös geschwungenen Linie des stolzen Bergwaldes und in jeder neuen Minute, bei jeder leichten Wendung des Schiffes neue Bilder unnahbarer Hochgebirgspracht sich aufrollen sieht, dann fühlt man die besondere Wirkung des ganz besonderen Reizes, der

diese Vereinigung von ferner Erhabenheit und greifbar naher, koketter Nettigkeit umweht. Aus der grünen Woge taucht Maria-Wörth auf, das sich mit seinem Kirchlein ins reiche Grün einer Landzunge eingenistet hat; entzückend stimmen Wald und Wasser mit ihren verwandten Farben zusammen. Pörtschach schwimmt wie ein Blumenstrauß auf der Fluth, und Velden drüben, mit seinen wuchtigen Bergen im Hintergrunde, schließt mit raffinirtem Effect das wirkungsvolle Ausstattungsstück.

Es lohnt sich also, und lohnt sich überreich, den Wörther See zu besuchen. Wer meinem Rathe folgen will, thut allerdings gut, sich möglichst zu beeilen. Denn nach drei oder vier Jahrtausenden wird es vielleicht keinen Wörther See mehr geben. Er theilt das dunkle Schicksal aller Alpenseen: er verschwindet. Vor gar nicht zu langer Zeit reichte er noch bis an die Mauern Klagenfurts; jetzt muß ihn bereits ein Canal mit der Stadt verbinden, und da, wo ehedem sein warmes, grünes Wasser leuchtete, lächeln jetzt blühende Gärten. Schlimmer noch als ihm geht es dem Ossiacher See, der sich vor Villachs Thoren breitet. Was der bösen Margarethe Maultasch mißlungen ist, die ihn in einem ihrer gewohnheitsmäßigen Wuthanfälle zuschütten lassen wollte, das vollbringen jetzt langsam, aber sicher die ihm zuströmenden Waldbäche: sie schleudern Geröll über Geröll in sein unablässig zurücktretendes Bett und füllen ihn allmälig aus. Ach, Kärntens lebensprühende Augen erblinden. Wenn Eidher, der ewig junge, nach aber 500 Jahren wieder einmal mit der K. K. Staatsbahn von Villach nach Friesach fährt, wird ihm unterwegs nicht mehr das dunkelgrüne Wasser des langgestreckten Ossiacher Sees in's Abtheilfenster lugen ... Heute freilich fluthet es noch in ernster Pracht. Die Natur giebt sich hier elegischer als am fröhlichen Wörther See. Die Wasserfläche ist schmaler, die Bergumrahmung gleichsam schwerer, drückender, der Ausblick minder frei und umfassend. „Großartigkeit und tiefe Schwermuth“, die den Reisehandbüchern zu Folge den See auszeichnen, sind auch die Merkmale des Hôtels Annenheim, gegenüber der Station gleichen Namens. Die Großartigkeit offenbart sich darin, daß vor 12 Uhr Mittags kein Fremdling gespeist wird, und die tiefe Schwermuth entdeckte ich auf den Gesichtern der Kellner, die während dieser Zeit vergebens nach Trinkgeldern dürsteten.

Das Wasser des Ossiacher Sees ist nur etwa um einen Grad kälter als das des Wörther Sees, also noch immer hinreichend lau genug. Zu meiner freudigen Ueberraschung erging es mir um die elfte Morgenstunde in diesem südösterreichischen Mode- und Luxus-Bade genau so wie im schwedischen Saltsjöbaden — ich war allein auf weiter Flur, außer mir tummelte sich kein Reck in der treulosen Fluth. Auch nebenan, wo die Nixen ihr Hauptquartier hatten, war es gar still und gab keinen Laut. Zum Unterschied von dem Branntwein, der nach glaubwürdigen Versicherungen des Volksliedes zu keiner Tageszeit gefährlich ist, scheint das Wasser einem bestimmten Theile der Culturmenschheit von gesundheitsschädlicher Beschaffenheit zu sein. Die gute Dame, die merkwürdiger Weise trotz jahrelangen Dienstes am Billetschalter der Bade-Anstalt gar nicht menschenscheu geworden ist, erklärte mir, daß in Annenheim nur wenige Leute so zeitig um elf Uhr — aufständen, wahrscheinlich, weil es vor zwölf doch nichts zu essen gäbe.

Es lag in meiner Absicht, auch dem dritten großen Kärntner See, dem Millstädter, eine Antrittsvisite zu machen, schon um festzustellen, ob Professor Josef Lewinsky von der Wiener Burg auch hier seine Vorlesungen halte. Lewinsky gehört nämlich zu den bislang noch wenig zahlreichen Standespersonen, die Kärnten systematisch bereisen. Ich fand die Placate, die zu seinen Darbietungen einluden, in Pörtschach wie in Velden und Annenheim. Bedauernswerther Künstler, den Nahrungssorgen zwingen, sogar seinen kärglich bemessenen Urlaub zum Erwerbe schnöden Mammons auszunutzen! Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze, drum muß er geizen mit der Gegenwart. Lewinsky hat seinen Schiller begriffen. Und der Gedanke thut wohl in dieser Zeit falscher Interpretationen. Trotzdem fuhr ich nicht nach Millstadt. Ich hätte vielleicht einem der dortigen Badegäste den letzten Platz in Lewinsky's Vorlesungen genommen, und das ging mir gegen alles künstlerische Empfinden.

Statt dessen reiste ich durch wundersame Gebirgswelt nach Tarvis.

Tarvis ist eine Offenbarung.

Der höher gelegene von den beiden Weißenfelser Seen, die von Tarvis auf interessanter Bahnfahrt und wirklich sehr hübschen, farnenumstandenen Waldsteigen zu erreichen sind, ähnelt dem Obersee unseres Berchtesgadener Königssees. In schauerlicher Steilheit steigt der gewaltige Manhart zu dem stillen, dunklen Gewässer ab, und seltsam spiegelt sich sein weißes Gezack in der schwarzen Fläche. Ein wild zersägtes Marmorgebirge, hinter dessen cyklopischen Zinnen und Thürmen die Wolken rastlos kommen und gehen. Ureinsamkeit und die Todtenstille, die am ersten Schöpfungstage war. Ich gönne dem lieben deutschen Lande Kärnten von ganzem Herzen hunderttausend Sommerfrischler Jahr für Jahr, ganz gewiß, daß ich aber drei Stunden lang am Weißenfelser See, im Angesicht des lichten Manhart, sitzen durfte, ohne daß eines Menschen Schritt mich störte, das däuchte mir doch besondere Gnade des Himmels. Mitunter hat es seine Vorzüge, wenn „die Gunst des Reisepublicums sich einer Gegend noch nicht in vollem Maße zuwendet“.

Max Kempff.

Offene Briefe und Antworten.

Noch einmal „Giebt es Gespenster?“

Der letzte der beiden so überschriebenen Aufsätze in No. 16 dieses Blattes hatte aus berufener Feder sehr interessante Beiträge zu diesem „wunderlichen Kapitel“ gebracht. Vielleicht ist hierdurch im Leserkreis der „Gegenwart“ Manchem der eine oder andere ähnliche Fall wieder in Erinnerung gerufen worden, wo solche „Gesichte“ entweder in zweifelloser Weise beglaubigt — und solche Fälle kennt auch der Verfasser — oder gar selbst geschaut worden sind.

Nur in einem Punkte muß ich dem Verfasser jener Mittheilungen widersprechen. Er beklagt nämlich am Schlusse, „daß sich die Wissenschaft mit den Gespenstern viel zu wenig beschäftige, und auch da von einfältigem Aberglauben oder zufälligen Sinnestäuschungen spreche, wo beide nicht vorhanden seien“.

Dies ist nicht zutreffend! Noch viel merkwürdigere Thatsachen subjectiver Gesichtsempfindungen, als sie in dem erwähnten Aufsatz erzählt werden, hat bereits schon vor siebzig Jahren der auf dem Gebiet der Optik hervorragende englische Naturforscher Sir David Brewster in seinen an Walter Scott gerichteten „Briefen über natürliche Magie“ (letters on natural magic, London 1831) mitgetheilt. Es ist besonders der sogenannte „Fall der Frau A.“, welcher hierher gehört und welcher in dem auch in Deutschland populär gewordenen Werkchen des berühmten Physiologen Thomas H. Huxley: „Grundzüge der Physiologie“*) in einem besonderen Anhang abgedruckt und streng wissenschaftlich erläutert ist.

Nachdem die Frage in diesen Blättern nun einmal angeschnitten wurde, dürften denjenigen Lesern der „Gegenwart“, welchen das letzterwähnte Buch nicht zur Hand ist, einige Auszüge aus diesem alten und nun dem Tagesinteresse wieder so nahe gerückten Abhandlungen nicht unwillkommen sein.

Nachdem Brewster zuerst einige merkwürdige „Gehörstäuschungen“ der Frau A. aufgeführt hat, fährt er fort:

„Die nächste Täuschung, welche der Frau A. begegnete, hatte einen mehr erschreckenden Charakter. Am 30. December, ungefähr um 4 Uhr nachmittags, kam Frau A. aus dem oberen Stock in das Wohnzimmer, das sie nur wenige Minuten vorher verlassen hatte. Bei dem Eintritte in das Zimmer sah sie ihren Mann, wie sie glaubte, mit dem Rücken nach dem Feuer gekehrt am Kamine stehen. Da er kaum eine halbe Stunde vorher spazieren gegangen, war sie überrascht, ihn da zu sehen und fragte, warum er sobald heimgekehrt sei. Die Gestalt sah sie mit ernstem und nachdenklichem Gesichtsausdrucke starr an, sprach aber nicht. Da sie glaubte, er sei in Gedanken versunken, setzte sie sich in einen Sessel, der nahe am Feuer, höchstens zwei Fuß weit von der Gestalt stand, welche sie immer noch vor sich stehen sah. Als auch die Augen der Gestalt fest auf sie gerichtet blieben, sagte sie nach Verlauf einiger Minuten: „Warum sprichst Du nicht?“ Darauf bewegte sich die Gestalt sofort nach dem Fenster am äußersten Ende des Zimmers zu, behielt aber die Augen auf sie gerichtet und kam so dicht an ihr vorbei, daß sie betroffen war, keinen Schritt und kein Geräusch zu hören, ja nicht einmal ein Anstreifen der Kleider oder auch nur eine Bewegung der Luft zu verspüren.

Obgleich sie nun überzeugt war, daß die Gestalt nicht ihr Mann sei, glaubte sie doch nicht einen Augenblick, daß es etwas Uebernatürliches wäre, und gelangte bald zu der Ueberzeugung, es sei eine Augentäuschung. Sobald sich ihr Verstand dieser Ueberzeugung bemächtigt hatte, erinnerte sie sich des von mir empfohlenen Versuches, das Sehobject doppelt erscheinen zu lassen; aber ehe sie im Stande war, dies deutlich zu thun, hatte die Gestalt das Fenster erreicht und war verschwunden. Frau A. folgte ihr unmittelbar, schüttelte die Gardinen und untersuchte das Fenster; der Eindruck war so klar und so stark gewesen, daß sie ungern glaubte,

*) Lessons in elementary physiology, deutsch von Prof. J. Rosenthal, Leipzig bei Baß.

es nicht mit einem wirklichen Wesen zu thun zu haben. Als sie aber hier keinen natürlichen Ausgang für die Gestalt finden konnte, war sie ganz sicher, daß sie eine Erscheinung gesehen hatte, gleich der in Dr. Hibbert's Werke beschriebenen, und sie fühlte folglich weder Angst noch Aufregung. Die Erscheinung war bei hellem Tageslicht gesehen worden und dauerte vier oder fünf Minuten lang. Als die Gestalt dicht bei ihr stand, verdeckte sie die dahinter befindlichen wirklichen Gegenstände, sie war überhaupt ganz so lebendig und körperhaft wie in Wirklichkeit.

Bei diesen beiden Gelegenheiten war Frau A. allein, aber als das nächste Gespenst erschien, war ihr Mann zugegen. Dies fand am 4. Januar statt. Ungefähr um zehn Uhr Abends, als Herr und Frau A. im Wohnzimmer saßen, nahm Herr A. das Eisen auf, um das Kaminfeuer zu schüren, und als er eben im Begriffe war, dies zu thun, rief Frau A.: „Ei! da ist ja die Katze im Zimmer!" „„Wo denn"", fragte Herr A. „Da, dicht bei Dir," sagte sie. „„Wo?"" wiederholte er. „Nun, auf der Decke da, zwischen Dir und dem Kohlenschütter." Herr A., der noch immer das Schüreisen in der Hand hielt, zeigte damit nach der angegebenen Richtung. „Gieb Acht," rief Frau A., „gieb Acht! Du stößt sie mit dem Eisen." Herr A. bat sie wieder, genau den Punkt anzugeben, wo sie die Katze sah. Sie erwiderte: „Je, da sitzt sie ja; dicht vor deinen Füßen auf der Decke, sie sieht mich an. Es ist Kitty; — komm her, Kitty!" Es waren zwei Katzen im Hause, von denen die eine mit diesem Namen belegt war, aber sie wurden selten oder fast nie in das Wohnzimmer gelassen.

In dem Augenblicke hatte Frau A. keine Ahnung, daß der Anblick der Katze eine Täuschung war. Aufgefordert, sie anzufassen, erhob sie sich und that, als ob sie etwas sich Fortbewegendes verfolgte. Sie that einige Schritte und sagte dann: „Sie ist unter den Stuhl gekrochen." Herr A. versicherte seiner Frau, es sei eine Täuschung, aber sie wollte es nicht glauben. Er nahm dann den Stuhl in die Höhe, und Frau A. sah nichts mehr. Das ganze Zimmer wurde nun durchsucht, und nichts gefunden. Uebrigens lag ein Hund am Kamine, der große Unzufriedenheit bezeigt hätte, wäre eine Katze im Zimmer gewesen, aber er lag ganz ruhig. Um sich völlige Gewißheit zu verschaffen, klingelte Herr A. und schickte nach den Katzen, welche beide im Zimmer der Haushälterin gefunden wurden.

Ungefähr einen Monat nach diesem Vorfalle hatte Frau A. eines Tages eine größere, etwas ermüdende Ausfahrt gemacht und saß ungefähr um 11 Uhr Abends vor ihrem Toilettenspiegel, um ihr Haar für die Nachtruhe zu ordnen. Ihr Gedankengang war sorglos und träge, aber sie war noch völlig wach. Während ihre Finger in thätiger Bewegung bei dem Lockenwickeln waren, stutzte sie plötzlich, da sie im Spiegel die Gestalt eines nahen Verwandten sah, der zu jener Zeit in voller Gesundheit in Schottland lebte. Die Erscheinung ragte über ihrer linken Schulter vor und die Augen der Gestalt begegneten im Spiegel den ihrigen. Sie war in Leichengewänder gehüllt, die, wie gewöhnlich bei Leichen geschieht, um den Kopf und unter dem Kinne dicht zugesteckt waren, und obgleich die Augen offen standen, waren die Züge ernst und starr. Das Gewand war augenscheinlich ein Todtenhemd, da Frau A. sogar das punktirte Muster bemerkte, das gewöhnlich in eigener Weise um die Ränder dieses Gewandes gearbeitet wird. Frau A. sagte später, daß sie dabei ein Gefühl hatte, gleich dem, was man sich unter einer Bezauberung denkt, welches sie zwang, eine Zeit lang auf diese traurige Erscheinung zu blicken, die so lebhaft und deutlich war, als irgend ein Spiegelbild eines wirklichen Körpers nur sein kann, und deren Gesicht von dem Kerzenlichte, das vor dem Toilettenspiegel stand, hell beleuchtet wurde. Nach einigen Minuten drehte sich Frau A., um die wirkliche Gestalt hinter ihrer Schulter zu sehen; aber da war nichts zu sehen; aus dem Spiegel war die Erscheinung auch verschwunden, als sie wieder nach jener Richtung blickte.

Am 11. October, als sie in ihrem Wohnzimmer an der einen Seite des Kamins saß, sah sie die Gestalt einer anderen verstorbenen Freundin, die sich von dem Fenster am anderen Ende des Zimmers zu ihr hin bewegte. Dieselbe näherte sich dem Kamine und setzte sich ihr gegenüber auf einen Stuhl. Da gleichzeitig mehrere Personen im Zimmer waren, war ihr vorherrschender Gedanke, wie sie später sagte, die Befürchtung, diese könnten durch ihren stieren Blick in's Leere, dessen sie sich bewußt war, beunruhigt werden und vielleicht glauben, ihr Verstand sei gestört. Unter dem Einflusse dieser Befürchtung erinnerte sie sich einer Geschichte von ähnlicher Wirkung in ihrem Werke über Dämonologie, welches sie kürzlich gelesen hatte, und nahm nun ihre ganzen moralischen Kräfte zusammen, um zu versuchen, den Raum vor dem Kamine zu durchschreiten und sich auf denselben Stuhl mit der Gestalt zu setzen. Die Erscheinung blieb vollkommen deutlich, bis sie sich gleichsam auf ihren Schooß setzte: da verschwand sie.

Hierzu bemerkt nun Huxley, indem er zuerst den Mißbrauch der Bezeichnung „Sinnestäuschungen" bespricht, das Folgende:

„Solch ein Ding, wie eine eingebildete oder vorgetäuschte Empfindung giebt es nicht. Eine Empfindung muß vorhanden sein, um eine Empfindung zu sein; und wenn sie vorhanden ist, dann ist sie wirklich und keine Täuschung. Aber die Urtheile, welche wir uns über die Ursachen und Bedingungen wahrgenommener Empfindungen bilden, sind sehr oft irrig und täuschend genug; und solche Urtheile können in dem Gebiete eines jeden Sinnes zu Stande gebracht werden, entweder durch künstlich hergestellte Vereinigungen von Empfindungen, oder durch den Einfluß ungewöhnlicher Zustände im Befinden des Körpers selbst. Die letzteren geben Anlaß zu den sogenannten subjectiven Empfindungen.

Die Menschheit würde weniger Täuschungen unterworfen sein als sie ist, wenn sie sich beständig an ihren Hang zu falschen Urtheilen erinnerte, welche auf ungewöhnlichen, entweder künstlichen oder natürlichen Verbindungen wahrer Empfindungen beruhen. Die Menschen sagen: „ich fühlte", „ich hörte", „ich sah" dies oder das, wenn in neun und neunzig Fällen von hundert ihre wahre Meinung ist, daß nach ihrem Urtheile gewisse, dem Bewußtsein zugeführte Empfindungen des Gefühls, Gehörs oder Gesichts von diesen oder jenen Dingen verursacht waren.

Zu den subjectiven Empfindungen im Gebiete des Gefühls gehören die Empfindungen von Kriebeln und Prickeln der Haut, welche bei gewissen Zuständen des Blutumlaufes nicht ungewöhnlich sind. Der subjective üble Geruch und schlechte Geschmack, welcher einige Krankheiten begleitet, kommt sehr wahrscheinlich von ähnlichen Störungen der Blutsströmung in den Organen des Geruch- und Geschmacksinnes her.

Manche Personen werden von einer Art Ohrengespenster behelligt, einer mehr oder weniger verworrenen Musik, welche bei völligem Wachsein, ohne jede äußere Ursache, in ihren Ohren ertönt. Ich weiß nicht, ob andere Personen etwas Aehnliches kennen, aber wenn ich ein von einer mir bekannten Person geschriebenes Buch lese, so werde ich zuweilen dadurch geplagt, daß ich die Worte aussprechen höre, genau als ob jene Person sie spräche, und auch jede Eigenthümlichkeit in der Stimme und Geberde wahrnehme, die sie nach ihrer Gewohnheit dabei anwenden würde. Indessen glaube ich, daß schon Jedermann zu Zeiten betroffen gewesen ist von der außerordentlichen Deutlichkeit, mit welcher seine Gedanken sich in scheinbaren Stimmen verkörpert haben.

Die wunderbarsten Beispiele von subjectiver Empfindung werden jedoch durch den Gesichtssinn geliefert.

Wer je Zeuge der Leiden eines vom Delirium tremens (einer durch Trunksucht verursachten Krankheit) befallenen Menschen war, von der erstaunlichen Deutlichkeit seiner Visionen, welche zuweilen die Gestalt von Teufeln, zuweilen von kriechenden Thieren, aber fast immer von etwas Erschreckendem oder Beängstigendem annehmen, wird keinen Zweifel hegen über die Stärke subjectiver Empfindungen im Gebiete des Gesichtssinnes.

Aber damit täuschende Visionen von großer Deutlichkeit auftreten, ist es nicht nöthig, daß das Nervensystem so unverkennbar gestört sei. Menschen im Vollbesitze ihrer Kräfte und von hoher geistiger Begabung können solchen Erscheinungen, für welche sich keine bestimmte Ursache angeben läßt, unterworfen sein. Der beste Beleg hierfür ist der berühmte Fall der Frau A., den Sir David Brewster in seiner Natürlichen Magie anführt (vgl. den Anhang B.).

Es muß hier erwähnt werden, daß Frau A. von Natur eine sehr lebhafte Einbildungskraft besaß, und daß ihre Gesundheit in der Zeit, als sie die bemerkenswerthesten dieser Erscheinungen hatte, durch einen Luftröhrencatarrh und Verdauungsschwäche etwas angegriffen war.

Es ist klar, daß nur der seltene Muth und der helle Verstand der Frau A. sie davor schützten, eine Fundgrube vortrefflich beglaubigter Gespenstergeschichten zu werden. Der besondere Werth ihrer Geschichte liegt eben in dem Beweise, daß das klarste Zeugniß des allertadelfreiesten Zeugen durchaus keinen Schluß zuläßt auf die objective Wirklichkeit dessen, was der Zeuge gesehen hat.

Frau A. sah zweifellos das, was sie gesehen zu haben aussagte. Das Zeugniß ihrer Augen in Bezug auf die Existenz der Erscheinungen und ihrer Ohren betreffs der Stimmen war an und für sich ebenso vollkommen glaubwürdig, als es gewesen wäre, wenn die Dinge wirklich existirt hätten. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß genau dieselben Theile ihrer Netzhaut, welche durch das Bild einer Katze erregt worden wären, und genau dieselben Theile ihres Gehörorganes, welche ihres Mannes Stimme zum Schwingen gebracht hätte, durch irgend eine innere Ursache in denselben Zustand versetzt worden sind.

Was die Sinne bezeugen, ist nichts mehr und nichts weniger als die Thatsache ihrer eigenen Erregung. In betreff der Ursache dieser Erregung sagen sie uns durchaus nichts, sondern überlassen es dem Denkvermögen, sich ein eigenes Urtheil über den Gegenstand zu bilden. Eine eilfertige und abergläubige Person an Frau A.'s Stelle würde ein falsches Urtheil gebildet haben und würde dabei verharrt sein, mit dem Beweisgrunde, daß „sie ihren Sinnen trauen müsse".

Die vorstehenden Citate aus den Werken zweier Coryphäen exakter Naturwissenschaft zeigen, daß diesen letzteren der Vorwurf eigentlich nicht gemacht werden kann, sich auf dem fraglichen Gebiet von Erscheinungen immer vornehm ablehnend zu verhalten. Gleichzeitig ergiebt sich, daß Ben Akiba auch hier wieder einmal Recht hat. Aber zu einer Zeit, wo ein unverstandener Occultismus Mode zu werden droht und besonders der Spiritismus sein decadentes und verdummendes Dämmerwesen treibt, gewinnen jene einwandfreien Brewster'schen Mittheilungen in Verbindung mit den verstandesklaren Darlegungen Huxley's gleichsam die Bedeutung von Grundlagen zu einer „Kritik der reinen Unvernunft".

Karlsruhe. Robert Haaß.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 28. Berlin, den 12. Juli 1902. 31. Jahrgang. Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Manteuffel's Ehrenrettung in der auswärtigen Politik.

Von Kurd von Strantz (Berlin).

(Schluß.)

Manteuffel suchte den ruhigen Gang seiner vorsichtigen Politik nach besten Kräften vor unbequemen und gefährlichen Abweichungen zu bewahren, wurde aber stets von der russenfreundlichen Hofcamarilla und der gleich verderblichen Thronfolgerpartei in diesem zähen Bestreben gestört. Zu welchen verwerflichen Mittel man griff, beweist der bestellte Brief des russischen Kaisers an seinen königlichen Schwager, der Friedrich Wilhelm IV. thatsächlich in die Warschauer Falle vom October 1853 lockte, nachdem sein oberster Rathgeber die vorhergehende Zusammenkunft in Olmütz vielleicht in Erinnerung des früheren unseligen Angedenkens noch glücklich vereitelt und der Warschauer Reise widersprochen hatte. Der preußische Militärbevollmächtigte Oberst Graf Münster in Petersburg, ein großer Intrigant, über dessen Eigenmächtigkeit sich der dortige Gesandte mit Recht stets beschwert hatte, entwarf einfach im Einverständniß mit Gerlach den gedachten Brief und handelte somit im reinen russischen Interesse, eine Handlungsweise, die damals leider in Preußen nicht weiter verwunderlich war, wenn man bedenkt, daß sich vor dem Krimkriege preußische Generale in Berlin zuerst beim Zaren oder dessen Gesandten meldeten, ehe sie solches bei ihrem höchsten Kriegsherrn thaten. Thatsächlich war Preußen zum russischen Trabanten geworden und konnte sogar des moskowitischen Rückhaltes Oesterreich gegenüber nicht einmal gänzlich entbehren. Man ermißt daher leicht die unsägliche Schwierigkeit der Stellung des damaligen Leiters der preußischen Politik, dessen innere Politik durch unfähige Mitarbeiter gleichfalls bedenklich erschwert wurde. Aber als gewiegter Fachmann erwehrte er sich mit Hilfe gefügiger Kammern seiner Widersacher und konnte deßhalb seine Absichten im Innern besser zur Geltung bringen. Als gewissenhafter Mann bemühte er sich zu Beginn seiner auswärtigen Thätigkeit überall um sachverständigen Rath und fand in dem längst im Ruhestande lebenden Geh. Legationsrath Knüpfer eine bewährte Stütze. Man hat ihm diese Rathseinholung vorgeworfen und daher seine Selbstständigkeit angezweifelt. Thatsächlich wurde er aber nach den jetzt vorliegenden Denkschriften des erfahrenen Beamten gut berathen und eignete sich dessen Schrullen nicht an. Dadurch vermied er die Gefahr dilettantischer Versuche, obschon er bei der geistigen Mittelmäßigkeit seiner diplomatischen Mitarbeiter hauptsächlich auf sein eignes Urtheil angewiesen war. Er hatte die Ehre, gleich Bismarck als Bonapartist verschrien zu werden, da er eine unnütze Kränkung des aufgehenden Sterns an der Seine unthunlich fand. Glücklicherweise war der Pariser Vertreter Preußens Graf Hatzfeld der vielleicht einzig brauchbare Gesandte, der seinen Vorgesetzten sachgemäß berichtete. Auch dort trieb ein Specialbeauftragter des Hofes, Oberst von Olberg, sein Unwesen und lähmte gelegentlich die amtliche Politik. Von solchen Verhältnissen im Staate kann man sich jetzt nur schwer einen Begriff machen, aber dann die Schwierigkeit der Manteuffel'schen Amtsthätigkeit verstehen. Bismarck lehnte daher auch klugerweise den Eintritt in's Ministerium als Nachfolger seines Chefs im auswärtigen Geschäftsbereich ab, während letzterer wieder die innere Leitung übernehmen wollte. Diese Lösung hätte bei Beginn der Regentschaft jedenfalls manchen Mißgriff erspart und vielleicht den Militärconflict vermieden.

Beide Staatsmänner haben die Undankbarkeit der Welt erfahren, für deren Wohl sie ihre Lebensarbeit verrichtet haben. Beide wurden wider ihren Willen entlassen, obschon politisch ihr Verbleiben geboten und kein Anlaß zur sachlichen Ungnade vorhanden war. Manteuffel war es vergönnt, bei seinem unfreiwilligen Abschied, den er so oft und auch dem Prinzregenten angeboten hatte, noch einen Beweis seiner Selbstlosigkeit und seines stolzen und berechtigten Unmuthes zu geben. Er wies den Grafenstand und den erblichen Herrenhaussitz zurück und nahm erst auf besondere Bitten des Prinzregenten die ziemlich bedeutungslosen Brillanten zum Schwarzen Adlerorden an, wofür der hohe Geber ihm noch seine dankbare Genugthuung ausdrückte. Bismarck hat freilich vom Herzog von Lauenburg und dem Generaloberſten auch nie Gebrauch gemacht, ohne jedoch beide Ehrungen abzuweisen. Freilich wird er trotzdem nur als Bismarck in der Geschichte fortleben. Manteuffel's Ablehnung bedeutete jedoch einen erheblichen Verlust für seine Familie. Die ihm zugedachte Ehrung war keine höfische Gnade, sondern die Folge seiner staatsmännischen Verdienste. Solche Männer thun auch heute nach der Monarchie Noth und finden sich vielleicht noch seltener als damals, wo auch die Ränkeschmiede uneigennütziger waren als unser gegenwärtiges Streberthum, das nur selbstsüchtige Zwecke verfolgt und kein Rückgrat nach oben und unten besitzt. Die vielgeschmähte finstere Reaction war wenigstens charakterfest. Es ist ja auch kein Zufall, daß beide preußischen Junker vom märkischen Sande, der eine die innere und der andere die äußere Grundlage unseres

neuen kleindeutschen Reiches geschaffen haben, ohne leider auch amtlich ihre Schöpfung bis zum Lebensende in ihrer Obhut zu behalten, wodurch dem Vaterlande viel Unheil erspart worden wäre.

Die Damenpolitik hat auch Manteuffel's Maßnahmen oft gehemmt. Die Königin war als kluge Lebensgefährtin des anlehnungsbedürftigen Gemahls nur allzu einflußreich und die drei bayerischen Schwestern sind Preußen oft verhängnißvoll geworden. Was Deutschland die englische Großmutter und deren kaiserliche Tochter geschadet haben, wird die Geschichte unseres diplomatischen Archivs einst lehren. Ueber die Kaiserin Augusta spricht sich Bismarck ja selbst bitter genug in seinen Erinnerungen aus, und dieselbe Herrscherin war auch Manteuffel's Feindin, die an seinem Sturz mitgearbeitet hat. Ueber seinen Kopf fort erfolgte die englische Heirath, die kein Glück für Preußen-Deutschland und die Prinzessin selbst war, soweit die Politik in Frage kommt, da sie selbst nie zum selbstständigen Einfluß gelangt ist, wie stark auch die Fäden waren, durch die sie bis zu ihrem leidensvollen Heimgang auf unsere Politik im englischen Sinne und damit undeutsch einwirkte. Bismarck blieb schließlich siegreich, da sein Gebieter zu ihm hielt, während Manteuffel sich oft über den Wankelmuth seines Königs zu beklagen hatte. Auch rechnete ihm der Thronfolger alle Eingriffe seines königlichen Bruders in seine Politik als eigene Schwächen zu, was dann beim Eintritt der Regentschaft die Veranlassung von Manteuffel's Abschied wurde, zumal er bei aller Ehrerbietung in den brieflichen Antworten an den zürnenden Prinzen von Preußen seinen Standpunkt mit Festigkeit zu wahren wußte und sich nicht hinter dem König versteckte, dem er eher als Schild dienen mußte.

Ueberblicken wir die preußisch-deutsche Geschichte seit den Befreiungskriegen, so bedeutet thatsächlich Manteuffel's Ministerpräsidentschaft den ersten Aufschwung unseres nationalen Staatslebens, da die Unfruchtbarkeit der Regierung Friedrich Wilhelm's IV. hauptsächlich in der allzubeschränkten Regierungsweise seines unbedeutenden Vaters lag, dem Treitschke zu viel Ehre angethan hat, wenn er das frühere harte Urtheil über ihn fast unbillig milderte. Manteuffel schuf eine lebensfähige Verfassung, ohne dem liberalen Beispiel nach englisch-belgischem Muster zu folgen, und noch heute ist ein brauchbarer Ersatz für das vielangefeindete preußische Wahlrecht nicht gefunden, während alle einsichtigen Politiker über die Ungerechtigkeit des allgemeinen Stimmrechts trotz der oberflächlichen Redensarten von der Gleichheit der politischen Rechte eines Sinnes sind. Die Durchführung dieses Werkes trotz aller Anfechtungen auch jenseits der Staatsgrenzen war aber auch für Preußens deutsche und europäische Stellung bedeutsam, wie sie auch den zunächst friedlichen Bruch mit Oesterreich allmälig veranlaßte.

Sehr bezeichnend ist auch die Behandlung und Lösung der Neuenburger Frage, für deren nationale Erledigung die damalige Zeit noch nicht reif war. Der ständisch begeisterte Gerlach glaubte der preußischen Ehre genug zu thun, wenn die Eidgenossenschaft und die Cantonsregierung die Fortdauer conservativer Grundsätze in dem Juraländchen gewährleisten würden, was man wohl von dem schweizerischen Freistaate nicht füglich verlangen konnte. Manteuffel sah den politischen Standpunkt dagegen mit kühler Gelassenheit an und betrachtete rein staatlich nicht mit Unrecht das Fürstenthum als eine Bürde für das ferngelegene preußische Hauptland, hoffte es aber bei passender Gelegenheit wieder seinem angestammten Herrn zu gewinnen, sofern er eine solche ruhig abwartete. Leider hatte die preußische Verwaltung keineswegs wiederverdeutschend gewirkt, ja die preußischen Staatsmänner hielten in geschichtlicher Unkenntniß Neuenburg für ein wälsches Land, obschon es ein allemannisches Gebiet des alten Herzogthums Schwaben war. Der einfällereiche König hoffte während des Krimkrieges von den Westmächten für gewisse Zugeständnisse sein Erbland friedlich zu erhalten, was nicht ohne Berechtigung war, wenn er nur Neuenburg überhaupt wieder mit Streitkräften besetzte. Seine schlimmsten Widersacher waren dabei freilich Oesterreich und die süddeutschen Bundesgenossen, die besonders den Durchzug fürchteten. Eben hatte Baden den preußischen Truppen seine staatliche und monarchische Unabhängigkeit gedankt und nichts wäre leichter gewesen, ein preußisches Armeecorps weiter südlich über Basel marschieren zu lassen, um die widerspenstige Schweiz zur Anerkennung der unstreitigen preußischen Rechte auf den fürstlichen Canton zu veranlassen.

National wäre die Festhaltung Neuenburgs ein großer Gewinn gewesen, und dadurch nach der baldigen Reichsgründung auch der deutsche Charakter der Schweiz durch preußische Bajonette dauernd gewahrt geblieben. Aber der König faßte wohl gute Gedanken, führte sie aber niemals durch, und seine gewohnte Kriegsscheu ließ ihn vor der einfachen gewaltsamen Vergeltung zurückschrecken. Statt dessen duldete und förderte der König und die Camarilla den thörichten Putsch der Königstreuen, vom 3. September 1856, der mittelbar Preußen in's Unrecht setzte, und schließlich endete die preußische Genugthuung mit der bedeutungslosen Freilassung der Gefangenen, während Neuenburg unserm Vaterlande verloren blieb. Ein schwächlicher Volksaufstand unter einer zaghaften Statthalterschaft hätte somit den später so scharfen Fängen des preußischen Aares das national werthvolle Alpenländchen entrissen. Es war eine Laune des Schicksals, daß zeitweise ein Machtwort Napoleon's zu Gunsten Neuenburgs wohl möglich war, wenn unsere Diplomatie und der König nicht selbst durch den nutzlosen Handstreich die schwebende Frage vorzeitig und damit erfolglos gelöst hätte. Vom damaligen preußischen Standpunkte aus erschien der Verlust Neuenburgs fast als Gewinn, da man sich zur Politik mit Blut und Eisen noch nicht aufgeschwungen hatte. Auch hier war der thatenscheue König das Haupthinderniß, obwohl er selbst sehnlich die Wiedergewinnung wünschte, auch als der treue Fürst, der sich seinen Unterthanen gegenüber verpflichtet fühlt. Diese Sachlage wirkt fast tragisch und entlastet menschlich den unglücklichen Herrscher. Auch die national gesinnten Politiker nahmen damals an der ruhmlosen Aufgabe des preußischen Cantons keinen Anstoß, und Manteuffel war froh, den gefährlichen schweizerischen Zündstoff beseitigt zu haben. So unterlag die spätere deutsche Vormacht der kleinen Schweiz und ihren radicalen Schreiern, während nach einem Jahrzehnt Oesterreich und das übrige Deutschland das Gebot des preußischen Siegers annehmen mußten.

Bis zum Verlust Neuenburgs hat Preußen das Land lediglich als persönlichen Kronbesitz mit einer französischen Bevölkerung behandelt, statt sich seiner deutschen Aufgabe diesem ursprünglich rein deutschen Gebiet gegenüber bewußt zu werden. Neuenburg war und ist national ein zweites Elsaß, wie ja auch seine Bewohner Allemannen sind. Unser nationaler Aufschwung wenige Jahre nach dem Verzicht auf das Juraländchen hätte auch Preußen zur Wiederverdeutschung gezwungen, und wir saßen dann mit einem Fuß bereits im Steigbügel, um die noch heute deutschfeindliche Schweiz an ihren deutschen Ursprung und ihre nationale Pflicht gegenüber unserm gemeinsamen Volksthum zu erinnern. Jetzt ist eine nationale Angliederung unbeschadet der politischen Selbstständigkeit der Eidgenossenschaft im Rahmen des deutschen Bundesstaates erschwert, während 1870/71 beim Besitz Neuenburgs eine solche Zurückführung des entfremdeten schweizerischen Stammes leicht zu bewerkstelligen gewesen wäre. Aber diese Erkenntniß ist selbst gegenwärtig noch kaum ein Gemeingut unserer nationalen Kreise geworden und wird vielleicht von ängstlichen Politikern noch als chauvinistisch verschrien, obschon nur Geschichtsurkunde und Mangel an volklichem Empfinden die damalige Aufgabe Neuenburgs verschmerzen oder gar für nothwendig erklären können.

Trotzdem lernen wir aus der Selbstbescheidung Preußens, daß auch unter Manteuffel der Grundsatz befolgt wurde, nur im engen territorialen Anschluß an das Königreich eine bei allen Unterlassungen und Schwächen zielbewußte Politik im lediglich preußischen Interesse zu treiben, die auch damals unverantwortliche Rathgeber zu stören suchten. Die nachbismarckische Reichsleitung dürfte bei einem Vergleich diese Vorzüge der Manteuffel'schen Politik kaum aufweisen, wenn auch ihr die Entschuldigung der unbefugten Einmischung selbstsüchtiger Personen und Kreise nicht fehlt.

Zur modernen Geschichtsforschung.

Von Anton Weis-Ulmenried.

Den Blick auf die Gegenwart gerichtet! Das ist derzeit die Losung einer überwiegend starken, zahlreich vertretenen historischen und historisch-politisch-socialen Literatur. Ist ja unsere Zeit reich wie kaum eine frühere an großen Entscheidungsthaten des geschichtlichen Ganges, an bereits vollzogenen oder aber erst im Reifen begriffenen Umwälzungen, weit mehr noch an schweren Räthseln und bangen Fragen des Gesellschafts- und Völkerlebens. Und das Alles bildet einen Inhalt, weniger angethan, um einfach erzählt, als um kritisch reflectirend immer und immer wieder umgerührt zu werden, bis sich die bleibenden Wahrheiten aus den Thatsachen und Gedanken der Zeit abgesetzt haben.

So ist denn auch die Darstellung und Auffassung der Geschichte des Alterthums gegenwärtig in eine Periode strengen und wohl auch etwas einseitigen Realismus getreten. Man interessirt sich nicht mehr so warm für die Kunst und Literatur der alten Griechen wie zur Zeit des fein gebildeten Ernst Curtius, und die Zeit, da Ed. Zeller seine „Platonischen Studien" und seine „Philosophie der Griechen", und F. Mendelssohn-Bartholdy seine Musik zu Sophokles' „Antigone" und „Oedipus auf Kolonos" schrieb, ist für immer vorbei. Die nüchtern denkende Menschheit der Gegenwart will nur wissen, wie das alte Hellas seine weltgeschichtliche Aufgabe auf dem Gebiete des praktischen Lebens löste. Darum sind auch die Fortschritte, welche die Kenntniß und Erkenntniß des classischen Alterthums in den letzten Jahren machte, größtentheils nationalökonomischer Art. Es ist natürlich, daß eine von solchen, an und für sich ja ganz berechtigten Tendenzen beherrschte Geschichtsschreibung leicht einer allzu nüchternen Auffassung oder Stimmung zum Opfer fällt und infolgedessen die erhabene Schönheit der Antike nicht zu ihrem vollen Rechte kommen läßt.

Eine förmliche Revolution in der Auffassung der politischen Geschichte des classischen Alterthums brachte Hans Delbrück's „Geschichte der Kriegskunst" hervor, für welche durch Julius Beloch's 1886 erschienenes epochemachendes Werk „Die Bevölkerung der griechisch-römischen Welt" sozusagen die Wege geebnet worden waren. Während Delbrück die Kriegführung und Kriegsgeschichte der alten Griechen und Römer behandelt und zwischen ihr und jener eines Friedrich des Großen, eines Napoleon und Moltke Parallelen zu ziehen sucht, befaßte sich Beloch mit der Aufstellung einer Bevölkerungsstatistik für das ganze Alterthum. In der Einleitung seines Werkes bringt Beloch, der gleich Delbrück nicht nur über das erforderliche militärische, sondern auch über antiquarisches Wissen verfügt, Mommsen seine Huldigung dar, indem er erklärt, auf den Schultern dieses Patriarchen zu stehen. Er geht aber im übrigen durchaus eigene Wege. Seine streng realistische, militärische und nationalökonomische Methode erweist sich als gewaltiger Fortschritt gegenüber der älteren juridischen, philologischen und archäologischen Methode, und ist nicht nur für die Geschichte der antiken Kriegskunst, sondern auch für andere Gebiete und Zweige der Alterthumsforschung von hoher Bedeutung.

Wenn Beloch nachweist, daß Italien zur Zeit des Augustus nicht 25 Millionen Einwohner hatte, wie es uns seinerzeit in den Schulen gelehrt wurde, sondern nur ungefähr 6 Millionen, so ist klar, daß eine solche Corrigirung der altgewohnten Vorstellungsweise von durchgreifender Bedeutung für die Beurtheilung des ganzen römischen Heerwesens sein müsse.

Auch Delbrück geht bei seiner Darstellung von Zahlverhältnissen aus, indem er nachweist, daß die von Herodot angegebene Stärke des Perserheeres unter Xerxes auf seinem Zuge gegen Griechenland in das Reich der Fabel zu verweisen sei, da es nicht einmal bei der gegenwärtigen, so hoch entwickelten militärischen Technik möglich wäre, eine so colossale Heeresmasse*) auf den Kriegsschauplatz zu führen und zu verpflegen. Nach Delbrück bestand das persische Heer aus nicht mehr denn 15—25000 Kriegern, die nichts weniger als feige Sclaven waren, sondern kampfgeübte, tapfere Männer von ritterlichem Sinn. Da in dieser verhältnißmäßig kleinen Armee das aristokratische Element zahlreich vertreten war, so könnte es immerhin sein, daß der Troß aus ca. 40000 Mann bestand, doch sei der persische Großkönig unbedingt mit höchstens 70000 Mann über den Hellespont marschirt.

Die moderne Geschichtsforschung will eben auch die berühmtesten Historiker der Vorzeit nicht als Autoritäten anerkennen, denen man unbedingt folgen muß; sondern sie geht von dem Princip aus, daß eine Angabe oder Behauptung, deren Unmöglichkeit und Unrichtigkeit offenkundig ist, kein Vertrauen verdient, wenn sie selbst von einem Herodot, Polybius oder Thukydides gemacht wurde. Die Geschichtschreibung des Alterthums stak ja noch in den Kinderschuhen. Keinem der antiken Historiographen standen jene verfeinerten Methoden der Forschung zu Gebote, wie sie seit und durch Berthold Georg Niebuhr, der mit sicherem Blick den historischen Kern aus der wirren Masse von Sagen, Hypothesen und Fälschungen herauszufinden bestrebt war, entstanden ist.

Einen eclatanten Beweis für die Berechtigung des Mißtrauens auch gegenüber den höchstgepriesenen Autoritäten liefert Herodot's Darstellung der Schlacht bei Marathon. Herodot erzählt im III. Buch, 112. Cap.: „Wie sie aber aufgestellt waren und die Opfer günstig ausfielen, da stürzten die Athener, sowie der Befehl an sie ergangen war, im Laufe wider die Barbaren; es betrug aber der Zwischenraum nicht weniger als 8 Stadien! (d. i. ca. eine halbe Stunde Weges, 1500 m). Delbrück weist nun nach, daß ein so langer Lauf eine physische Unmöglichkeit sei, indem ein schwer ausgerüsteter, aus tausenderlei Individuen zusammengesetzter Heereskörper höchstens 120—150 m im Laufe zurücklegen könne, ohne zu ermatten und in Unordnung zu gerathen (?). Naturmenschen und einzelne Schnell- oder Dauerläufer könnten allerdings in voller Rüstung große Strecken laufend zurücklegen, aber das athenische Heer bei Marathon habe nicht aus Naturmenschen bestanden, sondern

*) Nach Herodot's Mittheilungen müßte man das persische Heer sammt Troß und Bemannung der Flotte auf 4200000 Mann schätzen. Herodot sagt im VII. Buch, 184. Cap.: „Rechnet man nun die gesammte See- und Landmacht zusammen, so ergiebt sich ein Heer von 2 Millionen, dreimal hundert und zehntausend Mann und dazu 7610. Damit ist angegeben das Heer, das aus Asien selbst gezogen war, ohne die Dienerschaft, welche folgte, und ohne die Schiffe mit den Lebensmitteln und was sich darauf befand." — Andere Schriftsteller bringen geringere Zahlen. Ktesias, der gelehrte Arzt aus Knidos, der nach einem 17jährigen Aufenthalt in Persien, 399 v. Chr. nach Griechenland zurückkehrte und dann seine nur im Auszug noch bekannten persischen Geschichten schrieb, in seinem Werke vielfach gegen Herodot auftrat und gegen dessen durch griechische Anschauungsweise gefärbte Darstellung des Kampfes der Hellenen mit den Persern — Ktesias berechnet das Heer des Xerxes auf 80000 Mann; Aelian und andere auf 70000.

sei eine Nationalgarde von Bürgern und Bauern gewesen. Nach dem preußischen Exercirreglement dürfen die Leute mit voller Packung nicht länger als 2 Minuten laufen. Das Heer der Athener hingegen bestand laut Delbrück gar nicht aus Soldaten, die gleich den modernen Fußtruppen eine sorgsame Trainirung durchgemacht, auch nicht aus vornehmen Jünglingen, die in den Gymnasien ihren Körper geübt und gestählt, sondern aus einem Massenaufgebot von 45 bis 50 jährigen (?) Bürgern, Bauern, Köhlern und Fischern, die sich nie mit gymnastischen Uebungen befaßt hatten. Delbrück, der bereits 1887 in einer Specialstudie, einer Vorarbeit zu seiner „Geschichte der Kriegskunst“, seine Zweifel bezüglich des Eilmarsches der Athener zum Ausdruck gebracht hatte, hat seither in dieser Streitfrage einen glänzenden Sieg gewonnen. Mitten in der Ebene von Marathon erhebt sich nämlich ein 12 m hoher Grabhügel, Soros genannt, unter dem die in der Schlacht Gefallenen ruhen. Dieser Grabhügel ist 8 Stadien (1 1/2 km) vom Eingang des Uranathales entfernt, aus dem die Schaaren des Miltiades hervorbrachen. Man kann nun mit Sicherheit annehmen, daß die Athener ihre Todten nicht zu der Stelle zurücktrugen, wo der erste feindliche Zusammenstoß stattgefunden, sondern daß sie den Hügel dort errichteten, woselbst die zuletzt Gefallenen lagen, d. h. wo die Verfolgung nach errungenem Siege aufgehört hatte. Hier mitten in der Ebene führten sie den Grabhügel auf, sichtbar nach allen Richtungen. Von hier aus betrachtete auch Herodot das ehemalige Schlachtfeld, und hier ließ er sich erzählen, daß die Athener die 8 Stadien von der Thalöffnung bis zu diesem Punkte im Sturmschritt zurückgelegt hätten. In Wirklichkeit waren sie aber nur 150 m gelaufen und hatten die übrigen 1300 m Schritt für Schritt das tapfer kämpfende persische Fußvolk zurückgedrängt.

Aus dem überaus reichen Material des Delbrück'schen Werkes möge noch seine Kritik der Feldzüge Caesar's hervorgehoben werden. Man sollte glauben, daß diese Feldzüge der modernen Kritik nur eine spärliche Nachlese bieten könnten. Dies ist aber nicht der Fall. Gerade auf diesem unzählige Mal durchforschten Gebiete hat Delbrück außerordentlich viel Neues entdeckt. Wie vortrefflich und eingehend unsere Kenntnisse über Caesar's Kriegszüge in Folge seiner Commentarii auch sind, so leiden sie doch an dem Fehler der Einseitigkeit. Denn betreffs des bellum civile sind die Ueberlieferungen Seitens der Anhänger des Pompejus äußerst undeutlich und unverläßlich im Vergleich mit Caesar's und seiner Anhänger ausführlichen Mittheilungen, und betreffs des gallisch-germanischen Feldzuges stehen uns ebenfalls nur die ausführlichen Berichte des siegreichen Römers zur Verfügung. Die Geschichtskritiker standen vor dieser historischen Lücke rathlos da. Durch Delbrück wurde auch in dieser Beziehung der Kritik der richtige Weg gewiesen. Er beginnt seine Untersuchung mit der Prüfung der von Caesar gelieferten Beschreibung des Krieges mit den Helvetiern und weist nach, daß sie von Unwahrscheinlichkeiten, Lücken, Widersprüchen und Ungereimtheiten förmlich strotzt.*) So berichtet Caesar, daß die Helvetier den Versuch machten, in die römisch-gallische Provinz einzudringen, von ihm aber zurückgeschlagen worden seien. Hätten die Helvetier wirklich die römische Provinz angegriffen, so hätten sie sich eines förmlichen Rechts- und Friedensbruches schuldig gemacht, der schon um der Reputation des römischen Namens Willen, strenge Bestrafung gefordert hätte. Als Caesar selbst zum Angriff wider die Helvetier schritt, gab er als Grund seines Einschreitens an, daß er sie hindern wollte, ihre Absicht auszuführen, in's Land der Santonen auszuwandern, deren Gebiet an die römische Provinz grenze, da es sehr gefährlich wäre, wenn dieser kriegerische Volksstamm sich in einem so fruchtbaren, offenen und den Römern benachbarten Gebiete niederließe. In Wahrheit befand sich aber das Land der Santonen am Atlantischen Ocean zwischen dem heutigen La Rochelle und der Girondemündung, über 20 Meilen entfernt vom nächsten römischen Grenzstein, während gerade Helvetien unmittelbar an die römische Provinz grenzte. Die Römer hätten sich mithin gar nichts Besseres wünschen können, wenn sie die Helvetier los werden wollten, als daß diese gegen Westen zögen. Daß Caesar dessen ungeachtet deren Plan als gefährlich für das Römerreich darstellte, scheint ein sicherer Beweis dafür zu sein, daß er in Verlegenheit war, einen triftigen Grund für seinen Feldzug gegen die Helvetier anzugeben. Weiter erzählt Caesar, daß die Helvetier mit Weib, Kind und all' ihrem Hab und Gut auswanderten und Lebensmittel für drei Monate mitnahmen. Die Römer hätten in ihrem Lager, nachdem sie sie besiegt, Verzeichnisse vorgefunden über die Anzahl jedes Klan's, und hätte die Gesammtzahl der Auswanderer nach denselben 368000 Personen betragen. Nun hat aber schon Oberst v. Stoffel, der bekannte ehemalige französische Militär-Attaché in Berlin, im Auftrage Napoleon's III. für dessen Werk „Das Leben Julius Caesar's“, worin dieser das Princip des Caesarismus in der nacktesten Form feiert, berechnet, daß 368000 Menschen, welche Lebensmittel auf drei Monate mit sich führen, 6000 vierspännige Wagen für's Mehl allein benöthigen würden. Nimmt man weiter an, daß das übrige Hab und Gut, das die Auswanderer mit sich führten, pro Person 15 kg betrug, so wären außerdem noch 2500 Wagen erforderlich gewesen. Da auf den damaligen Straßen Galliens wohl nur selten mehrere Wagen neben einander hätten fahren können, würden diese 8500 Wagen einen 17 Meilen langen Zug gebildet haben. Dazu kommt noch in Betracht, daß bei der selbstverständlich geringen Disciplin fortwährend Stockungen eintreten mußten, daß die Wagen hauptsächlich mit Ochsen bespannt waren und daß ganze Heerden jungen Viehs mitgetrieben wurden. Der Auswandererzug bewegte sich unter äußerst ungünstigen Umständen vorwärts. Nur anfangs ging der Weg durch das Saônethal, später fortwährend durch Gebirgsgegenden, wo die Wagen wohl nur einzeln hinter einander fahren konnten. — Kurz, kein moderner Generalstab, ausgerüstet mit allen modernen technischen Hülfsmitteln wäre im Stande, einen solchen Zug von 868000 Menschen, die Lebensmittel für drei Monate mit sich führen, zu dirigiren. — Indem Delbrück die von Napoleon III. angestellten Forschungen geschickt benützt, gleichzeitig aber noch tiefer in die Sache eindringt, weist er durch eine kunstreiche Argumentirung nach, daß Caesar bedeutend übertrieb, als er die Anzahl der Helvetier auf 368000 angab. Die Zahl der Auswanderer habe vielmehr ungefähr 30000 Personen, darunter 16000 waffenfähige Männer, betragen. Caesar, der einschließlich der Hülfstruppen über 40000 Mann verfügte, war also in bedeutender Uebermacht. — Beim Studium der Schriften Caesar's müsse man mithin seine Angaben genau controliren, denn seine Wahrheitsliebe war keineswegs so groß, wie man bisher glaubte. Mit der ihm eigenen Bestimmtheit behauptet der römische Feldherr bei den meisten Gelegenheiten, daß er mit einer colossalen Uebermacht zu kämpfen hatte. Dabei wurde er allerdings nicht ausschließlich von Eigenliebe oder Prahlsucht geleitet, sondern von kluger, politischer Berechnung. Auch Moltke, der mit Recht für einen idealen Militärschriftsteller gilt, erklärt ja, daß ein Soldat, der Geschichte schreibt, nicht aus Wahrheitsliebe die Ehre seiner Truppen in den Schatten stellen dürfe. Man kann diese Ansicht für unrichtig halten, ist deßhalb aber nicht berechtigt, den Stab zu brechen über Moltke oder Caesar. Im Uebrigen weist Delbrück nach und zwar in überzeugender Weise, daß Caesar's Feldherrnehre nicht im Mindesten dadurch verdunkelt wird, daß wir auf die Spur einiger seiner politisch-literarischen Schachzüge kommen.

*) Schon Asinius Pollio, eine literarische Koryphäe seiner Zeit und andere sprachen ihre Zweifel aus an der Glaubwürdigkeit der Memoiren des genialen Julius Caesar.

Auf die moderne Geschichtsforschung, die mit rauher Hand so viele altgewohnte, liebgewordene Anschauungen und Vorstellungen, die aufzugeben man sich oft nur schweren Herzens entschließen kann, zerstört, passen wohl Goethe's Worte:

> „Warum willst Du Dich von uns allen
> Und unserer Meinung entfernen?"
> Ich schreibe nicht, Euch zu gefallen,
> Ihr sollt was lernen. — —

Literatur und Kunst.

Junge Weisen eines Achtzigjährigen.

Von C. Schultes (geb. 9. Juli 1822).

> „Klar sein —
> Wahr sein —
> Rar sein —
> Die Drei
> Machen frei!"
>
> Der alte Landsknecht.

Er!

Siehst Du das Blitzen der Asteroiden?
Ihnen ist nimmer die Ruhe beschieden,
Bis sie im donnernden Niederfall
Nähren der Sonne belebenden Ball.

Hörst Du das Brausen der Völker, der vielen?
Endloses Streben noch endlosen Zielen,
Taumelndes Ringen in Haß und Streit,
Um — zu versinken im Meere der Zeit.

Er, dem Millionen der Jahre Secunden,
Während wir Menschlein uns mühen um Stunden,
Lächelt der Sterne, der Völker Fall,
Ruhig in Ewigkeit hält Er das All! —

❊

Ewiges Sterben.

(Früheste Jugendelei.)

Laß mich an dem Kelche hängen, an dem Kelche Deines Mundes
Der umsäumt die Purpurfluthen Deiner süßen, heißen Liebe!
So berauscht von sel'ger Wonne laß mich sterben, holdes Liebchen,
Sterbend blüht mir dann ein Leben, daß ich ewig möchte — sterben!

❊

Frei und selig am Rhein.

Den Staub von den Füßen,
Die Sorg' von der Brust,
Die Schultern entlastet,
Es winket die Lust!

Die Berge, sie grüßen,
Es locket das Thal,
Hoch lebe die Freiheit,
Zu End' ist die Qual!

Zum Teufel das „Müssen",
Das „Wollen" allein
Bestimmet mein Wesen,
Verschönet mein Sein!

Wo sind nun die Grillen,
Die stets mich umsummt?
Das Wandern erlöset,
Und Hocken verdummt.

Da drunten die Wellen,
Sie eilen in's Meer;
Verlorene Tage
Bringt nichts wieder her,

Gott grüß' Euch, Ihr Berge,
Willkommen o Rhein,
Hier braucht's keine Pfaffen,
Um selig zu sein!

❊

Enthüllter Rheinzauber.

Der Du zauberst Jugendrosen
Auf des Alters Wang' und Stirn,
Laß mit Dir mich gründlich kosen:
Wein vom Rhein so goldig-firn!

Aber nicht in enger Stube
Schlürfe ich Dein edles Naß,
Aus der Thäler dumpfer Grube
Eil' ich auf die Höhen baß!

Droben auf den Bergesgipfeln,
Unter mir den grünen Rhein,
Ueberschattet von den Wipfeln
Deutscher Buchen schänk' ich ein.

Hoch empor zum gold'nen Aether
Hebe ich den gold'nen Trank:
„Die Dich bauten — Altervöter,
Nehmt des Enkels besten Dank!

Geisen-, Hatten-, Rüdesheimer,
Seid gegrüßet mir zumal,
Einen Klotz macht Ihr zum Reimer:
Bischofsberg und Rauenthal!

Auch den dreien guten Rothen:
Ingelheim und Bacharach,
Aßmannshausen sei entboten,
Huld in Gnaden tausendfach!"

Also zieh' ich von dem einen
Fröhlich hin zum andern Ort,
Prüfe überall den reinen,
Aechten Nibelungenhort.

Hei! Das ist des Forschens wahre
Wanderschaft, bergauf, thalein,
Daß sich gründlich offenbare
Mir Dein Zauber, Vater Rhein!

❊

Elslein von Caub.*)

Es liegt ein Städtlein an dem Rhein,
Ist keines sonst ihm gleich,
Darinnen wohnt die Liebste mein,
Die Schönst' im ganzen Reich!
Elslein, ach Elslein,
Du Rose im Laub,
Dich lieb' ich ewig,
Mein Elslein von Caub!

*) In der wundervollen Composition von Ferd. Möhring allgemeines Volkslied in den Rheinlanden.

Was nützen Reichthum und Gesind',
Was aller Ahnen Zahl,
Ist kalt das Herz, für Liebe blind,
Ade dann Welt zumal!
Elslein, ach Elslein,
Dem Treuschwure glaub':
Du bist mir Alles,
Mein Elslein von Caub!

Laß fahren allen Erdentand,
Bleibt Dir die Lieb' allein,
Sie führet an der treuen Hand
Zur Seligkeit Dich ein!
Elslein, ach Elslein,
Bis einst ich bin Staub,
Bleib' ich Dein Eigen,
Mein Elslein von Caub!

*

Das Beste.

Hast ein Mädel, halt' es fest,
Aber lieg' nicht stets im Nest;
Denn solch' warmes Nest fürwahr
Birgt oft Tag für Tag Gefahr.

Aber Trinken, lieber Freund,
Schadet gestern nicht und heunt,
Ist der beste Väterbrauch,
Kräftiget Dein Alter auch.

Mädel, rück' an meine Seit',
Füll' die Kanne hoch und weit,
Glaube mir auf Manneseht':
Bestes thun, das lieb' ich sehr!

*

Spiro-spero!

„So lang' ich athme — hoff' ich auch!"
Das ist der weiseste der Sprüche,
Den jeder Kluge hält im Brauch,
Bis Alles einst geht in die Brüche.

Wer muthig in das Leben schaut,
Und es erfaßt in seinem Kerne,
Sieht sich dem Zufall anvertraut,
Der Lenker ist bis an die Sterne.

Ein jeder Mensch hat an das Glück
Den gleichen Antheil auf der Erden;
Drum schaue vorwärts, nie zurück,
Es muß Dein Theil Dir auch noch werden.

Was also immer bringt der Tag,
Hab' Herz und Sinne fröhlich offen:
So lang der Athem halten mag,
Ist jedes Glück noch zu erhoffen!

*

Einem Freunde in's Stammbuch.

Sage, Freund, warum Du schmähest
Auf die Magern so gewaltig?
Nimmer viel von dicken Mädchen
Und von dickem Weine halt' ich!
In die Arme kannst Du pressen,
Nie die Einen ohne Stöhnen,
An den Andern wird sich nimmer
Zung' und Gaumen recht gewöhnen!
Leichtes Lieben, leichtes Leben!
In dem Arm ein schlankes Mädchen,
Feuerflüss'gen Wein im Glase,
Dann rollt leicht das Schicksalsrädchen! —

*

Des Alten Trostspruch.

Auch auf vielgeleimter Fiedel,
Die beinah den Ton verlor,
Geigt sich noch manch' lustig Liedel,
Frisch und fröhlich der … Humor!

Lenau's Faust.

Von O. Wentorf (Altona).

Es ist Sitte bei uns geworden, der bedeutenden Männer an ihrem 70. oder 100. Geburtstage zu gedenken. Eine überflüssige, ja verflachende Sitte, wenn die Gedenkfeier nur in der Auffrischung einiger literarhistorischer Notizen und der Austischung einiger laudläufiger Urtheile über den Gefeierten besteht. Eine gute und fruchtbringende Sitte aber, wenn man die Gelegenheit benutzt, sich gründlich mit dem Geisteswerk des Gefeierten zu beschäftigen, es aus dem Geiste seiner Zeit zu verstehen und in seiner Bedeutung für unsere Zeit zu würdigen sucht. Denn so sicher die Gegenwart nur aus der Vergangenheit recht verstanden wird, so sicher ist es, daß durch Schaffung neuer Werthe das Alte an Bedeutung einbüßt.

Vielgeschäftige Federn werden in diesem Sommer den Namen des unglücklichen Niembsch wieder unter die Menge tragen, werden von „interessanten" Lebensdaten und von seiner schwermüthigen Poesie Einiges schwätzen. „Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu thun!" Und es braucht schon kein König mehr zu sein. Wir wollen weder Schutt hinzuschleppen noch wegkarren; stellen wir uns auf einen freien Standpunkt und betrachten eingehend eins der von Lenau geschaffenen Bauwerke, seinen Faust. Freilich, dies Bauwerk schuf kein König im Reich der Poesie; doch der kühne Bau eines Grafen dürfte auch nicht ohne Interesse für uns sein.

Wo in deutschen Landen, und weit darüber hinaus, der Name „Faust" ertönt, horcht man auf. Der Faust, unser Einziger, der Uebergewaltige, steht vor unseren Augen. Wie konnte Jemand es wagen, den Stoff noch nach Goethe aufzunehmen? Muth mußte der jedenfalls besitzen. Aber es ist doch recht, wenn Anastasius Grün behauptet, daß der Stoff „für eine bedeutende Subjectivität noch unbeschrittene fruchtbare Regionen in sich fasse". Und so offen ausgesprochen werden muß, daß Lenau's Faust neben Goethe's Werk einfach verschwindet, so muß man doch gelten lassen, daß Lenau thatsächlich neue Regionen beschritten hat. Und vor Allem: er gestaltete einen eigenen Faust.

Das zeigt sich gleich bei der Lösung der ersten Aufgabe eines Faustschreibers: uns die psychischen Zustände zu veranschaulichen, die den Faust zu dem Pakt mit dem Teufel treiben. Lenau's Faust tritt uns entgegen als Morgenwanderer im Gebirge, die Brust bewegt von den Fragen der Schöpfung. Auf's Tiefste erregt über die Ohnmacht, dem Wesen des Lebens näher zu kommen, wirft er die gepflückten Blumen in die Schluchten, zerknickt manch' Insect mit seinen Fingern — keins gesteht ihm etwas von seiner Schöpfung. Die Glocken, die fromm heraufklingen, machen ihn nur bitterer, wilder. Er stürmt aufwärts, bis er in das sturmversammelte Wolkenlager hinabrufen kann: „Die Wetterwolken hab' ich übersprungen, daß sie vergebens mir zu Füßen klaffen, nach mir ausstrecken ihre Feuerzungen: so will ich mich der Geistesnacht entraffen." Charakteristischer Weise erscheint hier Mephisto. Er rettet den von einem Stein abwärts gerissenen Faust, verschwindet dann aber wieder stumm und spurlos. Im zweiten Bild treffen wir Faust mit seinem Famulus Wagner Nachts

an einer Leiche. Wieder erbittert ihn seine Unmacht, des Lebens Räthsel zu lösen. „Du weißt nicht mehr vom Leben als das Vieh trotz Deiner sämmtlichen Anatomie.“ Nicht einmal uns selbst verstehen wir. Das Leben der Natur verschließt sich uns, und die Tiefen unseres Seelenlebens bleiben unbegriffen. So „wandert der Mensch zwischen dem dunklen Abgrund seiner Seele und dieser Welt verschlossener Felsenwand auf des Bewußtseins schwankem Stege“. Doch wo ist Rettung aus allem Zweifel? Er will die Frucht der Erkenntniß genießen, wenn auch die Götter ihn darob verstoßen. Doch schon ist Mephisto erschienen. Nach einigen ironischen Erwiderungen an Faust ruft er diesem zu: „Dein Schöpfer ist Dein Feind, gesteh' Dir's keck, weil grausam er in diese Nacht Dich schuf, und weil er Deinen bangen Hülferuf verhöhnt in seinem heimlichen Versteck.“ — „Wer glaubt, gehorcht, des Fragens sich bescheidet, als frommes Rind sein Plätzchen Wiese weidet, dem wird wohl nimmer mit dem Futtergrase die Wahrheit freundlich wachsen vor die Nase.“ Er müsse als Mann sich kühn gegen Gott erheben und zur Wahrheit dringen auch durch die Schuld. In einem dritten Bilde zeichnet Lenau uns den Faust im Walde. Wieder bewegen ihn die Fragen nach dem Wesen und Ursprung der Dinge, nach Leben und Tod. Vergebens befragt er die Natur. Sie zeigt wohl die Spuren der Wahrheit, aber sie verschlingt auch diese Spuren. Da wird die ohnmächtige Sehnsucht zum Haß gegen den, der so das Menschenloos gestaltete. Der auftretende Mönch belehrt ihn, daß er Gott nur allein durch Gottes Kraft erkennen und finden könne, und ermahnt ihn, zur Kirche zurückzukehren, damit sie mütterlich die bitteren Zähren der Verlassenheit und des Zweifels trockne. Faust verhöhnt ihn. Wie kann man Gott durch Gott erkennen? Er wäre dann Sehender und Gesehener zu gleicher Zeit und sähe eben nur sich selbst von uns aus. Die Kirche, die „Metze Babel“, verachtet er. Die Frage nach dem Woher wird ihm auch die Kirche nicht beantworten. Drei Möglichkeiten stehen vor dem Auge des Faust. Göttliches ist von Gott gefallen und wird unter eigener Vernichtung zu Gott heimkehren. Oder aus „urdunklen Tiefen“ erwuchsen die Gotteskeime, erwachte das Göttliche und stieg nun auf, „so daß Natur in Haß und Lieben als ihre Blüthe Gott getrieben“. Oder aber die Welt ist des vollen Gottes Ausstrom, Ueberbraus, der nie zu seinem Quelle zurückkehrt. Alles Leben ist Verschwenden des unerschöpflich Reichen, das nie von ihm vermißt wird und wie ein vergessenes Spiel endet. Nirgends Sicherheit. Ihm, der für's Erdenweib nie entbrannt war, ihm wird die Liebe zur Wahrheit zum Schmerz. „Vom Himmel fallen nicht Erhörungslose, so schreit' ich, sie zu suchen, höllenwärts.“ Leicht bewegt ihn der erscheinende Mephisto zur Unterschrift des Paktes, ja er bewegt ihn — für Lenau's Faust charakteristisch! — auch zur Verbrennung der Bibel. „Verneige Dein geäschert Haupt, daß Du so dumm warst und geglaubt, die Wahrheit, scheu und ewig flüchtig, nach der Dir heiß die Pulse pochen, sie habe, völlig zahm und züchtig, in diesen Schweinsband sich verkrochen. O Freund, sei bis zum Tod betrübt, daß Du so dumm warst und geliebt, wie diese Blätter Dir geboten, den ungeheuren Urdespoten.“ Zwar erwidert Faust noch: „Den Herrn nicht lieben, wäre schwer“; aber auch: „Doch liebt mein Herz die Wahrheit mehr.“ Als Mephisto ihm die Wahrheit verspricht, da unterzeichnet Faust.

Was ist zur Psychologie dieser Führung zu sagen? — Woher die Welt? Wie entstand die Erde? Wie das Leben auf ihr? Wie erklärt sich unser Bewußtsein? Diese Fragen, deren Lösung Faust ersehnt, sind noch heute Grundfragen. Es sind die wichtigsten der sieben Welträthsel, von denen Dubois-Reymond spricht, die Häckel in seinen „Welträthseln“ wenig glücklich auf eins zurückführen zu können glaubte. Es sind Fragen, an denen auch wir uns noch zerarbeiten, die unser Tiefstes berühren, weil von ihrer Beantwortung unsere ganze Weltanschauung abhängt. Wir müssen die Fähigkeit Lenau's, diese abstracten Dinge dichterisch zu behandeln, bewundern. Wir werden von der Dichtung innerlich gepackt und verstehen, daß eine starke, von brennendem Erkenntnißtrieb erfüllte Natur verzweifeln kann. Die Verzweiflung wird vielleicht zur Selbstvernichtung führen, oder sie wird Betäubung suchen im Rausch der Sinnlichkeit. Doch davon ist bei Faust nicht die Rede. Er ergiebt sich dem Teufel nicht, um sinnlich zu genießen, nur um die Wahrheit zu erforschen. Wie anders bei Goethe! Zwar flüchtig betrachtet scheinen ja beider Faust übereinzustimmen: Beide sind voll heißer Sehnsucht nach der Wahrheit, Beide verfallen dem Bösen. Und doch wie wesensverschieden! Während Lenau's Faust schon wegen seines Erkenntnißtriebes dem Teufel verfällt und bei dem Teufel nur die Wahrheit sucht, wird Goethe's Faust dem Teufel nicht durch seine Wahrheitsliebe, sondern durch seine Sehnsucht nach Genuß ausgeliefert: „Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit uns glühende Leidenschaften stillen.“ Lenau's Motivirung ist nicht nur vom protestantischen, sondern auch vom allgemein menschlichen Standpunkt aus zu verwerfen. Man mag den Erkenntnißtrieb für verderblich oder heilsam halten, jedenfalls ist es psychologisch nicht denkbar, daß Jemand, um die Wahrheit zu finden, sich dem Geist des Irrthums übergiebt. Man wolle nicht einwenden, Faust versuche durch Schuld und Sünde zur Wahrheit zu gelangen. Von solcher Wahrheit ist nicht die Rede. Natürlich dagegen erscheint es uns, wenn Goethe's Faust, „dessen übereiltes Streben der Erde Freuden übersprang“, um so stärkere Sehnsucht nach dem sinnlichen Genuß empfindet.

Dem sinnlichen Genuß verfällt auch Lenau's Faust; aber erst, nachdem er durch Mephisto's Geigenspiel dazu verführt wird. Bevor Faust fällt, läßt Lenau einen Jugendfreund das Bild des früheren Faust zeichnen. „Sein Geist, voll Forschermuth, flog nur nach höchsten Sternen.“ Voll geistiger Kraft stürzte er die hochgethürmten Lehrgebäude der Professoren, der „eingeschrumpften Weisheitsthoren“. Aber voll körperlicher Kraft zog er auch schnell die tapfere Klinge. Die Bedeutung dieser Scene scheint mir darin zu liegen, daß Faust durch die Erinnerung an die herrliche Jugendzeit und durch die Vorstellung des ruhigen, reinen Glückes mit der Schwester des Jugendfreundes in eine gewisse trübe Stimmung gelangt, in der er den Eindrücken der sinnlichen Freude empfänglicher ist.

In einer Dorfschenke wird durch Mephisto's Geigenspiel die Sinnlichkeit in Faust herrschend. Er verführt das Hannchen, das sich in sinnlosem Taumel ihm überläßt. Mephisto erweckt darnach sogar Leidenschaft zu der Frau des Schmiedes, bei dem er eingekehrt ist, die er mit einem Kinde auf dem Arm glücklich und zufrieden vor sich gesehen hat. Aber nicht nur die plötzliche, schmutzige Sinnlichkeit befremdet uns an Faust, er ist auch ein ganz roher, brutaler Patron, der den ehrlichen Schmiedsleuten wegen einer harmlosen Frage das Haus über'm Kopf anzuzünden droht, der hämisch das Tischtuch der armen Frau zersticht. In dem Augenblick, in dem Faust's Begierde zur Schmiedefrau wach wird, erscheint das verführte Hannchen als Bettlerin, blaß, verhungert, mit ihrem Kindchen. Er wirft ihr die goldgefüllte Börse zu; als sie diese verschmäht und von ihm vor den Altar geführt werden will, da flieht er in wilder Hast von dem Ort.

Vor der Verführung ist ein Monolog des Mephisto eingeschaltet, der uns im Voraus den Weg enthüllt, den Faust beschreiten wird. Die Tage des Verdrusses abzukürzen, wird er seine Kräfte im Todestaumel der Leidenschaft verzehren. Der von Christus gelöste ist nur noch von der Natur zu lösen. „Tief in die Lust, bevor die Lieb' erwacht.“ Dadurch wird sich der gerade Stand zwischen Faust und Natur verschieben. „Dann faßt die Liebe ihn am steilen Bord und stürzt ihn jählings in den Mord.“ Dieser Monolog ist aber

künstlerisch ein sehr fragwürdiges Stück. Denn es gewinnt für uns den Anschein, als wolle der Dichter uns im Voraus darüber aufklären, warum er seinen Faust gerade in die und die Verhältnisse führe; warum er die Handlung gerade so und nicht anders leite, könnte man sagen, wenn die Dichtung eine wirkliche Handlung überhaupt hätte.

Noch mehr zu verurtheilen ist aber die Einfügung des Bildes, „das Pfäfflein“ überschrieben. Diese Anecdote, die den der Weltlust ergebenen Priester schmählich an den Pranger stellt, steht zu der Dichtung in keinerlei Beziehung, und es ist ein unverständlich grober Gewaltact, wenn Lenau später beim Untergang des Schiffes den ertrinkenden Caplan zu diesem Priester stempelt, um so wenigstens an einer Stelle einen Zusammenhang mit der übrigen Dichtung herzustellen.

Auch die „Lection“, die Scene, welche vor Faust in der Schmiede steht, hat mit der Charakterentwickelung des Faust Nichts zu thun. Sie ist aber doch wichtig, weil Lenau hier seine socialen Ansichten erkennen läßt und in guter Satire die gewöhnliche Art zu regieren geißelt. Mephisto belehrt den Minister: „Nur in zwei Fällen bricht das Volk das Gitter: wenn ihr's geplaget allzu bitter, wenn ihr's zu plagen aufgehört.“ Die höchste Klugheit des Regenten besteht darum darin, das Volk seine Kräfte für den Erwerb des täglichen Brodes verbrauchen zu lassen. „Verkümmert stets, doch nie zu scharf, dem Volk den sinnlichen Bedarf.“ Der schlimmste Feind der Regierung ist der feiernde Gedanke, der als Vagabund nach fernen, luftigen Bezirken steuert und von dort das Bild der Freiheit mit heimbringt. Ironisch empfiehlt darum der von der österreichischen Censur genug belästigte Dichter als kostbares Mittel für die Erhaltung der Regierung Aufstellung einer Censur auch für Gedanken und die Einführung von „Gedankenbütteln“.

Die Stimmung, die den Faust nach der Flucht aus der Schmiede vor Hannchen ergriff, ist gezeichnet in zwei Bildern: „Der nächtliche Zug“ und „Der See“. In einer herrlichen Nacht begegnet dem einsam durch den Wald Reitenden eine Procession, die zur „heilig nächtlichen Johannisfeier“ schreitet. Seitwärts, im Gebüsch verborgen, sieht Faust Alle, Greise und Kinder, in frommer Andacht vorüberziehen. Er vernimmt die heiligen Lieder, in denen Kinder- und Greisesstimmen sich so wunderbar vermengen. „Hör' Faust, wie ernster Tod und heiteres Leben, in Gott verloren, hier so schön verschweben.“ Da weint Faust, sein Antlitz in des treuen Rosses Mähne vergrabend, bittere Thränen. „Der See“ zeigt Faust schon mit Mephisto im Zwiespalt. „Wirst mir zuwider und verhaßt! Du wirst mir immer mehr zur Last.“

Da ergreift ihn die Liebe zu Maria, einer Königstochter, die er wegen seiner großen Kunst als Maler — wie er sie erlangt hat, bleibt verschwiegen! — im Bilde verewigen darf. Maria ist in einem besonderen Abschnitt sehr rhetorisch und darum ohne echte Poesie mit allen ihren Tugenden und Schönheiten besungen. Faust hofft, daß ihre Liebe ihn reinigen und den Händen des Bösen entreißen wird. Doch Mephisto hat den Verlobten Maria's, den Herzog Hubert, gewarnt. Dieser überrascht den knieenden Faust bei den Worten: „Ich bin gerettet, hab' ich Dich errungen.“ Als der Herzog spricht, er wolle sein Fürstenschwert nicht an diesem Knecht entweihen, da erwacht in Faust der Stolz, und jähzornig tödtet er den Herzog mit gewaltigem Streich. Da steht plötzlich Mephisto hinter ihm und ruft ihm höhnisch das im Wald gesprochene Wort zu: „Für's Erdenweib war nie mein Herz entbrannt.“

Dieser Mord bedeutet bei Lenau recht eigentlich den Fall des Faust. Die Liebe für die Wahrheit ist sein Schmerz gewesen — „an dieser Leiche stehet sie und ruft Dir zu: Fluch bringt den Menschen mit seiner Liebe, wer sich der Hölle verbunden.“ „Die Wahrheit stellt Dir nach, darauf sei nun gefaßt.“ Faust fühlt sich beim Abendgang auf der Alpenwiese von der friedlichen Natur ausgestoßen. Jede Blume scheint ihn seines Mordes anzuklagen. Wenn er sich auch selbst vorredet, daß der Mord das große Weltgebot sei, wenn Mephisto ihn auch belehrt, daß Jeder wenigstens in Gedanken morde, es bricht doch die Sehnsucht nach der verlorenen Reinheit durch: „Wär' ich ein Baum, ein Halm, ein Stein! Doch wie sie Alle rein! Doch rein!“ Erst als Mephisto ihn bei seinem Stolz packt — „Ist solcher Thor wohl auch ein Mann, den eine Blume kränken kann?“ — und als er ihm einen zauberischen Trunk Tokayerweins giebt, da verlieren sich diese Gedanken. In's Gegentheil fallend, jauchzt Faust in die Berge: „Dem Teufel hab' ich mich ergeben, den Teufel lieb' ich, er soll leben!“ Das sind, nebenbei gesagt, mit die trivialsten Verse der ganzen Dichtung.

Es drängt Faust jetzt hinaus auf's Meer. In der Nacht nimmt er Abschied vom Grabe seiner Mutter: „Eh' das ersehnte Meer mich grenzenlos umtrauert, der Wolken trübes Heer auf mich herunter schauert, und Stürme mich umwehen, will ich zum letzten Mal das heimathliche Thal, Dein Grab, o Mutter! sehen.“ Doch vor der Abreise ist das Waldgespräch eingeschoben, das die wichtigsten Erörterungen über Weltanschauungen birgt. Es bewegt sich in folgenden Gedanken. Die Juden haben zwischen die Natur und den Menschen einen Keil, „Messias“, getrieben. So haben sie uns die Welt verpfuscht, und der Segensgeist der Hellenen ist an uns vorüber gegangen. Darum sind urkräftige Triebe in uns erstorben, die wunderbaren Herzensblüthen der starken Lieder und zaubervollen Mythen sind verwelkt, die götterzeugende, gewaltige Liebe erloschen. Uns wird sich nie mehr das scheue Herz der Natur erschließen, denn „wer nicht sie zum Höchsten sich erkoren, wer jenseits Götter sucht, hat sie verloren.“

Von vielen Seiten wird die Wahrheit dieser mephistophelischen Ausführungen bestritten. Aber sie sind nicht ganz unwahr, nur übertrieben. Thatsächlich hat das Christenthum uns Jahrhunderte lang der Natur entfremdet. Es ist ganz zweifellos, daß dem Urchristenthum die Züge der Welt- und Sinnenverachtung eigen waren, wie das auch Fr. Paulsen in seiner Ethik nachweist. Man lese nur die erste Epistel S. Johannis. Wir gedenken mit bitteren Gefühlen, wie so oft die officiellen Vertreter des Christenthums der Naturforschung Fesseln anzulegen suchten. Und wenn nicht Feindschaft gegen die Naturwissenschaft, Abneigung mindestens kann man noch heute sehr deutlich in weiten Kreisen wahrnehmen. Es ist hier aber übersehen, daß das Christenthum seinem Wesen nach nicht weltfremd zu sein braucht. Es giebt auch ein lebens- und thatfreudiges Christenthum. Und wenn wir auch noch weit davon entfernt sind, Christenthum und Natur zu versöhnen und zu vereinen, wir wandern doch Straßen, die diesem Ziele zuführen.

Der Pantheismus, der hier in die Worte gekleidet ist: „Wer jenseits — der Natur — Götter sucht, hat sie verloren“ befriedigt Faust nicht. Da zeigt Mephisto ihm, seinen Stolz anfachend, das Bild des Uebermenschen, der hoch und kühl über dem Weltgetümmel seinen Tempel errichtet und dort zu seinem eigenen Wesen betet. Hämisch fügt er hinzu: „Doch sieh Dich vor, daß Du nicht wirst zum Spotte. Denn wer kurzbeinig, einen Herr noch braucht, der Hund, das Kind ersticken.“ So beschließt Faust: „Behaupten will ich fest mein starres Ich, mir selbst genug und unerschütterlich. Niemanden hörig mehr und unterthan, verfolg' ich in mich einwärts meine Bahn.“

Um alle Erinnerungen an das Erdenleben auszulöschen, zieht er neu hinaus auf das Meer. Doch fernher schnellt Erinnerung ihre Pfeile. In einer Vision erscheint Maria, die voll Trauer auf die Leiche ihres Verlobten zeigt. Dieser Mord ist, so zeigt sich wieder, die größte Sünde des Faust. Der anderen Schandthaten, seines Verhaltens gegen Hannchen, der Verführung der Nonne, die zur Kindesmörderin ward, wird nicht gedacht. Gegen die nagende Reue hat Faust als einzige Waffe den Stolz. Der Stolz steigert sich zur

wilden Ueberhebung. „Doch weckt der Sturm in meinem Geist die Urkraft, die ewig ist, wie Du, und gleichen Ronges, und ich versuche meine Kreaturschaft!" Aber dieser Stolz ist nur Schein. Im innersten Herzen ist er ohne feste Willenskraft. Das zeigt sehr deutlich die Scene „Görg". Der Schiffer Görg spricht ein Wort vom Leben, das dem Faust imponirt; „Der Lebensgang ist Schlachtengang, drum juble nicht und sei nicht bang. Zieht der geschlossene Reitertroß just über Dich mit Tritt und Stoß, zerschmettert er Dir auch ein Bein, so sollst Du nicht der Bube sein, der auf dem Schlachtfeld keifend huckt, den Rossen nach den Hufen spuckt." Die Welt ist ihm zu schlecht, daß er nach dem Busenlatz Fortunas schiele. Faust durchschaut nicht die ungeheure Flachheit der Görg'schen Weltanschauung, die da gipfelt in dem Wort: „Was ich nicht fasse und verstehe, darf nicht dem Herzen in die Nähe." Er hat dem frechen Muth des Görg gegenüber nur weiche Klagen um das Verlorene: „Glückselig ist, wer unerwacht hinüberträumt in jene Nacht, wem noch ein gläubiges Gebet wie Frühlingsluft von dort — sein Licht auswebt."

Noch können wir nicht sagen, wie dieser Faust enden wird. Er schwankt zwischen Reue und überspanntem Stolz, sich in seiner Kraft Gott entgegen zu setzen. So finden wir ihn noch in seiner letzten Nacht am Klippenstrande. Görg hat seine Sehnsucht nach dem, was jener so kalt entbehren konnte, nur vermehrt. Mit doppelt heißer Leidenschaft streckt er, der über Gott und Natur hinaus sich in sich selbst zusammenfassen wollte, nun die Arme aus nach Gott und Welt. Er erträgt es nicht, in diesem „Todtenhaus" zu leben. „Die Welle, die der Sturm bewegt, die schäumend an die Klippe schlägt, der Wind, der heulend Wälder splittert, der Blitz, der durch den Himmel zittert, — mehr Heimath haben sie und Ruh', mein einsam Herz, als Du!" Und dann wieder faßt ihn der Stolz. „Könnt ich vergessen, daß ich Kreatur! — Solang ich nicht allwaltend bin, wär ich viel lieber ganz dahin." Er will den Sklavenring der Abhängigkeit von sich werfen. Doch tötet er sich noch nicht. Er kommt urplötzlich zu dem Resultat, daß alles nur Schein sei. Sein eigentliches Wesen sei mit Gott immerdar verknüpft. Alles Vorhandene sei ein nur Traum Gottes. Darum glaubt er sich vom Teufel frei. „Zu schwarz und bang, als daß ich wesenhaft, bin ich ein Traum, entflatternd Deiner Haft! Ich bin ein Traum mit Lust und Schuld und Schmerz und träume mir das Messer in das Herz."

Mit dem Selbstmord ist Faust dem Teufel verfallen. Mephisto erscheint: „Nicht Du und ich und unsere Verkettung, nur Deine Flucht ist Traum und Deine Rettung. Du warst von der Versöhnung nie so weit, als da Du wolltest mit der fieberheißen Verzweiflungsgluth vertilgen allen Streit, Dich, Welt und Gott in Eins zusammenschweißen. Da bist Du in die Arme mir gesprungen, nun hab' in Dich und halte Dich umschlungen."

Prüfen wir nun die dargestellte Entwickelung des Faust. Von irgend einer Hoffnung auf Genuß ist nirgend die Rede. Sein einziges Verlangen ist nur, durch den Teufel der Wahrheit mächtig zu werden. Und plötzlich sehen wir diesen Faust, der doch über die Studentenjahre hinaus war, sich in der niedersten, gröbsten Sinnlichkeit berauschen. Die Erscheinung des verhungerten Hannchens mit ihrem Kinde genügt nicht, diesem Einhalt zu thun. Uns ekelt. Der Mord des Herzogs, der eigentlich die große Sünde sein soll, rührt uns dagegen nicht so sehr. Wir finden es in gewissem Sinne entschuldbar, wenn der von den hochmüthigen Reden tief Gekränkte zum Schwert greift. Wie anders entwickelt sich Goethe's Faust! Er, der sich voll Sehnsucht dem Genuß in die Arme werfen will, empfindet das Sinnliche, das doch sehr viel edler als bei Lenau auftritt, als etwas Rohes. Es wird uns schwer, zu glauben, dieser ausschweifende Wüstling in Lenau's Dichtung sei eine Faust-Natur. Je länger wir die Entwickelung verfolgen, um so deutlicher erkennen wir das Wesentliche dieses Charakters: innere Haltlosigkeit, thatlos grübelndes Schwanken. Auf diesen Hauptcharakterzug ist aber in der Exposition nirgend hingewiesen. Man kann nicht zur Entschuldigung annehmen, das sei eben die Wirkung der Verbindung mit dem Bösen. Der Dichter hat die Verpflichtung, uns die psychologischen Ursachen einer solchen Charakterwendung aufzudecken.

Ein bedeutender Mangel muß auch darin erblickt werden, daß Faust an keiner Stelle den Versuch macht, sich handelnd aufzuraffen, durch Thaten sich frei zu machen von dem Schuldgefühl vergangener Tage. Ein Mensch, in dem soviel Kraft steckt, wie in dem jugendlichen Faust, kann diese Kraft unmöglich in sich zurückdämmen. Er wird das vielleicht eine Zeit lang fertig bringen, aber daß er ein längeres Leben ohne Thatäußerung ertragen könne, ist undenkbar. Und wenn er, auf dürrer Heide speculirend, sich auch zehn Mal sagt, der Erfolg lohne die Arbeit nicht, er wird doch arbeiten müssen. Es brauchte ja nicht gerade sogenannte praktische Arbeit zu sein. Er war ein großer Maler. Hatte seine Kunst ihm denn gar keine andere Aufgaben zu stellen, als an Maria's Bild sich zu berauschen? So wenig wie die Charakterentwickelung, so wenig ist auch die Finalwendung der Dichtung, Faust's Tod, vorbereitet.

Der Grund für diese Mängel ist zunächst in der Entstehung der Dichtung zu suchen. Lenau benutzte diesen Stoff, um seinen ganzen „Höllenstoff", wie er sich ausdrückt, auf ihn abzuleiten. Faust ist viel zu oft Lenau selbst. Dann aber muß er auch gefunden werden in der Unfähigkeit des Dichters, in größeren Werken einheitliche Composition und consequente Entwickelungen zu geben. Bei Lenau löst sich alles in Stimmung auf. Eigentlich episch aber dramatisch kann er nicht schreiben. Als Stimmungsbilder haben die einzelnen Stücke des Faust auch ihren Werth, und es wäre besser, wenn die Dichtung den zunächst beabsichtigten Titel: „Faustische Bilder" behalten hätte. Der Styl ist durchweg zu rhetorisch; er kann mit der einfach ruhigen Schönheit des Goethe'schen Styls nicht verglichen werden. Doch sind z. B. der nächtliche Zug, der Abendgang, der Abschied reich an lyrischen Schönheiten, und oft müssen wir die anschauliche Darstellung abstracter Dinge bewundern. Schwab schrieb an Anastasius Grün: „Er.. Lenau.. hat Faustscenen geschrieben, die köstlich und wahrhaft bewunderungswerth sind, und die nach meiner Ueberzeugung ihm den Ruf des größten Lyrikers und Lyrodromotikers nach Goethe und Uhland in Deutschland gründen werden." Ich kann dem nicht beistimmen. So hoch steht Lenau nicht. Aber den Vergleich mit recht vielen Tagesgrößen kann er gemächlich ertragen, besonders jener Gedanken wegen. Er ist es werth, daß man ihn noch nicht ganz bei Seite legt.

Vom Pariser Kunstgewerbe.

Von Dr. Heinrich Pudor.

Ueber Paris läßt sich vieles Gute und vieles Schlechte sagen — — neu ist dies, daß man heute nirgends in der Welt die köstlichsten Früchte des modernen Kunstgewerbes im passenden Milieu so schlürfen kann, wie in Paris. Ich denke hierbei nicht nur an das Musée des Arts décoratifs, nicht nur an den Salon, nicht nur an L'Art Nouveau und Maison moderne, sondern vor Allem an die kleinen neueren kunstgewerblichen „Salons intimes", wie man diese Kunstbrancengeschäfte nennen könnte, vor Allem aber an die Werkstätten und Ateliers der Meister des Kunstgewerbes selbst. Mein erster Gang in Paris galt Lalique, dem göttlichen Lalique, dem größten Goldschmied der neueren Zeit. Und es trug zur

Aufrechterhaltung und Steigerung der Bewunderung, die ich vor diesem Manne empfinde, wesentlich bei, daß er nicht am Ladentische sitzt, überhaupt keinen eigentlichen Laden hat. In der Rue Thérèse, an der Ecke der Avenue de l'Opéra, da wo die bedeutendsten kunstgewerblichen Erzeugnisse der ganzen Welt ihren kaufmännischen Mittelpunkt finden, von den Porzellanen der Königlich Dänischen bis zu den Steinway-Klavieren, von den Moser'schen Gläsern bis zum Kayserzinn, da besitzt René Lalique in der ersten Etage Rue Thérèse 20 seine dem Publikum geöffnete Verkaufswerkstätte. Ich war in nicht geringer Aufregung, als ich die Klingel zog, aber in einer solchen, wie wenn man auf einem Weinberge die schönste Traube pflücken will, aber besser, wenn man einen hohen Berg erstiegen hat und nun den letzten Schritt macht, um die Aussicht zu genießen.

Ich fand in Lalique einen Menschen, der auf Schritt und Tritt Leute wittert, die ihn abschreiben, imitiren und verbilligen wollen. Namentlich vor den Deutschen hat er in dieser Beziehung einen uns sehr wenig ehrenden Respect. Im Uebrigen trat mir auch hier bei Lalique die moderne Verkörperung des alten Renaissance-Ideales, Handwerker und Künstler, Dichter und Mensch in einer Person vor die Augen. Nicht ein Goldschmied nur, sondern ein Dichter, nicht ein Dichter nur, sondern ein Mensch, nicht ein Mensch nur, sondern ein göttlicher Künstler, zu dem man, oder zu dessen Kunst man Gebete sprechen möchte. Nirgends in der Welt wird in falschen und in echten Diamanten, Brillanten und Perlen so viel gefaselt als in Paris; Lalique aber dichtet in Edelsteinen. Er und Wolfers, diese Dioskuren der modernen Goldschmiedekunst, sie sind Künstler und Dichter, die wir mehr zu bewundern Ursache hätten, als die modernen Komödiendichter, vor Allem mehr als die Gemäldefabrikanten. Aber leider ist das große Publikum noch immer eher geneigt, einem Tenoristen die Pferde auszuspannen, als vor einem Kunsthandwerker auch nur den Hut zu ziehen. Hélas . . .

Von Lalique ging ich zu Robert, dem Meister der modernen französischen Kunstschmiedearbeit. Hier mußte ich allerdings doch wahrnehmen, daß wir auf diesem Gebiete die besten schmiedeeisernen Arbeiten gothischer Zeit nur eben nachahmen, nicht aber übertrumpfen können.

Von da zu Charles Meunier, dem großen Lederkünstler. Nächst der Goldschmiedekunst ist die Lederarbeit heute in Paris dasjenige kunstgewerbliche Gebiet, auf dem die bewunderungswürdigsten Leistungen erzielt werden. Man denke sich die Arbeiten des Berliners Collin zehnfach potencirt, und man kann sich einen Begriff machen von dem, was heute in künstlerischen Lederarbeiten in Paris geleistet wird. Wie weit, ach wie weit sinkt die ganze großindustrie-mäßige Gemäldefabrikation zurück gegenüber diesen kunstgewerblichen Leistungen! Namentlich der große Salon der Société des Artistes Français mit seinen 1680 Gemälden — — mit erfreulicher Deutlichkeit trat es gerade in diesem Jahre hervor, daß es nun endlich mit dieser schmarotzerhaften Kunstmalerfabrikation zu Ende geht. Unter dreihundert Bildern eines von bleibendem Werth, alles Andere von vornherein geschändet durch das allerdings erklärliche Bestreben des Künstlers, aufzufallen, sensationell zu wirken, zu reizen. Immer noch Hunderte von feuilletonistischen Bildern, Hunderte von auf den geschlechtlichen Reiz berechneten Bildern, Hunderte guter Naturstudien und dazu massenhaft gänzlich werthloses Zeug, das nur in Folge der schließlichen Augenermüdung der Juroren passirt haben kann. Und dagegen auf dem Gebiete des Kunstgewerbes diese vielen köstlichen Werke veritablen Kunstfleißes! Darin besteht die Bedeutung des heutigen Salons, daß er dem Kunstgewerbe nach allen Richtungen hin freien Eingang gewährt. Sowohl auf dem Gebiete der Beleuchtungsindustrie, der Glasindustrie, der Buchausstattung, der Goldschmiedekunst, der Metalltreiberei, der Keramik — — überall tritt uns ein neues zukunftsreiches Blühen und Wachsen entgegen. In der Keramik freilich steht man in Gefahr, in einen bedenklichen Manierismus zu verfallen. Bigot, Delaherche und Dalpeyrat werden in ziemlich sklavischer Weise, und zwar im Inlande wie im Auslande nachgeahmt. Zudem wird die Keramik, wenigstens soweit die grès flammés in Betracht kommen, immer mehr zu einer Art chemischer Spielerei: die bildende Hand des Künstlers tritt zurück hinter der eigenmächtigen Wirkung des Feuers. Auf der anderen Seite scheint gerade auf diesem Gebiete die Zeit der Experimente ihrem Ende entgegen zu gehen, und diejenige der „angewandten Kunst" — — das Wort selbst wird ja seit einiger Zeit mit Vorliebe gebraucht — — zu dämmern und damit die Zeit der bedauernswerthen Ansicht, als ob die Kunst erst mit der Nutzlosigkeit beginne und mit dem Gebrauchszweck aufhöre, ihrem Ende entgegen zu gehen.

Interessant und bedeutungsvoll ist nun die Frage, von welchem Einfluß das moderne Kunstgewerbe auf das große Publikum ist und zwar soweit die künstlerische Gestaltung der täglichen Umgebung und Gebrauchsgegenstände in Betracht kommt. Wir wählen als Beispiel den Juwelenschmuck. Da ist es nun sehr erfreulich zu bemerken, daß die Mode kaum mehr wie früher von der Pariser Demi Monde bestimmt wird. Denn offenbar beginnt der Pariser Salon die Führung der Mode desto mehr zu gewinnen, je mehr er der angewandten Kunst Raum gewährt. Das erkennt man gerade am Frauenschmuck. Mode ist heute in der ganzen Welt Lalique. Lalique aber wurde nicht von der Pariser Demi Monde, sondern vom Salon eingeführt, und seine Schmuckgegenstände wurden zuerst in der Umgebung des Präsidenten getragen. Aehnlich ist es mit den heute so sehr in Mode gekommenen Spitzenhalskragen und selbst mit den Applications de Monsieur Jacobsohn, die man im Salon zuerst sah und die heute jede elegante Pariser Dame tragen will, wenn sie sie nur bezahlen kann — — in den Magasins du Louvre und Au bon Marché sucht man sie vergebens.

Kommen wir aber noch einmal auf die Goldschmiedekunst zurück. Man kann auf diesem Gebiete vier Niveaus unterscheiden. Das oberste beherrschen die Künstler, wie Lalique, neben ihm Vever, Thesmar, Falize, Gaillard, Carabin, Boutet de Monvel u. s. w. Danach kommen die Juwelierläden in der Rue Royale und Rue de la Paix. Schon sie nehmen die Lalique'schen Anregungen nur sehr bedingungsweise an. Ihre meisten Modelle zeigen immer noch die Sterne, Diademe, Schleifen, Pfeile, die ohne jeglichen künstlerischen Werth sind und nur den Vorzug der Kostbarkeit haben. Aber auch diese Juweliere sind gezwungen, wenigstens einige Schmuckgegenstände in Lalique'schen Formen zu führen. Die dritte Kategorie bilden die zahlreichen Händler und Fabrikanten von Diamantimitationen, wie sie auf den großen Boulevards in erstaunlicher Menge zu finden sind aber vielmehr nicht umgangen werden können. Ihre Producte haben weder künstlerischen noch Materialwerth. Endlich folgt die unterste und miserabelste Gesellschaft der Goldschmiede, die schon mehr Bijouteriewaarenhändler sind, die Schmarotzer, die in der Rue de Rivoli zu Hunderten einer neben dem anderen wie die Pilze sitzen. Fabricirt sind ihre Waaren — — ich fürchte es sehr — — in Deutschland. Die Tragikomödie liegt darin, daß sie zu allermeist Lalique zu imitiren suchen, allerdings auf ganz brutale Weise, so daß man den Wurmstich schon an der Schale sieht. Aber man bedenke, daß die Straße, in der sie ihre Buden aufgeschlagen haben, dem Louvre gegenüber, die gerade von Ausländern am meisten besuchte Rue de Rivoli ist.

Aber zurück zum eigentlichen Kunstgewerbe. Man konnte diesen Frühling in Paris die Kunst schlürfen, wie im Herbst den Weinsaft. Denn außer den beiden Salons gab es vor Allem die von der Société des amis du Louvre veranstaltete Exposition du Musée des Arts décoratifs in einem Seitenpavillon des Louvre. Sie enthält wahrhaft köstliche Schätze

des Kunstgewerbes aller Zeiten und Völker, vor Allem der Japaner und vor Allem des modernen Frankreichs. Die Legate rühren von Mme. Nathaniel Rothschild, Mr. Bing, Mme. Dècle, Mr. Bever u. A. her. Diese Sammlung wird eine höchst werthvolle Bereicherung des Louvre bilden. In erster Reihe ist natürlich die Porzellanmanufaktur von Sèvres vertreten, und selbst derjenige, der die Sèvres-Ausstellung in Paris 1900 gesehen hat, muß staunen über die glänzenden Leistungen der berühmten Manufaktur auf den verschiedensten keramischen Gebieten. Auf der anderen Seite kann man wiederum gerade in dieser Sammlung sehen, wie die Japaner alle unsere modernen keramischen Feuereffecte bis zu den geflammten Glasuren und Krystallglasuren schon seit Jahrhunderten beherrschen. Man sieht da koreanisches Steinzeug aus dem 16. Jahrhundert, das einem Bigot zur Ehre gereichen würde, japanische Grès flammés aus dem 17. und 18. Jahrhundert, die man, wenn man es nicht wüßte, einem Boissonnet zuschreiben könnte. Dann große chinesische Porzellanvasen von einem tiefen Blau, wie es mit dem alten Bleu du Roy von Sèvres wetteifert. Weiter eine interessante Collection japanischer Farbenholzschnitte, die auch die bekannten Hokusai'schen Arbeiten enthält.

Und nun das moderne französische Kunstgewerbe. Eine kleine aber auserwählte Sammlung Lalique'scher Arbeiten, eine reiche Collection Gallé'scher Gläser. Vor Allem aber lernt man hier erst den nächst Lalique größten französischen Goldschmied Lucien Falize kennen. Seine Stärke liegt in der Montirung. Und zwar sind es eben die auserlesensten Gallé'schen Gläser, die er in Silber und Gold faßt, wie Edelsteine. Die Montirung schließt sich dabei so eng an den Charakter der Vase an, daß man glaubt, Vase und Montirung rühren von demselben Künstler her. Oft auch scheinen diese beiden großen Künstler zu wetteifern, Einer den Anderen zu übertrumpfen, und man ist im Zweifel, ob man der Vase oder der Fassung den Vorzug geben soll. Falize pflegt hierbei einen Naturalismus ähnlich wie Gallé oder Lalique, indem er Mistelzweige, Rittersporn, Eidechsen, Schlangen &c. zur Montirung verwendet. Auch Massier'sche Lüsterfayencen hat er montirt.

Was Gallé betrifft, so giebt es nun in Paris eine ganze Schule, die geschnittene Ueberfangvasen seines Genres producirt, von Dammouse, Reyen, Pannier Frères bis zu Brocard.

Ferner gehört zu der genannten Sammlung eine reiche Collection Steinzeug von Georg Hoentschel, das jetzt in der Pariser Mode das Erbe Bigot's angetreten zu haben scheint.

Wenn ich endlich noch die großzügigen, farbenprächtigen, mit glänzender Technik ausgeführten Buch-Einbände R. Wiener's erwähne, glaube ich dem Leser ein Bild von der Bedeutung dieses Musée des arts décoratifs, das auch auf den diesjährigen Salons gewichtige Ankäufe gemacht hat, gegeben zu haben.

Natürlich sprach ich auch bei Bing (L'Art Nouveau) in der Rue Drouot Chaucat vor. Bing hat bekanntlich versucht, eine Einigung und Verbindung zwischen dem modernen deutschen und dem französischen Kunstgewerbe herbeizuführen. Aber ich finde nicht, daß er gut daran gethan hat. Das Charkteristische ist verloren gegangen, und man befindet sich gleichsam zwischen zwei Stühlen. Im Uebrigen stellt Bing natürlich alles Bedeutungsvolle aus dem modernen internationalen Kunstgewerbe aus, was er unter die Finger bekommen kann. Gegenwärtig giebt es sogar eine Sonderausstellung japanischer Zwergbäume, die vermuthlich rasch in Mode kommen werden und die ich zuerst voriges Jahr in Glasgow sah. Dann hatte er eine Collectivausstellung der impressionistischen Farbenstudien Paul Signac's, die die Principien Chevreuils aber in weit brutalerer Weise als Le Sidaner, dessen äußerst delikate Dämmerungsstudien man im Salon bewundern kann, in die Praxis umzusetzen bestrebt ist. Weiter fielen mir da im Hause der L'Art Moderne famose Kupferschmiedearbeiten auf. Fledermäuse als Schlüsselbretter — — sie stammten aus Berka in Thüringen.

Mehr einem Verkaufsbazar ähnlich sieht La Maison Moderne, von Meier-Gräfe geleitet und gegründet. Aber doch hat die von ihm vertretene Kunst mehr Charakter als diejenige Bing's. Man könnte ihr als Motto geben: J. Dampt. Auch in Van de Velde's Fußspuren bewegt sie sich. Zu bedauern ist jedenfalls, daß auch das zweite von ihr ausgeführte Unternehmen, das Restaurant Konß, das erste deutsche Restaurant modernen Styles in Paris, kurze Zeit nach der Eröffnung wieder schließen mußte. — —

Klinger's Beethoven und Eberlein's Goethe.

Von A. Matthes (Berlin).

(Schluß.)

Wir wissen nun, nachdem wir erst den Sessel studiert, dann die Seitenansichten gewonnen, um welchen gewaltigen Ausdruck des tiefsten Innern der Menschenseele und des Menschenschicksals es sich hier handelt. Eine ehrfurchtsvolle Scheu beginnt uns zu erfüllen vor der Verkörperung dieses Höchsten in uns verwandter menschlicher Gestalt. Wir ahnen, dieser Vorgang hier mag das Höchste und Tiefste sein, was eine Menschenseele zu bewegen vermag, was Beethoven selbst bewegt hat, die Empfindung des Herabsteigens des Göttlichen zum Menschen, die wir ja auch in allen übrigen bisher betrachteten Einzelheiten, wie in dem Kampf und Sieg des Sittlichen über das Sinnliche einleitungsweise ausgesprochen fanden. Und so tritt die Conception des ‚Ecce, agnus dei, qui sumit peccata mundi‘, der erhabensten Stelle aus dem Werke, das der Tondichter selbst für seine größte, vollendetste Leistung hielt, als Eindruck und Ausdruck des Ganzen vor unser inneres Auge, und die Reliefs um den Sessel gewinnen ein neues Licht als die leibhaftige Illustration des Gedankens, wie die Sünde in die Welt gekommen und wie die Menschheit davon erlöst wurde.

Freilich etwas von der Reinheit der Seele, von der Tiefe des Blickes müssen wir selbst mitbringen, um einen so erhabenen Gegenstand mitzuempfinden; etwas von einem Adlerauge, vom Gedankenadlerfluge. Und da sehen wir ihn denn rechts zu seinen Füßen auch vor uns, in Ehrfurcht fast zurückschreckend und doch zugleich wie in Entzücken bereit, in kühnem Fluge über Wolken der Erde zu reinstem Lichte des Himmels sich zu erheben und der Weltensonne, der Weltenseele in's Auge zu blicken. Man glaubte, hier an den Adler Jupiters denken zu müssen; nichts scheint, wenn man die strenge Gedankeneinheit der Composition, wie sie eben gegeben wurde, erfaßt hat, dem Ganzen ferner zu liegen. Aber eine andere Association schließt sich leicht an, wenn wir den Adler nur zunächst, wie nach seinem Verhältniß zum seelischen Vorgang im Componisten nicht anders möglich, als den Schenden, den Seher erfassen. Wir wissen, daß er in der kirchlichen Kunst das Symbol des Apostels Johannes ist. Persönlich fanden wir diesen, gegen heidnischen Sinnencult seine Flüche schmetternd, im Mittelpunkt des Reliefs der Rücklehne, die uns mit der Phylogenesis der menschlichen Cultur zugleich die Ontogenesis des Künstlers veranschaulichte. Es hätte nichts Befremdendes, wäre vielmehr durchaus faßbar und natürlich, ihn dem soeben seine höchste Leistung erringenden Künstler gegenüber in Adlergestalt leibhaftig erscheinen zu sehen, namentlich wenn man die Conception des ‚Ecce, agnus‘, das auch der oft variirte Grundgedanke des Johannesevangeliums ist, in dem dargestellten Moment zu erkennen glaubt. Doch mag es, Mangels eines

besonderen Zugeständnisses Klinger's, einstweilen dahingestellt bleiben, ob diese Beziehung wirklich in der Absicht des Künstlers gelegen, oder sich, wie so häufig bei künstlerischem Schaffen, als eine unbeabsichtigte Zugabe zum bewußt Erstrebten der freien, streng einheitlichen Erfassung und Erklärung ungesucht von selbst ergeben hat.

In der Oeffentlichkeit hat bisher gegenüber diesem tiefen inneren Gehalte das meiste Interesse die Polychromie des Werkes und das zu seiner Darstellung verwandte kostbare Material in Anspruch genommen. Als Künstlercaprice, wie sie meist betrachtet wird, also als Zufälligkeit, oder gar, wie man auch gemeint hat, Nachahmung von Phidias' berühmten Goldelfenbein-Statuen des Zeus und der Athene scheint auch diese Seite des Aeußeren im Sinne Klinger's nicht genügend erklärt, vielmehr kann man sie in mehrfacher Weise als nothwendig mit dem Ausdruck der Idee verbunden betrachten. Das Fundament — es mag dahingestellt bleiben, ob es eine Wolkenbank oder einfaches Postament vorstellen soll — ist bekanntlich aus röthlichem, der Adler aus schwarzem, Beethoven aus weißem Marmor, der Deckmantel seiner Knie aus schwarzgelb gestreiftem Onyx, der Sessel aus Bronze, die Armlehnen vergoldet, die Engelköpfe aus Elfenbein, ihre Flügel und der ganze Bandstreifen, in dem sie erscheinen, aus einer Mosaik von Jaspis-, Opal- und Goldplättchen.

Es würde zu weit führen, hier in allen Einzelheiten den Absichten des Künstlers nachzugehen und zu erweisen, wie sie nach diesen zur Steigerung des Ausdruckes der Idee und Erhöhung der Macht des Eindruckes dienen sollen. Bloße Zufälligkeit, Künstlerlaune ist bei diesem in jedem Punkt mit scharfer Gedankenarbeit und feinem Kunstgefühl gearbeiteten Werke sicher nichts. Nur im Allgemeinen sei bemerkt: wir können an dem in der Berliner Secession ausgestellten, kleinen, unreinen, zum Theil sogar grob beschädigten, alten Gipsmodell beobachten, wie die Größe und Gediegenheit der Idee unbedingt auch das Größenmaß des fertigen Werkes und die Kostbarkeit seines Materials verlangt, um nicht selbst unter einer gewissen Unleidlichkeit des Aeußern zu leiden. Und mußte andererseits der Künstler bei der Tiefe der Erfassung seiner Aufgabe und der strengen Wahrheit ihrer Lösung auf bestechende äußere, ideale Formenschönheit verzichten, so kann man es ihm auch wohl gönnen, daß er einen Ersatz dafür in der Farbigkeit, dem Glanze und Werthe der verwendeten Stoffe suchte und fand. Sie würden bei anderen Werken der Plastik leicht als leerer, sinnloser Prunk wirken. Daß sie bei diesem nur dazu dienen, den Ausdruck der Idee zu erhöhen und die einzigartige Bedeutung des Werkes auch äußerlich faßbar zu bezeichnen, mag der Künstler selbst als Probe und Bestätigung des Werthes des Ganzen betrachten.

Neben Klinger's andauernd das öffentliche Kunstinteresse beschäftigendem Beethoven hat in letzter Zeit vorübergehend auch das für Rom bestimmte Goethe-Denkmal von Eberlein viel von sich reden gemacht. Zu sehen hat man bisher im Publicum davon nur die den Zeitungsartikeln beigegebenen Abbildungen bekommen. Diese wußten die Zeitungen nur dahin zu erläutern, daß Goethe in der Blüthe seiner Manneskraft, Ende der Dreißiger, auf einem als Postament dienenden korinthischen Säulencapitäl dargestellt sei, um welches sich als Vertreter der lyrischen, der dramatischen Dichtkunst und der Wissenschaft die Doppelgestalten Mignons und des Harfners, Iphigenie's und Orest's und Faust's und Mephisto's gruppiren. Es mag daher zunächst einige Verwunderung erregen, wenn hier Eberlein's Goethe gleich nach Klinger's Beethoven erwähnt und im Zusammenhange damit behandelt wird.

Man hat Klinger's Beethoven das Beethovendenkmal schlechthin genannt in dem Sinne, daß es alle anderen überrage, schlechthin mustergiltig und unübertreffbar sei. Vielen aber wird es, wenn auch noch so vollkommen und einzig in seiner Art, doch nicht als solches erscheinen, aus dem einfachen Grunde, weil der Beethoven der dritten Periode ihnen nicht als der Beethoven gilt. Ist dieser schon Vielen nicht ganz verständlich, so wird Klinger, der diesen Beethoven in seinem tiefsten Wesen in der Vielen am schwersten verständlichen plastischen Kunst mit zum Theil ganz einzigartigen Ausdrucksmitteln zu geben sucht, noch viel Wenigeren genießbar sein. Die vorläufige Ablehnung, Klinger's Beethoven für Wien, für das ihn sich der Künstler wohl selbst bestimmt dachte, zu erwerben, ist ein schlagender Beweis dafür. Er könnte in der That auch nur in einem eigenen Beethoven-Museum oder -Tempel passende Aufstellung finden. Die Popularität aber, die Allgemeinverständlichkeit und Verwendbarkeit scheint nun einmal von allgemeiner Mustergiltigkeit nicht zu trennen. Wie der Beethoven der dritten Epoche selbst wird sich daher auch dies Denkmal an dem Ruhme seiner Einzigkeit, Unnachahmlichkeit genügen lassen müssen. In gewissem Sinne ist diese mit dem Zahlwort „ein“ bezeichnete Abschätzung ja noch höher, als die mit dem einfachen bestimmten Artikel „das“ ausgedrückte.

Dagegen scheint Eberlein etwas gelungen zu sein, was man wohl im Verhältniß zu den bisherigen als **das** Goethedenkmal bezeichnen könnte, und zwar verdankt er hierbei sicherlich schon sehr viel der ihm vom Kaiser gestellten Aufgabe, ein Goethedenkmal eigens für Rom zu schaffen. Der römische Aufenthalt war für Goethe epochemachend im Sinne seiner Vollendung zur Classicität, und das wunderbar Organische in Goethe's Entwickelung, wie der enge Zusammenhang zwischen Leben und Dichten, brachte es mit sich, daß sich jene Entfaltung in geradezu gesetzmäßiger Weise auch in seinen dichterischen Schöpfungen aussprach. In der Schrift „Mignon Goethe's Herz“ (Vgl. Gegenwart 1901, Nr. 10) habe ich den Organismus der Goethe'schen Psyche auseinander zu legen gesucht, und namentlich u. A. dargethan, wie Goethe in den Doppelgestalten Mignon's und des Harfners, Orest's und Iphigenie's, auch Faust's und Mephisto's, hiermit zugleich nach seiner Art sich von inneren Kämpfen befreiend und seine Seele zu höherer Reinheit emporläuternd, eine gewisse Doppelseitigkeit seines eigenen Wesens typisch gestaltet hat. So wird in dem Buche, wie es in der Vorrede heißt, das sieghafte Durchdringen und die dauernde Befestigung des Jupitertypus in dem persönlichen Wesen des Dichters, worauf der Aufenthalt in Italien von der größten Bedeutung war, neu beleuchtet und gefeiert.

Im Lichte dieser Idee würde nun auch das Eberlein'sche Goethedenkmal, gleichsam als deren Verkörperung, eine viel tiefere Bedeutung gewinnen, als es bei oberflächlicher Betrachtung zunächst den Anschein hat. Es kann dabei dahingestellt bleiben, ob Eberlein eine solche Idee wirklich vorgeschwebt hat oder ob sie sich, wie so häufig im künstlerischen Schaffen, in Folge der organischen Gesetzmäßigkeit des gespiegelten objectiven Weltinhalts, hier also in Folge der typischen künstlerischen Selbstdarstellung Goethe's in seinen dichterischen Gestalten, ihm ungesucht und zunächst vielleicht auch unbewußt von selbst ergeben hat. In der Verwendung eines organisch nach Pflanzenart sich entwickelnden korinthischen Säulencapitäls als Postament möchte man wenigstens eine absichtliche Hindeutung auf das organisch Gesetzmäßige in Goethe's Entwickelung auch von Seiten Eberlein's vermuthen. Wir würden dann bei dieser Auffassung in den Doppelgestalten zu Füßen des Dichters diejenigen typischen Seiten seines Wesens erblicken, durch deren Verkörperung, dichterische Darstellung er sich selbst zu dem reinen Jupitertypus hinaufgeläutert, organisch hinaufentwickelt hat, den wir, noch in voller Manneskraft, fast Jugendlichkeit, in der Statue auf dem Säulencapitäl zu schauen bekämen. Vor uns also stünde oben der fertige Goethe in der Zeit der Vollentfaltung seines Wesens, und wir würden doch unten in den drei Doppelgestalten zugleich mit den verschiedenen, auseinander gelegten Seiten dieses Wesens das Wesentlichste von der Entwickelung sehen, die er durchgemacht hat. In der Gesetzmäßigkeit der

Selbstdarlegung von Goethe's Wesen in seinen Schöpfungen aber wäre es begründet, daß jene drei Doppelgestalten auch die lyrische, dramatische und philosophische Dichtung (um für Letzteres nicht zu sagen: Wissenschaft) repräsentirten.

Es wäre aber sehr wohl denkbar, daß diese tiefere Idee von Eberlein nicht bewußt gestaltet wurde, wie wir bei Klinger's Beethoven in der Hauptsache annehmen mußten, sondern sich in Folge von Goethe's organischer Entwickelung, Selbstdarstellung in seinen dichterischen Schöpfungen ohne Absicht des Künstlers ergeben hat. In der That würde es schon der nähere Bezug aller drei Gestaltenpaare auf Goethe's italienische Reise und römischen Aufenthalt genügend erklären, warum Eberlein gerade sie als Repräsentanten der lyrischen, der dramatischen Dichtung und der Wissenschaft an Stelle der entsprechenden allegorischen Figuren, die wir um das Postament des Berliner Goethedenkmals von Schaper gruppirt finden, wählte. Wenn es galt, diese durch lebendige Gestalten aus den Dichtungen Goethe's zu ersetzen, so standen für ein der Stadt Rom bestimmtes Denkmal andere, geschweige passendere gar nicht zur Verfügung. Wir hätten dann also in dem Goethe-Denkmal ein classisches Beispiel dafür, was unter günstigen Umständen im künstlerischen Schaffen, ähnlich wie bei wissenschaftlicher Arbeit, ungesucht zu erreichen ist, wenn man nur streng objectiv, ohne subjective Verfälschung, den reinen Verhältnissen der Natur und den parallelen, symmetrischen, systematischen Gliederung in der Anordnung ihrer Theile zum Ganzen nachgeht. In dieser Hinsicht würde also Klinger's in allen Theilen bewußt durchcomponirtes Weihewerk für Beethoven und Eberlein in seiner tieferen Idee anscheinend unbewußt concipirtes Goethedenkmal für Rom die denkbar stärksten Gegensätze darstellen. Ihre hier gegebene kurze Gegenüberstellung mag daher dazu dienen, die Bedeutung Beider dem Leser im eigenen Nachdenken noch weiter zu erleuchten.

Feuilleton.

Die Rückzugslinie.

Von Gustav Johannes Krauß.

Am Brandenburger Thore blieben die beiden Herren stehen. Der jüngere blickte die in weißem Bogenlicht daliegende Prachtstraße hinunter und sagte nach einem tiefen Athemzuge:

„Mein Weg geht da hinunter, Herr Doctor — nach der Friedrichstraße. Nach Hause zu gehen ist mir's noch zu früh. Im Spaten aber weiß ich ein paar gute Leute sitzen. Ein Malerstammtisch, wissen Sie. Kommen Sie doch mit. Es sind Bekannte von Ihnen dabei."

Der Andere überlegte einen Augenblick. Dann schüttelte er den Kopf.

„Ich danke bestens, lieber Storm. Ich bin zu abgespannt. Die vierzehnstündige Eisenbahnfahrt wirkt doch nach. Da will ich einmal den Soliden markiren und mich vor Mitternacht auf's Ohr legen. Viel Vergnügen, mein Bester."

Dem Maler schien diese Ablehnung nicht gerade unlieb zu sein. Er quittirte sie hastig mit einem „dann also gute Nacht, Herr Doctor!", schüttelte die Hand, die der Andere ihm ein wenig nachlässig reichte, und zog langen Schrittes von dannen, gegen das Brandenburger Thor zu. Dr. von Dahlwitz ging am Saume des Thiergartens, in dem Schatten der jung belaubten Bäume weiter in der Richtung auf das Reichstagsgebäude. Er hatte seine Junggesellenwohnung in der Roonstraße.

Er schlenderte dahin wie der gemüthsruhigste Verdauungsspaziergänger. In seinem Kopfe aber rumorten die Gedanken, sein Herz klopfte stark und unruhig. Jedenfalls allegro vivace, vielleicht sogar furioso.

Sie war also nun auch für ihn gekommen ... diese Zeit. Er fand sich in der Lage, die er Jahrzehnte hindurch an anderen Männern spöttisch belächelt hatte. Wunderlich. Wunderlich, daß ihm so etwas geschehen konnte, jetzt schon, wunderlich auch, wie anders das Ding aussah, je nachdem, ob man's von der Sonnen- oder von der Schattenseite betrachtete ...

Unsinn! Nur nicht weichmüthig und gefühlsduselig werden darüber. Das setzte der ganzen Geschichte erst die Krone auf. Ruhig Blut, vornehme Kühle, lächelnde Philosophie ...!

Daß man das nicht auf die Bühne bringen konnte! Aber die Zuschauer hätten nicht viel mehr gesehen als drei Menschen in einem apart eingerichteten Salon. Das war ein Abend gewesen! Er in das trauliche Zusammensein der Beiden unvermuthet hineingeschneit, über die Natur dieses Zusammenseins sofort im Klaren, dabei aber äußerlich heiter, witzig, angeregt, in Ton und Miene ganz und gar der Mann, der sich freut, wieder zu Hause zu sein, ganz beatus possidens: sie, die Gegenspielerin, naiv erstaunt und freudig überrascht von seiner Rückkehr, Zug um Zug die süße Unschuld, das reine Gewissen mit der heiteren Stirn ... na ja, die begabteste Schauspielerin Deutschlands! ... und dabei doch felsenfest überzeugt davon, daß er alles durchschaut hatte und nur aus irgend einem Grunde an sich hielt; der Dritte — hm, der junge Herr, der da soeben in die Linden eingebogen war, fühlbar froh darüber, den so unheimlich aufgeräumten Weggenossen los zu werden, der hatte sich seiner Rolle am wenigsten gewachsen gezeigt. Unmuthig, unruhig war er und Beides so deutlich, daß es reichlich Mühe kostete, das auf plausible Weise nicht zu bemerken. Herr Storm, Sie müssen noch zulernen, und tüchtig!

Aber das war Herrn Storm's Sache. Für Egon von Dahlwitz war es wichtiger, nachzuprüfen, ob er bei der Haltung, die er dem Unerwarteten gegenüber instinctiv eingenommen hatte, bleiben sollte. — — Gewiß sollte er das. Er fuhr noch am besten auf diesem Wege. Zwischen Renate und ihm war Alles aus, natürlich. Wenn er sich ruhig verhielt dabei, so hieß es: Herr von Dahlwitz ist der kleinen Gerhardt überdrüssig geworden und läßt sich von seinem Schützling Storm ablösen bei ihr. Ein schroffer Bruch, gar eine Herausforderung zum Duell wäre dagegen eine Bekanntgabe gewesen: Allen theilnehmenden Freunden mache ich die traurige Mittheilung, daß meine Renate mir Hörner ...

Pfui Teufel, wie schändlich das wurmte! Und dazu lächeln müssen, frivol, leichtfertig, lebemännisch lächeln, der schönen Sünderin öffentlich begegnen wie einer, der sich ihr gegenüber im Unrecht fühlt, dem Bengel, den man zermalmen möchte, weiter Aufträge verschaffen — eine hübsche Lage! Uebrigens ein niedlicher Herr, dieser Maler Storm. Sich von dem officiellen Liebhaber des Weibes, dessen heimlicher Günstling er war, managen lassen ... ein guter Magen gehörte dazu.

Herr von Dahlwitz erschrak beinahe, als er sich auf diesem Gedanken ertappte. Wie? Sittliche Entrüstung? War er denn schon so ganz alt? — Doch wohl noch nicht. Es fiel ihm ja jetzt — Gott sei Dank! — der Theaterdirector ein, der vor sechzehn Jahren, dem Drängen der ebenso schönen als liebebedürftigen Frau Directar nachgebend, das Erstlingsstück eines gewissen Egon von Dahlwitz aufführte. Wenn sich ganz alte Leute sittlich entrüsten, huschen die Erinnerungen, welche die verdienstliche Gemüthsbewegung stören könnten.

Den Rest seines Heimwegs legte Dahlwitz raschen Schrittes zurück. Seinem Diener, der ihm aus dem Ueberzieher half, befahl er über die Achsel zurück:

„Eine Flasche Sherry auf den Schreibtisch — alle Zimmer beleuchten. Dann können Sie verschwinden. Weiter brauch' ich Sie heute nicht mehr."

„Zu Befehl, Herr Doctar."

Ehe noch der Hausherr aus dem Vorraum in sein Arbeitszimmer trat, waren seine Aufträge ausgeführt. Auf der Platte des wuchtigen Schreibtisches stand die Flasche, durch deren dickes Glas der Wein dunkelroth schimmerte, daneben das Glas. Die Thüren zu den Nebenzimmern standen weit offen, alle Räume lagen in einer Fluth von Licht unter den elektrischen Kronen. Von dem Diener keine Spur.

Dahlwitz trat an den Tisch, goß das Glas voll und stürzte den schweren Wein auf einen Zug hinab. Dann schloß er langsam ein Fach auf und nahm einen dicken Pack Photographien heraus. Er blätterte flüchtig durch den Bilderstoß. Alles Frauenbildnisse, alle schön, sehr schön, jedes auf der Rückseite mit einem kurzen Vermerk von des Doctors eigener Handschrift versehen, einem Vornamen und einem Datum. Eine Leporelloliste in Bildern. Freilich nicht ganz so lang wie das spanische Muster bloß an sechzig Stück.

Ein stolzes und doch zugleich wehmüthiges Lächeln bewegte leise den wohlgepflegten dunklen Schnurrbart des Mannes, der gedankenvoll auf den Pack Photographien herabsah. Die Besiegten seines Lebens. Frauen und Mädchen aller Stände, aller Spielarten der Haarfarbe, der Gemüthsanlage. Der Erste war er selten bei Einer gewesen, auch bei den Mädchen selten, der Letzte nie. Aber treu waren sie ihm alle, alle, so lange er die Sonne seiner Sultansgunst über ihnen scheinen ließ. Immer war er derjenige, der des Spieles überdrüssig wurde und es abbrach. Empfangen hatte er den Abschied nie und war nie betrogen worden.

Niemals betrogen ... bis jetzt.

Das letzte Bild des auf der Seite liegenden Stoßes war hintenüber gefallen und zeigte das schöne, lächelnde Antlitz eines jungen Weibes. An der oberen Kante stand von großzügiger, fester Frauenhand geschrieben „Renate". Dahlwitz starrte eine Weile bewegungslos auf die Photographie, bis sie sich vergrößerte unter seinem Blicke, Farbe gewann, sich plastisch aus der Fläche heraushob und keine todte Photographie mehr war, sondern eine Art Spiegelbild der lebendigen Renate Gerhardt mit ihren weichen, runden Wangen, dem süßen, ein wenig

sinnlichen Munde, der fein geflügelten, geraden Nase, den schwarzen, heißen Augen unter der leuchtend weißen Stirn, der goldenen Krone des schweren, metallisch glänzenden Rothhaares. Als der Schemen in aller seiner Schönheit vor den Augen des Sinnenden schwebte, durchfuhr es diesen auf einmal heiß, schneidend, ein wüthender Schmerz. Er tastete nach der Photographie, wie um sie zu Boden zu schleudern. Dann bezwang er sich aber und stellte das Blatt vorsichtig auf die Längsseite, es mit der Bildfläche an den Rücken des vorletzten Bildes lehnend

„Nur gut, daß sie selbst nicht weiß, wie es um mich stand," murmelte er dabei. „Daß bloß die Sehnsucht nach ihr mich so früh zurückgejagt hat aus Paris, daß ich mit der Absicht nach Hause kam, sie regelrecht zu heirathen. Die Blamage wäre sonst noch fürchterlicher."

Er schloß seine Schönheitsgallerie sorglich wieder fort, trank noch ein Glas Wein und begann dann, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, auf und ab zu gehen, auf und ab durch alle Zimmer seiner Wohnung, die er so reich und geschmackvoll ausgestattet hatte, auf die er so stolz war. Jetzt sah er von allen seinen Schätzen nichts. Er hatte überall, wohin er den Blick wandte, das nämliche Bild vor Augen, eine Art allegorischer Vision, den Berg des Lebens. Oben auf der sonnumloderten Höhe die kraftvollen Männer, die ihren Platz in der leuchtenden Wärme doch nicht behaupten konnten gegen die unendliche Masse der Jugend, die aus geheimnißvoll verschleierten Tiefen an der Morgenseite des Berges emporquoll, ein endloses Geborenwerden, und sich mählich, aber stetig den Hang herauf schob, gipfelwärts. Und oben die Männer wichen und wichen, bis sie langsam die Abendseite des Berges hinabglitten, erbleichenden Gesichts, am ganzen Körper einschrumpfend und vergreisend.

„Die Jugend, die böse Jugend, das nächste Geschlecht!" seufzte Dahlwitz. „Die Position am Herzen der schönen Weiber ist die erste, die sie uns nehmen, dann die in der Kunst, in der Wissenschaft, in der gesellschaftlichen Geltung. Eines der Lebensgüter nach dem anderen geht in ihre Hände über. Nur das Geld kann man auch mit zitternden Fingern festhalten, mit denen sogar am festesten. Aber die wenigsten haben welches, und die haben auch nichts davon."

Ihn fror, so daß er wieder und wieder zu der Flasche zurück ging und trank. Nun war ja die Zeit des Verlierens auch für ihn da. In der Liebe hatte es angefangen. Morgen vielleicht schon kam solch ein kecker Knabe und rang mit ihm um die Herrschaft über die deutsche Bühne, und rang sie ihm ab. Und so ging es fort und fort. Er, der Stürmer von vorgestern, der Sieger von gestern, der Besitzer von heute, er marschierte morgen schon auf der Rückzugslinie, hinab, hinab, die Abendseite des Berges hinunter.

Bitter! Doppelt bitter für ihn, dem mit der eigenen Niederlage Alles verloren war, der den Trost nicht hatte, in einem der jauchzend herauf stürmenden Sieger sein eigenes Selbst wieder zu erkennen — für ihn, den Junggesellen, der keinen Sohn hatte.

Er stutzte auf einmal. Doch . . . er hatte einen. Freilich hatte er an der Mutter, einer Handwerkerstochter, nicht eben schön gehandelt Er hatte ihr, noch ehe das Kind geboren war, eine Summe Geldes angewiesen und war abgereist, nach London, nach Paris. — Wenn der Knabe nach seinen Eltern geschlagen hatte, mußte er jetzt ein prächtiger Junge sein. Hm, wie alt wohl? Elf . . . zwölf . . . dreizehn Jahre. Wenn er dieses Kind zu sich nahm, es erzog? Die Mutter hatte ja später geheirathet, sie war vielleicht froh, den Jungen los zu werden.

Eine merkwürdige Sehnsucht nach diesem Sohne, den er nie gesehen, an den er seit einem Jahrzehnt kaum gedacht hatte, packte Dahlwitz auf einmal. Vor Aufregung zitternd, kramte er unter seinen alten Papieren, bis er gefunden hatte, was er suchte. Das waren zwei Blätter vergilbten Papiers. Auf dem einen stand bloß die Zeile: „Am 1. Juli kam ein gesunder, kräftiger Junge. Er wurde Egon getauft. Klara." Das andere war die gedruckte Vermählungsanzeige des Herrn August Plättner und seiner Frau Klara, geborene Müller.

Als diese Belege gefunden waren, schrieb Dahlwitz einen langen Brief an Frau Klara Plättner. Trotz der schon sehr vorgerückten Nachtstunde verließ er dann noch einmal das Haus, um im nächsten Café nach dem dort ausliegenden Adreßbuch die Adresse zu vervollständigen und das Schreiben in den Briefkasten zu werfen

Am zweitnächsten Morgen empfing der Doctor die Antwort. Sie war von kaufmännischer Männerhand geschrieben und lautete:

„Sehr geehrter Herr Doctor! — Meine Frau übergiebt mir Ihren Brief zur Beantwortung, da ich Egon bei unserer Trauung in die Urkunde habe aufnehmen lassen, er also als unser eheliches Kind gilt.

Egon lebt, sieht aus, wie auf beifolgender Photographie, besucht das Königstädtische Gymnasium und bringt sehr gute Censuren. Er hat ein vortreffliches Gemüth und hängt an seinen Eltern ebenso sehr wie wir an ihm.

Hergeben würde ich ihn unter keinen Umständen. Ich bin ein armer Mann, aber ich vermag ihn zu unterhalten, und für seine Studienkosten ist das kleine Capital da, das Sie seiner Mutter seiner Zeit ausgeworfen haben. Er ist also gut aufgehoben. Bei Ihnen würde es ihm freilich glänzend gehen. Wie das, was er bei dem Wechsel doch erfahren müßte, aber auf sein junges, warmes Gemüth wirkte, brauche ich Ihnen wohl nicht aus einander zu setzen.

Unter der Voraussetzung, daß Sie den Frieden des Jungen nicht durch irgend welche Mittheilungen stören, bin ich gern erbötig, Sie von den Fortschritten des Knaben zeitweilig zu unterrichten. Persönliche Berührungen vermeiden wir besser. Hauptsächlich um meiner Frau willen. Ich für meine Person könnte mich vielleicht damit einverstanden erklären.

Hochachtungsvoll August Plättner."

„Ein braver Mann — und er hat Recht," murmelte Dr. Egon von Dahlwitz. Bitter fügte er hinzu: „Er hat wahrscheinlich auf der ganzen Linie Recht. Das haben die braven Männer immer. Nur kommt man ein wenig spät dahinter."

Er legte das Blatt zur Seite und vertiefte sich in das offene, geistvolle, bildhübsche Knabenantlitz, das die beigelegte Photographie ihm zeigte. Das kleine Bild starrte er so lange an, daß ihm schließlich die Augen feucht wurden. —

Unter den jüngeren Schülern des Königsstädtischen Gymnasiums rief acht Tage später ein seltsames Ereigniß große Aufregung hervor. Als sie Mittags das Schulgebäude verließen, stand da ein vornehmer Herr, der sah aus wie ein König in Civil. In der Hand hatte er eine Photographie, die er bisweilen ansah. Als Egon Plättner aus dem Schulthor trat, redete der Herr ihn an und fragte nach allerlei, wie er heiße, ob er Geschwister habe und anderes. Mitten in dem Gespräche fragte der vornehme Herr ganz unvermittelt:

„Sag' mal, Junge, was wünschtest Du Dir so am meisten?"

„Ein Fahrrad," erwiderte Plättner.

Der Herr nahm ihn an der Hand, führte ihn nach der anderen Seite der Straße, wo ein Fahrradhändler seinen Laden hatte und kaufte ihm das theuerste Jugendrad des ganzen Lagers. Ehe der von seinem unerhörten Dusel verdutzte Junge aber auch nur „danke schön" sagen konnte, war der vornehme Herr, der ganz gewiß ein ausländischer König in Civil war, schon in eine Droschke gesprungen und davon gefahren.

Aus der Hauptstadt.

Kärntner Wandertage.

IV.

Im Hochgebirg.

Auch in Tarvis ist noch die weltferne Stille, die der moderne Mensch besonders dann verabscheut, wenn er etwas zur Reparirung seiner von der Großstadt zerrütteten Nerven thun soll. Tarvis wird wenig besucht, weil man dort den geliebten Lärm vermißt und die noch geliebteren Menschen, die man schon im Winter nicht ausstehen kann und deßhalb in der Sommerfrische überhaupt nicht zu entbehren vermag.

Sonst freilich genügt das patricische Bergnest, in dem es von uralten, seit Jahrhunderten eingesessenen Familien wimmelt, den sogenannten berechtigten Ansprüchen. Es hat Sternennächte, wie sie eigentlich nur in Pontresina zu sehen sind: wie Fackeln funkeln die himmlischen Lichter herab, Alle sind sie unwahrscheinlich groß, und was ihre Zahl anbelangt, so hält man dies unübersehbare, endlose Gewimmel für Augentäuschung. Von Rechts wegen müßte man bei dieser Helligkeit die Zeitung lesen können. Aber es ist keine da! Merkwürdig, wie rasch sich ein unverdorbenes Gemüth die Politik abgewöhnt! Vierzehn Tage lang las ich kein Wort von der verunglückten Coronation, und doch war ich vollkommen wohlauf und schämte mich gar nicht. Schön wie bei Nacht ist Tarvis auch bei Tage. Sein Bahnhof sucht auf der ganzen Welt seines Gleichen. Der prächtig gezackte Dolomit, der Wischberg, überragt die kleine Station in majestätischer Unnahbarkeit, rechts und links gliedern sich seine Trabanten an, und mitten in diesem Cyklopen-Circus qualmen die kleinen Locomotiven der Menschlein. Kinderspielzeug. Vom Tarviser Bahnhof aus blickt man Abends in ein wildes, hinreißendes Schauspiel, wie es Mutter Natur ihren Stiefsöhnen selten so bequem vor die Augen stellt. Das Kalkgeschroff glüht ein paar Minuten lang in Blut und Purpur, wie von innen beleuchtetes Glas. Rasch kriecht der Brand nach oben zurück, bis nur noch die höchsten Zinnen und Thürme ein Krönlein tragen, und dann verwandelt sich der violette Schimmer, der die Schroffen umhüllte, in schneeiges Weiß, als streckten sich gewaltige Gletscher von den Gipfeln bis in's Thal. Wie eine Geistererscheinung, in marmorner, schier durchsichtiger Schönheit starren die Raibler Alpen, um dann ebenso schnell den grauen Mantel überzuwerfen und allmälig in Nacht zu versinken. Wenn die Leserin, die ich zu Anfang meiner Kärntner Skizzen als schön ansprach und die es sicher geblieben ist — es giebt eben kein besseres Schönheits-Conservirungs-Mittel als die Lectüre von Feuilletons — wenn also die hoffentlich noch immer schöne Leserin einmal durch Tarvis fährt, dann versäume sie nicht, von der Station aus den Sonnenuntergang mitzumachen. Allerdings kommt es vor, daß der Zug von Pontafel, der hier 20 oder 30 Minuten hält, gerade in dem Augenblick eintrifft, wo die Gluth am Wischberg entfacht wird.

Das ist dann unangenehm, weil dieser Zug sich in seiner ganzen Länge vor den von Villach herausgekrochenen stellt und jede Aussicht verdeckt. Passirt einem das, so murre man nicht und schreibe sich nicht in's Beschwerdebuch ein, was doch zwecklos ist, sondern probire den guten rothen Special, den der Bahnhofswirth ausschenkt. Es ist nur ein Surrogat für den Sonnenuntergang natürlich, hat indeß auch seine unnachahmlichen Vorzüge. Besonders das dritte Viertel.

Von Tarvis aus geht die Thalschleiche „am Luschari", wie der Fachausdruck lautet, oder in den imponirenden Thalschluß der Seissera, oder sie fährt nach Raibl, wo sie einen zwischen steilen Felsmauern ausgegossenen, grünen Sagensee findet und auf dem nahen Predilpaß bei günstigem Wetter die strammste Bora des Karst vorüberbrausen hören kann. Der Luschari ist ein heiliger Berg. Kaiser Josef II., bekannt als zielbewußter Reformer, ließ das wunderthätige Marienbild aus der Höhe in's Thal bringen, aber immer fand es den Weg zum Gnadenkirchlein oben zurück. Und zwar, ohne daß sich die Menschen darum bemühten. Darum wird der Luschari in den sonnigen Monaten nie von Wallfahrern leer. Am Marientag ziehen an die Zwanzigtausend zu ihm hinauf, meist slovenische Bauersleute, und es ist dann buntes slavisches Treiben dort oben. Nichtpilger besuchen den Berg seiner Aussicht halber, derentwegen er es schon verdient, der Himmelskönigin geweiht zu werden. Ein so strahlendes Bild, eine so zauberschöne Vermählung grüner Thäler und vereister Zinnen, phantastisch ausgesägter Kalkriesen ... Der Glockner taucht als Zuckerhütchen auf, machtvoll stürzt die Gletschermasse des Ankogl nieder, in dunkler Furche schimmert der blaue Wörther See. Auch den Dobratsch erspäht man, den „österreichischen Rigi", auf dessen Haupt ebenso viel Regen niederzutriefen pflegt wie auf die kahle Platte seines berühmten Namensvetters. Ich habe diese berechtigte Eigenthümlichkeit der „Villacher Alpe" ausgiebig kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, als ich in der dritten Morgenstunde von Bleiberg aufbrach und dann fünf Stunden lang durch strömende Nässe spazierte. Anfänglich glomm noch das erste Licht des Sonnenaufgangs um den Wald, und zwischen Regen und fahlem rothem Schein öffnete sich an der Richardsrast ein geheimnißvoll schöner Blick auf den See in der Tiefe. Es war, als hätte er allen Glanz des Morgens aufgesogen, als wär' in seinem schmalen Becken die Gluth vereinigt, die sonst über endlose Himmelsweiten verflackert, und strahle nun, durch die Zusammenfassung in ihrer Kraft verzehnfacht, magischen Glanz hervor. Der währende Regen löschte allzu schnell das überirdische Bild aus. Oben auf dem Gipfel lag der dichte Nebel, der mir schon seit früher Jugend aus den Harzbergen intim bekannt ist. So sehr war ich auf das Wiedersehen mit ihm nicht erpicht, daß ich allein deßhalb die weite Reise nach Kärnten angetreten hätte. Wir trennten uns deßhalb schon nach wenigen Minuten, und wenn der Abschied nicht gerade frostig ausfiel, so hatte das seinen Grund nur in der feuchten Wärme, die den Dobratsch umwitterte und mir den Schweiß aus allen Poren trieb. Glücklicherweise giebt es außer den Trinkgelegenheiten oben noch eine auf halber Höhe. Zwei Schwestern, die eine jung, die andere sehr jung, bewirthschaften das Häuschen, und wenn der „Preblauer", den sie mir zum Rothen empfahlen, auch matt wie Luisen's Seele war, so entschädigte ihr Heuriger mich durch desto feurigere Herzlichkeit. Das minder junge von den beiden bergeinsamen Fräulein erstattete mir eingehenden Bericht über einen schrecklichen Felssturz des Dobratsch, der irgendwann im finsteren Mittelalter stattgefunden und mindestens 26 Dörfer verschüttet hat. Auf ein Dutzend mehr oder weniger kommt es ja bei solchen Elementarereignissen nicht an. Gerettet wurde von allen Umwohnern nur der Abt des betheiligten Klosters, ein frommer Herr, der die Gewohnheit hatte, Nachmittags am Fenster zu sitzen und hinauszublicken. (Er wäre der geeignetste Schutzheilige für unsere Büreaukraten.) Der Abt bemerkte plötzlich, daß sich der Tag verfinsterte, ein grausames Brausen zog durch die Luft, und nach einer Stunde fand er sich wohlbehalten in der Tiefe wieder. Der Umstand, daß er sich nicht im Klostergebäude, sondern im frei gelegenen Fenster-Vorbau aufgehalten hatte, war ihm zum Lebensretter geworden. Woraus die hygienische Nützlichkeit des andauernden Aus-dem-Fenster-Blickens überzeugend erhellt.

Wenn es Einem während des Aufenthaltes in Tarvis auf deutschem Boden zu langweilig wird, so setzt man sich auf die Bahn und gleitet nach Pontafel, wo man dann nur noch eine Brücke zu überschreiten hat, um in Pontebba und auf italienischer Erde, unter dem beliebten südlichen Himmel zu sein. Pontafel ist in seinem Aeußeren ein ganz neuzeitliches, Pontebba, die Nachbarin, ein prächtiges, uraltes Städtchen. Pontafel zeigt ganz deutschen, Pontebba ebenso scharf ausgeprägten wälschen Charakter. Und die Menschen hüben, deren Leben sich in den Häusern abspielt, wie es im rauhen Nord so der Brauch ist, finden ihr ergötzliches Pendant in denen drüben, die nach italienischer Sitte alleweil draußen auf der Straße liegen. Dabei trennt nur ein Bächlein und eine Zollmauth die mit grotesker Schärfe hervortretenden Gegensätze. Von Pontebba fährt der wißbegierige Fremde auf schneeweißer Landstraße, immer das rauschende Wasser zur Linken, nach Chiusa forte und bestaunt unterwegs die verwogenen Kunstbauten der Gebirgsbahn. Nichts als Tunnels, Viaducte, Aufmauerungen — man begreift gar nicht, wo die Italiener das Geld dazu hergekriegt haben. Es ist ein wunderhübsches Thal, und wenn nicht die Ruinen an der Straße, verlassene und verfallene Häuser so gar beredt vom Elend des Volkes sprächen, von dem hier schon beginnenden Elend, dann könnte dem Wanderer inmitten all' dieser lachenden, fröhlichen Anmuth selbst recht fröhlich um's Herz werden. Chiusa forte ist, wie Tarvis, eine Sommerfrische der Triester. Aber in Chiusa forte versammeln sich die italienisch Denkenden und Sprechenden, und man merkt es an ihren Frauen, daß sie allesammt sehr einig sein müssen, denn Einigkeit macht bekanntlich stark. Wer für schöne Gliedermassen colossaler Weiblichkeit Verständniß hat, dem wird Chiusa forte ein Paradies sein; übrigens ist auch der Chianti hier recht trinkbar. In Tarvis dagegen versammelt sich das erholungsbedürftige Deutschthum Triests. Einem Deutschthum, das so bildsaubere, schlanke, blonde Mädels hervorbringt, wie eins beim Teppan in Tarvis umherspazierte, kann auch der entschlossenste Gegner pangermanischer Bestrebungen nicht abhold sein. Ich bin kein entschlossener Gegner besagter Bestrebungen, und darum gefielen mir die Blonde und die in ihr verkörperte Triester Deutschgesinnung doppelt gut.

Tarvis ist für Wanderfahrten durch frische, farnenbestandene Waldreviere ein ebenso günstiger Ausgangspunkt wie für Hochtouren in's wenig begangene Gebiet der Raibler Alpen. Zumal der Kletterer findet in diesem Dolomitgebirg sein Genüge. Schier unbezwinglich scheint die Steilheit der Abstürze ringsum, und selbst die Ersteigung des Wischbergs, die Einem als verhältnißmäßig leicht angepriesen wird, kostet mehr Schweiß und Kraft und Gewandtheit denn mancher hochberühmte, nur mit ehrfürchtigem Schauer genannte Gipfel in den Centralalpen. Ich glaube, die Herrschaften, die Kärntens Berge gering achten, thun es allein auf Grund ihrer genauen Kenntniß der Reisehandbücher. Wir begegneten im Canalthal einem jungen Mann aus Breslau, der „gerade nicht auf der Toue war", wie er uns treuherzig versicherte, dem man es aber ansah, daß er mit dem Musterköfferchen besser umzugehen verstand als mit dem Bergstock. Er bat so dringend, sich uns anschließen zu dürfen, und brachte so gute Gründe dafür vor — „die Sache wird billiger, meine Herren, wenn wir Drei uns in den Führer theilen" — daß wir ihm seufzend die Bitte gewährten. Er hielt denn auch treu zu uns, selbst als wir ihn zwangen, auf dem kantigen Widerrist eines Ackerkarrens Platz zu nehmen, der bequemen Platz nur für Zwei bot, und er suchte unsere Liebe rastlos dadurch zu erwecken, daß er sämmtliche Functionen eines Hofcouriers für uns übernahm. Als es dann aber in der ersten Morgenfrühe losgehen sollte, hinauf zur Höhe, wo die Freiheit wohnt, da erklärte er, erstens mit seinem Magen in Unordnung zu sein, zweitens aber noch gestern Abend vom Führer erfahren zu haben, daß der letzte Theil des Weges verteufelt unangenehm und bloß für Schwindelfreie sei. Da die Schwindelfreiheit in seiner Branche zur Zeit nicht sonderlich groß zu sein scheint, so blieb er im Bette liegen, was entschieden den sichersten Schutz vor'm Absturze bietet, ersuchte uns jedoch, seinen großmächtigen photographischen Apparat mitzunehmen und „Aufnahmen zu machen von den allergefährlichsten Stellen". Die wolle er dann nach der Heimkehr seiner Cousine in Breslau zeigen. Es drohte ein heißer Tag zu werden, und es erwies sich nachher, daß diese Drohung nicht leichtfertig und übereilt gewesen war. So mußten wir darauf verzichten, der Breslauer Cousine untrügliche Beweise für das Heldenthum des Cousins zu liefern und dem ernsten Führer seinen heiteren Apparat aufzupacken ...

Schönes Kärnten — das war so ungefähr der letzte Streich. Trautwein's treffliches Touristenbuch, das bei Edlinger in Innsbruck erscheint und das ich wirklich von Herzen loben muß, denn es hat mich, wo immer ich seines Rathes bedurfte, nie im Stiche gelassen und ist so prächtig wortkarg, wie alle Vielwissenden und Erfahrenen, Trautwein's Alpenbuch also schlug zwar noch eine Menge genußversprechender Kraxeleien und Spaziergänge vor. Aber meine Stunde war gekommen. Und so fuhr ich von Tarvis mit seiner gediegenen Hausmarke, seiner strammnationalen Gesinnung und seinen sonstigen guten femininen Eigenschaften westwärts. Blieb mir doch noch der Knalleffect der Kärntner Natur zu sehen übrig. Ich bin vor Jahren von Ferleiten her zum Glocknerhause aufgestiegen und habe damals den langwierigen Weg unter den Leiterköpfen hin gewählt, um dem weißkopfigen Könige der Hohen Tauern meine Antrittsvisite zu machen. Heuer fiel ich von Dölsach her in sein Gebiet ein. Das war ein Abend, als wir im letzten, blinkenden Licht vor der Hofmannshütte saßen und unser Schlummerpfeifchen rauchten, während der Hermelin Sr. Majestät und die gewaltige Pasterze silbern leuchteten und eigenes Licht in die dämmernde Ferne hineinzustrahlen schienen. Das war ein Morgen, als wir bei Laternenlicht, die übliche Erbssuppe im Magen, abmarschirten, als dann plötzlich Hohe Riffl und Johannisberg sich Rubinkrönlein auf's Haupt setzten und ein Blick in die von Eispyramiden überragten, nun düsterroth flammenden Schneefelder sich aufthat. Später ward's weniger angenehm, denn die Moräne der Pasterze, die zum Mooserboden abfällt, giebt dem müden Gletscherwanderer den Rest. Aber nachher, aber Nachmittags das liebliche Kapruner Thal! Herrn Adjunct Kaiser in Wien, der sich um seine Erschließung ewige Verdienste erworben hat, sollte man eine Ehrentafel stiften.

Max Kempff.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. — Redaction: Berlin W. 30 Gleditschstr. 8; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 29. Berlin, den 19. Juli 1902. 31. Jahrgang. Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. | Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. | Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Klatsch.

Daß Wilhelm II. unsere innere Politik beherrscht und zu ihrem Mittelpunkte geworden ist, hat seinen Grund doch immerhin nur zum Theil in der Persönlichkeit des Kaisers. Gewiß, er drückt mit großer Kraft auf sie, und seine Machtmittel ermöglichen es ihm, oft genug Wollen und Worte in Thaten umzusetzen. So sinken die Minister, vor Allem der Reichskanzler, ganz und gar zu Handlangern des Monarchen herab. Seine Anschauungen sind entscheidend, und auf seinen Wink schwenkt die gesammte höhere Beamtenschaft nach Art der Unterofficiere ein. Aus dem schönen Werke des preußischen Generalstabes über Kolin geht hervor, daß der große König selbst nach sieben gewonnenen Schlachten im Kriegsrathe häufig genug auf entschlossenen Widerstand seiner Generale stieß. Wilhelm II. hat noch keine sieben Schlachten gewonnen; daß aber irgend Jemand aus dem weiten Kreise seiner Diener und Gehilfen ihm gegebenen Falls zu opponiren wagen würde, ist völlig ausgeschlossen. Die gewaltige Macht, die der Kaiser thatsächlich ausübt, ist nur zum Theil das Ergebniß seiner überragenden Stellung. Zum anderen Theil erklärt sie sich aus dem bedingungslosen, schweigenden Gehorsam Derer, die zu seinen Rathgebern berufen sind. Nicht umsonst mehren sich unter ihnen die Generale. Es wäre falsch, diese Männer deßhalb zu tadeln. Sie meinen als treue preußische Royalisten ihre Pflicht zu thun und wissen auch, daß offene Gegensätze zwischen Fürst und Beamten selbstverständlich mit der Abdankung des Beamten enden. Nur Wenigen eignet die Klugheit Miquel's, der auf weiten Umwegen zum Ziele kam. Nur Wenigen seine zähe Geduld, die sich in schier endlosem Hin und Her schließlich mitunter doch den Preis eroberte und den Kaiser dahin führte, wo der weise Alte ihn haben wollte. Miquel liebte Wilhelm II., übte aber gleichzeitig praktische Kritik an ihm, indem er seinem starken Schaffensdrang andere Bahnen wies oder zu weisen versuchte, als sie dem Monarchen vorgeschwebt haben mochten. Der letzte Versuch dieser Art, der die Canalfrage betraf, führte freilich auch das Ende des Miquel'schen Glückes herbei. Und die Spuren schrecken. Der Miquelschlag ist ausgestorben, wie der Schlag der ganz offenen und ehrlichen Leute. Wenn die Spitzen der Verwaltung jedes kaiserliche Wort Tabu nennen und ihren Ehrgeiz darin erschöpfen, Politik nach Grundsätzen zu machen, die sie gleichzeitig mit allen anderen Zeitungslesern aus Trinksprüchen des Herrschers kennen lernen; wenn der Kölner Weihbischof dem Monarchen etwas von dem Geist Karl's des Großen zuspricht, während der greise Loë die Bonner Rede als herrliche That preist, so geht damit jeder Maßstab verloren. Gleichzeitig auch die Neigung, das nachzuholen, was die sehr geehrten Herren versäumen. Rasend schnell entfernen wir uns von den Gepflogenheiten des alten Preußenthums. Ehedem war es selbstverständlich, daß der Beamte oder der Officier seinen König liebte und ihn für einen tüchtigen Mann hielt. Deßhalb arbeitete er für ihn, opferte das Letzte für ihn. Nie aber fiel es ihm bei, dem Herrscher auf offenem Markte grobe Schmeicheleien zu sagen. Er redete nicht, außer wenn ihn sein Gewissen dazu zwang. Diesem Freimuth des Gewissens, der vor ehrerbietigem Tadel keineswegs zurückschreckt, begegnet man heute nicht mehr. Man beleidigt die Majestät, indem man sie mit Schmeicheleien überhäuft und schreckt auch, wenn man sich sicher fühlt, vor Majestätsbeleidigungen gröberen Kalibers nicht zurück. Der gehässige Klatsch — das ist die natürliche Kehrseite der Medaille. Heimliche, höhnische Lästerung hält allzu oft der öffentlichen Anbetung die Stange. Nicht nur die Eingeweihten wissen das. Es ist so menschlich, sich menschlich an Götterbildern zu rächen. Jemand hat neulich gemeint, der Klatsch kennzeichne und verrathe den Streber. Nie ist Thörichteres gesagt worden. Der Streber würgt auch das letzte Bißchen Oppositionsgeist tapfer hinab und läßt sich nicht dazu verführen, gleich Anderen, Temperamentvolleren gelegentlich wenigstens unter vier Augen in die Zügel zu knirschen. Der richtige und correcte Streber wird den Klatsch der Nebenleute ausnutzen, um zu steigen — er hat ja nur nöthig, an geeigneter Stelle den Klatsch und die Klatscher entrüstet zu denunciren. So wie es beispielsweise jetzt in Zeitungsartikeln geschieht.

Unter Klatsch außer der zischelnden Verleumdung auch noch die freimüthige Erörterung kaiserlicher Reden und Maßnahmen zu verstehen, dazu gehört allerdings ein bislang selbst in Deutschland noch nicht erreichter Grad von politischer Schmarotzerei und Verlogenheit. Jedem Staatsbürger, der verfassungsrechtliche Bedenken gegen Wilhelm's II. Regierungsweise hat, steht es wohl an, sie geltend zu machen. Dies ist sogar seine Pflicht. Kein rechtlich Denkender wagt es abzuleugnen, daß das persönliche Regiment bei uns bereits stabilirt ist. Man mag sich zu dieser

Thatsache stellen, wie man will, mag sie begrüßen oder beklagen — aus der Welt zu schaffen ist sie nicht. Wer hier trotzdem Vogel Strauß-Politik predigt, der läuft selbst Gefahr, des sykophantischen Streberthums verdächtigt zu werden, und es wird ihm wenig nützen, daß er den Millionen Andersdenkenden mit verworrener Logik seine eigenen Sünden vorwirft. Oder aber er giebt zwischen den Zeilen zu, daß seine Anschuldigungen nicht Klotsch, sondern das genannt werden müssen, was das bekannte Berliner Reimwort auf Klotsch ausdrückt.

Caliban.

Der schweizer Deutsche in seiner wahren Gestalt.

Von Kurd von Strantz (Berlin).

Der Rector einer deutschen Hochschule entbietet dem germanischen Museum, das stiftungsgemäß für alle deutschen Stämme ohne Rücksicht auf die damals überhaupt noch nicht vorhandenen heutigen Grenzmarken gegründet ist, im Auftrag der Lehrer und Hörer den üblichen Jubelgruß und betont dabei die Gemeinsamkeit der deutschen Gesittung und Kunst. Er weist zugleich unnöthiger Weise auf die politischen Vorbehalte hin, die die Schwaben der Alpen von den Stammesbrüdern nördlich des Rheines trennen. Darob Empörung unreifer Studenten, flegelhafte Katzenmusik und rohes Einschreiten der Berner Wächter der Ordnung. Alles schweizer Eigenthümlichkeiten, die beweisen, wie schädlich dem allemannischen Volkstheil die Entfremdung vom angestammten Reiche geworden ist. Der Senat der Universität stimmt in die Verdammung des eidgenössischen Amtsblattes, des Bundes, ein, und Prof. Dr. Vetter fordert als unschuldig gekränkter Ehrenmann seine Entlassung. Der Bund warf ihm sogar das Streben nach einem gut besoldeten reichsdeutschen Lehrstuhl vor. Damit hat er freilich wider Willen den schweizer Charakter gekennzeichnet, dem seit der Trennung vom Reiche Alles für Geld feil ist. Die einst so stolzen Waldstätten verkauften ihre Kinder als Soldaten dem König von Frankreich, und wer Schweizer sonst erstehen konnte, der konnte sie in Massen kriegen. Dies waren die freiheitsdurstigen Alpenbauern, die die österreichischen und burgundischen Ritterheere ehemals aus dem Lande schlugen. Nein, sie waren die bewaffneten Bedienten der Bourbonen geworden. Daher ihre bedientenhafte, französische Gesinnung, die sich der Muttersprache schämt. Freilich beherrscht der angeblich so gebildete Schweizer nur seine Mundart, das Hochdeutsche selbst kann er nur schreiben. Dafür redet er die schlimmste Aussprache des geliebten Französisch. Ja, die nur verwelschten Westschweizer, ebenfalls gute Schwaben mit burgundischen Ueberbleibseln, also Alles Deutsche, radebrechen nicht viel besser die aus Eitelkeit angenommene Verkehrssprache. Sogenannte französische Schweizerinnen sind als Bonnen mit Recht gefürchtet und stehen noch unter den entsprechenden Belgierinnen. Man ist eben nicht grundlos bloß ein dummer Deutscher, der hübsch bei seiner Muttersprache bleiben soll. Ach, diese kindische Fremdenliebe ist ja so recht deutsch, die Bedientenhaftigkeit aus der Zeit der Schmach seit dem Dreißigjährigen Kriege nicht minder. Auch die deutschen Kleinfürsten verkauften ihre Landeskinder nach England und Holland. Das preußische Heer Friedrich's des Großen bestand zu zwei Dritteln aus anderen Deutschen. Heuert jetzt Frankreich mit seinem Golde nicht mehr die Leiber, so fängt es dafür die Seelen. Der französische Sprachverein arbeitet in Belgien und der Schweiz mit Unterstützung der französischen Regierung unter besonderem diplomatischen Druck gegenüber diesen schwachen Grenznachbarn der politischen Einverleibung durch Vorschieben einer neuen, künstlichen Sprachgrenze innerhalb unseres deutschen Sprachgebiets mit Erfolg und Geschick vor. Selbst schweizerische Beamte sind Mitglieder dieses Kampfvereins geworden, dessen Ehrenvorsitzender in Bern der französische Botschafter ist. Die Mitglieder und Werber sind nicht etwa sogenannte welsche Westschweizer, sondern echte Deutschschweizer mit guten deutschen Namen. Während das deutsche Reich ängstlich jede Anspielung auf das deutsche Stammesempfinden der Schweizer vermeidet, die doch stolz sein müßten, ein Theil dieses großen Volkes zu sein, ist der Schweizer selbst so jedes nationalen Ehrgefühls bar, daß er in lächerlicher Selbstberäucherung von einem schweizerischen Volksthum spricht, das auch brüderlich verwelschte und italianisirte Deutsche umfaßt — nur daß sie mit dem Haß der Abtrünnigen offen mit dem französischen und italienischen Ausland liebäugeln und gegen ihre eigenen Landesgenossen angreifend vorgehen. Das deutsche Sprachgebiet schmilzt deutlich wahrnehmbar zusammen. Selbst die deutsche Einwanderung in den Jura und südlich des Gotthards wird verwelscht. Während diese entdeutschten Schweizer unter dem Vorwande des Schirmes ihres neuen welschen Volksthums überall Schulen und Geltung ihrer Sprache heischen, schicken die biederen Deutschen ihre Kinder in die französischen und italienischen Unterrichtsanstalten und lernen selbst mühsam die Fremdsprache. Man kann es den Welschschweizern nicht verdenken, daß sie sich die Sprache der Hausknechte nicht aneignen wollen, da ihre Landesgenossen ja selbst ihre Muttersprache verachten. Einst verbreiteten die stolzen Herrengeschlechter Berns an dem Nordgestade des Genfer Sees ihre Mundart, und deutsch lauten noch heute die Ortschaften am See, wie Losanen am Jurten (Lausanne, Mont Jorat); Vivis (Vevey), Peilz (Tour de Peilz), Oesch (Chateau Oeux), Zylich (Chillon), Morsee (Morges), Neustadt (Neuville), Jamen- und Mittagshorn (Dent du Jamen et du Midi). Aber ihre Nachkommen haben diesen Stolz verloren und nur die schmähliche Erinnerung an die bourbonischen Reisläuferdienste behalten. Sie entehren sich mit der Sprache ihrer früheren Soldherren. Dieser Ausbruch würdeloser volklicher Gesinnung, wie sie der Vetter'sche Zwischenfall darthut, kann uns bei dieser Sachlage gar nicht wundern. Ob wir aber der Verwelschung und dem Deutschenhaß der Schweiz, die dadurch ihr eigenes allemannisches Nest beschmutzt und das Gedächtniß einer ehrenreichen Geschichte fälscht, noch länger gleichgiltig zuschauen dürfen, erscheint mir als allzu große diplomatische Zurückhaltung, die wohl dem amtlichen Deutschland gebührt, aber nicht dem Volke ansteht. Was würden z. B. die Schweizer dazu sagen, wenn das deutsche Schaf gerade in der Reisezeit ausbliebe, von dessen zu scheerendem goldenen Vließ sie doch hauptsächlich leben?

Sociale Ausblicke.

Von Karl Nötzel.

Die Zeit der glänzenden Socialtheoretiker ist gründlich vorüber. Zwei principielle Fehler beging von jeher der theoretische Socialismus, Fehler, welche seine Realisirung für ewig unmöglich machen und seine Bedeutung auf die einer Energie erweckenden Illusion beschränken. Er übersah die natürliche Selbstsucht des Menschen und seine ebenso ursprüngliche Ungleichheit. Der nun einmal nicht fortzuleugnende weltbeherrschende Egoismus wurde von ihm als bloße Folge unnormaler socialer Verhältnisse dargestellt. Jeder Socialismus ist seinem innersten Wesen nach culturfeindlich und durch und durch Mitleidstheorie. Den Ausgleich zwischen Mitleid und Cultur glauben wir heute in der Socialreform gefunden zu haben. Diese geht von der natürlichen Selbstsucht des Menschen aus und von seiner ebenso

ursprünglichen Ungleichheit. Sie stützt sich anf die Erforschung davon, wie diese beiden Factoren in ihrer natürlichen Entwickelung das Wirthschaftsbild bestimmt haben. Sociale Bewegungen erscheinen uns immer nur als Anzeichen dafür, daß bestehende wirthschaftliche Verhältnisse sich überlebt haben und die natürliche Entwickelung eine unnormale zu werden droht. An sociale Radicalmittel glauben wir nicht mehr, sondern bloß an einen ganz allmäligen Fortschritt, wie ihn uns die Naturgeschichte als natürliche Evolution hat kennen gelehrt. Wir können nichts Anderes dazu thun, als durch sorgfältiges Studium der Vergangenheit und der Gegenwart auf die Zukunft schließen. Darin sind wir noch sehr zaghaft, aus Furcht, in den alten, naiven Optimismus zu verfallen. Wir halten es indeß nicht für völlig werthlos, uns einmal zu fragen, ob sich nicht schon in der gegenwärtig angebahnten Socialreform Keime zur radicalen Beseitigung des socialen Elends finden. So weit sich die sociale Reform bis heute überschauen läßt, scheint sie folgende Richtung genommen zu haben: Bei dem Uebergang aus dem Handwerks- zum Fabrikbetrieb in den ersten Jahrzehnten des verflossenen Jahrhunderts bildete sich ein Proletaeiat, dessen Leiden und Entbehrungen bald nicht mehr zu übersehen waren. Wohl weniger hier und da gewaltsam hervortretende Revolutionen als der ständige Anblick des Elends veranlaßte zunächst die erleuchtetsten Geister, auf die Nothlage der Arbeiter immer wieder hinzuweisen und damit die Wege zu ihrer Organisation zu ebnen. Selbsthülfe auf dem Wege der Coalition, unterstützt durch die seelische Antheilnahme von Seiten der Besitzenden, schufen eine Arbeiterschutzgesetzgebung. Zunächst steuerte man den dringenden Uebelständen. Es wurde die Arbeitsdauer im Allgemeinen geregelt, diejenige der Frauen und Kinder ganz bedeutend beschränkt und für hygienische Arbeitsräume gesorgt. Eine jede Schutzgesetzgebung zielt in letzter Instanz dahin, die Fabrikarbeit so zu gestalten, daß sie ohne Gefährdung der Gesundheit und Moral des Arbeiters ausgeübt werden kann. Sie hat von vornherein die Tendenz, sich zu einem socialen Radicalmittel auszuwachsen. Je näher man das Leben des Proletariers betrachtete, desto mehr fand man daran zu reformiren. Schließlich — und das ist heute beinahe der Fall — mußte ein Zustand eintreten, wo für den Arbeiterstand mehr gesorgt ist, als für die meisten anderen Berufsarten und dort Uebelstände lange beseitigt sind, welche anderswo ruhig geduldet werden.

Unbestreitbare Thatsache bleibt es, daß der Arbeiter schon heute viel besser daran ist als der Dienstbote, der Heimarbeiter, der Contorgehülfe, der kleine Beamte, ja sogar ein Theil der Geistesarbeiter. Die ausgleichende Gerechtigkeit verlangt, daß der Schutz, welcher den Arbeitern, als den zunächst Hülfsbedürftigsten, zu Theil wurde, auch auf die anderen Erwerbsclassen ausgedehnt werde, natürlich unter entsprechender Anpassung an die jeweiligen Arbeitsbedingungen. Mit anderen Worten: Die leitenden Principien des Arbeiterschutzes müssen zu allgemein giltigen werden. Ich verstehe unter ihnen die Forderungen, daß eine jede Arbeit ohne Gefährdung für Gesundheit und Sittlichkeit ausgeführt werden könne, daß sie Zeit und Kraft lasse zu einem privaten Leben, daß sie einen ausreichenden Verdienst gewähre, und daß der sie Ausübende bei Krankheit, Unfall, Alter, Invalidität und Arbeitslosigkeit nicht dem Elende anheimfalle.

Wenn zu der in Deutschland obligatoeischen Arbeiterversicherung noch Wittwen- und Waisenpension, sowie Arbeitslosenversicherung hinzutritt, was bloß eine Frage der Zeit bedeutet, so wird in der That im Arbeiterstande das sociale Elend im Princip radical beseitigt sein. Es handelt sich also bloß noch darum, daß die dort geltenden Grundsätze auf alle Berufsarten unterschiedslos angewandt werden. Und dies erscheint mir, so weit ich voraussehen kann, der natürliche Weg der socialen Evolution zu sein. Der ursprünglich am meisten hülfsbedürftige Stand macht die sociale Reform unaufschiebbar. Einmal im Gange, kennt sie keinen Stillstand. Schließlich hebt sie diesen Stand zu einer socialen Gesichertheit empor, welche diejenige aller anderen Stände übertrifft und in deren Princip die radicale Beseitigung aller socialen Uebel liegt. Die ausgleichende Gerechtigkeit überträgt schließlich die bei Betrachtung der socialen Tiefe gewonnene Erkenntniß von der Schutzbedürftigkeit des arbeitenden Individuums bis auf die höchsten Spitzen socialer Thätigkeit. Daran wird keine Erdenmacht etwas zu ändern vermögen.

Wie gesagt, begann die sociale Reform bei den Fabrikarbeitern. Waren sie wirklich am schutzbedürftigsten? Meines Erachtens nicht. Landarbeiter, Heimarbeiter, Dienstboten, viele Handwerker, kleine Contorbeamte befanden sich wohl vielfach in derselben oder in noch schlechterer Lage. Aber nur der Fabrikarbeiter hatte in Folge des Zusammenarbeitens in großen Massen die Möglichkeit einer gemeinsamen Interessenvertretung. Er allein konnte sich selbst helfen. Daher nennt er sich auch nicht mehr Fabrikarbeiter, sondern einfach Arbeiter. In dieser Bezeichnung liegt eine sehr große Anmaßung, gleich als ob nicht wir Alle Arbeiter wären. Was war es nun eigentlich, was den Arbeiterstand derartig hülfsbedürftig erscheinen ließ? Der geringe Lohn und in Folge davon die Unmöglichkeit, Etwas zurückzulegen. Seither haben sich die Fabrikarbeiterlöhne in aufsteigender Linie bewegt und übertreffen schon jetzt vielfach diejenigen der bürgerlichen Berufsarten, der kleinen Contorgehülfen, Beamten, ja sogar vielfach diejenigen der Chemiker und Ingenieure, wenigstens in Anfangsstellungen. Und dabei ist bei den bürgerlichen Berufen die Möglichkeit zum Sparen noch weit geringer, weil dort die Lebensführung auf einer gewissen Höhe gehalten werden muß, wenigstens die Kleidung. Das verlangt der Vorgesetzte. Der Arbeiter kann aber ruhig die blaue Bluse tragen. Weßhalb hat man nun dem Arbeiter geholfen nnd nicht den Anderen? Weil er sein Recht geltend zu machen verstand. Seine Selbsthülfe wird indeß auch Jenen zu Gute kommen. Mit der Einführung der obligatorischen Arbeiterversicherung hat der Staat ein äußerst weittragendes Princip inaugurirt. Alters- und Invaliditätsversicherung ist nichts weiter als eine Beamtenpension; indem eine solche jedem im Privatbetrieb thätigen Arbeiter gewährt wird, erkennt der Staat eine jede nützliche Arbeit als Beamtenthum an, das heißt nls Arbeit für das Vaterland, und duldet es nicht, daß Derjenige, welcher seine besten Jahre in solcher zugebracht hat, im Alter ohne Brod bleibe. Im Princip wird hiermit jede ehrliche Arbeit als Verdienst um die Allgemeinheit anerkannt.

Nur aus der praktischen Unmöglichkeit, gleich für alle bürgerlichen Berufsarten in dieser Weise sorgen zu können, erklärt sich die Inconsequenz der ursprünglichen Beschränkung der Staatsversicherung allein auf die Fabrikarbeiter. Indeß schon ist sie auf die Landarbeiter, Dienstboten und Heimarbeiter ausgedehnt worden, und ihre Erweiterung auf alle anderen Privatangestellten ist eigentlich nur eine Frage der Zeit. Es mag Vielen als eine völlige Illusion und als technisch unausführbar erscheinen, aber zweifellos verlangt die einfache Consequenz die Ausdehnung der Alters-, Invaliditäts-, Kranken- und Unfallversicherung auf alle Bürger. Die hierzu erforderlichen Beträge müßten direct mit den Steuern erhoben werden; sie könnten bei der großen Zahl der Versicherten und dem in der Mehrzahl der bürgerlichen Berufe verhältnißmäßig geringen Risico von Unfall und Invalidität sicher unverhältnißmäßig geringer sein als bei jeder Privatversicherung. Ich will durchaus nicht behaupten, daß dies Princip schon jetzt durchführbar sei. Es steht aber für mich außer aller Frage, daß wir uns in dieser Richtung bewegen. Der Staat glaubt sich zur Oberaufsicht über die Privatversicherungs-Anstalten berechtigt, und er ist es zweifel-

los, weil hier ein vitales Interesse der großen Mehrheit seiner Bürger dem natürlichen Egoismus der sehr kleinen Anzahl der Versicherungsactionäre gegenübersteht. Der Staat hat nie die an sich wundervolle Rousseau'sche Illusion von der ursprünglich guten Menschennatur getheilt, sondern er setzt bei jedwedem wirthschaftenden Individuum zunächst und immer wieder nur Selbstsucht voraus. Zu dieser Erkenntniß hat ihn die ständige Vertretung der Gesammtinteressen gegenüber dem Eigennutz Einzelner erzogen. Die unverkennbare Richtung einer immer größeren staatlichen Ueberwachung im Versicherungswesen muß unseres Erachtens unbedingt früher oder später zum Uebergang des Gesammt-Versicherungswesens an den Staat führen, wenn nämlich die staatlich verlangten Garantien eine Rentabilität des complicirten Apparates für den Privatbetrieb einmal in Frage stellen werden. Ich würde darin einen sehr großen socialen Fortschritt erblicken; ja ich halte es direct für eine der Aufgaben des Staates, auf die Uebernahme des Gesammt-Versicherungswesens hinzuarbeiten. Der Staat allein kann die erforderliche Billigkeit erzielen, nur er vermag hierbei Garantie zu bieten und das Publicum zu schützen vor allen Kniffen, welche der erbitterte Concurrenzkampf im Versicherungswesen leider so oft zu Tage fördert. Ich verlange die staatliche Uebernahme schon allein aus dem Grunde, weil eigentlich alle Bürger Interessenten sind, gegenüber den paar Gesellschaften, und die Vertretung der Gesammtinteressen doch sicherlich Sache des Staates ist. Denken wir uns einmal das gesammte Versicherungswesen in den Händen des Staates, sowohl die freiwillige Versicherung, also Transport-, Lebensversicherung — Feuerversicherung wäre am besten obligatorisch zu gestalten und als Zuschlag zur Gebäudesteuer zu erheben — als die obligatorische Versicherung aller Staatsbürger gegen Krankheit, Unfall, Alter, Invalidität und Arbeitslosigkeit. Die Policen würden mit den Steuern erhoben. Es würde dann zu entscheiden sein, ob die Alters- und Invaliditätsprämien auch bei Wohlhabenden auszuzahlen sind, oder ob diese Versicherung bloß den Charakter einer finanziellen Unfallversicherung erhält, d. h. nur im Falle unvorhergesehener Verarmung auszuzahlen ist. Vom rechtlichen Standpunkte aus wäre jedesmalige Auszahlung erforderlich, wie das ja auch bis jetzt — allerdings gilt das Gesetz nur für Arbeiter — gehandhabt wird. Indessen würde den besitzenden Classen gegenüber das Eventualitätsprincip vielleicht aus dem rein praktischen Grunde anzuwenden sein, um größere Mittel für die Bedürftigen zu sammeln. Allerdings müßte im Falle der unvorhergesehenen Dürftigkeit eines erst Wohlhabenden dessen Pension entsprechend höher berechnet werden. Das sind indeß alles Fragen, die in weiter Zukunft einmal erörtert werden müssen. Wesentlich ist für mich bis jetzt das Eine, daß die obligatorische Arbeiterversicherung in letzter Instanz hinführt zu einer Versicherung aller Staatsangehörigen gegen Krankheit, Unfall, Alter, Invalidität und Arbeitslosigkeit. Mit der Durchführung dieses Princips wäre alles sociale Elend aus der Welt geschafft.

Was die allgemeine Versicherung gegen Krankheit und Unfall anbetrifft, so hat sie wenigstens zum Theil in den unentgeltlichen städtischen Krankenhäusern ihre Verwirklichung gefunden. Würde sie völlig durchgeführt werden, so wäre die nächste Folge eine Verstaatlichung oder Communalisirung aller Krankenhäuser und Heilanstalten, mithin also die Aufhebung aller Privatkliniken.

Letztere Forderung ist öfters erhoben worden, besonders dann, wenn irgend eine scandalöse Ausbeutung von dort untergebrachten Kranken an's Tageslicht kam. Es wird damit ein ganz allgemeines Princip aufgestellt. Wie ich schon oben betont habe, geht die moderne Socialpolitik nicht von einer ursprünglich guten, sondern von einer ursprünglich auf ihren materiellen Vortheil bedachten Menschheit aus. Die Gesellschaftskritik hat zu der Erkenntniß geführt, daß im Berufsleben des wirthschaftenden Individuums der eigene Vortheil noch immer die höchste Richtschnur bildet und der praktische Altruismus nur auf die außerberufliche Antheilnahme an Allgemeininteressen beschränkt bleibt. Die einfache Folge hiervon wäre die, daß es keinen privaten Beruf geben dürfte, der von den Leiden der Menschheit lebt, also ein Interesse daran hat, daß deren Zahl möglichst groß ist. Ein solcher Beruf ist vor Allem der Stand der Aerzte, weniger derjenige der Rechtsanwälte. Nun bedeutet allerdings, in dieser Schroffheit ausgesprochen, obiger Satz einen groben Doctrinarismus. Als ob nicht gerade diese Berufe zur Heranbildung des Charakters, zur Stärkung des Pflichtsgefühls und somit zur Erhöhung der allgemeinen Moral in hohem Maße beigetragen hätten! Unstreitig ist aber auch in ihnen sehr viel zu Gunsten der eigenen Tasche gesündigt worden. Es ist vielleicht damit in der letzten Zeit noch schlimmer geworden, da die Concurrenz auch in diesen Berufsarten sich unerhört vergrößert hat. Nun scheint mir allerdings in den Aerzte- und Anwaltskammern das geeignete Mittel zur sittlichen Hochhaltung dieser Stände gefunden zu sein, und weder wüßte ich zu entscheiden, ob wir überhaupt private Aerzte und Anwälte entbehren können, noch wollte ich behaupten, daß die in diesen Ständen thatsächlich vorhandene Immoralität ein so rigoroses Mittel für geboten erscheinen ließe. Ein Doctrinär würde allerdings keinen Augenblick darüber in Zweifel sein. Ihm würde der Umstand genügen, daß in diesen Berufsarten factisch ein Gegensatz existirt zwischen den Interessen des Individuums und denen der Gesammtheit. Das ist zunächst mehr oder minder auch in vielen anderen Berufen der Fall; ferner hat sich im Laufe der Jahrhunderte als vererbte Erfahrung eine gewisse, nicht zu leugnende ethische Kraft herausgebildet, und schließlich würde ich es für sehr bedenklich erachten, der Menschheit jede Gelegenheit zur Ausbildung des Charakters zu nehmen durch das Beseitigen aller Möglichkeiten zur Charakterlosigkeit. Ich beschränke mich daher bloß auf die Forderung der Verstaatlichung oder Communisirung aller Privatkliniken. Das scheint mir allerdings durchaus nothwendig. Die Doppelthätigkeit von Arzt und Geschäftsmann, welche diese Anstalten von ihren Leitern verlangen, ist ihrem innersten Wesen nach unausführbar. Arzt und Kaufmann sind stricte Gegensätze. Einer muß immer zu kurz kommen. Ist es der Kaufmann, so geht die Anstalt zu Grunde, ist es der Arzt, so werden die Patienten vernachlässigt oder ausgebeutet. Da aber keiner seiner Bürger vor Erkrankung gesichert ist, so hat der Staat unstreitig das Recht, zu verhüten, daß aus ihrem Leiden Gewinn gezogen werde und die Pflicht, dafür zu sorgen, daß die Krankenpflege die zweckmäßigste und die billigste sei. Das verlangt schon die Rücksicht auf das Nationalvermögen. Jeder kranke Staatsbürger zehrt von ihm einfach dadurch, daß er an productiver Thätigkeit gehindert ist. Hier könnte allerdings die Befürchtung geltend gemacht werden, durch das Fortfallen der privaten Concurrenz könne leicht eine selbstzufriedene, fortschrittfeindliche Routine im Krankenwesen aufkommen, wie wir das als Folge fast jeder Monopolisirung wahrnehmen können. Indeß ist die Lage insofern günstiger, als die Gesammtheit der Interessenten vermittelst der Organe der öffentlichen Meinung keinerlei Rückständigkeit auf die Dauer dulden wird. Sobald dem Staatsbürger einmal ein Recht auf diese Anstalten gegeben ist, wird seine stets wachsame Aufmerksamkeit sie auf der Höhe zu halten wissen, wie wir dies bei dem doch auch monopolisirten Eisenbahn-, Post- und Telegraphenwesen deutlich erkennen. Diese Anstalten stehen völlig auf der Höhe der Technik und werden es stets bleiben. Allerdings kommt hierbei noch in Betracht der nationale Ehrgeiz, die ideelle internationale Concurrenz. Das Gleiche wäre aber auch bei einem monopolisirten Krankenhauswesen der Fall. Ein bedeutungsvoller Schritt scheint uns in dieser Richtung gemacht worden zu sein in der Errichtung

von Volks-Lungenheilstätten von Seiten der Reichsversicherung.

Es gehört immer ein sehr feines Abwägen der in Frage kommenden Interessen zur Entscheidung darüber, ob und wie viel in den wirthschaftlichen Organismus eingegriffen werden kann. Eine auf realem Boden stehende Socialreform kann nur zweierlei Ziele haben. Die Allgemeinheit ist vor der natürlichen Selbstsucht einzelner Individuen zu schützen (Berufsschutz- und Wohnungsgesetz, Monopolisirung des Kranken- und Versicherungswesens); zweitens ist dieselbe natürliche Selbstsucht des Individuums im Interesse der Gesammtheit auszunützen. Dies wird erstrebt durch möglichst umfassende Allgemeinbildung, (denn nur das Wissen ermöglicht eine persönliche Entwickelung), und durch den Schutz der privaten Initiative in der ganzen Politik der Communicationen, des Handels und des Zolls. Die persönliche Initiative ist einstweilen wenigstens noch unentbehrlich und wird es wohl immer bleiben, denn sie ist die logische Folge der menschlichen Ungleichheit. Ich erblicke in ihr den wichtigsten Factor zur Beseitigung des socialen Elends. Sie allein schafft Arbeit. Wohl verdanken wir ihr auch die in der Production herrschende Anarchie mit ihrem unausrottbaren Hang zur Ueberproduction und den daraus hervorgehenden wirthschaftlichen Krisen. Aber auch nur sie, die private Initiative, findet in der natürlichen Selbstsucht den Antrieb zur Anspannung aller Kräfte. Ohne sie wäre ein tüchtiges Beamtenthum undenkbar. Nur der Vergleich mit der privaten Thätigkeit und die ständige Möglichkeit, zu ihr überzugehen, hält das Beamtenthum auf der Höhe der Leistungsfähigkeit. Wenn, wie das der sociale Zukunftsstaat erfordert, alle Bürger zugleich Staatsbeamte wären, so würde die Leistung der Gesammtheit auf ein Minimum herabsinken. Allerdings wird meines Erachtens ein nicht unbedeutender Theil der jetzt noch privatim geführten Betriebe in die Hände des Staates übergehen; ich hätte nichts dagegen einzuwenden. Im Gegentheil! Es würde sich dabei um solche Betriebe handeln, bei welchen die vitalsten Interessen der Gesammtheit dem individuellen Eigennutz einiger Weniger gegenüberstehen, wo also die Summe der Consumenten der Gesammtzahl der Bürger gleichzusetzen ist, aber um solche, welche nur mit Gefahr für Leben und Sittlichkeit ausgeführt werden können, wo also das Risico des Einzelnen vital ist, oder endlich um solche, welche von menschlichem Elend ihren Vortheil ziehen, also an dessen Größe interessirt sind. Die Hauptfunction des Staates besteht darin, das Interesse des Individuums mit demjenigen der Gesammtheit in Einklang zu bringen, wobei das Interesse der Mehrheit immer ausschlaggebend bleibt. Daher muß er für sich das Recht in Anspruch nehmen, Berufe oder Betriebe, bei deren Ausübung der natürliche Egoismus des Individuums im Gegensatz steht zu den Interessen der Mehrheit, selbst zu verwalten. Durch das von ihm seinen controllirten Beamten gewährte und ein für allemal festgesetzte Gehalt ist diesen jede Veranlassung genommen zur Geltendmachung des eigenen Interesses in einem der Gesammtheit schädlichen Sinne. Der Staat ist der einzige Producent, welcher den Vortheil der Consumenten erstrebt, nicht den eigenen. Dadurch und durch die in Folge Massenbetriebes vereinfachte Verwaltung kann er jeden Privatbetrieb an Billigkeit schlagen. Zudem ermöglicht ihm sein unbegrenzter Credit, stets gleichmäßig die beste Waare zu liefern. Schließlich muß er — und dies ist ein überaus wichtiger Factor — in der Fürsorge für seine Beamten und Arbeiter das nur irgend Erreichbare erstreben, insofern als diese gleichzeitig vollberechtigte Staatsbürger sind. Dem Staatsbetrieb kommt als sociales Vorbild eine eminente Bedeutung zu im Erwerbsleben der Gegenwart. Sein Verhältniß zu dem Privatbetriebe beruht auf Wechselwirkung. Während der Privatbetrieb dem Staate ständig den Maßstab giebt für die Arbeitsleistungen, welche er von seinen Beamten verlangen kann, da hier der individuelle Eigennutz nach möglichster Ausnutzung aller Kräfte strebt, soll der Staat dem Privatbetrieb ein ständiges Muster geben, wie man für seine Angestellten sorgen kann. In dieser Weise müssen Staats- und Privatbetrieb einander ergänzen. Das Wirthschaftsleben der Zukunft wird unseres Erachtens durch ihr Nebeneinanderbestehen und ihre wechselseitige Befruchtung charakterisirt sein.

Suchen wir das bisher Gesagte zu überschauen. Der sociale Gedanke hat im Verlaufe des verflossenen Jahrhunderts folgende Entwickelung genommen: Er brach sich Bahn als Socialutopie, d. h. als Glaube an ein sociales Allheilmittel, um sich dann unter dem Einflusse ständig erweiterter socialwissenschaftlicher Erforschung und vermehrter socialer Erfahrung allmälig durchzuringen zur Erkenntniß der socialen Evolution, d. h. des allmäligen socialen Fortschrittes auf dem Wege allgemeiner socialer Aufklärung und der staatlichen Socialreform. Ich suchte im Vorangehenden nachzuweisen, daß die von ihr eingeschlagenen Wege in ihrer letzten Consequenz zur radicalen Beseitigung des socialen Elends führen werden, und daß die Lösung der socialen Probleme nicht in der Verstaatlichung aller Betriebe zu suchen sei, sondern in einer Mischung von Staats- und Privatbetrieb, welche einander als Vorbilder bedürfen. Diese Reformen werden indeß nur in dem Maße verwirklicht werden können, als die Erkenntniß ihrer Zweckmäßigkeit die Masse durchdringt und die Willenseinheit zum Zweckmäßigen in ihr fortschreitet. Das heißt mit anderen Worten, daß die sociale Reform nur immer im gleichen Tempo mit der Verbreitung und Vertiefung der Allgemeinbildung fortschreiten wird. Ich wiederhole, was ich schon so oft betont habe: erst müssen die Seelen gewonnen werden, dann kann die Reform in's Leben treten. Dazu gehört Eines: das Ideal muß sich dem Geiste der Reform entsprechend umwandeln. Aus der gesammten Weltanschauung muß die Lust an socialer Arbeit hervorquellen. Ich sehe die Erneuerung des socialen Ideals schon im besten Gange. Wie plump materiell waren die Endziele der Socialutopie z. B. bei Fourrier, ja sogar bei Marx: Wenig arbeiten, viel essen, wenig persönliche Verantwortung, keine Freiheit. Dies Ideal war einem Arbeiterproletariat angemessen, das nichts Anderes kannte, als Hunger und Arbeit und die höchsten Ziele im Sattsein und Muße erblickte, wiewohl der Mensch sich dadurch noch in nichts über das Thier erhebt. Heutzutage hat sich die Erziehung und Lebenshaltung des Arbeiters derart erhöht, daß ihm jene Ideale als höchst verächtlich erscheinen müssen. Der moderne Arbeiter theilt das Ideal der Europäerseele am Anfange des zwanzigsten Jahrhunderts und dieses lautet: Größte Möglichkeit zu persönlicher Bethätigung. Im socialen Zukunftsstaate konnte von solcher nicht die Rede sein. Kein besserer Arbeiter glaubt auch an ihn oder hält ihn für wünschenswerth.

Dagegen strebt der moderne Staat mit seinen systematischen Socialreformen direct dem modernen Ideale entgegen. Es soll kein Bürger Hunger leiden, es sollen aber auch nicht alle Staatsbeamten sein, sondern ein Jeder soll Möglichkeit haben, in freier nützlicher Arbeit seine Kräfte zu verwenden und, wie wir oben gesehen haben, erkennt der moderne Staat jede ehrliche Arbeit als Verdienst um das Vaterland an, als Beamtenthum und schützt die sie Ausführenden principiell vor jedem Mangel. Immer mehr wird sich das sociale Ideal in Einklang finden mit den Zielen der systematischen Socialreform aufgeklärter Staaten: Niemand soll Hunger leiden, unglücklich dürfen nur die Kranken sein und unthätig allein die Todten.

Aus dem Culturleben Frankreichs.

Von Eugen von Jagow (Paris).

Einen Tag vor der furchtbaren Katastrophe von Saint-Pierre schrieb ein junges Mädchen in deren Vorahnung folgenden rührenden Brief an ihre Verwandten in Frankreich: „Wenn der Tod unserer wartet, so gelangen wir wenigstens in zahlreicher Gesellschaft in's Jenseits. Wird es durch Feuer oder durch Erstickung geschehen? Es wird sein wie Gott will, jedenfalls wird Euch unser letzter Gedanke gelten. Melde dies meinem Bruder. Sage ihm, daß wir noch von dieser Welt sind. Das wird nicht mehr zutreffen, wenn dieser Brief eintrifft." Welcher naive Frohsinn in dieser Resignation, welch' liebenswürdiger Fatalismus! Wie viele könnten sich diese junge Philosophin zum Vorbild nehmen! Ich denke dabei vor Allem an die Opfer jener Finanzkatastrophen, die stets ebenso überraschen wie der verderbenbringende Ausbruch eines Vulkans, obwohl sie in einem Culturstaat wie Frankreich doch periodisch sind. Die Menschen finden sich, so scheint es, mit dem Gedanken des Todes leichter ab als mit dem Verlust ihres Vermögens. Sie ertragen diesen mit weniger Würde als den ihres Lebens. Das haben wir jetzt wieder anläßlich der in der Presse beider Welten ausführlich erörterten Humbert-Affaire bestätigt gefunden.

Erstaunlich ist es jedenfalls, wie schnell das Publicum die Lehren der Vergangenheit vergißt. Trotz des Panamaskandals und so vieler anderer Schwindelaffairen hat man jetzt wieder unzählige Mal die banalen Ausrufe der Verwunderung gehört: „Wie ist es nur möglich!" Man hat mit Recht betont, daß die Verläumdung in Frankreich noch nie so gewuchert hatte wie zur Zeit des Panamaprocesses, da so ziemlich alle Machthaber der Republik Staatsmänner, Parlamentarier, Financiers, Journalisten sich unter einander verdächtigten, und daß der Leumund, auf den man in der guten alten Zeit einen so hohen Werth legte, völlig entwerthet worden sei. Aber was wir jetzt erlebt haben, zeigt recht deutlich, daß dies nur in beschränktem Maße zutrifft. Die Verläumdung vernichtet sich selbst durch ihr Uebermaß. Sie greift Dank der großen Publicität, die ihr die Pariser Presse giebt, schnell um sich, aber eben so schnell wird sie auch durch eine Andere abgelöst und vergessen. Die Humbert-Affaire wäre unmöglich gewesen, wenn dem nicht so wäre, wenn man die Zwischenfälle, wenn man nicht alle Lehren von Panama vergessen hätte.

Nicht mit Unrecht hat man denn auch die Humbert-Affaire als ein „neues Panama" bezeichnet, nur daß diesmal nicht das Trinkgelder empfangende Parlament, sondern der Richterstand bloßgestellt ist. Freilich ist auch das nichts Neues. Als der Rachestrahl der Justitia nur den Minister Baïhaut traf und die übrigen größeren Sünder von Panama frei ausgingen, trotzdem die öffentliche Meinung ihre Bestrafung doch so dringend gefordert hatte, da hörte man schon oft das vielsagende Wort „Justizkomödie" aussprechen. Während der Dreyfus-Affaire war eigentlich nur von ihm die Rede, nur daß die Einen es auf die Militärgerichtsbarkeit, die Anderen auf den Cassationshof anwandten. Die höchsten Justizbeamten mischten sich in den wüthenden Parteistreit hinein, und die öffentliche Meinung empfing den schmerzlichen Eindruck, daß bei vielen richterlichen Erkenntnissen nicht der Geist des nur zu dehnbaren Gesetzes, sondern die Politik, der Wille der Regierung ausschlaggebend und daß das prahlerische Wort vom gleichen Recht für Alle nur noch eine schöne Lüge sei.

Nun liegt der Gedanke nahe: man verjünge diesen Richterstand, man reformire die hinfällig gewordene Proceßordnung! Ja, wer kann das? Das Parlament? Gewiß! Aber es müßte so zu sagen erst selbst reformirt werden, um zur Reinigung der Augiasställe der französischen Justiz die erforderliche Kraft zu besitzen. Hier haben wir wieder ein Beispiel für die oft beobachtete Thatsache, daß derartige Schäden, deren gemeinsame Wurzel der Materialismus einer an Uebercultur leidenden, selbstsüchtigen und genußsüchtigen Gesellschaft ist, in Wechselwirkung, in festem Zusammenhang stehen, daß man nicht einen Einzelnen gesondert beseitigen kann, daß man nur zum Ziele gelangt, wenn man alle schadhaft gewordenen Institutionen gleichzeitig umgestaltet. Wer sollte, um auf unseren Fall zurück zu kommen, im Parlament die Reform des Richterstandes beantragen? Der Regierung liegt Anderes mehr am Herzen. Ein Antrag aber, der aus den Reihen der Kammer käme, würde vier Jahre lang als schätzbares Material in den Archiven des Palais Bourbon aufbewahrt werden, um dann unschätzbares, d. h. Makulatur zu werden. Das Budget und die zahllosen Interpellationen lassen der Kammer keine Zeit, sich mit den Wünschen des Landes zu beschäftigen.

Wir haben in den letzten Zeiten im Zeichen der Maeterlinck'schen Kunst gestanden. Sie hat sich zwar neuerdings verändert, aber sie ist kaum besser geworden. Kurz nach der ersten Aufführung von dem in rhythmischer Prosa geschriebenen Dreiacter „Monna Vanna" im „Oeuvre" (Nouveau-Théâtre) schrieb ich: „Der Erfolg war ein starker, und da der Saal mit Maeterlinck-Anhängern dicht besetzt war, so konnte es auch kaum Anders sein. Aber bemerkenswerth ist es, daß auch ein großer Theil der Pariser Theaterkritik das Werk als ein hohes Meisterwerk ansieht ... Im Jahre 1890 erschien im „Figaro" ein Artikel, in dem Octave Mirbeau Herrn Maeterlinck so zu sagen entdeckt. Er nannte ihn den belgischen Shakespeare und zog Stellen aus dessen Werken an, die sein Urtheil rechtfertigen sollten, aber durchaus nicht rechtfertigten. Doch die Leser des „Figaro" beugten sich, statt selbst zu urtheilen, der Autorität Mirbeau's, dessen erste Opfer sie auf diese Weise wurden. Die Suggestion zog dann immer weitere Kreise, und jetzt findet sich kaum ein Pariser Kritiker, der noch ganz offen zu sagen wagt, daß Maeterlinck nur ein lallender, kindischer Nachempfinder des großen Briten ist, dessen dramatische Kraft sich zu seiner verschwommenen, symbolistischen Stimmungsmalerei wie der Riese zum Zwerge verhält. Den besten Beweis für die völlige Befangenheit der Pariser Kritik liefert ihr Urtheil über „Monna Vanna", das neueste Werk des mystischen Dichters, das geradezu die Negation seines Früheren ist. Was ist es in der That, was die Maeterlinckschwärmer stets am Meisten bewundert haben? Das mysteriöse Element, das eigenartige Halbdunkel der Traumwelt, in die er seine Gestalten versetzt, deren kindliches Lallen, das primitiv wirken soll wie die Werke der Präraphaëliten. In dem Melodrama „Monna Vanna" ist von alledem nicht mehr die Rede, es wirkt wie ein Operntext."

Und dieses von Wagner's „Tristan und Isolde" stark beeinflußte Werk wirkt durch seine Fabel, seine Charakteristik und Farbengebung ebenso grell, wie die früheren Werke den Eindruck der Verschwommenheit machten. Die Fabel ist freilich ebenso kindisch, die Charakteristik ebenso unbeholfen, die Farbengebung ebenso willkürlich wie ehedem. Dies die Grundidee der am Ende des 15. Jahrhunderts, in dem von den Florentinern belagerten Pisa und im Zelt des schönen, jungen Prinzivalle, Führers der Belagerer, sich abspielenden Handlung: Die Stadt kann nur gerettet werden, wenn sich die schöne, junge Monna Vanna, Gattin des sie vergötternden stolzen Patriciers Guido Colonna, nackt in einen Mantel gehüllt, in das Zelt Prinzivalle's begiebt. Der Gatte erhebt empört Widerspruch, aber sein eigener Vater überredet die junge Frau, sich dem Wohl der Stadt zu opfern. Und sie gehorcht. Im zweiten Act tritt sie äußerlich gefaßt, aber schaudernd in das Zelt des unerbittlichen Siegers ein und findet dort zu ihrer Ueberraschung statt des gefürchteten Barbaren einen Romeo, der sie längst liebt, mit dem sie in der Kinderzeit gespielt hat und nun Erinnerungen austauscht. Und den hehrsten Beweis seiner Liebe giebt er noch einem langen Liebesduo dadurch, daß er auf den Besitz Derer, die

in seiner Gewalt ist, freiwillig verzichtet. Da ihn Florenz ächtet, an dem er durch die Verproviantirung Pisas Verrath übt, begleitet er die Geliebte — die Gattin eines Anderen — in ihre Vaterstadt, die den Großmüthigen, die Monna Vanna feiern wird.

Im dritten Act versucht die Gattin den Gatten vergeblich davon zu überzeugen, daß Prinzivalle sie schonte. Er vermag sich zur Höhe dieses Liebesopfers ebenso wenig zu erheben, wie zur Opferkraft seines Weibes, das bereit gewesen war, ihre Ehre hinzugeben, um ihre Vaterstadt zu retten, und so beharrt er in dem Glauben, Monna habe ihren Vergewaltiger nur nach Pisa gelockt, um ihn seiner Rache auszuliefern. Um Prinzivalle zu retten, dem sie seiner uneigennützigen Liebe wegen nun mehr zugethan ist als dem Gatten, nimmt sie ihre Zuflucht zu einer List. Sie giebt Guido Recht. Ja, sie hat dem verhaßten Florentiner gehören müssen, aber sie selbst will sich an ihm rächen. Er soll in einen Kerker geworfen werden, zu dem sie allein den Schlüssel hat, um ihn langsam zu Tode martern zu können. Und mit diesem Ausblick auf ihre Flucht mit dem Geliebten, mit dieser Verherrlichung der freien Liebe, endet das Stück.

Der Leser hat nun selbst gesehen, wie unsinnig die Handlung ist, die der „belgische Shakespeare“ erfunden hat, um seinen philosophischen Tiefsinn, seine Ideen über Selbstsucht und Nächstenliebe, Patriotismus und Weltbürgerthum u. s. w. hineingeheimnissen zu können. Die Kriegslist Monna's im dritten Act ist so kindisch, daß selbst der dümmste Ehemann darauf nicht hereinfallen würde. Noch schlimmer aber ist es, daß die Voraussetzung, auf der die Handlung mit ihrer Apotheose des Ehebruchs aufgebaut ist, psychologisch ganz unmöglich ist. Wenn Prinzivalle seine Monna nämlich wirklich liebte, würde er sie doch wahrlich nicht vor den Augen ihrer Vaterstadt, würde er sie doch überhaupt nicht durch eine so unerhört brutale Bedingung, wie er sie stellt, demüthigen. Und dieser herzensrohe Mensch, der, nebenbei bemerkt, auch noch das Wohl von Florenz seiner Liebesleidenschaft opfert, soll der Vertreter der höheren Moral sein!

Wir sind Moritz Maeterlinck auch noch in der „Komischen Oper“ begegnet, wo sein Drama „Pelléas und Mélisande“ in Gestalt einer Oper in fünf Acten und dreizehn Bildern wieder auferstanden ist. Ueber die kindische Handlung will ich kein Wort verlieren und mich nur in aller Kürze mit der Musik Claude Debussy's beschäftigen. In diesem gelehrten Contrapunctisten, aber abstrusen Componisten, der weit über Richard Strauß hinausgeht, wie dieser über Richard Wagner, hat Maeterlinck seinen Meister gefunden. Er hat ihn sozusagen übermaeterlinckt. Unter den modernen Malern spielen die „Klexer“, die Impressionisten, bekanntlich eine große Rolle. Der unter dem Einfluß der modernen russischen Componisten, vor Allem Mussorgsky's, stehende Debussy ist so recht eigentlich ein Impressionist der Musik, welche bei ihm den Text nicht mit „unendlicher Melodie“ — selbst von der ist nichts zu spüren! — sondern mit unendlicher Monotonie umdämmert. Das ist die völlige Auflösung der Form, die wie Nebel zerfließt, Accord schließt sich an Accord, ohne daß man, bei der völligsten Abwesenheit sich plastisch abhebender melodischer Gebilde, zu sagen wüßte warum. Selbst der Rhythmus verdämmert, schmiegt sich doch die Declamation der Prosa des Textes derartig an, daß die gesungenen Noten ohne Berücksichtigung der Tacteinheit bald beschleunigt, bald verschleppt werden. Und wie man das Wagner'sche Leitmotiv als Embryo der alten Melodie bezeichnen kann, die von Beethoven zu ihrer ganzen Herrlichkeit entwickelt wurde, so ist das, was ganz feine Ohren bei Debussy entdecken wollen, nur noch ein Embryo vom Embryo. Und das ist in der That etwas wenig.

Literatur und Kunst.

Bret Harte.

Von Alfred Semerau (Charlottenburg).

Als Bret Harte im Mai dieses Jahres starb und man in den Zeitungen kürzere oder längere Notizen, vielleicht auch eingehendere Nachrufe las, gab es wohl nicht Wenige unter diesen Lesern, die einigermaßen verwundert den Kopf schüttelten. Sie hatten nämlich geglaubt, Bret Harte wäre schon längst todt. Es ist das gar sehr begreiflich, denn Bret Harte ist im letzten Jahrzehnt nicht mehr in besonders bemerkenswerther Weise hervorgetreten, nicht mehr persönlich und nicht mehr literarisch. Man behauptete sogar, er hätte sich längst ausgeschrieben, sitze nun seit Jahren auf dem Altentheil und zehre von seinem früheren Ruhm oder werde, schlimmer noch, von seinem alten Ruhm aufgezehrt.

Er theilt das Schicksal aller der Dichter, welche die Aufmerksamkeit des Publicums ganz plötzlich auf sich ziehen, eine Weile fesseln, weil sie etwas ganz Neues bringen, und dann langsam, aber sicher einer Unterschätzung, wohl gar der Gleichgiltigkeit verfallen, die fast ebenso stark ist, wie die staunende Bewunderung, die sie einst überall wachgerufen haben. Erst die folgenden Geschlechter setzen den nach einer kurzen, glänzenden Zeit des Ruhmes von der Theilnahmlosigkeit in den Schatten Gedrängten an den Platz, der ihm nach seinem Verdienste zukommt. Erst die folgenden Geschlechter sondern freilich auch die reifen Früchte von den tauben Aehren, trennen das, was noch Leben hat und behalten wird, von dem, was für den Tag gedacht und gemacht war, was die Sorge um den Erwerb, der Eifer des Geldverdienens, was Umstände, die Nichts mit der Kunst zu schaffen haben, gezeitigt haben.

Bret Harte hat Viel geschrieben, was den Ruhm seines Namens nicht vergrößert hat und was sich nur erklären läßt aus Beweggründen, die jenseits der Kunst und Literatur liegen. Das Alles jedoch kann ihm seine Verdienste nicht nehmen und ihm seinen Platz in der Weltliteratur nicht rauben. Er gehört neben Mark Twain zu den amerikanischen Schriftstellern, die in allen Culturländern wohlbekannt, geachtet und geehrt sind. Die Uebersetzer haben sich seiner Werke sofort bemächtigt, damit ja nichts Wichtiges dem begierigen Publicum vorenthalten werde von seinem in Mode gekommenen Liebling.*) Freiligrath führte ihn als Lyriker bei uns ein und rief ihm als Begrüßungswort zu: „Glück auf, Bret Harte! Glück auf, mein Goldgräber!“

Wiewohl sich unter den Gedichten Bret Harte's einige finden, die einen sehr hohen Rang in der amerikanischen Lyrik beanspruchen können, wird man doch ihren Schöpfer, wenn man seine gesammten lyrischen Schöpfungen betrachtet, nicht originell, einen Bahnbrecher und Pfadfinder nennen können. Seine Gedichtsammlungen bieten reiche Abwechselung: tiefer Ernst, Wehmuth, warme Empfindung, Spaß und Humor finden wir darin. Den nachhaltigsten Eindruck hat auf den Dichter der Bürgerkrieg gemacht und Erinnerungen an ihn bringt er oft in echt und tief empfundenen Gedichten. Man kann sagen, daß „die Reveille“ ein wirkliches Volkslied geworden ist. Wenn er in diesen Liedern am glücklichsten ist, so minder glücklich in den Gedichten, die von Mexico und dem südlichen spanischen Californien erzählen. Sie ermangeln der grellbunten Farben, der wildkühnen Romantik, welche ihre Schilderung verlangt. Des Oefteren hat Bret Harte seine Gedichtstoffe seinen kurzen Erzählungen entnommen und in verschiedenen freien, dem Inhalt gut angepaßten Versmaßen ausgestaltet. Unter diesen sind einige glänzend gelungen, sehr

*) Eben erscheint bei Robert Lutz in Stuttgart eine gute Ausgabe Bret Harte'scher Werke; zwei Bände: Jack Hamlin als Vermittler, Die drei Theilhaber sind schon veröffentlicht.

lebendig, dramatisch kurz, epigrammatisch pointirt. Doch Alles in Allem genommen bildet sich nach der Lectüre seiner lyrischen Werke in uns das Urtheil: trotz einiger kleiner Meisterwerke kein Lyriker von großer Bedeutung und Wirkung.

Freiligrath mit seinem Willkommen: „Glück auf, mein Goldgräber!“ spielte auf den Beruf an, dem Bret Harte sich Anfangs hatte widmen wollen, und zugleich auf jenen, dem er nach einigem Umhertasten sich widmete. Als fünfzehnjähriger Junge, dem sein Vater außer einer guten Erziehung Nichts von den Gütern dieser Welt hatte geben können, wanderte Bret Harte nach Californien, um auch einen Theil des märchenhaften Reichthums, den nach den Sensationsberichten die Erde, wenn auch nach harter Arbeit, spendete, zu gewinnen. Goldgräber wollte er werden und schnell zu Schätzen kommen. Indeß lange hat's nicht gedauert, und er vertauschte dies mühsame Geschäft mit anderen, bei denen man zwar nicht zu Reichthum kommen, aber doch wenigstens seinen Lebensunterhalt erwerben konnte. Diese Lehr- und Wanderjahre zugleich, die er in den fünfziger Jahren des abgelaufenen Säculums bald als Lehrer, bald als Eilbote, bald als Agent in dem Goldlande zubrachte, legten den Grund zu seiner schriftstellerischen Thätigkeit und damit auch zu seinem Dichterruhm.

Selbst als er sich in San Francisco seßhaft gemacht, währte es noch eine Zeit, ehe sein Name weithin bekannt und genannt wurde, ehe er sich seinen Platz in der Weltliteratur gewann. Den aber, das können wir heute schon sagen, obwohl er erst jüngst starb, hat er sicher inne, und den wird ihm Niemand streitig machen. Er gehört zu den Dichtern, die Pfadfinder, Entdecker und Eroberer neuer poetischer Gebiete sind, und das zumal ist sein eigentlicher Ruhm. Von einer Epoche, die ohne ihn heute bereits für uns so gut wie verschollen wäre, hat er berichtet, und so, daß sie uns ganz lebendig wird, ja, daß wir meinen, wenn wir nach dem Goldlande kämen: Alles müßte noch so sein, wie er erzählte. Darin offenbart sich die Stärke und Wahrheit seiner Schilderung. Er weiß uns heimisch zu machen in dieser fremden Erde, unter diesen sonderbaren, merkwürdigen, fremden Menschen, die uns erst so unbekannt erscheinen, dann aber in kurzer Frist uns vertraut werden. Er besitzt die seltene Fähigkeit, in engem Rahmen ein großwirkendes, farbenreiches Bild zu geben. Er versteht sich auf die Kunst der knappen Erzählung, die ebenso sehr wirkt durch das, was sie giebt, als durch das, was sie errathen läßt. Mit wenig Strichen einen Menschen hinzustellen oder Landschaftliches zu schildern, vermag er wie wenige Erzähler. Mit einem Satz: er ist ein Meister der Skizze.

Was er kann, zeigt sich in höchstem Maß denn auch in seinen Skizzen. Wir werden in die Goldgräberlager von Poker-Flat, Sierra-Flat, Wingdam, Sandy-Bar, Smith' Poket geführt, sehen die Gräber bei der Arbeit, nach dem Feierabend, sehen sie das Weihnachtsfest feiern, bei ihren spärlichen Vergnügungen; wir begleiten sie auf ihren Reisen, erleben mit ihnen Abenteuer, wir kommen wohl auch nach dem eben stark aufstrebenden San Francisco, wir sehen, wie die Spanier vor den Americanos weichen, wie ein Einzelner zu dem Gehaßten in ein Verhältniß tritt, das bald der Tod löst. Es ist, als gäbe es keinen Bund zwischen den alten Bewohnern des Landes und den neuen Eindringlingen.

Diesen Gegensatz zwischen Beiden hat Bret Harte oft dargestellt, und darum haben seine Schilderungen auch neben dem poetischen Interesse noch ein anderes, ein culturhistorisches. Er sah und empfand diesen Gegensatz deutlich und schilderte ihn ebenso klar. Er bemühte sich als einer, der beiden Theilen gerecht zu werden habe, unparteiisch zu sein; doch im Grunde seiner Seele empfindet er für die Spanier wenig. Er steht auf der Seite derer, die vorwärts gehen und für sich in zähem Kampfe die Zukunft erobern; die Spanier sind ihm vielleicht im besten Fall ein edles Hinderniß auf dem Wege vorwärts, ein Hinderniß, das unter allen Umständen zu überwinden auf die gesunde Kraft keine Rücksicht zu nehmen die Pflicht hat.

Man darf nicht sagen, Bret Harte sei eingenommen gewesen für die Vorzüge und Tugenden seiner Heimath in dem Maße, daß er eines unbefangenen Urtheils nicht mehr fähig gewesen wäre und nur Alles im glänzendsten Lichte gesehen hätte. Er ließ sich gelegentlich scharf genug aus über Ausartungen und Mißstände, die ihm zum Bewußtsein gekommen waren, und übte keine Nachsicht. Was er vom Congreß in Washington sagt und von seinen Mitgliedern, vor Allem, wie er es sagt, trifft und sticht. Es erinnert an die höhnende, aber doch nicht beißende Art von Dickens, gelegentlich über englische Gerichte und Rechtspflege zu sprechen, mehr noch an die Ironie Kjelland's, sich die norwegische Beamtenschaft, die eigentlichen „Arbeiter“ vorzunehmen. Wie Bret Harte es sagt, scheint es humoristisch, aber das ist es nicht mehr; es ist bitter ernst, und die humoristische Form der Erzählung ist nur gewählt, weil sie sich gefällig einschmeichelt.

Bret Harte liebt es überhaupt in humoristischem Styl zu erzählen, selbst da, wo Form und Inhalt gegenseitige Deckung verlangen. Eine ernste, tragische Skizze erzählt er humoristisch und erreicht dadurch, daß der Gegensatz viel schärfer wird. Er steigert dadurch die Wirkung des Erzählten. Aber selbst wenn er Schnurren oder Späße wiedergiebt, es sind keine Uebertreibungen. Wir werden nicht zu einem Gelächter gereizt, das uns später lächerlich vorkommt, über das wir uns ärgern. Alle Stoffe seiner Skizzen sind einfach und in wenigen Reihen läßt sich ihr Inhalt wiedergeben; Nichts von einem verworrenen Gefühlsleben, von complicirter Psychologie in all' seinen Gestalten, einfache Menschen mit einfachen, natürlichen Gedanken und Empfindungen, an den Tag gebunden mit Arbeit und Sorge, fleißig dem verborgenen Golde in der Erde nachspürend, keine Teufel, aber auch keine Heiligen; rauh im Aeußeren, unbeholfen im Ausdruck und Verkehr, aber doch allem Guten zugänglich. Bret Harte glaubt und zeigt, daß auch im Verkommenen noch das Abbild der Göttlichkeit, wenn auch noch so sehr verhüllt, sei. Manchmal verführt ihn dieser Glaube in seinen Schilderungen fast bis zu den Grenzen, die die Wahrscheinlichkeit von dem Unmöglichen trennen, so z. B. wenn er erzählt, daß die Anwesenheit eines Kindes allein dazu beiträgt, ein verwildertes Goldgräberlager von Rohheit und Schmutz zu reinigen.

Bret Harte, der Meister der Skizze, hat auch Novellen, Romane, Dramen geschrieben und gezeigt, daß seine Begabung nach dieser Richtung nicht liegt. Wenn er ein größeres Werk schrieb, versagte seine oft in der Skizze bewährte Kunst, die Romane und Novellen fallen aus einander in Skizzen, die lose an einander geheftet sind und keinen inneren Zusammenhang haben. Doch auch den umfangreichen Werken, wie „Gabriel Conroy“, „Die drei Theilhaber“, wohnt culturhistorischer Werth inne; der künstlerische ist gering. Von seinen Dramen, ob er sie nun allein oder mit einem Anderen zusammen schrieb, schweigt man besser; denn daß eins, das er mit Mark Twain verfaßte, sich länger auf der Bühne hielt, beweist Nichts für seinen großen Werth. Ruf und Ruhm gewonnen hat er und behalten wird er durch jene kleinen Geschichten, die uns in das eigenthümliche Leben einführen, das in den fünfziger Jahren des vergangenen Säculums durch das Goldland Californien wogte, durch die Skizzen, die Reichthum der Phantasie, Kraft der Darstellung, Lebendigkeit der Farben zeigen, die von einem untergegangenen Zeitalter Kunde geben und von einem Dichter, der zugleich auch unbewußt der Kulturgeschichte einen Dienst erwiesen hat.

Klinger's Beethoven in der Wiener Secession.*)

Von Dr. Hermann Ubell (Wien).

Die Darmstädter Künstlercolonie hat im Vorjahr mit dem alten Ausstellungsprincip der sinnlosen Massenanhäufung von Kunstwerken gebrochen, indem sie, eine alte Idee des Wieners *Olbrich* ausführend, gleich eine ganze kleine Stadt zur Ausstellung brachte, in der Alles, von der Situation des einzelnen Hauses angefangen bis zum letzten Thürgriff, von einem künstlerischen Geiste bestimmt und in Folge dessen Ausstellungsobject war. Mag die Colonie selbst in alle Winde zerstieben: jener große und gute Gedanke wird weiter blühen und immer wieder neue Früchte tragen.

Als eine neue Frucht der Darmstädter Idee bezeichne ich die Art und Weise, wie die Wiener Secession in diesem Frühjahr Klinger's Beethoven dem Publicum vorgeführt hat.

In der Darmstädter Ausstellung hatte das Monument κατ' ἐξοχήν, das *Tempelkunstwerk*, gefehlt; das Problem der Aufstellung und würdiger Umrahmung eines solchen war also dort gar nicht aufgetaucht. Die Wiener Secession hat jetzt dieses Problem aufgegriffen und damit die Arbeit der Darmstädter nach einer bestimmten Seite hin ergänzt.

Das Tempelkunstwerk, um das es sich in diesem Falle handelte, war das Lebenswerk Klinger's: jene aus vielfachem Material zusammengesetzte Statue Beethoven's, an die der Künstler seit langen Jahren eine Unsumme von Zeit, Nachdenken, Mühe und Kosten gewendet, die seit Jahren schon die Aufmerksamkeit des deutschen Kunstpublicums beschäftigt hatte. Die Nachricht von der Vollendung wirkte wie eine Sensation. Dieses ungeheure Werk in einer künstlerisch gestalteten und geschmückten Umgebung dem Volke zu zeigen, war eine Aufgabe recht nach dem Herzen der Secession. Ist ihr die Lösung, an der sie seit Jahresfrist mit Begeisterung und Hingebung arbeitete, geglückt?

Ich möchte diese Frage, bei aller Anerkennung der hier vorliegenden Leistung, nicht unbedingt bejahen. Denn die Art der hiesigen Aufstellung des Klinger'schen Monumentalwerks scheint mir an einem schweren Fehler zu leiden. Sie *verkleinert* nämlich das Kunstwerk, das sie doch auf alle Weise heben und in seiner Wirkung verstärken soll. Der Mittelsaal, worin das Werk sich befindet, ist für dieses viel zu groß und drückt es allzu sehr; und zu allem Ueberfluß erblickt man es schon von weitem, durch die Oeffnungen der Seitensäle, so daß es *klein* erscheint wie ein Nippesfigürchen! Alle diese Räume sind ja an und für sich sehr reich und in allen möglichen Techniken und in sinnvoller Beziehung auf den Inhalt des Klinger'schen Werkes verziert; aber im Ganzen und Großen zerreißen und vermindern sie seine Wirkung.

Man hat aus Anlaß der Besprechung von Klinger's Beethoven so oft an den olympischen Zeus, jene hochberühmte Chryselephantinstatue des Phidias erinnert. Wissen die Secessionisten, wie diese Colossalstatue aufgestellt war? In einem kleinen Raum, der so niedrig war, daß es schien, als ob der Gott die Decke mit dem Haupte durchbrechen müßte, wenn er von seinem Sitz aufspränge. So erschien dieses an und für sich schon in gewaltigen Maßen gehaltene Tempelkunstwerk durch die sinnvolle Art seiner Aufstellung noch viel größer.

Durch einen verdunkelten Gang hätte man zu Klinger's Statue geführt werden müssen. Und auf einmal, in einem kleinen, sehr hellen Kuppelsaal wäre man vor dem göttlichen Werk gestanden. Da hätte es überwältigend gewirkt und wie eine Offenbarung.

* * *

Klinger's Beethoven ist eine Huldigung an den Geist der deutschen Musik, dem schon seine „Brahmsphantasien" gehuldigt hatten. Sein Verhältniß im Besonderen zu Beethoven wird ganz eigenthümlich dadurch beleuchtet, daß der Künstler auf mehreren seiner Gemälde aus der Christuspassion dem Evangelisten Johannes die Gesichtszüge der Beethovenmaske geliehen hat.

Klinger's Vision von Beethoven, wie er sie in langer Arbeit gestaltet hat, ist die:

Nackten, vorgebeugten Oberleibs sitzt der Titan in einem prachtvollen, broncenen Thron, der auf einem Felsvorsprung zu stehen scheint. Die Beine des Sitzenden sind unter den herrlichen Falten eines gelbrothen, gebänderten Mantels übereinandergeschlagen. Auf den Schenkeln ruhen die geballten Fäuste. Der Blick des leicht vorgeneigten, porträthaften Kopfes scheint in der Ferne ein Ungeheures und Furchtbares zu beobachten. Aber er bändigt es ... Zu Füßen des Gewaltigen, hart am Klippenrand, hält sich ein großer schwarzer Adler mit ausgespannten Fittigen in der Schwebe und blickt mit vorgerecktem Kopf scharf zu ihm empor. Und aus der bunten Rückenlehne des Thrones quellen liebliche Engelsköpfe, flüsternde Stimmen, gleichsam den Meister bewundernd, ihm dienend.

Reiches und vielfältiges Geschick entfalten die Reliefschilderungen der Arm- und Rückenlehnen: die fruchtlose Anstrengung eines Tantalidenpaares, den Sündenfall, Venus im Angesichte der Kreuzigung Christi von Johannes vertrieben: charakteristische Symbole der Menschheitsentwickelung; sind sie es, die dem geschickumspannenden Blick des Thronenden vorschweben?

Dieser hat etwas Lauerndes, wie ein Löwe wartet er, mühsam bändigt er sich noch, im nächsten Moment wird er losspringen. Auf den Künstler übertragen ist es die mühsam sich fassende und sammelnde geistige Unruhe, die in einem künstlerischen Werk explodiren wird. Noch schaut er; noch lauscht er; aber gleich wird seine Seele emporfliegen, den höchsten Himmeln und tiefsten Abgründen zu, dem Adler nach, der schon wartet.

* * *

Der Gedanken- und Stimmungsreichthum des Klinger'schen Werkes ist mit den Eimern der Tageskritik gar nicht auszuschöpfen; Generationen werden daran zehren und nicht fertig werden, denn es ist incommensurabel wie jedes ganz große Kunstwerk, wie der „Faust", wie die „Neunte Symphonie".

Aber das kann schon heute ausgesprochen werden: in der Geschichte der Plastik wird der „Beethoven" Epoche machen, er wird von ihr den alten Fluch der Farblosigkeit nehmen, der seit den Tagen der Renaissance auf ihr lastet. Als nämlich damals in Italien die allbewunderten antiken Sculpturen aus der Erde an's Licht stiegen, waren die letzten Spuren der ehemaligen Bemalung von ihnen verschwunden, und die farbenbare Marmorplastik war im Handumdrehen ein antikes Ideal geworden, das man nachahmte. Die ganze mittelalterliche Plastik, auf den *echten* antiken Traditionen fußend, war noch auf farbige Wirkung ausgegangen, und die meiste Plastik der Frührenaissance bekanntlich auch. Das weiße Gespenst hatte ein zähes Leben; erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts begann man ihm theoretisch zuzusetzen, viel später setzte die Kunst jene Theorien in die That um. Von diesen Thaten wirkt keine überzeugender als Klinger's „Beethoven", auch seine „Salome" und „Kassandra" nicht.

Bei der Zusammenstellung der verschiedenen Materialien hat Max Klinger augenscheinlich nach einem prächtigen, polyphonen und doch wieder geschmackvoll abgestimmten Gesammteindruck gestrebt. Wunderschöner weißer Marmor von der griechischen Insel Syra der Art; gelbgebänderter Tyroler

*) Nach den Matthes'schen Ausführungen über das bedeutsame Klinger-Werk, die in den beiden letzten Nummern einen Platz fanden, wird die in vielen Punkten abweichende Auffassung unseres geschätzten österreichischen Mitarbeiters doppelt interessiren. D. H.

Onyx der Mantel, dessen Eindruck des Stofflichen nicht überboten werden kann; schwarzer Pyrenäenmarmor der Adler, dunkelrother Pyrenäenmarmor der Felsboden; der Thronsessel Bronce, mit breiten polirten Kupferbeschlägen auf den Armlehnen, gewaltigen Lichtfängern; die Engelköpfe Elfenbein, mit bunten Flügeln auf dunkelblauem Grund, der aus antiken mille fiori-Gläsern zusammengesetzt ist.

Auch die farbige Stimmung des Ganzen läßt sich nicht beschreiben, weil Musik sich bekanntlich nicht beschreiben läßt. —

* * *

Ein Wiener Archäolog von europäischem Ruf soll sich in der Ausstellung geäußert haben: Klinger's Werk erreiche die Höhe der antiken Sculptur, ohne irgend ein antikes Vorbild nachzuahmen. Das ist gewiß richtig, wenn auch der Reichthum der Instrumentation, um mich so auszudrücken, an die Vielfalt der Materialwirkung der griechischen Goldelfenbeinwerke erinnert, deßgleichen die Art der Ausschmückung des Thronsessels an den Thron des olympischen Zeus, wie ihn der antike Bädeker, Pausanias, beschreibt. Uebrigens hält dieser Reliefschmuck in seiner frischen Herbigkeit und in der Energie des Gefühlsausdruckes, sowie in seiner wunderbaren Flächenhaftigkeit die Vergleichung mit den besten altflorentiner Arbeiten aus.

Im äußeren und inneren Motiv ist unter allen antiken Sculpturen etwa nur der berühmte ausruhende Hermes des Museo nazionale in Neapel verwandt, ein Broncewerk des lysippischen Kreises. Es zeigt den Gott, wie er auf seiner Reise vom Himmel zur Erde auf einer ragenden Bergklippe sich niedergelassen hat und nun, den Oberkörper vorgebeugt, mit den Augen den Weg mißt, den er noch durchwandern muß. Sein schlanker Körper ist voll verhaltener Spannkraft, im nächsten Augenblick wird er sich erheben und weitereilen: beim „Beethoven" ist dieses schöne Motiv in's Pathetische gesteigert. Auch darin sind die beiden Werke einander verwandt, daß mit wenigen Mitteln eine doch sehr suggestive Andeutung eines landschaftlichen Elements, einer landschaftlichen Stimmung gegeben ist; etwas sehr Seltenes innerhalb des Bereiches plastischer Kunst. Fels und Adler bei Klinger sind genügende Anhaltspunkte für unsere weiterschaffende Phantasie, um das Bildwerk herum eine jener mythischen Urlandschaften mit stürzenden Felsen und rollenden Meeren, dampfenden Abgründen und urweltlichen Bäumen zu imaginiren, wie er sie in „Amor und Psyche", in den „Intermezzi", in den „Brahmsphantasien" und sonst gedichtet hat; eine jener schicksalvollen und erhabenen Landschaften, in denen er seine Titanen und Centauren wohnen läßt.

Allerdings geht durch das kühne Motiv des vorkragenden Felsens (oder Wolke?) dem Beethoven jene runde, in sich ruhende Abgeschlossenheit verloren, die Adolf Hildebrand in seinem „Problem der Form" für Werke der statuarischen Plastik fordert.

* * *

Zum Schlusse nur wenige Worte über die viel gerühmten und viel gelästerten Fresken von Gustav Klimt, dem Haupt der Wiener Secession.

Sie schmücken den linken Seitensaal und stehen, wie auch die Fresken der anderen Secessionisten in den anstoßenden Räumen, in einer Art ideeller Beziehung zum Inhalte von Beethoven's „Neunter". Sie stellen nämlich dar, noch der Angabe des Katalogs: „Die Sehnsucht nach Glück. Die Leiden der schwachen Menschheit: Die Bitten dieser an den wohl gerüsteten Starken als äußere, Mitleid und Ehrgeiz als innere treibende Kräfte, die ihn das Ringen nach dem Glück aufzunehmen bewegen (Erste Langwand). Die feindlichen Gewalten. Der Gigant Typhoeus, gegen den selbst Götter vergebens kämpften; seine Töchter, die drei Gorgonen. Krankheit, Wahnsinn, Tod. Wollust und Unkeuschheit, Unmäßigkeit. Nagender Kummer. Die Sehnsüchte und Wünsche der Menschen fliegen darüber hinweg (Schmalwand). Die Sehnsucht nach Glück findet Stillung in der Poesie. Die Künste führen uns in das ideale Reich hinüber, in dem allein wir reine Freude, reines Glück, reine Liebe finden können. Chor der Paradiesengel. „Freude, schöner Götterfunken." „Diesen Kuß der ganzen Welt."

Das neue Werk Klimt's theilte das Schicksal seiner früheren Fresken: leidenschaftliche Bewunderung auf der einen, leidenschaftliche Angriffe auf der anderen Seite. Unanständig, verrückt, häßlich zu sein, warf man ihnen vor. Unanständig, weil er weibliche Acte ohne Verschleierung malt; verrückt, weil seine Ideen nicht auf den Kartoffelfeldern des Alltags wachsen; häßlich, weil er auch in der Schilderung des Unheilvollen und Fürchterlichen höchst expressiv ist. Ich muß gestehen, daß mir Klimt noch nie so imponirt hat wie diesmal, wenn ich auch eine gewisse Abhängigkeit seiner jetzigen Formensprache von Jan Toorop nicht verkenne, die aber lange nicht so groß ist wie seine ehemalige Abhängigkeit von Fernand Khnopff. Vor Allem hat mich die unbedingte Flächenhaftigkeit seiner Bildentwickelung entzückt, die der Wand strenge ihren Charakter wahrt, die sich, ohne Tiefenillusionen geben zu wollen, schmückend über die Wände ausbreitet, die mit Kühnheit auch den Menschenleib für ihre decorativen Zwecke ornamental umgestaltet, die auf jene großen und wahren Principien des bildnerischen Wandschmucks zurück greift, die von den Wänden der Marcuskirche und des Doms von Torcello herab predigen.

Dann bewundere ich, wie er verstanden hat, ein so reiches Gedanken- und Stimmungsmaterial in's Ornament umzusetzen; er giebt keine „Illustrationen" jener Beethoven'schen Symphonie, sondern er erzählt von verwandten Erlebnissen der Seele in der Sprache seiner Kunst. Endlich ist die Eindringlichkeit seiner seelischen Charakteristik auf's Höchste zu rühmen, nie ist die Wollust infamer, der Wahnsinn entsetzlicher, die Unschuld rührender, der Kummer herzzerreißender geschildert worden; Alles innerhalb der Grenzen einer decorativen Formbehandlung natürlich.

Die Fresken Klimt's sind ad hoc gemalt, nach Schluß der Ausstellung werden sie von den Wänden des Secessionsgebäudes herunter geschlagen. Es ist ein wirklicher Verlust für die Kunst. In dieser Huldigung Klimt's an Klinger steckt ein Stück Selbstaufopferung, die einen antik großartigen Charakter hat.

Feuilleton.

Die Fuchsjagd.

Von Karl Pauli.

An dem Stammtisch des goldenen Löwen, der alten Stadt Daz, war seit einiger Zeit eine rechte Veränderung vor sich gegangen. Einige meinten, es sei ungemüthlich geworden, andere dagegen behaupteten, es sei eine Aenderung zum Guten eingetreten und der Verkehrston sei jetzt merklich besser als ehedem. Und in der That, der Ton am Stammtisch war merkwürdig fein. Hatte man früher mit dem Glas auf den Tisch gehauen und „Prosit!" gerufen, so sagte man jetzt, indem man sein Glas erhob: „Erlaube mir", wobei ein nasaler Schnarrton nicht fehlen durfte, trank, setzte das Glas ab, hob es wieder in die Höhe, stierte den, dem man zugetrunken hatte, so an, wie ein Ichneumon ein Krokodilei, worauf man das Glas auf den Tisch stellte. Hatte man früher eine entgegengesetzte Meinung mit den Worten „Das ist ja dummer Unsinn!" oder

„S'n Blech!“ zum Ausdruck gebracht, so sagte man jetzt: „Leider bin ich hier zum Widerspruch gezwungen!“ oder „Ich bin untröstlich, mit Ihnen nicht einer Meinung sein zu dürfen!“ Kurz, man war in einer Weise vornehm geworden, wie man es nur in den feudalsten Kneipen der Residenz zu sein pflegt. Und diese Veränderung hatte ein einziger Mann in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu Wege gebracht. Das ist eben der Sieg des Geistes über die rohe Materie.

Dieser Mann war der Assessor Doctor juris Justus Jungmann, in dessen Namen, wie der Ziegeleibesitzer Brenner behauptete, eine wunderschöne Alteration lag.

Doctor Jungmann war direct von Berlin nach Daz gekommen, um den durch den Tod des bisherigen Inhabers erledigten Bürgermeisterposten commissarisch zu verwalten.

Mit Feuereifer ging er an's Werk. Zunächst reformirte er den Stammtisch im goldenen Löwen, weil er sich die längste Zeit dort aufzuhalten gedachte. Darauf ließ er, eine für Beamte sehr einschneidende Neuerung, im Rathhaus elektrische Klingeln anbringen, weil man diese abstellen konnte, wenn man schlief, und setzte die Hundesteuer von zehn auf drei Mark herab, weil er selbst drei große Köter besaß.

Am Stammtisch führte er natürlich das große Wort, und man ließ ihn gern reden, da die guten Dazer wenig erlebten und das bisher Erlebte sich längst mitgetheilt hatten. Besonders sprach der Assessor gern von der Jagd, denn er war ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn und hatte in Rußland Löwen und in der Wüste Sahara Eisbären gejagt. Am liebsten erzählte er aber von einer Fuchsjagd, die er in England mitgemacht hatte. Mit der glühenden Phantasie des Morgenländers schilderte er diesen Sport als den herrlichsten der Welt. Den guten Dazern wurde jedesmal ganz grün and gelb vor den Augen, sie waren alle Jäger, aber in der ganzen Gegend gab es kein Raubwild mehr, ja ein völlig ausgewachsener Hase wurde schon zu den Sehenswürdigkeiten gerechnet.

Diesen Zustand charakterisirte der Rathszimmermeister eines Tages, als wieder die Sprache auf die Fuchsjagd gekommen war, mit den Worten: „Zum allgemeinen Bedauern muß ich gestehen, daß seit langer Zeit kein Fuchs unserer Gegend die Ehre erwiesen hat, sich persönlich hier zu zeigen!“ „Ich bin in der glücklichen Lage, Ihnen versichern zu können,“ erwiderte der Doctor juris, „daß sich Daz hierin in keiner Weise von England unterscheidet. Auch dort giebt es keine Füchse in wildem Zustande, man bezieht sie aus zoologischen Gärten oder Menagerien!“

Das Wort schlug wie der Blitz ein. Man bezieht welche — ja, das ging. In der Nähe hatten zwei Bauern je einen Fuchs an der Kette, die gaben das Thier gewiß billig ab. Noch an demselben Morgen, der sich bis dreiviertel Sechs des Abends hinzog, wurde beschlossen, die beiden Füchse zu kaufen und unter der Leitung des Assessors eine Fuchsjagd zu veranstalten.

Es war an einem so wunderschönen Herbstmorgen, wie man ihn häufig in Erzählungen findet, als aus dem goldenen Löwen eine heitere Jagdgesellschaft dem alten Schäferberg zutrabte. Dort oben sollte die Fuchsjagd vor sich gehen. Beide Füchse waren gekauft worden. Das Geld dazu hatte man aus der Stammtischcasse genommen. Diese war eigentlich gestiftet, um arme Kinder zu Weihnachten zu beschenken. Aber erstens — wußte man denn, ob es zu Weihnachten noch arme Kinder gab? Und dann konnte man ihnen ja Fuchsklauen, das sind pelzgefütterte Fausthandschuhe, aus den Pelzen der Füchse machen lassen. In der Mitte der Jäger ging der Assessor im stylvollen Jagdanzuge, Gamaschen, Blouse mit Patronentaschen und einer Mütze aus Igelhaut, auf welche sich noch am Nachmittag der Apotheker Krause mit solcher Vehemenz setzte, daß er acht Tage das Bett hüten mußte und die Mütze eine große Glatze zeigte. De. juris Justus Jungmann war schlechter Laune. Er hatte beim Instruiren der Schützen gesagt: „Wenn man einen Fuchs in den Schwanz schießen wolle, müsse man auf den Kopf zielen!“ und da war Einer so vorlaut gewesen, zu fragen, „wohin man denn zielen müsse, wenn man ihn in den Kopf treffen wolle?“ Das hatte den Assessor verletzt, noch mehr aber verdroß es ihn, daß er darauf keine Antwort hatte finden können.

Auf dem Schäferberg warteten inzwischen die Treiber mit den in Käfigen untergebrachten Füchsen der Dinge, die da kommen sollten. Sie brauchten nicht lange zu harren, denn die Jäger waren pünktlich zur Stelle. Der Assessor leitete das Ganze. Er stellte die Schützen in zwei Reihen auf, so daß sie eine Zickzacklinie bildeten, die Treiber quer dazu. Nun wurde der erste Käfig herbeigebracht, und mit seinem Erscheinen erhoben die ersten Schwierigkeiten höhnend ihr Haupt. Zuerst weigerte sich der Mann, der den Käfig gebracht hatte, ihn zu öffnen, da er fürchtete, daß ihn entweder der Fuchs beißen oder ein übereifriger Jäger anschießen werde. Nachdem nunmehr der Assessor streng befohlen hatte, Niemand dürfe schießen, es sei denn, das der Fuchs dicht bei ihm vorbeilaufe, machte der Mann endlich den Käfig auf. Nun kam die zweite Verlegenheit. Der Fuchs zeigte nämlich nicht die mindeste Absicht, den Käfig zu verlassen, selbst Steinwürfe und Fußtritte gegen die Gitterstäbe nutzten nichts. Erst als einer der Treiber, der zufällig den Namen des Thieres kannte, mit der Zunge schnalzte und ausrief: „Komm, Tausendschön, komm!“, erst da kam der Fuchs aus dem Käfig, setzte sich aber direct davor nieder and fing an, sich mit dem Hinterfuß hinter dem linken Ohr zu kratzen. Das an Menschen gewöhnte Thier fühlte sich durch die getroffenen Maßregeln, deren Zweck es augenscheinlich nicht einsah, nicht im mindesten beunruhigt. Das empörte den Assessor, er machte mit dem Arm eine scheuchende Bewegung und rief:

„Schischsch!“

„Schischsch!“ machten alle Schützen und schlenkerten mit den Armen. Der Fuchs würdigte sie keines Blickes.

Da feuerte der Assessor einen Schuß in die Luft ab, und nun schien eine atavistische Regung in dem Thier zu erwachen. Es warf den Kopf hoch, machte eine Bewegung nach rechts, eine Drehung nach links und war im nächsten Augenblick, durch die Treiberkette schlüpfend, verschwunden.

Nun wurde geschrien, geschossen, geflucht und gesucht, zwei Stunden lang umsonst. Der mit dem poetischen Namen Tausendschön behaftete Meister Reinecke blieb verschwunden. Endlich stellte man das Suchen ein, und es sollte nunmehr dem zweiten Fuchs an's Leben gehen. Allein trotz der diesmal getroffenen größeren Vorsichtsmaßregeln entging auch dieses Thier dem blutigen Tode. Als nämlich der Käfig geöffnet wurde, fuhr der Fuchs mit solcher Vehemenz heraus und mit solcher Plötzlichkeit auf die Schützen los, daß diese erschreckt aus einander stoben. So kam bei der ganzen Fuchsjagd eigentlich nichts heraus als die völlige Unfähigkeit des Assessors.

Das war das Ende seines Einflusses. Vergessen waren seine früheren Erfolge, vergessen was er für die Stadt gethan, die elektrischen Klingeln, die ermäßigte Hundesteuer. Der Stammtisch sank in sein alte Rohheit zurück, ja, er wagte es bei dem nach der Jagd stattfindenden Frühstück, den königlichen Assessor zum Stichblatt seiner Witze zu machen. Mit der ganzen Zähigkeit eines Staatsanwalts, der gegen den gesunden Menschenverstand Anklage erhoben hat, hielt Dr. Jungmann eine Weile Stand, bis sich der Apotheker Krause, wie schon vorhin mitgetheilt, auf seine Igelmütze setzte. Da war's aus!

„Mit solchen Gegenständen macht man keine Witze,“ rief er empört, nahm sein Gewehr und ging, die guten Stammtischler im Zweifel lassend, welchen Gegenstand er denn eigentlich gemeint hatte.

An diesem Tage ging's hoch her im goldenen Löwen. Wein und Bier floß in Strömen, die alte gemüthliche Stimmung war wieder da. Kein Mensch sagte beim Zutrinken mehr: „Erlaube mir!“ oder „Zum Wohle!“ Kein Mensch stierte nach dem Trinken den andern an, wie der Ichneumon das Krokodilei, sondern man rief: „Prosit“ und schlug mit dem Glas auf den Tisch. Kein Mensch sagte: „Ich bin untröstlich, nicht einer Meinung mit Ihnen sein zu können“, sondern wenn einer etwas behauptete, was dem Andern nicht einleuchtete, so rief dieser: „Quatsch!“ „Unsinn!“ oder „Blech!“ Das war kurz, verständlich und erschöpfend. Kurz, es war recht gemüthlich, und man saß bis in die tiefe Nacht hinein.

Auch im Rathhause war noch spät in der Nacht Licht. Dort saß im Polizeibüreau der commissarische Bürgermeister und Polizeiverwalter der Stadt Daz und schrieb mit eigener Hand unter schwarzen Rachegedanken mit schwarzer Tinte und einem schwarzen Federhalter zwölf Strafmandate für die zwölf Theilnehmer der Fuchsjagd in Höhe von zwölf Mark das Stück, wegen Aussetzung von Thieren niederer Raubthiergattung in bewohnten Gegenden.

Aus der Hauptstadt.

Mirabeau.

Erster Genosse. Also, wie ich schon sagte, bereits Mirabeau hat darauf hingewiesen, daß jedes nach den alten Principien geleitete Staatswesen vor dem Untergang steht, und zwar in seiner berühmten Rede über den Bankerott.

Genosse Reißhaus. Wie? Der wußte auch schon was von Boykott?

Zweiter Genosse. Gewiß! Der Marabu soll einen sehr scharfen Geist besitzen.

Dritter Genosse. War das nicht Riquetti, der die Rede über den Bankerott hielt?

Erster Genosse. Wohl möglich! Aber Graf Mirabeau war dabei zugegen.

Genosse Reißhaus. Wer? Graf Mirbach? Gehört der jetzt auch zu uns?

Zweiter Genosse. Das ist eine Namenverwechselung. Der Betreffende, von dem hier geredet wird, hieß eigentlich Marat. Das ist derselbe, der leider der Mörder der Charlotte Corday war. Aber seine Artikel, die er im „Moniteur“ schrieb, waren gut.

Genosse Reißhaus. Das will ich meinen! — Genosse Millerand — von dem hier gesprochen wird — ist ja noch heute der Bedeutendste aller Franzosen. Lassen wir ihn hoch leben!

Alle durcheinander. Mirabeau — Marat — Mirbach — Millerand — Marabu — Hoch! Hoch! Hoch!

Genosse Reißhaus. Genossen! Es geht nichts über die hysterischen Kenntnisse. Allens Andere ist Mumpitz mit Ausnahme von die Naturwissenschaft. Da ist die Physik wegen das Vieh für die Landwirthschaft, die Botanik für die Pflanzenkunde und die Chemie für die Brauers, damit sie Allens bei die Mischung richtig treffen. Und dann noch die Thierkunde vor die Jelehrten und vor die Kammerjäger. Allens Andere ist Mumpitz. Und auch die hysterische Wissenschaft muß anders jehandhabt werden wie jetzt. Ich frage, was hat es für einen factitiven Werth, wenn Jemand weiß, daß Napoleon I. nach der Schlacht bei Jena zum römischen Kaiser gewählt wurde? Was für einen Zweck hat es, zu lernen, daß Potemkim von Peter den Großen zwanzig Jahre in Sibirien gefangen gehalten wurde? Gar keinen, Genossen, täuschen wir uns nicht! Mit all' diesen Ballast müssen wir tabula rabla machen, das darf nich so weiter jehn. Wie man vons Geld sagt non liquet, so sagen wir hier im Gegentheil liquot, es riecht doch! Es riecht in die Geschichtsschreibung! Wir wollen nicht mehr von einzelnen Herren hören, wir wollen die reine unverfälschte Geschichte der Völker, wie schon Schicksbier im „Faust“ jesagt hat: „Schließ' an ein Ganzes dienend Dich an!“ Halten wir immer die Augen offen, was der Amerikaner „baads off!“ nennt. Und darum rufe ich im momentanen Augenblick — aber in anderem Sinne, als auf jenem Orden steht! — Suum — das heißt Jedem — cuique — das heißt das Seine!

Spura.

Der Friedericianische Paradegriff.

Daß unser Heer ein Volksheer ist, müßte sich dem Unkundigen schon an dem regen Interesse offenbaren, das in Deutschland die öffentliche Meinung allen militärischen Vorgängen entgegenbringt. Mag es sich um eine Recrutenvereidigung, eine Parade, ein Manöver, den von einem Kriegsgericht gefällten Urtheilsspruch oder die Beförderung oder die Verabschiedung eines hervorragenden Befehlshabers handeln, von Allem nimmt sie Notiz. So beschäftigte sie sehr lebhaft in jüngster Zeit auch die Frühjahrsparade, die in den letzten Tagen des Mai im Lustgarten des Potsdamer Stadtschlosses stattfand, und auf der sich das Erste Garde-Regiment zu Fuß mit einem nach mehr als 150 Jahren wieder zum Leben erweckten Paradegriff vorzuführen hatte. Schon unter Preußens Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. hatte die defilirende Infanterie wenige Schritte, bevor sie an dem die Revue abhaltenden Vorgesetzten vorbeimarschirte, das Gewehr im exacten Ruck von der linken Schulter unter Ausstrecken des linken Armes in eine senkrechte Stellung zu bringen, wobei der rechte Arm sofort über die Brust zu Hülfe eilte, um die steilstehende Waffe festzuhalten; und Friedrich der Einzige, der Träger der preußischen Königskrone unmittelbar nach ihm, fand sich nicht gemüßigt, hieran zu rütteln. Denselben Paradegriff vollführte jetzt das Erste Garde-Regiment zu Fuß. Bekannt ist, daß dieses Regiment bei Paraden auch die spitzen Grenadiermützen aus Friedericianischer Zeit trägt; und so ist es nicht zu verwundern, daß Diejenigen, welchen es vergönnt war, dem eigenartigen militärischen Schauspiel beizuwohnen, einen Hauch dieser glorreichen Zeit zu spüren meinten und darob in hellen Jubel ausbrachen. Wer aber nicht so unmittelbar wie sie unter dem Eindruck der Vorführung stand, der vermochte nur mühsam der sich ihm aufdrängenden Bedenken Herr zu werden. Mag auch Theodor Mommsen, der mit fast untrügerischem Blick die gesammte Weltgeschichte umfaßt, darin Recht haben, daß es auf dieser Erde keinen Fortschritt giebt, das wird er sicherlich nicht bestreiten können, daß ein solcher wenigstens innerhalb der einzelnen Jahrhunderte in sich schließenden Abschnitte bis zu dem Augenblick besteht, wo der Culminationspunkt der Entwickelung erreicht ist. Und darüber kann doch Niemand in Zweifel sein, daß Preußen-Deutschland noch immer diesem Culminationspunkt entgegenstrebt. Seine Entwickelung kann daher nur aufgehalten werden, wenn auf längst Abgethanes, längst Ueberwundenes, ich möchte sagen, von Amtes wegen zurückgegriffen wird. So harmlos die Wiederbelebungen von Gepflogenheiten und Einrichtungen vergangener Zeiten sind, wenn sie auf das private Leben des Einzelnen beschränkt bleiben; so nachtheilig sind sie, wenn von ihnen das öffentliche allgemeine Interesse berührt wird. Das gilt von großen Dingen nicht minder als von kleinen, scheinbar unwichtigen; und es wurde Angesichts des Friedericianischen Paradegriffs auch von dem nüchternen Zeitungsleser herausgefühlt, der sich nicht einmal auf militärische Sachkenntniß stützen konnte. Der Kundige aber mußte ein über das andere Mal den Kopf schütteln. Auch nicht unter einem militärischen Gesichtspunkte durfte sich der vom Ersten Garde-Regiment vorgeführte Paradegriff rechtfertigen lassen.

Wie sehr wird seit vielen Jahren von Denen, die von der militärischen Strammheit nichts wissen wollen, weil sie ihren Werth nicht zu ermessen vermögen, gegen den preußischen Parademarsch im deutschen Heere gezetert! Wenn es nach ihnen ginge, wäre er schon lange in die Rumpelkammer zum alten Eisen geworfen worden. Die Thoren! Wenn Etwas der Armee heute noth thut, so ist es, wie auch schon früher einmal hier angedeutet worden, ein äußerst straffer Parademarsch. Fast ausschließlich in aufgelöster Ordnung hat sich der Fußsoldat der Gegenwart im Gefecht zu bewegen; und diesem Erforderniß sind selbstverständlich auch die Uebungen im Frieden angepaßt. Nichts ist bei der jetzigen Ausbildung der Truppe daher schwieriger, als die auseinander flatternden Geister zusammenzuraffen, d. h. den unbedingt erforderlichen Zusammenschluß zu bewirken, der die einzelnen Glieder befähigt, sich als untheilbares Ganzes zu fühlen und für dieses Ganze mit allen ihren Kräften, ja selbst mit dem Leben einzutreten. Nur der allerstrammste Parademarsch bringt ihn noch zu Stande; und hätte ich mitzureden, dürfte keine Exercier-, Gefechts- und Felddienstübung abgehalten werden, ohne daß in ihm zum Schluß die Infanterie an ihrem Führer vorüberzöge. Aber wer im Volke sagt sich Dergleichen? Mancher hat oft genug selber beim Parademarsch in Reih und Glied gestanden und dabei nach Herzenslust die Beine geworfen und die Fußspitzen gestreckt. Aber hinter seine hohe Bedeutung ist er nicht gekommen und bereitwillig stimmt er Denen bei, die ihn, ohne je in einem Soldatenrock gesteckt zu haben, als eine zeitraubende Spielerei verwerfen. Im Allgemeinen gehört heute zu den Attributen eines Politikers, der für die Erfordernisse seiner Zeit Verständniß zu haben meint, auch eine ausgesprochene Abneigung gegen den im Heere mit dem Parademarsch getriebenen „Humbug“; und die Tagespresse, die sich besser dabei steht, wenn sie dem Publicum nach dem Munde redet, fühlt sich keineswegs berufen, dieser falschen Bewerthung der höchst wichtigen, unentbehrlichen Uebung entgegenzutreten. Ist hiernach die Vorführung des Friedericianischen Paradegriffes, die doch eigentlich nur Selbstzweck ist, nicht Wasser auf die Mühle der großen Schaar der urtheilslosen Gegner des preußischen Parademarsches? Wird man ihn nicht jetzt noch lauter und mit einem Anschein von Berechtigung eine Spielerei nennen? Man sage nicht, der Ansturm gegen den Parademarsch wäre ohne Bedeutung, da dieser bei der Heeresverwaltung gut geborgen wäre. Auch die dreijährige Dienstzeit schien sich unter sicherem Schutz der maßgebenden Stellen zu befinden, aber wie die Erfahrung gezeigt hat, erwies er sich gegenüber dem Drängen der Mehrheit der Volksvertretung als zu schwach. Vieles ist heute möglich. Warum sollte man nicht unter der starken Einwirkung der Abneigung, von der die großen Massen der Nation gegen ihn beherrscht werden, einmal auch dem preußischen Parademarsch an's Leben gehen wollen? Häufig ist die Ansicht zu hören, daß schon um dessen Willen die Vorführung des Friedericianischen Paradegriffes ernstere Schlußfolgerungen nicht zulasse, als sie sich ja auf das Erste Garde-Regiment zu Fuß beschränkt habe, das doch die preußische Paradetruppe κατ' ἐξοχήν sei. Eine solche giebt es aber im preußischen Heere schon seit undenkbaren Zeiten nicht mehr, wenn man die aus ehemaligen Unterofficieren zusammengesetzte Schloßgarde-Compagnie, die bei feierlichen Staatsactionen und bei großen höfischen Festen in den Königlichen Schlössern die militärischen Honneurs zu erweisen hat, als Paradetruppe nicht gelten lassen will. Das Erste Garde-Regiment zu Fuß selber würde sich gründlich für die Ehre einer ausschließlichen Paradetruppe bedanken. Nicht einmal eine Leibgarde im früheren Sinne der

Gardetruppen ist es. Eine regelrechte Feldtruppe war es schon in den Befreiungskriegen, in dem Feldzug gegen Oesterreich. Nicht anders wurde es auch in dem Kriege gegen Frankreich verwandt. Als Kaiser Wilhelm I. Monate lang von Versailles aus mit Moltke die Operationen der deutschen Heere leitete, lag das Erste Garde-Regiment zu Fuß mit den übrigen Regimentern des Garde-Corps im Norden von Paris. Derjenigen Truppe, die sich gerade in der Nähe befand, lag der mittelbare Schutz des Monarchen ob, während der unmittelbar persönliche den dem großen Hauptquartier beigegebenen Wachtmannschaften zufiel. In der gleichen Weise wie jedes Infanterie-Regiment der Linie soll und wird das Erste Garde-Regiment zu Fuß auch in den künftigen Feldzügen verwandt werden; und es bleibt die Thatsache bestehen, daß die Wochen, welche die Einübung des Friedericianischen Paradegriffs erfordert hat, für die Ausbildung des Regiments für den Dienst im Kriege zu einem gewissen Theile haben verloren gehen müssen; und das zu einer Zeit, wo notorisch die deutsche Infanterie nicht ein noch aus weiß, um den an sie zu stellenden Anforderungen gerecht zu werden. Schwer, sehr schwer wird es daher sein, das sich auch auf den Friedericianischen Paradegriff stützende Gezeter gegen den unentbehrlichen preußischen Parademarsch zum Schweigen zu bringen.

Aber nicht bloß kostbare Zeit dürfte bei der Einübung des historischen Paradegriffes geopfert worden sein. Es steht zu fürchten, daß auch das Ergebniß der bisherigen Ausbildung gelitten hat. Seit einem Jahrzehnt wird mit großer Energie auf einen möglichst flotten, geräumigen Marsch unserer Infanterie hingewirkt. Das Tempo kann nicht lebhaft, der Schritt nicht weit genug sein, und bei dem Parademarsch schreitet die Infanterie nicht anders wie bei den anderen Marschübungen im Schritt. Um das flotte Fortschreiten zu fördern, ist auch von der Brust des Mannes Alles entfernt worden, was diese beengen könnte. Sogar der Mantel hat weichen müssen, so daß eigentlich das geflügelte Wort von dem gerollten Mantel so ziemlich außer Kurs gesetzt ist. Muß aber der Mann, über dessen Brust sich der rechte Arm legt, um das steile Gewehr festzuhalten, nicht am Athmen and daher auch am freien Marschiren gehindert werden? Jedenfalls dürfte es den Sachkundigen nicht befremden, wenn sich nach der Parade im Lustgarten des Potsdamer Stadtschlosses der Schritt der Grenadiere mehr verkürzt haben sollte, als es nach der Vorschrift gestattet ist. Daß des großen Friedrich's Soldaten auch ungeachtet des Paradegriffes ihrem Kriegsherrn geholfen haben, glänzende Siege zu erringen, beweist hier gar nichts. Die Ausnutzung von Zeit und Raum spielte damals bei Weitem nicht die Rolle wie heute.

Am Schwersten wiegen jedoch die Bedenken, zu denen die nachtheilige Einwirkung des Paradegriffs auf das Gewehr des paradirenden Grenadiers Anlaß giebt. Vor bald drei Jahrhunderten wurde das Bajonett eingeführt. Seitdem schien es von dem Gewehr unzertrennlich. Bald nach dem Feldzug gegen Frankreich schlug indessen auch in der deutschen Armee sein letztes Stündlein; and es wurde zur Durchführung des Nahkampfes durch das aus der Scheide gezogene Seitengewehr ersetzt, das man auf die Mündung pflanzte. Wenn dieses aber auch noch als Seitengewehr seine Aufgabe erfüllen soll, darf es nicht so leicht wie eine Feder sein. Auf der anderen Seite sind aber die modernen Gewehre so empfindlich, daß sie eine Belastung ihrer Mündung, namentlich bei Ausführung von Griffen, sehr übel nehmen. Deßhalb wird das Aufpflanzen des Seitengewehrs im Friedensdienst ängstlich vermieden und sogar in der Phase der Scheingefechte, wo der Nahkampf zur Darstellung gelangt, nur markirt. Wenn trotzdem bei Paraden noch das Seitengewehr auf den Gewehrmündungen gesehen wird, so ist hierin nur ein Zugeständniß an die Tradition zu erblicken. Es wäre vielleicht auch dem hochseligen Kaiser Wilhelm zu viel zugemuthet worden, wenn er sich auf seine alten Tage noch an eine Parade mit Gewehren ohne Bajonette hätte gewöhnen sollen. Sehr unbequeme Verbiegungen des Laufes und durch diese eine erhebliche Verminderung der Treffsicherheit des Gewehrs kann der Griff mit aufgepflanztem Seitengewehr zur Folge haben; und diese äußerst unerfreuliche Eventualität hat unter dem Regime des alten Reglements unseren Hauptleuten manche Gewissenspein bereitet. Während jetzt die Infanterie eigentlich nur noch mit „Gewehr über!“ bei der Parade vorbeizumarschieren hat, faßte sie damals hierzu auch sehr oft das Gewehr „an“, um es sogleich wieder „über“ zu nehmen, wenn sie den Vorgesetzten, welchem der Vorbeimarsch galt, passirt hatte. Seitwärts dieses stand aber noch das nicht weniger scharf kritisirende Publicum. Ließ nun der Hauptmann das Gewehr zur Schonung der subtilen Waffe vorsichtig „über“ nehmen, so hielten die in seine Qualen nicht eingeweihten Zuschauer seine Campagnie und ihn selber für „schlapp“. Befahl er den Griff exact auszuführen, so verdarb er sich die Gewehre. Heute kommt zum Glück der Hauptmann nicht mehr in ein derartiges Dilemma. Das Gewehr soll während des ganzen Parademarsches auf der linken Schulter bleiben, auf die es vorher mit derselben Behutsamkeit gelegt wird, mit der es nachher wieder herunterzunehmen ist. Unter solchen Umständen ist es wirklich nicht so leicht zu verstehen, wenn eine Truppe **während** des Vorbeimarsches einen Paradegriff auszuführen hat, bei der das subtile, oben an der Mündung mit dem Seitengewehr belastete Gewehr mit heftigem Ruck an die linke Seite gestellt wird. Nur Schießprügel hatten die Grenadiere Friedrich's des Großen in Händen. Sie brauchten auch nur auf die kürzesten Entfernungen zu treffen. Das heutige Gewehr muß seiner großen Empfindlichkeit wegen wie ein rohes Ei behandelt werden, wenn es auf den weitesten Entfernungen, auf denen auch die Infanterie schon feuern muß, seine Schuldigkeit thun soll. Aufrichtig ist zu wünschen, daß die Gewehre des Ersten Garde-Regiments zu Fuß unter dem Friedericianischen Paradegriff nicht gelitten haben. Wahrscheinlich ist es aber nicht.

Muß nicht nach Allem vor der Wiederbelebung von Exercierübungen des Paradeplatzes, die bereits über ein Jahrhundert der Geschichte angehören und selbst in ihrer Blüthezeit nichts Anderes als Selbstzweck waren, dringend gewarnt werden? Ist für sie nicht die Gegenwart zu ernst, die Erziehung unserer Mannschaft zum tüchtigen Feldsoldaten zu wichtig, die für diese bemessene Zeit zu kurz, endlich auch das moderne Gewehr zu subtil? Hier und dort sind schon Befürchtungen laut geworden, der Friedericianische Paradegriff könnte auf reglementarischem Wege allgemein eingeführt werden. Wer würde aber eine solche Maßregel verantworten können?

Carl von Wartenberg.

Opern und Concerte.

„Verdifestspiele“. — **Mattea Falcone** von Theodor Gerlach (Königl. Opernhaus). — **Der polnische Jude** von Karl Weis. **Orestes** von Felix Weingartner (Gastspiel der Stuttgarter Hofoper).

Die Stylanarchie unserer Durchschnittsbühnen hat einstens Richard Wagner schon seinen lieben Deutschen zu Gemüthe geführt. Es hat immer noch lange gedauert, bis man für manche grotesken Seiten des alltäglichen Opernbetriebes bei uns zu Lande den rechten Blick bekam. Aber heute giebt wohl ein Jeder zu, daß deutsche Bühnenleute in einer Oper Rossini's oder des jüngeren Verdi zumeist eine ebenso zweifelhafte Figur machen wie die Italiener, die in Bologna oder Mailand Wagner's Götter und Helden mimen, und die Franzosen bekommen ein Grauen, wenn sie sich einmal ihren leichtblütigen Auber in Deutschland vorspielen lassen. Die Melodien des Troubadours können Einen bei uns unter Umständen aus dem Theater jagen. Stehen Italiener oben auf den Brettern, so glauben wir noch an diese Musik, wie die Leute auf der Bühne an sie glauben. Sie suggeriren uns für den Augenblick ihre eigene Kunstüberzeugung. Sie enthüllen das Seelchen mancher armen, fast zu Tode geleierten Melodie, die uns sonst als Caricatur auf ein musikalisches Schönheitsideal erscheinen mag. Solche nationale Opernaufführungen haben uns in den letzten Jahren manche hübsche und lehrreiche Erfahrung gebracht. Als die Sembrich mit ihren italienischen Kameraden zu uns kam, haben wir seine Kunstwerke wie den Don Pasquale beinahe zum ersten Male kennen gelernt und Angesichts des idealen „Barbiers“, den die Italiener zeigten, müssen wir ob der schaurigen Verballhornung dieser Oper, wie sie bei uns geheiligte Coulissentradition ist, schamvoll das Haupt verhüllen. Und darum hatte auch der pomphaft angekündigte Verdicyclus des klugen Herrn Angelo Neumann sein Gutes. Daß er sich mit den Prätensionen eines Festspiels aufthat, ist nicht schön, aber menschlich. Reclame-Eifer and guter Geschmack vertragen sich eben schlecht miteinander. Man kam nicht dazu, das ganze Bild von Verdi's merkwürdiger Künstlerentwickelung aufzurollen. Hätte man diese Absicht gehabt, so durfte man schon nicht den Falstaff, die köstliche Spätfrucht seines Schaffens, überhaupt fallen lassen, durfte auch nicht die einzelnen Werke in der Reihenfolge so planlos durcheinanderwerfen. Es gab auch keine Folge von Musteraufführungen, wohl aber ein Plus von interessanten Leistungen in einem gut künstlerischen Rahmen. Unter der Schaar war Einer darunter, der Verdi's Kunstwerk wie ein Heiligthum verwaltet. Es war der junge Capellmeister, der Arturo Vigna heißt. Er stellte die treibende Kraft des Ganzen dar. Ein von Temperament sprühender Künstler, von einer Beweglichkeit, die weder Pose noch Angewohnheit, sondern sprechender Ausdruck der Musikernatur ist. Ein Dirigent, der mit jeder Faser seines Wesens in der Aufgabe drinsteckt, für den auch die kleinste, verlorenste Partiturnote persönlicher Klang geworden ist und Leben bekommen hat. Es war ein Vergnügen, ihn am Pulte zu beobachten, wie er sicher und zwingend dem Orchester seine Auffassung aufdrängte, wie er jeden Einzelnen heranzog — wie köstlich er jede einzelne Stimme individualisirte, ohne in Nüancenjägerei zu verfallen. Von seinen Landsleuten oben auf der Bühne kam ihm an bedingungslosem Aufgehen im Kunstwerke nur eine einzige gleich, Maria de Macchi, die Amelia, Aida, Desdemona und Donna Elvira im Ernani. Eine Sängerin von untadeliger Kunst und eine ausdrucksvolle Darstellerin, deren unschöne Erscheinung im dramatischen Affecte merkwürdiges Leben erhält. Die Uebrigen waren recht ungleich. Man hörte den vielberühmten Arimondi wieder, dessen wundervoller Baß gerade in der Hauptpartie im Ernani leider nicht recht gehorchen wollte, und man lernte als Amneris eine prächtige Altistin Guerrini kennen. Um die Tenöre war es recht schlecht bestellt, und der junge Bariton Sanmarco errang nur nach und nach einiges Interesse. Die Tetrazzini konnte keine rechte Gilda und Violetta spielen, aber sie erfreute durch sauberste, graziöseste Behandlung ihrer Coloraturstimme. Mit diesem Material ließ sich trotz aller Aufopferung des Maestro Vigna der vielberufene „Styl“ nur wenige Male in der gewünschten Reinheit vordemonstriren.

Aber wer den musikalisch wundervoll ausgearbeiteten „Maskenball“, wer vor Allem die mit brausendem Beifall aufgenommene Aida mit angehört hat, der wird an diese „Festspiele“ doch gerechterweise sonder Groll zurückdenken.

* * *

Prosper Mérimée, dem wir die Schöpfung der Carmengestalt verdanken, hat eine Novelle „Matteo Falcone“ geschrieben. Man kennt die Geschichte, die kaum ein paar Seiten füllt. Der corsische Bauer Matteo Falcone hat einen zehnjährigen Sohn Fortunato. Der Räuber Gianetto Sampiero sucht in Matteo's Haus einen Schlupfwinkel, um den Gendarmen zu entgehen. Fortunato zeigt ihm ein Versteck. Die Verfolger kommen, ihr Führer bietet dem Kleinen eine Uhr an, und Fortunato läßt sich durch den Preis zum Verrathe verlocken. Der alte Matteo bestraft den Bruch des Gastrechts in kurzem Proceß. Er führt den Jungen in eine Schlucht, läßt ihn seine Gebete hersagen und schießt ihn nieder.

Unser Chamisso hat die Geschichte getreulich in Terzinen nacherzählt. Herr Theodor Gerlach hatte Höheres damit vor. Ihn dünkte es gut, eine Oper daraus zu machen. Neulich wurde sie auf unserer Königlichen Bühne aufgeführt. Sie bietet ein classisches Beispiel dafür, wie Librettistenkünste einen Stoff in die gloriose Opernsphäre hinaufheben.

Man vergleiche. Sampiera, der Bandit, ist bei Gerlach der Nationalheld von Corsica, der die Insel von der Herrschaft Genuas befreien will. Matteo's Tochter ist seine einstige Geliebte, die er schnöde verlassen hat. Der kleine Fortunato verräth ihn, um die Schmach der Schwester zu rächen. Der Vater will ihn bestrafen, doch „die Flinte zittert in der Hand“, er bringt die That nicht fertig. Dafür ruft der Kleine, „die Ehre ist das Höchste“, und stürzt sich selber in die Schlucht. Und immer weiter reißt unseren Dichter der Tragödienfuror. Mutter Giuseppa stirbt aus Gram auf der Stelle. Matteo ersticht den Sampiera, um die Schmach der Tochter nun selber definitiv auszuwischen und liefert sich den Gendarmen aus. Die „Operndichtung“ ist fertig. Aus dem wortkargen, brutalen Corsen Mérimée's wird ein pathetischer Coulissenheld. Die Psychologie der Geschichte, die in ihrer naiven Starrheit so echt wirkte, wird durch die tiefsinnigen poetischen Eingriffe des Herrn Gerlach verwischen und in lächerlichen Unsinn verkehrt. Banal und aufdringlich knallen die Effecte auf einander los ...

Zu seinen traurigen Versen hat Herr Gerlach eine kraftlose Musik gemacht, die an theatralischem Gefühlsüberschwange dem Libretto gleichkommt. Die gute Aufführung, die Herr von Strauß leitete, und in der Fräulein Rothauser und Herr Berger hervortraten, bedeutete für den Verfasser einen Eintagserfolg. Für unsere Hofoper das unrühmliche Ende einer unrühmlichen Campagne.

* * *

Was die Berliner Operngewaltigen schuldig blieben, zahlten fremde Gäste. Die Stuttgarter reisen im deutschen Lande umher, weil ihr Theater abgebrannt ist, und zeigen zu höchst willkommenem Exempel, wie man draußen, an den „kleinen“ Hoftheatern, Musik macht und die Kunst ehrt. Geräuschlos und bescheidentlich, ohne Trompetenstöße und Reclamefeuerwerk zogen sie ins Kroll'sche Haus ein, und dabei kamen neben anderen höchst angenehmen Theatereindrücken zwei Novitätenabende von Bedeutung heraus.

Die vieractige Volksoper **Der polnische Jude** von Karl Weis hat in auffallend kurzer Zeit die Runde an den größeren Bühnen gemacht. Haben die schönen künstlerischen Vorzüge des Werkes den Erfolg bestimmt oder spielte auch der anziehend gruselige Nervenreiz der düsteren Handlung mit? Es mag vielleicht eine rein persönliche Geschmacksache sein, wenn man sich gegen die Geschichte wehrt, welche **Victor Léon** und **Richard Batka** frei nach Erckmann-Chatrian zurecht gemacht haben. Aber ich vermisse darin die innerlich ergreifenden Momente und sehe nur ein geschickt aufgebautes Theaterstück, das aufregt und die Spannung reizt. Der alte Dorfgastwirth Mathis, der vor zwanzig Jahren in kalter Winternacht einen polnischen Juden erschlagen und ihm die Geldkatze abgenommen hat, — dieser verhärtete Sünder mit den sentimentalen Regungen und der jämmerlichen Angst vor Entdeckung ist eine reichlich abstoßende Gestalt. Aber die beiden Bearbeiter haben bei der dramatischen Zurichtung des Stoffes eine sehr glückliche und geschickte Hand gehabt, und die straff vorbeiziehenden Bilder belebt der Componist mit frischen musikalischen Farben. Seine Tonsprache berührt wohlthuend, nicht bloß, weil sie gebildet und von Alltagswendungen frei ist, sondern weil man ein warmes und lebendiges Empfinden heraushört. Karl Weis ist Böhme. Die nationale Eigenart tritt in seiner Musik vereinzelt, aber doch vernehmlich zu Tage. Seine Oper, die bei Brockhaus in Leipzig herausgekommen ist, muß als verheißungsvolle Talentprobe gelten. Werke, in denen sich das frische Lebensblut so kräftig regt, sind rar.

* * *

Ein Jungsiegfriedsmuth, der kein Fürchten kennt, hat **Felix Weingartner** zu kühnen Dingen getrieben. Ihm waren immer die höchsten Ziele die liebsten. Ein musikdramatisches Dreitagewerk, ein Mysterium, das in Kain—Jesus—Ahasver den ganzen Weltenlauf im künstlerischen Bilde faßt, schien ihm die große „Aufgabe seines Lebens“, und es war ihm so ernst damit, daß er sich durch Mittheilung des Entwurfes die „Priorität der Auffassung“ sichern zu sollen meinte. Inzwischen machte er sich an einen Plan, der in seiner Art nicht minder riesenhaft ist. Es gehört Wagemuth dazu, den Coloß der äschyleischen Orestie in die moderne musikdramatische Form umzugießen. Wen erschreckte nicht die Wucht dieses starrsten aller tragischen Stoffe? Weingartner fühlt kein Bangen. Er hat die Zuversicht, das düstere Pathos des antiken Dichters modernem Empfinden erschließen zu können. Und hurtig geht er an seine Arbeit mit einer Energie heran, wie sie sich nur aus einem Ueberschuß von jugendlichem Kraftgefühl schöpfen läßt.

Diese Jugendlichkeit ist eine starke und schöne Waffe. Sie hat der Persönlichkeit des Künstlers nicht zum ersten Male zum Siege verholfen. Es mag für Weingartner ein stolzer Abend gewesen sein, als ihn bei Kroll der stürmische Beifallslärm des Berliner Publikums umtoste. Die unwürdig schroffe Behandlung, die hier einst seinem Genesius widerfahren ist, hat er nur schwer verwinden können. In dem schönen Orestesabend mochte er eine Revanche für das Unrecht erblicken. Ob freilich der laute Erfolg sich rein in dem Werke selber gründet und nicht mit in der Persönlichkeit des beliebten Künstlers, das steht dahin. Es wäre schier ein Wunder, wenn ein Werk vom Schlage des Orestes ein Theaterpublicum mit einem Schlage erobern sollte ...

Aus den drei antiken Dramen hat Weingartner drei einaktige Musikdramen geschaffen. Der Clavierauszug liegt in drei Bänden im Verlage von Breitkopf & Härtel vor. Die Linien der Handlung bestimmt das äschyleische Vorbild. Der „Agamemnon“ bietet in frisch belebter Entwickelung die Heimkehr des Argiverkönigs nach Ilios' Fall und seine Ermordung durch Klytämnestra und ihren Buhlen Aegisth. Das „Todtenopfer“ entspricht den Choephoren. Orest gehorcht dem altgeheiligten Gebot der Blutrache und erschlägt die Mutter sammt ihrem Mitschuldigen. Wie fremd und kalt steht der moderne Mensch dieser grausigen Schicksalsthat gegenüber! Wie mühselig muß er sich ihm aus einem vergangenen Geiste heraus entsprungene moralische Rechtfertigung construiren, wenn er nicht die nackte Brutalität sehen will! Bei Weingartner hilft glücklicher Weise die starke Erregung der entscheidenden dramatischen Scene über die Klippe hinweg. Die unheimlich wilde Steigerung des Auftrittes, die packende Kraft des musikalischen Ausdruckes, den der Tondichter hier erreicht, reißt den Hörer mit fort. Hier liegt der Höhepunkt der Bühnenwirkung. Die „Erinnyen“, das Schlußdrama, das die Entsühnung des Muttermörders durch Athenes Einspruch zeigt, bedeutet einen Abfall. Der dramatische Inhalt zerfällt in Einzelbildchen, die Tonsprache erscheint schwächlicher als in den anderen Teilen und verliert sich an einigen Stellen in sonderbaren Banalitäten. Es kostet Ueberwindung, von den Unzulänglichkeiten zu reden. Weingartner verfügt über ein vornehmes, von Intelligenz und Geschmack geleitetes Können. Aber sein Orestes konnte nicht die That eines aus dem Vollen schöpfenden Genies sein. Oft, wo nur selbstherrliche Kraft helfen kann, muß man sich an den nach großen Vorbildern ernst und klug gebildeten Stil halten, und die prägnanten Gedanken bleiben aus. Trotz Allem ist an Weingartner's Werk noch genug an künstlerischer Arbeit zu bewundern. Die geistvolle Ausgestaltung der dramatischen Momente, die erstaunliche Beherrschung der Ausdrucksmittel, die meisterliche Behandlung des gesanglichen Ausdruckes und des orchestralen Klangkörpers — das sind positive Verdienste, von denen jeder mit Respect reden muß. Der fein nachfühlende Kunstverstand, das energievolle Wollen Weingartner's sollen in Ehren bleiben.

Diesen Orestes, der in Allem so außergewöhnliche Ansprüche stellt, führten die Künstler aus Stuttgart in einer prächtigen, liebevollen Wiedergabe vor. Hier konnte man am besten sehen, wie an dieser Bühne ein ernster, künstlerischer Sinn die Kräfte spornt und zusammenführt. Die Stuttgarter Oper, an deren Spitze der kunstverständige Herr von Putlitz steht, besitzt in den Herren Pohlig, der an Obrist's Stelle getreten ist, und Reichenberger zwei thatkräftige Kapellmeister, in Herrn Harlacher einen vortrefflichen Regisseur, dessen Geschicklichkeit sich in den verschiedensten Aufgaben bewährte. Man sah Messager's **Kleine Michus**, man sah Offenbach's feinste Schöpfung **Hoffmann's Erzählungen** und Puccini's nervöse **Bohème** und Alles in frischen, abgerundeten Aufführungen, wo Jeder von der Künstlerschaar an den rechten Platz gestellt war. Kein Zweifel, in der Reihe der Gäste, welche seit dem Frühjahr das ungemüthliche Kunsthôtel vor dem Brandenburger Thore bevölkerten, waren diese letzten die liebsten.

Hermann Springer.

Offene Briefe und Antworten.

Ein Laien-Urtheil über die Ich-Technik.

In der Nr. 20—21 d. J. der „Gegenwart“ spricht Herr von Sosnosky über die „Unnatur der Ich-Technik“, und begründet seine Ansicht des Längeren, sehr logisch, von seinem Gesichtspunkt aus, dabei

von Voraussetzungen ausgehend, die nicht von allen Romanlesern getheilt werden dürften. Könnte man die Sache nicht von einem anderen Standpunkte aus betrachten und zu einem anderen Urtheil kommen? Ich, ein Laie auf dem Gebiet der Schriftstellerei, möchte mir erlauben, eine abweichende Auffassung zu beleuchten und glaube, daß ich einen großen Theil der Romanleser hinter mir haben werde. Wir, also das Publicum, für welches Romane doch in der Hauptsache geschrieben werden, sind keine Kritiker, die einzig und allein ätzenden Verstand sprechen lassen, nur seciren, nur zersetzen wollen. Wir bringen jedem Roman-Schriftsteller, auch jedem Bühnendichter, die Erwartung entgegen, daß er den dichterischen Funken in sich trage, der, zündend, die in uns schlummernde Phantasie auslöst. Fehlt einem Autor dieses Ingenium: Phantasie, Gestaltungskraft, die Fähigkeit, sich und Andere für die von ihm vorgeführten Personen zu erwärmen, so wird jeder Roman, jedes Bühnenwerk kalt lassen, und seien sie technisch noch so gut aufgebaut, die Handlung noch so scharfsinnig begründet. Sie werden beim Publicum nie das erregen, was es eben haben muß, um ein dichterisches Werk in sich aufnehmen und ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen zu können — „die Illusion“ — und „Illusion“ möchte ich die Fähigkeit zur Täuschung nennen, momentan als wirklich geschehen das hinzunehmen, was der Schriftsteller und als geschehen hinzustellen versucht. Diese Fähigkeit ist es, welche der Herr von Sosnosky beim romanlesenden Publicum nicht genügend in Rechnung zieht.

Ist ein Bühnenwerk gut geschrieben und wird es gut dargestellt, so wird in dem Augenblick, wo ein Schauspieler die Bühne verläßt, um angeblich diese oder jene Handlung an einem anderen Orte zu vollführen, der größte Theil der Zuschauer unter dem Bann des eben Geschehenen, je nach Veranlagung, einen kürzeren oder längeren Moment, die Einbildung festhalten, daß ungesehen von ihm, diese Handlung sich vollzieht. Wenige, und wahrscheinlich gänzlich Phantasie-Arme werden in demselben Augenblick daran denken, daß der abgehende Künstler nun vielleicht hingeht, um sich abzuschminken oder sich zu stärken. Nicht anders ergeht es dem Romanleser. Fesselt ihn eine packend geschriebene Scene, eine geistvoll durchgeführte Unterhaltung, so vergißt er momentan sicher, daß diese selben Scenen am Schreibtisch des Verfassers ausgeklügelt, vielleicht zwei- bis dreimal umgearbeitet worden sind, ehe sie dergestalt auf ihn wirken konnten. Erst viel später setzt die Kritik ein, um abermals zu versagen, wenn der Leser wieder der fortreißenden Wirkung desselben Werkes unterliegt, und — mögen diese Momente noch so kurz sein, aber sie sind da. Der Leser steht eben unter der Wirkung des dichterischen Fluidum, welches packt und fesselt, das selbst Verstandes-Kühle in seinen Bann zu ziehen, und die Illusion im Leser auszulösen versteht. Und diese Illusion bringen wir Laien auch dem Ich-Roman entgegen. Nie fällt es uns ein, den Schriftsteller, dessen Leben uns meist in großen Zügen bekannt ist, mit dem Ich-Erzähler zu identificiren. Wir haben im Augenblick des Lesens das Gefühl, daß ein Arzt, ein Jurist, oder als was sonst die erzählende Person eingeführt wird, uns seine Erlebnisse vorträgt, vorausgesetzt, daß es in einer dem Leben abgelauschten Weise geschieht und nicht krasse Unmöglichkeiten dem Leser in's Gesicht geschleudert werden. Kommen wir, schon während des Lesens, zu der Ueberlegung, ob der Erzähler die Fähigkeit, den Bildungsgrad besitzen könnte, um sich schriftlich oder mündlich so auszudrücken, so ist die Illusion schon geschwunden und die Kritik setzt ein; dann besitzt der betreffende Autor nicht die Gabe derart zu fesseln, daß die kühle Erwägung des Verstandes einschlummert.

Warum soll nun die Illusion des Lesers, ist sie erweckt, gerade beim Ich-Roman als Urtheils-Unfähigkeit gelten, während sie bei anderen Romanen und bei Bühnendichtungen direct gefordert und vorausgesetzt wird? In den, in objectiver Form erzählten Romanen werden uns oft mit peinlicher Genauigkeit die letzten Gedanken und Handlungen eines Einsamen, der seinem Leben ein Ende macht, geschildert. Der Autor appellirt hier ebenso an unsere Gutgläubigkeit und Illusion wie der Ich-Erzähler. Herr von Sosnosky giebt die Berechtigung solcher Schilderungen, die transcendentale Fähigkeiten voraussetzen würden, hierbei zu, und doch sind diese Schilderungen gerade so gut ein Phantasiegemälde, aufgebaut auf subjectiver Auffassung des Autors, wie die Persönlichkeit des Ich-Erzählers ein Phantasiegebilde des Schriftstellers ist, das er benutzt, um seine Lebensansichten dem Publicum zu übermitteln. Soll man dem Ich-Roman gegenüber sagen: das ist unmöglich! So darf auch kein in objectiver Form erzählender Schriftsteller, Scenen, Gedankengänge vorführen, von denen es unmöglich ist, daß sie zu seiner Kenntniß gelangen konnten: dann hört aber jeder Roman auf, dann ist jede psychologische Begründung unmöglich, denn schließlich weiß kein Mensch, wie es in dem Innern eines Anderen in entscheidenden, einschneidenden Momenten seines Lebens ausgesehen hat. Daß ein Mensch seine Empfindungen in solchen Momenten dem Schriftsteller mitgetheilt haben sollte, würde auf derselben Unwahrscheinlichkeit beruhen, die Herr von Sosnosky bei den Bekenntnissen in den Ich-Romanen tadelt. Es beruht in beiden Romanarten gleicher Weise auf Voraussetzungen, Schlüssen, phantasievollen Möglichkeiten, was uns als innere Erlebnisse der vorgeführten Personen erzählt wird. Wenn also der in objectiver Form erzählende Schriftsteller das Recht hat, seine subjective Lebensauffassung in den von ihm vorgeführten Personen zu verkörpern, warum soll es dem Verfasser des Ich-Romans nicht gestattet sein, eine Persönlichkeit zu erfinden, die er als Erzähler auftreten läßt, und der er eigene Worte in den Mund legt. Ich kenne Herrn Spielhagen's Schriften über diese Frage nicht, bin auch nicht in Schriftstellerkreisen bekannt, glaube aber nicht, daß irgend ein Autor eines Ich-Romans verlangt, man solle ihn, und nur ihn, unter der Maske des Erzählers suchen. Wohl wird er vielleicht diese Form wählen, in dem Glauben hier seine eigenen Anschauungen in fesselnderer Weise aussprechen zu können, aber, ob Ich-Technik oder objective Form, ein Stück seines Ichs, seiner subjectiven Lebensauffassung trägt wohl jeder Schriftsteller in sein Werk hinein, einmal mehr, einmal weniger, oft bewußt, nicht selten unbewußt. Daß der Ich-Roman größere Schwierigkeiten im Aufbau bietet, daß es nicht leicht ist, die Fiction des Selbsterlebten consequent und natürlich durchzuführen, und ohne der naturgemäßen Entwickelung Zwang anzuthun, Eins aus dem Andern folgend darzustellen, das gebe ich zu, das ist aber Sache des Schriftstellers. Führt der Autor diese Fiction glaubhaft durch, läßt er den Erzähler als geistvollen Mann erscheinen, so, ich ich muß es gestehen, hat der Ich-Roman für den Durchschnittsleser, wie ich einer bin und mit mir der bei Weitem größte Theil aller Romanleser, etwas ganz besonders Anziehendes. Man hat das Gefühl, einem angenehmen Plauderer gegenüber zu sitzen — und wer hörte einem solchen nicht gern zu. Worin besteht der Reiz der Auto-Biographie, der Schilderung der persönlichen Kriegs-Reise-Erlebnisse? Nehmt ihnen das kleine Wörtchen „ich“ und setzt statt dessen „er“, es würde sein, als ob ein anziehender Charme ihnen entwiche.

Die Kritik wird mit spöttischem Lächeln über uns arme Durchschnittsleser hinweggehen, und doch — wir sind eine nicht zu unterschätzende Majorität. Der Schriftsteller braucht ein Publicum, das seine Bücher, ihn verstehend, liest und kauft, und sich von ihnen, je nachdem, belehren, erfreuen, erheben lassen will. Und wer liest seine Bücher? Die Geistesheroen? die Koryphäen der Wissenschaft? die Staatsmänner, die das Ruder des Staatsschiffes lenken? Sie Alle haben keine Zeit. — Wir Durchschnittsmenschen, die nicht an hervorragender Stelle stehen, welche Stellung meistens mit großen Pflichten verknüpft ist, wir Durchschnittsmenschen, die wir bescheiden im Thal wohnen, und denen ihr Tagewerk noch manche Stunde der Muße läßt, die sie angenehm verbringen möchten, wir sind das Publicum des Roman-Schriftstellers. Und wenn uns der Ich-Roman, vorausgesetzt, daß er gut geschrieben ist, fesselt und eine anziehende Lectüre bildet, warum sollen wir uns ihn veröden lassen? — Wollen wir nur den Verstand sprechen lassen, dürfen wir keine Romane lesen. Zum Romanlesen gehört Phantasie von Seiten des Autors, der das Erdachte dem Leser entgegen bringt, und Illusion von Seiten des Lesers, der, es verstehend, aufnimmt. Nur wo diese beiden Fähigkeiten sich begegnen, kann ein Romangebilde befriedigen und fesseln.

C. Reim.

Notizen.

Weltall und Menschheit, das vom Deutschen Verlagshaus Bong & Co., Berlin und Leipzig herausgegebene, treffliche Lieferungswerk, bringt in seinem sechsten Hefte eine Fülle packender und zum Theil geradezu actueller Vulkanbilder. So einen großen Aquarelldruck, der Ausbruch des Vesuv im Jahre 1872, einen idealen Schnitt durch die Erdrinde mit den Verbindungscanälen zwischen dem glühenden Erdinnern und der Oberfläche, Humboldt's viel umstrittene Zeichnung des Jorullo-Vulkan-Gebietes, mit den tausenden, angeblich in einer Nacht entstandenen Kratern, einen Facsimile-Druck des interessanten Versuchs Athanasius Kircher's die Thätigkeit der Vulkane zu erklären, und endlich Bilder vom Krater des Mont Pelé und Soufrière, sowie von der zerstörten Stadt St. Pierre auf Martinique. Die gerade zur Zeit sehr interessanten Abbildungen werden der Verbreitung des Werkes sicherlich nützen.

Josef Franz Kaiser, der sich um die Erschließung der schönen Kärntner Gaue ausgiebig müht, hat einen Führer „**Aus Deutschland nach dem Kärntnerlande**“ verfaßt, den wir entdeckungsfreudigen Lesern eindringlich empfehlen möchten. Die Wanderbriefe Max Kempff's in den letzten Nummern der „Gegenwart“ werden hier und da rege Sehnsucht nach den gesegneten Bezirken der Deutschen Südmark geweckt haben: Kaiser giebt nun die nöthigen fachmännischen Anweisungen und Winke. Nicht trocken und büreaukratisch reizlos, sondern mit anschaulicher, warmherziger Frische. An der Hand seines Büchleins ist es leicht, Reisepläne zu schmieden. Die hübschen Bilder des schmuck ausgestatteten Heftes sind ein Anreiz mehr dazu. Der Kärntner Verein in Klagenfurt versendet gern Exemplare der Druckschrift nach Deutschland.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 30. Berlin, den 26. Juli 1902. 31. Jahrgang. Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. | Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. | Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die innere Erneuerung.

Eduard Sanden's „gute und mühselige Culturarbeit", die sein Justizroth mit so grotesker Begeisterung und so ausgesprochener Begabung für unfreiwillige Komik pries, als das „strenge Ringen einer mit ernsten Dingen beschäftigten Mannesseele", hat den heimlichen König von Potsdam nicht vor erniedrigender Gefängnißstrafe bewahrt. Die Verfehlungen des Gestürzten waren zu offensichtlich. Jahre lang hatten er und seine Cumpane von der längst bankrotten Bank Riesengehälter und Tantièmen angenommen, die in die Hunderttausende gingen. Sie wußten ganz genau, daß die Unterbilanz dauernd wuchs und scheuten doch nicht davor zurück, sich weiter auf Kosten der kleinen Sparer und Pfandbriefbesitzer persönlich zu bereichern. Die Gemeinheit dieser Gesinnung ist über allen Zweifel erhaben. Sie wird dadurch nicht aus der Welt geschafft, daß ein Vertheidiger mit überwältigender Kühnheit die Verbrecher zwar untreu, aber nur untreu gegen sich selbst, treu dagegen der Bank nannte und allen Ernstes behauptete, Eduard Sanden habe seiner Preußenbank Nichts genommen, sondern ihr noch Zuwendungen gemacht. Diese Verwirrung der Begriffe kann kein bloßer Advokatenkniff sein. So komödiantisch können die Anwälte des Rechtes mit dem Rechte nicht umgehen, daß sie dem Gerichte, der Staatsanwaltschaft, den betrogenen und Sühne fordernden Opfern des Sandenklingels nur aus rein rhetorischen Gründen die Beleidigung in die Zähne schleudern, man habe Unschuldige, vollendete Ehrenmänner, anständige Kaufleute auf die Anklagebank geschleppt, dem rachedürftenden Pöbel zu Liebe. Etwas innere Ueberzeugung, etwas guter Glaube müssen dabei im Spiele sein.

Wir sind uns Alle noch vollkommen klar darüber, daß die Entwendung eines Paars alter Stiefel Diebstahl und mit Gefängniß zu ahnden ist. Eben so streng beurtheilen wir das Vergehen der Zechprellerei. Heilig ist das Eigenthum, notabene, wenn es von kleinen Spitzbuben und Betrügern angegriffen wird und wenn es sich nicht um Millionen handelt. Diese Grenze zieht schon Fiesko. Bandendiebstahl und Betrügerei verlieren allen häßlichen Geruch und werden zu genialen Geschäfts-Transactionen, wenn Directoren und Aufsichtsräthe einer Bank dazu greifen. Sie haben nur auf Eines Acht zu geben: daß der klingende Erfolg nicht ausbleibe. Der Erfolg vergoldet und verklärt das Verbrechen. Mißwirthschaft ohne Gleichen, die Verschleuderung des halben Actiencapitals und aller Reserven ist vergessen und vergeben, sobald eine glückliche Fusion die Lücke wieder zustopft. Herr Rathenau, der die Ehrlichkeit des Finanzmannes für seine beste Eigenschaft erklärt und ihn dazu anspornt, immer noch ehrlicher als seine Concurrenten zu sein, Herr Rathenau zeigt sich in dieser Hinsicht noch von veraltetem Vorurtheil befangen oder redet gedankenlos Fibelsprüche nach. Treu' und Redlichkeit üben heute bloß noch die minderen Intelligenzen. Sanden hat nach dem geltenden Sittengesetze nur den einen Fehler begangen, daß sein Bau zusammenstürzte, als die Conjunctur sich verschlechterte und alle Welt mit sich selbst zu thun hatte. Derselbe verdrießliche Zufall stürzt den Exner und den Casseler Schmidt in's Verderben. Eine etwas größere Geldflüssigkeit, etwas höher gespannte Unternehmungslust der großen Banken, etwas stärkerer Hausserummel hätte das Schreckliche verhütet.

Hier und da wird jetzt von der nothwendigen inneren Erneuerung unseres Volkes gesprochen, das dem goldenen Kalbe den Rücken wenden und zu der Einfachheit seiner Väter zurückkehren solle. An die Möglichkeit einer solchen Erneuerung können nur Kinder glauben. Wir müßten alle Errungenschaften unserer Zeit aufgeben und in die steinige Wüste ziehen, wollten wir mit dem Goldhunger und der speculativen Erwerbsgier brechen. Innere Erneuerung kann verständigerweise nur Verehrlichung, Bruch mit allem widerlichen Cant sein. Meine Herren, werfen wir die Feigenblätter von uns! Zeigen wir uns, wie wir sind. Scheuen wir nicht länger davor zurück, das als sittlich anzuerkennen, was Sitte ist. Versuchen wir die Vertheidiger Sanden's zu begreifen. Ihr Enthusiasmus deuchte uns anfänglich Heuchelei und dreiste Mißachtung des gesunden Menschenverstandes. Wir sehen jetzt, daß es in Wahrheit eine mannesmuthige Mißachtung der conventionellen Lüge war. Die Anwälte der Preußenbank-Vernichter haben in Redlichkeit ausgesprochen, was keusche Herzen längst denken und empfinden. Sie bahnen die innere Erneuerung an, sie sorgen dafür, daß hinfort nicht mehr gleißnerisch verurtheilt und gestraft wird, was uns allen doch des Schweißes der Edlen und des herzlichen Neides werth scheint.

Caliban.

Die Zukunft der ehemaligen Burenstaaten.

Von Major a. D. Karl von Bruchhausen.

Es wird geraume Zeit dauern, ehe die schweren Wunden, die der langdauernde, landverwüstende Krieg schlug, geheilt sein werden. Heute schon von einer baldigen Blüthe Südafrika's unter englischer Herrschaft auch nur träumen zu wollen, wäre mehr als optimistisch. Aber es muß zugegeben werden, daß es England gelingen kann, mit der Zeit eine solche Blüthe herbeizuführen, wenn es die richtigen Leute hinsendet und wenn die Buren Frieden halten. Was den ersteren Punkt angeht, so ist es bemerkenswerth, daß die Buren den unverständigen, ihrer Sprache meist nicht mächtigen britischen Civilbeamten mehr fürchten und hassen als das strammste Militärregiment. Das offenbare Bestreben Englands, eine wirkliche Versöhnung mit dem Burenelement anzubahnen, läßt aber Gutes hoffen. Man hat nicht daran gedacht, den besiegten Gegner nach dem Recept Dick Seddons, des redelustigen Premiers von Neu-Seeland, zu einem Bürger zweiter Classe zu machen; Kriegssteuern sind dem Grundbesitz nicht auferlegt; zum Wiederaufbau der Farmen wurden beträchtliche, wenn auch nicht voll ersetzende Zuschüsse und ein liberaler Kredit gewährt, und in nicht all zu großer Ferne winkt die Selbstverwaltung.

Als Widerhall ermahnen die Burenführer ihre Leute, an der socialen Wohlfahrt des Landes mitzuarbeiten. Sie werden es voraussichtlich thun, wenn England sie vernünftig regiert, ihnen in der Sprachenfrage nicht unbequem wird und jeden Versuch der Anglisirung ihrer Schulen vermeidet. Schwierige Punkte bleiben natürlich in Menge bestehen und einer darunter ist, ein Einvernehmen zwischen den handsuppern — insbesondere Denjenigen, die im Solde Englands gefochten haben — und ihren bis zum Ende ausharrenden Landsleuten herbeizuführen. Schon ist es zu argen Reibereien gekommen. Der Bur vergißt und vergiebt trotz seiner Bibelfestigkeit nicht leicht, und es wird ihm in diesem Falle um so schwerer werden, als britischerseits jenen Leuten besondere Vortheile nach dem Friedensschluß zugesichert sind. Aber schließlich dürften die Zeit und gemeinsame Interessen dennoch ihre Wirkung thun.

Für das Gedeihen der ehemaligen Burenländer kommt Dreierlei in Betracht: ihre Verbindungen nach außen wie im Innern, die Mineninduſtrie und die Ausnutzung des Bodens durch Ackerbau und Viehzucht. Nach außen hin erhält die Colonie Transvaal voraussichtlich, was der Traum der südafrikanischen Republik war: einen Hafen. Die dort an der portugiesischen Grenze gelegene Kosi-Bucht soll mit einem Stücke des Zululandes zu Transvaal geschlagen werden, wogegen die Bezirke Vryheid, Utrecht und der größere Theil von Wakkerstroom an Natal übergehen würde. Vielleicht wird Transvaal dann auch noch in engere Beziehung zu seinem früheren Verbindungspunkt mit dem Meere gebracht: zur Delagoa-Bucht, falls nämlich das neuerdings aufgetauchte Gerücht: England sei dabei, das in Frage kommende Gebiet von Portugal zu erpachten, zutreffend sein sollte. Besonders wahrscheinlich ist das nicht. Dagegen kann als sicher angesehen werden, daß der schon von Kitchener — z. Th. zu Zwecken der Kriegführung — in's Auge gefaßte Bau neuer und ergänzender Eisenbahnlinien nicht auf sich warten lassen wird. Eine Durchsicht und Neuregelung der Zollgesetzgebung erscheint unerläßlich.

Die Mineninduſtrie wird — nicht bloß bei Johannesburg — rasch aufblühen, wenn sie auch — sehr zum Leidwesen der Shares-Besitzer — zur Deckung der Kriegsschulden wie zu Wohlfahrtseinrichtungen für das Land mit herangezogen werden dürfte. Sie muß und kann das ertragen. Schwierigkeiten wird die Beschaffung der erforderlichen Arbeitskräfte verursachen, da auf die durch den Krieg theilweise zu einem bescheidenen Wohlstande gelangten Kaffern kein rechter Verlaß mehr ist. In einzelnen Bezirken droht aus der Haltung der durch Verwöhnung von britischer Seite übermüthig gewordenen Schwarzen geradezu eine ernste Gefahr für das Land zu erwachsen. Was die Arbeiterfrage betrifft, hat man schon — versuchsweise — die Herüberschaffung von zweihundert chinesischen Kulis in die Wege geleitet. Auch von Hindus ist die Rede gewesen, aber wohl mehr im Sinne der Besiedelung. Sicher wird sich nun auch ein Strom von abenteuerlustigen weißen Einwanderern über Südafrika ergießen, sofern nicht England, wie leicht möglich, für die ersten Jahre noch unter dem Vorwande unnormaler Verhältnisse einen wohlthätigen Riegel vorschieben wird. Als einfache Grubenarbeiter sind Leute dieser Art meist eben so wenig zu verwenden wie als Ansiedler. Wird die Mineninduſtrie — auch Kohlenschätze giebt es zu heben — dem Lande in Zukunft den Glanz verleihen und in den von ihr geschlossenen Mittelpunkten dessen Intelligenz verkörpern, so beruht doch seine Zukunft auf der Besiedelung. Hier kommen im Grunde genommen nur die Buren in Frage, denn die Kaffern sind für die culturelle Entwickelung des Landes ganz ohne Bedeutung, und so wird voraussichtlich der den Landfrieden nicht fördernde Gegensatz zwischen dem burischen platten Lande und den englischen Städten bestehen bleiben. Wenn Balfour kürzlich von dem „schließlich doch im Blut und im Empfinden alliirten Rassen“ sprach, die in ein zufriedenes Gemeinwesen aufgehen würden, so ist das wenig mehr als eine vage Hoffnung. Eine Rassenvermischung ist heute noch weniger wahrscheinlich, als wie sie es vor dem Kriege war; außerdem hat sie, wenn sich umgekehrt auch manche junge Buren in einer gewissen Engländerei gefallen, nicht selten zu einer „Verburung“ der eingeheiratheten Engländer geführt. Die Buren stellen als autochthones Element die stärkere Rasse dar. Der Engländer ist vor allen Dingen — von einigen colonials abgesehen — als Farmer im südafrikanischen Veldt wenig geeignet, und daher werden auch alle Bemühungen der Militärbehörden, ausgediente Soldaten auf dem Boden der ehemaligen Burenstaaten seßhaft zu machen, sowie alle Bestrebungen der in London entstandenen Ansiedelungsgesellschaft nicht zu einem dauernden Erfolg führen. Ganz verkehrt wäre der Versuch, englische Siedler über das weite Land zu vertheilen; nur die Besiedelung ganzer Bezirke mit Briten verspricht die Möglichkeit eines guten Ausganges. Das wird aber, schon aus vermögensrechtlichen Gründen, nicht gut angehen. Ein etwas anderes Gesicht könnten die Dinge durch die Ausführung eines gewaltigen Bewässerungsprojektes — die Kosten wurden für Kap-, Orangefluß- und Transvaalcolonie auf 30 Millionen Pfund Sterling veranschlagt! — erhalten, das statt der Viehzucht einen intensiven Ackerbau gestatten würde. Aber das ist Zukunftsmusik, und so werden denn die Buren wahrscheinlich wieder Herren im platten Lande sein und sich Dank ihrer Fruchtbarkeit rasch vermehren; 53000 heimkehrende Kriegsgefangene und 20000 Kämpfer bis an's Ende sind immer noch ein beachtenswerther Stamm an Männern. Von Ausrottung des Burenvolkes kann trotz der Opfer des Krieges und der Versammlungslager nicht die Rede sein. Freilich werden auch einzelne Burenfamilien, denen die neue Ordnung der Dinge nicht gefällt, trekken. Wohin? Argentinien und Kanada haben Ländereien für solche Auswanderer angeboten; auf Madagaskar hat Galieni ihnen 200000 ha zu je 2 Frcs. zur Verfügung gestellt; Deutsch-Südwestafrika lockt mit seinem bereits vorhandenen kleinen Burenstamme. Aber zu Auswanderungen solcher Art gehört Kapital, und mancher der „Unversöhnlichen“ ist durch den Krieg derart verarmt, daß er schon wohl oder übel im Lande bleiben muß. Mancher von ihnen mag im verschlagenen Burengemüth auf den Tag der Vergeltung hoffen, und Manchen mag auch der Gedanke trösten, daß Südafrika sich eines Tages — allen imperia-

listischen Träumen zum Trotz — dennoch van England ablösen und daß die „südafrikanische Conföderation" zur Thatsache werden wird. Afrika für die Afrikander, gleichviel ob britischen oder holländischen Stammes.

Astrologische Muthmaßungen.*)

Von Albert Kniepf (Hamburg).

Der Aufsatz in der „Gegenwart" Nr. 9 und 10 „Aus dem Reiche der Astralogie" hat die Leser über ein heute zu Unrecht mißachtetes Gebiet der menschlichen Erkenntniß zu unterrichten versucht, abwahl dies in zureichender Weise nur durch viele Studien zu erzielen ist, die jedoch nicht Sache Vieler sein können. Ich bemerke hier für neue Leser nur im Allgemeinen, daß ein Geburts-Horoskop ein Gebilde von im Verhältniß zur Fülle des wirklichen Lebens sehr wenigen schematischen Schicksalsmotiven nach den Stellungen von Sonne, Mond und Planeten in der Minute der Geburt ist, aus welchen sich jedoch noch nicht alle Ereignisse des Lebens in ihrer Absalge und ganzen Mannigfaltigkeit ersehen lassen. Es fließt aber aus dem Horoskop eine Gesetzmäßigkeit der Schicksale, unserer Handlungen sowohl, wie der Beziehungen und Zufälle. So wiederholen sich bei manchen Personen die Verletzungen den Körpertheilen nach; der Eine neigt zu Schäden an den Füßen, der Andere am Kopf, an den Augen, Ohren, Hals, Brust u. s. w. Jener hat Glück aber Unglück mit Reisen, mit Festlichkeiten, mit Geld, Anstellungen, Freunden, Processen, Gewinnen, Geschenken, der Eine nimmt Schaden durch Feuer, der Andere durch Wasser u. s. w., und dies reicht viel weiter noch als man denken sallte. Desbarolles macht darauf aufmerksam, daß Napaleon I. auf einer Insel gebaren war, auf eine Insel (Elba) verwiesen wurde, schließlich von Insulanern (den Engländern) auf eine dritte Insel verbannt und hier, wiederum auf einer Insel, starb. Man mag das für ein ariginelles Spiel des „Zufalls" halten, aber auch der Zufall hat seine Gesetze nach unserem Wesen, wir gerathen gemäß diesem, ohne es zu wollen und zu wissen, in sein Getriebe, was man sich durchaus nicht metaphysisch und mystisch vorzustellen braucht, so wenig es mystisch ist, daß der Magnet gewisse Metalle anzieht, um einen allerdings sehr einfachen Vergleich zu benutzen. „Mystisch" ist allerdings auch hieran zur Zeit noch, wieso diese Metalle gerade und nicht auch andere magnetisch reagiren.

Zuweilen vererben sich sogar Schicksalsanlagen, wie sich auch Krankheit und Gesundheit vererbt, aber in unverkennbaren Wiederholungen ist jenes sehr selten und wird vielseitig verändert sein. Ferner gehört zu den Gesetzlichkeiten der Schicksale auch die bekannte Verdoppelung oder Wiederholung der Zufälle innerhalb enger Zeitgrenzen, wie bei Bränden, Eisenbahnunfällen u. s. w., was durch die Mundan-Horoskope (für Saciales im Allgemeinen geltende Himmelsfiguren) angezeigt wird. So häuften sich die schweren Unfälle in der Zeit von Mitte bis Ende December 1901. Am 17./18. December herrschten vialente Aspecte: Mars Parallel Sonne, Mars Conjunction Jupiter, am 18. Merkur Conjunction Uranus und Parallel Mars, am 21. Mars Parallel Uranus, Neptun Parallel Saturn, während am 14. die gewichtige Conjunction von Mars und Saturn vorauf gegangen war.

Die englischen Kalender prognosticirten für December „Eisenbahn-Katastrophen und Explosionen mit schwerem Verlust an Menschenleben". In der That häuften sich die Unfälle sehr. Am 18. Bahnunfall bei Eldenau (Pommern) mit Verletzungen, am 18. eine Entgleisung bei Königshütte, Bahnpersonal kammt zu Schaden, am 18. Zusammenstaß zweier Expreßzüge in Californien und eine Gasexplosion in Pittsburg, zehn Arbeiter todt, fünf verletzt. Am 20. eine Bahn-Callision in Lyan, drei Menschen todt; am 21. das schreckliche Bahn-Unglück bei Altenbeken, am 23. ein Brand-Unglück in einem Tunnel in Liverpool. Am 18. erfolgte auch ein gewaltiger Erdsturz auf dem Mahlberge in der Rheinprovinz mit vieler Verwüstung. Es ist aber noch nicht Alles gewesen.

Diese Häufung schwerer Unfälle ist also nicht zufällig, denn man konnte sie anderthalb Jahr vorher ansagen. Der Zusammenhang mit den obigen Gestirn-Canfigurationen und weiter zurück mit dem obiger Prognose zu Grunde gelegten Neumond-Horoskop am 11. December ist augenscheinlich. Ein Unglück, sagt das Sprüchwart, kommt selten allein; man sieht hier, warum das wahr ist.

Man könnte die Astralogie geradezu als die Wissenschaft des Zufalls bezeichnen, wenn sie nicht unendlich mehr noch enthielte. Sicher aber erklärt sie Vieles auf anderem Wege vielfach nicht weiter Erklärliches, und insafern trägt sie zur Befriedigung des Erkenntnißtriebes viel bei. Eine merkwürdige Duplicität der Fälle ist, wofern es sich nicht etwa um einen und denselben Varfall handeln sollte, dem König Gearg van Griechenland im Januar 1902 passirt. In einer und derselben Zeitungsnummer finde ich zwei Berichte van Angriffen auf den König; der eine ältere Bericht erzählt von einer Affaire mit einem noch ziemlich wilden Strauß im zaologischen Garten. Der König hatte die Einfriedigung dieser Vögel betreten und wurde von dem Thiere attaquirt. Der Director des Gartens, Germanos, sprang dazwischen, so daß sich der König retten konnte, während der Helfer einen gefährlichen Kampf mit dem wüthenden Vagel zu bestehen hatte und Verletzungen erlitt. Dann berichtete ein Telegramm vom 24. Januar von dem Attentatsversuch eines geistesgestörten Menschen auf den im Garten zu Phaleron auf dem Spaziergange befindlichen hahen Herrn, was ganz ebenfa verlief wie oben, indem sich ein Beamter des Gartens dazwischen warf und einen Messerstich davontrug. Der König hatte also damals Einfluß für Attaquen van einem wilden Thier und einem „wilden Mann", beide Male bei Gelegenheit von Erhalungen in Gärten, und zugleich beide Male mit Errettung aus der Gefahr. Es liegt im Schema seines Horoskops. Er ist nach einem englischen Almanach am 24. December 1845 Morgens ca. 7½ Uhr zu Copenhagen geboren. Die Sonne steht im fünften Hause in Quadratur des Mars und Uranus; es sind Aspecte für Conflicte, für Streit, Krieg und Angriff; die Sonne ist aber bei diesen an sich keineswegs günstigen Aspecten und deren Affairen durch eine sehr gute Verbindung des Jupiter im Gedrittschein und durch den Mand auch geschützt. Das fünfte Haus bezeichnet auch Erholungen neben anderen, für einen Fürsten wichtigeren Dingen, und abgesehen von den erzählten beiläufigen Affairen sahen wir auch die abigen, palitisch sehr bedeutsamen Constellationen wirksam im Kriege mit der Türkei 1897, der recht übel für Griechenland zu verlaufen drohte, wenn sich nicht die Mächte in's Mittel gelegt hätten. Hier kam die varzügliche und wahrhaft fürstliche Position des Jupiter am aberen Meridian und im Parallel mit demselben, sowie im Triganus Sonne, diese auch das erste Haus regierend, recht sichtbar gegen die fatalen Aspecte des Horoskops zur Geltung und brachte Rettung.

Beobachtungen wie diese dürfte Mancher bei sich und Anderen machen können, man hat bisher nur nicht dies interessante Gebiet der Schicksals-Tendenzen erkannt. Astrologisch tritt es am klarsten hervor, aber hierzu sind viele Studien an Horaskapen nöthig und natürlich auch der zu-

*) Auch wer die Kniepf'schen Prämissen durchaus ablehnt, wird an seinen Gedankenspielen Gefallen finden und mit Interesse den fesselnden Ausführungen über die merkwürdige Materie folgen, der Kniepf seine Lebensarbeit gewidmet hat. D. H.

gehörigen Personen und ihres Lebenslaufes. Doch man hat sich auch an die ewige Sprache des Himmels erst zu gewöhnen, wäre sie nicht die stets gleiche Symbol- und Runenschrift, so gäbe es keine Astrologie, die Wahrsagung daraus ist auch nur, wie man sieht, eine besondere Anwendung und Zubehör, was fast immer vergessen zu werden pflegt, da sich der Sinn der Menschen meist nur auf ihre Zukunft richtet. Sie wollen in ihren Aengsten Gewißheit haben, wie es kommen wird, es ist ein nur zu leicht erklärliches Bedürfniß bei der so geringen Tragweite der verstandesmäßigen Voraussicht. Doch sind der biographischen Verwickelung getreue Vorausbeschreibungen schwer zu geben, zum Glück für Manchen, kann man wohl sagen. In allgemeiner Weise ist die Zukunft zuweilen klar ersichtlich, man kann auch ein besonders gutes Horoskop von üblen leicht unterscheiden, aber man kann die Neugier in den Einzelheiten nicht mit der erwünschten Genauigkeit auf viele Jahre hinaus, und namentlich nicht auf eine einfache mühelose Weise befriedigen. Es erfordert in der Regel ein rechnerisches Material, zu dessen Ermittelung viel Zeit und Geschick gehört. Manches darunter ist allerdings auch einfacherer Natur. Der Roman des Lebens kann aber nicht im Voraus geliefert werden.

Jedermann wird zugeben, daß die Regierung der Königin Victoria von England in ihrem langen Leben von Erfolgen sehr begünstigt war. Der Astrolog und britische Hauptmann Morrison (Zadkiel) beschrieb ihr Horoskop in seinem Almanach für 1831 (die Prinzessin war am 24. Mai 1819 Morgens 4 Uhr 15 Minuten geboren) und sagte: „Wie verschieden ist diese Nativität von derjenigen der unglücklichen Prinzessin Charlotte! Sonne und Mond waren gerade aufgegangen, in männlichen Zeichen und im Mundan-Sextilaspect mit Jupiter, der hervorragend im zehnten Hause und im zodiacalen Sextilschein mit Mars steht. Sieben Gestirne sind über dem Horizont, große Auszeichnung und einen ehrenvollen Namen bedeutend. Die nicht gutartigen Planeten sind fallend, also schwach postirt, die Himmelsmitte hat das Parallel der Declination mit der Sonne — ein sicheres Zeichen öffentlicher Ehren! Daher ist klar, die Prinzessin war für den Thron geboren, obgleich Viele zwischen diesem und ihr bei ihrer Geburt standen. Ich bin geneigt zu glauben, sie wird im 21. Jahre heirathen unter der Primärdirection der Sonne in Conjunction Venus 20° 49′.“ Sie heirathete thatsächlich unter dieser längere Zeit wirkenden Direction im Februar 1840. Indem auch Morrison sagte, daß es für England nicht gut gewesen wäre, wenn die mit einem beklagenswerthen (deplorable) Horoskop versehene, damals schon verstorbene Charlotte auf den Thron gekommen wäre, so gelten die obigen Verheißungen also zugleich für das Wohl Englands unter Victoria, die 1837 den Thron bestieg. Von ihrem zukünftigen Gemahl deutete Morrison, wie es nicht anders aus dem Horoskop der Gattin im Voraus möglich ist, ganz allgemein nur an, daß er ein großer, schöner und begabter (ingenious) Mann, doch „nicht sehr glücklich“ sein würde. Aufsehen erregte 1861/62 seine Prognose auf ein gefährliches Jahr für den Prinz-Gemahl, der auch December 1861 starb. „Der diesjährige Lauf des Saturn,“ schrieb Morrison in seinem Almanach für 1861, „ist übel für alle Personen, welche am 26. August oder in diesen Tagen geboren sind, ich bedaure den Prinz-Gemahl unter den Betheiligten zu sehen“, und auf einer anderen Seite des Kalenders hieß es, daß „1861 übel sein würde für den Vater des Prinzen von Wales.“ Wenn man sich viel mit Prognosen beschäftigt, kann man deren wie hier viele mit Glück machen, doch braucht es sich nicht um Todesfälle zu handeln, sondern die näheren Bestimmungen sind sehr mannigfaltig, jedoch nicht immer leicht zu geben. Der Saturnlauf über die Geburtssonne oder auch am Mond genügt an sich nicht zu einer großen Krise, bemerklich macht er sich in der Regel sehr, besonders wenn er mehrere Male in einem Jahre stattfindet, anderenfalls ist es oft nicht von Belang. Es kommt viel auf die sonstigen Constellationen an, wie in der sehr verwickelten Geburtsastrologie stets.

Die Physiker haben es mit ihren Prognosen der Bahnen und Constellationen der Himmelskörper leichter; gerathen sie an complicirtere Dinge, wie die Wetterkunde und noch mehr die Medicin, so ist die größte Unsicherheit selbstverständlich. Doch trifft in der Astrologie Manches genau zu, wie z. B. der für Juli 1900 in Zadkiel's Almanach von Pearce prognosticirte „Trauerfall in der königlichen Familie“ — der Herzog von Coburg-Gotha starb am 30. Juli. Diese Prognose und die gleichzeitige Voraussicht des Verfassers für Juli-August, daß der König von Italien von heimtückischen Feinden und Anarchisten bedroht sei — er wurde am 29. Juli ermordet — sind zwei genaue, zwölf Monate vorher verfaßte Prognosen, die dem Autor eine Anerkennung in der englischen Zeitung „Daily Mail“ eintrugen.

Schlagend war auch die Prognose in Zadkiel's Almanach für 1902 aus dem Mundan-Horoskop der Sonne im Widderpunkt 21. März a. c., wo es für St. Petersburg heißt, daß viele Morde und Aufstände im russischen Reiche zu erwarten wären, und daß ein Staatsminister einem verhängnißvollen Handstreich ausgesetzt sei. Am 7. April hatte der Polizeiminister Trepow einen Attentatsversuch zu bestehen, am am 15. April wurde der Finanzminister ermordet, und im Mai fand ein Attentat auf den Gouverneur von Wilna statt. Was kann man hier noch gegen die Astrologie vorbringen? Anläßlich der tragischen Wendung zur Krönungszeit König Eduard's und des wiederholten Aufschubs dieses Festes bestätigt sich die Prognose von E. Hugh in den „Coming Events“ April 1901 S. 226: „Die astrologischen Anzeigen sind nicht hoffnungsvoll und ich wage die Vorhersagung: Se. Majestät König Eduard VII. wird niemals gekrönt werden.“

Es läßt sich darüber streiten, welchen praktischen Werth die fortlaufenden politisch-socialen Prognosen haben, da in Vieles nicht vorhergesehen werden kann und nur ein gewisser Procentsatz ganz klar zutrifft. Doch wissenschaftlich verdienen sie alle Aufmerksamkeit, weil es nicht auf die Prognosen selbst so sehr ankommt, als auf die Wahrheit der Sache überhaupt!

Daß auf die Politik durch das Hülfsmittel der Astrologie annähernd richtig Schlüsse gezogen werden können, zeigen eine große Anzahl Prognosen von hierfür befähigten Astrologen, denn es kommt viel auf das Horoskop des Astrologen selbst an, in welcher Richtung sich seine Kunst am besten bethätigt. Für das Frühjahr 1901, vom 21. März bis 23. Juni, schrieb Pearce mit Bezug auf die Türkei: „Zu Constantinopel ist Mars im vierten Hause (des Mundan-Horoskops am 21. März also) bedeutsam für fortgesetzte Anfeindung der Regierung, Aufstände, Feuersbrünste und gespannte Beziehungen zu einer fremden Macht.“ Der Sultan sandte im März 5000 Soldaten an die bulgarische Grenze; er befürchtete ferner für sich selbst Meuchelmord; im Mai fiel ein großer Post-Conflict mit den Mächten vor; Rußland ertheilte zwei Mal Warnungen wegen der gesetzlosen Zustände in Albanien; und ein Feuer entstand im Harem und in den Schlafgemächern des Sultans, was ihn sehr beunruhigte, mehrere Würdenträger wurden verbannt. Es entspricht völlig der Prognose.

Für das Sommerquartal, Horoskop auf „Sonne im Krebs“, prognosticirte Pearce mit Bezug auf die Türkei weiter: „Für Constantinopel ist Mars sehr nahe dem unteren Meridian im zodiacalen Zeichen der Türkei, was auf Krieg deutet. Die Feinde des Sultans, die heimischen wie die fremden, sind hartnäckig.“ Im August aber spitzte sich der Streitfall mit Frankreich zu, der französische Gesandte bricht sogar die Beziehungen zur Pforte am 22. August ab! Unter dem Monat August heißt es aber nun genau, daß die stationäre Position des Uranus 12° 53′ Schütz für mehrere Länder,

darunter auch für Frankreich „kritisch“ sein würde, und diese Position fällt um den 22.—25. August! Man sieht, in gewissen Grenzen sind die Prognosen oft richtig, die näheren Umstände kann man jedoch wegen der Vermischung der Einflüsse nicht erkennen, und wenn keine gewichtigen hinzukommen, so wird ein solcher Aspect von geringerer Bedeutung sein.

Vielleicht hat es Interesse für eine Anzahl meiner Leser, zu wissen, was die französische Republik mit dem 18. Grade des Schützen zu thun hat. Die Diagnose ist nämlich gemacht unter Berücksichtigung des Heroskops für die Erklärung der neuesten französischen Republik am 4. September 1870 Nachm. $4^3/_4$ Uhr zu Paris. Die Sonne stand hier 11° 55′ Jungfrau, der Ascendent (östliche Cardinalpunkt eines Horoskops) ist 27° 7′ im Steinbock. Der obige Uranus war im Stillstande in schlechten Aspecten zur Sonne, zum Ascendenten und außerdem auch zum Mars der obigen Himmelsfigur! Schon einmal im März 1900 war dies der Fall gewesen und um diese Zeit machten sich die chinesischen Wirren schon bemerkbar. Man findet sie vorausgesagt in Zadkiel's Almanach für 1900 aus dem Mundan-Horoskop vom 21. März für Peking S. 57.

Mancher wird aber doch noch an der Wirkung eines solchen Horoskops der Republik zweifeln. Es hat sich aber auch erst kürzlich wieder bewährt, als Saturn am 8. Mai 1902 im Grade des obigen Ascendenten und somit auch im Gegenschein des Mars vom 4. September 1870 stationär war. Für diese Zeit sagte Pearce (s. Zadkiel's Almanach) „eine ernstliche Krise“ für Frankreich vorher. Das Ungewitter kam auch, aber es war nicht politischer Natur, sondern es erfolgte der Ruin eines wichtigen französischen Colonialbesitzes, der Insel Martinique durch die bekannte vulkanische Katastrophe, die genau mit dem 8. Mai völlig ausbrach und zum wahren Unglück für Frankreich ausartete. Die Prognose warnte „vor inneren und auswärtigen Gefahren und commerzieller Depression.“ Es ist wieder ein Beispiel, wie man astrologisch ein starkes Gewitter heraufziehen sieht, aber man kann nicht immer wissen, wo die Blitze einschlagen werden.

Die Combination mit dem Erdbeben war schwierig, und man kommt vor Allem auf so seltene Verknüpfungen nicht, aber das Erdbeben vom Mai ist in Zadkiel's Almanach ebenfalls nicht übersehen, und bei Besprechung der im südlichen Ocean sichtbar gewesenen partiellen Sonnenfinsterniß vom 7. Mai Abends, die von starken Constellationen für Erdbeben, wie sie Morrison aufgestellt hat, begleitet war, heißt es S. 59: „Ein Erdbeben ist sehr wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des Mai, wenn Jupiter die genaue Quadratur zum Ort der Eklipse bildet und Mars diesen Ort selbst passirt.“ Dies war der Fall um den 19. Mai. Jedoch standen Sonne und Mond bei der Eklipse schon stark in Quadratur des Jupiter, viele planetarische Aspecte waren vom 2. Mai an vorhergegangen und Saturn wurde stationär, was astrometeralogisch neben der Quadratur des Jupiter am wichtigsten ist.

Die Anzeichen der Unruhe des Mont Pelée setzten schon mehrere Tage mit den, der Eklipse vorhergehenden gehäuften Aspecten ein und der ärgste Ausbruch erfolgte nur wenige Stunden nach der Eklipse am 8. Morgens, St. Pierre zerstörend; mit dem 19./20. Mai erfolgte eine neue Katastrophe, in ihren Folgen noch verhängnißvoller als die erste, dies Mal für Fort de France vernichtend, auf St. Vincent brach ein neuer Vulkan aus, weitere Eruptionen wurden befürchtet, und eine starke Erregung der vulkanischen Thätigkeit zeigte sich im Mai auch in Nord- und Südamerika! Auch in Thüringen zeigten sich Erdbeben. Im Uebrigen dürfte hier auch die Eklipse vom 22. April mitgewirkt haben.

Man sollte meinen, die modernen Physiker müßten hier stutzig werden und wenigstens zur Ueberlegung kommen, daß sie sich mit ihrer Vornehmthuerei gegenüber dem „Aberglauben“ Kepler's übereilen, aber da, wie man sagt, eine Schwalbe noch keinen Sommer macht, so will ich hier noch mit einigen weiteren Beispielen aufwarten:

Am 15. Juli 1853 fand ein furchtbares Erdbeben Nachmittags $2^1/_4$ Uhr zu Cumana statt, bei welchem Tausende von Menschen zu Grunde gingen. Am 6. Juni 1853 war eine Sonnenfinsterniß im 16. Grade der Zwillinge gewesen. In Zadkiel's Almanach für 1853 hatte Morrison prophezeit: „Da Mars und Saturn im Stier und für Panama in dem (der Eklipse) vorhergehenden Eckhause sind, so zweifle ich nicht an einem schrecklichen (fearful) Erdbeben auf dem Isthmus von Darien; die Erdstöße könnten sich entlang der Nordküste von Südamerika ausdehnen, bis Honduras, Californien, Florida. Diese Ereignisse mögen um den 16. Juli erwartet werden.“ Es traf genau ein, und Cumana liegt auch an der Nordküste von Südamerika.

Hier war wieder mit der Thatsache der oft langen „Nachwirkung“ mancher Gestirnconstellationen — besonders bei Eklipsen zeigt sie sich — gerechnet, denn am 15./16. Juli lief Jupiter im Gegenschein zum Ort der Eklipse am 6. Juni, während gleichzeitig Mars ihn durchquerte. Außerdem war der Mond während des Erdbebens im Gegenschein zum Ort des Mars vom 6. Juni! Die Anzeigen sind also complicirt, auch sehr verschieden für andere Fälle.

Endtich kann auch hier der zuweilen beliebte Einwand einer „Suggestion“ durch astrologische Prognosen nicht mehr geltend gemacht werden, denn Gott Vulkan ist nicht so leicht suggestibel wie die moderne Bildung in Bezug auf die Lehre vom astrologischen Aberglauben.

Im obigen Falle war auch die Oertlichkeit des Erdbebens, wie im Voraus angesagt, zutreffend, aber sie kann nicht immer stimmen, da uns hier noch Vieles nicht bekannt ist. Richtig war aber auch insofern die Prognose von Pearce S. 27 seines Almanachs für 1899 Monat August: „Spanien kann von Glück sagen, wenn es einem Erdbeben entgeht.“ Am 9. August fanden sieben Minuten anhaltende Erderschütterungen statt zu Corunna, Ponte Vedra u. a. Orten. Ich mache auf die Grundlage auch dieser Prognose aufmerksam, nämlich Uranus war am 12. August stationär in 3° 59′ 3″ Schütz (laut Berechnung von Pearce) und Saturn war stationär am 21. in 17° 2′ 24″ Schütz. Stationäre Positionen der Planeten wirken oft zu Erdbeben mit, jedoch neben anderen Bedingungen; die Physiker werden kurz über lang ihre Theorien entsprechend revidiren müssen.

Diese und andere Gestirnpositionen treten so gesetzmäßig auf, daß man schlechterdings vermuthen muß, sie tragen zu den Erderschütterungen bei, indem sich irgendwie ein dynamischer oder elektrischer Einfluß geltend macht, was auch Morrison annahm. Wenn man ferner heute glaubt, daß Ebbe und Fluth durch die Gravitation von Sonne und Mond bewirkt werden, so hat man gar kein Recht, ihren Einfluß bei Erdbeben durchaus zu leugnen. Dasselbe gilt von den bekanntlich Gravitations-Störungen bewirkenden Planeten, und man weiß heute noch nichts darüber, was solche Störungen für Nebenwirkungen haben, d. h. man weiß, daß sie solche elektromagnetische Art haben müssen, aber man hat sich noch nicht darum bemüht — eben wegen der fatalen Astrologie!

Hier ist ein anderer Fall, ganz gleich den obigen. Am 3. August 1822 fand eine Mondfinsterniß in Quadratur des Saturn und im Aspect mit Mars statt, Venus lief im Gegenschein mit Uranus, also alles meteorologisch erregende Begleitaspecte. Als Saturn in die noch genauere Quadratur zum Ort der Eklipse kam und zugleich stationär wurde, ereignete sich in Syrien am 13. August 1822 ein großes Erdbeben mit Ruin vieler Städte, das 20000 Menschen das Leben kostete.

1831 gab der astronomisch durchaus erfahrene Morrison seinen ersten astrologischen Kalender heraus (Zadkiel's Almanach), es war ihm lediglich um die Sache und ihre Wahrheit zu thun, von ihm rühren zahlreiche richtige Voraus-

sagungen, meteorologische wie rein „astrologische" her, und ihm verdanken wir eine Aufstellung auch der Bedingungen für Erdbeben den Himmelserscheinungen nach (s. Science of the Stars von A. J. Pearce, I. Auflage 1881, II. Auflage 1898, und dessen Textbook of Astrology, 2 Bde.). Geradezu verblüffend richtig war seine Prognose über die ringförmige Finsterniß vom 6. März 1867, daß ihr Erdbeben in Kleinasien auf dem Fuße folgen würden. Noch am selben Tage begannen die Erdstöße in Mytilene und dauerten in den folgenden Tagen fort mit vieler Zerstörung an Gebäuden und unter vielem Verlust an Menschenleben. Das Erdbeben war bis Smyrna und Constantinopel und auf den dortigen Inseln allenthalben fühlbar.

Man wird also schließlich nicht umhin können, diesem Zusammenhang alle Aufmerksamkeit zu schenken. Sicher sind die Erdbeben nur ganz besonders hervortretende Schwankungen des vulkanischen Dynamismus, der aber durch kosmische Potenzen beeinflußt wird. Zeigen dies die jetzigen Instrumente der Physik nicht an, so muß man auf weitere Verfeinerungen der experimentellen Naturwissenschaft warten, denn mit dem einfachen Ableugnen obiger Thatsachen befindet man sich auf dem Irrwege, den man wie nach so angesehener Seite die Gegnerschaft, in der Regel ohne Sachkenntniß einschließlich der Astronomen, auch ausgehe. Kepler glaubte, daß die Aspecte auf eine in der Erde verborgene Kraft wirken, und man kann annehmen, daß die Gestirne je nach den irdischen Lebensformen wirken, physikalisch, physiologisch und psychisch, denn auch die physikalischen Erscheinungen sind überall mit dem Leben verknüpft, das Universitäts-Prof. v. Schrön in Neapel auf Grund jahrelanger mikroskopischer Experimente auch den Gesteinsformen und Krystallen zuzuschreiben sich nicht scheut! Selbstredend stößt er auf sensationelles Erstaunen der nur auf die Lehre von „todten Kräften" gedrillten modernen Physiker. Die Physik giebt uns einen doch nur äußerlichen und bis jetzt auch noch immer sehr groben Leitfaden durch das Labyrinth der Natur, aber wenn man auch z. B. den Herzschlag als eine rein mechanische Wirkung ansehen kann, so sieht man damit noch lange nicht auf den Grund dieser Erscheinung. Die Entdeckung v. Schrön's ist eine der bedeutsamsten aller Zeiten! (Siehe dessen Brief an Prof. G. B. Milesi in Rom, veröffentlicht in der „Rivista di Filosofia e Scienze affini", October 1901, auszugsweise übersetzt auch von Hofrath Dr. H. Wernekke „Psychische Studien", März 1902). Er will, wie er ausdrücklich betont, die Grenze zwischen den Naturreichen nicht etwa verwischen, wenn er „den Nachweis der Einheit des biogenetischen Processes aller Wesen ohne Ausnahme erbringt und denjenigen, daß auf Erden nichts existirt, was nicht lebendig ist oder gelebt hat oder durch Absonderung, Ausscheidung oder Zersetzung von einem Lebewesen herrührt, und daß es selbst bei den rein chemischen Vorgängen ein Stadium der Annäherung an einen Lebensproceß giebt." Die moderne wissenschaftliche Weltanschauung, die die Natur außerhalb der Menschen und Thiere für „todt" und als rein mechanisch ansah, wird damit in revolutionärer Weise verändert, auch die anorganischen Gebilde leben gewissermaßen, sie haben ihre eigenen vitalen Energien, „auch der Krystall reiht sich den pflanzlichen und thierischen Formen durch sein Gewebe an, er besitzt ein Plasma, es giebt bei ihm einen Urstoff des entstehenden Individuums, und die Salze wie die Krystalle der plutonischen Gesteine und glühenden Laven haben ihre Zellen, die Steinzellen".

Diese Entdeckungen werden sicher Vielen noch wunderbarer erscheinen als die Astrologie. Wenn aber schon ein Krystall ähnlich einer Pflanze seine immanenten lebendigen Energien hat, so ist die Sonne noch viel weniger nur ein Klumpen feurigen Gemenges und die kosmischen physikalischen Kräfte sind Zubehör von eigenartigen makrokosmischen Lebensprocessen, die Gestirne deren Organismen, ähnlich wie Kepler und neuerdings Fechner es sich dachten. Kepler stellte sich Mangels einer genügenden physikalischen Erklärung vor, die Aspecte der Gestirne wirken auf eine „anima", auf eine der Erde innewohnende Kraft, „die tanzet, wie die Aspecte pfeifen." Es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß sich dies durch physikalische Forschungen bestätigt, von welchen man heute noch keine Vorstellung hat. Eine solche hatte jedoch bereits der sehr wenig bekannte Chemiker Martin Ziegler († 1893) durch seine, leider nur zu geringem Theile veröffentlichten Forschungen über eine zur Gruppe der Elektricität gehörige, besonders physiologisch wichtige Fluidform, mit welcher er z. B. die Bewegungen der sensitiven Pflanzen erklärte, diese zugleich als Prüfungsmittel benutzend. Ohne von der Meteorologie der Astrologen etwas zu wissen, hat er für Erdbeben dieselben planetarischen Bedingungen gefunden, wie sie Morrison aufstellte, wie Aequatorstand, stationäre und eng gehäufte Positionen der Planeten.

Nach Ziegler bringen diese ja bekanntlich dynamisch wirksamen Positionen auch eigenartige Veränderungen der Luft- und Erdelektricität hervor, und Kepler's Ansicht würde sich somit bestätigen. Hier verbirgt sich offenbar noch Viel der jetzigen kosmischen und sonstigen Physik nicht Bekanntes.

Literatur und Kunst.

Die Turiner Ausstellung für modernes Kunstgewerbe.

Von Eduard Engels (München).

Das Kunstgewerbe ist die Kunst der Häuslichkeit, und die Häuslichkeit ist das Königreich der Frau. „Und drinnen waltet die züchtige Hausfrau" ... Ob sich wohl die Künstler über diese Thatsache schon recht klar geworden sind? Ich habe das Gefühl, daß bei allen Versuchen, die überlieferte Gestalt unserer Wohnung zu erneuern, an die Frau und damit an das Wesen der Häuslichkeit am wenigsten gedacht wird. Wie die Maler Bilder schaffen aus den reinen Formen heraus, so glauben auch die Decorateure Möbel schaffen zu sollen, als abstracte Phantasiegebilde für eine „Welt als Vorstellung". Der goldene Rahmen, der das Gemälde von der Wirklichkeit trennt, umgiebt unsichtbar sichtbar auch die meisten Tische und Stühle, die heute gezimmert werden. Statt aus dem Verständniß des Lebens heraus schaffen die Zeichner aus dem Verständniß der Kunst heraus. Das Leben mag dann zusehen, wie es sich nachher zu ihren Schöpfungen in Beziehung setzt, es mag auf eine neue Art arbeiten, essen, schlafen, die Geselligkeit pflegen lernen: das Kunstgewerbe giebt den Ton an ...

Aber es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, auch Diejenigen der modernen Gewerbekunst nicht. Das Leben ist nun doch einmal stärker als die Kunst, und so lange ihm die Decorateure nicht dienen, übersieht es ihre Wirksamkeit. Es läßt sich ja auch mit den Möbeln der Großväter und Urgroßväter noch ganz gut Haus halten. Warum Besseres gegen Schlechteres eintauschen? Weil es die Mode vorschreibt: die Mode — es kann ja nicht geleugnet werden, daß sie eine große Macht, besonders über die Frau besitzt. Wäre nicht die Frau die Seele des Hauses, wer weiß, ob wir überhaupt jemals den Styl unserer Wohnungen wechselten. Indessen wird die Häuslichkeit nicht sowohl durch die Frau als solche, als vielmehr durch die Frau als Gattin und Mutter, durch den Charakter des Familienlebens repräsentirt. Je tiefer und auf je reinere Ziele das Familienleben gerichtet ist, um so weniger wird es das Bedürfniß haben,

dem Tagesgeschmack Rechnung zu tragen. Man wird an dem Kunstgewerbe der einzelnen Nationen geradezu erkennen können, welchen Wert ihr Familienleben und damit ihre ganze moralische Existenz besitzt. Die Leichtfertigen werden ihren Hausrath wie die Kleider wechseln, jeder Neuerung flatterhaft nachjagen; die Ernsthaften und Stolzen dagegen werden von der Mode Nichts annehmen, was ihrem inneren Wesen nicht gemäß ist, sie werden lieber noch schlecht gekleidet, als in dem Aufputz von Gigerln erscheinen.

In das geliebte Deutsch des kritischen Ausstellungsschreibers übertragen will das aber bedeuten: Lob und Tadel eines Möbels hängen nicht von seiner „Schönheit“, sondern von dem Grade seiner Ausdrucksfähigkeit für den Charakter des Volkes ab, dem es zum Gebrauch dienen soll. Ueber seine Schönheit können nur die Volksgenossen unter sich verhandeln, weil nur sie den Geschmack ihres Landes wissen; der Fremde dagegen überlegt: wie mögen die Menschen leben, die das gemacht haben, in welchen Häusern wohnen sie, was führen sie für ein Familienleben, welches ist bei ihnen die Stellung des Mannes zur Frau, der Kinder zu den Eltern, lieben sie mehr die Geselligkeit und die Straße oder die Zurückgezogenheit und den häuslichen Heerd, schwatzen sie oder arbeiten sie lieber?

Da ist z. B. auf der Turiner Ausstellung die riesige Abtheilung der Italiener. Man könnte sich über ihren Bombast nur ärgern, wenn man sie von dem deutschen Familienvaterstandpunkt betrachtete. Wer sich aber jenseits der Alpen auskennt, weiß, daß der Italiener kein häuslicher Mensch ist. Sein ganzes Dasein gehört der Oeffentlichkeit, dem Corso, dem Caféhaus, dem Vergnügungslocal. Er schwätzt, singt, raucht, trinkt, und wenn er Geld hat, schlägt er ein Pfauenrad. Dazu kommt nun, daß ihm aus der alten großen Zeit seines Landes ein gewisser Sinn für Größe übrig geblieben ist. Tausend grandiose Renaissance- und Barockpaläste stehen ihm täglich vor Augen, seine modernen Baumeister haben schon allein um der Symmetrie willen den Neubauten ein gewisses schwunghaftes Wesen mit Säulen, Bogengängen u. s. w. geben müssen. Alles vereinigt sich demnach, um seinen kunstgewerblichen Geschmack auf das Repräsentative zu richten, und es kann nicht Wunder nehmen, daß die Möbelmacher in all' jenem decorativen Schwulst schwelgen, dessen Ueberwindung bei uns eben als die vornehmste Errungenschaft der Moderne gilt. Da ist in der That fast kein Möbel oder Geräth, woran sich nicht dicke goldene Schnörkel fänden! Wo sich's nur irgend machen läßt, werden gleißende Verzierungen aus Perlmutter, blankem Metallblech, bunten Holzeinlagen angebracht. Allenthalben quillt eine Fülle plastischen Schmuckwerkes hervor, und es geschieht nicht selten, daß man vor lauter Blätterranken, Blumen, Thieren, menschlichen Gestalten, Fabelwesen kaum noch die Stelle findet, wo man sich auf einen Stuhl setzen oder in einem Bett schlafen legen soll ...

Etwas dem italienischen Wesen Verwandtes lebt theilweise in den Erzeugnissen der Ungarn und der Belgier. In Ungarn mag es ein später Nachklang des Orients mit seinem Gepränge, in Flandern eine nicht auszutilgende Erinnerung an die Barockzeit sein, welche die Ruhmeszeit der belgischen Kunst war. Jedenfalls lebt man in Budapester Häusern nicht viel anders als in denjenigen Brüssels. Insbesondere ist die Stellung der Frau an beiden Orten die gleiche: sie gilt mehr als die Prima Ballerina denn als die Mutter des Hauswesens. Alles macht ihr den Hof, ohne daß sie eigentlich herrschte. Der Mann behängt sie mit Geschmeide und Toiletten, aber sie bleibt ihm stets ein kostbares Spielzeug. Im Einzelnen divergiren dann belgisches und ungarisches Kunstgewerbe nach — ich möchte fast sagen nach den verwandtschaftlichen Beziehungen ihres Geschmackes. Ungarn erinnert unbewußt immer wieder an die asiatische Herkunft der Slaven, Belgien hält gute Nachbarschaft mit den Franzosen, die ja auch sein König so fleißig besucht. Drüben sind es vorzugsweise der schwere bunte Gold- und Silberschmuck, die brutal irisirenden Poterien und die flimmernden Mosaikgemälde, hüben die lichten Farben der Möbel und die espritvolle Leichtigkeit der Formgebung, die den Ausschlag geben.

Was nun die Franzosen anbetrifft, so weiß man zur Genüge, daß bei ihnen die Frau, die mondaine und demimondaine Frau die Herrschaft führt. Paris ist die Erfinderin der Damenmoden, und das Pariser Kunstgewerbe ist eine erweiterte Damenschneiderei. Das Pariser Kunstgewerbe besitzt allen Chic und alle Charme, die den graziösen Spazierfahrerinnen des Bois du Boulogne, den strahlenden Beautés in den Rängen der Großen Oper eignen. Am köstlichsten sind natürlich jene Dinge entwickelt, die zum unmittelbaren Gebrauch der Herrin dienen: Spitzen, Fächer, Stickereien und die unvergleichlichen Poesien in Gold und Diamanten von Lalique. Nächstdem kommen jene tausend Niaiserien, mit denen verliebte Cavaliere ihren Königinnen kleine Aufmerksamkeiten erzeigen: Zierrath für den Nippestisch, Gebrauchsgegenstände für die Toilette, Liebhaberausgaben von Büchern in zierlichen Einbänden, Riechfläschchen, Bonbonieren u. s. w. Das in der Ausstellung wenig vertretene französische Mobiliar achtet natürlich vor Allem darauf, zu den delicaten Toiletten und graziösen Bewegungen der Pariserin einen geeigneten Hintergrund zu schaffen. Es darf sich nirgendwo hervordrängen, damit Madame die Oberhand behalte, es darf kein ernstes Gesicht zeigen, da jene leicht und lustig erscheinen will, es darf weder große Kraft noch tiefe Empfindungen verrathen, da die Conversation auf einen oberflächlichen Ton gestimmt ist, es muß mit einem Wort etwas von dem correcten, unpersönlichen, uniformirten Wesen des hochherrschaftlichen Dieners annehmen, der zwar gewandt, geschniegelt und von gefälligem Aeußeren sein soll, dennoch aber bloß zum Schweigen und zum Gehorchen bestellt ist.

Die Japaner möchte ich wohl die Franzosen Ostasiens nennen. Nicht weil ich glaubte, daß ihr Familienleben, insbesondere das Leben ihrer Frauen, irgendwelche Aehnlichkeit mit dem französischen besäße, sondern weil auch bei ihnen die äußere Form so unendlich viel mehr als der innere Gehalt gilt, weil sie mit fast romanischer Hartnäckigkeit das Wie über das Was stellen. Kein Volk der Welt besitzt vielleicht heute ein so vollkommenes Kunstgewerbe wie die Japaner. In allen Techniken leisten sie das Höchste, was überhaupt darin zu leisten ist. Selbst die Franzosen können sich ihnen an geschmackvoller und gediegener Arbeit nicht vergleichen. Und das rührt daher, daß die Franzosen eben auch abendländische „Barbaren“ sind, so gut wie die übrigen Stämme des Westens. Auch bei den Franzosen waltet ja die barbarische Habsucht nach dem vielen Besitz, während der Japaner der zahlreichen Habe die kostbare lächelnd vorzieht. In so ein japanisches Häuschen mit seiner leichten, teilweise sogar verstellbaren Architektur kommen wohl Alles in Allem kaum so viel Möbel und Gebrauchsgegenstände wie bei uns in ein einziges Zimmer. Da kann man denn sehr leicht die Freude am Besitz für die technische Vollendung der Arbeit nutzbar machen, ganz von selbst wendet sich da die Wohlhabenheit der Kunst zu, ganz von selbst werden die Handwerker zu Künstlern herangebildet.

Das Kunstgewerbe der Engländer, Skandinavier, Holländer, Oesterreicher und Deutschen, so verschieden geartet es sein mag, hat doch einen gemeinsamen Charakterzug: seine germanische Herkunft. Nirgendwo empfindet man so deutlich wie hier, daß die Ausstellungsobjecte nicht zur Schaustellung, sondern zum Schmuck einer Häuslichkeit bestimmt sind. Wie bei den romanischen Stämmen die Form, so regiert hier der Gehalt, wie der Verstand, so hier das Herz, wie dort die Blume, so hier die Frucht. Alles Sinnen und Trachten germanischer Menschen, ihre höchsten und kleinsten Bestrebungen, ihre Politik, ihre Wissenschaft, ihre Kunst, ihr Erwerb, Alles strahlt auf eine gewisse unbegreifliche Weise von

dem traulichen rothen Schein des häuslichen Heerdes aus, in dessen warmer Dämmerung Glück und Unglück, Erfolg und Mißerfolg, Leben und Tod erst ihr wahres Gesicht entschleiern.

Für die romanischen Nationen ein Spiel, ist das Suchen eines neuen Wohnstyls für die germanischen Völkerschaften von beinahe schmerzlicher Nothwendigkeit gewesen. Denn ihnen ist ihr Heim ein Theil ihres eigenen Selbst, und der unscheinbarste Gebrauchsgegenstand ist durch tausend Erinnerungen und Beziehungen in ihr innerstes Sein verwoben. Sehr wahrscheinlich hat bloß die grenzenlose Verkommenheit, der unser altes Kunstgewerbe anheimgefallen war, eine Annäherung an die Moderne ermöglicht, wozu dann noch die Thatsache kam, daß die Künstler alle phantastischen Neuerungen alsbald aufgaben und sich damit begnügten, sachliche Lösungen sachlicher Bedürfnisse zu bieten.

Es besteht kein Zweifel, daß England diesen Weg der Sachlichkeit zuerst betrat. Englisches Wesen in seiner Nüchternheit und kaufmännischen Endabsicht erspäht mit derselben Sicherheit kunstgewerbliche wie finanzielle Conjunctionen. England führte die Moderne zunächst einmal in seine Contore und Geschäftsstuben ein, und als sie sich dort bewährt hatte, wies es ihr nach und nach auch den Weg in die Familie. In der englischen Familie gebietet mit unumschränkter Gewalt die Frau. Und zwar gebietet sie darin weniger als Frau denn als Mann. Es war also nicht schwer, daß die im Contor erprobten Möbel auch in die Familienbehausung Zutritt fanden; sie gingen gleichsam bloß aus dem Contor des Mannes in das der Frau über. Dieselben Vorzüge, die sie dort empfahlen, empfahlen sie auch hier: sie waren praktisch, sauber, einfach, sie kamen einer geschäfts- und pflichtmäßigen Auffassung des Lebens entgegen. Im Uebrigen haben die klugen, rechnenden Engländer bisweilen einen Spleen. Und der Spleen des englischen Kunstgewerbes heißt auf der Ausstellung: Mackintosch. Die Mackintosch'schen Möbel sind im Princip echtes, constructiv sachliches England; aber in den Proportionen, der Farbengebung, dem Decor bricht dann eine solche Fülle extravaganter Bizarrerie hervor, daß z. B. auf einem decorativen Gemälde einem Frauenkopf ein Zopf aus echten Haaren angeklebt ist ...

Und nun muß ich einen großen Sprung machen: von England nach Oesterreich, speciell Wien hinüber. Was nämlich jenseits des Canals Spleen ist, hat sich an der schönen, blauen Donau als Styl etablirt. Der von Olbrich in Wien verbreitete Secessionismus ist nichts Anderes als verwienerter Mackintosch. Er ist eine Schrulle, die aus einer Schrulle geboren ward, also eine Ueberschrulle. Mit dem Wiener Volksthum hat er Nichts zu schaffen. Er gleicht jenen Reinculturen der Mikroskopiker, die unter peinlichem Ausschluß der Oeffentlichkeit gezüchtet werden. Zuguterletzt wird ihm nichts Anderes übrig bleiben, als zu den Wohnungseinrichtungen, die er erfindet, auch die zugehörigen Familien kunstgewerblich herstellen zu lassen. Damit will ich durchaus nicht gesagt haben, daß Wien nicht auch sehr bodenständiges Kunstgewerbe zeitigte. Die Ausstellung bietet sogar mehr von dem Letzteren als von dem Ersteren.

Im skandinavischen Norden, wo die Natur den Menschen geradezu zwingt, sich in seinen vier Wänden behaglich einzurichten, ist natürlich der Sinn für die Reize der Häuslichkeit besonders stark entwickelt. Nirgendwo malt man soviel Intérieurs, nirgendwo leuchtet die Liebe des Menschen zu seiner Behausung so warm und freundlich über den Interieursmalereien wie eben hier. In Holland liegen die Verhältnisse seit Jahrhunderten ganz ähnlich. Ein Volk von Seefahrern, das allen Unbilden des Meeres ausgesetzt ist, mumelt sich nach gethaner Arbeit gern in wohnliche Stuben ein, und man braucht nur die nächste beste Galerie aufzusuchen, um holländische Interieurs zu finden, die den skandinavischen nichts nachgeben. Ein Unterschied besteht aber gleichwohl zwischen den auf die Wohnung gerichteten Bestrebungen beider Völker: die Holländer sind nüchterner, die Schweden und Norweger phantasievoller. Als geborener Kaufmann bevorzugt der Holländer das Geradlinige, schlankweg Zweckdienliche und findet in der Sauberkeit den höchsten Schmuck, den ein Ding besitzen kann. Der Nordländer hingegen, grüblerisch von Haus aus veranlagt, spinnt sich in seinen langen Winternächten in unendliche Speculationen ein, er taucht auf den Grund der Dinge hinab und berichtet von dem, was ihn schreckt und erhebt, in den stammelnden Lauten eines Menschen, dem das Reden schwer fällt, weil die Winternacht gar so schweigsam macht.

Der Deutsche aber ist nur ein südlicher Skandinave. Er hat etwas mehr Sonne, redet etwas leichter, aber auch sein Inneres ist abgründiger, als er der Welt je begreiflich machen kann. Kommt man in die deutschen Säle der Ausstellung hinein, so steht man betroffen von der Fülle gährender Kräfte, die da nach Gestaltung ihrer Absichten ringen. Man hat den Eindruck, daß in Deutschland ernster denn irgendwo gearbeitet werde und daß ganz andere Dinge auf dem Spiele stehen, als bloß eine neue Toilette für die gute Stube. Es ist, als ob das deutsche Leben von Grund aus sich erneuern, andere Götter, andere Sitten, andere Menschen gebären wolle. Etwas Unheimliches geht von dieser Offenbarung deutschen Ringens aus, und man begreift sehr wohl, weßhalb die Italiener, die den tieferen Sinn der unheimlichen Wirkung nicht verstehen können, sich mit einem Gelächter aus der Situation zu ziehen suchen. Hier in diesen Hallen ist allerdings Niemand, der bloß blenden und speculiren will, wie in der italienischen Abtheilung beinahe ein Jeder. Hier handelt es sich nicht darum, für ein Haus, dem die Häuslichkeit fern bleibt, Schaustücke zu schaffen, die der fremde Besuch anstaunen soll, sondern hier handelt es sich um das zärtlichste Besitzthum eines poesievollen Volkes, um sein Heim, dem aus den Tiefen des nationalen Lebens heraus eine neue, zeitgemäße Gestalt emporgeholt werden soll. Was frommen deutschen Menschen die glänzendsten Wohnungseinrichtungen, wenn sich die deutsche Stimmung, deutscher Ernst, deutsche Gemüthlichkeit nicht darin einfinden wollen? In Sammt und Seide kann man schließlich in jeder Stube paradiren, um Diamanten funkeln zu machen, braucht man bloß viel Licht und viel Spiegel; wie man aber behaglich mit den Kindern zusammen sitzen, dem Wirken einer deutschen Hausfrau den geeigneten Hintergrund geben, dem arbeitsamen Leben eines deutschen Mannes ein Asyl vor den Sorgen der fremden Welt bereiten kann, das ist eine Aufgabe, die nicht durch Handwerksgeschicklichkeit und Dreister-sich-geberden, sondern nur allein durch treues Schaffen und herzliches Sichversenken gelöst werden kann. Ein allgemeines deutsches Kunstgewerbe werden wir wohl niemals finden, dafür sind unsere deutschen Stämme unter einander zu verschieden, und dafür wurzelt zu viel Charakter und Originalität in unseren Gemarkungen. Trotz des nivellirenden Einflusses der internationalen Miethkaserne sind die Münchener, Berliner, Dresdener, Hamburger, Karlsruher, Stuttgarter u. s. w. Zimmer auf den ersten Blick von einander zu unterscheiden. Wohl die stärkste Leistung ist die „Hamburger Halle" von Peter Behrens in Darmstadt, ein Quaderbau von ungeheurer Straffheit der Linienführung mit Oberlicht und Brunnen. Viel bemerkt wird auch eine Empfangshalle von Bruno Möhring sowie ein von Dresdener Künstlern erstellter Raum, der sich die Verwendung von Majolikasäulen und Gesimsen zur Aufgabe macht. Mit das Liebenswürdigste, was man sehen kann, ist ein Wohnzimmer von E. v. Berlepsch-München in hellem Lärchenholz, dem sich in einem als Dachwohnung behandelten Obergeschoß ein reizendes Schlafzimmer von Gertrud Kleinhempel-Dresden mit weiß lackirten Möbeln anschließt. Im Ganzen mag die deutsche Abtheilung etwa zwanzig verschiedene Zimmereinrichtungen umfassen. Daneben bietet sie dann aber noch eine

umfangreiche Waarengruppe mit den Erzeugnissen der verschiedensten Gewerbezweige. Man sieht Eisen-, Bronze-, Zinn-, Messing-, Leder-, Glas-, Thon-, Seiden-, Wollen-, Papier-, Gald- u. s. w. Arbeiten und findet besonders stattlich das Buchgewerbe vertreten, das sich in dem deutschen Buchgewerbeverein eine vartreffliche Centrale geschaffen hat.

Will man das Ergebniß der Ausstellung wissen, so kann constatirt werden, daß die deutsche Gewerbekunst als diejenige zu gelten hat, die am klarsten und sichersten im Aufstieg begriffen ist. Generell läßt sich bemerken, daß nur die Neulinge in modernen Angelegenheiten, wie die Italiener, dem sagenannten Jugendstyl huldigen und daß diejenigen Erzeugnisse die werthvollsten sind, die auf den großen chemischen und mechanischen Errungenschaften der Neuzeit beruhen. Allzu wenig wird auf der Ausstellung das moderne Haus gezeigt, ohne das alle Einzelheiten der Hausausstattung doch eigentlich in der Luft schweben. Allzu wenig findet man auch die Kleidung vertreten, die so sehr der Reform bedürftig wäre, bei den Männern noch mehr vielleicht als bei den Frauen. Alles in Allem hat die Ausstellung ihren Zweck verfehlt, denn es fehlte ihr ein Wille und ein Gesetz. Sie wollte eben bloß Ausstellung sein und hatte keine Ahnung davon, daß sie als solche auch etwas zum allgemeinen Besten wirken können. Da sie übrigens die erste internationale Ausstellung des Kunstgewerbes war, so hat sie immerhin eine gewisse bahnbrechende Bedeutung, die ihr nicht vergessen werden sall. Hoffentlich lernen die Fachleute an dem Turiner Beispiel in ausstellungstechnischer Beziehung, was wir alle in kunstgewerblicher Beziehung zu lernen fromm gewünscht hatten ...

Das Musikbaby.

Von Hans Schmidkunz (Berlin-Halensee).

Neben dem Struwelpeter und dem Zappelphilipp, neben dem Max und dem Moritz und neben anderen solchen Kindestypen besteht schon längst einer, den man nur eben nicht so schön benannt und abgebildet hat, den man aber genau kennt oder wenigstens fühlt, ein Gegenstand höchsten Eifers van der einen, höchsten Entsetzens von der anderen Seite. Allerdings steht dieser Typus hinter jenen Genassen in Einem wesentlichen Punkte zurück: er ist nicht wie sie original. Haben jene Alles aus sich, mit dem göttlichen Funken echter Ursprünglichkeit, so hat dieser nichts aus sich und alles von außen her angelernt. Dafür dauert er aber mit solcher Zähigkeit aus, daß auch das Alter nicht vor ihm schützt: unter Erwachsenen kehrt er mit all' der Ausgebildetheit wieder, die diese von Kindern unterscheidet.

Man könnte unseren Typus kennzeichnen durch ein Räthsel in altem Styl: Wns ist es, das hört und dach nicht hört? das spricht und doch nicht spricht? Das spielt und doch nicht spielt? Das Kunst macht und doch nicht Kunst macht? Das ist unser Musikbaby — das Kind, dem wir Musikunterricht geben lassen, der Jüngling und besanders die Jungfrau, die ihn weiter nehmen oder allein fortsetzen, der Erwachsene, der ihn vor einem mehr oder minder schamhaft beschränkten Publicum verwerthet und nun möglichst bald daran geht, zahlreiche neue Musikbabies in die Welt zu setzen.

Man schilt heute so viel über die Erziehung und die Unterweisung, die unserer Jugend in den Schulen zu Theil werden, und wendet viel Kräfte auf, um jene besser und besser zu entwickeln. Allein die allgemeinen Bildungsschulen und die ihrer Hebung gewidmeten sparsamen Kraftaufwände sind sozusagen Gold gegenüber dem, was im Musikunterricht geleistet und fartgeschritten wird. Etwas in sich Festes, Gründliches, verhältnißmäßig Ganzes ist das immerhin, was man dort treibt; so Unfestes, Oberflächliches, Halbes wie hier kommt auf der Welt nicht bald wieder vor. Und dort werden keine Unbetheiligten, die Ruhe haben wollen, mitgequält; hier heftet sich der Schrecken an Fersen und Ohren des Unschuldigen. Dort ist es wenigstens keine Sache des intimen Gefühls- und Geschmackslebens, die verzerrt wird; hier ist es gerade die Kunst, von der das ausgeht, was sie nicht verbrochen hat.

Wir lassen unser Kind in einem Gegenstand unterrichten, der eine Sache des Hörens ist, in der Tonkunst; und dieser Unterricht bildet Augen und Finger, aber nicht das Gehör, läßt lesen und greifen, aber nicht durch das Hören zum Bewußtsein bringen, was da gelesen und gegriffen wird. Meist findet der Musikunterricht aks Klavierunterricht statt; als Gesangs-, Violin- ader sonstiger Instrumentalunterricht ist er dem ersteren Fall einigermaßen, aber auch nicht wesentlich überlegen. Immer trifft dabei die akte Erfahrung wieder zu, daß Mittek zu einem Zweck schließlich Selbstzweck werden. Sa wird das Behandeln eines Instrumentes, einschließlich der Singstimme, nicht zu einem Mittel, der Tonkunst zu dienen, sondern zum letzten Ziel. Und gerade das sanft mit Recht zum Lieblingsinstrument gewordene Klavier ist, wenn es nicht durch ein anderes Instrument (mindestens Orgel aber Harmonium) ergänzt wird, der geschworene Feind des musikalischen Hörens. Da sitzt unser kleines oder großes Baby — das kleine meist ohne Stütze der Füße, das graße meist ahne Verständnißstütze für den Pedalgebrauch — am Klavier und „spielt Beethoven". Gar nicht sa ungeschickt, recht gewandt; das jahrelange Scakenüben fördert entschieden das Spiel der Passagen, wenn auch nicht die Gestaltung dessen, was Beethaven mit ihnen hat sagen wollen. Nun ist es für den gewöhnlichen Schulunterricht eine Selbstverständlichkeit, daß er die Schüker dazu bringt, zu hören, was man ihnen vorspricht, zu sehen, was man ihnen zeigt, beides zu erkennen und zu benennen, und mit eigener schriftlicher Leistung zu fixiren, was ihnen dazu aufgegeben wird. Man sollte meinen, im Musikunterricht müsse es auch so sein. Zeigt man dem Volksschüler ein Zebra oder dessen Bild, so soll er es erkennen und als solches bezeichnen; spricht man ihm das Wort „Zebra" vor, so soll er dieses Wort als zusammengesetzt aus seinen fünf Lautbestandtheilen hören und es mit den entsprechenden fünf Schriftzeichen auf dem Papier wiedergeben. Versuche man aber einmal, jenem Spieler, der den Beethoven mit einer weit größeren Spieltechnik auf's Klavier bringt, als die Sprechtechnik ist, mit der — leider — ein Gymnasiast oder selbst ein tüchtiger Lehrer ein Schiller'sches Gedicht spricht oder vielmehr zwischen Kehle und Gaumen zerdrückt — versuche man, jenem „Virtuosen" ein musikalisches Element, also einen Tan, ein Motiv, ein Intervall, einen Accard u. dgl., zu bewußtem Gehör zu bringen, es von ihm benennen, eventuell zergliedern oder gar in der musikalischen Schrift, d. i. der Notenschrift wiedergeben zu lassen: man wird bald merken, daß hier, wo die Welt des Musikverständnisses beginnt, die Welt des Musikbabys zu Ende ist, „das hört und doch nicht hört".

„Das spricht und doch nicht spricht." Jedes Kind, das unsere Sprache zu sprechen begonnen hat, und noch nicht durch ein gedankenlases Auffagen in jenen plärrenden Declamirton der Schulkinder gerathen ist, legt in sein Sprechen eine so scharfe Unterscheidung und Gliederung hinein, hat darin so viel „Ausdruck", wie es selbst bei uns Erwachsenen meist nicht der Fall ist. Es redet nicht nur, es spricht eben eine Sprache; es drückt in sinnlichen Zeichen scharf aus, was es zu sagen hat. Da wird Wart von Wart getrennt, da wird betant, was Betonung erfordert, da wird je nach dem Sinn lauter und leiser, anschwellend und abnehmend gesprochen, da wird schneller und langsamer, beschleunigt und retardirend gesprochen, es werden je nach den zur Aussprache drängenden Gedanken und Gefühlen unabsehbar viele Klang-

farben des Rührenden und Abstoßenden, des Freudigen und Traurigen u. s. w. hervorgebracht. Punkt, Strichpunkt und Beistrich, Ausrufungszeichen und Gedankenstrich, und was eben der „Interpunktionen" mehr sind, bas Alles wird dadurch hörbar, daß eine naturgemäße Singgliederung stattfindet: jedes Sätzchen und jeder Satz steht zwischen entsprechenden Ruhepunkten des Sprechens, beginnt mit einem kleinen und führt durch ein Zunehmen der Stärke und Schnelligkeit zu einem großen Nachdruck oder Accent, von dem wieder ein Nachlassen zum Ende leitet. Das ist die ausdrucksvolle, aus Elementen einen anschaulichen Bau aufführende Wortsprache des natürlichen Menschen. Sie wird begleitet von einer Geberdensprache. Wie sich jene aus Worten und Satztheilchen aufbaut, so diese aus ihren Elementen, d. i. den einzelnen Gesten; auch diese werden in ähnlichen Formen so aneinander gereiht, daß sie in ihrer Weise dem Ausdruck geben, was eben mit ihnen gesagt sein soll.

Des Menschen Seele kann gar nicht anders, als jede ihr unterkommende Art von sinnlichen Zeichen zum Ausdruck ihres Innern machen; und gerade das Kind ringt darnach in einer oft ergreifenden Weise. Auch der „Tonfall" seines Sprechens ist ein solches Ausdrucksmittel. Nun hat uns aber die Natur noch mehr und reicher Klingendes als diesen Tonfall gegeben: das sind die musikalischen Klänge der Singstimme und der Instrumente. Wie sie in ihrer verschiedenen Höhe und Klangfarbe, Stärke und Dauer zu kleineren und größeren Gruppen zusammentreten, ein Hinauf und Hinab, ein Zunehmen und Abnehmen, ein Anhalten und Aufhören und Wiederanfangen ermöglichen, bieten sie sich unserem Inneren als ein Ausdrucksmittel dar, mit dem dieses abermals um eine Sprache reicher geworden ist. Auch die Tonsprache hat, gleichwerthig dem Wort oder Satztheilchen in der Wortsprache und gleichwerthig der Geste in der Geberdensprache, ihr eigenthümliches Element: das Motiv, die kleinste zusammengehörige Gruppe von Tönen, meist am Beginn eines Tonstückes am charakteristischesten zu erkennen. Auch die Motive treten zu gegliederten Reihen zusammen, wie die Worte und Satztheilchen zu kleineren und größeren Sätzen, zu Abschnitten, Perioden u. dgl. Und wie diese ihre Einschnitte und Höhepunkte haben, so auch jene; wie diese ihrem Sinne nach gegliedert sein wollen, so auch jene; wie hier ein Abrunden der Glieder, ein Ansteigen zu Höhepunkten und ein Abnehmen nach ihnen aus der Natur der Sache folgt, so auch dort. Das ist Musik als Tonsprache. Und wie die Wortsprache zu einem leeren Getöne herabsinken kann, wenn sie nicht Ausdruck einer Seele ist, die etwas zu sagen hat, so auch die Tonsprache. Nur daß ein Beethoven sie ganz gewiß nicht so gemeint hat. Daß es sich damit in dieser Weise verhält, kann das Musikbaby nicht so von sich aus wissen oder fühlen, wie es die Sprache als Ausdrucksmittel fühlt. Oder nein: vielleicht fühlt es so, und das große Talent wird sogar gegen Einschnürungen dieses Gefühles ankämpfen. Aber jedenfalls verlangt die Tonsprache, das kunstvollste jener drei Ausdrucksmittel, eine weit kunstvollere Bildung als die Wort- und die Geberdensprache: alles kommt auf die Ausbildung an, die wir dem in diese Sprache Einzuführenden geben. Und da diese Ausbildung hierin ebenso weit hinter der gewöhnlichen Schulbildung zurückbleibt, wie wir sie schon im früheren haben zurückbleiben sehen, deßwegen findet das Musikbaby in der Tonsprache nicht das, was sie zu einer Sprache macht. Es spielt Beethoven, als sei dessen Werk kein Aufbau von Motiven zu Sätzen u. s. w., der in seiner Widergabe eine reiche Fülle von Mitteln der Gliederung verlangt; es spielt nicht Beethoven, sondern es spielt Noten — Andeutungen einer Sprache, die erst eine Sprache werden sollen. Das ist das Musikbaby, „das spricht und doch nicht spricht".

„Das spielt und doch nicht spielt. Das Kunst macht und doch nicht Kunst macht." Die menschliche Phantasie will sich im Schaffen und Nachschaffen und Nachfühlen von Gestaltungen aus einer jeden ihr zur Verfügung stehenden Welt von Ausdrucksmitteln so ergehen, wie sich zunächst die Kindesphantasie im eigentlichen „Spiel" ergeht. Aus sinnlichen Formen im Raum schafft jene die Werke der bildenden Künste, aus eben solchen Formen in der Zeit schafft sie die Werke der redenden Künste. Sie läßt den Menschen nicht Mensch sein, ehe er sich nicht auch in solchem Schaffen oder Nachschaffen oder Nachfühlen bethätigt. Das ist ja auch der letzte Grund und Sinn, aus dem wir unsere Jugend nicht nur Lesen, Schreiben, und was sich darauf aufbaut, sondern auch Kunst lehren. Sie ist kein Luxus in dem Sinne des Entbehrlichen, wenn auch ihre eine Art durch eine andere ersetzt werden kann. Sie ist eine unentbehrliche Lösung seelischer Spannungen. Etwas anderes aber ist ein Luxus und ist schlimmer als das: eine Beschäftigung mit der Kunst, die nichts von ihr nimmt als ihre Mittel zur Ausdruckssprache, und die diese Mittel als Selbstzweck oder als Weg zur bloßen Unterhaltung, zur Befriedigung der Eitelkeit u. dgl. verwendet. Und dazu haben wir unser Musikbaby. Deßwegen betrachten wir auch, mit einer grimmigen Folgerichtigkeit, sein Treiben als Luxus, der je nach Belieben weiter oder enger gespannt wird, und betrachten seinen Lehrer als das Hülfsmittel dazu, abhängig von eben diesem Belieben. Die Schärfe, mit der wir auf den gewöhnlichen Unterrichtsgebieten von den Lehrern und den Schulen verlangen, was sich aus der Natur der Sache ergiebt, verwandelt sich hier in die Laxheit, mit der wir um billigstes Geld eine möglichst auf den Schein gehende Leistung bestellen. Der Musiklehrer wird so zum ergänzenden Seitenstück des Musikbabys.

Es ist schon merkwürdig, welche Leistung wir bei ihm zu bestellen pflegen: nicht eigentlich Musikunterricht, sondern Klavier-, eventuell Violin-, Gesangs- oder sonst einen solchen Unterricht. Wieder das Mittel als Selbstzweck oder als Weg zu fremdartigen Zielen! Mit dem Klavier- und ähnlichen Spiel erreichen wir, und steige es noch so hoch, immer nur ein derartiges Spiel; und das Klavier führt darin noch mehr irre als jedes andere Instrument. Als Segen für den musikalisch Gebildeten wird es zum Fluch des musikalisch Ungebildeten. Als die hülfreichste Dienerin eines Kennenlernens aller Musikliteratur, wie es durch kein anderes Instrument vermittelt werden kann, hilft es mit an der Verführung, sich in dem engsten Kreis landläufiger Stücke zu bewegen. Als eine Gelegenheit, einzusehen, welche Weiten durchmessen werden müssen, damit Musikbildung und Musikkenntniß in einem würdigen Sinne erreicht werden, führt es verhältnißmäßig rasch zu einer Bethätigung, die „etwas gleichsieht", und in deren Enge sich so bequem fortwandeln läßt, als bestehe die Tonkunst aus einigen Sonaten berühmter Namen u. dgl.

Manchem mag meine bisherige Auseinandersetzung als ein Reden statt eines Sagens erscheinen, als ein Loskaufen von der Pflicht, anzugeben, welchen besseren Musikunterricht wir an die Stelle des bisher üblichen setzen wollen. Und doch liegt bereits im Bisherigen eine Andeutung des Verfahrens, das aus dem Wesen der Sache folgt. Es wird vielleicht erwünscht sein, wenn ich diese Andeutung zu einer ganz kurzen Weisung verdichte, wie ich mir die Heranbildung zu Jüngern oder auch nur mitthuenden Liebhabern der Tonkunst denke. Zwischen dem angehenden Berufsmusiker und dem angehenden „Dilettanten" den Gegensatz aufzustellen, wie er von Eltern betont wird, die ihr Kind nur „ein wenig so" spielen lassen wollen, würde allerdings das Wesen meiner Weisung ertödten. Nicht eine andere, sondern nur eine minder weitgehende Bildung als dem Fachmann gebührt dem „Liebhaber". Ehe sich beider Wege scheiden, giebt das ihnen Gemeinsame genug zu thun.

Dieses Gemeinsamen erster und tiefster Grund ist das Hören-Lernen. Wir sollen das Kind gewöhnen, aufzumerken, was es denn eigentlich hört. Zwar wird das „absolute Ton-

gehör," d. i. das Erkennen einzelner Töne nach ihrer eigenen „Höhe", nur in besonders günstigen Fällen gut auszubilden sein. Allein das „relative Tongehör" muß unter allen Umständen geschult werden. Welche Intervalle es sind, mit denen von einem bekannten Ton zu anderen fortgeschritten wird, oder mit denen zwei und mehrere Töne zusammen erklingen; welche Accorde sich da ergeben; welche Verschiedenheiten ferner in der Zeitdauer der gehörten Töne liegen, ꝛc.: das zu erkennen muß dem Zögling jedenfalls beigebracht werden. Er ist auch anzuhalten, das Gehörte ebenso in die eigene Notenschrift zu übertragen, wie er sonst in der Schule „Dictat schreibt", d. h. das Gehörte in die Schrift der Wortsprache überträgt. Dies ist das „Musikdictat"; seine Vernachlässigung auch in hervorragenden Musikschulen gehört zu den typischesten Kunstsünden.

Möglich wird eine solche Bethätigung des Gehörs allerdings nur auf Grund einer Unterweisung in den Kenntnissen eben jener Objecte des Hörens, d. i. in der „allgemeinen Musiktheorie". Schade, daß auf dem Gebiete der Musikkenntniß das unselige Wort „Theorie" eine so abschreckende Rolle spielt, die nicht eben nöthig wäre! Was dieses Wort besagt, ist zunächst nichts Graueres oder Abstracteres, als eine „Naturgeschichte" oder „Naturlehre" ist. Da wie dort sind es sinnliche Erscheinungen, deren Grundzüge wir uns vorführen und merken sollen. Der Widersinn, daß man mit viel Geschicklichkeit „Beethoven spielt" und doch nicht weiß, aus was für Verhältnissen sich Tonfolgen und Zusammenklänge bilden, tritt ja sofort zu Tage, wenn man mit der Erlangung dieser elementaren Kenntnisse begonnen hat.

Eine zweite, nicht so unentbehrliche, doch im Verfolg eines echten Musikstudiums sich geradezu aufdrängende Sache sind eigene Uebungen im Zusammenfügen von Accorden und von selbstständigen Stimmen — jenes als „Harmonielehre", dieses als „Contrapunkt", Beides mit diesen Namen recht unpassend bezeichnet. Diese Uebungen machen dem Schüler bald mehr Freude und Nutzen, als es anfangs scheint — auch wenn er sich nicht zum eigenen Componiren heranbilden will. Allein sie brauchen mit der unvermeidlichen Langsamkeit, in der sich ihre Durchführung bis zur „Kunst der Fuge" abspielt, nicht das Kennenlernen alles dessen aufhalten, was auch ohne Anwendung zu eigenem Bethätigen kennen gelernt werden kann. Wo ein sachlicherer Musikunterricht ertheilt wird, dort tritt in der Regel dieser Uebelstand auf: ein monatelanges oder jahrelanges Weiterbilden in der Geschicklichkeit der Stimmführung, während doch wichtigte Kenntnisse, die nur eben mitzutheilen sind, versäumt werden. Was dem etwa zweijährigen Studium von Harmonielehre und Contrapunkt an Wissen zu Grunde liegt, läßt sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit rein „theoretisch" übermitteln, als Bestandtheil einer „allgemeinen Musiktheorie" oder „Musikgrundlehre".

Hierher gehört nun auch Etwas, das meist allzulang hinter jene praktischen Uebungen zurückgestellt und oft überhaupt nicht gelehrt wird, das jedoch so sehr zu den dringendsten Musikkenntnissen zählt, daß es nicht früh genug an die Reihe kommen kann. Es ist das, was unter dem wiederum unpassenden Ausdruck „Formenlehre" bekannt oder vielmehr nicht bekannt ist und kurz den Aufbau musikalischer Stücke aus ihren Formelementen: dem „Motiv" und den aus Motiven zusammengestellten Gruppen, betrifft. Meine früheren Darlegungen haben angedeutet, daß hier so recht eigentlich der Sinn der Musik als einer Ausdruckssprache zur Geltung kommt, und auch, daß darauf erst eine Kunst des Vortrags und eine Lehre von dieser Vortragskunst zu begründen ist — eine Lehre, ein Unterrichtsfach, das viel Bestimmteres und Reichhaltigeres zu bieten hat, als man etwa meinen möchte.

Und nun ist das Spiel eines Instrumentes (eventuell der Gesang) die Grundlage, auf der dem Schüler all' diese Ausbildung zum Musikverständniß in die Anwendung des eigenen „Musikmachens" übergeführt werden soll. Jetzt wird der Schüler freilich nicht mehr Noten abspielen — womit er natürlich längst anfangen mußte — sondern kurz eben Tonsprache sprechen. An die Stelle des Musikbabys ist ein wenn auch noch so bescheidener Jünger der Tonkunst getreten, der hört, was vor ihm klingt, der spricht, statt bloß zu reden, der Musik, nicht Tasten spielt, der Kunst, nicht Kunstfertigkeit ausübt.

Allerdings bedarf es dazu noch einer Hauptperson: des Lehrers. Er ist wahrhaft ein solcher nach meinem Sinn, wenn er in der Musik als einer Tonsprache gebildet ist, und wenn er Lehrer vom eigentlichen Beruf sein will und dies auf Grund einer eigenen Erziehung zum Lehrer sein kann. Den „guten Lehrer" als solchen zu erkennen ist allerdings die nächste Aufgabe dessen, der einen Unterricht bestellt. Auch sie bedarf einer Verständigung nicht minder, als der Sinn des Musikmachens einer Verständigung bedurfte; ein gewisses intuitives Feingefühl kann allerdings hier wie dort eine lehrhafte Auseinandersetzung bis zu gewissen Grenzen entbehrlich machen.

Feuilleton.

Der Drechsler an der Mauer.

Von Friedrich Kroff (München).

Ein kahles, armseliges Häuschen mit hohem, braunem Ziegeldach, schief gerückt, daß die linke Ecke über die Baulinie vorsprang, bei dieser Ecke ein winziger Laden, neben seiner schmalen Thüre der niedere Hauseingang und weiter zwei Fenster, im Obergeschoß deren vier, alle mit schwärzlich-grünen Holzläden, so hieß man's „beim Drechsler an der Mauer", so lang die Erinnerung der Lebenden reichte. Auf einem schief hängenden Schild stand in verblaßten Buchstaben: Johann Hauser, Bildschnitzer und Drechsler, und an dem einen Ladenflügel des Auslagefensters hing zu allen Zeiten ein Bund Kochlöffel und eine Sticktrommel — wie ein Wahrzeichen.

„An der Mauer" hieß man's, weil vor etlichen zehn Jahren dort noch die alte Stadtmauer zu sehen war. Ihr letzter Rest umschloß das Gärtel hinter dem Häuschen; vielstämmiger Hollunder sproßte daran, Epheu kroch durch die Spalien und eine Laube, mit wildem Wein übersponnen, stand in der Höhe auf einem Vorsprung.

Einst ging hier ein Geschäft, daß man seine Freude daran hatte. Längst war's vorbei. Seit Jahren reichte der Gewinn aus dem Lädchen und der Werkstatt gerade zu einem recht sparsamen Leben, wie man es glücklicher Weise im Drechslerhause gewohnt war. Zurücklegen konnte man längst nichts mehr — im Gegentheil eher zusetzen vom Ersparten.

„An der Mauer" hatte sich heute eine prunkhafte Straße aufgethan, die Königsallee. Mit den Jahren wuchsen hier die sogenannten Prachtbauten heran, und das Häuschen verunzierte nach dem übereinstimmenden Urtheil von Presse und Publicum die ganze Gegend. Aber der Hauser war alt — über kurz oder lang gab es doch eine „Veränderung". Man konnte es erwarten.

Nur einer hatte es eilig: der Nachbar.

Seit einem Jahr erhob sich an der rechten Seite des Häuschens ein vierstöckiges Gebäude auf eisernen „Stelzen", fünf große, glänzende Schaufenster dazwischen, darüber empor allerlei aufgeklebter Zierrath bis zu den Giebeln und Thürmchen hinauf, welche das stumpfe Schieferdach verdeckten. „Gustav Neumann" hieß es in goldenen Lettern. Es war ein Modemagazin für Damen, führte aber auch allen möglichen Luxuskleinkram, wie er sich zu den ausgelegten Stoffen und Kleidern schickte.

Wenn man von links kam, meinte man, die nackte, röthliche Seitenmauer, mehr als doppelt so hoch als das ganze Drechslerhaus, müßte den Zwerg von Menschenheim zerdrücken, die Bewohner da drunten hätten keine frohe Stunde mehr und würden gern von selber gehen.

Aber der alte Hauser war ein zäher Kopf. Alle waren so. Die Tochter war hier geboren und die Mutter lebte seit ihrer Kindheit in dem Häuschen. Damals waren ihre Eltern, Schnitzersleute vom Oberland, in die Stadt gezogen, und ihr Mann kam ebenfalls dorther vor vierzig Jahren als Geselle zu ihrem Vater. Daher hatten sie alle noch etwas von der treuen Beständigkeit und Redlichkeit der Erdennatur und konnten nie in den Flatterschein und die Heuchelkunst wachsen, mit der da drinnen Mensch an Mensch vorüber flirrt.

Ein Spätsommertag ging zu Ende. Der alte Hauser saß in seinem Lädchen. Er war ein hübscher Greis nahe an siebzig mit weißem Haar und Bart, frisch und rüstig, fast wie ein Fünfziger.

In der Werkstatt hatte er Feierabend gemacht: war ja kaum der Rede werth, was es dort zu richten gab: ein verunglückter Regenschirm oder ein morsches Pfeifenrohr. Im Laden war's kühler. Da saß er inmitten des enggestapelten Krames und las das Abendblatt, bis er einnickte.

Kein Mensch störte ihn. Die kleine Uhr droben tickte ganz leise. Die einzigen Gäste, die nach dem alten Mann und seinen Sachen sahen, waren ein paar goldne Sonnenstrahlen, die letzten des Tages. Schief herein durch die Thüre schlüpften sie und leuchteten mit all ihrer Pracht gerade in den gläsernen Wandkasten, wo, mit Bedacht getrennt von dem Fabrikentand und Gebrauchskram, hübsche, kunstvolle Schnitzereien standen, alle möglichen Figuren: Heilige und Weltkinder, Nachbildungen von Martersäulen und Crucifixe, Alles von Hauser's Hand. Es hätte ihn gefreut, wenn er's gesehen hätte.

Da knackste die Thürklinke. Der Greis fuhr empor. In den Laden schlüpfte ein kleiner, gedunsener Mann mit pechschwarzem Schnurrbärtchen und eigensüchtigen Augen: der Procurist von Neumann drüben.

Das Gesicht des alten Mannes verdüsterte sich. Verdrießlich fragte er: „Was wollen Sie?"

„Wieder einmal nachfragen. Die Zeiten sind schlecht. Vielleicht hat sich der Herr Hauser doch besonnen."

„Ich hab' gemeint, darüber hätten wir ausgered't," versetzte mürrisch der Greis.

„Nu seh'n Sie, wir wollen eben nicht so sein. Warum denn Gewalt, wo es freiwillig gehen kann?"

„Gewalt!? Das is e' neues Wort."

„Es muß einmal gesagt werden."

„Wenn Ihr mich zwingen könntet, thätet Ihr's. Aber ich hab' gesorgt, daß die Hypothek nit in Eure Händ' kommt."

„Es giebt auch andere Mittel, Herr Hauser. Aber wir wollen es vermeiden. Wir bieten 12 000 wie bisher für das armselige Anwesen."

„Ich bekäme gerad' 6000 in die Händ'. Damit könnt' ich mit Frau und Kind verhungern."

„Sie sind ein kluger Mann. Sie haben schon was auf der Seite. Sie können sich ein schönes, neues Geschäft einrichten."

„Ich bin ein alter Mann. Ich will mein' Ruh' und Frieden wie bisher, kein neues Geschäft. Zum Leben hat mir's allweil' nach⸗gereicht, wenn's auch knapp ging."

„Aber, lieber Mann, wir müssen den Platz haben. Er ist in der ganzen Anlage vorgesehen. Sind die Pläne darauf sogar schon genehmigt. Alle Welt wäre froh, wenn die Straße einmal fertig würde."

Der alte Hauser wurde zornig und trommelte mit der Faust auf den Ladentisch, während er sagte: „Das is mein Eigenthum. Mit vierzig Jahr' Arbeit werd' ich mir's wohl verdient haben, daß man mich in Ruh' da sterben läßt. Verbaut und verpfuscht habt Ihr mir eh' schon Haus und Gärtl, daß nit Luft noch Sonnenschein mehr herein kann und keine Blume mehr blühen mag. Damit soll's genug sein. — Mein letztes Wort."

„Nun passen Sie auf! Herr Neumann bietet Ihnen noch mehr. Sie sind ein geschickter Bildschnitzer, ein Künstler in seinem Fache, man weiß es. Wir wollen Ihre Arbeiten in unseren Laden nehmen, contractlich, wenn Sie wollen. Da fallen die Sachen erst auf, und wir haben Kunden, die derlei brauchen können."

Der Greis wurde aufgeräumter. Das Lob traf. Er überlegte. Dann nahm er aus dem Kasten ein zierliches Figürchen und hielt es dem Procuristen hin: „Was gebt Ihr dafür?"

„Ich verstehe davon nicht viel. Sind werthvoll die Sachen, ich weiß es. Schade, daß das Publicum nicht mehr viel ausgeben will. Sie haben eine rasche Hand. Sie können ja auch etwas oberflächlicher arbeiten und billigere Waare produciren."

„Was kann daran anders sein?" rief Hauser, roth vor Zorn. Unter schmerzlichem Lachen drehte er das Figürchen mit zärtlichen Fingern.

„Manches könnte man doch flüchtiger machen."

„Das is es ja eben. So muß es ja sein. Wer es so nit will, soll es lassen. Ich bin kein Fabrikant. Der Schnitzerhans war ich und bleib' ich. Lumpenwaare schaffen, das hätt' ich früher können. Drum bin ich Drechsler dazu geworden und hab' den Plunder von der Fabrik herein genommen, damit ich auf meine Kunst nit angewiesen war."

Er stellte das Figürchen zurück und schlug das Fenster zu.

„Ja, dann ist Ihnen nicht zu helfen, mein lieber Mann."

„So nit, lieber Mann. Verkauft ihr Euern Krempel an die Herrschaften! Mir is ein einziger Kunde, der was versteht, lieber als Eure ganze Kundschaft."

„Nu, wir verkaufen unseren Krempel und den Ihrigen dazu. Werden sehen." Damit verließ der Procurist den Laden und schlug die Thüre zu.

Ein Weilchen stand der Greis in Gedanken, innerlich zitternd vor Grimm und einer geheimen, unklaren Sorge. Dann öffnete er das Auslagefenster, tastete an den Sachen draußen mit unschlüssiger Hand herum, schob das prächtig geschnitzte Schachspiel nach vorn und nahm die Stöcke und Pfeifen weiter zurück.

Bald kam Rose, seine Tochter, ein frisches, rasches Mädel, dem kein Mensch glaubte, daß sie nahe an dreißig war.

„Wollt heut' doch nimmer Auslage machen, Vater?"

Der Vater ging weg wie von einer Unthat. „Nein, nein, nein. Hab' nur ein Bißl nachgesehn."

Rose schloß den Laden. Dann gingen sie zu ihrem schlichten Mahl draußen in der Laube in dem düstern, dumpfen Gärtchen unter der kahlen, himmelhohen Ziegelmauer.

⁂

Der Kaufmann hielt Wort. Bald hatte er Regenschirme, Stöcke, Sticktrommeln — und Alles so billig.

Beim Drechsler ging das Geschäft schlecht wie noch nie. Alle Hoffnungen flüchteten sich zur Weihnachtszeit. Eine Zahlung von fünfhundert Mark an den Fabrikanten wurde nach langem Schieben und Handeln auf Wechsel per Ende December gestellt. Da hatte man jedenfalls Geld in der Hand und sparen wollte man schon.

Da wurde zu Beginn der Geschäftszeit die Mutter krank. Sorge und Jammer thaten in ihren Jahren doppelt weh. Es ging schlechter mit jedem Tage. Das Bißchen Erspartes schwand dahin, weil im Laden zu wenig einging. Der alte Mann sah das Elend mit blutendem Herzen. Er mußte drunten bleiben wie an der Kette. So wenig wie noch nie lag ihm am Geschäft. Aber der Wechsel, der Wechsel! — —

Es ist Christabend. Draußen auf dem frischen Schnee fluthet lautlos die Menge. Das Nachbarhaus wirft einen großen Kegel milchweißen Lichtes über die Straße. Die Wandelnden tauchen aus der Dämmerung vor dem Drechslerhäuschen herein und wenden unwillkürlich das Gesicht nach der Quelle des Lichtes und ihre Augen gleißen. Das armselige Fenster mit der Oellampe beachtet kein Mensch. Denn die Entgegenkommenden rennen wie trunken von Glanz und Licht vorüber und schwatzen mit gieriger Hast von den Herrlichkeiten da drüben. Höchstens ein Bißchen Aerger oder Spott fällt manchmal für das Geschäftchen ab. Und macht wirklich einmal jemand Halt, so hört der alte Mann bald ein Tuscheln und Zischen: „Drüben — drüben," und fort sind sie wieder.

Kleinigkeiten, ordinäres Zeug, hat er allerlei verkauft. Aber gerade nach den Schnitzereien, die vor Weihnachten immer ihre Zeit halten, fragt kein Mensch; und fragt einer, so kauft er noch lange nicht. Hauser kann es sich nicht erklären.

Endlich kommt eine feine Dame und fragt darnach. Das Gesicht des alten Mannes hellt sich auf. Mit einer gewissen Feierlichkeit öffnet er den Wandschrank.

Die Dame mustert durch die Lorgnette Alles und lobt Vieles. Dann zieht sie zwei Figürchen unter dem Mantel vor. Dazu möchte sie etwas auswählen — für ein Geschenk. Beiläufig fragt sie nach dem Preis.

Entsetzt tritt sie zurück, als seien die Dinger heiß. Sie habe für die beiden Figuren die Hälfte gezahlt — drüben!

„Drüben!? Also auch das haben sie drüben?" fährt es Hauser heraus. Er ergreift eines von den fremden Figürchen und betrachtet es genauer.

„Heutzutage, wo es die schönsten Sachen in Guß und Imitationen giebt —" schmollt die Dame. „Ich bin eigens in diesen kleinen Laden gekommen, um billig zu kaufen."

Er dreht das Dinglein mit zitternden Fingern. Es ist gute Arbeit. Da erschrickt er. An versteckter Stelle hat er ein Schnitzerzeichen entdeckt — die Hand seines Bruders. „Das is von drüben — von Neumann?"

„Gewiß." Die Dame sieht ihn verwundert an.

Ein Wirrsal von Gedanken und Fragen benimmt ihm den Kopf.

„Mehr als sechs Mark gebe ich nicht. Wollen Sie?"

„Madam'," stößt er zornig hervor, „um zwanzig Pfennig schon kann ich Ihnen das Holzstück liefern, aus dem es geschnitzt wird."

Die Dame packt eilends ihre Sachen und verschwindet.

Dem alten Manne hämmert und braust es im Hirn. Sein Bruder! Die Schande! Jetzt war Alles klar. Darum also hörte man nichts mehr von ihm. Rose, die ihn sonst immer auf dem Laufenden erhalten, was Neumann ihm zum Trotz sich neu zulegte, war seit langer Zeit nicht mehr von der kranken Mutter fort gekommen, und er selbst wäre nimmer am Laden seines Feindes vorbeigegangen. So konnte ihm das Wichtigste gerade entgehen.

Die Hinterthüre wurde geöffnet. Der Arzt sah herein.

Wie der Blick der leibhaftigen Sorge selbst traf den Greis sein Erscheinen.

In schonenden, aber unzweideutigen Worten bereitete er ihn auf das Ende vor.

Der alte Mann blieb zurück wie zerschmettert. Dann, wie aus innerstem Antrieb, begann er aufzuräumen, nahm die Casse an sich, schloß Fenster und Thüre und löschte das Licht aus. Um Alles sollten sie ihn nicht bringen. Er dachte nur an sein Weib. Darüber hinaus war ihm plötzlich Alles gleichgiltig.

Als er hinauf kam, war die kranke Frau gerade bei Bewußtsein.

„Kommst Du heut' schon?" flüsterte sie matt.

„Ja, es is sieben Uhr."

„Sonst is es am Christabend neun geworden. — Is das Geschäft gut gegangen? — Der Wechsel!"

Nicht einmal die Sterbende ließ der Popanz dieser Tage in Frieden.

Einen Augenblick besann sich Hauser. „Freilich — gut is gangen, recht gut. Hab' nur keine Sorg'!"

„Gott sei Dank!"

Rose sah den Vater verwundert an. Der saß stumpf und still am Bette. — —

Er blieb die ganze Nacht wach. Rose schickte er schlafen.

Die Kranke phantasirte meistens. Selten erwachte sie für Augenblicke.

Das Mädchen konnte lange nicht schlafen. Einmal hörte sie Gold klingen. Dann vernahm sie die Stimme der Mutter: „Reicht's, Vaterl? — Gelt — der Wechsel."

Wie von einem Verbrechen fuhr Hauser auf und betheuerte mit vielen Worten, daß es heut' schon reiche. Sie solle nur gesund werden.

Auch Rose that diese Versicherung wohl und sie schlief ein. — —

Da weckte sie dumpf und nachtbang die Stimme des Vaters: „Rose, Rose, steh auf! Die Mutter!" — — —

Am Morgen hatte ein Herz im Drechslerhaus den Jammer los.

„Ich bin nur froh," sagte Rose unter Weinen und Schluchzen, „daß Mutter wenigstens noch Gutes erfahren hat. Der Wechsel is ihr nit aus dem Sinn 'gangen."

„Das hab' ich ihr erspart. Gott wird mir die Lüg' verzeihen."

„Die Lüg', Vater!?"

„Ja, Rosl. Es is doch aus mit uns. Was liegt denn an dem lumpigen Gold."

Der Greis strich der herzbrechend Weinenden über den Scheitel. Zwei große Thränen rannen ihm in den Bart. (Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Von der öffentlichen Dummheit.

Seit Jahren habe ich mir eine kleine Sammlung angelegt von öffentlichen Dummheiten, wie sie mir gerade im täglichen Leben begegnen. Es handelt sich um lauter solche Dummheiten, über die bei geistig gesunden Menschen nicht zwei Meinungen herrschen können. Rechthaber und Rabulisten werden natürlich auch aus solchen offenbaren Dummheiten tiefgründige Klugheiten zu machen wissen.

Die Dummheiten von uns Einzelmenschen, also von mir und meinen verehrten Zeitgenossen, zu sammeln, geht über Menschenkraft hinaus und hat auch kein öffentliches Interesse. Was der Einzelne an Dummheit leistet, dafür hat er in der Regel selbst zu büßen, es sei denn, daß er zu den Glückskindern gehört, denen selbst aus ihren Dummheiten noch Vortheile erwachsen. Oeffentliche Dummheiten aber, also solche begangen von Einzelnen oder von Behörden, die für eine große Menge von Menschen Einrichtungen und Anordnungen zu treffen haben, sind eines großen Interesses sicher, eben wegen des großen Geltungsbereiches jeder solcher einzelnen öffentlichen Dummheit.

Wir müssen uns aber erst mal darüber verständigen, was als „öffentliche Dummheit" gelten soll. Es giebt zahllose öffentliche Einrichtungen, die einigen Mitbürgern unangenehm sind und deßhalb von ihnen fälschlich als Dummheit bezeichnet werden, obgleich sie nur gegen sein persönliches Interesse streiten, im Uebrigen aber segensreich wirken. So wird der einzelne verbissene Impfgegner das Impfgesetz eine Dummheit nennen, während es nach der allgemeinen und sehr berechtigten Ansicht eines der weisesten Gesetze ist, unter denen wir leben. Nein, als öffentliche Dummheit fasse ich nur solche Einrichtungen und Anordnungen auf, die Keinem jemals etwas nützen, nicht einmal dem, von dem sie ausgehen, und die immer oder in den meisten Fällen schädlich, ja gefährlich wirken.

Ja, giebt es denn dergleichen? Und wenn solche öffentliche Dummheiten über die Menschheit verhängt werden, erhebt sich nicht sofort ein Sturm des empörten gesunden Menschenverstandes und fegt eine solche vollkommene öffentliche Dummheit fort? Durchaus nicht! Dieses wird zu beweisen sein, und zwar nicht mit allgemeinen Redensarten, sondern mit dem besten Beweise, den es geben kann: mit dem Beispiel. Da war ich jüngst in einem Museum; es ist unnöthig, die Stadt und das Museum selbst zu nennen. Ich denke zwar an ein ganz bestimmtes Museum, aber es ist nicht die Ausnahme, sondern nahezu die Regel. Wissensdurstig durchschreite ich die Säle: nur hier und da finde ich eine kurze Bezeichnung an den Gegenständen, die mir, einem Beschauer mit einigen Vorkenntnissen, wenigstens eine Ahnung geben, die aber einem ganz Unkundigen, einem Manne aus den tieferen Bildungsschichten, für den das Museum doch auch bestimmt ist, gar nichts sagen. Ist dies eine öffentliche Dummheit, oder ist es keine? „Dummheit" so verstanden, daß es vollkommene Zweckwidrigkeit bedeutet. In den besser geleiteten Museen, z. B. in deutschen Gemäldegalerien, findet man in neuester Zeit wenigstens ein Täfelchen mit dem Namen des Malers und der knappen Bezeichnung des Gegenstandes. Zur wirklichen Belehrung — und Museen u. A. sind zur Belehrung der Unkundigen da — reicht das bei Weitem nicht aus. Indessen, Museen, in denen man wenigstens schon zu einer solchen Unterweisung der Wißbegierigen gelangt ist, nehme ich von dem Vorwurf der öffentlichen Dummheit aus.

Ich stehe auf einem der äußeren Hinterplätze eines Straßenbahnwagens. Es regnet, und ich glaube mich vor dem Regen geborgen durch das schützende Dach. Da fühle ich auf einmal, wie es mir mit gleichförmiger Hartnäckigkeit gerade zwischen Halskragen und Nacken munter hineinregnet. Der Mann, der die Zeichnung zu dem Wagen entworfen, und die Behörde, — das heißt wieder Menschen — die ihn abgenommen und in den Dienst gestellt, haben vollkommen zweckwidrig gehandelt und haben sich einer öffentlichen Dummheit schuldig gemacht. Der Unterschied zwischen öffentlicher und privater Dummheit besteht nun leider darin, daß durch die private Dummheit der wirklich Schuldige, durch die öffentliche der Unschuldige leiden muß, und darum empört sich nicht nur mein Verstand, sondern auch mein Gerechtigkeitsgefühl gegen jede öffentliche Dummheit. Die geringste, aber auch die gerechteste Strafe wäre, daß ein Betriebsdirector, der Wagen mit zu kurzem Verdeck eingestellt hat, einen ganzen Regentag hindurch auf einem der feuchten Hinterplätze fahren müßte. Alsdann würde er durch einen bösen Schnupfen lernen, was ihm der niedrigste Grad von Phantasie, diesem Allheilmittel aller Dummheit, hätte sagen sollen. Mangel an Phantasie nämlich ist es, aus dem die Dummheit herauswächst: die Unfähigkeit, sich in die Lage eines anderen Menschen, nämlich des von einer Einrichtung betroffenen, hinein zu versetzen.

In meiner Sammlung giebt es eine Abtheilung mit der Aufschrift: „Zur Prämiirung"; das soll bedeuten: ich stelle mir vor, irgend ein Wohlthäter der Menschheit, so eine Art Nobel von der anderen Seite, käme einmal auf den Gedanken, zur Abschreckung, Belehrung und Besserung einen Preis zu setzen auf die größte nur irgendwie zu ersinnende öffentliche Dummheit, auf eine so haarsträubende, verblüffende Sinnlosigkeit und Zweckwidrigkeit, daß Behörden und Einzelmenschen, die es angeht, entsetzt über die Ungeheuerlichkeit in sich gehen und sich heilig Besserung geloben. Diese Abtheilung meiner Sammlung ist nicht arm an Musterdummheiten. Da aber der Nobel, den ich mir wünsche, sich noch nicht gefunden hat, so möchte ich hierdurch eine Anregung geben, die vielleicht bei einem steinreichen Mäcen auf fruchtbaren Boden fallen und zu einer Prämiirung führen könnte. Es giebt in meiner nächsten Nähe eine Eisenbahnlinie mit einem ungeheuren Verkehr, auf der folgende Einrichtung besteht. Die Bahn dient dem Ortsverkehr, hat auf den Stationen nur kurze Aufenthalte: die geringste Ueberlegung müßte also dazu führen, das Aus- und Einsteigen so sehr wie möglich zu erleichtern, den Bahnsteig genau in der Höhe der Unterkante des Wagenkastens anzulegen, alle Trittbretter, jede Kletterei zu vermeiden. Auf jener Bahn muß man über ein Trittbrett hinauf- und hinabklettern, und trotz dem oft lebensgefährlichen Massenverkehr giebt es zwischen Bahnsteigkante und Wagenkasten gerade so viel Raum, daß ein Mensch hineinfallen oder hineingestoßen und zerquetscht werden kann. Geistreich, nicht wahr? Kein Jahr vergeht, ohne daß durch diese Einrichtung mindestens ein Menschenleben vernichtet wird und Menschenbeine abgequetscht werden. Einmal ist es ein pflichteifriger Stationsbeamter, der beim Schließen einer Wagenthür mit dem Aermelaufschlag hängen bleibt, in die Menschenfalle zwischen Wagen und Bahnsteig stürzt und dort zerquetscht wird; ein anderes Mal ist es eine unglückliche Frau, die von der drängenden Menschenmasse in den mörderischen Zwischenraum gestoßen wird, während der Zug aus- oder einfährt. — Ich meine, schon dies würde den verantwortlichen Schöpfer einer solchen Einrichtung zum Nobelpreis für die vollkommenste Zweckwidrigkeit berechtigen. Aber die Sache ist noch nicht vollständig: auf derselben Bahn haben sämmtliche Wagen nicht nur ein Trittbrett über dem Bahnsteig, sondern — auch eines unter dem Bahnsteig, ein Trittbrett, das niemals benutzt wird, das zu nichts auf Erden dient als zur Herbeiführung von Unglücksfällen und das trotz immer wiederholter Hinweisungen auf seine Schädlichkeit und Gefährlichkeit nicht beseitigt wird! Man stelle sich einmal vor, Ameisen, Bienen oder Biber bedürften für ihr Staatsleben einer Bahnhofseinrichtung: traut man irgend einem jener klugen Thiere zu, daß sie überflüssige und obendrein lebensgefährliche Trittbretter bauen oder daß sie zwischen so gefährlichen Dingen wie Eisenbahnwagen und Bahnsteigen Zwischenräume lassen würden, in denen eines der Ihrigen verstümmelt oder getödtet werden könnte? Oder daß sie nach einem einmal erlebten Unglücksfall dieser Art ihre Dummheit nicht aufgeben würden? Als mir einmal dieser Gedanke so recht lebhaft vor die Seele getreten war, da schrieb ich mir als letztes Ergebniß dieser Betrachtung den Spruch auf: Der Mensch unterscheidet sich vom Thiere unter Anderm dadurch, daß — es niemals etwas Zweckwidriges thut.

Eduard Engel (Berlin).

Offene Briefe und Antworten.

Der Gerichtsofficier.

In dem „Zu Befehl, Herr Leutnant!" betitelten Aufsatz in No. 21 der „Gegenwart" unterzieht Herr Karl von Wartenberg einen Zweig

der Militär-Rechtspflege einer zwei Spalten langen, scharf absprechenden Kritik, die nicht unwidersprochen bleiben darf, weil sie unrichtige Begriffe in der Oeffentlichkeit zu verbreiten geeignet ist. Herr v. Wartenberg zieht gegen den „untersuchungsführenden Officier“ der niederen Gerichtsbarkeit zu Felde, den er „als den eigentlich schlimmsten Auswuchs unserer Militärjustiz“ bezeichnet, dem er nach Vorbildung und militärischer Erziehung schlechtweg jede juristische Befähigung, ja eigentlich sogar den guten Willen abspricht, seines Amtes in gewissenhafter, dem Rechtsgefühl entsprechender Weise zu walten, und dessen Beseitigung und Ersatz durch „Auditeure“ er deßhalb vom jetzigen oder künftigen Reichstag kategorisch fordern zu müssen glaubt. — Wozu der Lärm? Herr v. Wartenberg brauchte ja nur einen Blick in die „Militärstrafgerichtsordnung vom 1. December 1898“ zu werfen, um sich zu überzeugen, daß es weder „untersuchungsführende Officiere“ noch „Auditeure“ mehr giebt. An ihre Stelle sind seit dem 1. October 1900 „Gerichtsofficiere“ und „Kriegsgerichtsräthe“ getreten. Aber nicht nur die Namen, sondern auch die Functionen dieser Organe der Militär-Rechtspflege hat das neue Verfahren ganz wesentlich geändert, und besonders dem Gerichtsofficier nicht entfernt mehr den Einfluß des früheren „untersuchungsführenden Officiers“, auf die Rechtsprechung, ja eigentlich überhaupt keinen solchen belassen. Doch davon später! Folgen wir den Ausführungen des Herrn v. Wartenberg. — Ueber die Schulbildung der Offiziere, aus denen der Gerichtsofficier — so wollen wir ihn nun doch nennen — ausgewählt wird, urtheilt der Verfasser etwas geringschätzig aber falsch: „Er hat sie meistens im Cadettencorps oder gegen den Schluß des Schulbesuchs auf einer sogenannten Fähnrichspresse erhalten. Nur in wenigen Fällen hat er die Maturitätsprüfung auf einem Gymnasium bestanden.“ Demgegenüber weist eine zufällig vorliegende Uebersicht einer Kriegsschule 51 Procent Gymnasialabiturienten, 28 Procent Cadetten und 21 Procent auf einer Presse Vorbereitete nach. Daß auch im Cadettencorps ein zum juristischen Studium berechtigtes Reifezeugniß erworben werden kann und alljährlich von einer großen Zahl Cadetten-Abiturienten erworben wird, scheint Herrn v. Wartenberg unbekannt. — Aber weiter: „Die Vernehmungen durch den untersuchungsführenden Officier finden in dessen Wohnung in Gegenwart eines zweiten Officiers statt, mithin in einem Milieu, wie es militärischer sich kaum denken läßt.“ Falsch, Herr v. Wartenberg! Früher war es allerdings so; aber die neue Militärstrafgerichtsordnung hat, wie so Manches, auch dies geändert. Die „Gegenwart eines zweiten Officiers“, des sogenannten „Beisitzers“ ist fortgefallen; dagegen wohnt der Vernehmung eine „geeignete Person des Soldatenstandes“, — meist wohl ein schreibgewandter Unterofficier — bei, dem die Wahrnehmung der Geschäfte des Gerichtsschreibers übertragen ist (§ 109 d. M. St. G. O.). Ueber den Ort der Vernehmungen ist Nichts vorgeschrieben. In vielen Kasernen sind besondere Gerichtszimmer vorgesehen; wo für solche der Raum fehlt, finden die Vernehmungen meist in dem Geschäftszimmer oder auch in der Wohnung des Adjutanten statt, der ja fast immer das Amt des Gerichtsofficiers bekleidet. — Der Schilderung eines Verhörs, bei dem der Gerichtsofficier sein Vorgesetztenverhältniß mißbraucht, um die Aussagen der dem Soldatenstande angehörigen Zeugen zu beeinflussen und in eine bestimmte, ihm vom Gerichtsherrn gewiesene Richtung zu drängen, widerspreche ich mit aller Entschiedenheit. Sie ist durchaus falsch. Wäre aber ein solches Untersuchungsverfahren wirklich ausnahmsweise einmal möglich, so würde das zwar sehr bedauerlich sein, für die Rechtsprechung aber immer noch ziemlich belanglos bleiben. Denn die Vernehmungen durch den Gerichtsofficier bilden heute nicht — wie dies früher allerdings der Fall war — die Grundlage für die spätere Urtheilsfindung, sondern sind lediglich ein „Ermittelungsverfahren“, dessen Zweck und Umfang in den Paragraphen 159 und 168 der Militärstrafgerichtsordnung wie folgt festgelegt ist: „Der mit der Führung des Ermittelungsverfahrens beauftragte Gerichtsofficier ... hat bei Erforschung des Sachverhalts nicht bloß die zur Belastung, sondern auch die zur Entlastung dienenden Umstände zu ermitteln und die Erhebung aller Beweise herbeizuführen, deren Verlust zu besorgen steht oder deren Aufnahme zur Vorbereitung der Vertheidigung des Angeschuldigten erforderlich erscheint (§ 159). — Das Ermittelungsverfahren ist nicht weiter auszudehnen, als erforderlich ist, um eine Entscheidung darüber zu begründen, ob Anklage zu erheben oder die strafgerichtliche Verfolgung einzustellen sei (§ 168).“ In der Begründung zu diesem letzten Paragraphen heißt es außerdem noch: „Das Ermittelungsverfahren ist abzuschließen, sobald sich übersehen läßt, daß eine Strafverfolgung aus rechtlichen oder thatsächlichen Gründen nicht eintreten kann. Andererseits soll das Ermittelungsverfahren auf die möglichst vollständige Sammlung des Beweismaterials bedacht sein, um die Hauptverhandlung in ausreichender Weise vorzubereiten.“ Auf die öffentliche Hauptverhandlung im Standgericht allein kommt es also an. Hier aber liegen Leitung des Verfahrens, Beweisaufnahme, sowie alle Vernehmungen dem Vorsitzenden ob, einem Stabsofficier, der die Führung der Verhandlung zwar einem der beiden Beisitzer — ein Hauptmann und ein Oberleutnant — übertragen darf, von dieser Befugniß jedoch sicher nur ausnahmsweise und aus besonderen Gründen Gebrauch machen wird. Nur diese drei, für das Richteramt vereidigten Personen sind zur Urtheilsfindung berufen; ihrer nach Schluß der Beweisaufnahme erfolgenden Berathung wohnt der Gerichtsofficier nicht einmal bei. Seine Thätigkeit in der Verhandlung beschränkt sich auf die Vertretung der Anklage und die Begründung eines bestimmten Strafantrages. Die bei den Gerichtsofficieren nach Ansicht des Herrn v. Wartenberg ganz allgemein vorauszusetzende Fähigkeit, die Sprache schriftlich oder mündlich so zu beherrschen, „daß die Gedanken in klarer, sicherer Form zum Ausdruck gelangen“, könnte demnach höchstens dem Angeklagten zu Gute kommen, kaum aber je zu einer für ihn nachtheiligen Rechtsbeugung führen. Denn es ist doch höchst unwahrscheinlich, daß eine ungeschickte Begründung des Strafantrages die Richter mehr beeinflussen soll, als der unmittelbare Eindruck der eben vorausgegangenen mündlichen Verhandlung.

Ernstes Bedenken erweckt Herrn v. Wartenberg auch der Mangel genügender „juristischer Kenntnisse und praktischer Bethätigung des untersuchungsführenden Officiers“, ein Mangel, der diesen angeblich ziemlich rathlos seinen Aufgaben gegenüber stehen läßt. „Unausgesetzt steigen ihm Zweifel über Zweifel auf.“ — Herr v. Wartenberg mag sich beruhigen, es ist damit wirklich nicht so schlimm. Einmal hat der Gerichtsofficier ja, wie wir gesehen haben, mit der Rechtsprechung selbst überhaupt Nichts zu thun, sodann sind die Fälle, die seiner „praktischen Bethätigung“ unterliegen, durchweg so einfacher und leichter Art, daß ihre recht- und gesetzmäßige Behandlung auch dem mit halbwegs gesunden Menschenverstande ausgestatten Nichtjuristen keine sonderlichen Schwierigkeiten bieten kann. Bedenklicher könnte ja in dieser Hinsicht erscheinen, daß unter den Richtern das juristische Element nicht vertreten ist. Aber schädlichen Folgen dieses Fehlens ist wohl ausreichend vorgebeugt durch den geringen Umfang der Zuständigkeit und der Strafgewalt der Standgerichte. Nach § 15 der Militärstrafgerichtsordnung umfaßt die niedere, durch Standgerichte ausgeübte Gerichtsbarkeit:

1. Die nur mit Arrest bedrohten militärischen Vergehen (Achtungsverletzung, Belügen des Vorgesetzten, Ungehorsam, Vergehen gegen die Wachvorschriften, leichtfertige, unbegründete Beschwerdeführung);
2. Die Uebertretungen (d. h. die nach dem Gesetz mit Haft oder Geldstrafe bis zu 150 Mk. bedrohten Handlungen).

Nach § 16 „bleiben der niederen Gerichtsbarkeit außerdem überlassen, sofern nach dem Ermessen der Gerichtsherren keine höhere Strafe als Freiheitsstrafe bis zu 6 Wochen oder Geldstrafe bis zu 150 Mk., allein oder in Verbindung mit einander, zu erwarten steht“, also nur in leichteren Fällen eine Reihe anderer Vergehen gegen das Militär- und gegen das Reichsstrafgesetzbuch, wie z. B. unerlaubte Entfernung, Urlaubsüberschreitung, Beleidigung Vorgesetzter, vorschriftswidrige Behandlung (nicht Mißhandlung) Untergebener, Gehorsamsverweigerung, Erregen von Mißvergnügen in Bezug auf den Dienst, Trunkenheit im Dienst, Zerstörung von Dienstgegenständen, Mißbrauch der Dienstgewalt, Hausfriedensbruch, Beleidigung, Körperverletzung, Bedrohung, Sachbeschädigung; ferner Zuwiderhandlungen gegen bestimmte Paragraphen der Seemannsordnung, gegen die Forst- und Feldpolizeigesetze, sowie gegen die Holz-(Forst-)Diebstahlsgesetze. Allgemein bleiben aber, im Frieden wenigstens, „der höheren Gerichtsbarkeit diejenigen Fälle vorbehalten, in denen die Verhängung einer Ehrenstrafe zu erwarten steht“. Sechs Wochen Gefängniß oder mittleren Arrestes oder vier Wochen strengen Arrestes sind somit die höchsten Strafen, auf die ein Standgericht überhaupt erkennen kann. Im Felde ist die Grenze auf 3 Monate erweitert. Dem Verurtheilten steht außerdem als weiterer Schutz gegen rechts- oder gesetzwidrige Bestrafung das ganz uneingeschränkte Recht der Berufung zu, auf das er bei der Urtheilsverkündung ausdrücklich hingewiesen wird und dessen Ausübung eine wiederholte Verhandlung der Strafsache vor dem Kriegsgerichte unter Betheiligung von Berufsjuristen zur Folge hat. Von diesem Recht wird übrigens, wie beiläufig erwähnt sein mag, meist in der Absicht, die Strafvollstreckung hinauszuschieben, ein so ausgiebiger Gebrauch gemacht, daß man vielfach bereits die Einführung einer „Frivolitätsstrafe“ wegen unbegründeter Berufung, wie sie die frühere bayerische Militärstrafproceßordnung kannte, für wünschenswerth erachtet.

Vorurtheilsfreier Prüfung wird Vorstehendes genügen, um zu erkennen, daß die angegriffene Einrichtung des Gerichtsofficiers, wie sie heute besteht, in keiner Weise eine unparteische Rechtspflege in Frage stellt. Ebenso wird einleuchten, daß der geforderte Ersatz der vorhandenen rund 1000 Gerichtsoffiziere auch nur durch etwa 300 Berufsjuristen eine sehr kostspielige und dabei überflüssige, in mancher Hinsicht sogar schädliche Maßregel sein würde.

Neisse. v. Ditfurth, Oberstleutnant

Nochmals: Zu Befehl! Herr Leutnant!

Eine Entgegnung.

„Zu Befehl! Herr Leutnant!“ lautete die Ueberschrift eines in der Nr. 21 der „Gegenwart“ veröffentlichten Artikels, in welchem ich unter Anlehnung an äußerst charakteristische Erscheinungen der Gumbinner Proceßverhandlungen dritter Instanz dem Institut des untersuchungsführenden Officiers in der niederen Militär-Gerichtsbarkeit etwas unsanft zu Leibe ging. Als einen in jeder Hinsicht ungeeigneten gerichtlichen Functionär hatte ich diesen Officier hingestellt; fehle ihm doch die zur Ausübung eines gerichtlichen Amtes erforderliche Objectivität, Selbstständigkeit und Klarheit des Urtheils. Auf heftigen Widerspruch namentlich Seitens Derjenigen war ich gefaßt, die sich selber als Offi-

ciere in militärgerichtlichem Dienste versucht hatten und jetzt glauben, hierauf mit Befriedigung zurückblicken zu können. Offen gesagt, er wäre mir sogar sehr willkommen gewesen. Eine lebhafte Controverse in der Presse hätte in erwünschtem Grade die Aufmerksamkeit der Gebildeten unseres Volkes auf den sonderbaren militärgerichtlichen Functionär lenken können. Niemals will dies vermittelst eines einzelnen Aufsatzes gelingen, der kurze Zeit nach seinem Erscheinen in die Versenkung fällt. „Lärm“ sollte thatsächlich geschlagen werden. Recht unliebsam war daher die Enttäuschung über das ausbleibende Echo. Aber einer Enttäuschung erlag ich auch noch, als endlich das Schweigen gebrochen und ich hier in der „Gegenwart“ widerlegt wurde. Herr Oberstleutnant von Ditfurth in Neisse berührt den Kernpunkt meiner Ausführungen, nämlich die äußerst bedenkliche Einwirkung des militärischen Gehorsams auf den von dem untersuchungsführenden Officier zu vernehmenden Untergebenen, gar nicht. Nur auf nebensächlichem Gebiet sucht er mir entgegen zu treten. Ob hier mit Erfolg, muß auch noch dahingestellt bleiben.

Es wird mir vorgehalten, daß es nach der neuen Militär-Strafproceßordnung keinen „untersuchungsführenden Officier“ mehr giebt, daß diese in der niederen Gerichtsbarkeit nur einen Gerichtsofficier kennt, der im Grunde nur die nöthigen „Ermittelungen“ anzustellen habe, dem im Uebrigen aber kaum noch ein Einfluß auf die Rechtsprechung gelassen worden wäre. Von der Rechtsprechung habe ich mit keiner Silbe gesprochen. Wie aber derjenige Officier, welcher gerichtliche Vernehmungen Untergebener vorzunehmen hat, heißt, und ob er „untersucht“ oder „ermittelt“, dürfte für das Ergebniß seiner gerichtlichen Handlungen kaum in Betracht kommen.

Dann werde ich darauf hingewiesen, daß das von mir geschilderte Milieu, in welchem sich das Verhör in der niedern Gerichtsbarkeit vollziehe, nach der neuen Militär-Strafproceßordnung nicht mehr zutreffe. Ich hatte eines zweiten Officiers Erwähnung gethan, der der Vernehmung beizuwohnen hätte und diese nur noch militärischer gestalten könne. „Falsch!“ ruft Herr von Ditfurth aus. „Die Gegenwart des Beisitzers ist fortgefallen. Dagegen wohnt der Vernehmung eine geeignete Person des Soldatenstandes — meist wohl ein schreibgewandter Unterofficier — bei, dem die Wahrnehmung der Geschäfte des Gerichtsschreibers übertragen ist.“ Diese Belehrung will ich gern annehmen. Aber bedeutet die Ausschaltung des Beisitzers nicht eine Verbesserung unseres militärgerichtlichen Verfahrens in pejus? Hatte der frühere Beisitzer auch nur formelle Aufgaben zu erfüllen, so stand er doch mit dem untersuchungsführenden Officier auf derselben Rang- und Bildungsstufe und war somit befähigt, sich eine Ansicht über die Art, wie der Untergebene vernommen wurde, zu bilden, war auch in der Lage, diese Ueberzeugung auszusprechen. Jetzt ist der oft unbequeme Kritiker beseitigt. Jetzt beherrscht der Gerichtsofficier allein das Feld. Der anwesende Gerichtsschreiber schweigt, selbst wenn seine geistige Beanlagung ihm eine zutreffende Beurtheilung des bei dem Verhöre Wahrgenommenen ermöglichen sollte. Nach dem Fortfall des Beisitzers wird die Antwort „Zu Befehl! Herr Leutnant!“ auf die Fragen des Gerichtsofficiers nur noch prompter als früher erfolgen. Nur noch wirksamer wird jetzt in den Verhören die Hypnose des militärischen Gehorsams sein.

Des Ferneren meint Herr von Ditfurth, ich hätte über die Schulbildung der nunmehrigen Gerichtsofficiere geringschätzig geurtheilt und betont, daß sie nur in wenigen Fällen die Maturitätsprüfung auf einem Gymnasium bestanden hätten. Ich habe aber nur ausgeführt, daß, welche Schule sie auch besucht haben mögen, in Anbetracht ihres noch jugendlichen Alters ihre Bildung noch in der Entwickelung begriffen ist. Als die eigentliche Lehrmeisterin habe ich das Leben bezeichnet. In diesem sei der Gerichtsofficier aber noch zu wenig vorgeschritten, um die für ein gerichtliches Amt erforderliche geistige Reife zu besitzen. Ich vermag nicht recht zu erkennen, wie hierin eine geringschätzige Beurtheilung der Schulbildung der Gerichtsofficiere liegen soll. Auf der richtigen Fährte dürfte Herr v. Ditfurth nur in der Hinsicht gewesen sein, daß ich den Abiturienten eines humanistischen Gymnasiums vor den Cadetten und denjenigen jungen Leuten, die auf einer sogenannten Presse sich für die Prüfung zum Fahnenjunker vorbereitet haben, den Vorzug gebe. Und ich bin im hohen Grade erfreut, von ihm zu hören, daß jetzt auf den Kriegsschulen die Ersteren die Majorität haben, wenn ich auch hieraus für die Befähigung des Gerichtsofficiers zu seinen gerichtlichen Obliegenheiten nicht dieselben günstigen Schlüsse ziehen kann wie Herr v. Ditfurth. Wie vertheilt sich denn die Mehrheit der Abiturienten auf die einzelnen Truppentheile? Commandeure von Regimentern der Garde oder anderer in guten Garnisonen können die Annahme eines jungen Mannes, der auf Beförderung dienen will, von einer auf dem Gymnasium bestandenen Maturitätsprüfung abhängig machen. Wollte der Commandeur eines Regimentes in unseren Grenzgarnisonen ebenso anspruchsvoll sein, wie sein College in Berlin oder Hannover, so würde er sehr bald an dem Bemühen, für sein Officier-Corps den nöthigen Ersatz zu beschaffen, verzweifeln müssen. In Berlin verfügt der Commandeur bei der Auswahl eines Gerichtsofficiers vielleicht sogar über mehrere Officiere, die einige Jahre auf der Universität Jura studirt haben. In Bitsch dürften sich unter den Leutnants kaum zwei befinden, die nach der auf einem Gymnasium bestandenen Maturitätsprüfung sich zum Eintritt in das deutsche Officier-Corps gemeldet haben. Wie groß ist aber die Zahl der kleinen entlegenen Garnisonen nach den häufigen Vermehrungen der Armee geworden! Und wie viele von diesen haben wir hart an den Grenzen des deutschen Reiches zu suchen!

Endlich will Herr v. Ditfurth mir die Bedenken nehmen, welche mir die dem Gerichtsofficier fehlenden juristischen Kenntnisse und die ihm ebenfalls mangelnde praktische juristische Bethätigung verursachen. Er sucht mich damit zu beruhigen, daß die Vergehen, welche der Gerichtsofficier durch seine Ermittelungen klar zu legen habe, fast ausschließlich leichter Art seien. Aber nicht durch das Gewicht des Vergehens wird die Untersuchung bedingt, sondern durch den Charakter des Uebelthäters und der Zeugen und durch die äußeren Umstände, die bei der Ausführung des Vergehens abgewaltet haben. Eine Mordthat kann vielleicht ohne jede Schwierigkeit an's Tageslicht gezogen werden, während nach dem Diebe, der seinem schlafenden Kameraden in der Nacht den Brustbeutel mit 20 Pfennigen Inhalt entwendet hat, möglicher Weise Wochen lang geforscht werden muß. Soll der gerichtliche Urtheilsspruch eines Standgerichts mehr bedeuten als die auf beschwerlichen Umwegen herbeigeführte Verhängung einer größeren Disciplinarstrafe, so muß wenigstens einer der gerichtlichen Functionäre juristisch geschult sein. Heute sind sie sämmtlich noch juristische Laien, von denen der Gerichtsherr und die Richter sich nur mit der Rechtspflege vertraut zu machen pflegen, so weit es ihnen für den zu ahndenden Fall erforderlich zu sein scheint, der Gerichtsofficier aber sich erst theils auf autodidactischem, theils auf empirischem Wege ein sehr bescheidenes Maß juristischer Sachkenntniß anzueignen vermag. Auch wenn davon abgesehen werden soll, daß Richter wie Gerichtsofficier ohne Ausnahme dem Alles bezwingenden Einfluß des unglückseligen, in dem Gumbinner Mordproceß endlich in seiner wahren Gestalt erkannten Gerichtsherrn preisgegeben sind, — kann nicht schon die thatsächlich vorliegende allgemeine juristische Unerfahrenheit die Forderung nach einem Berufsjuristen bürgerlichen Standes begründen, damit in der niederen militärischen Gerichtsbarkeit wenigstens Einer in der Rechtspflege zu Hause ist? Auch die Einführung der Berufung, die zweifellos jetzt einen größeren Rechtsschutz gewährt, rechtfertigt seine Ausschließung nicht. Das deutsche Volk muß den Anspruch erheben, daß sich auch in der ersten Instanz alle Voraussetzungen für einwandfreie Rechtsprechung erfüllen.

Herr v. Ditfurth hält die Rechtspflege in der niederen Gerichtsbarkeit für gut geborgen, trotzdem sie ausschließlich in die Hände von juristischen Laien gelegt ist. Ich bleibe dabei, daß sie weiter auf das Bedenklichste gefährdet ist, so lange hier noch jede Antwort eines militärischen Angeklagten oder Zeugen mit dem charakteristischen „Zu Befehl!“ eingeleitet werden kann. Unter den Fittigen des militärischen Gehorsams gedeiht der königliche Dienst sicherlich vortrefflich, niemals aber die Rechtspflege. Ein militärischer Vorgesetzter ist seiner ganzen Eigenart nach stets voreingenommen und daher zu gerichtlichen Functionen wenig, in vielen Fällen gar nicht geeignet.

Carl von Wartenberg.

Notizen.

Goethe's Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgegeben von Professor Dr. Karl Heinemann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 30 Bände in elegantem Leinenband zu je 2 Mk. (Meyer's Classiker-Ausgaben, Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien). Von dieser neuen Goethe-Ausgabe liegen uns wiederum zwei Bände (der 7. und 13.) vor. Der 13. Band enthält den dritten und vierten Theil von „Dichtung und Wahrheit“, sowie die „Biographischen Einzelheiten“ von Professor Heinemann bearbeitet. Seine Arbeit verdient wiederum aufrichtige Anerkennung. In dem 7. Bande tritt ein neuer Bearbeiter auf den Plan, Dr. Theodor Matthias, der sich als Verfasser des bereits in zweiter Auflage vorliegenden trefflichen Buches „Sprachleben und Sprachschäden“ in weiteren Kreisen vortheilhaft eingeführt hat. Der 7. Band enthält Dramen in Prosa, den „Götz von Berlichingen“, den „Egmont“, den „Clavigo“, die „Stella“, die „Geschwister“, den „Groß-Cophta“ und den „Bürgergeneral“. Zu jedem dieser Stücke hat Matthias einleitende Bemerkungen beigesteuert, in denen er über die Entstehung, die Quellen, die Aufnahme und den ästhetischen Werth des Werkes in übersichtlicher Form ansprechend und ausgiebig belehrt. Beide Bände zeigen, daß es möglich ist, den Anforderungen des großen Publicums und des engeren Kreises der Fachleute gleichzeitig gerecht zu werden.



Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 8; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 31. Berlin, den 2. August 1902. 31. Jahrgang. Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. | Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. | Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Deutsche Kohlenstationen.

Von Major a. D. Karl von Bruchhausen.

Daß Kohlenstationen in fernen Meeren einer Seemacht ebenso unentbehrlich sind, wie dem Menschen das liebe Brod, weiß heute Jeder bei uns. Ihr Besitz vermindert die Kosten für die Haltung von Kriegsschiffen auf ausländischen Stationen; er macht die Schiffe selbstständiger und läßt höhere Fahrgeschwindigkeiten zu. Er giebt ihnen das Gefühl der Sicherheit gegenüber allen Wechselfällen, während sie ohne Kohlenstationen ihr Dasein von der — im Kriegsfalle selbst für Neutrale aufhörenden — Liebenswürdigkeit und Gewinnsucht anderer Nationen fristen. Kurz, ein zweckmäßig angelegtes Netz von Kohlenstationen giebt eine wirkliche Ueberlegenheit über die Geschwader derjenigen Seemächte, denen es mangelt. Und nicht bloß in Bezug auf Kriegsschiffe: auch der Handelsflotte der betreffenden Macht kommen die Kohlenstationen zu Gute.

Das weiß man natürlich auch im Auslande; und da Deutschland zu einer aufstrebenden Seemacht geworden ist, schiebt man ihm gern allerlei mehr oder weniger abenteuerliche Absichten in Bezug auf die Gründung von Flotten- und Kohlenstationen unter. So wußte im vergangenen Sommer die „France militaire" ganz genau, daß der deutsche Kriegsplan im Falle eines neuen Zusammenstoßes mit Frankreich darauf hinziele, Cherbourg durch einen Handstreich zu nehmen und es sich im Falle eines günstigen Ausganges des Krieges abtreten zu lassen! Anno 1871 habe gelegentlich der Friedensverhandlungen Bismarck erklärt, daß er bei Fortsetzung des Krieges auch noch Cherbourg verlangen werde, und erst diese Drohung habe die französischen Unterhändler gefügig gemacht! Was an letzterer Behauptung Wahres ist, vermag ich nicht zu sagen; den Vordersatz darf ich aber von vornherein als im höchsten Grade unwahrscheinlich bezeichnen. So nah unseren Küsten brauchen wir noch gar keine **Kohlenstation**, und was eine Flottenstation im Allgemeinen betrifft, bleibt zu bemerken, daß ein deutsches Cherbourg ein schlimmerer Dorn in unserem Fleische sein würde, als Elsaß-Lothringen, Polen und der halbdänische Norden Schleswigs zusammen, ganz abgesehen davon, daß England aus begreiflichen Gründen einen derartigen Besitzwechsel nur dulden würde, wenn es besiegt am Boden läge.

Ebenso unbegründet sind, trotzdem sie ein klein wenig möglicher erscheinen, die weiteren hetzenden Alarmnachrichten über deutsche Machenschaften zur Erlangung von Kohlenstationen, die von Zeit zu Zeit durch die Blätter gehen. Meist stammen sie aus den Vereinigten Staaten, die sich — als gleichfalls aufstrebende Seemacht — in ähnlicher Lage befinden wie Deutschland. Da wußte z. B. der „New York Herald" im Frühjahr 1901 von heimlichen Verhandlungen Deutschlands mit Venezuela Zwecks Abtretung der venezolanischen Insel Margarita zu berichten, — kein Wort davon entsprach der Wahrheit — und vor etwa 3/4 Jahren sah dasselbe Blatt ein wider die Monroe-Doctrin verstoßendes und den Nutzen des zukünftigen Isthmus-Canals für die Vereinigten Staaten in Frage stellendes Vorgehen des „Deutschen Reiches" darin, daß die Hamburg-Amerika-Gesellschaft für die von ihr angekaufte, mit 8 kleinen Dampfern arbeitende Atlas-Linie in Cartagena (Columbien) eine Kohlenniederlage einzurichten begann. Und dabei handelte es sich um eine Privatanlage von beschränkter Bedeutung, wie sie von großen Rhedereien aller Länder auf dem Gebiet fremder Staaten angelegt zu werden pflegen.

Das zur selben Zeit auftauchende Gerücht, Deutschland wolle sich eine der dänisch-westindischen Inseln abtreten lassen, verschnupfte jenseits des großen Teiches dermaßen, daß der Botschafter v. Holleben es in eigener Person zu dementiren für gut hielt. Trotzdem zweifelte man weiter, bis unser Kaiser gelegentlich dem amerikanischen Gesandten in Berlin, Mr. White, eine bündige Zusicherung gab.

Ebenso haltlos und hartnäckig erwies sich das Gerücht, daß Deutschland mit Holland wegen Ueberlassung der Insel Palo Way (Sunda-Archipel) in Verbindung getreten sei. Schwierigkeiten an allen Ecken und Enden!

Denn zu einer Kohlenstation gehört mehr als ein Stück Land, auf dem die schwarze Waare aufgestapelt werden kann. Eine wirkliche Kohlenstation soll den Kriegsschiffen auch im Kriege volle Sicherheit in der Versorgung mit Kohle gewährleisten. Dazu gehören, damit ein feindlicher Handstreich sie nicht zerstört oder gar zu eigenem Vortheil ausbeutet, starke, kostspielige Befestigungen und eine ständige Besatzung. Von Beiden kann nur auf einem souverän beherrschten Gebiete, nicht auf dem Boden eines fremden Staates oder Stätleins die Rede sein. Die Erlangung dazu geeigneter fremder Gebietstheile ist heute, da der Erdball vergeben ist und die Eifersucht der bereits seemächtigen Staaten jeden Besitzwechsel zu hintertreiben strebt, außerordentlich erschwert. Sie erscheint eigentlich nur noch bei stärkeren Machtverschiebungen

nach einem gewaltigen internationalen Zusammenstoße denkbar — — —

So vermag denn das deutsche Reich zur Zeit wirkliche Flotten- und Kohlenstationen nur auf eigenem Gebiet anzulegen. Aber auch da hat es zurückgehalten und sich mit einfachen Kohlenniederlagen begnügt. So bei Dar-es-Salam und Kiautschou; Keime, die sich noch am Ehesten zur Kohlenstation auswachsen könnten.

Ferner giebt es staatliche Kohlenniederlagen auf Upolu (Samoa-Inseln; seit 1879) und zu Matupi (Neu-Guinea). Beide werden, sobald die deutsche Schantungbahn fertig gestellt ist, ihre Kohlen aus China beziehen. Auch Fernando Poo ist — ich kann für den Augenblick nicht feststellen, ob mit Recht — als staatliche Niederlage genannt worden.

An privaten kommen in Betracht: die Farsan-Insel Kumh im Rothen Meere (seit Sommer 1901*) türkisch); eine Kohlenniederlage der Hamburg-Amerika-Linie für eigenen Gebrauch in Kingston auf Jamaika (englisch) und die schon erwähnte weitere bei Cartagena (columbisch). Im Herbst 1901 fragte die Regierung in Herbertshöhe (Neu-Pommern) an, ob sich nicht ein dortiger Kaufmann zur Anlage eines Kohlendepots verstehen würde. Ob diese Anregung zu einem Ergebniß geführt hat, ist mir nicht bekannt. Erwähnenswerth bleibt endlich noch die Ende vorigen Jahres durch eine Anzahl deutscher Rhedereien erfolgte Gründung der Gesellschaft „Deutsches Kohlendepot", die — um der üblichen Uebervortheilung vorzubeugen — in Port Said 24 in Kiel erbaute Kohlenleichter zum Gebrauch für deutsche Kriegs- wie Handelsschiffe stationiren will. Wie wichtig diese Neuerung, wie auch die Kohlenniederlage auf der Farsan-Insel ist, geht aus folgenden Zahlen hervor: Im Jahre 1900 fuhren durch den Suezcanal 465 deutsche Schiffe mit einem Raumgehalt von 2067306 Tonnen. Die deutsche Flagge kam hierbei an zweiter Stelle.

Was im Vorstehenden aufgezählt wurde, ist die ganze Herrlichkeit, wobei freilich die eine oder andere private Kohlenniederlage übersehen sein mag. Viel ist es auf keinen Fall. Und namentlich steht es, wie schon erwähnt, mit den Kriegsschiffen schlecht, sobald der Kriegszustand eintritt und ihr tägliches Futter, die Kohle, zur Contrebande wird. Das Schicksal der spanischen Flotte im cubanischen Santiago liefert ein überzeugendes Beispiel für die trostlose Lage einer an sich nicht schlechten Flotte, der die Kohle ausgegangen ist, ohne daß sie eine Möglichkeit sähe, sich neu zu versorgen. Was bleibt im Falle des Krieges — vom ostasiatischen Geschwader abgesehen — den vereinzelten, im Auslande stationirten deutschen Kriegsschiffen Anderes übrig, als den Schutz eines neutralen Hafens aufzusuchen und sich dort vielleicht für die ganze Kriegsdauer einkapseln zu lassen, sofern nicht das deutsche Reich mit einer starken, über ein Netz von Kohlenstationen verfügenden Seemacht verbündet ist?

An dieser Lage ist für den Augenblick wenig zu ändern, und Nichts würde verkehrter sein, als ein aufdringliches Herumstöbern zur Besserung der Verhältnisse. Nur ganz vorsichtig sind, soll der Neid des Wettbewerbes nicht von vornherein Alles verderben, die Fühler vorzustrecken, wo sich etwa doch noch eine Möglichkeit bieten sollte. Und es ist gut, erst — wie auf Kumh — mit privaten Unternehmungen vorzugehen. Ob sich dann mit der Zeit die Möglichkeit ergiebt, solche Kohlenniederlagen von Staatswegen zu übernehmen und ihnen vielleicht einen stärkeren Charakter zu geben — das muß die Zeit lehren. Also auf der Lauer liegen, abwarten und im gegebenen Falle rasch zugreifen.

*) Ueber dieses Datum herrscht, wie neuere Veröffentlichungen erkennen lassen, eine befremdliche Unklarheit; auch darüber, daß es sich um ein rein privates, vom deutschen Reiche nur gefördertes Unternehmen handelt.

Die geringe Schwimmkunst in England.

(Mit persönlichen Erlebnissen.)

Von Karl Blind.

Ist es nicht merkwürdig, daß in dem meerumschlungenen England die edle Kunst, sich leicht und rasch mit Händen und Füßen, unseren natürlichen Rudern, durch Strom, See und Meer zu bringen, ganz auffällig von der Masse des Volkes vernachlässigt wird?

Unter den Deutschen ist, so viel mir bekannt, die Schwimmkunst weit allgemeiner verbreitet. Vielleicht darf daher die nachfolgende Schilderung, die auch mancherlei, auf langjährige Erfahrung gegründete Rathschläge enthält, drüben auf Theilnahme rechnen.

In einem neulichen Londoner Sport-Berichte wurde gesagt:

„Die Verschlechterung des Schwimmens im Süden Englands wird mit jedem Jahr auffallender, und keine ernstlichen Versuche werden gemacht, ihr Einhalt zu thun. Selbst dem ungeübten Auge tritt der Unterschied in der Schwimmart zwischen Leuten aus dem Norden und denen aus dem Süden unseres Landes klar genug hervor. Alle Preiskämpferschaften befinden sich in den Händen von Einwohnern des Nordens. Viele Ursachen lassen sich für diesen Zustand anführen. In Nord-England wird das Schwimmen besser gelehrt. Im Süden giebt es wenig Lehrer von erprobter Fähigkeit. Angestellte sind an Schwimmschulen verwendet worden, die selbst nicht schwimmen konnten! Kein Wunder, daß Hunderte von Knaben, von armseligen Lehrern unterrichtet, schlechte, häßliche, geringwerthige Arten der Fortbewegung entwickeln."

Im weiteren Verlauf dieser Darstellung wird mit keinem Worte von Fluß, See oder Meer gesprochen, sondern lediglich von „öffentlichen Bädern", d. h. von Anstalten in geschlossenen Räumen. In einer einzigen Zeile werden „ein paar offene Badeplätze" erwähnt. Dies ist schon an und für sich auffällig. Es scheint da, als sei das Schwimmen lediglich eine Sache leiblicher Uebung innerhalb eines Gebäudes — nicht in den natürlichen Gewässern unter freiem Himmel, wo Wind, Wetter und gefährliche Strömungen oft die Geistesgegenwart des Schwimmers auf's Stärkste in Anspruch nehmen. Und doch ist das ein Hauptgesichtspunkt für den, der die Wasser-Ringkunst im echten Sinne betreibt — eine Kunst, die im Frieden mächtig stärkt und im Kriege, wo Ströme manchmal rasch zu durchqueren sind, sich als so nützlich erweist.

Hier sei gleich bemerkt, daß der englische Soldat nicht zum Erlernen des Schwimmens angehalten wird. Man wagt sogar nicht, es diesem angeworbenen Miethling zuzumuthen, da bei Vielen die Wasserscheu so groß ist und man bei irgendwelchem Zwangsversuche fürchtet, die ohnedies so schwierigen Anwerbungen zu schädigen. Ich habe an der See im Gespräch mit gemeinen Soldaten gefunden, daß ihnen, die weder in ein Schauspielhaus, noch in eine anständige Wirthschaft oder einen besseren Vergnügungsort zugelassen werden, der Eintritt in's Wasser am Strande nicht bloß mittels der durch die Badegäste benutzten Wagen, sondern sogar weit davon ab, an den früh Morgens offenen Badeplätzen verboten ist! Wie sollten da selbst diejenigen schwimmen lernen, die etwa dazu Lust haben?

Auf den Unterschied in der Schwimmart der Nord- und Süd-Engländer soll hier nicht eingegangen werden. Das aber kann ich versichern, daß jeder gute Schwimmer vom Festlande, der nach England kommt, stets überrascht ist, zu finden, daß eine so gesunde und nützliche Körperübung weit weniger hier unter einem Volke von Inselbewohnern gepflegt wird, die doch gewissermaßen vom Hauche der Salzfluth genährt, jedenfalls von ihr umwogt sind.

Erst unlängst machte ich eine derartige Erfahrung. Ein junger, weitläufiger Verwandter, ein Oxforder Student — Engländer von Abkunft, aber theilweise auf deutschem Boden erzogen — gestand mir, daß er höchst betroffen sei über die Vernachlässigung des Schwimmens unter seinen Landsleuten im Allgemeinen und über die geringen Leistungen selbst derer, die mit dieser Kunst augenscheinlich vertraut sind — einige Berufsschwimmer und für Wettbewerb besonders ausgebildete Leute selbstverständlich ausgenommen.

* * *

Als ich vor vielen Jahren, nach dem Sturze der großen deutschen Freiheits- und Einheitsbewegung, an diese Küste verschlagen wurde, empfand ich noch größeres Erstaunen. Ich hatte im Rhein und im Neckar und im Deutschen Meere mich getummelt und konnte mir den Zustand in England gar nicht zusammenreimen. Es ist seitdem ohne Zweifel besser geworden — merkwürdig genug, eher unter der Frauenwelt. Gleichwohl liegen die Dinge immer noch sonderbar im Argen.

Seit 1854 habe ich jedes Jahr am englischen Meeresgestade sechs Wochen, manchmal zwei Monate zugebracht — an der Süd-, der West-, der Südost- und Nordwest-Küste — und allerhand Erfahrungen gesammelt. Ich bin auch, nicht gerade zu meinem Vergnügen, einmal bei Hastings draußen im Meer unter einen Zug auftauchender schwarzer Tümmler gerathen, denen ich mit möglichster Eile entschwamm. Einmal habe ich mich in Nord-Wales, bei Llandudno, vor den Fangarmen häßlich klebriger, zwar augenloser, aber anscheinend die Nähe eines Menschen fühlender Seeteufelchen („Gelée-Fische", wie der Engländer sie höflich, aber eigentlich unrichtig nennt) zu retten nicht geringe Mühe gehabt. Ebenso habe ich mich vor zwei Jahren noch bei Eastbaurne durch Tausende kleinerer Gelichters, die zwar keine Fangarme besitzen, aber bei starker Berührung Nesselstiche hinterlassen, in elliger Weise durcharbeiten müssen, indem ich rechts und links unablässig ausschlug.

Jeden Tag meines vieljährigen langen Aufenthaltes an der See, ohne Rücksicht auf Wind und Wetter, bald vom Ufer bei hoher Fluth, oft auch Wochen hindurch vom Brückenpfeiler aus schwimmend, wo man sofort zehn bis fünfzehn Fuß Wassertiefe hat, ist mir gewiß vollauf Gelegenheit geworden, die Eingeborenen zu beobachten. Um so mehr, da ich, um der Antheilnahme willen, die ich von Jugend auf für die Schwimmkunst empfand, vielfach vom Ufer aus die im Wasser Befindlichen beobachtet habe.

Nun denn, was mir stets auffiel und noch unangenehm und ganz unverständlich auffällt, ist die sonderbare Thatsache, daß ein so muthiges Volk wie die Engländer — ich meine die Männer wie auch die Frauen, die Knaben und die Mädchen — ein Volk, das jedenfalls in seinen besser gestellten Ständen so sehr die Leibesübungen pflegt, gerade in dem, was man als eines seiner eigentlichen Elemente anzusehen geneigt sein möchte, in mehr als einer Beziehung jämmerlich zurückgeblieben ist. Vortrefflich handhabt man in diesem Lande das Ruder. Aber wie steht es mit der Kunst, den eigenen Körper mit seinen von der Natur gegebenen Rudern in den Fluthen fortzubewegen?

Vor Allem sei hier der merkwürdigen Scheu erwähnt, überhaupt in's Wasser unter freiem Himmel zu gehen, wenn die Witterung nicht etwas günstig ist. Scheint die Luft irgendwie ein wenig frisch und kalt, so findet man den Badestrand immer nahezu verlassen. Selbst junge Gesellen gehen dann lieber in die geschlossenen Bäder. Zu meinem Erstaunen habe ich junge Freunde, ehemalige Studenten, die als Knaben in Erziehungsanstalten an der See aufgewachsen waren und in solchen Bädern schwimmen gelernt hatten, in derselben Stadt zur Sommerszeit ganz regelmäßig in diese gedeckten Schwimmbecken gehen sehen, bis ich sie theils durch schmeichelnde Ueberredung, theils durch Stichelei dazu brachte, sich der offenen Salzfluth anzuvertrauen. „Wir sind das eben immer so gewohnt gewesen," sagten sie manchmal.

Sobald es etwas kalt wird, habe ich in langer Erfahrung gefunden, daß man in den Frühstunden um halb sieben, sieben oder acht Uhr den Strand so ziemlich allein für sich hat. Die Zwei oder Drei, die sich hinauswagen, hört man beständig ausrufen: „O, wie bitter kalt!" und zwar mit dem eigenthümlich zitternden und schnotternden Ton, mit dem das „bitter kalt" stets ausgesprochen wird. Und doch ist in solchen Fällen das Wasser gerade angenehm frisch.

Bei derlei Vorkommnissen habe ich mich oft gefragt: „Haben die deutschen Angel-Sachsen sich im Laufe der Zeit in England so sehr verändert; sind sie wirklich eine so verfrorene Rasse geworden, als wären sie aus südlichem Himmelsstrich hierher verpflanzt worden?" Auch gegen den Schnee, den wir so gern haben, empfindet nicht bloß der Bewohner Londons, wo sich Frau Holle's Gabe allerdings rasch in unsagbaren Schmutz verwandelt, sondern der Süd-Engländer überhaupt einen auffallenden Widerwillen. Ebenso vor dem Ostwind, von dem das Sprüchwort hier sagt, er sei „weder gut für Mensch noch Thier". Und doch haben einst die Angeln und Sachsen und andere deutsche Kriegersippen, die in offenem Boot, ohne Segel, über die Nordsee her kamen und Britonnien in ein Angel-Land umschufen, ohne Zweifel den Ostwind gern zur Fahrt hierher benutzt.

Einige Sonderlinge giebt es freilich auch in England, die das ganze Jahr durch in Teichen oder im Meer unter freiem Himmel baden — ich kenne Einige von ihnen —, wie es ja auch welche drüben giebt, die sich das Eis in Flüssen zu diesem Zwecke aufhacken lassen. Diese Ueberspanntheiten berühren jedoch nicht den geschilderten allgemeinen Zustand, der mir räthselhaft bleibt.

Zur besseren Ermuthigung derer, die die erwähnte Wasserscheu bei geringem Wärmegrad der Luft empfinden, sollte doch der bekannte Umstand dienen, daß das Seewasser sich oft wärmer anfühlt, als die Luft — besonders für den Schwimmer. Niemand aber kann ein tüchtiger Schwimmer, zumal im Meere, werden — das heißt ein solcher, der im Nothfall eine große Gefahr zu überwinden weiß —, wer nicht Tag um Tag sozusagen mit den verschiedenen Launen oder Stimmungen des See- oder auch des Flußwassers vertraut geworden ist. Nicht allein müssen Ebbe und Fluth gut studirt werden, sondern es sind die außerordentlich wechselnden Eigenschaften des Meereswassers, mit denen sich der Schwimmer herumzuschlagen hat, von ihm zu beobachten. Es giebt Tage, wo man gleich einem Pfeile durch die Meereswogen dahinschießt, so stark und reißend schnell erweist sich die Tragkraft der Wellen trotz der Ruhe der glatten Oberfläche — gleichviel was der Stand der Gezeiten ist, ob Ebbe oder Fluth. An anderen Tagen dagegen wird man wie von einer magnetischen Strömung unablässig zurückgezogen.

An manchen Tagen ist der bittere Salzgehalt des Meeres stärker aufgerührt. Man wird dessen schnell genug gewahr, wenn man bei kurzem Wogenschlag oder bei Sturzwellen unwillkürlich einen Schluck einnimmt, der bei allzu häufiger Wiederholung lebensgefährlich werden kann. Wieder an anderen Tagen ist das Wasser weit weniger bitter. Das Alles ist wahrscheinlich die Wirkung von Störungen in der Meerestiefe, die sich unserer Kenntniß entziehen.

Ich habe über diese vielfachen Erfahrungen oft mit Anderen gesprochen; aber sie waren allgemein verwundert über die ihnen gemachten Mittheilungen. Nicht Viele wagen sich eben weit hinaus. Sogar die leicht erkennbare Thatsache, daß das Wasser des Deutschen Meeres — des großen „Heringsteiches", der schon zum Voraus für diesen nützlichen Fisch gesalzen zu sein scheint — weit bitterer ist, als das Wasser im englischen Aermel-Canal, schien Niemandem, mit dem ich sprach, aufgefallen zu sein.

* * *

Hier kommen wir auf eine Frage, die mit dem Vorangegangenen in enger Verbindung steht. Warum wagen sich Diejenigen in England, die offenbar hinreichend gut schwimmen können, so wenig hinaus und halten sich vielmehr dicht am Strand? Sie kommen ja dadurch um all' die nothwendige Uebung, die für Fälle wirklicher Gefahr in einem so wechselvollen Elemente unbedingt nöthig ist.

Die Antwort, die ich stets erhielt, lautete dahin: „Ich fürchte, den Krampf zu bekommen.“ Dies ist mir unverständlich, — es wäre denn, daß Jemand thöricht genug ist, sich bald nach einem Mahle in die anstrengende Meeresfluth zu begeben.

Ein wirklich erprobter Schwimmer wird übrigens, selbst wenn er den Krampf in den Beinen bekäme, nicht ganz von der Gnade der Wellen abhängen. Er muß fähig sein, auf dem Rücken vollkommen regungslos zu liegen, entweder mit den Armen straff entlängs der Beine, gleich einem Stück Holz, das im Wasser liegt, oder mit auf der Brust gekreuzten Armen, aber mit seitwärts ausgebreiteten Armen, so daß er selbst einem Kreuze gleicht. Letzteres ist rathsam, wenn die Wogen hochgehen.

Der Umstand, daß der Mensch sich so ohne jegliche Bewegung im Wasser halten kann, sollte denen Vertrauen einflößen, die nervös veranlagt sind. Von Natur kann der Mensch so schwimmen. Nur die Verzagtheit läßt Viele wie verzweifelt unaufhörlich in's Wasser greifen und dadurch seine Tragkraft zerstören, die im Meere sehr stark ist — weit stärker als in Flüssen.

Durch das, was man gewöhnlich in England „Krampf“ nennt, was aber von ärztlicher Wissenschaft anderen Ursachen zugeschrieben wird, kam vor einigen Jahren in meiner Nähe, an dem weit in's Meer hinausragenden „Pier“ oder Brückenpfeiler bei Eastbourne, ein junger Mann, ein auffallend schöner, goldhaariger Deutscher aus Kurland, um's Leben. Er ging unter, als ich gerade mich wieder anzukleiden begann. Sein Verschwinden war nicht sofort bemerkt worden. Kein Boot war vorhanden. Aber selbst wäre ein solches dagewesen, oder hätte es von dem entfernten Ufer herbeigerufen werden können — wofür ich vergeblich mich bemühte —, so hätte man den spurlos Ertrunkenen nicht aufzufinden vermocht.

Da sein Leichnam erst ein paar Tage nachher an den Strand ausgeworfen wurde, so gestehe ich, einen Widerwillen gegen das Eintreten in's Wasser und Schwimmen gerade an diesem Punkte bis zu erfolgter Auffindung des Todten empfunden zu haben. Ich unterließ es daher an jener Stelle, bis der Körper des Verunglückten beim Burlington-Gasthof in Eastbourne, ganz nahe an der Stelle, wo er seinen Tod fand, wieder auftauchte. Der Gedanke, beim Herabspringen vom Brückenpfeiler etwa auf den Leichnam zu stoßen, war ja unangenehm genug. Bei der späteren Untersuchung ergab es sich, daß der junge Mann vorher ein starkes Frühstück zu sich genommen hatte! Kein Wunder, daß er unterging.

Als ich vor Jahren einmal in Brighton vom Ufer aus bis zu dem Kopfe des sehr langen Brückenpfeilers schwamm, traf ich dort auf einen jungen Mann im Wasser, der kurz vor mir das Gleiche gethan. Obwohl das nun kein allzu großes Kunststück ist, war ich doch, da ich bis dahin Niemand in dieser Weise dort getroffen, neugierig, zu erfahren, welchem Volke der junge Schwimmer angehöre. Ich begann daher eine kleine Unterhaltung mit ihm. Sein erstes Wort zeigte mir, daß es, wie ich vermuthete, kein Engländer, sondern ein Franzose war.

Nachdem ich dann die Unterhaltung mit ihm in seiner eigenen Sprache noch ein wenig fortgesetzt hatte, theilten sich sich unsere Wege, aber vielmehr Wellen. In Frankreich wird, wie in Deutschland, das Schwimmen mehr geübt, als in dem Lande, das nach dem bekannten Liede „die Wogen beherrscht“. Ob auch in Frankreich der Soldat pflichtmäßig das Schwimmen erlernen muß, — was so nützlich ist bei der im Kriege oft nöthigen Durchmessung von Strömen, wo die Brückenschläger manchmal in der Eile kaum die nöthige Arbeit verrichten können, — ist mir unbekannt.

Denkt man an solche kriegerische Möglichkeiten im Leben eines Volkes, so fühlt man sich von dem Gebaren sogenannter Schwimmer oder Badender in England, sei es unter freiem Himmel oder in geschlossenen Badeanstalten, recht angewidert. Jedes Jahr kann man da Knaben und Männer an der See auf ein in der Nähe des Strandes verankertes Brett emporklimmen, sich eine Zeit lang auf ihm den Blicken der am Ufer Wandelnden zeigen, dann herabspringen und untertauchen sehen, um gleich wieder hinaufzuklettern und so fort bis zum Schluß, wo sie wieder in ihre Badewagen hineinkriechen. Kaum daß sie irgend etwas Anderes thäten, als dies thörichte Spiel treiben. In den Bade-Anstalten benutzen sie ebenso unablässig das Sprungbrett, zur großen Unbequemlichkeit der wirklichen Schwimmer. Wie viel besser könnten sie ihre Mühe verwenden!

* * *

Nie habe ich während der vielen Jahre meines langen Aufenthaltes an der See irgendwen je Wasser treten sehen. Es ist eine ausgezeichnete, höchst nützliche Uebung, entweder mit hoch emporgehaltenen oder mit in die Hüften gestemmten Armen.

Wenn ich an einem Orte, wo ich nicht zuvor gewesen, Wasser trat, entstand gewöhnlich Unruhe unter der Bedienung am Ufer. „Jim! Tom! Der Herr ist am Ertrinken!“ schrie einmal in Hastings eine alte Badefrau. „Schnell den Rettungsgürtel herbei!“ Da es gerade hohe Fluth und ich von dem abschüssigen Ufer nicht zu weit entfernt war, konnte ich lächelnd mit der Hand abwinken. Fast alle zur Bedienung der Badewagen gehörigen Männer können überhaupt nicht schwimmen, wie ich oft von ihnen selbst erfuhr.

Einmal fragte ich in Eastbourne einen für Geld sich im Meere vom Brückenpfeiler aus zeigenden Berufsschwimmer, ob er Wasser treten, vielleicht auch dabei ein Bündel Kleider über dem Kopfe halten könne. Der Mann hatte sonst wirklich bemerkenswerthe Leistungen und Kunststücke zum Besten gegeben. Ich erwähnte ihm, daß ich noch nie Jemanden in England habe Wasser treten sehen, obwohl es gar nicht schwer ist, wenn man nur den Kopf gut rückwärts hält und über einige Körperstärke verfügt.

Der Mann sah mich etwas sonderbar an, versprach aber, es am nächsten Tage zu thun. Wer es jedoch nicht that, das war er.

Bei hohem Wogengang, besonders wenn starke Sturzwellen damit verbunden sind, sieht man selten Jemanden sich durch die Brandung hineinwagen. Gleichwohl ist wenigstens das Hineinkommen, bei richtiger Berechnung, keineswegs so gefährlich, wie es den Anschein hat. Es gelingt, wenn man unter die Sturzwelle taucht und, unter ihr durchschwimmend, rasch auf der anderen Seite emportaucht. Nur die Rückkehr an's Ufer schließt Gefahr in sich. Hat man aber Geistesgegenwart, so wartet man ruhig beobachtend auf die verhältnißmäßige Wogenstille, die zwischen sechs oder sieben Sturzwellen auf einen Augenblick eintritt, während man mittlerweile hin und her zickzackt. Ist man behende genug, dann rasch mit ein paar Stößen durch die Fluth das Ufer zu erreichen und eiligen Fußes hinaufzuspringen, ehe eine neue gewaltige Sturzwelle naht und den Schwimmer zurückreißt: so ist das Stück ganz durchführbar. Es gewährt dem entschlossenen Schwimmer ebenso viel Vergnügen, wie jedes knappe Entkommen bei anderen athletischen Uebungen.

Einige Male bin ich wohl durch eine nachfolgende Woge des erzürnten Nereus oder Aegir auf das Kieselgeröll herausgeworfen worden. Doch gelang es stets, aus dem tosenden, schäumenden Getümmel heil herauszugelangen — hier und da

höchstens mit einer kleinen Abschürfung. Die Genugthuung, dem listigen Seegotte einen Streich zu spielen, ist nicht zu verachten. Nützlich aber ist die Uebung für den Fall eines Schiffbruches bei starker Uferbrandung.

Sonderbarer Weise sieht man Niemanden in England während der See-Badezeit mit einer Hand schwimmen, während der andere Arm hoch erhoben ist. Selbst das ist gleichwohl nicht schwer, sogar bei stürmischster See. Zur Rettung eines Ertrinkenden nützt diese Uebung; ebenso für den Fall, daß Einem bei Schiffbruch ein Arm verletzt wäre.

Das einzige Mal, wo ich mich, vor etwa dreizehn Jahren, in großer und unmittelbarer Gefahr befand, geschah dies nicht im Meer, — obwohl ich jährlich Monate hindurch, oft in der stürmischsten Fluth, geschwommen hatte —, sondern auf dem Genfer See. Da half mir das Schwimmen mit einer Hand zu meiner Lebensrettung. Ich hatte vergessen, daß die Rhone, der reißendste Fluß in Europa, durch diesen See strömt. So kümmerte ich mich denn nicht um die rothe Boje, die in einiger Entfernung der Badeanstalt wohl als Grenzzeichen für die Schwimmer dient.

Leider hatte ich nicht meine kurzen, elastischen Schwimmhosen auf die Reise mitgenommen und mußte daher sehr lange, mit einer Schnur um den Leib zu knüpfende annehmen. Als ich bald über die Boje hinaus war, lockerte die reißend schnelle Rhone-Fluth die Schnur. Ich versuchte, Wasser tretend, sie wieder fest zu knüpfen. Es ergab sich als unmöglich. Kaum waren die Knoten der Schnur befestigt, so lösten sie sich von Neuem.

Dann versuchte ich, auf dem Rücken schwimmend, sie zu knüpfen, und wurde dabei furchtbar rasch weiter abgetrieben. Da wandte ich mich und bemühte mich, die langen Hosen abzustreifen; jedoch vergeblich. So hielt ich das Gewand denn mit einer Hand und schwamm mit der anderen zurück. Die Strömung aber war so gewaltig, und so wenig vermochte ich sie zu überwinden, daß mir auf einen Augenblick der Gedanke kam, an das nähere Ufer zu steuern, um so vielleicht aus der Strömung herauszukommen.

Allein die Befürchtung, etwa auf einen unter der Wasserfläche verborgenen scharfen Felsen zu stoßen — wie es mir einmal höchst unangenehm bei Dawlish an der Küste von Devonshire geschah — hielt mich davon ab. So strebte ich nochmals aus Leibeskräften in der Richtung nach der Badeanstalt hin zu schwimmen, fand jedoch bald, daß ich nicht mehr vorwärts kam. Dem mächtigen Stromstriche entgegenarbeitend, wurde ich athemlos und erschöpft. Falscher Stolz, dessen ich trotzdem nicht los werden konnte, verhinderte mich, noch Hülfe zu rufen. Auch wäre meine Stimme vielleicht nicht mehr so weit gedrungen.

In diesem verzweifelten Zustande reckte ich einen Arm empor, während ich mit dem anderen vorwärts zu kommen suchte. Das gelockerte Schwimmgewand aber hinderte mich unablässig, so daß ich den erhobenen Arm ab und zu immer wieder untertauchen mußte.

In der weiten Entfernung hatte man endlich meine Lage erkannt. Der Bademeister, den ungewöhnlichen Fall beobachtend, kam im Kahn schnell herbeirudernd zu Hülfe. Ich war bereits zu ermattet, um in das Boot hineinklettern zu können und vermochte nur das daranhängende Tau zu ererfassen. Gelandet, spie ich etwa zehn Minuten lang Blut.

Meine Frau, die mit meiner Schwägerin aus der Ferne, von der Terrasse eines Gasthofes aus, gelegentlich auf den See schaute, war — wie sie nachher sagte — von keinerlei Beunruhigung erfüllt gewesen, selbst wenn ich ab und zu im Wasser zu verschwinden schien. Sie war das vom Meere her schon gewohnt gewesen.

* * *

Ich erwähne diese Erlebnisse, um zu zeigen, wie nothwendig es ist, daß diejenigen, die wirklich gute Schwimmer werden wollen — fähig auch, sich oder Andere bei Schiffbruch oder sonstigen Bootsunfällen zu retten — unablässig das Schwimmen mit einer Hand, das regungslose Liegen oder das Schwimmen auf dem Rücken, entweder bloß mit den Füßen oder bloß mit den Armen, oder mit allen Gliedern zugleich, ferner das Wassertreten u. s. w. bei jeder Gelegenheit zu üben.

Am Ende ist doch das Gewinnen von Preisen beim Wettbewerb in geschlossenen Schwimmbädern oder bei Anlaß von jährlichen Wettfahrten zu Wasser unter günstigen Umständen von Fluth, Wind und Wetter, kein gebührender Ersatz für die persönliche Durchbildung zu vollkommener Uebung und Geistesgegenwart unter den widrigsten und gefährlichsten Verhältnissen.

Die Engländer sind ausgezeichnete Ruderer, kühne Bergsteiger, furchtlose Erforscher unbekannter Länder. Es ist kein Grund vorhanden, daß sie nicht auch gute Schwimmer sollten werden können, wenn auch das Volk, wenigstens im Süden des Landes, den Deutschen an Schulterbreite und Brusttiefe nachsteht. Schnelle Läufer und gute Hochspringer sind die Engländer ebenfalls. Im Boxen, von dem wir Anderen gern absehen, stehen sie bekanntlich voran. Fechten, das erst neuerdings wieder etwas aufkommt, ist ganz vernachlässigt. Vom Schießen versteht die Masse, ausgenommen die im Freiwilligen-Heere Dienenden, gar nichts. Unter denen jedoch, die es verstehen, giebt es ausgezeichnete Schützen auf große Entfernung, die es mit den, der Natur ihres Landes gemäß auf geringere Entfernungen geübten Schweizern und Tirolern sehr wohl aufnehmen können.

In einem Lande, wo Lungenleiden so häufig sind, müßte das die Brust erweiternde, für die Athmungswerkzeuge besseren Raum schaffende Schwimmen vornehmlich gepflegt werden. Allein bis jetzt ist das nur in geringem Maße der Fall. Der freudige Ausruf „Thalatta! Thalatta!", den Xenophon's Krieger beim Anblick des ihnen die Rückkehr in die Heimath sichernden Meeres erhoben, wird zwar, wenn der Sommer naht, in England ebenfalls sehnsüchtig in zahlreichen Familien nicht bloß der besser gestellten Stände, sondern auch der Arbeiterwelt, erhoben. Doch die volle Vertrautheit mit der stärkenden Salzfluth — das Rudern im Kahn ausgenommen — ist nicht gebührend vorhanden. Da kann Mancher vom Festlande vielen Engländern allerlei Punkte im Schwimmen vorgeben.

Literatur und Kunst.

Der Arzt im Roman.

Drei Besprechungen von C. v. S.

Der Arzt ist im deutschen Roman eine keineswegs seltene Erscheinung. Er pflegt in drei Spielarten aufzutreten: Nr. 1: Medicinalrath, sorgfältig gekleidet und rasirt, lebensklug und discret, Epikuräer und ein Bißchen Sarkast, oft mit der Eigenthümlichkeit behaftet, das Kinn auf den goldenen Knopf seines Stabes zu stützen und den Patienten oder die Patientin aus klugen Augen forschend durch blitzende Brillengläser zu betrachten. Diese Ausgabe ist schon etwas vieux jeu, aber im Familienroman noch immer gangbar. Nr. 2: Typischer Vertreter der gewissen Biedermänner mit der rauhen Schale und dem weichen Kern, derb, bisweilen sackgrob, dabei aber edel und rechtschaffen durch und durch; im Aussehen etwas bärenhaft und salopp. Nr. 3: jüngerer oder junger Mann — (Nr. 1 und 2 pflegen schon in „reiferem" Alter zu sein) —, ernst, stolz, verschlossen, mit dunklem Vollbart und bleicher

Denkerstirn, lächelt nur selten und wehmüthig, leidet an einer verrathenen Liebe und ist der Abgott aller Frauen.

Nr. 1 und 2 spielen meist nur Nebenrollen, Berather, Hausfreunde und dergleichen. Nr. 3 ist in der Regel der Held eines Romans und als solcher trifft man ihn ziemlich oft, aber nur als „Helden“ im herkömmlichen Sinne der Romanschreiber, das heißt als Mann, dessen Hauptthätigkeit darin besteht, zu lieben und noch mehr: sich lieben zu lassen. Sein Beruf spielt dabei eine untergeordnete Rolle, nur die eines Gelegenheitsmachers, der ihn mit allerlei Leuten in Berührung bringt und ihm Anlaß giebt, in Edelmuth und Aufopferung zu machen.

Romane dagegen, in denen der Arzt vor Allem als solcher, nicht als Liebhaber auftritt, in denen seine Berufsthätigkeit das Milieu der Handlung bildet: solche Romane findet man äußerst selten.

Ein merkwürdiger Zufall hat es gefügt, daß fast gleichzeitig drei Romane erschienen sind, bei denen dieser Ausnahmefall vorliegt, alle drei von österreichischen Autoren.

Es sind das: Die Aerzte von Heinrich von Schullern (Linz, Wien, Leipzig, Oesterr. Verlagsanstalt 1902), Menschlichkeit von Emil Marriot (Berlin, Grote 1902) und Humanitas von Edith Gräfin Salburg (Leipzig, Grübel & Sommerlatte 1902).

Man verzeihe, daß ich dem Manne den Vortritt lasse und die Damen zuletzt nehme; es geschieht aber mit Absicht und nicht aus Unart. Um es gleich zu sagen: v. Schullern's Roman ist von allen drei Romanen der beste, denn er verräth die ehrlichste Arbeit und weitaus die größte Sachkenntniß. Er ist kein „Meisterwerk“ — ein Titel, mit dem die Kritik heutzutage sehr freigebig ist, wenn der Autor zu ihrer Clique gehört —, dazu fehlt dem Verfasser, wenigstens vorläufig noch, die Löwenspur der Individualität und die Herrschaft über den Styl, der in seiner Unbehülflichkeit Manches, ja Vieles zu wünschen übrig läßt. Aber trotzdem, es steckt ein reeller Werth darin, man spürt es in Allem und Jedem: das ist Wahrheit! So ist es — oder (wenn man in dem Milieu selber nicht Bescheid weiß) doch: so muß es sein! Und ich glaube, man würde dies auch dann spüren, wenn dieser Roman über die Aerzte nicht von einem Autor herrührte, der selber Arzt ist und das, was er schildert, aus eigener Erfahrung kennt. Die Wahrheit, die dieser Erzählung ihren Stempel aufgedrückt hat, ist schlicht und ungesucht, es ist nicht die gewisse renommirende Wahrheit, die nur in der Enthüllung des Gemeinen besteht wie die der Zolaäffer, und nicht die Wahrheit der Modernsten die nur die Ausstellung ihres, wie sie glauben, höchst interessanten Seelen-Interieurs für Wahrheit halten. Was Dr. von Schullern in diesem Buche giebt, ist ein Stück Leben, das Leben eines Landarztes, der mit dem Concurrenz-Neid eines Collegen, mit der Bornirtheit der Bauern und der Charakterlosigkeit Aller zu kämpfen hat, bis er endlich, dieses ungleichen Kampfes müde, nicht nur den Schauplatz seines Martyriums verläßt, sondern auch den Beruf aufgiebt, der ihm das Leben so grausam verbittert hat. Was ihm diesen völlig verleidet, was seiner Langmuth den Rest giebt, ist der Tod des Kindes seines besten Freundes. Da er es nicht zu retten vermochte, sieht dieser in ihm dessen Mörder. Da wirft er den Aeskulapstab, auf das Tiefste verletzt, von sich und geht, um auf einem stillen Fleckchen Erde seinen Kohl zu bauen.

In deutscher Sprache ist meines Wissens noch kein Roman geschrieben worden, der ein so wahrheitsgetreues Bild aus dem Leben des Arztes böte; und verstünde es der Autor besser, die Sprache zu meistern, die nicht selten unbeholfen bis zur Naivetät und Banalität ist, besäße er eine stärkere Individualität, so wäre dieses Buch eine der interessantesten und bedeutsamsten Erscheinungen der neuen Roman-Literatur. Eine gute und eigenartige bleibt sie aber auch so, und gegen den Erstlingsroman des Verfassers, Im Vormärz der Liebe, bedeutet sie einen großen Fortschritt, selbst in sprachlicher Hinsicht, in der in jenem gräßlich gesündigt worden ist. Besondere Erwähnung verdient die wahrhaft brillante Sprache der vorkommenden oberösterreichischen Bauern. Ihre frische Lebenswahrheit sticht vor dem etwas schablonenhaft farblosen Dialog der übrigen Personen um so wirksamer hervor.

Auch in E. Marriot's Roman Menschlichkeit ist der Arzt ein Märtyrer, aber nicht ganz ohne eigene Schuld. Er hilft seinen unheilbaren Patienten nämlich sterben. Da dies nicht unbemerkt bleibt, sieht er sich gezwungen, seinen Beruf aufzugeben, und zeigt sich selber bei Gericht an. Von einer Freundin nach dem Grunde seines Vorgehens befragt, sucht er dieses folgendermaßen zu rechtfertigen: „Ja, was habe ich so Ungeheuerliches gethan? Unheilbar siechen Menschen ihr Jammerleben abgekürzt und unnütze, schädliche, den Namen Mensch schändende Creaturen vom Erdboden vertilgt. Ist das wirklich ein Verbrechen? ... Denken Sie nur, welche Unsumme von Kraft den Schädlingen zu Liebe verloren geht. Die Gesunden reiben sich auf für sie, Niemand hindert sie, ihre Laster und Gebrechen auf ihre unseligen Kinder zu vererben, sie füllen die Zuchthäuser, die Irrenanstalten und Spitäler und werden gehegt und gepflegt, als wenn sie etwas überaus Kostbares wären ... Laßt sie doch in Gottesnamen zu Grunde gehen oder besser noch, macht es wie ich: räumt sie bei Seite. Tausende und tausende von Kindern, jungen Leuten, Männern und Frauen verderben und sterben um Euch herum: Menschen, die man hätte retten, die nützen hätten können. Helft diesen! Die Anderen aber, den Kehricht, den Auswurf laßt ruhig verkommen!“

Die Freundin wendet dagegen ein:

„Ja, wenn es sich bloß um den Auswurf handelte, bloß um die Lasterhaften, Blödsinnigen und Verkrüppelten, die zu lieben kaum möglich ist ... aber die Kranken! Haben Sie niemals einen geliebten Menschen verloren? Und ihn nicht halten wollen bis zuletzt? Man hat ihn ja doch noch, auch wenn er hoffnungslos krank ist ...“

Als er hierauf erwidert, daß er in solchen Fällen nur selten eingreife, ruft sie ihm erregt zu:

„Aber doch eingegriffen, dazu hatten Sie kein Recht!“

Da fragt er:

„Auch dann nicht, wenn die Leiden des Kranken unerträglich waren und ich die Gesunden sich aufreiben sah mit seiner Pflege und durch den Schmerz, ihn leiden zu sehen, ohne ihm helfen zu können? ... War ich nicht menschlicher als die, die ihn liebten? Ihr wollt, daß Euer Kranker so lange wie möglich lebe, das heißt leide, um das Trennungsweh hinauszuschieben. Ist das nicht egoistisch?“

Aber die Freundin giebt sich noch immer nicht besiegt und protestirt gegen diese Auffassung der Menschlichkeit:

„Solche nüchterne, abwägende Vernunftgründe werden für das Herz nie und nimmer etwas Ueberzeugendes haben, die Liebe will halten, was sie liebt ... Und was die Klugheit dazu sagt und wozu die praktische Vernunft räth, hört sie einfach nicht.“

In diesem Gespräche, das den Schwerpunkt des ganzen Romans bildet, repräsentirt der Arzt die Auffassung der höheren Menschlichkeit, das Mädchen die der herkömmlichen. Eine Einigung Beider ist, wenigstens in unseren Tagen, noch unmöglich, dazu sind die Gegensätze zu groß. Welche die der Verfasserin ist, bleibt ungesagt. Manches spricht dafür, es sei die des Arztes; aber die schwere Sühne, die sie ihm auferlegt — er verliert Weib und Kind — scheint wieder dagegen zu sprechen. Was die Handlungsweise dieses Mannes jedoch bedenklicher erscheinen läßt, als es im Interesse des Problems nothwendig wäre, ist der Umstand, daß er das Tödten aus Menschlichkeit nicht nur in einzelnen Fällen anwendet, sondern systematisch betreibt. Das ist auch in psychologischer Hinsicht nicht einwandfrei, denn es ist wenig wahrscheinlich, daß ein

Arzt, mag er van der Richtigkeit seiner Handlungsweise auch noch sa überzeugt sein, sie hartnäckig sortsetzt, **trotzdem** er sieht, daß er sich dadurch um seine ganze Clientel bringt und in den Augen der Leute zum Massenmärder wird. Das wäre nur denkbar, wenn er ein starrer Fanatiker wäre, der selbst auf Weib und Kind nicht Rücksicht nimmt, sabald es sich um seine fixe Idee handelt. Nach der Darstellung der Verfasserin ist er das aber durchaus nicht. Sa erhält der Raman etwas Gemachtes, Erzwungenes, was seine Ueberzeugungskraft schädigt und das darin aufgewarfene Prablem verwirrt. Durch die krasse Häufung des Unglücks auf das Haupt des Arztes wird dieser Eindruck noch gesteigert. Der Dialog des Ramans läßt, wie bei Marriat fast immer, an Frische und Farbe zu wünschen übrig, es ist meist Papierdeutsch; die Sprache der varkommenden Bauern aber ist geradezu unwahr.

Mit dem Buche v. Schullern's verglichen, ist dieser Raman zwar interessanter, kraftvaller, individueller und wird im Publicum vermuthlich mehr Beifall finden; aber es ist eben ein Raman, eine dem Prablem zu Liebe ersannene Geschichte, v. Schullern's Werk jedach ist ein Stück Leben!

Denselben Titel, nur lateinisch, wie Marriat's Roman führt der der **Gräfin Edith Salburg**. Er heißt „**Humanitas**“. Aber mit Anführungszeichen, alsa iranisch gemeint. Es ist der dritte Theil eines Raman-Cyclus **Was die Wirklichkeit erzählt**, und hat das Treiben gewisser Aerzte zum Gegenstande, ein Treiben, das der Verfasserin als Hahn auf die wahre Humanität erscheint. Daher der Titel. Das Buch fall alsa eine Satire sein, und die Verfasserin glaubt sicherlich, eine vernichtende Satire. Wer das zweifelhafte Vergnügen genassen, schan einige Ramane dieser Dame gelesen zu haben, der weiß, was sie unter einer Satire versteht. Sie erkürt sich irgend ein paar wirkliche Menschen, die das Unglück haben, ihr zu mißfallen, sammelt mit Bienenfleiß allen, auch den thörichtesten und gemeinsten Klatsch, dessen sie habhaft werden kann, quirlt die ekle Masse zu einer übelriechenden häßlichen Sauce zusammen, thut im reichlichen Maße eigenes Gift und eigene Galle dazu, übergießt damit jene bedauernswerthen Auserkorenen, bis sie kaum mehr erkennbar sind, und servirt dann dieses unappetitliche Gericht dem Publicum als Satire, und zwar stets mit der feierlichen Strenge eines berufenen Sittenrichters und einem Aplomb, als hätte sie weiß Gatt was für eine bedeutsame That vollbracht. Daß dieses Gericht in Wahrheit natürlich keine Satire, sandern blaß ein Pamphlet ist, davan hat sie affenbar keine Ahnung, denn sie verwechselt diese beiden Begriffe in jedem Raman auf's Neue. Sa auch in ihrem neuesten. Diesmal sind es in erster Linie zwei sehr bekannte Prafessaren der Wiener medicinischen Facultät, die sie sich zum Opfer erkaren hat. Sie nennt sie Nötlich und Schrottmayer, zwei Namen, deren Masken zu deutsam gewählt sind, um einen Zweifel bestehen zu lassen, wer damit gemeint ist (Nathnagel und Schrötter). Und die Verfasserin hat — von ihrem Standpunkte aus — sehr wohl daran gethan, ihre Absicht schan durch die Namen anzudeuten, denn ahne diesen Wink mit dem Zaunpfahl würde kaum Jemand errathen können, wer die Madelle sind, die ihr zu ihrem Pamphlet unfreiwillig gesessen haben; sa miserabel sind sie getraffen! Wären diese unverkennbaren Namen nicht, sa würde man glauben, die giftige Phantasie der Verfasserin habe sich da zwei Ungeheuer in Menschengestalt zusammengeschweißt und sie in verschwenderischer Fülle mit allen möglichen Niederträchtigkeiten ausgestattet. Dem Satiriker darf es natürlich nicht verwehrt werden, sich seine Madelle aus der Wirklichkeit zu holen, sobald er aber durchblicken läßt. auf wen er zielt, sei's nun durch die Schilderung, durch äußere Umstände aber gar durch den Namen wie hier, dann hat er auch gewisse Grenzen zu wahren. Er mag der Wirlung zu Liebe mehr oder weniger cariciren, er mag ihre Schwächen aber Laster unbarmherzig an den Pranger stellen: aber er muß innerhalb der Grenzen bleiben, die ihm die Wirklichleit vorschreibt — nicht zu reden van denen des Tactes —, er darf diesen Menschen nicht Fehler aber gar Niederträchtigkeiten aufbürden, die sie in Wahrheit gar nicht besitzen. Thut er dies, sa macht er sich eines dappelten Vergehens schuldig: er schädigt den ästhetischen Werth seiner Arbeit, denn er beraubt die Satire ihrer wesentlichsten Eigenschaft, ja ihrer Existenzberechtigung: der Aehnlichkeit, und er schädigt den ethischen Werth der Arbeit, denn er sagt die Unwahrheit. Daß Gräfin Salburg den einen Prafessar Nötlich und den andern Schrottmayer nennt, ist vielleicht nicht tactvall, aber es mag ihr nachgesehen werden; daß sie Beiden aber Eigenschaften der schlimmsten Art andichtet, die sie **nicht** besitzen, daß sie sie leichtherzig zu Schurken ärgster Sarte macht: das ist unerlaubt! Man braucht durchaus kein Verehrer der Urbilder dieser zwei Gestalten zu sein; man sogar sehr wahl zugeben, daß sich gegen ihr Auftreten Manches einwenden ließe, ja, daß mau über sie eine Satire schreiben könnte: aber Jedermann, der über sie und die einschlägigen Verhältnisse gut unterrichtet ist — (und ich habe zufällig Gelegenheit gehabt, diese Verhältnisse genauer kennen zu lernen, als sanst ein Nicht-Arzt) — Jeder, der Bescheid weiß, muß sagen: all' das, was Gräfin Salburg in ihrem Ramane gegen diese beiden Aerzte und die Spitalsärzte überhaupt varbringt, ist van A—Z unwahr, ist nichts als ein widerliches Gebräu aus ebensa bösartigen wie dummen Klatschereien, die die Verfasserin weiß Gatt wa und van wem zusammengelesen hat. Die beiden Opfer mögen sich übrigens trösten: was sich Gräfin Salburg mit ihnen erlaubt hat, ist schan viel Häheren widerfahren. Hat sie sich im Raman **Carrière** doch erkühnt, sich an der Persan des Manarchen zu vergreifen, glücklicher Weise, ahne die zweifellos erhaffte Sensatian zu erregen. Auch in diesen Raman hat sie, ganz ahne logischen Grund, zwei Prinzessinnen hineingezerrt und mit den durchsichtigsten Masken versehen, damit sie ja Jedermann gleich erkenne; sie hat sich auch nicht gescheut, eine Familientragödie intimster Natur, deren Heldin eine dieser hahen Damen gewesen ist, in ihrer curiasen Weise auszubeuten. Daß die beiden Prinzessinnen und alle anderen varkammenden Aristakraten und Aristakratinnen Tröpfe und Dirnen sind, das versteht sich bei Gräfin Salburg van selbst und ebensa, daß die paar anständigen Menschen, die sie varführt, Socialdemakraten sind.

Wenn Jemand sich über die Varurtheile seiner Kaste aber seines Berufes zu erheben und deren Fehler zu erkennen vermag und zu tadeln aber zu verspatten wagt, sa pflegt das im Allgemeinen ein Zeichen eines freien, überlegenen Geistes zu sein: wenn er sich's aber nachgerade zur Lebensaufgabe gemacht hat, diese Kaste aber diesen Beruf auf jede erdenlliche Weise zu verunglimpfen, zu verhöhnen und zu schmähen, dann erinnert das an den gewissen Vogel, der sein eigenes Nest beschmutzt. Wenn ein Revalver-Jaurnalist Bücher schriebe wie dieses und wie dessen Vargänger, sa brauchte einen das nicht weiter zu wundern und zu entrüsten; es würde nur stimmen. Wenn aber eine Dame, noch dazu eine Aristakratin, solche Bücher verbricht, dann ist kein Wort scharf genug, ihre eigenartige Thätigkeit zu brandmarken.

Die Umwerthung der Künste.

Von Johannes Gaulke (Berlin).

Es ist eine der Lieblingsaufgaben der Philasaphen und Aesthetiker aller Zeiten gewesen, die Grenzen der verschiedenen Künste festzustellen und diese in ein geschlassenes System zu bringen, dergestalt, daß jeder einzelnen Kunst ein begrenztes

Stoffgebiet und ein bestimmtes Darstellungsmaterial zuzuweisen war, über das sie nicht hinausgreifen durfte, wollte sie nicht ihre Eigenart und selbst ihre Existenzberechtigung auf's Spiel setzen.

Von den alten Philosophen dürfte wohl Aristoteles am Tiefsten in das Wesen der Kunst und des Kunstschönen eingedrungen sein. Plato, der sich gleichfalls viel mit dieser Frage beschäftigt hat, nimmt der Kunst, wie auch den anderen Erscheinungen des Kunstlebens gegenüber den denkbar philiströsesten Standpunkt ein. Er kennzeichnet in seinem „Staat" die Kunst in ihrer Eigenschaft als Abstraction der Natur als eine Lüge und nennt den Künstler einen einfältigen Menschen, weil er sich anmaßt, selbst Dinge darstellen zu können, die unter allen Umständen einen geschickten Handwerker erfordern. Er verkennt vollkommen, daß gerade in der Zwecklosigkeit, d. h. in der Abstraction von irgend einem anderen Zweck als dem ideellen die ästhetische Wirkung der Kunst beruht. Ihm gegenüber hat Aristoteles die hohe Bedeutung des künstlerischen Scheins betont. Nach Aristoteles ist der künstlerische Schein in Wahrheit das Scheinen der Idee in der Form (aber nicht in dem Material) der Wirklichkeit. Plato faßt das Kunstwerk als eine Naturillusion, d. h. als eine sclavische Copie der Natur auf. Zu einer richtigen Bewerthung des Kunstwerkes gelangen wir erst, wenn wir uns mit dem aristotelischen Begriff der Naturnachbildung vertraut machen. Die Kunst ist von diesem Standpunkt betrachtet mehr als die Natur. Ein wahres Kunstwerk wird im Beschauer nie die Illusion der Naturwirklichkeit erwecken, sondern es wird sich ihm lediglich als der künstlerische Schein der Natur offenbaren.

Um den aristotelischen Satz ganz zu verstehen, müssen wir uns vergegenwärtigen, daß zum Scheinen zwei Factoren gehören: Gedanke und Stoff, die im Kunstwerk wiederum höchst verschieden vertheilt sind. Im Orientalismus, als im Völkerleben die Natur noch vollkommen den Geist beherrschte, überwog in der Kunst der Stoff; der Gedanke konnte sich nur mit Mühe von dem Stofflichen loslösen. Die Anschauungsformen der altorientalischen Völker waren daher im Wesentlichen architektonische. Das Kunst- und Schönheitsideal des Orientalismus ist charakterisirt durch den Hang zum Maßlosen. Alle orientalischen Götterfiguren zeichnen sich durch riesige Dimensionen und phantastische Uebertreibungen der Naturformen aus (unter Anderen die kühnen Combinationen von Tier und Mensch, wie die Sphinx der Egypter, die löwenköpfige Göttin Sechmet u. s. f.).

In der klassischen Kunst ist das Stoffliche und Ideelle zum Gleichgewicht gelangt. Die Griechen erstrebten im Kunstwerk die Einheit von Sinnlichkeit und Idee und die Harmonie von Natur und Geist. Ihre Anschauungsweisen waren daher plastische. An Stelle der starren architektonischen Form wird die beweglichere Form des menschlichen Körpers das Ausdrucksmittel der Kunst.

In der Kunst der späteren, unter der Herrschaft des Christenthums stehenden Zeiten erringt der Gedanke allmälig die Oberhand, ja es wird das Körperliche zeitweise gänzlich vernachlässigt und der ästhetische Schwerpunkt auf die Verinnerlichung des Objects der Darstellung verlegt. Im Zeitalter der Renaissance gelangt das Formal-Schöne wiederum seine alte Bedeutung zurück; die harmonische Wechselwirkung zwischen dem Ideellen und Stofflichen, zwischen dem Innerlich-Schönen und Formal-Schönen ist hergestellt (Raffael's Madonnen, Palma Vecchio's und Tizian's Frauengestalten).

Der Fortschritt des Stofflichen zum Ideellen oder der Entmaterialisirungsproceß, der sich in der Kunst vollzieht, hat den Anlaß zu einer Systematisirung der schönen Künste geboten. Nach Hegel gliedert sich dieses System wie folgt:

1) Die Architektur ist der Ausgangspunkt aller Kunst. Ihre Kunstform ist im Wesentlichen symbolisch, da der sinnlich wahrnehmbare Stoff bei ihr noch überwiegt.

2) Die Sculptur ist wie die Architektur ebenfalls an den Stein gebunden, sie bedeutet aber einen entschiedenen Fortschritt vom Unorganischen zum Organischen. Sie stellt den Körper in seiner Klarheit und Schönheit dar, aber sie vermag noch nicht, oder nur unvollkommen, die Momente des Seelenlebens in ihrem Material zum Ausdruck zu bringen. Diese Aufgabe vollzieht:

3) Die Malerei. Ihr Material, die Farbe, hat sich gegenüber den beiden ersten Künsten wesentlich verringert und sie ist somit im Stande, den reinen Schein in der Form der Wirklichkeit wiederzugeben und weiter die ganze Scala der Gefühle, Gemüthszustände, Gedanken und Handlungen zur Darstellung zu bringen. Mit ihr gelangt die Reihe der simultanen Künste (räumliches Bei- und Nebeneinander der Anschauung) zum Abschluß.

4) Die Musik. Ihr Material ist der Ton, das Erzittern eines tönenden Körpers. Sie eröffnet die Reihe der successiven Künste (zeitliches Nach- und Hintereinander der Anschauung). Die Musik ist diejenige Kunst, die ausschließlich auf die Empfindung wirkt. Aus ihrem Darstellungskreise sind daher alle thatsächlichen Begebenheiten, bestimmte Handlungen und concrete Charaktere ausgeschlossen. Diesen Darstellungskreis umfaßt:

5) Die Poesie, deren Material der Ton als Wort ist, als Zeichen einer Vorstellung und als Ausdruck der Vernunft. Die Poesie kann daher Alles darstellen, und in ihr kehren alle Künste wieder. Die Lyrik entspricht der Musik als Ausdruck innerer Seelenzustände. Das Epos umschließt den Darstellungskreis der bildenden Künste, vorwiegend der Malerei. Die dramatische Poesie hingegen stellt die Einheit aller Künste her; sie ist nicht allein der Ausdruck innerer Seelenzustände wie die Lyrik, sondern auch der äußeren Begebenheiten, einer bestimmten Handlung und ihrer Charaktere. Hinsichtlich ihres Stoffgebietes hat sie starke Berührungspunkte mit der Historienmalerei aufzuweisen.

Als Uebergang von der Musik zur Poesie wird die Mimik, deren Mittel die menschliche Gestalt ist, von einigen Aesthetikern dem System der schönen Künste eingefügt. Sie kann aber im Grunde genommen nur als Ausführungs- oder Darstellungsmittel für die vorgenannten Künste in Betracht kommen, wie in Form des Tanzes in Verbindung mit der Musik, oder in der dramatischen Poesie in Form der Geberde und Gesticulation.

Aus dem Fortgang von einer Kunst zur anderen läßt sich das Gesetz ableiten, daß die Idee an Umfang gewinnt in dem Maße, wie das Material an Gewicht verliert. Das Princip der Veränderung der Gewichtsverhältnisse zwischen Idee und Darstellungsmaterial beherrscht beide Gruppen der schönen Künste. Es werden die Ideen, als Objecte der Darstellung, und zugleich auch ihre Darstellungsmittel von Stufe zu Stufe substantieller und concreter, indem Letztere zugleich an materiellem Gewicht verlieren.

* * *

Es ist nicht selten — und namentlich in unseren Tagen — das Bestreben der „Schul"ästhetik, die Künste auf eine Formel zu bringen, bespöttelt worden, und es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Theoretiker einem Princip zu Liebe manchmal über's Ziel hinausschießen und an Stelle der lebendigen Anschauung das trockene Wort setzen. Wägt man jedoch die Gründe pro und contra zu einander ab, ohne sich von den gerade gangbaren Gemeinplätzen und Schlagworten beirren zu lassen, so dürfte die „Schul"ästhetik doch mit größerer Wahrscheinlichkeit Recht behalten. Nach den bramabasirenden Worten der modischen Tagesschriftsteller, die nicht selten auch in allerlei Bildungsdilettantismus „machen", ist die Geistesarbeit unserer Vorgänger allerdings zu Nichts gut gewesen. Sie spotten dadurch ihrer selbst und wissen nicht wie. Irrthümer hat jede Zeit in Fülle hervorgebracht, doch

ist zugleich auch ein entwickelungsfähiger Kern zurückgeblieben. Diesen aus seiner unansehnlichen Umhüllung herauszuschälen, sollte stets die Aufgabe der nachfolgenden Generationen sein.

Wenn heute das System der Künste heftig angegriffen wird und seine Unhaltbarkeit darzuthun gesucht wird, sa geschieht dies — vorausgesetzt, daß nicht eine blaße Sensationssucht hierzu die Triebfeder gewesen ist — meistens von einem höchst einseitigen Gesichtspunkt. Jedes System, wie jede Erkenntniß ist allerdings ansechtbar, man muß jedach dabei zweierlei in's Auge fassen: die Entstehungsursache und die Zeitverhältnisse. Diese Umstände sind auch für das System der Künste einzig für uns ausschlaggebend. Gemessen an den besten Leistungen der größten Kunstepachen, kann es auf unbedingte Geltung und Anerkennung Anspruch erheben. Dach bleibt es nicht ausgeschlossen, daß die Zukunft der Kunst Aufgaben stellen wird, welche eine Verschiebung des Systems zur Folge haben können. Bevor ich auf diesen Punkt zu sprechen komme, will ich zuvor noch zur Charakteristik des Systems der Künste ein cancretes Beispiel anführen, das zugleich die Richtigkeit des aristatelischen Satzes vam künstlerischen Schein im vallen Umfang erhärtet.

Wir wollen uns zu dem Zweck mit einem bestimmten Object der künstlerischen Darstellung beschäftigen. Nehmen wir an, daß einem Maler und einem Bildhauer die Aufgabe gestellt sei, eine tanzende Figur zu schaffen. Der Bildhauer stellt sie in dem der Sculptur adäquaten Material, in Marmar, dar, welcher Umstand allein schan darauf hinweist, daß die Kunst Nichts weiter zu erstreben hat, als die Wiedergabe des bloßen Scheins in der Form, aber nicht in dem Material der Wirklichkeit. Noch besser bringt der Maler den Schein zur Geltung, indem er das Object mittels der Farbe auf einer Fläche fixirt. In beiden Fällen sind aber traß der Verschiedenartigkeit des Materials alle ästhetischen Voraussetzungen, die man an ein Kunstwerk stellen kann, erfüllt. Wir wissen, daß wir es hier wie dart nicht mit einer wirklichen Tänzerin zu thun haben, sandern mit einem künstlerischen Schein oder einer Naturnachbildung. Wird dieselbe Figur in Wachs ausgeführt und mit wirklichem Stoff behangen, so artet die Nachbildung der Natur zu einer Naturillusian aus, zur Lüge. Aus demselben Grunde erregen auch Panoramen, denen mehr ader minder stark die Tendenz einer Naturillusian innewahnt und deren Einzelabjecte nicht selten in dem Material der Wirklichkeit hergestellt sind, ganz entschieden unser ästhetisches Unbehagen.

Es giebt demnach für jede Kunst ganz bestimmte Grenzen, die sie nicht ungestraft überschreiten darf. Dieser Satz sallte das Axiom für jede Art der künstlerischen Praduction sein; er hat aber gerade in unserer Zeit höchst selten die ihm gebührende Berücksichtigung erfahren. Man spricht mit graßer Emphase von der Umwerthung aller Werthe — die Verdrehung aller Werthe wäre zutreffender. Für die Umwerthung oder Verdrehung der künstlerischen Werthe liefert uns die Geschichte der Plastik der letzten Jahrzehnte ein bemerkenswerthes Material.

Die Bildhauerschulen aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hatten sich, abgeschreckt durch die Leistungen der Barockkunst, enger an die strenge Formensprache der Antike angelehnt, ahne aber zuvor recht in den Geist der Antike eingedrungen zu sein. Trotzdem haben aber die vielfach bespöttelten Schüler Tharwaldsen's, Schadaw's und Rauch's die Idee der Plastik besser begriffen, als die gefeierten Anhänger der Begasschule. Jene beobachteten jedenfalls gewissenhaft die der Plastik durch ihr Material bedingten Grenzen, während die Anderen nicht allein die körperliche, sondern auch die malerische Wirkung der Natur in der Plastik festzuhalten suchten. Es war ihnen weniger um die bloße Formenwiedergabe, als um die Wiedergabe der stofflichen Qualität des Gegenstandes zu thun, eine Aufgabe, welche die Malerei Dank ihres leichteren Darstellungsmaterials wahl spielend löst, die aber in der Plastik nur bei Außerachtlassung der stofflichen Eigenart des Materials durchführbar ist. Die naturalistischen Bildhauer haben dann auch in der „Umwerthung“ ihrer Kunst, die mit der Umwerthung des künstlerischen Werthes absalut Nichts zu thun hat, ungewöhnliche Resultate erzielt. In der Nachbildung des menschlichen Körpers sind sie vam Typischen zum Charakteristischen übergegangen; so haben sie nicht nur das Fleisch des menschlichen Körpers in seiner allgemeinen Wirkung dargestellt, sandern auch ein ganz bestimmtes Fleisch, das van einem schwellenden Fettpolster umgebene Fleisch des Weibes im Gegensatz zur straffen Muskulatur des Mannes. Ebensa sind die charakteristischen Haut- und Haarmerkmale des Kindes, des Mannes und des Greises van ihnen auf das Gewissenhasteste festgehalten worden. Die Charakterisirungsmanie in der madernen Plastik macht nicht einmal vor dem Häßlichen und Krankhaften Halt.

Lange Zeit wurden die Virtuosenkunststücke der realistischen Bildhauer bewundert, dann trat aber plötzlich eine entschiedene Ernüchterung ein. Die naturalistische Schule halte nämlich — warauf es bei jeder Umwerthung am Meisten ankammt — den Darstellungskreis der Plastik im Wesentlichen nicht erweitert. Von einigen modernen Genrefiguren, die als künstlerische Objecte wenig in Betracht kommen, abgesehen, hatte sie eigentlich Nichts geschaffen, das nicht schan varher, vam Standpunkt des Plastikers betrachtet, viel eingehender behandelt warden wäre. Begas hatte sich einmal in seinem „Elektrischen Funken“ eine maderne Aufgabe gestellt, sanst hat er aber hinsichtlich des Varwurfes ebenso wie die verhaßten Klassicisten die umfassendste Anleihe bei den alten Göttern gemacht. Seine größten Monumentalwerke, der Schloßbrunnen, das Denkmal Wilhelms I. und das Bismarck-Denkmal straßen förmlich von verbrauchten Allegarien und Emblemen, die dem Valke unverständlich und dem Gebildeten schon längst langweilig geworden sind.

Ein zweiter Uebelstand, der aber nur eine Folge-Erscheinung der virtuasen Mache ist, resultirt aus der gänzlichen Verkennung des Materials der Plastik. Eine eigentliche Sculptur giebt es nicht mehr, es kann nur noch van einer Modellirtechnik die Rede sein. Das Thanmodell gilt heute nicht mehr als Hülfsmittel, sandern als die Hauptsache, und seine Eigenarten werden mit einem an sich bewunderungswerthen Geschick auf den Stein übertragen. Eine in naturalistischer Manier ausgeführte Marmorfigur unterscheidet sich van einer flott madellirten Gypsfigur nur durch die Transparenz des Materials, während die anderen Eigenarten desselben gar nicht zur Geltung kammen.

Wenn man schon die Eigenarten des Ausführungsmaterials außer Acht läßt, dann sollte man consequenter Weise noch einen Schritt weiter gehen und das der Plastik adäquate Material, den Stein (der wenigstens nach dem System der Künste als salches anzusprechen ist), schlechthin negiren, dann wäre die letzte Entwickelungsphase der naturalistischen Plastik — die Wachsfigur — erreicht. Einige Bildhauer haben ahnehin schan durch die sinnlase Farbenvergeudung an ihren Figuren dargethan, daß sie für das Panapticum reif sind. Mit der Umwerthung der Kunst durch die naturalistische Plastik ist es also wieder einmal Nichts gewesen.

Während der Naturalismus noch in Blüthe stand, setzte wiederum auf dem Gebiet der Plastik eine Bewegung ein, die zu einer thatsächlichen Umwerthung der künstlerischen Werthe führen kann. Mit ihr ist der Name Auguste Rodin auf das Engste verknüpft. Rodin's Ruf ist schon seit Langem durch seine graßen manumentalen Werke, in denen er eine Formensprache van außerardentlicher Wucht führt, über die Grenzen seiner Heimath gedrungen. Auch bei uns galt er als ein Bildhauer par excellence, dann schickte er aber einige Arbeiten in die Welt, mit denen die Kritiker absalut Nichts anzufangen wußten. Ein zersprungener Tarsa (La méditation), ferner ein vor einem Felsen kauernder Mensch, der mit einer

zarten Gestalt, die nur leicht im Block angedeutet ist, Zwiesprache hält (L'homme et sa pensée), das waren plastische Darbietungen, die auf keine Vorbilder hindeuteten.

Rodin hat den kühnen Versuch unternommen, die Plastik mit einem neuen Ideengehalt zu erfüllen, aber unter strengster Beobachtung der alten Stylgesetze über die Wechselwirkung zwischen Form und Material. Die Form wächst bei ihm organisch aus dem Stein heraus, und sie dient ihm lediglich als das Ausdrucksmittel einer Idee. Auf diesem Wege gelang es ihm, künstlerische Aufgaben durch die Sculptur zu lösen, die bis dahin als der ausschließliche Vorwurf einer anderen Kunst, zunächst der Musik oder der Poesie, erschienen.

Wir wissen noch nicht, ob der Gedanke Rodin's auf einen fruchtbaren Boden fallen wird. Gelingt es ihm oder seinem Nachfolger aber, die Schwierigkeiten des Materials in noch größerem Umfang, als es bisher geschehen ist, zu überwinden, dann ist die Umwerthung der Kunst Thatsache geworden. Dieser Anschauungsweise gegenüber würde alsdann auch das alte System der Künste versagen. Der Satz, daß die Idee an Umfang gewinnt in dem Maße, wie das Material an Gewicht verliert, hätte dann keinen rechten Sinn mehr. Wie der Vorgang Rodin's zeigt, wären die räumlichen Schranken dann überhaupt überwunden. Bis dahin ist aber noch ein weiter Weg zurückzulegen, den aber auch die übrigen Künste nach dem Beispiel der Plastik beschreiten müssen. Das einheitliche Kunstwerk der Zukunft ist, wie die vierte Dimension, die man bei Rodin's Arbeiten fast in Anwendung bringen könnte, noch ein sehr dunkles Problem. Sehen wir jedoch von dieser großen Perspective, die uns Rodin erschlossen hat, einstweilen ab, so lernen wir von ihm jedenfalls, daß der brutale Naturalismus in der bildenden Kunst nur eine ziemlich klägliche Rolle gespielt hat und statt der Umwerthung der Kunst nur eine Verdrehung der künstlerischen Werthe und eine grenzenlose Verwirrung angerichtet hat.

Hugo Friedrich Hartmann.

Von Max Kempff.

Dies ist wirklich das Gute an der Berliner Secession: auch wenn man allen künstlerischen Gaben einen Blick spenden will, bleibt doch Zeit und Frische genug übrig, um sich dem einzelnen Werke widmen zu können, dem besonderen Werke, das Einem etwas Besonderes sagt. Deßhalb sollte die Secession ihr behelmtes Häuslein nicht umbauen, vor Allem ihm Nichts anbauen. Liebe Herren, 330 Kunstopfer sind genug, 3300 duften dem Gotte nicht lieblicher, und uns Menschen machen sie todt. 3300 Bilder fördern die Barbarei, weil sie neben den Augen die übrigen Sinne abstumpfen und empfängliche Seelen in müde, kunstfeindliche verwandeln.

Ich lobe mir das eine Bild in der Kunstausstellung, das zu mir spricht und mit dem ich mich gern bespreche. Unter 330 finde ich es eher leichter heraus als unter der zehnfachen Zahl.

Im ersten Saale der Secession, wo die hochblonde Verkäuferin der Kataloge ihre Tage vertrauert und Edward Munch's Pinselschläge die Wände bedecken, hängt noch ein einzelnes anderes Bild. Da es im Raume hübsch dunkel ist, selbst bei dem im heurigen Sommer so seltenen Sonnenlichte, muß man schon aufpassen, um sich Hugo Friedrich Hartmann's „Treidelpferde" nicht entgehen zu lassen. Zumal sich Edward Munch in den vergangenen zehn Jahren kaum verändert hat, so daß man sich seinetwegen nicht länger in der Nähe des blonden Katalogfräuleins aufhält, als es die Höflichkeit verlangt. Hartmann's Treidelpferde hängen also hübsch im Dunkeln, so daß sie die Munchiaden möglichst wenig stören. Ein Haidefluß, hinten darauf der ungefüge Kahn. Wie es Hartmann's Art ist, springt uns seine Composition aus dem Bilde entgegen: drei starkknochige Pferde, die das Schiff vorwärtsziehen. Der Führer des Gespannes tritt zurück. Er war dem Maler Nebensache, Nebensache wie ein zweites Gespann, wie die weidende Kuhherde am anderen Ufer, wie der melancholische Wolkenzug. Aber dennoch ... ohne die Herde und das melancholische Gewölk, ohne den stillen Flußlauf und den eckigen Meiler wären diese drei Arbeitsrosse minder gegenständlich, sähe ich in ihnen nicht die Verkörperung dieses weltfremden, ernsten Landstriches. Jedes von den drei Thieren ist in seiner urwüchsigen Lebendigkeit ein Charakter. Hier der geduldige Zieher, der sein Tagewerk pflichtgetreu, ohne Begeisterung zwar, doch auch ohne Murren, verrichtet; drüben das rechte Arbeitspferd, das sich seinen Hafer verdienen will. Und zwischen ihnen der üppige, wilde Schwarze, der sich hoch aufbäumt vor Lebensmuth und nur nicht recht weiß, ob er tüchtig in's Geschirr gehen oder sich entschlossen sträuben soll gegen die entwürdigende Thätigkeit, zu der man ihn verdammt hat. Auch technisch ist das Alles mit erstaunlicher Bravour getroffen. Hartmann hat seine eigene Handschrift, seine schlichte, gediegene, die alles Prahlen und Protzen haßt. So dämpft er die Töne lieber, als daß er sie in die Welt hinausschreit. Trotzdem gehen auf diesem merkwürdigen Bilde die Farben so wuchtig los, und das Bild wirkt im ureigentlichen Sinne des Wortes so malerisch, daß es den Beschauer nicht mehr losläßt. Ich habe nie deutschere Kunst gesehen, nie eine Kunst, die so unmittelbar der Scholle entwachsen ist. Man wird auf diesen Hugo Friedrich Hartmann achten müssen, diesen Stillen, Wurzelfesten im alten Märchendorf Bardowieck an der Lüneburger Haide.

Im vorigen oder vorvorigen Jahre hatte er, wenn ich nicht irrig bin, in der Kantstraße ein geistesverwandtes Werk, den Pflüger, gezeigt. Dieselbe überraschende Lebendigkeit des Ausdruckes, die dramatisch ist, obgleich das Bild keine Geschichte erzählt, keine Tendenz hat und Nichts sein will als eine Studie nach der Natur. Mann und Thier geben sich als Product des Ackers, wie das Halmenmeer, das sich auf ihm schaukeln wird. — Von beiden Bildern hat man in den Kunstberichten nicht gerade viel zu lesen bekommen. Kunstberichte sind Polizeiberichte; wollen sie alles Erwähnenswerthe bringen, so müssen sie über das eigentlich Erwähnenswerthe rasch fortgehen. Wer Jedem sein Recht widerfahren läßt, läßt es Keinem widerfahren, am Wenigsten dem wahrhaft Berechtigten. Für mein Theil möchte ich das Versäumte nachholen.

Feuilleton.

Der Drechsler an der Mauer.

Von Friedrich Kroff (München).

(Schluß.)

Seitdem sein Weib todt war, war Hause ein Anderer. Die Kraft, die noch aufbrauste und wettern konnte, war dahin. Er war ein stiller, gebrochener Mann, und im Hause lag lastend die bittere Ruhe des Todes.

Der Wechseltermin rückte näher. Es fiel ihm gar nicht ein, seinen Gläubiger um Prolongierung zu ersuchen. Wie man Krankheit und Tod abwartet, so ließ er es kommen.

Erst am Vorabend packte ihn plötzlich das unausrottbare Entsetzen vor den Schrecken und der Schande gerichtlicher Zwangsmaßregeln. Knapp war es ihm Zeitlebens ergangen; aber dahin war es nie gekommen.

Von der Summe hatte er nicht mehr als die Hälfte beisammen.

Er gab Rose auf, sie sollte am Fenster Acht geben, ob sie Jemand von Neumann's sähe, und sollte ihn dann in den Laden schicken.

So kam gegen Abend der Ausgeher Neumann's. Hauser sagte ihm, der Procurist möchte noch einmal herüber kommen.

Kaum eine Viertelstunde später war der Gewünschte schon da und rieb sich vergnügt die Hände.

„Meine Frau is am Kummer gestorben ...“

„Machen Sie doch keine Sachen! Die gute Frau wär' so auch gestorben.“

„Ich verkaufe jetzt. Was zahlt Ihr?“

„Zehntausend. Die Zeiten sind schlechter geworden.“

„Nein,“ sagte Hauser fest. „Schämt Euch!“

„Wir haben Ihr Accept. Damit sind es so wie so fünfhundert mehr.“

„Ihr habt den Wechsel! Von Euch kommt er morgen?!“

„Jawohl. Zehntausend Mark und damit ist der Wechsel erledigt. Das ist gewiß schön.“

„Nein. Dafür behalt' ich es selber.“

„Sie hätten sich früher besinnen sollen.“

„Is meine Sach'. Freilich, wenn sich der eigene Bruder zu der Schand' hergiebt und um Schandlohn für Euch arbeitet, könnt Ihr schon so sein.“

Der Procurist verstand ihn nicht. Hauser erklärte ihm, was er meinte.

„Davon weiß ich kein Wort. Wir haben die ganze Partie Schnitzarbeiten aus einer Concursmasse ersteigert.“

„Bankerott is er 'worden!“ So sehr ihn das Geschick seines Bruders entsetzte, es war doch Freude dabei, daß sein Bruder das Schändliche nicht gethan hatte. Deshalb hatte er also nichts mehr hören lassen; er wollte seine Lage nicht eingestehen.

Nun ging es an ein langes Feilschen und Handeln. Hauser erreichte es endlich, daß er 5000 Mark baar erhielte und damit Wechsel und Hypothek getilgt wären.

Zuletzt kam man auf die Frage der Räumung des Hauses. Der Procurist ließ unbedacht verlauten, wie erwünscht es Neumann wäre, möglichst bald in den Besitz des Anwesens zu kommen. Da erwachte einmal der Kaufmann in dem alten Hauser.

Er sagte kein Wort, daß ihm sein altes Heim seit dem Tode seiner Frau gründlich verleidet war und daß er auf jeden Fall allernächst ausziehen wollte. Er bestand auf seinem Recht und setzte es durch, als das ganze Geschäft an diesem Punkt zu scheitern drohte, daß er 500 mehr bekäme — im Fall sofortiger Räumung. Damit hatte er wenigstens bis auf 500 Mark das frühere Angebot Neumann's wieder erreicht.

Die nöthigen Formalitäten wurden in den nächsten Tagen erledigt.

Nun hatte der alte Hauser Alles von der Seele, Leid und Freud'. Am Tage nach Neujahr zog er aus. Vorerst nahm er eine kleine Wohnung draußen am Ende einer Vorstadt. Dorthin kam Alles: seine ganze Habe sammt den Vorräthen im Laden. Es war Alles sein; denn mit einigen hundert Mark weiter hatte er sich schuldenfrei gemacht.

Stück um Stück trug man den schlichten Hausrath aus seinem Jahrzehnte langen Dämmerdasein an's helle Licht. Manch rohes Spottwort fiel von den Vorübergehenden, einmal über die Einrichtung, das andere Mal über das Häuschen.

Endlich einmal! Darin waren sich Alle einig, und die Zeitungen berichteten: „Endlich verschwinde der unschöne Zustand ... Ein Prachtbau verspreche das Neumann'sche Geschäftshaus zu werden, eine weitere Zierde der Stadt“ u. s. w.

Bald war es leer in dem Lädchen und in den niederen Zimmerchen hallten Schritte und Stimmen. Von Gelaß zu Gelaß schlich der alte Mann, ob nichts zurückgeblieben sei. In Wirklichkeit war es ein Abschiednehmen mit wehen, zärtlichen Blicken. Denn Besseres, als man mitnehmen konnte, blieb doch zurück: Ein Leben voll Freud' und Leid im engsten Kreise, doch desto inniger geliebt und aufgehoben in der Erinnerung.

Besonders lange verweilte er im Gärtel. Still und verschneit lag es da. Auf den Pfosten der Laube standen runde Kappen, und über die Mauerstumpen hing ein dicker, üppiger Hermelin. Nur die hohe Ziegelmauer zur Rechten ragte zum grauen Himmel auf, wie seit einem Jahre nackt und kalt, und sprach nur von dem einen brutalen Verlangen nach Anschluß an Ihresgleichen — weg über die zwerghafte Traulichkeit zu ihren Füßen.

Wunderschöne, wonnige Tage hatten hier geblüht vom Liebeslenz seiner Gesellentage, als sein Weib ein frohes Mädel war, über die Jahre der Reife mit Weib und Kind bis zu dem Rasten des Alters, in dem er einst sterben zu dürfen hoffte, — wenn Rosen und Reseden dufteten, der Hollunder seine ärmlichen Früchte reifte und das Wirken und Wachsen der großen Stadt wie ein fremdes, fernes Leben, vor dem man geborgen war, dämmernd herein brauste.

Seufzend wandte er sich ab. Rose war bereit. Und sie gingen.

Gleich quer über die Straße, damit man nicht ja noch an Neumann vorüber mußte!

Da wurde ihr Schritt durch ein Krankenwägelchen aufgehalten. Ein Mädchen von ungefähr zwölf Jahren saß darin mit blöden Augen und schlaffen Zügen.

Ein Blick fiel Hauser nach den hohen, hellen Fenstern. Da stand hinter dem Glas ein düsterer Mann mit gelber Gesichtsfarbe und schwarzem Bart und starrte gerade her auf die Elendsgestalt.

Als das Wägelchen vorüber war, raunte Rose: „Das is Neumann's Tochter.“

„Herrgott!“ rief der Greis aus tiefster Seele und tastete nach seinem Kinde, als müßte er es halten als einen Schatz vom Himmel.

Dann verschlang die Beiden das Getümmel der rastlosen Stadt.

Aus der Hauptstadt.

Das zweite Eisen im Feuer.

(Eine Gasthofsstudie.)

Nach Bonn pflegt der Deutsche nur zu reisen, wenn er müde von der Arbeit des Berufes Herz und Gemüth wieder an den Ufern des herrlichsten der Ströme seines Vaterlandes stärken will. Mich führten aber Geschäfte dahin, und zwar solche, die mich voraussichtlich vom frühen Morgen bis zum späten Abend auf den Beinen halten würden. Mit dem ersten Schiff näherte ich mich der berühmten Universitätsstadt und musterte die Reihe der Gasthöfe längs des Stromes, die mich auf weithin sichtbaren Schildern einluden, es doch einmal mit ihnen zu versuchen. Nun gehöre ich zu den Leuten, die stets das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden suchen. Warum sollte ich es nicht möglich machen, meinen Geschäften und gleichzeitig meiner Vorliebe für das Siebengebirge nachzugeben? Winkte mir da nicht ein Wirthshaus, in dessen Veranda ich zwischen und nach der Arbeit meine Mahlzeiten einnehmen und hierbei stets den Drachenfels und den Petersberg vor Augen haben konnte. Trotz der Fülle des Angebots wurde mir die Wahl dieses Mal nicht schwer. Die Veranda hatte es mir angethan. Beruf und Nerven liegen aber bei mir in beständigem Kampf miteinander. In jedem Gasthof muß ich mir das stillste Zimmer erbitten. „Bis hierher dringt kein Lärm, und mag er auch von einem Kanonenschuß herrühren,“ meinte der Herr Oberkellner, indem er mich in ein dürftiges Kämmerlein führte, dessen Möbel aus einem Bett, einem Waschtisch und einem Stuhl bestanden, und zu dessen Fenster ich erst auf mehreren Stufen gelangen konnte, wenn ich mich überzeugen wollte, daß es außerhalb dieser Zelle noch eine Welt und hier in Bonn noch dazu eine Welt mit dem Rhein gab. Mein Verständniß für die Vorzüge körperlicher und moralischer Abhärtung ist niemals sehr groß gewesen. Ich bewohne auch in den Gasthöfen lieber ein behaglich eingerichtetes Zimmer als eine Kammer, mit der kaum ein Hausknecht zufrieden sein würde. Aber auf die Betheuerung des Herrn „Ober“, daß ich, komme, was da wolle, in Nr. 57 wie ein Bär schlafen würde, und gegenüber der Gewißheit, daß es nur einer kleinen Kletterübung bedurfte, um meinen geliebten Rhein zu erschauen, zögerte ich keinen Augenblick, meinen Koffer auszupacken und, so weit es Raum und Möbel gestatteten, mich häuslich niederzulassen. Draußen spiegelte sich die Sonne in den grünen Fluthen des Stromes wieder. Auf dem Corridor hatte ich mich vorher überzeugt, daß der Barometer „Beständig“ zeigte. „Diese Reise ist zwar nur eine Reise an den Rhein,“ sagte ich zu mir; „sie kann aber, wenn das Zimmer, der Himmel und der Rhein ihre Schuldigkeit thun, trotz der Last der Geschäfte noch wie eine wirkliche ‚Rheinreise‘ verlaufen.“

Gegen 11 Uhr ging ich aus. Schon eine Viertelstunde später sollte ich einer längeren wichtigen Unterredung beiwohnen. Der Zufall fügte es, daß ich vor dem Einbiegen in eine Gasse mich noch einmal nach dem Rhein umwandte und hierbei mein Blick auch den Gasthof streifte. Aus diesem wurden gerade im ersten Stockwerk zwei Fahnen herausgesteckt. In Bonn giebt es die berühmtesten Fahnenfabriken. An welchen Tagen wird außerdem in Deutschland nicht geflaggt? Wie hätten mir da die beiden Fahnen auffallen sollen, die jetzt ja munter über der Hausthür meines Hôtels flatterten? — Drüben auf dem anderen Ufer schlug es zehn Uhr, als ich vom Arndtdenkmal zum Rhein hinunterstieg und, abgespannt und hungrig wie ich war, eiligen Schrittes dem Quartier zustrebte. In der Glashalle der Veranda wollte ich eben so gut wie gründlich mit einer Flasche „Drachenblut“ zu Abend speisen und dann die Glieder strecken. Plötzlich durchzuckte es mich. Ist dies nicht Tanzmusik? Richtig! Als der Gasthof aus der Dunkelheit hervortrat, konnte ich in einer schier endlosen Polonaise an fünfzig Paare dieselbe Glashalle durchziehen sehen, in der ich den arbeitsreichen Tag als des Lebens einmal froher Sterblicher beschließen wollte. Beim Zeus! Sollte mir etwa dasselbe Schicksal wie der Familie des Dr. Claus in L'Arronge's gleichnamigem Lustspiel blühen, über deren Häuptern der erste Walzer eines Balles in dem Augenblick intonirt wurde, als sie sich entschloß, nicht in Gesellschaft zu gehen, sondern den Abend zu Hause zu verbringen? Ueber der Hausthür des Gasthofes flatterten

noch eben so munter wie am Vormittag die beiden Fahnen. Jetzt erfuhr ich, daß sie *einer Hochzeit* galten, die drei Uhr Nachmittags begonnen hätte und wahrscheinlich nicht vor fünf Uhr am nächsten Morgen zu Ende sein würde. Ich stürmte die Treppe hinauf nach meinem Zimmer, über dessen Lage zu den Festräumen ich nicht ganz im Klaren war. Hatte der Herr „Ober“ mir über die Vorzüge von Nr. 57 Wind vorgemacht, so war ich einer Nacht mit allen Qualen der Hölle preisgegeben. Und es war Wind gewesen. Als ich die Thür aufriß, merkte ich sofort, daß mein Zimmer an den Tanzsaal stieß. Jeden einzelnen Ton der Musik konnte ich unterscheiden; und wenn später in den Pausen Wein herumgereicht und diese Gelegenheit von einem redebedürftigen Herrn benutzt wurde, um sein Licht in einem Toaste leuchten zu lassen, war es mir ein Leichtes, die Wirkung seiner Worte auf die Versammlung vorauszusagen. Und der Lärm des Tanzsaales war noch nicht das Schlimmste. Wenn es der Jugend darin zu heiß wurde, so stürzte sie auf den Corridor, um hier sich zu jagen und allerlei Kurzweil zu treiben. Still wurde es erst, als der schon ziemlich hohe Stand der Sonne mich erbarmungslos aufforderte, mich von dem Marterbett zu erheben, da ich doch nicht zum Vergnügen nach Bonn gekommen wäre. Als ich den Gasthof verließ, stand der Herr Wirth gerade in der Hausthür. Nicht eines Blickes wurde ich gewürdigt, geschweige denn eines Wortes der Entschuldigung. *Er hatte es ja auch nicht nöthig.* Wog nicht eine Hochzeit mit einigen hundert leergetrunkenen Flaschen theuren Weines an fünfzig zugereiste Logirgäste auf?

Ja, unsere deutschen Gasthöfe! Herr Poultney-Bigelow, den Deutschen als Studiengenosse unseres Kaisers und auch als Verfasser von Beschreibungen von Weltreisen bekannt, hat ihnen zwar erst vor Kurzem in der deutschen Presse ein Compliment gemacht. Ob er indessen wohl in Gasthöfen abzusteigen pflegt, in denen die Zimmerpreise mit 2,50 Mk. beginnen? So oft ich mit ihm zusammengekommen bin, habe ich ihn immer darauf taxirt, daß z. B. in Berlin nur im „Kaiserhof“ oder im „Hôtel Continental“ logiren würde. In Gasthöfen dieser Art ist der Fremde jeder Zeit vorzüglich aufgehoben; er zahlt dort aber auch Preise, die, wie der „Berliner“ sagen würde, der gebildete Mittelstand sich nicht „leisten“ kann. Die Hôtels, die er gezwungen ist aufzusuchen, *lassen mehr zu wünschen übrig, als die meistens sehr viel versprechende Fassade ahnen läßt.*

Herzlich wenig halte ich von den Vorzügen der guten alten Zeit. Sie ist im Allgemeinen nicht besser und nicht schlechter gewesen als die Gegenwart. Aber das Eine muß ihr gelassen werden, es verkehrte sich in ihr in deutschen Gasthöfen angenehmer, als der Postillon mit dem Horn vom Bock herab das Nahen des Logirbesuches meldete, als heute, wo der Ankommende vom Bahnhof im Hôtelomnibus abgeholt wird. Nicht etwa, daß es dem Gaste in der guten alten Zeit materiell besser ergangen wäre. Betten und Verpflegung dürften früher eher schlechter als besser gewesen sein. Aber die Art, wie ihm Alles geboten wurde, war wohlthuender. C'est le ton qui fait la musique. Auch früher wollte der Wirth an den Fremden Geld und manchmal sogar viel Geld verdienen, indessen fast ausschließlich an dem zugereisten Fremden. Dieser war die Hauptperson. Um seine Bedürfnisse und Wünsche drehte sich Alles im Gasthof. Heute läuft er dort als quantité négligeable nebenher. Denn heute muß nach amerikanischer Art ein Geschäftsmann stets mindestens zwei Eisen im Feuer haben. Demgemäß besteht fast überall neben dem Hôtelbetrieb noch eine Restauration und eine Weinhandlung für Gäste und Kunden aus der Stadt. Der Wirth hat aber mehr Interesse daran, sich die Kundschaft aus der letzteren warm zu halten als die des Fremdenverkehrs. Jene kann er unter allen Umständen durch gute Behandlung an sein Geschäft fesseln. Wer verbirgt ihm, daß diese zu ihm zurückkehrt? Das ganze ihm zur Verfügung stehende Maß von freundlichem Entgegenkommen wendet er daher unwillkürlich den Gästen aus der Stadt zu. Zehn gegen Eins wäre zu wetten gewesen, daß mein unfreundlicher Wirth in tausend unterthänigen Wendungen sein Bedauern über die gestörte Nachtruhe ausgesprochen hätte, wenn er zufällig vorher gehört haben würde, ich wäre nach Bonn gekommen, um mir dort eine Wohnung auszusuchen. So aber war ich für ihn nur eine zahlende Nummer, der gegenüber jedes verbindliche Wort Verschwendung gewesen wäre; jene zahlende Nummer, die, um nicht gar zu schlecht behandelt zu werden, nicht wagt, den Hausknecht anders als mit „Herr Hausdiener“ und jeden Kellner von kaum achtzehn Jahren anders als mit „Herr Oberkellner“ anzureden; jene Nummer, die in Geduld und Nachsicht Unglaubliches zu Stande bringt, ein Dutzend Mal mit derselben Schüchternheit um ein noch immer nicht gebrachtes Glas Bier bittet und bei der Begleichung der Rechnung keine Miene verzieht, auch wenn sie seine schlimmsten Befürchtungen noch um das Doppelte übertroffen hat.

„Made money, made hastely money!“ ist der Wahlspruch der Amerikaner. Nicht genug, daß unsere Hôtelwirthe ihn sich in der Anwendung des Systems der beiden im Feuer liegenden Eisen angeeignet haben; sie bekennen sich zu ihm auch sonst noch überall, wo sie glauben, Geld herausschlagen zu können. Ein äußerst stattlicher Bau muß natürlich der neue Gasthof werden. *Aber er darf nur nichts kosten.* In luxuriös ausgestatteten Speisesälen, in denen es schon einen sehr energischen Entschluß erfordert, eine Flasche einfachen Tischweins zu bestellen, nehmen die Gäste ihre Mahlzeiten ein. Aber Ersparnisse auf anderen Gebieten müssen das an sie verschwendete Geld wieder einbringen. Sterben will der Besitzer in dem Gasthofe auch nicht, noch weniger ihn seinen Kindern hinterlassen. Sein Ziel ist, in einer verhältnißmäßig kurzen Spanne Zeit einige Millionen einzuheimsen, mit denen er sich auf eine Villa in herrlicher Gegend wie Godesberg am Rhein, dem Sammelpunkt aller reicher Rentner, zurückziehen kann. Nur auf den sogenannten Schwung sucht er den neuen Gasthof zu bringen, bis Einer von denen, die bekanntlich nicht alle werden, kommt und geblendet von dem überall angeklebten Stuck und die glättende Oelfarbe, die so liebevoll die morschen Stellen verdeckt, die Katze im Sack kauft. „Billig, aber prunkhaft!“ So lautet die Weisung des Bauherrn an den Architekten, wenn es gilt, die Stadt um den Prachtbau eines imposanten Hôtels zu bereichern. Viele überflüssige Gesetze werden heute gemacht, während an die allernothwendigsten Niemand denkt. Ginge es nach mir, müßte von Gesetzes wegen verlangt werden, daß jeder Baumeister mindestens ein volles Jahr in dem Gasthof selber wohnt, mit dessen Bau er sich beauftragen läßt. Was wir unserem lieben Nächsten schuldig sind, erfahren wir in der Regel erst am eigenen Leibe. Erst wenn wir selber mit knapper Noth bei dem Ueberschreiten des Straßendammes dem Tode entgangen sind, eifern wir gegen das zu schnelle Fahren der elektrischen Wagen. Wenn ein Architekt ein ganzes Jahr unter den Folgen der nur von der Speculation eingegebenen Sparsamkeit gelitten hat, wenn er selber noch in dem entlegensten Zimmer des vierten Stockes in seinem Bette geschüttelt worden ist, sobald unten die Hausthür in's Schloß fällt, wenn er selber den Kampf mit den bösen Geistern hat aufnehmen müssen, die er in der Nacht gegen die Gäste des Gasthofs losläßt, um nur möglichst billig bauen zu können, — nun dann wird er sich wohl hüten, ein zweites Mal so unbarmherzig zu handeln. Ja, ich spreche absichtlich von Geistern. Die in das Schloß fallende Hausthür ist es nicht allein, die dem nach Schlaf lechzenden Hôtelgast die Hölle heiß macht. Kaum hat er das Licht ausgepustet oder das elektrische Licht abgedreht, stellen sich andere Kobolde in Schaaren ein, um ihn zu zwicken und zu zwacken. Mit besonderem Stolz hatte der das Zimmer anweisende Kellner darauf hingewiesen, daß es keine Verbindung mit den anstoßenden Räumen hat, que les chambres de l'hôtel ne communiquent pas, wie der Franzose sich ausdrücken würde. Ach! die klapprigste Thür aus Tannenholz leitet nicht so sicher den Schall weiter wie die fingerdünne Rabitswand, die ihn jetzt von seinem Nachbar trennt. Jeden Athemzug von ihm vermag er zu vernehmen; und wenn er zu schnarchen beginnt, glaubt er die Stimme des jüngsten Gerichts zu hören. Da selbst auf heftiges Klopfen mit dem Stiefelknecht nicht reagirt wird, legt der Verzweifelnde sich auf die Lauer, um festzustellen, wann der beneidenswerthe Schläfer das Bedürfniß empfindet, sich einmal im Bette zu drehen, was bekanntlich nicht selten die erfreuliche Folge hat, daß das Schnarchen aufhört. Wirklich, das Bett ächzt! Er legt sich also auf die andere Seite. „Aber, was ist das?“ ruft der schon Aufathmende aus, als er zufällig die Augen aufschlägt. „Das Zimmer ist ja ganz hell.“ Der Herr Architekt hat nämlich sogenannten Persiennes gespart. Auf der Straße spendet nämlich mit großer Freigebigkeit eine Laterne das reinste Auerglas-Glühlicht, das einer der bösen Geister mit staunenswerther Geschicklichkeit durch die vorgezogenen blendend weißen Stores so zu leiten weiß, daß es gerade auf das Angesicht des armen Opferlammes fällt. „Auch zu dumm,“ brummt es vor sich hin, „das Kopfende des Bettes so zu stellen, daß ich nach dem Fenster sehen muß.“ Und damit schickt er sich an, sogleich Abhülfe zu schaffen. Aber die bösen Geister erheben ein Hohngelächter. Denn legt er das Keil- und die anderen Kopfkissen nach der entgegengesetzten Seite, wird sein theures Antlitz von der Gasflamme des Corridors beschienen. Damit dieser bei Tage von dem Sonnenlicht profitire, hat der bis auf den Buchstaben gehorsame Architekt in das oberste Fach der Thür eine Glasscheibe eingesetzt. Ohne Frage, zu keiner Zeit ist der Menschen Drang nach „mehr Licht“ so groß gewesen wie heute, gleichviel ob geistige Er- oder locale Beleuchtung in Frage kommt. Aber auch heute will der normal Beanlagte es für die Nacht dunkel haben. Er kann nicht einschlafen, wenn es um ihn herum so hell ist, daß er die Stecknadel auf dem Teppich zu erkennen vermag. Doch unser gehetzter Freund ist entschlossen, dem Spuk der Geister zu trotzen. Krampfhaft schließt er die Augen. Da meldet sich ein neuer Kobold, der es noch toller treibt als seine Brüder. Ein Hôtel ohne elektrische Beleuchtung imponirt heutzutage Niemandem mehr. Der Anschluß an die elektrische Centrale ist jedoch nicht immer leicht zu bewerkstelligen. Deßhalb wird von dem Baumeister in dem Hôtel selbst ein Werk angelegt, dessen Maschine mit einem Male zu arbeiten beginnt, wenn der Gequälte in dem Kampfe mit den bösen Geistern meint am Ende seiner Willenskraft angekommen zu sein. Stoß auf Stoß trifft sein Ohr; und die Entrüstung über diesen im Grunde schon an Mord grenzenden, neuen Angriff auf seine Nachtruhe bringt ihn dermaßen in Verzweiflung, daß er schwört, das Reisen aufzugeben, um wenigstens an seinem Theil die Stunde möglichst hinauszuschieben, wo der Herr Wirth seine Villa in Godesberg beziehen kann.

„Made money, made hastely money!“ Aber dieses „hastely“ umfaßt nicht bloß den Begriff der Schnelligkeit, mit der die Reichthümer erworben werden sollen. Schnell kann man zu ihnen nur dann gelangen, wenn man Alles, was Einem im Wege steht, rücksichtslos mit den Ellenbogen zur Seite stößt. Die Art, wie nach den Weisungen des Bauherrn der Architect den neuen Gasthof auszuführen und auszustatten hat, beweist hinreichend, daß der Erstere auch nach dieser Richtung die Wahrheit des amerikanischen Wahlspruches vollauf zu würdigen weiß

Und das wird ihm um so leichter, als die Rücksichtslosigkeit ihm sozusagen im Blute steckt. Meistens sind die Besitzer unserer Gasthöfe frühere Oberkellner gewesen. Hatte er sich denn damals besonderer menschenfreundlicher Rücksichtsnahme zu erfreuen gehabt? Giebt es auf der ganzen weiten Welt etwas Trostloseres als das Dasein eines Oberkellners? Ja, wann schläft er eigentlich? Geht der Logirgast spät nach Mitternacht zur Ruhe, so kann er noch dem Herrn „Ober“ sagen, wann er geweckt werden will. Wünscht er schon mit dem ersten Zuge abzureisen, wer reicht ihm die Rechnung? Der Herr „Ober“. Hat Jemand schon einen Oberkellner seine Mahlzeiten einnehmen sehen, ohne daß er die Speisen herunterstürzte? Sitzt er nicht meistens neben seinem Schreibpult in einer kleinen Ecke, von wo aus er kauend das Unterpersonal leitet oder den eben von der Tafel gesättigt aufgestandenen Gästen Auskunft über die Abfahrt der Züge oder die Lage dieses und jenes Geschäftes in der Stadt ertheilt? Kann er wohl je eine Seite seines großen Contobuches ohne Unterbrechung durchrechnen? Niemals kommt er dazu, über einen Gegenstand gründlich nachzudenken. Denn kaum hat er begonnen, den Faden zu spinnen, wird er sofort von einem Wißbegierigen zerrissen. Wer zeigt sich endlich im full-dress? Beengt es nicht die Geister sowohl wie die Gefühle. Viele Menschen giebt es, die im Frack, ausgeschnittener Weste und weißer Halsbinde auch bei 25 Grad Réaumur im Schatten frieren. Der Herr „Ober“ befindet sich stets im full-dress. In ihm empfängt er die im Hôtelomnibus vorfahrenden Gäste, und mag es draußen „Drahtstiften“ regnen oder Keulen frieren; in ihm beaufsichtigt er die Bedienung an der Mittagstafel; in ihm befindet er sich noch, wenn er in mitternächtlicher Stunde einige gar zu seßhafte Kunden aus der Stadt zur Hausthür geleitet. Niemals hat er begriffen, was die Anderen unter einer behaglichen Existenz verstehen. Niemals ist er nach seinen eigenen Bedürfnissen und Wünschen gefragt worden. Wie soll er da haben lernen können, die Bedürfnisse der Anderen erforschen, geschweige denn berücksichtigen? So treibt er unwillkürlich später als stolzer Hôtelbesitzer die Rücksichtslosigkeit gegen seinen Logirbesuch so weit, daß er Uebelstände, die diesem empfindlich zusetzen, nicht einmal dann beseitigt, wenn es keinen oder nur geringen Kostenaufwand verursacht. An 50 deutsche Gasthöfe habe ich kennen gelernt, aber unter ihnen nur einen gefunden, in welchem auf den Corridoren vor die Stubenthüren Filzdecken gelegt waren, um den Schall bei dem Herauswerfen der Stiefel zu dämpfen. Hält es nicht jeder auf Reisen befindliche Deutsche für seine Pflicht, mit so viel Lärm als möglich zu Bette zu gehen? Mag schon die dritte Morgenstunde herangerückt sein, so plaudert er auf den Gängen doch noch so laut, als wenn er noch im Eisenbahnwagen säße und das Geräusch der Fahrt zu übertönen hätte. Nur mit Gepolter kann er die Thür seines Zimmers schließen. Das ganze Haus dröhnt aber, wenn er für den Hausdiener seine Stiefel hinausschleudert und diese auf die Dielen fallen. Nur ganz taube Leute pflegen bei solchem Getöse noch weiter zu schlafen. Garantirt der Herr Hôtelbesitzer durch Filzdecken vor den Stubenthüren nicht denjenigen seiner Gäste, die in dem Kampfe mit den vom Architekten heraufbeschworenen Spukgeistern noch nicht völlig unterlegen sind, eine einigermaßen erträgliche Nacht? Und was würde ihm diese Filzdecke kosten? Wer kann mir ferner einen deutschen Gasthof namhaft machen, in welchem der gebildete Mittelstand verkehrt und ein bequemes Sopha findet? Um Jemanden in steifer Visite zu empfangen, reicht es fast überall noch aus; aber nicht um am Tage auf ihm einmal für einige Augenblicke einzuschlummern. Nicht Jeder ist so glücklich beanlagt, daß er, wie es Viele thun, unmittelbar nach der Mittagsmahlzeit auf dem mit Leder überzogenen Kanapee des Speisesaales einnickt und hiervon der übrigen anwesenden Gesellschaft durch liebliche, aus Nase und Mund quellende Töne freudige Kunde giebt. Mancher sucht nach der Table d'hôte sein Zimmer auf und muß sich, wenn er sich nicht auf das Bett werfen will, erst aus dem schmächtigen Sopha mit steiler hoher Lehne und etlichen Stühlen ein kümmerliches Lager konstruiren, auf dem er dann noch wie ein Jongleur hin- und herbalancirt. Da doch einmal auch in die Zimmer des Hôtels für den Mittelstand ein Sopha gehört, — warum nimmt der Herr Wirth nicht ein bequemes statt eines unbequemen? Die Welt kann jenes nicht kosten. Wüßte man es nicht weßhalb, so könnte man auf den Gedanken kommen, er verfolge in der Annahme, daß unsere Generation immer mehr verweichliche, hohe ethische und erzieherische Zwecke. Unter allen Umständen muß auch der neben dem Bett auf dem Nachttisch stehende Leuchter so hoch sein, daß der bereits im Bett liegende Logirgast gezwungen wird, ihn erst herunterzunehmen, um das Licht auszupusten. Bei einem niedrigen Leuchter ließe sich dies so leicht ohne eine lästige Armbewegung ausführen. Das ist aber auf jeden Fall zu vermeiden, und deßhalb werden die hohen Leuchter beibehalten, die auch unseren Vorderen zu Gemüthe geführt haben, daß die Menschen nicht zum Wohlleben in die Welt gesetzt worden sind. Ebenso muß auch, wenn es irgend angängig ist, der Nachttisch so neben das Bett gestellt werden, daß seine Thür sich nach der dem Bette abgewandten Seite öffnet. Es wäre nämlich unter dem Gesichtspunkte der eben angedeuteten muthmaßlichen Erziehungsmethode schade, wenn so ohne Weiteres vom Bett aus des Nachttisches Inhalt erreicht werden könnte. Dienlicher ist entschieden dem Logirgast, daß er aufsteht und sich hierbei gründlich erkältet. Die Erkältung bringt ihm dann zum Bewußtsein, daß er sich erst abzuhärten hat, ehe er einmal daran denken kann, sich auf Reisen zu begeben. Demselben Zwecke scheint auch die Thatsache zu dienen, daß in einem regelrechten deutschen Gasthofe mittleren Ranges fast alle Thüren offen stehen und die wenigen geschlossenen mit größester Bereitwilligkeit dem Wind durch Risse und Ritzen Zutritt selbst in die entlegensten Räume gewähren. An und für sich ist es gewiß sehr löblich, für frische Luft auch in den Gasthöfen zu sorgen. Aber auf diese Art der Ventilation verzichtet der Fremde, wenn er nicht gerade Franzose ist, der sich bekanntlich einer bewunderungswürdigen Unempfindlichkeit gegen Zug erfreut, nur gar zu gern. Die Abhärtung möchte er auf anderem Wege als dem von dem Hôtelbesitzer beliebten erreichen, da ihm dieser so sicher, wie zwei Mal zwei vier ist, zu einem hartnäckigen Husten oder Schnupfen oder auch zu einem recht schmerzhaften Rheumatismus verhilft. Kann man nachhaltiger für früher erfahrene lieblose Behandlung Vergeltung nehmen als der heutige Hôtelbesitzer, dem es gelungen ist, vom Oberkellner zum Inhaber hinaufzurücken? Aber ich will gerecht sein: er übt sie unbewußt. Er weiß gar nicht, was seinen Gästen noth thut; und diese glückliche Unerfahrenheit kommt auf das Erfreulichste seinem amerikanischen Triebe, hastoly Geld zu machen, zu Statten. Sie bewahrt ihn vor der Versuchung in den Beutel für Dinge zu greifen, die nur mittelbar einen Profit abwerfen können.

Unter unseren Politikern giebt es eine sehr einflußreiche Gruppe, welche der Reiselust nach Kräften entgegenzuarbeiten sucht. Sollte man nach Allem nicht glauben, daß die Herrn Wirthe unserer Gasthöfe mit ihr im engsten Bunde stehen, trotzdem es eigentlich in ihrem Interesse liegen müßte, wenn die guten Landsleute von der Eisenbahn gar nicht mehr herunter und aus den Hôtels gar nicht mehr herauskämen? Ach nein, nichts ist ihnen so unsympathisch als die Agitation gegen die Reiselust. Auch sie sind für sehr erhebliche Herabsetzung des Personentarifes durch die Eisenbahnverwaltung. Und dennoch dieses rücksichtslose Ausnutzen der unerschöpflichen Langmuth des reisenden deutschen Publicums? Nun, sie können es sich ja leisten. Der beste Freund des Publicums ist der Wettbewerb. Ihm verdankt es überall die vergnügliche Rolle des tertius gaudens. Nur auf dem hier in Rede stehenden Gebiet läßt er es schnöde im Stich. Aber führen denn nicht auf den Bahnhöfen bei der Ankunft der Züge die Hausdiener förmliche Schlachten bei dem Bemühen auf, Gäste für ihre Hôtels zu ergattern? Sind sie nicht fast überall ihrer Zudringlichkeit wegen schon aus dem Bahnhofsgebäude selber entfernt worden? Hat man nicht aus demselben Grunde an einzelnen Orten die Sphäre, in denen sie sich aufhalten dürfen, schon so weit zurückgerückt, daß der Ankömmling sie kaum noch rufen kann? Mit der Concurrenz der Herrn Wirthe hat das Raufen der Hausdiener unter einander nichts gemein. „Mea res agitur“, sagt ein solcher, wenn er sich an die Rockschöße des Fremden hängt. Denn er lebt ausschließlich von den Trinkgeldern des Logirbesuchs. Der Herr Besitzer aber weiß, daß die Gäste in den anderen Hôtels ebenso schlecht untergebracht sind, als in dem seinigen. Wozu da die Aufregung? Hat er nicht außerdem sein Restaurant und seine Weinhandlung, die viel ergiebigere und zuverlässigere Geldquellen sind als die zugereisten Kunden?

Tout comprendre c'est tout pardonner, sagt der Franzose. Oft mag dieses Wort wahr sein. Auf die Erlebnisse in Bonn läßt es sich entschieden nicht anwenden. Die Beweggründe meines dortigen Hôtelbesitzers sind mir jetzt völlig klar. Dennoch kann ich es ihm nicht verzeihen, daß er mir alle Schattenseiten einer Hochzeitsfeier zu kosten gab, daß er mir wider alles Recht den Schlaf entzog, auf den doch jeder Sterbliche, ob hoch oder niedrig, ob reich oder arm, Anspruch hat, zumal wenn er, wie ich damals in Bonn, am Tage im Schweiße seines Angesichts gearbeitet, und daß er mich keines Wortes der Entschuldigung gewürdigt hat, als ich seinen ungastlichen Gasthof verließ. Im Gegentheil, ich habe die schönste Lust, Rache zu nehmen. Aber ich thue es auf meine Art. Nur deßhalb denuncire ich ihn hier bei dem reisenden deutschen Publicum, damit er und seine Berufsgenossen Einkehr halten, dem amerikanischen Wahlspruch „made money, made hastely manny!“ abschwören und zu den geschäftlichen Grundsätzen ihrer Vorfahren zurückkehren, die ihrem Logirbesuch alle Wünsche an den Augen abzusehen suchten. Nicht bloß das reisende Publicum gewinnt hierdurch; auch der Herr Gastwirth selber steht sich gut dabei. Denn jeder freundlich und rücksichtsvoll behandelte Gast führt ihm zehn neue zu, so daß er ein zweites Eisen, worunter hier die Restauration und die Weinwirthschaft verstanden werden soll, gar nicht mehr in das Feuer zu legen braucht.

Carl von Vielrogge.

Offene Briefe und Antworten.

Kunst und Literatur für Minderjährige.

In Nr. 20 der „Gegenwart“ schreibt M. Hoffmann in einem Artikel, „Kunst und Literatur der Minderjährigen“, über die Bestrebungen der letzten Jahre, die der bisherigen unkünstlerischen und un-

literarischen Erziehung der Kinder den Krieg erklärt haben, die der Erziehung des Kindes zum Verständniß und Genuß der Kunstwerke mehr Bedeutung beimessen, als bis jetzt geschah. Da die Sache, weil sie die Ausbildung der heranwachsenden Geschlechter betrifft, außerordentlich wichtig ist, scheint mir die Darlegung eines gegentheiligen Standpunktes nicht unnütz. — Der Verfasser des genannten Artikels kommt in seinen Gedankengängen zu dem Resultat: Gebe man doch den Unmündigen Märchen, Sagen, Schilderungen und Darstellungen aus dem weiten Gebiete der Geschichte, Geographie und Naturkunde in die Hand und lasse sie sich daran bilden und erbauen, erhalte man aber Kunst und Literatur als die Blüthe unseres Geisteslebens mit ihrem ungeschwächten, berauschenden Duft für die Mündigen, für reife Frauen und Männer! Es ist nicht gesagt, wann Männer und Frauen als mündig und reif gelten sollen. Gewöhnlich rechnet man ja wohl ungefähr das 20. Lebensjahr, wenn ich die Grenze auch noch einige Jahre später setzen möchte. Will denn Hoffmann wirklich, daß den Menschen bis zum 20. Jahr die Gebiete der Kunst und Literatur vollständig verschlossen bleiben sollen? Ich denke, er will so verstanden sein, daß man für das Schulalter, das wäre für die Menge bis zum 14. und 15. Lebensjahr, die beiden Gegenstände streiche. Wollte er übrigens die Kunst für dies Alter consequent verbannen, so müßte er auch auf Märchen und Sagen verzichten, denn sie gehören als Dichtungen unzweifelhaft zur Kunst. Doch bevor wir in eine kritische Erörterung eintreten, wollen wir zunächst etwas Positives zu gewinnen suchen. Fassen wir den in Betracht kommenden Stoff unter drei Fragen: 1. Ist eine künstlerische Erziehung, d. h. Erziehung zur Kunstauffassung, nicht Kunstausübung, des Kindes möglich? 2. Wie stand es bisher um die Erziehung zur Kunst? 3. Ist eine stärkere Betonung der künstlerischen Erziehung nothwendig oder auch nur wünschenswerth?

Ist eine künstlerische Erziehung überhaupt möglich? Aus den Gebieten der Psychologie und der Erfahrung werden wir die Waffen für eine Beweisführung in verneinendem oder bejahendem Sinne holen müssen. Es wäre ja möglich, daß die Kunst, wie etwa die Philosophie für das Kind ein unmöglicher Gegenstand wäre, weil sie der Seele des Kindes, seinen geistigen Fähigkeiten nicht entspräche. Die Philosophie setzt beispielsweise ein Abstractionsvermögen und eine Sammlung der Gedanken voraus, wie sie beim Kinde nicht vorhanden sind. Welche unserer Seelenkräfte setzt denn die Kunst am meisten in Bewegung? Unzweifelhaft die Phantasie. Selbstverständlich nicht die allein. Aber diese eine Seelenkraft ist doch so nothwendig, daß die nüchternen Verstandesmenschen allgemein als Kunstverächter, wenigstens als Ignoranten bekannt sind, und daß wir immer jene Kunst, die unserer Phantasie nichts bietet, als schal und nüchtern ablehnen. Man muß diese Fähigkeit unserer Seele geradezu als Vorbedingung für den Genuß eines Kunstwerkes hinstellen. An Phantasie fehlt es nun bekanntlich unter den Seelenkräften des Kindes nicht. Aber nicht nur diese eine Vorbedingung für die Auffassung des Künstlerischen finden wir beim Kinde erfüllt. Man kann noch weiter gehen. Wesentlich ist am Kunstwerk die Form. Freilich bin ich weit davon entfernt, wie Hoffmann in dem Formalen den höchsten Werth eines Kunstwerkes zu sehen. Wie steht der Gehalt neben der Form. Nur das ist ein echtes Kunstwerk, indem Gehalt und Form in ihrer Vollendung einander entsprechen. Immerhin bleibt dem Kunstwerke die Form wesentlich, und man wird den, dem der Sinn für das Formale abgeht, schwerlich zur Begeisterung für die Kunst bringen. Nun soll nicht in Abrede gestellt werden, daß thatsächlich das Interesse des Kindes mehr am Stoffe als an der Form hängt. Aber weit gefehlt, wenn man glaubt, der Sinn für Form fehle dem Kinde überhaupt. Der Rhythmus, der Gleichklang, sei er consonantisch oder vocalisch, werden schon früh empfunden und nachgeahmt. Denken wir nur an Kinderreime und an die Lieder, die zu Hüpf- oder Tanzbewegungen gesungen werden. Wir finden also die Kindesseele keineswegs ungeeignet, Gegenstände der Kunst aufzufassen und zu genießen. Im Gegentheil. Das Kind verlangt nach ihnen, es will Dichtungen, Melodien, Bilder, — und zwar nicht nur Gassenhauer und Neu-Ruppiner Bilderbogen! Damit ist natürlich nicht behauptet, daß nun alle Werke der Kunst für Kinder verständlich seien.

Es bliebe aber immer noch der Beweis aus der Erfahrung zu führen. Die ist ja freilich Sache des Einzelnen, und Jemand braucht für sich die Erfahrungen eines Anderen nicht ohne Weiteres anzuerkennen. Indessen liegt die Sache hier doch für die Allgemeinheit so klar, daß auch die Erfahrung die Frage zwingend bejaht. Wir müßten den schönsten Theil des Deutschunterrichts in unseren Schulen darangeben, wenn es nicht so wäre. Die Märchen, Sagen, Balladen, die Lieder, die Epen, gehören sie nicht in das Gebiet der Kunst? Wer verneint, daß die Kinder sie auffassen, als Kunstwerke genießen, mag das ja thun, aber an seiner vorurtheilslosen Prüfung der Erfahrungsthatsachen muß ich zweifeln. Die Erfahrung an meinem Töchterchen zeigte mir jüngst, daß auch in Bezug auf Malerei die Kinder nicht so durchaus auf dem Standpunkte des Wilden stehen, wie man annimmt, und wenn sie dort stehen, diesen Standort doch bald eintauschen gegen einen höheren. Sie zog künstlerische Illustrationen zu dem Märchen „Die Sternthalers“ ähnlichen Bilderbogenbildern vor, trotzdem die Farben der Letzteren auffälliger und die Zeichnung gröber war. Und wenn man Knabenaugen vor einem Bilde wie Einsegnung der Freiwilligen 1813 blitzen sieht, wenn sie wieder und wieder steh'n und seh'n, wenn confirmirte Kinder Storms Pole Poppenspäler lesen, nicht einmal, sondern mehrere Mal mit Interesse lesen, sollte man dann noch behaupten können, eine künstlerische Erziehung wäre nicht möglich? Mir scheint die Frage nach der Möglichkeit einer künstlerischen Erziehung bejaht.

Wie stand es nun bisher um die Erziehung zum Kunstgenuß? Schlecht. So schlecht, daß man von einer solchen Erziehung mit Ausnahme einiger Gebiete der Poesie gar nicht reden kann. Das sagen wir, ohne der Vergangenheit einen Vorwurf zu machen und ohne uns, die wir es besser machen möchten, zum Theil auch besser machen, eitel aufzublähen. Aber es ist doch so, daß bis in unsere Zeit in den Familien wie in den Schulen fast nichts geschehen ist, um den künstlerischen Sinn der Kinder zu bilden. Man achtete und achtet allenfalls darauf, daß sie keine unsauberen Bücher lesen, keine unzüchtigen Bilder sehen, keine unanständigen Straßenlieder singen. Aber nach dem künstlerischen Werth einer Erzählung, die man dem Kinde zu lesen, eines Bildes, das man dem Kinde zu sehen giebt, fragte und fragt man nicht. Ich habe beim Einkauf von Bilderbüchern Eltern sich für billige und schlechte entscheiden hören: Es ist ja nur für Kinder! Warum ist denn sonst immer das Beste gut genug für die Kinder, nur in der Kunst nicht? Damit kommen wir auf die dritte Frage: Ist eine stärkere Betonung der künstlerischen Erziehung wünschenswerth oder nothwendig?

Unser Zeitalter der Naturwissenschaft und Technik, der Industrie und des Handels bildet zweifellos einseitige Menschen, macht uns in mancher Beziehung arm. Sie macht uns arm, nicht nur, weil sie uns um manchen Genuß der Ruhe und Sammlung bringt, sondern auch, weil sie uns jene Seite unseres Seelenlebens, die wir Gemüth nennen, verkümmert. Der Sinn, die Begeisterung für das Ideale schwindet, wie man allgemein klagt; der Geschmack verroht. Ist man nun der Meinung, daß der Mensch mit reich entwickeltem Gemüthsleben eine höhere Stufe bedeute, so kann man die Bedeutung der Kunst gar nicht mehr verkennen. Welche Schätze für das Gemüthsleben liegen in den Werken gerade unserer vaterländischen Künstler! Die Bedeutung der Kunst verstärkt sich für unsere Zeit, in der die bestehenden Formen der Religionsgemeinschaften so Vielen nichts mehr sind. Die Eindrücke auf das Gemüth von dem Religiösen her schwinden. Nehmt auch noch die Kunst und — entsetzt Euch über die Menschen, die sich entwickeln! Bedarf es noch einer Erinnerung daran, daß unsere Edelsten sich an den Werken der Kunst begeisterten, in ihrem Genuß eine höchste Lebensfreude erblickten? Nun, wenn wir die Kunst überhaupt als wünschenswerth, zur Erlangung vollen Menschenthums als nothwendig erkennen, dann müssen wir uns, wenn es uns Ernst ist, auch bequemen, die Erziehung zur Kunst in die Hand zu nehmen. Denn wie Alles im Kinde allmälig sich entwickelt, so kommt auch dem Menschen die Fähigkeit, Kunstwerke zu verstehen und zu genießen, nicht so angeflogen. Und noch aus anderem Grunde ist künstlerische Erziehung nothwendig: daß echte Kunst gedeihe. Jeder ereifert sich über Hintertreppen-Romane, über die Barbarei der Oeldruckgemälde und der Gypsfiguren, über „Salonmusik“ und manches Andere. Wie wollen wir Besserung schaffen, wenn wir nicht durch Erziehung zu wahrer Kunst dafür sorgen, daß den Einzelnen vor diesen Dingen ekelt? Es giebt nach diesen Erwägungen für mich kein anderes Resultat als dies: Kunst und Literatur auch dem Kinde! Und bist Du Freund der Kunst und unseres Volkes, tritt mit ein in die von Hoffmann so ironisch behandelte Bewegung, die darnach strebt, die Kunst zu einem stärkeren Factor der Erziehung zu machen, als man sie bis jetzt sein läßt.

Auf diese Bewegung wird allerlei Licht fallen, wenn wir nun Hoffmann's Gedanken kurz kritisch würdigen. Im Eingange seiner Arbeit hängt Hoffmann den „würdigen“ Männern der bezeichneten Richtung folgende Absichten an: Die Einen wollten den Kindern keine Bilderbogen und Abbildungen mehr bieten bei der Fülle der vorhandenen herrlichen Kunstwerke, die Anderen hielten es für unnöthig, den Knaben und Mädchen Jugendschriften in die Hand zu geben, weil ein wirklich guter Schriftsteller und Poet von jedem Alter müsse genossen werden können. Weiß denn der Verfasser nicht, daß z. B. die vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse für Jugendschriften sich Jahr und Tag abmühen, um durch sorgfältige Prüfung die Bücher festzustellen, die für die Jugend geeignet sind? Daß alljährlich zu Weihnacht ein Verzeichniß empfehlenswerther Jugendschriften herausgegeben wird, sogar nach Altersgrenzen zusammengestellt? Merkwürdigerweise macht er etwa in der Mitte seines Aufsatzes der neuen Bewegung einen Vorwurf daraus, daß sie die Dichter in für die Jugend geeignete und „spätere“ theile, daß sie den einzelnen Dichter zerlege in einen Dichter für Jugend und für Erwachsene. Er weiß also doch davon! Warum denn einen Esel hinstellen, den man so bequem mit der Plumpkeule hinternoch todtschlägt?

Im Anschluß an den Feldzug gegen die Auswahl für die Jugend ruft Hoffmann dann aus: „Welche Gefahr liegt aber für unsere Kunst und Literatur darin, wenn sie zu einem Lehrmittel für die Minderjährigen herabgedrückt werden!“ Wer in aller Welt beabsichtigt das? Und weiter: „Das ganze ungeheure Gebiet der Liebe ist dadurch ausgeschlossen, oder es muß in einer so unwahren, überzuckerten Gestalt dargestellt werden, daß es zum Zerrbilde wird.“ Auch hier scheint Hoffmann nicht davon zu wissen, daß gerade die neue Bewegung dies Gebiet nicht vollständig ausgeschlossen wissen will, daß sie es unter keinen Umständen unwahr und überzuckert dargestellt wissen will.

Er argumentirt ferner, daß, wie die Kunst im Dienst der Familie

zu dem wässerigen Brei der Familienblätter geführt habe, wie sie im Dienst des Patriotismus heruntergekommen sei, sie auch im Dienst für die Jugend entarten müsse. Sehr recht! Damit tritt Hoffmann auf die Seite der neuen Bestrebungen, die auch den Leuten, die berufsmäßig für die Jugend zusammenschmieren, auf die Finger klopfen möchte; die verlangen, daß der Künstler nicht zu den Kindern hinabsteige und dabei kindisch werde, sondern daß er die Kinder zu sich emporhebe.

Was mich aber geradezu stutzig machte, das war das, was Hoffmann aus der Entwickelung des Kindes folgert. Er scheint anzunehmen, weil das Kind sich allmälig vom Unvollkommenen zum Vollkommenen entwickelt, daß darum dem Kindesalter das Unvollkommene entspräche und am geeignetsten für dasselbe sei. Er sagt: „Das Kind ersetzt das, was in der Geschichte oder den Bildern, die ihm geboten werden, fehlt, durch die schrankenlose Fähigkeit seiner traumartig wirkenden Phantasie. Es verlangt daher nicht so sehr nach etwas Vollkommenen als nach dem, wofür es sich interessiren kann.“ Das, was einer Erzählung oder einem Bilde zum Kunstwerke fehlt, wird die Phantasie eben nie ergänzen; und sollte es nicht am besten sein, den Kindern Vollkommenes und Interessantes an einem Werk zu geben? Uebrigens kommt die Frage des Interesses hier nicht allein in Betracht. Manche irregeleitete Phantasie hat an albernen oder häßlichen Dingen Interesse. Und darum gilt es zu erziehen durch echte Kunstwerke. Dann wird eben das, was Hoffmann als Wirkung der Kunst für Minderjährige schwarz an die Wand malt, nicht eintreten, daß nämlich der Markt mit minderwerthigen Erzeugnissen überschwemmt werde, weil sich die Künstler den Forderungen des Marktes anbequemen würden. Wie das bis jetzt kein echter Künstler that, so wird's wohl auch in Zukunft nicht geschehen. Wenn wir aber Kunst und Literatur für die Unmündigen vollständig ausschließen, werden künstlerische Wilde das kaufende Publicum bilden. Es wird das Flache und Seichte genießen und der Afterkunst in die Hände fallen. Daß das nicht geschehe, daß die echten Künstler anerkannt und gefördert werden, darum auch thut künstlerische Erziehung noth! Die wichtigen Fragen des Was? und Wie? stehen hier nicht zur Erörterung. Gewiß ist da das, was Hoffmann's Aufsatz gleichsam als Stimmung durchzieht, sehr am Platze: Besonnenheit und scharfe Prüfung vor der Beschreitung neuer Wege. Ich habe übrigens nicht den Eindruck, daß den führenden Geistern der Bewegung dieses fehle. Man lese die Verhandlungen des Kunsterziehungstages in Dresden.

Altona. O. Wentorf.

Notizen.

Die Völker der Erde. Eine Schilderung der Lebensweise, der Sitten, Gebräuche, Feste und Ceremonien aller lebenden Völker von Dr. Kurt Lampert. Mit etwa 650 Abbildungen nach dem Leben. 35 Lieferungen zu je 60 Pfennig. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) „Vieles Wunderbare giebt es, doch nichts ist wunderbarer als der Mensch“, so läßt sich das Wort des großen Sophokles übersetzen, und man stimmt ihm gern zu, wenn man sich in das vorliegende Werk und seine prächtigen Abbildungen vertieft. Schon die ersten drei Lieferungen lassen erkennen, daß hier eine wirklich umfassende Völkerkunde vor uns liegt, die sich auf bildliche Documente von urkundlicher Treue stützt. Es wird hier zu ungewöhnlich wohlfeilem Preise ein volksthümliches Prachtwerk ersten Ranges geboten, das Anschauung und Belehrung in angenehmer Form verbindet.

Julius Duboc: „Streiflichter, Studien und Skizzen“, Verlag von Otto Wigand, Leipzig, 1902 (226 Seiten). Der Verfasser gehört nicht zu den Denkern, welche durch originelle dialectische Antithesen und Begriffs-Constructionen wie Kant und Hegel oder durch extreme Lebensanschauungen, große Stichworte und verblüffende „Umwerthungen“ populär geworden sind. Vielmehr ist er in unseren besten literarischen Kreisen geschätzt durch seine allseitige kritische Besonnenheit, die sich auch in den Aufstellungen nicht verleugnet, die von ihm der philosophischen Bedeutsamkeit für würdig erachtet werden. Als Hauptschrift ist sein Werk „Grundriß einer einheitlichen Trieblehre vom Standpunkt des Determinismus“ zu bezeichnen, erschienen im obigen Verlage; ergänzend ließ er Ende 1900 „Die Lust als socialethisches Entwickelungsprincip“ folgen. Duboc steht gegenwärtig im 73. Lebensjahre, ist aber noch rege publicistisch in Journal-Aufsätzen thätig, und man muß die geistige Frische anerkennen, mit welcher er bestrebt ist, allen Zeitfragen von philosophischer Bedeutung zu folgen. So hat er sich z. B. trotz des schulwissenschaftlichen Vorurtheils gegen den Occultismus nicht gescheut, auch dies heikle, zur Zeit noch wenig geklärte Gebiet in den Bereich seiner Betrachtungen zu ziehen. Er bethätigt aber auch hier seine alle Zeit vorsichtige und kritische Haltung.

Das obige Buch bringt Vielerlei und besteht zumeist aus einer Sammlung von Journal-Artikeln. Die verschiedenartigsten Gebiete werden berührt, philosophische, belletristische, sociale und politische, auch Psychologisches, die Literatur-Kenner finden interessante Streiflichter, Erinnerungen, kritische Betrachtungen. Trotz dieses vielseitigen Inhalts will die Einleitung dem Buche doch einen einheitlichen Grundzug wahren, indem sie darauf hinweist, daß zwischen dem ersten Aufsatze, Mene Tekel, und dem „Epilog“ eine Verknüpfung besteht. Der Philosoph, wie der Literaturfreund und Politiker kommen bei dieser Lectüre auf ihre Rechnung. Gern wird man auch zu der Geschichte der geistigen und politischen Kämpfe des 19. Jahrhunderts in Deutschland, namentlich auch derjenigen Strömungen, welche dem vormärzlichen Idealismus entsprungen, von den Erinnerungen Duboc's im Verkehr mit hervorragenden Männern jener Zeit Kenntniß nehmen, zumal er einer der wenigen noch Lebenden aus jener Epoche ist, an der so viele geistig bedeutende Männer thätig theilnahmen und sich erprobten.

Recht wirksam läßt er gegen den Schluß hin den Erinnerungen an die Jugend und an seine Sturm- und Drangperiode eine von reicher Lebenserfahrung getragene Umschau „Im Alter“ folgen, worin novellistisch skizzirte Bilder von wohlthuender Wärme an uns vorüberziehen, auch solche aus seiner frühesten Hamburger Kindheit. Im „Epilog“ wirft er noch einmal die räthselvollen Fragen nach Sinn und Ziel des Lebens auf, um sie in seiner Weise mit inhaltsvollen Ausblicken zu beantworten. Man kann dem Buche nur viele Leser wünschen. —f.

Auch mit seinem achten Bande legt der neue Brockhaus hohe Ehre ein. Das neckische Alphabet würfelt natürlich wieder eine Menge von Artikeln zusammen, die untereinander nur durch den gleichen Anfangsbuchstaben verwandt sind, die aber beweisen, daß das Werk auf allen Gebieten seinen Vorrang behauptet. Bis in die neueste Gegenwart fortgeführt sind die großen Artikel Großbritannien, Griechenland &c. Ihnen reiht sich ein ausführlicher Artikel über unseren stolzen Seehafen, den größten des Continents, Hamburg, an, ausgestattet mit einem ganz neuen großen Stadtplan und einer Karte der Umgebung. Ueberhaupt kann der Apparat an Karten und Plänen als vortrefflich bezeichnet werden. Ausgezeichnete biographische Artikel sind die über Goethe, Gustav Adolf, Habsburg mit vier Stammbaumtafeln, in denen die ganze Entwickelung des weitverzweigten Geschlechts übersichtlich dargestellt wird. Ein besonderes Interesse beansprucht der Artikel über Heerwesen, dem eine treffliche Karte beigegeben ist, welche die Garnisonen der Infanterie, Artillerie, Cavallerie &c. aller europäischen Staaten zeigt und dadurch ein Bild des bewaffneten Friedens giebt. Die gewaltigen Rüstungen der Hauptstaaten werden dadurch erst recht verständlich.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W 30, Gleditschstr. 6**, zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Bismarck im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Liebau Lombroso Meschtscherski Nigro Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 3 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Soeben erschien:

Franz Liszts Briefe an die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein.

3. und 4. Teil. Herausgegeben von La Mara.

2 Bde. Mit je 2 Abbildungen. Etwa 24 und 26 Bogen. 8°. Jeder Band geh. M 6.—, geb. in Ganzleinw. M 7.—.

A. u. d. T.: Franz Liszt, Briefe. Gesammelt und herausgegeben von La Mara. Band VI u. VII.

Hiermit gelangen Liszts Briefe an die Fürstin Wittgenstein zum Abschluss. Die letzten 25 Jahre seines Lebens umfassend, geben sie von der unentwegten Treue seiner Beziehungen zu ihr Kunde. Über seinen Eintritt in den geistlichen Stand, sein Verhältnis zu den ihm Nächststehenden, zu Wagner u. Bayreuth, zu den Besten u. Grössten seiner Zeit, über sein Schaffen, Denken u. Fühlen empfangen wir Aufschluss in diesen intimsten Bekenntnissen, die sich als das herrliche Vermächtnis des grossen Künstlers und Menschen an das Interesse aller Gebildeten wenden.

Bismarcks Nachfolger.

Roman von **Theophil Bolling.**

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren **Volksausgabe.**

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Anhaltische Verlagsanstalt
Inhaber: Herm. Oesterwitz, Dessau.

Die Reichseinkommensteuer.

Möglichkeit und Nothwendigkeit einer solchen.

Studie von **A. Ulrich,** Oberrevisor a. D.

Preis: 60 Pfg.

Reichstagsabgeordnete, Landtagsabgeordnete, Behörden, Politiker und Finanzmänner wird diese eminent wichtige Broschüre ganz besonders interessieren.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden und einzelnen nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit sechszehn Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Kohlensauren Mineralquelle** hergestellt und dadurch für Verdauung und Stoffwechsel besonders bevorzugt. Broschüre über Anwendung u. Wirkung gratis zur Verfügung. In d. Handlungen natürlicher Mineralwasser u. in d. Apotheken zu haben. **Bendorf a. Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joss Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 3 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Verlag von **Roßberg & Berger** in Leipzig.

Soeben erschien:

Geschichte der Nationalökonomie u. des Sozialismus.

Von **Dr. Karl Walcker,**

Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage.

Preis 4 Mk.

Der bekannte Verfasser berücksichtigt besonders die **neueste Litteratur Europas** und **Amerikas.**

C. J. v. Dühren,

Atelier für Kunst-Photographie, Berlin W., Lützowstraße 97.

Telephon: VIa 11809.

Dem **kunstliebenden Publikum** empfehle ich mich zur **Anfertigung von Photographien jeder Art.** — Für die künstlerische Vollendung meiner Arbeiten bürgt das Interesse, das hervorragende Künstler und Kunstkenner an denselben nehmen.

Ich lade die verehrlichen Interessenten zur **Besichtigung der Ausstellung in meinem Atelier** ein, und bitte mir etwaige Weihnachtsaufträge möglichst zeitig zukommen zu lassen. — **Vorherige Anmeldung** der Aufnahmen wäre erwünscht. **C. J. v. Dühren.**

Dem Geschmacke eines **gebildeten** Leserkreises entsprechende

Feuilletons

im Umfang von 250—1000 Druckzeilen werden gesucht vom

Verlag der Wochenschrift Die Oberen Zehntausend G. m. b. H.
Leipzig, Georgi-Ring 19.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 M

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche 2c. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart. Berlin W 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W, Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 32. Berlin, den 9. August 1902. 31. Jahrgang. Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Umsturz von oben.

Es giebt kaum eine Regierung mit besseren Absichten, als die preußische, aber es giebt auch kaum eine, die so schlechte oder mindestens so verkehrte Mittel zur Erreichung ihrer guten Absichten anwendet wie sie. Zwei Beispiele für ein Dutzend: Der deutschen Industrie soll der Weltmarkt geöffnet werden, und um das zu ermöglichen, zerquetscht ein preußischer Ministerpräsident, im Nebenamte deutscher Reichskanzler, mit seinen Handelsverträgen die Bauernschaft des Staates. Officiell schmettern unablässig Fanfaren, die zur Einigkeit, Königstreue, zu blindem Vertrauen &c. aufrufen, und gleichzeitig zwingt man durch eine märchenhaft unüberlegte Wirthschaftspolitik die Landwirthe, diese Kerntruppe des gesunden Conservatismus, in schroffe Opposition zu gehen. Der Kaiser erklärte, persönlich mit der Socialdemokratie fertig werden zu wollen; sein Ministerium aber sieht ruhig zu, wie der Umsturzpartei Tag für Tag aus den Reihen des zermalmten Handwerkes und Kleingewerbes starke Colonnen neuer Recruten zumarschiren. Man weiß ganz genau, wohin der Lauf des Schiffes gehen muß, doch die Hand am Steuerrade zittert, und der Muth fehlt, einen Gedanken auszudenken, will sagen, ihn in frische, fröhliche That umzusetzen. Unsere Politik bekommt dadurch etwas Hinterhältiges. Sie nimmt sich zehn Mal raffinirter und unmoralischer aus als sie ist. Macchiavelli würde ja nun diesen Schein nicht eben meiden und tadeln. Es könnte Nutzen bringen, unter Umständen. Aergerlich ist bloß, daß die Wissenden Neudeutschlands Philisterhaftigkeit und Aengstlichkeit ganz genau kennen. Gerade die, auf deren Meinung es ankommt, lassen sich durch den falschen Schein unserer skrupellosen Schlauheit nicht täuschen. Sie hüten sich indeß, die Unwissenden aufzuklären. Bei denen gilt weiter als schändliche Geriebenheit und Fuchstücke, was nur eine runde und volle Dummheit ist.

Wir haben uns verrechnet, als wir Weltmarkt-Politik treiben wollten und dabei in aller Unschuld eine gefährliche innere Agrarkrisis heraufbeschworen. Wir haben uns verrechnet, als wir in internationaler Höflichkeit machten, niemals mit Telegrammen und Freundschafts-Betheuerungen sparten und zum Dank dafür ein gönnerhaftes Lächeln ernteten. Unsere unglückliche Hand wird sprichwörtlich werden. Der Osten muß dem anspruchslosen Sarmatenvolke anheimfallen, wenn wir ihn nicht mit kernhaftem deutschen Mittelstande bevölkern, deutschen Bauern, deutschen Handwerkern; wenn wir nicht allen Elementen, denen preußische Unterofficierstüchtigkeit eignet, diesen Kampfplatz öffnen. Was geschieht statt dessen? Ein hoher Geheimer Rath wird boykottirt und pensionirt, weil er sich eines Feldwebels Kind zur Gemahlin erkiest. Die Borniertheit mancher Ragenden ist groß, und Preußen dürfte froh sein, wenn seinen Machthabern ein wenig von der Verschlagenheit zu Theil geworden wäre, die ihnen fälschlich nachgesagt wird. Wie leicht wäre es gewesen, Herrn Löhning's Verhalten in der Polenfrage zum Knüppel zu machen, über den der Provinzialsteuerdirector mit gehörigem Plumps hätte stolpern müssen! Keine von den Zeitungen, die vor Kurzem das correcte und gewissenhafte Verhalten conservativer Landräthe in der Canalfrage so gereizt tadelten, kein liberales Blatt hätte für einen Mann Partei ergreifen dürfen, der nur hoher Beamter, nicht einmal daneben auch Volksvertreter war und sich dennoch der Politik seiner Regierung thätig widersetzte. Herr v. Bitter war für solchen Machiavellismus nicht zu haben. Ganz unumwunden nannte er seinem Untergebenen den Grund, weßhalb er ihn verabschiedete: die Tochter des Feldwebels. Das war ehrlich. Leider war es jene Ehrlichkeit, die sich grundsätzlich nicht mit der Weisheit vermählt.

Ueber die Standesquerellen der Posener geht lächelnd hinweg, wer sich frei fühlt und dieser Ketten mit einiger Berechtigung spottet. Man ist sonst nicht so wählerisch im Posenschen, und die Enkelin eines Hausirers steht gesundem Empfinden nach social kaum höher als die Feldwebelstochter. Herr Löhning, der tschandalademüthig den gestrengen Präsidenten so bitterlich ernst nahm, darf sich über sein Unglück nicht beschweren. Er kannte die Gesetze der Kaste und wußte, daß man den Uebertreter steinigt. Ein Anderes ist der grobe Affront, der in Herrn Coceius unserem gesammten braven Beamtenthum und unserem preußischen Unteroffiziercorps angethan worden ist. Diese beiden Tragpfeiler der altpreußischen Monarchie sollten bei einiger Festigkeit erhalten werden. Wir haben der Socialdemokraten genug, und — die Wahlen im nächsten Jahre werden es zeigen — ihre Zahl schwillt noch immer an. Weßhalb wir nach den Landwirthen, den Handwerkern und Kleingewerbtreibenden auch noch diese tüchtige und eisenharte Schicht vor den Kopf stoßen und in's gegnerische Lager treiben müssen, ist Jedem unerfindlich, der die Staatsmänner von heute, die neudeutsche Regierungsschule, nicht kennt.

Caliban.

Glossen eines Verwaltungsbeamten zum Fall Löhning.

Trotz der sicherlich einseitigen Darstellung des verabschiedeten Provinzialsteuerdirectors erhellt aus seiner amtlichen Indiskretion, daß die Verlobungsgeschichte doch zum Vorwand seiner politisch nothwendigen Entfernung benutzt worden ist. Gerade in Posen war dies nicht unbedenklich, wo der Oberpräsident, der Polizeipräsident und der Oberbürgermeister jüdischer Abkunft sind und jedenfalls ein tüchtiger, mittlerer Beamter und früherer Feldwebel jüdischen Vorfahren vorzuziehen ist. Nach meiner Kenntniß ist übrigens der Vater des Personalienrathes Enck ebenfalls ein Subalternbeamter gewesen, was ja häufig genug vorkommt und nur Väter und Söhne ehrt. Andererseits nehmen die Zöllner in der Verwaltung eine etwas niedere Stufe in der Werthschätzung ein, da sie sich aus Gerichtsassessoren und Subalternbeamten ergänzen, die als Steuerräthe Räthe 5. Classe und damit höhere Beamte werden. Außerdem gehört ein Provinzialsteuerdirector wohl zu den Spitzen der Behörden, hat aber nicht zu repräsentiren. Daher scheint es gewagt, von ihm in dieser Beziehung mehr als von einem vortragenden oder Oberregierungsrath zu verlangen. Eine solche Heirath ist nur Sache des Taktes und jedenfalls unhaltbar, wenn der subalterne Schwiegervater am Orte und im Dienste sich befindet. Daß die ehrenwerthe Tochter eines solchen höchst achtungswerthen Regierungssecretärs, auf dessen Tüchtigkeit ein wichtiger Theil der Staatsverwaltung ruht, natürlich unendlich höher steht als die Töchter jüdischer Geldleute oder christlicher Speculanten, ist über jeden Zweifel erhaben und eine ernste Mahnung, in dieser Richtung sich die Frauen unserer höheren Beamten und Officiere anzusehen. Uebrigens dürfen sich Officiere über Subalternbeamte nicht höhnend äußern, da sie selbst als Verabschiedete nur als solche verwandt werden können und oft genug unter Vorgesetzte aus dem Unterofficierstand kommen. Frühere Unterofficiere können dagegen in den Ministerien Geheime Hofräthe werden und haben dann in den Centralstellen den Rang der Regierungs-, Legations- und Finanzräthe, erhalten auch als Gipfel des Ehrgeizes die Krone um den Hals, also einen Generalsorden. Amtlich ist demnach ein Regierungssecretär ein nicht zurückzuweisender Schwiegervater, und um des Standes Willen darf ein Minister gerade diese Stütze des Thrones nicht kränken. Der Minister wird Mühe haben, die Verschleierung des tristigen und selbstverständlichen Grundes, der politischen und nationalen Unzuverlässigkeit, durch die in Posen jedenfalls gesellschaftlich peinliche Verlobung mit der Tochter eines früheren Feldwebels zu entschuldigen. Schlimm genug, daß vielleicht ein Zweifel bestand, ob die Entfernung im Disziplinarwege wegen Polenfreundlichkeit zu ermöglichen wäre. Dann müssen unsere Disciplinargesetze eben geändert werden, da ein solcher Vorgesetzter in Posen nicht geduldet werden kann.

v. S.

Englischer Zollbund und britische Reichseinheit.

Von Anton Weis-Ulmenried.

Die englischen Imperialisten erblickten seit jeher in einem Handels- und Defensivbündniß mit den sich selbst verwaltenden Colonien, sowie in der möglichst weiten Ausdehnung der englischen Machtsphäre das beste Mittel zum Schutz des britischen Reiches und zur Erhöhung seines Wohlstandes. Deßhalb war auch der vielgenannte Colonialminister Josef Chamberlain seit seinem Amtsantritt im Jahre 1895 unablässig bestrebt, eine Annäherung der Colonien an das Mutterland herbeizuführen und so die angestrebte Imperial Unity zu verwirklichen. Als Einleitung oder Vorbereitung dazu erschien die Errichtung eines colonialen Zollbundes nothwendig. In den Arbeiten zur Durchführung des angestrebten colonialen Zollbundes trat seit dem Jahre 1898 scheinbar ein Stillstand ein. In dem genannten Jahre war nämlich eine englisch-amerikanische Commission zusammengetreten, um die seit längerer Zeit angebahnte angelsächsische Verständigung über alle schwebenden Streitfragen zwischen Canada und den Vereinigten Staaten herbeizuführen. Ueberdies buhlte England damals um die Freundschaft Deutschlands. Da nun weder den Vereinigten Staaten noch Deutschland die Errichtung eines colonialen Zollbundes sonderlich angenehm gewesen wäre, hätte England nicht klug gehandelt, die Verhandlungen zu forciren. Dazu kam der südafrikanische Krieg. Die Siege der Buren durchkreuzten nicht nur die erhoffte baldige Gründung eines „Vereinigten Südafrika“, das nebst Canada und Australien ein Hauptbestandtheil des englischen Colonialreichs sein sollte, sondern rüttelten eine Zeit lang auch stark an dem Glauben an Englands Fähigkeit, seine Machtstellung zu heben —, mußten also schwächend auf die colonialen Anschlußbestrebungen wirken. Die englische Regierung und mit ihr der energische Chamberlain hielt sich in Folge dessen in den Bemühungen zur Verwirklichung des gesteckten Zieles etwas zurück. Desto eifriger und intensiver wurde aber in den Colonien selbst an der Sache weiter gearbeitet, insbesondere von Seite Canadas, das von allem Anfange an die Triebfeder der ganzen Bewegung gewesen war. Dort wurde beschlossen, den 23. Mai für alle Zukunft den „Empire-Day“ zu nennen, in den Schulen die Jugend in englisch-patriotischem Geiste zu erziehen, und sie eingehend zu belehren über das Verhältniß Canadas zum britischen Weltreich. Der erste „Empire-Day“ wurde 1899 gefeiert und gelegentlich desselben hielt der greise Staatsmann Sir Charles Tupper eine patriotische Ansprache an 10 000 Schulkinder. Es dauerte nicht lange, so faßte eine Colonie nach der anderen den Beschluß, jährliche Beiträge für das englische Marinebudget zu leisten; ja Canada erbot sich, jedes Jahr 1000 seetüchtige Fischer auf britischen Kriegsschiffen für den Seekriegsdienst ausbilden zu lassen. Die Damen Canadas gründeten einen eigenen Verein „Daughters of the Empire“, der seinerseits für den Zusammenschluß des großen Reiches wirken sollte. Eine directe telegraphische Verbindung der Colonien, insbesondere Canadas mit Australien über den Stillen Ocean wurde durchgeführt, damit in Krieg und Frieden die entferntesten Theile des Reiches mit einander verbunden seien. Die Regierung Queenslands erbot sich im Juli 1899, der englischen Regierung Truppen für den südafrikanischen Krieg zur Verfügung zu stellen. England wies zuerst das Anerbieten zurück, ging aber bald auf das von einer Colonie nach der anderen einlaufende Angebot, Freiwillige zur Vertheidigung des englischen Reichsbanners in Südafrika zu stellen, ein. Der südafrikanische Krieg, der für England so wenig glorreich verlief, gab mithin Gelegenheit, die weit zerstreuten Besitzungen des britischen Reiches mit dem festesten Kitt, den es giebt, zu verbinden: mit Blut, vergossen unter derselben Flagge und um eines gemeinsamen Interesses willen. Er ist die eigentliche Veranlassung zur Verwirklichung der lange ersehnten britischen Reichseinheit geworden.

Unter herzerhebenden Ansprachen seitens der Staatsmänner der verschiedenen Colonien verließen die Freiwilligen ihre Heimath. So sprach Lord Brassey zum ersten Contingent, das die Colonie Victoria im October 1899 dem Mutterlande beistellte: „Ihr zieht heute nicht fort aus Besorgniß für den Frieden oder die Sicherheit Australiens, auch nicht auf Befehl der Minister oder des Gouverneurs. Unter dem unwiderstehlichen Druck der Volksstimmung haben wir unserer Königin angeboten, ihr Hülfstruppen zu senden aus ihren entlegenen Besitzungen unter dem Süderkreuz.

Wenn ihr noch Südafrika kommt, werdet ihr mit dem Contingent aus dem fernen Canada zusammenkämpfen. Dieser Umstand macht Epoche, er bildet einen Wendepunkt in der britischen Geschichte. Er ist der Ausdruck eines festen Volksentschlusses in einem Reiche, in dem die Sonne nie untergeht, zusammenzustehen und sich in den Tagen der Noth um die alte Fahne zu schaaren. Es ist dies ein stolzer und kluger Beschluß, der uns von heute an vollständig sichert gegen jeden fremden Angriff."

Dieses Solidaritätsgefühl, von dem sich die Colonien so lebhaft beseelt zeigen, trägt natürlich mächtig bei zur Verwirklichung der britischen Reichseinheit. Es war mithin keine Uebertreibung, als die canadische Section der British Empire League in ihrem Dank an den Premierminister Wilfried Laurier bemerkte, daß der Präsident Krüger ein Hauptwerkzeug zur Förderung der britischen Reichseinheit sei. Größer als in den Colonien erscheint die Wirkung des erwachten Solidaritätsgefühls in England selbst, wo die Bevölkerung geradezu gerührt ist von den patriotischen Aeußerungen in den Colonien und von den tüchtigen kriegerischen Leistungen der Freiwilligen auf so mancher blutigen Wahlstatt. In Folge dessen ist man auch zu allen nur möglichen Zugeständnissen auf materiellem Gebiete den Colonien gegenüber bereit.

Nachdem Canada schon im Jahre 1897 den ersten praktischen Schritt zur Verwirklichung des englischen Zollbundes gemacht, ging es im Jahre 1900 einen Schritt weiter. Am 23. März des genannten Jahres theilt der Finanzminister Fielding dem canadischen Unterhause mit, daß die Regierung beschlossen habe, vom 1. Juli 1900 an den britischen Waaren bisher zugestandenen Vortheil von 25% auf $33\frac{1}{3}$% zu erhöhen. Mit stürmischem Jubel nahm das Haus diese Mittheilung auf, erhob sich und sang stehend die englische Nationalhymne. Aehnliche Beschlüsse wurden in anderen Colonien gefaßt. In Südafrika wurde wiederholt die Absicht ausgesprochen, nach Beendigung des Krieges einen südafrikanischen Zollbund zu gründen, der englischen Waaren besondere Begünstigungen einräumen sollte. Ebenso hatten die Premierminister der australischen Colonien, wo man eben mit den Arbeiten für die Vereinigung in einen Bundesstaat beschäftigt war, bei der Versammlung zu Melbourne am 11. März 1898 beschlossen, daß der neue Tarif des Bundesstaates besondere Vortheile für englische Waaren enthalten solle. In Folge dieser Vorgänge gab man nun auch in den officiellen Kreisen des Mutterlandes die bisher bezüglich des Zollbundes beobachtete Zurückhaltung auf. Am 30. April 1900 gab die British Empire League ein großes Banket zu London, um die Leistungen, welche die Colonialtruppen in Südafrika vollbracht, zu feiern, sowie zu Ehren der australischen Delegirten, die sich während der Tagung des Parlamentes, in welchem über die Genehmigung der neuen Verfassung des australischen Bundesstaates verhandelt wurde, in London aufhielten. An dem Banket nahm auch der gegenwärtige König Edward VII. Theil. Er sprach in warmen Worten seine Anerkennung für die Bemühungen, das Mutterland und das Colonialreich enge mit einander zu verbinden, aus. Lord Salisbury pries die Opferwilligkeit der Colonien, Chamberlain sprach für Australien, und der Repräsentant Canadas, Oberst Denison, sorgte dafür, daß die Wünsche Canadas, betreffs des praktischen Vollzuges des Zollanschlusses auch bei dieser Gelegenheit zum Ausdruck kamen. Das größte Interesse beanspruchen indeß die Worte des Herzogs von Devonshire (Lord Hartington), des Präsidenten der League, eines sonst recht zurückhaltenden Mitgliedes der englischen Regierung. Er sagte nämlich, nachdem er auf die verschiedenen Einflüsse hingedeutet, welche auf den engeren Zusammenschluß des Reiches fördernd eingewirkt hatten: „Ich bin überzeugt, daß nur verbrecherische Gleichgiltigkeit oder Stumpfsinn unsererseits diese Einflüsse hindern könnte, in einer nicht fernen Zukunft den politischen und socialen Zusammenschluß des Reiches und dessen Einheit zu schaffen." — In ähnlicher Weise äußerte sich Lord Selborne gelegentlich eines Bankets der Handelskammer am 29. Juni 1900, indem er direct auf den Zollbund verwies und seinem Zweifel Ausdruck gab, ob der Freihandel für alle Zeiten und für alle Länder passe.*) Lord Salisbury erklärte ebenso entschieden wie Chamberlain, daß die Zeit der Manchesterschule vorbei sei. — Von großer Bedeutung und ungemein förderlich für die im Zuge befindliche Einigungsbewegung im britischen Reiche war die im März 1901 stattgefundene Rundreise des Herzogs von Cornwall (gegenwärtigen Prinzen of Wales) sammt Gemahlin durch das ganze britische Reich.

Der südafrikanische Krieg hatte aber nicht nur den Colonien Gelegenheit geboten, ihren englischen Patriotismus zu bethätigen und dadurch die Einheitsbestrebungen in Fluß zu bringen, sondern hatte bekanntlich England ungeheure Auslagen verursacht, die mindestens theilweise nur durch Zollerhöhungen gedeckt werden können. Er hat auf diese Weise all' denen in die Hände gearbeitet, die in der Armuth des englischen Zolltarifs an Sätzen eine große Schwierigkeit für den künftigen colonialen Zollbund erblickten. Im April 1901 sah sich denn auch der englische Finanzminister genöthigt, einen Einfuhrszoll auf Zucker und zuckerhaltige Waaren und einen Ausfuhrszoll auf Kohlen in Vorschlag zu bringen; welcher Vorschlag auch angenommen wurde. Der Kohlenzoll kam ganz unerwartet, wiewohl er jedenfalls schon lange in Erwägung gezogen worden war. Man hatte nicht vorausgesetzt, daß die englische Regierung einen Ausfuhrzoll einführen würde, da er in formeller Hinsicht den Freihandelsreformen noch mehr widerstreitet, als der Einfuhrzoll. Einen Zuckerzoll hingegen hatte man längst erwartet.

Seit längerer Zeit schon hatte sich eine Bewegung geltend gemacht, um eine durchgreifende Reform des englischen Steuerwesens herbeizuführen. Die „Times" hatten wiederholt Artikel aus der Feder einer offenbar sehr bedeutenden Persönlichkeit gebracht, in denen nachgewiesen wurde, daß das derzeitige System (Einkommensteuer, income tax und Zoll auf einige wenige Artikel) eine zu schmale Basis für die Finanzen eines großen Reiches bilde. Man solle zurückgreifen auf seiner Zeit aus Freihandels-Pedanterie abgeschaffte Zollsätze, z. B. auf einen niederen Zoll für Korn und Mehl,

*) Unter Hinweis darauf, daß Ostindien immer mehr und mehr mit dem prämiirten deutschen und österreichischen Zucker überschwemmt werde, der zu niedrigeren Preisen verkauft werde als Indiens eigener Rohrzucker, und daß in Folge dessen eine indische Zuckerraffinade nach der anderen den Betrieb einstellen müsse und immer weniger Rohrzucker gepflanzt werde — auf Grund dieser Erwägungen hatte im November 1898 die Handelskammer von Bengalen an die indische Regierung das Ansuchen gestellt, nach dem Beispiel der Vereinigten Staaten einen Zuckerzoll einzuführen, um so die Wirkung der Prämien zu paralysiren und den indischen Rohrzucker wieder concurrenzfähig zu machen. Nach eingeholter Genehmigung der Reichsregierung wurde denn auch von der indischen Regierung mit 20. März 1899 ein Gesetz erlassen, wonach der eingeführte Zucker mit einem Zoll in der Höhe der Prämie belegt wurde. Der englische Vicekönig Lord Curzon erklärte diesen Zoll ganz offen als einen Schutzzoll, dessen Einführung von weittragender Bedeutung für das ganze britische Reich wäre. Um das Murren der „Hohenpriester in den Tempeln des Freihandels" brauche man sich nicht zu bekümmern. Die Einführung dieses Schutzzolls und deren unverschleierte Motivirung erregte begreiflicher Weise einen förmlichen Aufruhr unter den doctrinären Wortführern der Freihandelsprincipien, nach deren Ansicht das Gravamen hauptsächlich darin lag, daß die Einführung dieses Schutzzolls nicht von einer sich selbst verwaltenden Colonie, sondern von der verantwortlichen Reichsregierung selbst ausgegangen war. Die Opposition verlangte daher, die Regierung deßhalb vor dem Unterhause zur Verantwortung zu ziehen. Wiewohl die Freihandelspartei gelegentlich der großen Zolldebatte ihre besten Redner in's Treffen führte, war ihr Widerstand umsonst. Mit überzeugender Kraft wiesen der Minister für Indien, Lord Hamilton, sowie Chamberlain die verderblichen Folgen des Prämiensystems für die Colonien nach, sowie die Nothwendigkeit, die Colonien dagegen zu schützen, und erklärten überdies, daß der in Indien eingeführte Zoll außerhalb Indiens keine Nachwirkung mit sich bringen werde. Die Regierung ging aus der Debatte als Siegerin hervor. Das Haus genehmigte die indische Zollpolitik mit einer Majorität von 293 Stimmen gegen 152.

auf Zuckerzoll u. dgl. Die Einführung des Zuckerzolles wurde daher von der Mehrheit der Bevölkerung mit Freuden begrüßt, weil er, abgesehen davon, daß er die stark mitgenommene englische Raffinade-Industrie schützte, sich vortrefflich dazu eignete, den Colonien Vortheile zu sichern.

Britisch-Indien hatte, wie oben erwähnt, es verstanden, sich gegen die Concurrenz des prämiirten Rohzuckers zu schützen, weil es eine zahlreiche, consumirende Bevölkerung hat, und die Hemmung der Einfuhr fremden Zuckers durch Strafzoll der Schädigung der eigenen Production abhalf. Ganz anders aber verhält es sich mit den westindischen Inseln, deren Existenz von der Ausfuhr des Zuckers abhängt. Diese ehemals so reichen Inseln waren nahezu ruinirt in Folge der Concurrenz, die ihnen der von Deutschland, Oesterreich und Frankreich ausgeführte Zucker bereitete. Der Zuckerpreis sank dort unter das Minimum, welches die Productionskosten deckte. Plantage nach Plantage gab den Zuckerbau auf, die Bevölkerung fand keinen Verdienst, und die Inseln waren nicht einmal im Stand, ihre Verwaltungsauslagen zu decken. Am Schlechtesten sah es auf Jamaika aus. England wollte und konnte natürlicher Weise die Inseln nicht zu Grunde gehen lassen; doch war es der Regierung lange Zeit nicht möglich, die einzige wirksame Hülfe zu bringen: Abschaffung der Zuckerausfuhrprämien. Chamberlain hielt heftige Reden gegen das „abscheuliche Prämiensystem“; aber in England sah man es insofern für vortheilhaft an, als man Dank ihm einen durch Exportprämien verbilligten Zucker einführen konnte. So lange diese egoistische Anschauungsweise nicht aufhörte, konnte die Regierung nichts Anderes thun, als durch halbe Maßregeln (Darlehen, Vorschüsse u. dgl.) Westindien aufrecht zu erhalten suchen. Nach und nach glückte es doch, der öffentlichen Meinung klar zu machen, daß für Westindien etwas geschehen müsse, selbst wenn der Zucker für die englische Bevölkerung vertheuert werden sollte. Da fingen denn die Handelskammern in den großen englischen Städten an, Resolutionen zu fassen bezüglich der Abschaffung des Prämiensystems, und die Regierung gab ihren Repräsentanten bei der im Vorjahr zu Brüssel stattgefundenen Zuckerconferenz sehr energische Instructionen mit: sie sollten Abschaffung sowohl der directen als der indirecten Prämien fordern, sonst würde England nach dem Beispiel Amerikas und Indiens den prämiirten Zucker durch Strafzoll ausschließen. Den besten Eindruck von der scharfen Haltung Englands auf der Conferenz gewinnt man aus einem am 23. Januar 1902 in der „Times“ erschienenen Artikel, dessen Bedeutung sicherlich weit über die „Zuckerfrage“ hinausreicht. In dem Artikel wird den Continentalmächten der Rath gegeben, wohlweislich die Veränderungen in Betracht zu ziehen, die in England vor sich gehen: dort hänge man nicht mehr wie ehemals so sehr an den Freihandelstheorien, und der Krieg und andere Umstände haben es nothwendig gemacht, das derzeitige Steuersystem zu ändern, das allzu einseitig gewesen sei. — Die continentalen Regierungen thäten klug, sich bei Zeiten gefaßt zu machen auf Veränderungen, die ihnen sonst zu unerwartet kämen, so daß sie nicht mehr Zeit hätten, ihre heimische Oekonomie darnach einzurichten. „Unsere Colonien haben nun, Dank der klugen Politik unseres Colonieministers Chamberlain, sowie in Folge anderer Umstände einen Platz in den Angelegenheiten des Reiches eingenommen, den sie in solchem Maß früher nie eingenommen haben. Sie sind direct interessirt an der Zuckerfrage, und ihre begründeten Forderungen werden sich Anerkennung verschaffen durch die fiscalischen Veranstaltungen der Reichsregierung.“ — In Folge des Druckes von Seite Englands beschloß denn auch die Zuckerconferenz am 28. März l. J., daß alle directen Ausfuhrprämien für Zucker zu entfallen hätten und daß der Zollschutz für Zucker (der Unterschied zwischen Einfuhrzoll und inländischer Productionssteuer) nicht mehr als 6 Francs für 100 kg betragen solle. Dadurch wollte man es den „Ringen“ unmöglich machen, sich eine indirecte Prämie zu schaffen dadurch, daß sie im Inland zu hohen Preisen kaufen und zu niederen Preisen in's Ausland ausführen. Diese Bestimmungen treten mit September 1903 in Kraft.

Die englische Regierung hat sich zur Revanche für die Durchsetzung ihrer Anträge verpflichtet, vor den ersten fünf Jahren nach Inkrafttreten der Brüsseler Zuckerconferenzbeschlüsse dem Zucker aus seinen Colonien keine Zollvortheile in England einzuräumen. Durch die Abschaffung der Zuckerprämien, wodurch Rohr- und Rohzucker in der Concurrenz einander gleichgestellt wurden, wurde den westindischen Inseln die Möglichkeit geboten, die Zeit bis zum Inkrafttreten der erwähnten Beschlüsse zu überstehen. Schutz der westindischen Inseln war also der Zweck des Uebereinkommens von Seite Englands. Am 15. April l. J. verlangte der englische Finanzminister in seiner Budgetrede einen Zoll auf Korn und Mehl. Mit einer Majorität von 254 Stimmen ging sein Antrag durch, was so recht bezeichnend für die Umwandlung ist, die sich in der öffentlichen Meinung Englands vollzogen hat. Früher betrachtete man den niedrigen Zoll (1 sh pro Quarter Korn), der nach Abschaffung der hohen Kornzollsätze im Jahre 1846 beibehalten worden war, als principwidrig, so daß der Finanzminister Lowe 1868 ihn abschaffte, wiewohl er der Staatscasse ganz ansehnliche Einkünfte zubrachte. Man sah eben jeden Kornzoll als verwerflich an, mochte er noch so niedrig sein. Gegenwärtig bezeichnet man Lowe's Standpunkt als Pedanterie. Man ist eben nicht mehr pedantisch, sondern praktisch. Man führt von Neuem einen Zoll ein, der Geld in die Cassen bringt. Für die erklärten Anhänger des englischen Zollbundes ist die Einführung des Kornzolls ein bedeutender Sieg. Sie zweifeln nicht daran, daß, haben sie erst den Zoll, sie ihn verhältnißmäßig leicht erhöhen können; und erhöht man ihn dann nur für ausländisches Korn, während man Canadas Korn für einen niederen Zoll oder ganz zollfrei hereinläßt, so erweist man damit Canada einen werthvollen Dienst und kommt damit gleichzeitig der consumirenden Bevölkerung entgegen. Ein Zoll auf Bauholz ist auch in Aussicht genommen, der mit der Zeit ebenfalls von besonderer Bedeutung für Canada werden könnte; ebenso ein Zoll auf Butter, der gleichfalls den Colonien zu Gute kommen würde, da sowohl Canada als Australien hauptsächlich Agriculturstaaten sind, und Australien gegenwärtig schon sehr bedeutende Quantitäten Butter zur Ausfuhr bringt. Durch die Einführung eines Zolles auf Butter droht insbesondere der dänischen Landwirthschaft eine ernste Gefahr. Dänemarks Butterexport, der fast ausschließlich nach England sich bewegt, trägt jährlich durchschnittlich über 100 Millionen Francs ein!

Der Zusammenschluß der verschiedenen Theile des britischen Reiches ist freilich keine so leichte Sache. Es handelt sich darum, was den Colonien als Ersatz für ihre Zugeständnisse an England gegeben werden soll. Und eine Entschädigung verlangen und erwarten die Colonien. Canada dachte am Schnellsten an's Ziel seiner Wünsche zu kommen, indem es dem Mutterlande Vortheile ohne Gegenforderungen zugestand. Die Schwierigkeit dieser Frage liegt vielleicht kaum so sehr in der Abgeneigtheit Englands, der Colonien wegen verschiedene Waaren mit Zoll zu belegen, als bei den Colonien selbst. Ihre Zollsätze aufzugeben, englische Waaren zollfrei einzulassen und zur Revanche zollfreie Einführung nach England zugestanden zu bekommen, das ist ihnen aus financiellen Gründen unmöglich. Ueberdies ist das Klima und die Production so verschieden in den einzelnen Colonien (man denke an das tropische Ost- und Westindien einerseits, an das nordische Canada und Australien andererseits), daß es äußerst schwer fallen wird, einen Modus ausfindig zu machen, der Alle zufriedenstellen könnte. — In dieser Hinsicht äußerte sich der hervorragende Freihändler R. Giffen in einem

Artikel der „Times“ vom 2. April 1902 folgender Weise: „Um die Colonien politisch an uns zu binden, können wir uns in Etwas finden, das wir als ökonomisch unvortheilhaft betrachten; umgekehrt können wir von den Colonien erwarten, daß sie aus politischen Gründen sich in Etwas finden, was sie als fatale Eigenschaften des Freihandels ansehen. Aber von der Praxis des Freihandels aus politischen Gründen abzuweichen, ist nicht dasselbe, als die Principien des Freihandels aufgeben; falls wir wissen, was wir thun. Das Staatsinteresse steht nicht unter, sondern über ökonomischen Lehrsätzen, und es war ein Fehler Seitens einiger Freihändler, daß sie das Gegentheil geltend machen wollten.“

Die Reform der deutschen Stenographie.

Von Mil Richter (Leipzig).

Noch in diesem Jahre geht die deutsche Stenographie einem freudigen Ereigniß entgegen: einer Reform. Das ist ungefähr dasselbe, als wenn sie das Fest ihrer hundertjährigen Wiedergeburt feiern würde. Zwar ist sie noch nicht ganz so alt, denn es sind erst sieben Jahrzehnte seit dem Tage in's Land gegangen, da Gabelsberger's Redezeichenkunst auf der Weltbühne erschien, aber die Geschichte macht oft Sprünge über die Grenzlinien des Chronisten hinweg. So wird es auch der deutschen Stenographie passiren, daß sie ihre eigene Entwickelung um einige Jahrzehnte überholen wird. Denn seit den siebziger Jahren hat sie sich unstreitig in der geraden Linie — von einigen nebensächlichen Ausbiegungen abgesehen — zur Volkskurzschrift entwickelt. Das ist eine historische Thatsache, mag man sie nun zugestehen wollen oder nicht. Sind doch seit dieser Zeit — also während der letzten drei Jahrzehnte — nicht weniger als einige hundert Stenographiesysteme, sei es als Versuch oder sei es als fertige Producte, auf den Markt der Oeffentlichkeit gebracht worden. Und diese Systeme haben alle ohne Ausnahme die ausgesprochene Tendenz, einen Fortschritt in der Richtung herbeiführen zu wollen, daß der innere Ausbau der Stenographie vereinfacht und damit ihre Verbreitung erleichtert wird. In diesem Gedanken liegt der hauptsächlichste Wesenszug der Volkskurzschrift.

Als vor fünf Jahren gelegentlich der glänzenden Festtage der Bonner Rosengeitfeier die stenographische Welt mit dem Ereigniß einer Verschmelzung der Systemgemeinschaften Stolze, Schrey und Velten überrascht wurde, handelte es sich ebenfalls um eine Reform der Stenographie, um die Annahme eines Systems, das dieselbe Tendenz der Vereinfachung zum Zwecke leichter Erlernbarkeit hatte. Damals wurde wenig Aufhebens um das Bestehende oder geschichtlich Gewordene gemacht. Man nahm die neue Schrift allenthalben an, weil man der Ueberzeugung war, einen idealen Sieg über alle theoretischen Erwägungen und selbst über das eingebürgerte Recht der Gewohnheit gemacht zu haben. Auch da kämpfte der Fortschritt gegen den trotzbietenden Willen der Gewohnheit, aber die Begeisterung für jene machte schließlich alle Rücksichtnahme auf das Liebgewordene, das sich bereits als geistiges Eigenthum eingebürgert hatte, vergessen. Nur so war es möglich, daß eine Schrift von drei sich feindselig gegenüberstehenden Systemgemeinschaften angenommen wurde. Welchen Vorsprung die Entwickelung der Stenographie dadurch erhalten hat, sehen wir erst heute, wo man sich in der größten Stenographengemeinschaft Deutschlands eben anschickt, eine Revision und damit eine Vereinfachung des Gabelsberger'schen Systembaues vorzunehmen und über die Annahme dieser neuen Schriftform zu beschließen. Diese Beschlußfassung hat am Stenographiehimmel bereits sehr düstere Wolken heraufbeschworen. Hier und da gewinnt es wohl auch den Anschein, als ob Unklarheit und Verwirrung in die Kreise des Laienpublicums hineingetragen würden, die doch nicht minder als die Stenographen selbst ein Interesse daran haben dürften, welche Kurzschrift künftighin gelehrt und welche der kommenden Generation vorgelegt wird. Fragen wir daher zunächst, welche Bewandtniß es mit der beabsichtigten Reform der Gabelsberger'schen Stenographie hat.

Einem ähnlichen Vorgange begegnen wir auf dem Gebiete der deutschen Rechtschreibung. Bekanntlich haben auch hier im vorigen Jahre Verhandlungen stattgefunden, die zu einer Revision der deutschen Schulorthographie geführt haben. Das Ergebniß ist ja bereits amtlich veröffentlicht worden, und es haben die neuen orthographischen Bestimmungen nicht nur in verschiedenen amtlich eingeführten Schulbüchern Anwendung gefunden, sondern sind auch in den höheren Lehranstalten officiell gelehrt worden. Ueber diese Reform hat man sich in der Oeffentlichkeit einfach ausgeschwiegen. Entweder man hat sie für eine Nothwendigkeit oder für ein nothwendiges Uebel gehalten. Denn die Tendenz ist hier dieselbe wie in der Stenographie. Was nämlich auf beiden Seiten erstrebt wurde, das ist die Einfachheit der Schrift einerseits und die sprachliche Ausgestaltung andererseits. Daß die neue Orthographie einfachere Wortbilder hervorbringt, wird man wohl ohne Weiteres behaupten können, ohne auf Widerspruch zu stoßen. Denn die consequente Ausscheidung der sogenannten Dehnungsbuchstaben (h nach t), die lautgemäße Schreibung aller Fremdwörter oder aus Fremdwörtern abgeleiteten Bezeichnungen und vieles Andere bringt sicher eine Vereinfachung mit sich. In diesen mannigfachen Ausscheidungen aller Ueberflüssigkeiten und der consequenten Gestaltung der Regeln liegt daher der Fortschritt der neuen Rechtschreibung, abgesehen von dem der orthographischen Einheit im deutschen Sprachgebiete.

Wie verhält es sich nun mit der praktischen Anwendung dieser Neuerung? Man könnte annehmen, daß im ganzen deutschen Sprachgebiete die neue Rechtschreibung, nachdem sie amtlich in den Schulen gelehrt wird, nun auch Anwendung fände. Wer nur einen flüchtigen Blick in das heutige Schriftwesen wirft, wird finden, daß dies nicht der Fall ist, daß vielmehr die alten Wortbezeichnungen seit Jahrzehnten fortbestehen. Neben der bisherigen Orthographie hat es also immer die alte gegeben, die, obwohl sie amtlich seit dem Jahre 1880 keine Giltigkeit hat, nicht nur von einzelnen Zeitungen, sondern auch von Behörden immer noch Anwendung findet. Diese Schreibweisen werden auch noch vereinzelt stehen bleiben, nachdem es eine neueste Rechtschreibung aus dem Jahre 1902 giebt. Es liegt auch weder in der Absicht einer derartigen Reform, noch ist es überhaupt möglich, die neuen Bestimmungen nun mit einem Male überall einzuführen. Zunächst sollen sie in der Schule gelehrt werden, damit sie von hier aus allmälig in das Volk eindringen. Einer späteren Zeit wird es vorbehalten bleiben, sie zum Gemeingut der kommenden Generation zu machen. Denselben Vorgang beobachten wir auch in der Stenographie. Die Gabelsberger'sche Schule hatte ihr System bereits im Jahre 1857 einer umfassenden Reform (die sogenannten Dresdener Beschlüsse) und im Jahre 1895 einer weniger einschneidenden Revision unterzogen, während die Stolze'sche Stenographie im Jahre 1888 durch umfassende Systemänderungen eine völlige Umgestaltung erfuhr. Diese häufigen Revisionen und Reformen, welche hier in die Erscheinung treten, mögen den Fernstehenden vielleicht etwas befremden. Betrachtet man sie in ihrem Einflusse auf den Gebrauch der stenographischen Schrift, so ist es gewiß berechtigt zu fragen, ob sie hier störend einwirken oder nicht. Und in der That liegt hier einer der stärksten Angriffspunkte für Diejenigen, die überhaupt gegen alle Aenderungen der stenographischen Schrift sind. Sie verlangen, daß der ruhige Gang der historischen Entwickelung gewahrt bleibe, damit Derjenige, der vor drei, vier oder fünf Jahrzehnten die Stenographie erlernt

hat, auch die heute bestehende Schrift noch ohne Weiteres lesen kann und umgekehrt, damit die Kenner der heutigen Schrift auch die Stenographie aus früheren Zeiten noch zu lesen im Stande sind. Eine solche Beständigkeit der Schriftformen wird naturgemäß durch eine Reform mehr oder weniger durchbrochen. Gerade die Gabelsberger'sche Schule hat es bisher als ihre heiligste Pflicht angesehen, das Erbe ihres Meisters sorgsam zu hüten und ihr System von umgestaltenden Reformgedanken freizuhalten. Ja, sie hat sogar aus der sprunghaften Entwickelung anderer Stenographiesysteme, wie sie durch tiefgreifende Aenderungen hervorgerufen wurden, einen Vorwurf gemacht, der in dem fortwährenden Systemhader sehr häufig einen willkommenen Angriffspunkt bildete. Nun steht die Gabelsberger'sche Schrift selbst vor einer Umgestaltung, die etwas weiter als die bisherigen Revisionen geht.

Nicht bloß in Laienkreisen, sondern auch unter den Stenographen selbst ist nun thatsächlich bereits eine gewisse Verwirrung entstanden. Diejenigen, die es nöthig haben, so schnell als möglich die Stenographie zu erlernen, sind der Meinung, die Erlernung hätte jetzt keinen Zweck, da sie sich doch in einigen Monaten die neuen Schreibweisen wieder aneignen, also gewissermaßen wieder umlernen müßten. Die anderen dagegen, die das Gabelsberger'sche System schon beherrschen, möchten sich mit Händen und Füßen gegen eine Abänderung des Bestehenden sträuben, weil sie sich so in die Schrift hineingelebt haben, daß ihnen die Neuerung keine Vortheile bringen zu können scheint. Das sind die beiden Hauptargumente, die zur Verwirrung der Unkundigen beitragen. Verhält es sich nun thatsächlich so? Bringt die Systemvorlage, welche bereits veröffentlicht und auch in den stenographischen Systemgemeinschaften durchgesprochen worden ist, thatsächlich so weitgehende Abänderungen, daß die neue Schrift von der alten bis zur Unähnlichkeit abweicht? Eigentlich sind es nur drei neue Gesichtspunkte, die in der Vorlage in die Erscheinung treten, nämlich die Einführung der Einheitlichkeit für ein Zeichen, das bis jetzt verschiedenartig geschrieben werden konnte, und zwar in der Weise, wie es sich bereits in einigen Gegenden Deutschlands eingelebt hatte, sodann die consequente Bezeichnung der Selbstlauter, durch Beseitigung einiger theoretischer Ausnahmen und schließlich das Zusammenschreiben derjenigen Zeichen, die sprachlich zusammenklingen, zu sogenannten Consonantenverbindungen, wobei sich die stenographischen Wortbilder mehr nach ihrer sprachlichen Zusammensetzung unterscheiden. Daraus geht also hervor, daß es sich um keine Aenderung der Grundlage des Gabelsberger'schen Systembaues handelt, sondern nur um Einführung einiger neuen, einheitlich gestaltenden Bestimmungen innerhalb des Rahmens der Schriftregeln. Während es sich also im Jahre 1857, zu welcher Zeit es Wiener, Dresdener und Münchener Schreibweisen gab, darum handelte, diese verschiedenen Richtungen unter einen Hut zu bringen und die Einheitlichkeit der Gabelsberger'schen Systemgemeinschaft nach außen hin zu erreichen, soll die jetzt in Aussicht stehende Reform nach innen eine einheitliche Ausgestaltung der verschiedenen Schreibweisen unter engerer Anlehnung an die Gesetze der Sprache und unter Einführung klarerer Schriftbestimmungen herbeiführen. Das wenigstens ist die Tendenz der Revisionsvorlage.

Aus diesem Grunde kann eigentlich von einer umgestaltenden Reform keine Rede sein. Wer irgend ein Schriftstück nach der alten Orthographie in die Hände bekommt, den werden zwar einige Eigenthümlichkeiten in der Schreibung der Wörter befremden, aber er wird es trotzdem lesen können. So ist es auch mit der Gabelsberger'schen Stenographie. Wiederholte Versuche haben gezeigt, daß eine Niederschrift nach den Schreibweisen aus den Jahren vor 1857 ohne Schwierigkeiten zu lesen war und daß das Lesen eines Stenogramms, in dem die beschlußmäßigen Schreibweisen von 1895 nicht vorhanden waren, überhaupt keine Schwierigkeiten Denjenigen machte, welche die Stenographie in der heutigen Form gelernt hatten. Die Erfahrung hat auch weiter gelehrt, daß die neue Schrift, wie sie in diesem Jahre durch den Berliner Stenographentag angenommen werden soll, von den bisherigen Kennern des Gabelsberger'schen Systems ohne Weiteres gelesen werden kann. Ich habe die Probe auf's Exempel gemacht und dies bestätigt gefunden. Die neuen Wortbilder zeigen also keine so bedeutenden Abweichungen, gegenüber den bisherigen, als daß sie das Lesen wesentlich erschwerten. Von einem Umlernen kann demnach keine Rede sein.

Nun giebt es allerdings zwei Arten von Stenographen, die bei einer Reform sehr in Betracht kommen. Etwa hunderttausend Stenographiekundige gehören den stenographischen Gemeinschaften an, während es vielleicht zweimal so viel einzeln stehende Kenner der Kurzschrift giebt. Von ersteren sowohl als von letzteren ist es nun vielleicht der vierte oder höchstens der dritte Theil, von denen die stenographische Schrift fließend gelesen werden kann und die im Stande sind, die Niederschrift eines anderen zu entziffern. Die anderen drei Viertel der Stenographiekundigen beherrschen das System nur in so geringem Maße, daß sie es vielleicht zu einigen dürftigen Notizen für sich selbst verwenden können. Es wird hiernach ohne Weiteres einleuchtend sein, daß dieser letztere Procentsatz bei einer Reform, die zugleich einen Fortschritt in der Entwickelung bedeuten soll, überhaupt nicht in Frage kommen kann. Es verhält sich das ungefähr so, als ob man sich bei Einführung der neuen Rechtschreibung nach jedem Sextaner hätte richten können. Nur Diejenigen, die das System richtig zu schreiben und in der einen oder anderen (neuen oder alten) beschlußmäßigen Form praktisch zu verwenden in der Lage sind, können bei der Einführung von Neuerungen in die Schrift in Frage kommen. Und für diese Stenographiekundigen werden die in Aussicht stehenden Aenderungen der stenographischen Schrift keinen Stein des Anstoßes in ihrer praktischen Anwendung bilden.

Ein weiterer Punkt, den namentlich die praktischen Stenographen gegen eine Reform in's Feld führen, ist die Möglichkeit eines Verlustes an Kürze, den die Stenographie damit erleiden könnte. Wenn es sich aber um diese höchste Stufe der stenographischen Schrift, wie sie zum Nachschreiben von Reden gebraucht wird, handelt, so nimmt die Schrift einen so individuellen Charakter an, sie erfährt also von dem ausübenden Stenographen so mannigfache persönliche, zum Theil auch willkürliche Kürzungen und Aenderungen, daß diese Form für die Allgemeinheit gar nicht maßgebend sein kann. Hier handelt es sich vielmehr um die theoretische Grundlage, also um die Stenographie in ihrer elementaren Lehrform, und da haben genaue Zählungen zu dem Ergebniß geführt, daß die in Aussicht stehende Revision eine Beeinträchtigung der Kürze der Schrift im Allgemeinen nicht mit sich bringt. Der Charakter der Stenographie bleibt also gewahrt.

Diesen Einwänden, die man gegen eine Reform der Stenographie erhebt und die in den meisten Fällen — eben weil sie auf Vorurtheilen oder Unkenntniß beruhen — nicht stichhaltig sind, steht nun vor Allem das ideale Ziel der Entwickelung entgegen. Es ist nicht bloß der Gedanke der Einfachheit und einheitlichen Ausgestaltung des Systems an sich, um deswillen Aenderungen vorgenommen werden sollen, sondern es ist vor Allem das höhere, von idealer Begeisterung für die Sache getragene Bestreben, auf dem Wege der Entwickelung einmal zu einer Einigung unter den verschiedenen in Deutschland bestehenden Systemgemeinschaften zu kommen, um dem deutschen Volke eine einheitliche Stenographie zu geben. Die Entwickelung der drei größten deutschen Stenographiesysteme hat schon während des letzten Jahrzehnts in der Richtung stattgefunden, daß sie sich einander bedeutend genähert haben. Die Stolze'sche Schule ist durch die Vereinigung mit dem Schrey'schen System weit in das Fahrwasser der

Gabelsberger'schen Schrift hineingerathen, und wenn nun das Gabelsberger'sche System jene consequente theoretische Ausgestaltung, wie sie die in Aussicht stehende Revision mit sich bringen soll, erfährt, so bedeutet das zweifellos einen Schritt zur Annäherung an die zweitgrößte Stenographenschule in Deutschland: Stolze-Schrey. Damit haben wir allerdings noch keine Einheitsstenographie, aber es ist doch wenigstens der Weg angedeutet, auf dem wir zu einer solchen gelangen können und werden.

Zur Philosophie des Lebensraumes.

Von Eduard Sokal (Berlin).

Unter den verschiedenen Systemen, welche in mehr oder minder bewußter Weise von einem einseitigen Gesichtspunkt der Rasse (Gobineau, Chamberlain, Driesmans u. s. w.), des wirthschaftlichen und biologischen Daseinskampfes (Darwin, Marx u. s. w.) 2c. 2c. die Entwickelung der Lebewelt und des Menschengeschlechtes auffassen und in dem schier monomanen Festhalten ihres Standpunktes zu bedeutsamen Entdeckungen und wohl auch nicht minder bedeutsamen — Irrthümern gelangt sind, tritt letzthin eine neue Conception in den Vordergrund, welche in erster Linie den geographischen Raum in seiner unendlichen Mannigfaltigkeit und relativen Unveränderlichkeit als das bestimmende Agens der Weltgeschichte ansieht und hierbei — wohl gemerkt! — weniger an die klimatischen und Bodenverschiedenheiten der einzelnen Länder als an die großen, rein räumlichen Beziehungen des Zusammenhanges, der Gestaltung, der Größe und der Gliederung denkt. Auch diese Auffassung, nicht minder uralt wie die anderen in ihren gedanklichen Wurzeln, hat einen genialen Neubegründer gefunden in Friedrich Ratzel, der sie in einer Reihe hervorragender Werke auf die Geschichte des Menschengeschlechtes angewandt hat und in einer kürzlich erschienenen gedankenreichen Abhandlung u. d. T. „Der Lebensraum"*) auf die gesammte Entwickelung des Lebens ausdehnt.

Auf einem erst glühend heißen und dann allmälig erkaltenden Lavatropfen ein wunderlicher Schimmelüberzug, der sich in steten Wandlungen erneuert, in unausgesetzten grotesken Bewegungen ergeht und trotz aller schwächlichen Hinterlist, mit der er sich den äußeren Unbilden anzuschmiegen oder zu entziehen weiß, mitleidslos dazu verdammt ist, eines Tages durch die Kälte, welche für ihn Gesetzgeber, Richter und Henker zugleich ist, aus seinen verborgensten Schlupfwinkeln weggefegt zu werden — so würde sich vielleicht aus der Sirius-Perspective die Geschichte des Lebens auf der Erde ausnehmen.

Die zeitlichen Grenzen des Lebens wurden bereits häufig zum Gegenstand eingehender, wenn auch freilich äußerst hypothetischer Untersuchungen gemacht, und erst kürzlich hat der österreichische Ingenieur Wellisch in einer sehr bemerkenswerthen Abhandlung u. d. T. „Das Alter der Erde" den Versuch gemacht, an dieses Problem mit dem Rüstzeug exacter und rechnender Forschung heranzutreten. In analoger Weise hat es sich nun Friedrich Ratzel zur Aufgabe gemacht, in seiner obenerwähnten Studie über den „Lebensraum" den großen tellurischen und kosmischen Zug in den räumlichen Bedingungen aller Lebensentwickelung nachzuweisen. Ebenso wie in unserer Zeit die Forderung Herder's wieder verstanden zu werden anfängt, die Philosophie der menschlichen Geschichte müsse vom gestirnten Himmel herabsteigen, so muß man nach Ratzel auch für die Biogeographie — die Anthropogeographie mit eingeschlossen — die Forderung durchsetzen, daß sie von der ganzen Erde ausgehe. Das bewegliche Leben findet die Erde nicht zu groß, wenn es sie in den ungeheuren Zeiträumen, die es zu seiner Entwickelung braucht, umzirkelt, und jede Lebensform vom beschränktesten Vorkommen hat Stammverwandte in entlegenen Theilen der Erde. In der Geschichte eines Lippenblüthlers, der nur einige Alpwiesen Kärnthens bewohnt, eines Insectenfressers, der auf ein Pyrenäenhochthal beschränkt ist oder des kleinsten Zwergvolkstammes im afrikanischen Urwald leben die Wirkungen der Größe und Gestalt, der Bewegungen, Masse und stofflichen Zusammensetzung des ganzen Erdballs.

Was auf unserer Erde Raum will, muß in den beschränkten 506 Millionen Quadratmetern der Erdoberfläche schöpfen. In dieser Zahl sind die absoluten Schranken alles körperlichen Lebens gegeben. Diese Größe ist für die Geschichte der Menschheit praktisch unveränderlich. So stellt sich denn Angesichts des beschränkten Fassungsvermögens der Erde und der unbeschränkten Vermehrungsfähigkeit der Organismen der Kampf um's Dasein in erster Linie als ein Kampf um Raum dar. Die Raumbewältigung erscheint nach Ratzel als das hervorragendste Merkmal des Lebens. Seit jeher wurde die Beweglichkeit als allgemeinste Lebenseigenschaft anerkannt; Ratzel weist nach, daß innere und äußere Bewegung des Organismus unmerklich und ohne deutliche Grenze in einander übergehen. Allmälig und stetig löst sich von den Wachsthumsbewegungen die unwillkürliche und willkürliche Ortsveränderung der höheren Organismen los und erscheint auf dieser Stufe als die vornehmste biologische Waffe im Kampfe um's Dasein. „Die Tendenz zu wandern ist ein wichtiges und vielleicht das wichtigste Mittel, das die Natur anwendet, um das Aussterben einer neu entstandenen Art zu verhüten." (Semper.)

In diesem Zusammenhange tritt klar die Rückwirkung des Raumes auf das Leben zu Tage, die Ratzel in einer Reihe lichtvoller Auseinandersetzungen über „Eroberung und Colonisation", „Lebensdichte, Wohndichte und Artdichte", „Grenzsäume und Erhaltungsgebiete" discutirt. Die Retorte der Natur bildet immer neue Organismen, wirft sie auf den Markt des Lebens und schmilzt das verbrauchte Material zu neuen Schöpfungen ein.

Die gigantischen Einflüsse, welche in Millionen von Artgenossen wühlen, durchkreuzen sich in der mannigfaltigsten Weise und dieser Großbetrieb der Natur, den Ratzel zum Vorwurf seiner Untersuchungen gemacht hat, ist daher nicht leicht zu analysiren. Sind für die Entwickelung eines großen Formenreichthums und ferner für die Erhaltung einer neugebildeten Art große oder engbegrenzte Wohngebiete günstiger? Es scheint, daß ein Cyclus in diesen Bedingungen die günstigste Combination darstellt. Neue Abarten und Arten werden in vielen Fällen zunächst einen engen Raum brauchen, um sich abzusondern; haben sie aber ihre neuen Merkmale erworben, dann müssen sie im weiten Raume die Widerstandsfähigkeit gegen Kreuzung und klimatische Einflüsse befestigen. Gerade die Erhaltung der neu entstehenden Arten in ihren Sondereigenschaften ist ja ein viel merkwürdigeres Phänomen, als die Entstehung durch die täglich wahrnehmbare Variation und diese Erhaltung ist zumeist der Verhinderung ungünstiger Kreuzungen mit der Stammart zu danken, wie sie durch eine rasche Ausbreitung auf einem weiten Gebiete erzielt werden kann. Unter Umständen kann freilich dieses Ziel auch auf dem entgegengesetzten Wege erreicht werden; es gilt auch hier der Satz: „Les extrêmes se touchent". Eine Varietät, die bestimmt ist, mit der Zeit eine wohl unterschiedene Art zu werden, wird dieses Ziel entweder nur auf dem (relativ sehr seltenen) Wege der strengsten Absonderung erreichen, die die Kreuzung mit der Stammart und den Rückfall in deren Eigenschaften ausschließt, oder wenn sie sich so rasch ausbreitet, daß der Raum, den sie bedeckt, als Schutz wirkt, indem seine Erweiterung die Berührungsgrenze mit anderen Formen verkürzt. In diesem Sinne wird das leicht mißverständliche Wort „Artbildung" identisch mit „Arterhaltung",

*) Tübingen, Verlag der Laupp'schen Buchhandlung.

denn eine neue Art kann nur gebildet werden, wenn deren Variationen festgehalten werden. Aber auch der arterhaltenden Ausbreitung dürfte zumeist eine Entstehung an einer beschränkten Stelle als „Schöpfungsmittelpunkt“ vorausgegangen sein.

Da in dem Kampfe um's Dasein gerade die Artgenossen, welche auf die gleichen Bedingungen angewiesen sind, einander die schärfste Concurrenz machen, so wirkt der weite Raum, in dem er den Kreuzungen entgegenwirkt und die Entwickelung neuer Arten ermöglicht, lebenerhaltend. Dies ist wohl der wichtigste und originellste Grundgedanke der Ratzel'schen Ausführungen, welche hiermit ein Gebiet betreten, das bisher fast gar nicht beachtet worden ist und sich doch biogeographisch als höchst wichtig erweisen dürfte. In dem weiten Raum entstehen neue Arten und es vermindert sich hierdurch die relative Wohndichte der einzelnen Art, während absolut die allgemeine Lebensdichte zunimmt, da die einzelnen Individuen nicht mehr lauter unmittelbare Concurrenten im Kampfe um's Dasein sind. So liegt denn nach Ratzel in dem weiten Raum etwas Mächtiges, fast möchte man sagen etwas Schöpferisches. Die Fülle des Lebens wird durch die Raumweite nicht in arithmetischem Verhältniß, sondern nach einer rasch fortschreitenden geometrischen Progression bereichert.

Sehr bemerkenswerth ist die kritische Nutzanwendung, die Ratzel aus dieser Theorie für die Frage nach den „Ursprungsgebieten“ der menschlichen Rassen ableitet. Die Pflanzen- und Thiergeographen haben den Einzelheiten des Ursprungs der Arten und Abarten und besonders denen, die den Raum betreffen, überhaupt nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Aber für die Menschenrassen, die Semiten, Arier und andere Völkerstämme pflegt man ganz bestimmte Oertlichkeiten als Ursprungsgebiete anzunehmen oder doch für wahrscheinlich zu erklären. Für die blonde Rasse sind sogar Landschaften als Ursprungsgebiet bezeichnet worden, die nur ein paar Tausend Quadratkilometer groß sind. Um aber im Sinne der Ratzelschen Ausführungen in der ungemein langen Zeit, die zur Ausbildung und zur Befestigung der blonden Rasse nöthig war, fremde Einflüsse nicht aufkommen zu lassen, wäre entweder eine Insel als Ursprungsland vorauszusetzen oder ein sehr großes Festlandsgebiet. Für eine Insel spricht aber nichts, für ein weites Ursprungsland Alles. Im Falle der Arier verlangen nach Ratzel die knospen- und astartig treibenden Verzweigungen des großen Sprachstammes der sicherlich einst viel mächtiger war als heute, den Raum für ein freies Auseinanderstreben. Der Baum braucht Licht und Luft, um zu wachsen; dieser Sprachen- und Völkerstamm brauchte freien Boden, um sich zu verzweigen. Nur in weiten Räumen konnte jeder Zweig sich eine so große Selbstständigkeit bewahren, daß er die Besonderheiten entfalten konnte, die ihm dann sein Sonderdasein gewährleisteten. Gerade bei den Bewohnern der Länder um die Ostsee hat man so oft die Beständigkeit der Rassenmerkmale bewundert, denn dort liegen in den neolithischen Gräbern dieselben Skelette wie in denen der Bronce- und Eisenzeit und die gleichen Schädel liegen in den Gräbern von gestern. Nach Ratzel ist dies aber nur ein Beweis dafür, daß die blonde Rasse in den baltischen Ländern erhalten, gewissermaßen abgekapselt wurde und nicht, daß sie darin entstanden ist. Erhaltungsgebiet und Schöpfungsgebiet! — sie bedeuten die beiden entgegengesetzten Pole in der Entwickelung einer Art im „weiten Raume“, aber für unser Unterscheidungsvermögen fallen ihre äußerlichen Merkmale zusammen. Auf ein in den ersten Anfängen enges Entstehungsgebiet folgt in der Geschichte einer Art zumeist ein weites zusammenhängendes Gebiet und zum Schluß wieder enge Rückgangsgebiete. Entstehungsgebiet und Rückgangsgebiet sind in ihrer geographischen Charakteristik identisch, wenn auch zwischen diesen beiden Stadien gewöhnlich viele Jahrtausende liegen dürften! —

Literatur und Kunst.

Pariser Romane.

Von Eugen von Jagow (Paris).

Kein Roman hat in jüngster Zeit so großes Aufsehen erregt, wie „Leurs figures“ von Barrès. Die Bezeichnung Roman ist freilich nicht ganz zutreffend. Zunächst sind „Leurs figures“ nur ein Theilstück und zwar das dritte Theilstück des großzügigen, aber wenig einheitlichen „Roman de l'énergie nationale“. Sie bilden nämlich die Fortsetzung von „l'Appel au soldat“, wie dieser die Fortsetzung der „Déracinés“ (der Entwurzelten). Alsdann kann man die Bezeichnung „Roman“, dessen Vorbedingung das Vorhandensein einer Fabel ist, kaum noch gelten lassen, und zwar noch weniger, als bei den „Entwurzelten“, denn je weiter das Werk fortschritt, je mehr lockerte sich, vielleicht dem Verfasser unbewußt, die Form. Moritz Barrès wendet nämlich die Methode des historischen Romans, die darin besteht, Frei-Erfundenes mit Thatsachen oder Figuren der Geschichte derartig zu verschmelzen, daß es selbst Geschichte zu sein scheint und daß diese gleichzeitig in eine eigenartige subjective Beleuchtung gerückt wird, auf die Gegenwart an, die für eine unbefangene und gründliche geschichtliche Behandlung noch nicht reif ist. Er setzt sich der Gefahr aus, Parteipolitik zu treiben und Pamphletist zu werden, statt Dichter zu bleiben. Für Barrès ist die Fabel in der That nur noch Vorwand zur Einslechtung oft sehr langathmiger culturgeschichtlicher und socialpolitischer Essais, und in „Leurs figures“ noch erheblich mehr als in den vorhergehenden Romanen.

Wenn man von diesen Fehlern absieht, die auf einen Mangel an Gestaltungskraft schließen lassen, bietet die Trilogie des Interessanten, Geistreichen und Eigenartigen so viel, daß das Aufsehen, welches sie erregte und noch erregt, wohl verständlich ist. Sie ist jedenfalls erheblich sympathischer, als die früheren Werke des Verfassers, als „Unter dem Auge der Barbaren“, der schlüpfrige „Garten der Berenice“ und der anarchistisch angekränkelte „Feind der Gesetze“, denn sie predigt die Vaterlandsliebe, wenn auch leider in einer Weise, die nicht frei von Chauvinismus ist. Barrès ist Nationalist, Antisemit; und wenn ich hinzufüge, daß der Panamaskandal den Hintergrund von „Leurs figures“ bildet, daß etliche der von ihm vorgeführten Gestalten historisch sind und in jenem größten Bestechungsproceß der modernen Zeit eine bedeutsame Rolle spielten, so kann sich der Leser unschwer vorstellen, in welcher Weise der Dichter seinen sittengeschichtlich so überaus interessanten Stoff ausgebeutet hat. Geben doch selbst seine Gegner zu, daß er ein guter Beobachter ist und lebenswahr zu schildern versteht. Auf den Vorwurf derer, welche jene oben gekennzeichnete Mischung von Roman und Pamphlet verletzt, wird Barrès übrigens nicht ganz mit Unrecht erwidern können: „Ihr werdet sterben, mein Werk nicht, und eine Zeit wird kommen, welche diejenigen Helden des Romans, die nach der Natur gezeichnet sind, mit den erfundenen verschmelzen wird, die künftigen Generationen werden zwischen den beiden Categorien nicht mehr zu unterscheiden wissen und von dem Werk einen völlig einheitlichen Eindruck empfangen.“ Einheitlich wenigstens bezüglich der Charakteristik, denn die Unterbrechung der Handlung durch beständige Betrachtungen und Erläuterungen wird wohl immer als eine Styllosigkeit, als eine Rückkehr auf überwundene Entwickelungsformen des Schriftthums angesehen werden. Man weiß, ein wie grelles Licht die Panama-Affäre auf die Bestechlichkeit einer großen Zahl derer warf, welche sich als Volksvertreter aufspielen durften, aber man malt sich vielleicht nicht hinreichend die Qualen der Schuldigen aus, die vor ihrer Enthüllung zitterten. Geradezu meisterhaft schildert Barrès die damals im Parlament herrschende fieberhafte Stimmung, mit unbarmherzigem,

schneidendem Hohn den moralischen Todeskampf der Ertappten. Mag in „Leurs figures“ auch Manches verfehlt sein, der Dichter, der übrigens selbst in jener Zeit Deputirter war, entschädigt uns dafür durch einige nach Freskenart breit angelegte Scenen, in denen höchstes dramatisches Leben pulsirt.

Weit intimerer Art ist ein anderer Roman, der viel von sich reden macht und darüber auch keinen Zweifel aufkommen läßt, daß sein noch ganz unbekannter Verfasser, Claude Ferval, viel Talent hat. „Die andere Liebe“, — so lautet der Titel des Romans —, schildert die Leiden einer jungen, heißblütigen Frau, deren Liebesideal weder von ihrem ersten, noch van ihrem zweiten Gatten verwirklicht wird. Für sie giebt es keine Liebe ohne höchste Leidenschaft. In ihrer ersten Ehe, einer conventionellen, widert sie der Gatte an, in der zweiten wird sie von dem Heißgeliebten getäuscht. Sie verzeiht ihm zwar, aber ihre Liebe erlischt oder vielmehr sie wandelt sich zur „anderen“, zur mütterlichen um, in der die Dulderin endlich Glück und Ruhe findet. Ein solcher Fall ist sehr wahl denkbar. Aber beweist er, was er beweisen soll, daß nämlich die Ehe für ein liebestarkes Weib nichts taugt? Ich glaube nicht. Daß die Vernunftheirath sich rächt, ist nur gerecht. Andererseits folgt aus der Untreue des zweiten Gatten doch nicht, daß eine Frau dem Loos des Hintergangenwerdens nicht entgehen kann, sondern eher, daß ein zu „liebestarkes Herz“ ihr Urtheil trüben kann. Der Fall beweist nur, daß die Heldin Ferval's in der Wahl des zweiten Gatten nicht vorsichtiger war, als in der des ersten. Und ist es nicht widersinnig, den Ersatz der Gattenliebe durch die Mutterliebe als eine Art von Gesetz für leidenschaftlich veranlagte Frauen aufzustellen, während diese beiden Formen der Liebe doch von der Natur dazu geschaffen sind, um sich zu ergänzen und zu vollkommener Harmonie zu verschmelzen?

Seit einiger Zeit leisten sich einige Pariser Blätter den billigen Sport, die Theaterkritiker mit einander in Widerspruch zu setzen. Herr A. hat gesagt, es sei sehr ungeschickt vom Verfasser des „14. Juli“, den dritten Act in statt vor der Bastille spielen zu lassen, während es Herr B. sehr ingeniös findet. Catulle Mendès contra Lucien Mühlfeld, den geistigen Nachfolger Sarceys, Faguet contra Larraumet, den Nachfolger Sarceys in der „Temps-Kritik“ u. s. w. Was beweist aber dieser Widerspruch? Sicherlich nicht, was die Spottvögel damit beweisen wallen, nämlich daß die Herren von dem nichts verstehen, über was sie sich zu urtheilen erdreisten, sondern höchstens, daß sie nicht unfehlbar sind. Was soll die Theater-Kritik? Sie soll durch die Aufstellung eines gut begründeten Urtheils den Leser zum Nachdenken anregen, so daß er in der Lage ist, zwischen sich widersprechenden Kritiken und Kunstanschauungen selbstständig zu entscheiden, sie sall — gerade heute etwas dringend Nathwendiges! — gegen die Invasian der Bühne durch Dilettanten mit derselben Energie verfahren, wie Christus bei der Reinigung des Tempels, sie sall andererseits, was sie in Deutschland leider viel weniger thut als in Frankreich, den Dichter zu fördern suchen, ihn, selbst wenn er auf Abwege gerieth, eher ermuthigen, als abschrecken. Ein Kritiker, der von der Höhe seiner Allwissenheit herab nur noch pontificirt, wird letzteren Zweck am Wenigsten erfüllen, und er verdient es denn auch, daß man ihn mit sich selbst oder mit seinen Collegen in Widerspruch setzt. Aber welchen Sinn hat es, Jemand, der sich nicht für unfehlbar hält, den Beweis seiner Fehlbarkeit zu liefern? Und ist es nicht sehr natürlich, daß die Kunstrichter verschiedener Ansicht sind, da es absolute Regeln in der Kunst überhaupt nicht oder dach nur in sehr geringer Zahl giebt? Es kammt in der That gar nicht darauf an, daß alle Kritiker übereinstimmen, — dann brauchten wir ja überhaupt nur einen! — sandern daß jeder einzelne sich selbst getreu bleibt, daß er eine einheitliche Auffassung von der Kunst besitzt, daß er mit einem Wort weiß, was er will. Daß es leider viele giebt, die dies thatsächlich nicht wissen, ist eine Sache für sich, aber nur Dilettanten können sich darüber lustig machen, daß sich die Urtheile selbst der gewiegtesten Kunstkenner aft auf's Entschiedenste widersprechen. Bedauerlich ist es dagegen, daß es in Paris nur zu viele Kritiker giebt, die aus Furcht vor gewissen, mit Hülfe von Tagesblättern, Zeitschriften und Buchhändlern eine Art von Tyrannei ausübenden literarischen Coterien der schamlosen Reclame für unwürdige Machwerke, für die „arrivistes,“ nicht energisch genug entgegentreten, die sich ausschweigen oder sich gar, nicht ohne geheime Beschämung, an dem Chorus der Lobhudler betheiligen. Hochinteressant ist in diesem Ideenzusammenhang ein van der Pariser Presse beinahe gänzlich todtgeschwiegenes Werk von Ernst Charles, „La Littérature française d'aujourd'hui“, in dem es mancher literarischen Berühmtheit, — dem Werk der Camaraderie, der Ruhmesversicherung auf Gegenseitigkeit, — gar übel ergeht.

Ich möchte Abel Hermant nicht zu denen zählen, deren Ruhm lediglich ein Kunstproduct ist, aber es ist zweifellos, daß er weit über Gebühr eingeschätzt warden ist. Sein „Erzherzag Paul“, Lustspiel in drei Acten und vier Bildern, das im „Gymnase“ allabendlich gegeben wird, weil nun mal der Name und die Reclame zieht, ist ein Beweis dafür. Wie Gerhart Hauptmann sich gemüßigt sah, noch einmal auf den „Biberpelz“ zurückzugreifen, weil dieser starken Erfolg gehabt hatte, so Hermant auf die „Carrière“, was immerhin für einen Mangel an productiver Kraft spricht. Wie dem deutschen Dichter, sa ist auch dem französischen das Experiment mißlungen, und zwar unter erschwerenden Umständen. In der „Carrière“ ist der russische Graßfürst, der, wie aus der Maske des Darstellers Huguenet hervorgeht, vom Dichter gemeint ist, wenigstens eine leidlich sympathische Persönlichkeit. Der illyrische Erzherzog Paul dagegen ist ein moralischer Lump, und Huguenet's Maske zeigt wiederum das Gesicht eines russischen Großfürsten. Der Dichter macht sich also sawahl einer, um mich milde auszudrücken, internatianalen Taktlosigkeit schuldig, er scheut auch var einer häßlichen Speculation auf die ungesunde Neugier, auf das Maulaffenthum und die Klatschsucht des Baulevardpublicums nicht zurück. Endlich ist auch die Grundidee des Stückes, das bei Daudet's „Könige im Exil“ Anleihen macht, durch und durch falsch.

Erzherzog Paul, der Bruder des unverheiratheten und kranken Königs von Illyrien, ist dessen muthmaßlicher Thronfalger. Aber er will davan nichts wissen, die Zeiten sind nach Abel Hermant vorbei, wo die Fürsten noch Pflichtgefühl und hahe Ideale hatten. Ihr einziges Ideal ist, sich zu amüsiren. Und wo anders kann man sich amüsiren, als in Paris, und wie anders, als mit den reizenden Pariserinnen! Erzherzog Paul aber will — und das ist die andere an sich vielleicht ganz richtige, aber völlig schwankhaft durchgeführte Grundidee des Stückes — nur um seiner selbst willen geliebt werden. Er weilt also incognito in Paris und — heirathet auch incognito eine Circusreiterin, die Gegenliebe empfindet. Man beachte die völlige Unbankbarkeit und Albernheit dieses Varganges, die dem Zuschauer um sa empfindlicher werden, als das Hermant'sche Machwerk zum Theil in dem heute üblichen realistischen Styl geschrieben ist. Man beachte neben dieser Styllasigkeit, die dem Dichter Hermant zur Last fällt, die den Menschen Hermant nicht im besten Lichte zeigende Unflätigkeit in der Charakteristik des erzherzoglichen Thronfolgers, der ohne auch nur einen Augenblick an seine Menschenwürde, seinen Rang, seinen königlichen Bruder und an seine Heimath zu denken, eine Circuskünstlerin heirathet, was incagnita doch gar nicht einmal geschehen kann.

Unmittelbar nach der Hochzeit entdeckte die interessante Dame, daß sie eine Frau Erzherzagin gewarden ist und entrüstet weigert sie dem Gatten die Ausübung seiner ehelichen Rechte. Wie widerlich dieser neue Kniff, durch die Andeutung „diese Circusreiterin hat mehr Ehrgefühl und Stolz, als ein

europäischer Fürst," um den Beifall des republikanischen Pöbels zu buhlen. Aber der genügt dem Dichter noch nicht. Der Erzherzog also ist außer sich, daß sich ihm das bräutliche Gemach im Augenblick verschließt, wo seine Sinne wild erregt sind, und die „Hofdame" — wie der Herr, so der Hof! — räth ihm mit vollem Verständniß für die Situation, en faute de mieux in ein anderes Gemach zu treten, dessen Thür nicht verschlossen ist und das die Frau seines treuen Kammerherrn bewohnt. Und in der That, der saubere Erzherzog von Hermant's Gnaden läßt sich diese Gemeinheit nicht zweimal rathen. Kaum, daß er gleichzeitig seine Gattin und seinen Diener betrogen hat, kommt die Nachricht vom Tode seines königlichen Bruders, und ein Entsagender, ein den Pariser Ausschweifungen Entsagender, besteigt dieser würdige Repräsentant der Monarchie den Thron seiner Väter. Wohl nie hat ein Dichter die literarische Unflätigkeit weiter getrieben, und — betrübend zu sagen! — es hat sich kaum ein Pariser Kritiker gefunden, der dagegen angeekelt Einspruch erhoben hätte! Neben diesen groben Verstößen gegen den künstlerischen Geschmack und die elementarste Schicklichkeit kommt der Vorzug eines dramatisch bewegten, prickelnden Dialogs kaum in Betracht. Wenn ich mich trotzdem mit dem Werke eingehender beschäftigt habe, so geschieht es, weil Hermant zu denjenigen Dramatikern Jungfrankreichs gehört, für die am meisten Reclame gemacht worden ist, die als „Genies" ausposaunt worden sind.

Schade, daß sich Hermant nicht wie die „gent montmartroise", das Urbild unseres deutschen Ueberbrettlhelden, gewandelt und in seiner Kunst etwas manirlicher geworden ist. Wo sind in der That die Zeiten geblieben, da Moritz Donnay im Chat-Noir des „gentilhomme" Rodolphe Salis seine Verse vortrug und Jules Jouy, Charles Gros, Cobanes und wie sie sonst noch hießen, die „chanson rosse" pflegten. Etliche dieser Zotendichter sind todt, andere kehrten zum Ladentisch zurück, den sie nie hätten verlassen sollen, wieder andere wurden Journalisten und Schauspieler. Die neue Montmartrekunst hat Glacéhandschuh angezogen, ihre Jünger tragen den Frack und ihre Verse sind nicht minder geschniegelt. Sie hat sich äußerlich also völlig gewandelt. Innerlich ist sie allerdings dieselbe geblieben, nämlich die verkörperte Unnatur. Ist doch die gewollte Rohheit der Naturalisten ebenso sehr Ziererei wie der geschraubte Styl der Molièr'schen Preciösen oder der Moderne auf den Höhen des Montmartre.

Aus dem Briefwechsel eines Geigerkönigs.

Mit ungedruckten Briefen Richard Wagner's, Ferdinand David's, Niels W. Gade's, Wilhelm Taubert's, Josef Rheinberger's, Heinrich Hofmann's, Josef Menter's, Carl Santag's, Jenny Lind-Goldschmidt's, Pauline Viardot-Garcia's, Saphie Stehle's und Jenny Bürde-Rey's.

Von Dr. Adolph Kohut.

Am 24. Juli d. J. trat der ehemalige Dresdener Hofconcertmeister Professor Johann Lauterbach, einer der berühmtesten Violinvirtuosen unserer Zeit, welcher mit Josef Joachim, Pablo de Sarasate, August Wilhelmj und anderen großen Geigerkönigen der Gegenwart mit glänzendem Erfolg um die Palme der Anerkennung gerungen hat, in's biblische Alter. Der in Kulmbach in Bayern vor 70 Jahren geborene Maëstro, welcher mit seiner Wundergeige aller Herren Länder bereiste und mit den interessantesten Leuten in persönlichem und brieflichem Verkehr stand, besitzt einen großen Schatz von Erinnerungen und Zuschriften, welcher für das künstlerische, literarische und das geistige Leben überhaupt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von hohem Interesse ist. Der mit mir seit Jahrzehnten befreundete Jubilar hatte die große Liebenswürdigkeit, mir einen Blick in dieses friedliche Waffenarsenal des Geistes zu gestatten, und aus seiner Fülle hebe ich einiges Wenige hervor, was auch die weitesten Kreise interessiren dürfte.

Selbstverständlich sind die im Folgenden mitgetheilten Briefe bisher noch nie veröffentlicht worden. Ich beginne mit Richard Wagner, welcher sich unter dem 21. November 1872 an den einflußreichen und stets wohlwollenden ersten Hofconcertmeister der Dresdener Kgl. Capelle gewandt hat, damit er dessen Unterstützung für Bayreuth gewinne. Dieses also vor 30 Jahren geschriebene, für das ideale Streben des Componisten sehr bezeichnende Schreiben lautet:

„Hochgeehrter Herr!

Ich beobsichtige am Tage der Grundsteinlegung des provisorischen Festtheoters in Bayreuth eine vorzügliche Aufführung der neunten Symphonie am dortigen Opernhause zu veranstalten, sobald es mir gelingt, einen Sängerchor von 200 Stimmen, sowie ein ausgezeichnetes Orchester von 100 Musikern zu vereinigen. Die Herren müßten mir vom Vormittag des 20. bis zum Abend des 22. Mai, an welchem die Aufführung stattfinden soll, zur Verfügung stehen, somit bedürften sie, die Hin- und Rückreise eingerechnet, eines Urlaubes von fünf Tagen. Die Zuhörer zahlen kein Entrée-Geld, sondern sie werden einzig aus den Potronen meiner Festspiele oder diesmal auch aus all' den Mitgliedern der hierfür gegründeten Wagner-Vereine bestehen, welche zu dieser vorbereiteten Festlichkeit sich noch Bayreuth verfügen werden. Den Herren Musikern stelle ich daher diesmal kein Honorar, sondern eine Reise-Entschädigung, sowie freies Unterkommen und gastliche Rast zu Gebote. Da es nicht leicht sein wird, von jedem guten Orchester mehr als nur eine kleinere Anzahl der vorzüglichsten Mitglieder zu werben und frei zu mochen, wende ich mich mit meiner Bitte um kunstfreundschaftliche Mithülfe außer an Sie, geehrter Herr, noch an die Herren Concertmeister der Wiener, Berliner, Karlsruher, sowie nöthigen Falls anderer guter Orchester.

Wahrhaft sollte es mich freuen, wenn namentlich die Dresdener Capelle mir ein schönes Contingent abordnete, weßhalb ich mich an Sie mit der herzlichen Bitte um freundliche Vermittelung meines Wunsches an die Ihnen geeignet dienendsten Mitglieder derselben wende, unter denen ich Sie vor Allem ersuche, meinen alten, lieben Freund F. Schubert*) sich collegialisch zugesellen zu wollen.

Nothwendig für das Zustandekommen der Unternehmung wäre es, daß ich bis Ende dieses Monots die Erfolge Ihrer Bemühungen kenne.

Ich führe einzig die genannte Symphonie auf.

Mit hochochtungsvollem Gruß bin ich Ihr ergebener

Richard Wagner."

Josef Joachim, Ferdinand David und viele andere zeitgenössische Geigerkönige schrieben dem liebenswürdigen Collegen, welcher nie Neid und Mißgunst kannte, die herzlichsten Briefe. Es sei hier nur ein Schreiben des Letztgenannten aus Leipzig vom 18. November 1863 mitgetheilt:

„Verehrtester Herr und Freund!

Beiliegend empfangen Sie meine Violinschule.**) Es würde mir eine wahre Freude verursachen, wenn Sie mir

---

*) Der Violinist Franz Schubert, geboren am 22. Juli 1808 in Dresden und gestorben am 12. April 1870 daselbst, war gleichfalls erster Hofconcertmeister an der Dresdener Kgl. Capelle. Er war vermählt mit der berühmten Koloratursängerin der Dresdener Hofbühne Maschinka Schneider und Vater der Sängerin Georgine Schubert; Letztere war Jahre lang Mitglied des Théatre lyrique in Paris.

**) Die Violinschule des am 19. Juni 1810 zu Hamburg gebarenen und am 19. Juli 1873 auf einer Reise in der Schweiz gestorbenen großen Geigenvirtuasen Ferdinand David zählt bekanntlich zu den besten in diesem Genre.

Ihr Urtheil über dieselbe zukommen ließen und wenn dasselbe, wie ich hoffen darf, nicht ungünstig ausfällt, Sie dieselbe in Ihrem Conservatorium nutzbar machten. Haben Sie die Güte, mich recht bald mit einigen Worten über das Werk zu erfreuen und genehmigen Sie die Versicherung aufrichtiger Verehrung Ihres ganz ergebensten

Ferdinand David."

Mit dem dänischen Componisten Niels W. Gade — geboren am 22. Februar 1817 zu Kopenhagen und gestorben den 21. December 1890 daselbst — stand Lauterbach Jahre lang in Briefwechsel. Welchen Werth der dänische Meister auf das Urtheil des Dresdener Geigenvirtuosen legte, zeigt das nachstehende Schreiben desselben aus Kopenhagen am 27. Mai 1877:

„Lieber Herr Concertmeister Lauterbach!

Heute habe ich das Manuskript abgeschickt. ‚Capriccio' habe ich es genannt, aber wenn Sie lieber ‚Scherzo-Capriccioso' haben wollen, habe ich Nichts dagegen. Können Sie das Ding brauchen, soll es mich sehr freuen. Ich habe es so violingerecht gemacht, als es mir möglich gewesen; es fällt in drei Abschnitte, ein launisch-charakteristisches in A-moll, ein sangbares expressives in F-dur, dann wieder in das erste A-moll und dann Code A-dur, weich und gefühlvoll im Anfang und schließlich capriciös und brillant. Ich habe Stricharten und Fingersatz nur geschrieben, um Ihnen den Charakter deutlich zu zeigen; es versteht sich aber von selbst, daß Sie, lieber Freund, das Ganze nach Belieben einrichten mögen. Wollen Sie Orchester dazu setzen, dann machen Sie es mit wenigen Blasinstrumenten außer dem Quartett (im Solo), Pauke ist vielleicht für den Schlag nothwendig, auch ein paar Trompetenstöße, aber keine Posaunen.

Eins bitte ich, wenn Sie es brauchen können, lassen Sie keine Abschrift nehmen von Solostimmen. Für Ihren eigenen Gebrauch ist es zu Diensten, so viel wie Sie wollen.

Viele Grüße von meiner ganzen Familie an Ihre Frau. Wir denken, im Sommer die Schwester meiner Frau, Madame Christensen in Jütland, zu besuchen, doch erst im Juli.

Nun leben Sie wohl, lieber Concertmeister, und behalten Sie in freundlicher Erinnerung

Niels W. Gade."

Von Berliner Componisten und Virtuosen, die ihm nahe standen, seien hier Einige besonders hervorgehoben. Zunächst Wilhelm Taubert, geboren am 23. März 1811 und gestorben am 7. Januar 1891 daselbst, ein fruchtbarer und renommirter Componist, welcher durch seine Opern, namentlich aber durch seine „Kinderlieder", sowie seine Musik zu Euripides' „Medea" und Shakespeare's „Sturm" bekannt geworden ist. Jahrzehnte hindurch war er Capellmeister der Kgl. Oper und Dirigent der Symphoniesoireen der Kgl. Capelle.

Unter dem 9. Januar 1868 schrieb er an Lauterbach:

„Geehrtester Herr Concertmeister!

Heute ist das erste Donnerstag-Concert bei Ihrer Majestät der Königin, in welchem Ihr Münchener College Walter spielt. Uebergeben Sie also Ihren Brief sobald wie möglich. Januar und März finden die Concerte voraussichtlich statt, Februar des Carnevals und der Abwesenheit des Fräuleins Artôt wegen wohl weniger. Ob Sie nach Uebergabe Ihres Briefes gleich im nächsten Concert spielen, ist zwar möglich, aber Sie können nicht sicher darauf rechnen. Eher, glaube ich, wird Ihnen telegraphirt werden zum Herüberkommen früher oder später; doch das Alles werden Sie bei Ihrem Hiersein und durch Excellenz Graf Redern*) besser erfahren. Den Brief würde ich, wie gesagt, bald möglichst hierherbringen oder hierhersenden. Im letzteren Falle vielleicht mit einem directen Anschreiben an Ihre Majestät die Königin selbst, worin Sie die Bitte aussprechen, sich hören lassen zu dürfen. Es will mir scheinen, als kämen diesen Winter viele brieflich Empfohlene zusammen.

Auf das Vergnügen, Sie hier bald zu begrüßen hoffend, Ihr hochachtungsvoll ergebener

Wilhelm Taubert."

Der bekannte Componist Josef Rheinberger, damals Kgl. Hofcapellmeister in München und zugleich Dirigent der Aufführungen des Kgl. Capellenchors daselbst, schrieb aus Isar-Athen unter dem 13. Februar 1866 an den ihm befreundeten Künstler:

„Sehr geehrter Herr!

Es hat mich sehr gefreut, ein Lebenszeichen von Ihrer Hand zu erhalten und daraus zu entnehmen, daß Sie im Tonkünstlerverein meiner gedacht. Ich habe im Herbst an Herrn Professor Fürstenau*) mein Nonett geschickt, vielleicht eignet es sich auch für einen ähnlichen Abend; wollen Sie es sich nicht ansehen?

Es wäre recht hübsch, wenn Sie heuer wieder nach Kreuth kämen, wir werden jedenfalls wieder dort hingehen.

Mit den besten Grüßen von meiner Frau und mir an Frau und Herrn Lauterbach verbleibe ich hochachtungsvoll Ihr

Josef Rheinberger."

Der namhafte Componist Heinrich Hofmann, der Schöpfer der Opern „Aennchen von Tharau", „Wilhelm von Oranien", „Donna Diana" und anderer ausgezeichneter Werke, welcher freilich auch durch Orchester-, Clavier- und andere Compositionen sich einen glänzenden Namen gemacht hat, wendet sich in einem Brief vom 8. Juli 1874 um Protection an den Meister, nachdem er ein Streichsextett vollendet hatte. Der interessante Brief lautet:

„Sehr geehrter Herr!

Soeben habe ich ein Streichsextett vollendet, welches bei Hainauer in Breslau erscheinen wird. Nun möchte ich mir für dieses, wie ich glaube, wohlgelungene Werk die Protection Ihres großen Namens sichern und frage deßhalb bei Ihnen an, ob es Ihnen Freude machen würde, wenn ich Ihnen das Sextett widme? Vielleicht haben Sie schon meine Ungarische Suite f. Orch. gehört, die überall großen Erfolg hatte? Gern hätte ich Ihnen die Partitur des Sextetts gesandt, besitze aber nur eine, welche eben an den Verleger abgegangen ist.

Ihrer baldigen Antwort entgegensehend
in größter Hochachtung
Heinrich Hofmann."

Felix Draeseke, der Componist der Opern „Gudrun" und „Herrat" und zahlreicher anderer Compositionen für Violine, Cello, Clavier und Clarinette und von Streichquartetten, bekundet in seinen zahlreichen Briefen an Lauterbach seine große Verehrung und Sympathie für den Meister. So schrieb er einmal z. B. anläßlich des 40 jährigen Künstlerjubiläums des Geigerkönigs am 1. Mai 1886 diesem einen drolligen Brief, welchem eine zu Ehren des Jubilars geschriebene Composition, ein vierstimmiger Canon, beigefügt war:

„Sehr verehrter Meister!

Vielleicht ist Ihnen unbewußt, wie vollendet musikalisch Ihr Name ist. Durch Hinzuziehung der französischen Bezeichnung La und Ut, sowie des Viertelpausezeichens als Aequivalent für das 𝄾 ist es mir nun möglich geworden, denselben als eine allerdings etwas seltsame melodische Folge zu einem vierstimmigen Canon auszuarbeiten, den ich als

*) Graf Redern war damals General-Intendant der Königlichen Schauspiele zu Berlin.

*) Moritz Fürstenau, bedeutender Flötenvirtuos, war damals Mitglied der Dresdener Hofcapelle.

kleine Festgabe für Ihren Jubiläumstag nicht zu verschmähen bitte. Er war Ihnen bei Ihrem Quartettjubiläum vor einigen Wochen schon zugedacht gewesen, aber das Thema hatte sich in jener Zeit so widerspenstig erwiesen, daß ich erst gegenwärtig, bei einem neuen Versuche, es gefügig zu machen verstand. Indem ich Ihnen und uns eine weitere freudenvolle Folge Ihrer künstlerischen Wirksamkeit wünsche, bitte ich Sie, mir Ihre freundliche Gesinnung zu bewahren.

Ihr verehrungsvoller

Felix Draeseke."

Wie mit Taubert und Rheinberger, so stand er natürlich auch mit zahlreichen anderen renommirten Capellmeistern durch seine vielfachen Virtuosenreisen in brieflichem und persönlichem Verkehr. So auch mit dem am 14. Januar 1835 in Leipzig geborenen und am 28. October 1891 zu Frankfurt a. M. als Erster Capellmeister am dortigen Stadttheater gestorbenen Otto Dessoff. Ein Brief des Letzteren vom 18. Mai 1877 aus Karlsruhe, wo er von 1875—1881 Hofcapellmeister war, an Lauterbach sei hier mitgetheilt:

„Lieber Herr Concertmeister!

Ich bin hoch erfreut, auf Ihre Mitwirkung bei dem Salzburger Fest zählen zu dürfen und spreche Ihnen für Ihre freundliche Bereitwilligkeit meinen besten Dank aus. Besonders angenehm ist es mir, daß Sie das Doppelconcert acceptiren, denn der Ort des Festes und die veranstaltende Gesellschaft bedingen die besondere Berücksichtigung des Namens Mozart, und war mir deßhalb ein symphonisches Werk dieses Meisters für jedes der Concerte eine Nothwendigkeit. Wollte man nicht zwei Symphonien aufführen, was doch nicht thunlich scheint, so zeigte die Wahl der Symphonia concertante den besten Ausweg. Da Herr Grün sowohl die Violin- als Violapartie schon öfter gespielt hat (mit Joachim und Hellmesberger), so wird er mit dem Arrangement ganz einverstanden sein. Theilen Sie mir doch gefälligst mit, welche Quartette Sie in der Matinée zu spielen beabsichtigen. Ein Haydn'sches ist sehr erwünscht, da Haydn sonst im Programm nicht vertreten ist; außerdem vielleicht noch eines von Volkmann, damit die jüngere österreichische Schule berücksichtigt erscheint. Dazwischen könnte wohl Grün und Brüll ein oder zwei Sätze der Goldmark'schen Suite spielen. Brahms erscheint mit den Orchestervariationen im zweiten Concert. Bezüglich der Quartettisten dürfen Sie unbesorgt sein, da die Mitglieder des Hellmesberger'schen Quartetts zugegen und auf jedes dankbare Stück vorbereitet sind.

Ihrer gefälligen Antwort entgegensehend, bin ich mit herzlichem Gruß an Sie und Ihre l. Frau Ihr sehr ergebener

Dessoff."

Der Vater der berühmten Claviervirtuosin Sophie Menter, der als Künstler und zwar als Cellovirtuose nicht minder berühmte Josef Menter — geboren den 19. Januar 1808 und gestorben den 18. April 1856 —, zählte gleichfalls zu den Correspondenten seines Collegen von der anderen Facultät. Der nachstehende Brief an Lauterbach wird um so mehr interessiren, als von dem einst in ganz Europa gefeierten Cellovirtuosen nur wenige Zuschriften vorhanden sind:

„Meran, den 20. October 1854.

Lieber Freund!

Schon glaubte ich von meinen Freunden zu den Todten gerechnet zu werden, weil ich so lange, lange von Keinem etwas vernommen habe, bis endlich von Ihnen ein Brief, der mich sehr erfreute, ankam und der mir die Gewißheit gab, daß Sie sich auch wohl befinden und die abscheuliche Cholera standhaft abgeschüttelt haben.

Nun können Sie wieder ganz der Kunst leben, was mir leider nicht vergönnt ist, noch lange nicht vergönnt sein wird, und im Genusse schöner Quartette schwelgen, während ich hier wie ein Verbannter in meinen vier Mauern eingesperrt bin und nicht die Hoffnung habe, nur einen Ton zu hören, der mir Vergnügen machen könnte.

Das wird ein angenehmer Winter werden! Ich denke mit Schrecken daran, denn nur allein Meraner Lüfte einzuathmen, die mir, aufrichtig gesagt, bisher gar Nichts geholfen, möchte doch zu wenig Arbeit sein, und sonst kann ich gar Nichts unternehmen. Daß Sie die Quartette wieder veranstalten, ist sehr lobenswerth, und daß Sie so freundlich waren und mir Billets angetragen, so bin ich so frei, für meinen Arzt, Herrn Stabsarzt Sturm, ein paar zu beanspruchen, welche Sie die Güte haben wollen, meinem Bruder einzuhändigen, mit dem Bemerken, selbe nebst meiner Empfehlung ihm zu übergeben.

Ich wünsche Ihnen recht gute Erfolge, sowohl was die Einnahme als die Ausführung betrifft, wofür die Besetzung Bürge leistet, und bei sorgsamem Executiren es gar nicht fehlen kann. Mit dem Quartettconcert von Spohr werden sich die vier Concertisten nicht verewigen. Herr Piloty und Frau von Schorn waren noch nicht hier; ich hätte mich sehr gefreut, sie zu sehen, und ich zweifle auch, daß sie hierherkommen, weil der Weg nach Italien nicht nach Meran führt, sondern gleich von Bozen aus nach Trient weist, es müßte denn sein, daß sie einen Abstecher nach Meran machen wollten und von da aus wieder zurück nach Bozen reisten.

Nun bitte ich Sie, meine Freunde zu grüßen und mich Herrn Generaldirector zu empfehlen, und in der angenehmen Hoffnung, daß Sie sich manchmal an Ihren wahren Freund erinnern und ihm hier und da einige Zeilen zuschicken, verbleibe ich Ihr Freund

Menter."

Den Schluß der Serie der Künstlerbriefe masculini generis bilde ein sehr ausgelassenes und witziges Schreiben des verstorbenen genialen Schauspielers Carl Sontag, zu dessen Erläuterung ich bemerke, daß Sontag seinen intimen Freund Lauterbach gern neckte und ebenso dessen liebenswürdige Gemahlin, eine Tochter des Münchener Arztes Hofraths Dr. Oettinger, die er mit der schönen Einrichtung der Mormonen anzuulken pflegte. Als nun einmal, und zwar vor 21 Jahren, Carl Sontag in der Hauptstadt des Mormonenstaates, in Salt Lake City, weilte, schrieb er an Lauterbach eine Epistel, aus welcher der ganze übermüthige Humor des unnachahmlichen Charakterkomikers hervorleuchtet. Es versteht sich von selbst, daß der ernste und tugendhafte Geigerkönig diese Anzapfung Sontag's wenn auch mit Humor, so doch mit entschiedenem Protest aufnahm und mir den witzigen Brief nur unter dem Siegel der Verschwiegenheit und nachdem ich feierliche Discretion gelobt habe mitgetheilt hat.

„Salt Lake City, 14. November 1881.

Theurer Gesinnungsgenosse!

Aus dem Poststempel werden Sie schon ersehen haben, daß ich an dem Orte weile, nach dem wir uns seit Jahren, seit langen Jahren gesehnt, an dem Orte, der das Ziel unseres Lebens war. Ich habe das Ziel erreicht und wünsche Allen, die ich liebe, daß sie des gleichen Glückes theilhaftig werden möchten. Gestern habe ich meine liebe neunte Frau geheirathet, um diesen Morgen mit meinen theueren Ehezehnteln nach St. Francisko zum Gastspiel zu reisen, nach Beendigung desselben wieder hierher zurückzukehren und dann für immer hier zu bleiben. Ich habe die Absicht, später noch einige, mir sympathische Damen zu ehelichen; will jedoch keinesfalls über die Zahl 17 hinausgehen. Kommen Sie bald, sehr bald, und lassen Sie sich von dem erhabenen Ziel, das Sie seit Ihrer Jugend verfolgen, nicht durch Ihre Gattin abbringen; auch sie wird sich hier glücklich fühlen, denn es muß für eine Gattin ein sehr erhebendes Gefühl sein, ihren

Gatten auch von Anderen geliebt und geehrt zu sehen. Unter meinen Frauen herrscht keine Eifersucht, kein Groll; mir geht es wie Madame Freude: ‚Jede gönnt mich der anderen.‘

Also kommen Sie, kommen Sie bald mit Ihrer lieben Einstwilligen. Sie werden hier als Mensch und Künstler einen glänzenden Empfang finden. Bis zu Ihrem Eintreffen, das ich in 2—3 Monaten erwarte, werde ich ganz verheirathet sein mit Allen und bin ich überzeugt, Sie werden sich, bis Sie selbst eingerichtet sind, in meiner kleinen Häuslichkeit recht wohl fühlen.

Mit den herzlichsten Grüßen von mir und den Meinigen Ihr Sie erwartender

Carl Sontag."

Es versteht sich von selbst, daß der moderne Orpheus, welcher durch den süßen Zauberklang seiner Geige alle Herzen zu bewegen und zu rühren verstand, auch von vielen holden Vertreterinnen des „Ewigweiblichen“ verehrt und gefeiert wurde. Von den berühmten Künstlerinnen, mit denen er in Verbindung stand, seien hier nur Einige als Briefschreiberinnen in chronologischer Reihenfolge vorgeführt.

Die „schwedische Nachtigall“ Jenny Lind-Goldschmidt schrieb an die Gemahlin Lauterbach's, welcher sich damals in der Hauptstadt Englands auf einer Concertreise befand, unter dem 9. Juni 1856:

„Verehrte Frau!

Herr Concertmeister Lauterbach muß durchaus bei Herrn Grafen von Bernstorff (dem Preußischen Gesandten in London) spielen, das bitte nicht abzuschlagen; nur eine kleine, ganz einfache unmusikalische Gesellschaft, doch dabei ja nicht belacht werden, und es würde mir leid thun, wenn Sie nur des Essens wegen hinaus kämen — diese Entfernung und diese Kosten!

Ich habe versprochen, am nächsten Donnerstag in einem Beriot-Concert zu einem guten Zwecke zu singen, bin aber erkältet und darf daher vorher nicht ausgehen — so — ich muß Sie freundlichst bitten, mich zu entschuldigen, wenn ich vorher nicht zu Ihnen werde kommen können.

Bitte — als Freundlichkeit — für uns müssen Sie nicht am Dienstag herauskommen, und ich sage Ihnen Adieu, verehrte Frau, und mit den besten Wünschen bis zum Succeß Ihres Herrn Gemahls verbleibe ich Ihre ergebene

Jenny Goldschmidt."

Pauline Viardot-Garcia ist mit zahlreichen französischen Briefen vertreten, von denen ich hier nur den nachstehenden in Uebersetzung folgen lasse:

„Berlin, den 20. März 1865.

Mein Herr!

Ich werde mit größtem Vergnügen Ihnen einen Empfehlungsbrief an Herrn Weiß, den Vertreter des Herrn Benazet*), geben.

Er ist gegenwärtig nicht in Baden, aber sobald er zurückkehrt, werde ich mit ihm sprechen, was immer wirksamer ist als ihm zu schreiben. Ich weiß, daß in dieser Saison nicht viele Concerte in Baden stattfinden werden, und ich fürchte, daß die Engagements durch Herrn Benazet selbst, welcher den Winter in Paris verlebt, schon abgeschlossen sein werden.

Glauben Sie mir, mein Herr, daß ich außerordentlich entzückt sein würde, Ihnen in Baden ebenso warm applaudiren zu können, wie ich es in Frankfurt a. M. that.

Empfangen Sie, ich bitte, den Ausdruck meiner ausgezeichneten Verehrung, womit ich verharre Ihre

Pauline Viardot."

*) Benazet war damals Spielpächter von Baden-Baden und zugleich Leiter der Curconcerte daselbst.

Eine andere Primadonna, die einst sehr gefeierte bayerische Kammersängerin Sophie Stehle, wandte sich aus München am 21. Februar 1871 mit einem Schreiben an Lauterbach, woraus ersichtlich ist, wie er von Künstlern und Künstlerinnen stets um seinen wohlwollenden Rath und seine Unterstützung angegangen wurde. Sie schrieb ihm:

„Mein verehrtester Herr Concertmeister!

Ich werde vom 3. bis 14. April drei Gastrollen in Dresden geben und bin bezüglich der Rollenwahl noch nicht ganz schlüssig.

Bauend auf Ihre mir stets bewiesene freundschaftliche Gesinnung, erlaube ich mir deßhalb eine Bitte, nämlich mir Ihren gütigen Rath ertheilen zu wollen, welche Portie für mich dort wohl die günstigste wäre. Ich schlug bereits „Gretchen“ und „Elisabeth“ vor, als dritte hätte ich, um mich auch in der Spieloper präsentiren zu können, die „Regimentstochter“ gewünscht. Herr Oberregisseur Schloß bezeichnet jedoch dieselbe als unbeliebt. Was meinen Sie dazu? Weitere Rollen in diesem Genre wären etwa noch der Page in „Figaro“ und „Rose Friquet“ im „Glöcklein des Eremiten“, obgleich Beide weniger dankbar.

Oder hielten Sie es vielleicht für besser, auf die Spieloper ganz zu verzichten, wenn dieselbe überhaupt weniger beliebt sein sollte? Ist „Haideschlacht“ von Holstein bei Ihnen beliebt oder „Hans Heiling“? „Rienzi“ soll leider unmöglich sein, sonst hätte ich gerne „Adriano“ gesungen, ebenso „Afrikanerin“. Was sagen Sie zu „Elsa“ oder „Evchen“?

Ich bin gewiß recht unbescheiden, wenn ich Sie erstens um gütige umgehende Mittheilung und zweitens um vollständige Discretion bitte, damit Herr Oberregisseur Schloß nicht glaubt, ich hätte kein Vertrauen auf seine freundlichen Mittheilungen.

Indem ich schließlich der Freude Ausdruck gebe, Sie mit Ihrer lieben Frau wieder einmal zu sehen, verbleibe ich mit vorzüglicher Hochachtung Ihre ergebene

Sophie Stehle."

Den Schluß bilde ein Schreiben einer der genialsten Sängerinnen aller Zeiten, der jahrelangen Primadonna der Dresdener Kgl. Oper, Jenny Bürde-Ney's, welche zu dem schon genannten 40jährigen Jubiläum des Concertmeisters Lauterbach durch nachstehenden Brief gratulirte:

„Dresden, den 1. Mai 1886.

Mein lieber, hochverehrter Herr Concertmeister und Professor!

Gestatten Sie auch mir, der ehemaligen Collegin und Bewunderin Ihrer Künstlerschaft, Ihnen von ganzem Herzen Glück zu wünschen zu Ihrem Ehrentage. Möge es Ihren zahllosen Verehrern und Verehrerinnen noch lange vergönnt sein, Sie in jugendlicher Frische Ihre herrliche Kunst ausüben zu sehen, dies wünscht in aufrichtiger Verehrung Ihre

Jenny Bürde-Ney."

Feuilleton.

Begegnung.

Skizze von Luise Westkirch.

Wie das dunkel ist, dunkel und eng in solch' einem Isolirstuhl auf der Polizeiwache! — Es hilft auch nichts, mit den Fäusten gegen die Wände zu schlagen oder zu schreien oder zu singen. Höchstens trägt es einen Tag Arrest ein oder einen Fasttag wegen ungebührlichen Betragens. Im Uebrigen geht Alles seinen gewöhnlichen Gang. Frühmorgens der Gefangenenwagen; den „grünen August“ nennen ihn die



Straßenjungen, — dann das Verhör, dann die Gefängnißzelle. So lange kann man still sitzen. 'S ist immerhin ein Ausruhen.

Von der Straße hat der Schutzmann sie aufgegriffen wegen Herumtreibens — und allerdings konnte sie ihm keine feste Wohnung angeben. Ein Bißchen hat sie sich gesträubt, nicht sehr. Es war ja nicht das erste Mal, and es ist merkwürdig, wie ruhig den Menschen die widrigsten Dinge lassen, wenn er sich nur erst dran gewöhnt hat. Das Verwundern verlernt man, das Grämen und das Schämen dazu. Wenn man so viel erlebt! Manchmal ist's ihr, als wär's gar nicht sie selbst, die das Alles erlebt hat. Es geht ja nicht hinein in ein Leben von noch nicht dreißig Jahren!

Müd' ist sie doch. Den Kopf ein wenig anlehnen. Dazu ist die Enge gut. Ueberall ein Halt. Wenn das Holz nur nicht so hart wäre und so steif gerade! so eckig! Sie ist's von Haus aus besser gewohnt, ach! ganz anders. Mütterchen hat sie weich gebettet. Und die hübschen Kleidchen, die sie ihr angezogen hat! Die Einsegnungsausstattung mit der goldenen Uhr and dem goldenen Kreuz. Die ganze Straße war eifersüchtig auf Friedchen Blomberg. Aber Blomberg's konnten's, waren Kaufleute, hatten einen Laden mit Butter und Eiern, Koffee und Rosinen, Seife und Mehl, eins von den dunklen, winzigen Lädchen, an denen die Thür nie still steht und in die das Geld hineinrinnt tropfenweise, aber unaufhörlich. — Wo sind Uhr und Kette? Wo ist das Geld? Ach, wenn Mütterchen sie sehen könnte in dem ausgefransten Rock, den schadhaften Stiefeln! Mütterchen hielt auf gutes Zeug. Stets war ihr ein neuer Hut, ein hübscher Mantel abzuschmeicheln, mochte Vater auch brummen. Und die Ballkleider erst, Tüll und Seide und Blumen! Da wurde nichts gespart. Eins schwebt Friedel noch jetzt vor Augen, roth war's wie eine Feuerflamme. In dem Kleid hat sie sich verlobt. Herrgott! ist sie an dem Abend glücklich gewesen! — und dumm. Wahrscheinlich gehört eins zum andern. Wenigstens jetzt, wo sie klug ist, unheimlich klug, sieht's mit dem Glück dürftig aus, trotzdem sie viel öfter und lauter lacht als in ihrer Mädchenzeit.

Wenn man nur einschlafen könnte! Am Ende trommelt man sonst doch noch mit den Fäusten gegen die Holzwände, — aus Wuth, aus Desperation — — Aber nein! Lachen! Lachen! immer lachen.

Was auf der Welt ist's denn werth, daß man darüber weint?

Etwa ihr Mann? Ihr Mann. An dem Ballabend, dem Verlobungsabend, da hat sie ihn lieb gehabt. Als sie mit ihm vor dem Altar stand, ganz umwallt von Weiß, die grüne Myrthenkrone im Haar, da war er ihrem jungen Herzen der erfüllte Traum, das lebendige Glück, so etwas wie am Schluß des Märchens der Regen von aller vorstellbarer Herrlichkeit, der auf Held und Heldin herunterschauert. „Und darnach lebten die Zwei in Eintracht noch hundert Jahre."

Sie hatten nicht hundert Wochen in Eintracht gelebt. Natürlich hatte sie ihn nicht gekannt. Welches wohlerzogene junge Mädchen kennt denn den Mann, den es heirathet? Allgemach schälte sich sein wirkliches Ich aus der leuchtenden Wolke ihrer Phantasiebilder. Ein kleiner Beamter war's, pflichttreu, fleißig und brav, and trocken, trocken zum Verschmachten. Ein Mensch, der seine Küsse zählte wie die Steuerzettel, die ihm durch die Finger gingen. Einer von denen, die von dem Licht, der Sonne, der weiten, bunten, farbigen Welt verwirrt, in der steten Furcht sich darin zu verlieren, mit beiden Händen sich an die Geländer klammern, die Menschenwitz in Form von Gesetzen in ihre Schönheit hineingestellt hat. Nicht um sein Liebstes aus dem Graben zu ziehen, wäre er um einen Schritt vom abgesteckten Wege gewichen. Jahr für Jahr dieselbe Form der Cravatte, dasselbe Vorurtheil, dieselbe Art zu sagen: „Ich hab' Dich lieb."

Langsam kam ihr die Erkenntniß, der Ekel, ganz langsam. Denn da war ihr kleines Mädchen, ihre Magda. Immer hatte sie alles Lebendige lieb gehabt, und nun ihr Kind! Ihr eigen, einzig Kind! — War das eine Lust, mit ihm zu tändeln, zu spielen, ihm jetzt ein weißes, und jetzt ein blaues Kleidchen anzuziehen, und Hütchen, eines origineller als das andere, daß die Leute auf der Straße stehen blieben und schauten und die guten Freundinnen und Nachbarinnen sich entrüsteten aus Neid, weil sie's nicht nachmachen konnten, den Geschmack nicht hatten, die Groschen bedauerten. Friedel knauserte nie. Sie hatte gelacht über ihren Zorn, ihren Geiz, ihres Mannes ängstliche Klugheit. O, wie sie gelacht hatte! Und Magda, Magda hatte ihr helles, stolzes, furchtloses Lachen geerbt. — Einerlei, sie gehörten doch zu dem Schönsten in ihrem kurzen, wilden und jetzt schroff abwärts gehenden Leben, die Augenblicke, wann das Kind ihr die Aermchen entgegenbreitete, während unter den langen, gebogenen Wimpern hervor die glänzenden Augen sie anstrahlten „Mama! Mama! Magda hat Mama lieb."

Die Gefangene fuhr hastig mit der Hand durch ihr Haar, dessen gebrannte Wellen die feuchte Nachtluft gelöst hatte. Wenn man sich das Denken abgewöhnen könnte! Die Erinnerung! — Die kleine Magda hatte ihre Mama lieb gehabt und mehr und mehr, je älter sie wurde, je klarer sie sehen und vergleichen lernte. Ganz stolz war sie gewesen. „So eine schöne Mama wie ich haben die anderen Kinder nicht, Mama!" Und „Du! Die anderen Mamas können alle nicht ordentlich spielen. Ganz alt sind sie und gar nicht lustig wie Du. Mama, ich hab' Dich lieb."

Dennoch hatte das Kind sie nicht halten können. Das Herz einer Frau in ihrer Blüthe verlangt noch nach anderer Liebe als der eines siebenjährigen Kindes. Und verführerisch war der Andere in ihr Leben getreten, doppelt verführerisch, weil er das vollendete Widerspiel des Mannes war, mit dem sie in achtjähriger Ehe sich um acht Welten auseinandergelebt hatte. War der Eine schwerfällig, beharrend wie ein Steinblock, der Andere glich an Beweglichkeit der ewig wechselnden Welle, — an Falschheit auch. Aber das hatte sie nicht gewußt. Ihr Herz war damals noch gläubig. Auch war's über sie gekommen wie ein Gewitter, wie ein Erdbeben, ungewollt, unvermuthet, wie alles Entscheidende im Leben, alle Katastrophen. Ein Zank mit ihrem Mann, verbitterter als gewöhnlich, ein Spaziergang zu Zweien zwischen vor Hitze dampfenden Aehrenfeldern, hinter denen die Sonne unterging, einsam, sehr einsam. Sie war aufgeregt. Er hielt ihre Hand. Die Dämmerung sank nieder, und die Schwüle stieg. Da war's geschehen. An das Kind hatte sie nicht einmal gedacht. Uebrigens sehr ehrlich, sehr gewissenhaft in ihrer Schuld. Noch am selben Abend hatte sie das Nöthigste zusammengerafft, ihrem Mann in einem Briefe Alles bekannt. Die Augen hatte sie zugedrückt, um das Kind in seinem Bettchen nicht zu sehen. Und fort zu dem Anderen. Kein Schwanken, kein Zögern. Nicht einmal die Möglichkeit war ihr in den Sinn gekommen, daß sie auch bleiben könne, schweigen — —

Die gefangene Frau lachte laut hinaus in die undurchdringliche Finsterniß um sie her. Sie drückte die Fäuste an ihren Mund, biß hinein in Hohn and Schmerz. Wenn sie nicht so thöricht, kindisch anständig gewesen wäre damals — ihr Kind hätte seine Mutter noch.

Natürlich war der „Andere" eine Enttäuschung, herzerstarrend schon sein Erschrecken, seine Verlegenheit, als sie zu ihm eintrat: „Da bin ich. Nun gehör' ich Dir ganz."

Sie hatte nicht glauben wollen, was ihre Augen sahen und er faßte sich rasch. Sie reisten, wenige Wochen. Dann war die Episode vorüber. Friedel stand auf der Straße.

Zu dieser Zeit war's, wo sie fast etwas wie Liebe für ihren Mann empfand, die Ruhe, die Sicherheit und Ordnung, die er verkörperte.

Impulsiv, wie sie gegangen war, kehrte sie heim. Eine büßende Magdalena lag sie an seiner Schwelle. Wenn er sie aufgenommen hätte damals — wenn er sie aufgenommen hätte! — seine Sclavin, seine Hörige wäre sie gewesen für den Rest ihres Lebens! — Zum Lachen! Der Feldstein am Wege ist weich und schmiegsam im Vergleich zu einem Manne seiner Art, wo er seine Ehre verletzt glaubt. Das Kind hatte er von ihr weggerissen, als vergifte schon ihr Blick. Noch trug sie seinen Jammerruf in den Ohren. Nachts fuhr sie aus dem Schlaf, von diesem Ruf geweckt. Dann kam die Scheidungsklage. Er ersparte ihr keine Demüthigung. Und sie, in ihrer Verzweiflung, bekannte brutal, wild, ohne Beschönigung, — frech schien's ihren Richtern.

Die Ehe wurde zerrissen, das Kind ihr abgesprochen als Einer, der die moralische Fähigkeit, zu erziehen, fehle. Und weil die ganze Schuld auf ihrer Seite lag, verblieb auch ein großer Theil ihres Vermögens dem Kind, dem Manne.

Der Rest zerschmolz bald. Sie hatte nie gelernt, sich einzurichten und sie brauchte Betäubung. Aus jener Zeit stammte ein perverser Drang, sich den Menschen, die sich über sie entrüsteten, zu zeigen, in irgend einem schreienden, leuchtenden Putz, mit irgend einem Mann am Arm; der Drang, laut zu lachen, den Tugendhaften und ihren Gesetzen in's Gesicht. Sie hatte niemals tief gedacht, aber irgendwie fühlte sie ein Mißverhältniß zwischen ihrem Verschulden und ihrer Strafe. Das Eigentliche, das Entscheidende, war nicht mit vor Gericht gekommen. Die Trockenheit und Unleidlichkeit des Mannes, die sie hinausgedrängt hatten fast mit körperlicher Gewalt vom gesicherten Ufer der Ehe, die hatten nicht mit auf der Schale gelegen, auf der ihre Schuld gewogen wurde, — und darum taugte die ganze Abwiegung nicht, war ein Possenspiel, ein Betrug.

Das Urtheil, das ihr in der bürgerlichen Gesellschaft den Boden unter den Füßen wegriß, rührte nicht an ihr Herz. Sie trug den Kopf hoch. Und ob sie sank, rasch, unaufhaltsam, bis zur Straße hinab, — der innere Hochmuth blieb. Sie hatte nicht gelogen, das war Alles. Sie sah Geschichten jetzt, seit sie klug und schlecht geworden war, und sie verachtete die Menschen. Sie haßte und verachtete sie Alle: die Weiber, — und die Männer erst recht! Alle! bis auf das Kind! bis auf ihr kleines Mädchen.

Einmal, irgendwie würden sie sich begegnen. Sie würden gleich wissen, daß sie zusammen gehörten. Und dann würde sie eine Heilige werden um des Kindes willen. Sie stellte es sich vor mit flatternden braunen Haaren, mit großen Augen, großen, ehrlichen, reinen, wunderreinen Kinderaugen, die nichts von Schuld wußten und nichts von feiger Menschenfurcht. Es war größer geworden, natürlich, in zwei Jahren, aber sich selbst gleich immer. Und es würde ihr um den Hals fallen, wie einst, „Mama! liebste Mama! ich hab' Dich lieb."

Das war dann ihre Entsühnung, war die Freisprechung, auf die sie wartete. Dann fing sie ein neues Leben an, dann nahm sie das Kind und lief mit ihm fort, weit, weit. Und dann würde sie arbeiten, irgendwas, aber arbeiten! arbeiten! daß dem Kinde nichts mangelte. Und das Kind durfte nie ihren Fehl wissen, nichts Böses, Unreines von ihr. Um des Kindes willen würde sie werden wie einst, unschuldig, gläubig, gut — —

Die Frau in der Enge des Isolirstuhles der Polizeiwache träumte das und lächelte glücklich. Sie träumte es oft. Die Vorstellung hing wie eine leuchtende Wolke immer vor ihren Augen, sie stierte drauf. Während ihre Füße im Schmutz versanken, glaubte sie ihr näher zu kommen.

Jetzt Schlüsselrasseln, schwere Tritte. Wahrhaftig, der Tag hat begonnen. Man sieht ihn nur nicht dämmern in dem fensterlosen Gelaß. Friedel dehnt sich. Der Traum zerrinnt. Sie ist, die sie war. Die Thür ihrer Behausung springt auf.

Ein ihr schon bekannter Schutzmann steht davor.

„Schönen guten Morgen,“ sagt sie keck.

„Sie scheinen ja recht vergnügt.“

„Ich freu' mich, daß ich Sie noch sehen kann.“

Er lacht. „Einen in einem anderen Rocke würden Sie wohl lieber sehen, wie?“

„Ich nehm' vorlieb,“ meint Friedel und zupft ihre Kleider zurecht. „Sie, Herr Wachtmeister, — einen Spiegel hätten Sie wohl nicht?“

Er schüttelt den Kopf.

„'S ist nur, — ich möcht' mir die Haare ein Bißchen glatt streichen. Man zeigt sich doch nicht gern so zerzaust vor den Leuten.“

„Für den Herrn Commissar sind Sie schön genug,“ brummt der Schutzmann. „Allons! die Anderen warten schon.“

Auf dem Hausflur stehen zwei Diebe, mit Handschellen gefesselt, jeder von einem Beamten escortirt.

Mit dumpfem Rasseln fährt der „grüne August“ vor. Schrille Kinderstimmen verkünden sein Nahen. Es ist gerade Schulzeit und Knaben in feinen Anzügen und Mädchen in hübschen Kleidchen und gestickten Schürzchen stehen mitten zwischen der Straßenjugend mit neugierigen Augen das Elend, die Schande anstarrend.

Langsam, widerwillig steigen die beiden Diebe in den grüngestrichenen Wagen mit den fest vorliegenden Fensterläden. Ihre Begleiter müssen nachhelfen. Den Jungen, den kleinen Mädchen macht es großen Spaß.

Jetzt drängt der Schutzmann Friedel über die Schwelle.

„Allons, Madam.“

Friedel's Augenlider schlagen nervös ein paar Mal. Sie zögert. Die Kinderschaar, die lachend den Gefangenenwagen umtanzt, die Verhafteten einsteigen sieht, ist ihrem Empfinden immer das Peinlichste, Qualvollste geblieben, schlimmer als Verhör und Gefängnißzelle, das Einzige, woran sie sich noch nicht gewöhnt hat.

Und lauter schwillt das Geschrei, als sie im Thürrahmen erscheint, — eine Frau! Ohne aufzusehen, hastig thut sie ein paar Schritte. Dann steht sie wie angewurzelt.

Mitten durch den ohrzerreißenden Lärm schrillt ein feines Stimmchen, anschwellend in wildem Entsetzen und erstickend, abbrechend in Scham und Furcht: „Mam—“

Ihr Blut erstarrt. Ihre Augen werden groß, suchen.

Da! das kleine Mädchen in steifem, sauberem Kleid, mit steifen, ehrbaren Zöpfen unter steifem Strohhut, größer aufgeschossen als in ihrem Traum, das runde Gesichtchen abgefallen vom Wachsthum und ernst wie in einem stillen Gram! — Aber die Augen sind's, die großen, glänzenden, braunen Augen, die von Grauen aufgerissen in die ihren starren, der offen gebliebene Mund, der sich über dem halb ausgesprochenen „Mama“ nicht schließen kann. Ihr Kind! Ihre Magda! —

Auch die Kinderschaar steht einen Augenblick aufhorchend, stumm in der Ahnung von etwas Furchtbarem. Ein großer Junge packt Magda's Schulter.

„Ist die da wirklich Deine Mama?“

Da malt sich tödtliche Scham in Magda's Gesicht. Die braunen Augen irren ab, sie schlägt sie nieder. Sie schüttelt den Kopf.

„Nein — nein!“

Und dann versteckt sie das Gesicht in den Händen, schluchzt. „Nein! Nein!“ —

Der Schutzmann faßt Friedel's Arm. „Vorwärts! Vorwärts!“

Er muß sie auf das Trittbrett heben. Sie widerstrebt, nicht thätlich, — starr, steinern. Mit zurückgewandtem Kopf, mit fast verdrehtem Hals stiert sie auf das Kind, ihr Kind! das sein Gesicht an die Hauswand gedrückt von ihr abgewandt schluchzt.

Es ist das Letzte, was sie sieht. Der Schutzmann schlägt die Wagenthür zu, der „grüne August“ rollt davon.

Friedel sitzt, wie sie auf den Sitz gefallen ist, den Mund seltsam verzogen. Sie hat lachen wollen, — aus Gewohnheit, wie sie gelacht hat zu allem Schrecklichen seit zwei Jahren. Diesmal ist das Lachen im Versuch erstarrt. Aus den unnatürlich geweiteten Augen rollen zwei heiße Tropfen. Sie merkt es nicht, sie weiß es nicht. Sie sieht nicht, was vor ihr ist. Sie sieht immer noch das Kind, die abirrenden Augen, die schaudernde Geberde. „Nein, nein!“ sagt die bekannte geliebte Stimme. „Nein, nein!“ — Wie ein Wasserfall braust das Wort ihr in den Ohren. Von diesem Augenblick hat sie geträumt. Auf dieses Wiedersehen hat sie gewartet. — An diesen Richterspruch hat sie appellirt gegen die Ungerechtigkeit der Welt! — Der Traum ist Wahrheit geworden, sie hat das Wiedersehen erlebt, der Richterspruch ist gefallen, — der endgiltige, gegen den es kein Appelliren giebt und keinen Proceß, der Richterspruch ihres Kindes. Der Hochmuth ihres Herzens zerrinnt vor ihm.

Friedel hatte schon öfter vor dem Polizeigericht gestanden, immer mit einem leichtsinnigen Humor sich vertheidigend, der die Verhandlungen mit ihr für den Beamten leicht und gemüthlich machte. Heute gab sie lauter verkehrte Antworten. Auch in der Zelle benahm sie sich auffallend. Der Gefängnißarzt vermuthete, daß sie sich bei dem obdachlosen Herumstreifen eine Erkältung zugezogen habe, und da sie offenbar fieberte, ließ er sie noch am Abend in die Krankenabtheilung überführen.

Am nächsten Morgen fand man sie todt. Sie hatte sich mit ihrem Taschentuch erdrosselt.

„Im Delirium“, schrieb der Arzt in den Todtenschein.

Aus der Hauptstadt.

Compromiß.

Der Minister: Nicht schreien! Geduldig Trübsal blasen und fein schweigsam warten, daß es einmal besser werde! Wahrlich, eine imposante, eine echt christliche Lebensanschauung! Fassen wir sie in dem prächtigen Leitsatze des hochseligen Kaisers Friedrich zusammen: Lerne zu leiden, ohne zu klagen!

Der Ministerialdirector (sanft corrigirend): Lerne leiden, ohne zu klagen! In der That . . Das ist sittliche Politik! Das heißt der schamlos rohen Interessenwirthschaft von heute, dem wüsten Kampf Aller gegen Alle, entschlossen ein Ende machen! Lerne leiden, ohne zu klagen! Wenn man bedenkt, daß unsere Richter dann das ganze Jahr hindurch Urlaub haben könnten. . .

Der Minister: Ich meine, wir müßten der köstlichen Mahnung auch in der Presse diejenige Bedeutung beilegen lassen, die es verdient. Sie ist christlich im erhabensten Sinne des Wortes. Das Volk soll jetzt an ihm seinen Kaiser kennen lernen.

Der Ministerialdirector: Nur dürfen wir nicht vergessen, daß Se. Majestät vor vier Jahren den Ausspruch gethan hat: Wer nur auf Gott vertraut und feste um sich haut, hat nicht auf Sand gebaut.

Der Minister: That er? Ganz recht. Selbstverständlich. Ich weiß sehr gut. Feste um sich hauen! Famos! Ein Kernwort ersten Ranges! So kraftvoll! So recht germanisch, kurz und gut, ja deutsch! Auch darüber muß die gutgesinnte Presse sich eingehend verbreiten.

Der Ministerialdirector: Aber mir scheint — beide Axiomen widersprechen sich ein wenig!

Der Minister: So? Scheint Ihnen das wirklich? Lerne leiden, ohne zu klagen! Feste um sich hauen! Wieso widerspricht sich das! Der erste Satz ist christlich, der zweite deutsch, wie ich Ihnen soeben entwickelte. Ist christlich und deutsch ein Widerspruch? Oder sind wir nicht stolz auf unsere christlich-deutsche Cultur?

Der Ministerialdirector: Das schon. Aber der ungebildete Pöbel wird uns entgegen halten, man könne nicht gleichzeitig fest um sich hauen und leiden, ohne zu klagen.

Der Minister: Wer hat denn das auch jemals verlangt? Unser Volk ist eine Gemeinschaft von fünfzig Millionen. Jeder möge da nach seiner Art verfahren, jeder den Theil des sittlichen, christlich-deutschen Programms ausführen, der ihm persönlich liegt, aber doch liegen sollte. Leiden lernen, ohne zu klagen, das ist Christenpflicht der Regierten. Feste um sich hauen, das besorgen wir, die deutsche Regierung. So kommen beide Parteien zu ihrem Rechte und beide sind zufrieden.

Prinz Vogelfrei.

Zur gefälligen Beachtung.

Da ich heute meinen Urlaub antrete, bitte ich, Briefe, Manuscripte ꝛc. nicht an meine persönliche Adresse, sondern an die Redaction der „Gegenwart“ Berlin W. 30, Gleditschstr. 6, zu richten, sowie freundlich entschuldigen zu wollen, wenn die Erledigung der Einsendungen etwas länger als gewöhnlich auf sich warten läßt.

Richard Nordhausen.





Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W, Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 33. Berlin, den 16. August 1902. 31. Jahrgang. Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. | Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. | Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Das Deutsche Reich im Bundesstaat.

Von Landgerichtsrath a. D. Dr. Hermann Ortloff.

I.

Es erscheint angebracht, im Anschluß an die Rede des Reichskanzlers v. Bülaw in der 124. Sitzung des letzten Reichstags, sawie an die Ergänzungsrede seines Stellvertreters, Staatsministers Dr. Graf v. Pasadawsky in der 128. Sitzung über die staatsrechtliche Stellung des Bundesrathes im Deutschen Reiche, unter Berührung der principiellen Frage um dessen bundesstaatlichen (föderalistischen) Charakter, einen Rückblick auf die Entstehung des heutigen Deutschen Reiches zu werfen.

Das „Heilige römische Reich deutscher Nation“ war ein Staat mit einer aus dem Kaiser und dem Reich (Reichsständen) zusammengesetzten Centralgewalt bis zu seiner Auflösung in den Jahren 1803 bis 1806, wadurch die deutschen Einzelstaaten vallständig sauverän wurden, was sie auch farmell unter dem van Napolean I. zusammengezwungenen Rheinbund blieben, sa weit sie diesem beigetreten waren.

Der nach Napalean's Sturz gegründete Deutsche Bund, vertreten durch die Bundesversammlung („Bundestag“) zu Frankfurt a./M. war ein Staatenbund aber „völkerrechtlicher Verein sauveräner Fürsten und freier Städte“ (Wiener Schlußacte Art. 1), in welchem sich die Bundesglieder zu Gunsten der Centralgewalt in einzelnen, genau bestimmten Punkten in der Ausübung ihrer Sauveränität beschränkten.

Van ausschlaggebender Bedeutung für die spätere einheitliche Entwickelung Deutschlands war die unter Preußens Führung mit Ausschluß Oesterreichs 1838 bewirkte Gründung des Deutschen Zallvereins vam 1. Januar 1834 ab, wadurch die Staaten des Südens und Nardens (zum Theil erst später) zu einer wirthschaftlichen Einheit verbunden wurden.

Die Bemühungen des nach dem Sturz des Bundestages im Frühling des Jahres 1848 in Franlfurt a./M. tagenden Parlaments, nach Schaffung einer Reichsverfassung die Centralgewalt nach deren provisorischer Verwaltung in die Hände des am 18. März zum Deutschen Kaiser erwählten Königs von Preußen Friedrich Wilhelm IV. zu legen, scheiterten daran, daß die Reichsverfassung, allein von der Valksvertretung geschaffen, auf dem republilanischen Princip der Volkssouveränität aufgebaut war.

Auch die Versuche, ein Dreikönigsbündniß und dann unter Oesterreichs Führung ein Vierkönigsbündniß zu schaffen, mißglückten. Im August 1850 wurde die heimgegangene Bundesversammlung wieder einberufen. Die Reactian begrub die erstrebte deutsche Einigung und beschnitt die mit den „Grundrechten des deatschen Volkes“ sich in Einllang befindenden Landesverfassuugen.

Da entbrannte nach einem Jahrzehnt die „Deutsche Frage“ über die Herrschaft in Schleswig-Halstein, und darüber kam es zu einem Krieg zwischen Preußen und Oesterreich, welches Letztere die Bundesexecutian gegen Ersteres veranlaßt hatte. Preußens Siege in Böhmen und Mähren hatte die Aufhebung des Deutschen Bundes und die Ausschließung des bis dahin nach der Herrschaft strebenden Oesterreichs van jeder staatsrechtlichen Verbindung mit Deutschland zur Falge, und besanders die Herstellung eines aus Staaten Nord- und Mittel-Deutschlands bis zur Main-Linie reichenden Bundesstaates unter preußischer Führung, welche am 18. August 1866, sechzehn an Zahl, durch einen vom Grafen Otta van Bismarck entworfenen Staatsvertrag den Norddeutschen Bund gründeten. Die Zahl der Einzelstaaten, welche diesem Bunde beigetreten waren, hatte sich bald auf 22 vermehrt, und diese gaben in der Form von Gesetzen übereinstimmend die Erklärung ab, vam 1. Juli 1867 als Glieder eines auf der Basis der van den Regierungen und dem „zur Berathung und Vereinbarung“ der Verfassung zu berufenden Parlament „vereinbarten Verfassung“ zu errichtenden „Bundesstaates“ sein zu wollen. Dadurch wurde die Bundesverfassung Gesetz in den Einzelstaaten, welche damit die Erfüllung einer Pflicht zur Gründung des Bundes übernahmen — durch Publicatiansgesetze.

Somit war am 1. Juli 1867 der neue Bundesstaat gegründet. Die neue Staatsgewalt bestand und besteht noch in der Einheit der verbündeten Regierungen. Mit dem neuen Bundesstaat war zugleich seine Verfassung geschaffen, indem die Einheit der varher unabhängigen und sauveränen Staaten als neue Staatsgewalt factisch in's Leben getreten, sich bezüglich der Ausübung der Staatsgewalt durch Zugeständnisse an die Gesellschaft und an die Centralgewalt mit Ertheilung einer Verfassung constitutianell selbst beschränkt hat, einer Bundesverfassung, die als Gesetz octroyirt ist, thatsächlich mit dem 1. Juli 1867, staatsrechtlich darnach auf dem Wege der Vereinbarung bezüglich ihres Inhaltes erst im Jahre 1871 als ertheilt galt.

Die drei nicht eingetretenen süddeutschen Staaten, Bayern, Württemberg und Baden, wurden durch Staatsverträge militärisch und wirthschaftlich (Erneuerung des Zollvereins vom

8. Juli 1867 mit einem Bundesrath und Zollparlament) mit dem nenen Bundesstaat geeinigt, bis die „Offensiv- und Defensiv-Allianz" mit dem Ausbruch des Kriegds mit Frankreich im Juli 1870 praktisch wurde und zur Herstellung eines gesammten deutschen Bundesstaates am 1. Januar 1871 führte, wamit das „Deutsche Reich" gegründet ward, bestehend aus 25 Bundesstaaten, 22 Manarchien und drei Freistaaten (Hamburg, Lübeck, Bremen), welche als „Verbündete Regierungen" die neue Centralgewalt übernahmen. (Die Reichsverfassung beruht auf einem Reichsgesetz, das von Reichs wegen publicirt worden ist.) Laut Publicandum vom 18. Januar 1871 nahm König Wilhelm I. van Preußen, dem varher das Präsidium des Norddeutschen Bundes übertragen war, den Kaisertitel an und übernahm damit die in der neuen Reichsverfassung dem „Kaiser" übertragenen Rechte und Pflichten.

Auf Grund des mit der Reichsverfassung octroyirten Wahlgesetzes vom 31. Mai 1869 wurde der erste „Deutsche Reichstag" als gesetzmäßiges Organ der am 1. Januar 1871 errichteten neuen Reichsgewalt, welche nicht als Rechtsnachfolgerin der varausgegangenen zu betrachten ist, einberufen. Die Reichsverfassung vam 1. Januar 1871 wurde alsbald von dem gesetzgebenden Körper einer Revisian und neuen Redaction unterworfen und als gesetzmäßige Abänderung in dem Reichsgesetz vom 16. April 1871 am 4. Mai 1871 in Kraft gesetzt. Sie besteht mit einigen geringfügigen Abänderungen in den Gesetzeu vam 24. Februar, 3. März 1873, aber mit einer Erweiterung in dem Gesetz vom 20. December 1873, noch heute.

II.

Die staatsrechtliche Natur des Deutschen Reiches ist für die Stellung der Einzel- und Bundesstaaten bestimmend.

Die Staatsrechtslehre ist darüber nicht überall gleicher Meinung gewesen. Prof. Ph. Zurn, Staatsrecht des Deutschen Reiches I. 2. Aufl. (1894), bezeichnete den Bundesstaat als einheitliche, aber föderativ organisirte Staatsgewalt und versagte den Einzelstaaten jeden anderen Staatscharakter als den im Reiche, dessen Organ für die Regierung grundsätzlich der Bundesrath, nicht aber der Kaiser sei. Prof. Georg Meyer in seinen staatsrechtlichen Erörterungen fand das entscheidende Merkmal des Bundesstaates in der directen Beziehung der Bundesgewalt zu den Bundesangehörigen, und als sauveräne Gewalt in Deutschland erschien die Gesammtheit der „Verbündeten Regierungen", repräsentirt durch den Bundesrath; die einzelnen Staaten seien nicht souverän, nicht einmal beschränkt souverän. Prof. Dr. Anschütz, Staatsrechtslehrer in Tübingen, erklärte in seiner 1899 gehaltenen Antrittsvorlesung, daß von Bismarck von der Erhaltung des particularistischen Staatsbewußtseins, das aber dem Reichsgedanken dienstbar sein solle, ausgegangen sei und auf dem Princip des Föderalismus das Reich aufgebaut habe, indem die oberste Regierungsgewalt den Regierungen der einzelnen Bundesstaaten selbst in die Hand gelegt warden sei zur Erhaltung ihrer corporativen Einheit im Bunde, in welchem unter steter Mitwirkung der Einzelstaaten zwischen diesen und dem Reiche durch die Organe des Bundesrathes, des Reichskanzlers und des Reichstages, der verfassungsmäßige Wille zum Ausdruck gelange. Fürst Bismarck wallte dem deutschen Valke nach Außen hin eine möglichst einheitlich-geschlossene palitische Macht ungeachtet der inneren Sanderstellung der das Reich bildenden Einzelstaaten verschaffen, aber zur Erhaltung eines gesunden Lebens sollten den deutschen Stämmen ihre Eigenthümlichkeiten so weit erhalten bleiben, als die Reichseinheit davon keine Einbuße zu erleiden hätte. Dem Particularismns im guten Sinne war er wohlgesinnt, indem er der inneren Freiheit und Selbstständigkeit der Einzelstaaten keine Schranken setzen mochte, selbst die Demakratie der Hansestädte und die monarchisch-ständische Verfassung der beiden Mecklenburg unangetastet ließ. Oefter deutete er an, wie die Fliehkraft der Einzelstaaten gegenüber der Anziehungs- und Bindekraft des Reiches zur Erhaltung des Gleichgewichts diene, welches das Grundgesetz der Reichspolitik bilde. Ein bemerkenswerther Ausspruch lautete: „Der Particularismus ist die Basis der Schwäche, aber auch nach einer Richtung hin die Basis der Blüthe Deutschlands. Die kleinen Centren haben ein Gemeingut von Bildung und Wohlstand in allen Theilen Deutschlands verbreitet, wie man es in centralistisch arganisirten graßen Staaten schwer findet." In Praf. Herm. Rehm's Vortrag vam 8. October 1898 über Unitarismus und Föderalismus in der deutschen Reichsverfassung (Dresden, Verlag van Zahn & Jänsch, 1898) wurde ausgeführt, daß in der Einleitung zur Reichsverfassung die Principien des Unitarismus und des Föderalismus anerkannt seien; ursprünglich sei die Campetenzvertheilung zwischen Reich und Gliedstaat von dem Unitarismus beherrscht und das höchste Organ, der Bundesrath, sei föderalistisch, die politisch kraftvollsten Organe aber, Kaiser und Reichstag, seien unitarisch. Nach Art. 12 der Reichsverfassung könne aber der föderalistisch arganisirte Bundesrath nicht ohne den Willen des Kaisers seine Thätigkeit beginnen, fortsetzen oder einstellen, ebenso wie der Reichstag, und in dieser farmellen Abhängigkeit der beiden Reichsorgane vom Willen des Kaisers huldige die Reichsverfassung „einem rechtlichen Unitarismus".

Das neue „Deutsche Reich" ist nicht, wie die vorausgegangene Bundesversammlung von 1866, ein völkerrechtlicher Verein selbstständiger, souveräner Einzelstaaten, sondern eine einheitliche Persönlichkeit, besonders nach Außen — ein Staat, dessen Souveränität in der Centralgewalt auf Grund eines Gesetzes ruht als Rechtssubject. Zu Gunsten dieser verzichteten die bisherigen Souveräne auf ihre aberste Staatsgewalt, empfingen jedoch einen großen Theil davon zur Ausübung zurück, und es beschränkte sich die Centralgewalt durch Gesetze in der Ausübung der Sauveränität zu Gunsten der Einzelstaaten. Fürst Bismarck äußerte in seiner Ansprache an die Tausende deutscher Studenten, die ihn zu seinem 80. Geburtstage beglückwünschten, u. A.: „Die meisten Opfer für die Herstellung des Deutschen Reiches brachten die deutschen Fürsten, der preußische nicht ausgeschlossen. Mein alter Herr zögerte lange, ehe er die Staatsunabhängigkeit an das Reich aufgab. Seien wir den Fürsten dankbar, daß sie für das Reich Opfer gebracht haben, die den Dynastien nach der Geschichte schwer fallen mußten."

Die Souveränität der Einzelstaaten hört da auf, wo die Centralgewalt durch eigene Acte ihre Zuständigkeit erweitern kann, und sie erscheint mehr als ein Bestandtheil der in letzterer vereinigten abersten Gewalt. Der Einzelstaat ist hier wie jeder Reichsangehöriger der Centralgewalt und dem Reichsgesetz unterworfen und hat eine unbedingte Gehorsamspflicht gegen das Reich. In der Rechtssetzung prägt sich aber die Sauveränität am meisten aus, und sie fehlte gerade dem Deutschen Bunde. Nach Prof. Laband, Staatsrecht des Deutschen Reichs, 2. Aufl. von 1888 I, S. 622 gelten für die Reichs- und Landeszuständigkeit falgende Unterscheidungen: Gebiet der ausschließenden Gesetzeszuständigkeit des Reiches, das der facultativen Gesetzescampetenz des Reiches, welches zugleich das der Einzelstaaten bedingt. Unter Erstere fallen außer allen Fragen des Reichsstaatsrechts die in Art. 53, 54, 61, 35 der Verfassung ausdrücklich oder der Bedeutung nach als „ausschließliche" gekennzeichneten Gegenstände, unter die facultative Zuständigkeit die in Art. 4 der Verfassung aufgeführten Gegenstände, und unter die dritte Gruppe alle Andern. Eine Kirchenhoheit des Reiches, obschon erwünscht, gebe es nicht. Der § 78 der Reichsverfassung, welcher zu den schwierigsten Fragen bei der Verhandlung mit Bayern gehörte, aber nach seiner Durchführung den Beleg für die Staatsnatur des Reiches als Gesammt- und Bundesstaat und dessen Souveränität bildet, stellt die rechtliche Möglich-

keit einer unbegrenzten Erweiterung der Reichszuständigkeit auf völlig gesetzlichem Wege und die Unabhängigkeit der dem Reiche zustehenden Willens- und Rechtssphäre von denjenigen der Einzelstaaten fest. Daher darf das Reich außer der im Art. 4 der Reichsverfassung namhaft gemachten Materien jede andere den Einzelstaaten entziehen und hat somit eine auch nicht „durch vertragsmäßige Grundlagen der Reichsverfassung“ gebundene Zuständigkeit, welche Eingangsworte der Verfassung nur geschichtliche Bedeutung für die anfängliche Entstehung des Bundesstaates haben.

Sonach ist die Centralgewalt des Reiches die oberste lediglich durch Verzicht der Einzelstaaten mit der Folge, daß die ihnen verbliebene Rechtssphäre als eine vom Reiche abgeleitete nach positivem Staatsrecht zu betrachten ist, was besonders aus Art. 76 Abs. 2 der Reichsverfassung hervorgeht, wonach unter gewissen Voraussetzungen eine einzelstaatliche Verfassung abgeändert werden kann (Mecklenburg-Schwerin?). Soweit überhaupt die Centralgewalt die Einzelstaaten nicht beschränkt, bleiben sie souverän, und insoweit sind ihre Staatsangehörigen dem Einzelstaat unterthänig.

Es tritt im deutschen Reichsrecht häufig das Princip hervor: „Die formale Ausübung der Hoheitsrechte geht im Einzelfalle von der Einzelstaatsgewalt aus, die materielle Regelung aber, wie das Hoheitsrecht zu handhaben ist, wird vom Reiche gegeben. Der Einzelstaat bringt den Unterthanen gegenüber seinen Willen zur Geltung, er empfängt eben vom Reiche den Befehl, was er wollen muß und wie er den Willen zu erklären hat.“ (Laband, Staatsrecht II, § 88.)

III.

Natürlicher Träger der im Bundesstaat gedachten Persönlichkeit ist die oberste Staatsgewalt als Centralgewalt: „Die Gesammtheit der verbündeten Regierungen“ (Sprachgebrauch des Begründers des Deutschen Reiches, des Fürsten Bismarck), als juristische Einheit der nach Aufrichtung des Reichs in ihren Einzelstaaten souverän gebliebenen Mitträger der Centralgewalt. Das Deutsche Reich ist eine Einheit seiner Einzelstaaten, aber nicht ein Einheitsstaat, wie A. v. Ruville in der Schrift: Das Deutsche Reich ein monarchischer Einheitsstaat, Berlin, 1894, als Versuch eines Beweises für den Zusammenhang zwischen altem und neuem Reich unrichtig darstellte — unrichtig, weil mit dem jüngsten Reichsschluß von 1803 jenes alte Reich vollständig abgeschlossen hatte und von 1806 an bis zum Januar 1871 aller Zusammenhang unterbrochen gewesen ist. Das Deutsche Reich mit der neu geschaffenen Centralgewalt ist keine Einzelherrschaft (Monarchie), auch schon wegen der drei in ihm enthaltenen Freistaaten nicht, denn der Kaiser ist ein, wenn auch besonders bevorrechteter, Mitträger der Reichssouveränität als König von Preußen, immer nur ihr Vertretungsorgan. Die Staatsbeherrschungsform des Reiches ist eine geeinte Mehrherrschaft („Pleonarchie“) der 25 „Gliedstaaten“, vereinigt in der Centralgewalt eigener Art, die einheitlich und untheilbar ist, in ihrer Neuheit aber den Staatsrechtslehrern Kopfzerbrechen verursacht hat. Einige (H. Schulze, F. v. Martitz, O. Gierke, Hänel) meinen, Subject der Reichsgewalt sei das Reich selbst als staatsrechtliche Persönlichkeit und besitze zwei unmittelbare Organe oder Träger der Reichsgewalt in dem Kaiser und dem Bundesrath, und insofern finde eine Theilung der Centralgewalt statt, welche ihre Befugnisse unmittelbar aus der Natur des Reiches als organischen Gemeinwesens und aus der Reichsverfassung ableite. Von Preußens providentiellem Beruf geleitet, nach einer von G. Droysen citirten, an die Gestalt Preußens auf der Karte vor 1866 anknüpfenden Phrase: „Preußen ist die Riesenharfe, ausgespannt im Garten Gottes, dereinst den Weltchoral zu leiten“, zielten v. Treitschke und v. Rönne auf den Einheitsstaat ab, die das Reich zu einer reinen Monarchie, in welcher der Kaiser die wirkliche Centralgewalt ausübe, gestalten möchten, während doch mindestens eine Theilung dieser, wie vorstehend erwähnt, anzunehmen wäre.

Derartigen Versuchen gegenüber ist zu betonen, daß der Schöpfer der Reichsverfassung ausdrücklich und deutlich genug „die verbündeten Regierungen“ in ihrer Gesammtheit als Träger der Centralgewalt des Reiches bezeichnet hatte. Das monarchische Element tritt im Deutschen Reiche collectiv hervor, und insofern könnte man es, abgesehen von den drei Freistaaten, als Collectiv-Monarchie, welche äußerlich durch den Kaiser vertreten wird, bezeichnen. Das Präsidium des Bundes ist in die Hand des Königs von Preußen mit dem Titel: „Deutscher Kaiser“ übergegangen.

IV.

Die 25 Einzelstaaten sind die factische Unterlage der Reichsgewalt und ihre Gesammtheit als Träger dieser wird durch den Bundesrath vertreten, dessen Mitglieder nach Maßgabe von ihren Souveränen bez. deren Regierungen erhaltenen Instructionen handeln; er ist sonach weder Staatenhaus noch Oberhaus oder erste Kammer, noch Ministerium des Kaisers. Fürst Bismarck bezeichnete ihn in seinem Dankschreiben vom 29. März 1895 auf die Beglückwünschungen zum 80. Geburtstage als den „höchsten Senat des Reiches, in welchem das deutsche Volk den für alle Deutschen maßgebenden Ausdruck der nationalen Zusammengehörigkeit und Vaterlandsliebe stets wie bisher finden werde“.

Die Mitgliedschafts-Rechte und -Pflichten sind principiell zwar gleich, indessen sind Ausnahmen getroffen als Sonder- oder „Reservat“-Rechte (Vor- und Ausnahmerechte). Der Bundesrath ist das im Namen und Auftrag der verbündeten Regierungen fungirende oberste Organ der Reichsgewalt.

R. Fischer, Das Recht des Deutschen Kaisers, 1895, sucht nachzuweisen, daß der Bundesrath jedoch von der Heeres- und Marineleitung ausgeschlossen und diese lediglich dem Kaiser aus eigenem verfassungsmäßigen Rechte als wahre monarchische Befugniß, nicht aber in Vertretung der Gesammtheit der verbündeten Regierungen zustehe. Der Bundesrath ist Niemandem verantwortlich, da er die Souveränität der Bundesmitglieder vertritt. Die „Bevollmächtigten zum Bundesrath“ handeln nach Instructionen ihrer Staatsregierungen. Ganz im Einklang mit der Reichsverfassung konnte der Reichskanzler v. Bülow in der 124. Reichstagssitzung erklären, daß die Vertreter der verbündeten Regierungen im Bundesrathe, welche nach den von ihren Regierungen ertheilten Instructionen zuzustimmen hätten, nicht genöthigt werden könnten, auszusprechen, weßhalb ihre Regierung gegen oder für einen Antrag stimme; das liege im Wesen des Reiches, das ein Bund zwischen Fürsten und Städten (gemeint sind die drei Hansestädte) sei, die zusammen das Deutsche Reich gebildet haben; das liege im Wesen des Bundesrathes, der nicht eine parlamentarische Versammlung, sondern eine Versammlung sei, in der die Vertreter der einzelnen Staaten sich vereinigt fänden. Dem konnte Staatsminister Dr. Graf v. Posadowsky in der 128. Reichstagssitzung zur Widerlegung der in letzter Zeit im Reichstage wiederholt gehörten Auffassung von der staatsrechtlichen Stellung des Bundesrathes ergänzend hinzufügen, daß die Erklärungen des Reichskanzlers in dieser Beziehung durchaus der Verfassung und der staatsrechtlichen Natur jener Körperschaft entspreche. Der Bundesrath sei kein Parlament, kein Oberhaus; seine Mitglieder hätten auch nicht ihre persönlichen Meinungen zu vertreten, sondern seien Vertreter der deutschen Fürsten und der deutschen Staaten, welche nach dem Eingang der Reichsverfassung den ewigen völkerrechtlichen Bund des Deutschen Reiches geschlossen hätten. Daraus folge, daß zwar im Bundesrath die Vertreter der einzelnen Regierungen ihre persönliche Auffassung zur Sache, ebenso die Gründe für und wider eine Vorlage oder eine zu ergreifende Maßregel geltend machen könnten, daß sie aber in der Schlußabstimmung lediglich das Votum abzugeben

hätten, das ihnen von ihrer Regierung vorgeschrieben worden, denn es stimmten im Bundesrath, wenn auch durch ihre Vertreter, nur die Regierungen. Aus der staatsrechtlichen Natur des Bundesrathes folge eben von selbst, daß die einzelnen Vertreter der Bundesregierungen nur nach der ihnen von ihrer Regierung ertheilten Instruction abstimmen könnten. Mit einer diplomatischen Wendung hatte der Reichskanzler erwidert, daß es den verbündeten Regierungen nicht immer möglich sei, für die Ablehnung von Initiativanträgen des Reichstages Gründe anzugeben, denn ihre Vertreter wären gar nicht in der Lage, sich darüber zu äußern, weßhalb sie für oder wider stimmten, da sie nur auf Grund von Instructionen stimmten. Er als Reichskanzler habe gar nicht die Möglichkeit, diese Herren zur Angabe ihrer Gründe zu nöthigen, aus denen ihre Regierung diesem oder jenem Antrage aus dem Reichstage geneigt sei oder nicht. Das führt noch in Kürze auf die Stellung des Reichskanzlers. Der vom Kaiser ernannte Reichskanzler führt den Vorsitz im Bundesrathe; dieser wirkt durch jenen auf die Verwaltung der Reichsangelegenheiten. Er ist der oberste Reichsbeamte und Centralstelle des ganzen Reichsbeamtensystems für die Reichsverwaltung, und außer dem Vorsitz im Bundesrathe liegt ihm nach Art. 15 und 17 der Reichsverfassung die Leitung der Geschäfte ob. Vom Kaiser ernannt ist er dessen alleiniger Minister und Reichsminister, der durch seine Gegenzeichnung der Anordnungen und Verfügungen des Kaisers diesem erst Giltigkeit verschafft, sich aber dadurch rechtlich verantwortlich macht. Er ist kaiserlicher Beamter, aber als stimmführender Bevollmächtigter im Bundesrathe preußischer. Daß er preußischer Ministerpräsident zugleich ist, wäre nicht nothwendig; eine solche Personeneinheit in der Spitze der Leitung des Reiches und Preußens dient zur Sicherung des richtigen Verhältnisses Beider, aber einem einheitlichen Zusammengehen der preußischen und Reichspolitik, und gilt nach den gemachten Erfahrungen für politisch-praktisch.

Eine Vertretung des Reichskanzlers im Vorsitz des Bundesrathes findet nach Art. 15 der Reichsverfassung statt, nach dem Reichsgesetz vom 17. März 1878 aber auch in der Stellung des Reichsministers; indessen trägt dieser die Verantwortlichkeit für die Leitung der Politik und kann auch während der Vertretung, die nach seinen Instructionen zu handeln hat und bei der jene Personeneinheit nicht erforderlich ist, jede Amtshandlung selbst vornehmen. Unter seiner Leitung stehen die Centralverwaltungsstellen des Reiches, die sogenannten Reichsämter, unter Aufsicht und Leitung der „Staatssecretäre", welche sich nach und nach aus dem „Reichskanzleramt" ausgesondert haben, das seit der Verordnung vom 21. December 1879 das „Reichsamt des Innern" geworden ist mit der umfangreichsten Verwaltung. Die anderen Reichsämter sind: das Auswärtige, die Admiralität, Reichspostamt, Reichsjustizamt, Reichsamt für Verwaltung der Eisenbahnen, das Reichseisenbahnamt, Reichsschatzamt, Reichsbankbehörden.

V.

Bundesrath und Reichstag sind im Deutschen Reiche die Factoren der Reichsgesetzgebung nach Art. 5 der Reichsverfassung und nicht an eine Mitwirkung des Kaisers gebunden. In Ersterem hat der Kaiser als König von Preußen von den 58 Stimmen 17; sogar gegen den Willen des Kaisers Wilhelm I. wurde durch Ueberstimmen das Gesetz über die Verlegung des Reichsgerichts nach Leipzig durchgebracht.

Was der Landtag für den Einzelstaat ist, das ist der Reichstag für das Reich. Er vertritt die Einheit der im deutschen Reichsgebiet (Gesammtgebiet der Einzelstaaten) wohnenden Reichsangehörigen und jedes Reichstagsmitglied ist Vertreter ihrer Gesammtheit. Er ist verfassungsmäßiges Organ der über dem Einzelstaat stehenden Centralgewalt in einheitlicher Vertretung des deutschen Volkes, welche aus geheim erfolgenden allgemeinen, directen Wahlen nach dem auf dem ehemaligen Reichswahlgesetz vom 12. April 1849 beruhenden Wahlgesetz vom 31. Mai 1869 in 397 Wahlkreisen hervorgeht. Der Bundes- oder Staatenstaat kann ohne ein Organ der Gesellschaftsvertretung nicht gedacht werden; in ihr verkörpert sich der nationale Einheitsgedanke, worin die Unterschiede der Einzelstaaten verschwinden. Das Parlament hat aber im Vergleich mit England, welches eine parlamentarische Regierung mit monarchischer Spitze besitzt, einen beschränkten Einfluß, indem eine monarchische Regierung und eine Regierung der verbündeten, fast durchweg monarchischer Staaten Deutschlands eine stärkere Macht dem Reichstag gegenüber bildet als in anderen Ländern. An der Regierung selbst nimmt er nicht Theil, aber diese ist in ihren wichtigeren Befugnissen an seine Mitwirkung und Zustimmung gebunden, indem nur im Zusammenwirken der Reichsregierung und des Reichstages sich der oberste Wille des Bundesstaates im Gesetze darstellt.

Für die Rechtssphäre ergiebt sich: a) den reichsrechtlichen Bestimmungen müssen die landesrechtlichen weichen („Reichsrecht bricht Landesrecht"); b) die Einzelstaaten wie alle Staatsangehörigen sind der Centralgewalt als der obersten Macht unterworfen; c) die Rechtsetzung der Centralgewalt erfolgt unmittelbar und kann die Einzelstaaten zu deren Durchführung veranlassen; d) die Zuständigkeit zur Rechtsetzung ist in den der Centralgewalt vorbehaltenen Materien, sofern nicht ausdrücklich von ihr Ausnahmen festgesetzt sind, den Einzelstaaten versagt.

VI.

„Deutscher Kaiser" (nicht „Kaiser der Deutschen" oder „von Deutschland") ist in Reichsangelegenheiten der Titel des ersten Mitträgers der Reichssouveränität aus eigenem Rechte (nicht als Beauftragter des Bundesraths), des besonders durch die Präsidialrechte ausgezeichneten Reichshauptes. Diese sind eine verfassungsmäßige Zugabe an die preußische Krone, und der Kaisertitel personificirt die Einheit Deutschlands, deren Vertreter nach Außen der Kaiser ist. Die von Bismarck als nothwendig angesehene Personalunion zwischen dem Kaiser des Deutschen Reichs und dem König von Preußen, sowie zwischen dem Reichskanzler und dem leitenden preußischen Staatsminister hält das Reich im Innersten zusammen und beugt einer Abkehrung Preußens als deutscher „Vormacht" vom Reiche vor, indem der deutsche Beruf ihm vorgezeichnet ist. Dem Kaiser steht eine Anzahl von Rechten zu, als Befehlshaber des Heeres und der Marine, als Organ der Anordnung von Thätigkeiten der übrigen Factoren der Reichsgewalt, der Aufsicht über Durchführung der Reichsgesetze, als Chef des Post- und Telegraphenwesens, als Träger der Staatsgewalt in den Reichslanden und der Schutzgewalt in den Colonien. Es lassen sich bei ihm Regierungs- und persönliche Rechte unterscheiden (R. Fischer a. a. O.).

Nicht „Kaiser und Reich", d. h. der Reichstag des alten Deutschen Reichs mit den Reichsständen wurde wieder hergestellt mit jener zweifach getheilten Gewalt, sondern nur die Kaiserwürde mit dem Inhalt besonderer Präsidialrechte des „Bundesoberhauptes", wie die Bezeichnung in §§ 80, 94, 95 des ersten Strafgesetzbuchs des Norddeutschen Bundes war, was in der Fassung des Reichsgesetzes vom 15. Mai 1871 in „Kaiser" verwandelt worden ist. Die Würde des Kaisers ist erblich „von Gottes Gnaden" im preußischen Königshause, und die vom Kaiser für die Reichsverwaltung ernannten Behörden und Beamten (Reichsbeamte) heißen „kaiserliche".

Zum Schluß sei noch aufmerksam gemacht auf urkundliche Mittheilungen des Professors der Geschichte an der Universität Jena Ottokar Lorenz (daraus ein Auszug in Beilage 2 zur Weimarischen Zeitung Nr. 103, Jahrgang 1902), welche zum 50jährigen Regierungsjubiläum des Großherzogs Friedrich von Baden (24. April) recht passend unter

dem Titel: „Friedrich, Großherzog von Baden“ im Verlag von Gebr. Pätel in Berlin veröffentlicht wurden. Ueber „Die Initiative in der Verhandlung mit dem Könige von Bayern über das Kaiserthum“ ergiebt sich, daß der Großherzog Peter von Oldenburg schon seit 1866 sich mit Anschauungen einer Bildung des Deutschen Reichs befaßt hatte, deren Vermittelung nach dem Sieg bei Sedan durch den damaligen Cabinetssecretär des Großherzogs, späteren Staatsminister G. F. Jansen an den Großherzog Friedrich von Baden erfolgte, welcher ebenfalls sich schon mit dem Reichsgedanken beschäftigt hatte und schon am 12. September 1870 ein ausführliches Bild einer Gründungsverhandlung badischerseits dem Abgesandten des Großherzogs Peter vorlegen konnte. Am 15. October darauf kam eine zustimmende Antwort des Kronprinzen von Preußen in Betreff der Kaiserfrage, und am 24. October schreibt der Großherzog Friedrich, er wolle, ohne Bismarck's Antwort abzuwarten, an den König von Bayern schreiben, daß, wenn er ablehnte, die Frage mit anderen Fürsten zu verhandeln wäre. In einer darauf in das Hauptquartier zu Versailles von der badischen Regierung abgesendeten Denkschrift über die Gestaltung des Verhältnisses der süddeutschen Staaten zum Norddeutschen Bunde nach Herstellung des Friedens wurde die Kaiseridee wieder in Anregung gebracht, auch die zukünftige Stellung von Elsaß; aber vorerst handle es sich um Schaffung einer bundesstaatlichen Einigung der nord- und süddeutschen Staaten, und in dieser Richtung werde durch Aufnahme der Kaiseridee Vieles vermittelt und erleichtert werden, und das sei auch (auch übrigens nach v. Bismarck's späterer Einräumung) zugleich der einzige Weg, den ärgsten aller Particularismen, den specifisch preußischen Particularismus, zu brechen. Damals schon hatte der Großherzog Friedrich Kenntniß davon, daß sich der König von Bayern für die Kaiseridee zu begeistern angefangen habe, und hieran knüpfte er an durch Abordnung Heinrich Gelzer's an den König Ludwig II. nach München. Welchen Erfolg dies hatte, ergab die Kaiserproclamation zu Versailles am 18. Januar 1871 durch diesen Letzteren.

Von großer Bedeutung für die Erkenntniß der ersten Unterlagen der Reichsgründung sind vorerwähnte Mittheilungen, deren Ergänzungen noch zu erwarten stehen.

Das sind die Grundlagen des Deutschen Reiches als eines Bundesstaates. Ihre Wiedergabe ist zumeist entnommen aus des Verfassers namenlos 1896 im Verlag von Hermann Pahle in Jena erschienenen Hand- und Nachschlagebuch: „Die Staats-Einrichtungen im Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach“.

Deutschenhetze in Ungarn.

Als nach dem gewaltthätigen, alle Oppositionsparteien zum parlamentarischen Verzweiflungskampfe treibenden Regiment des gewesenen Ministerpräsidenten Baron Desider Bánffy sein Nachfolger Koloman Széll mit seiner begeistert aufgenommenen Devise: „Recht, Gesetz und Gerechtigkeit“ die öffentliche Meinung des Inlandes wie des Auslandes für sich gewann, glaubten auch die nichtmagyarischen Nationalitäten Ungarns, daß für sie eine bessere Aera herangebrochen sei, daß sie bei der neuen Regierung auf den Schutz ihrer gesetzlichen Rechte und ihrer friedlichen Kulturentwicklung würden rechnen dürfen. Und die ersten Jahre der Wirksamkeit Széll's schienen diese Hoffnung zu rechtfertigen. Er verstand es nicht bloß, durch kluges, conciliantes und streng gesetzmäßiges Vorgehen den Kampf der magyarischen Reichstagsparteien in durchaus urbane Formen zu leiten, die früheren persönlichen Gehässigkeiten zu verbannen, die wirthschaftlichen Gegensätze zu mildern, sondern er ließ auch die nichtmagyarischen Staatsbürger von dem schon unter Tisza und besonders unter Bánffy erduldeten Drucke einigermaßen aufathmen.

So war es ganz natürlich, daß auch die südungarischen Deutschen, welche mit der Magyarisirung ihrer Aemter und ihrer Schulen sehr schlechte Erfahrungen gemacht hatten, und vom magyarischen Chauvinismus sogar ihren deutschen Gottesdienst bedroht sahen, energischer als bisher für ihr Volksthum einzutreten und die ihnen im Nationalitätengesetz von weisen ungarischen Staatsmännern eingeräumten natürlichen sprachlichen Rechte geltend zu machen suchten. Zu den wenigen localen Wochenblättern, welche in diesem Sinne wirkten, trat vor anderthalb Jahren das „Deutsche Tagblatt für Ungarn“ in Temesvar, der Metropole des von einer halben Million Deutscher bewohnten Banates. Daß das unter dieser „schwäbischen“ Bevölkerung Jahrzehnte lang nur latent vorhandene deutsche Bewußtsein als natürliche Reaction gegen die Anfangs nur sanft einsetzende, auch die Deutschen mehr als die Rumänen und Serben schonende, aber nach und nach immer schärfer eingreifende Magyarisirung nunmehr lebhafter zu pulsiren begann, war eine sehr unangenehme Ueberraschung für den Chauvinismus, der bereits mit Sicherheit darauf gerechnet hatte, als sichersten Culturdünger für den mit heißem Bemühen angestrebten einheitlichen magyarischen Nationalstaat die national indifferentesten Deutschungarn benützen zu können. Es wurden also gegen die als Förderer der nationalen Erweckung angesehenen deutschen Blätter, die rasch an Verbreitung gewannen, weil sie aus der Seele des Volkes heraus sprachen, alle zulässigen und unzulässigen Mittel des gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Boycotts in Anwendung gebracht, ohne daß dies ihrem Aufschwunge und ihrer Wirkung Abbruch gethan hätte. Nun griff man in der magyarischen Presse zur Waffe der Verläumdung. Die Herausgeber und Redacteure wurden von chauvinistischen Blättern zu bezahlten Agenten des Auslandes, zu Aposteln eines staatsgefährlichen politischen Pangermanismus, zu Feinden der magyarischen Nation gestempelt.

Den Siebenbürger Sachsen, die im gesetzlichen Kampfe für ihr Deutschthum nunmehr Bundesgenossen fanden, wurde es zum Verbrechen angerechnet, daß sie sich dieser durchaus natürlichen und spontanen nationalen Bewegung der südungarischen Stammesgenossen freuten und ihr selbstverständlich ihre Sympathien zuwandten. Hatten sie doch selbst, angesichts der wachsenden eigenen Bedrückung, den Parteienkampf in ihrer Mitte, den Gegensatz zwischen „Grünen“ und „Schwarzen“, durch eine ehrliche Versöhnung beendigt und der radical-nationalen Richtung die Vertretung, die sie sich, in den sächsischen kirchlichen und communalen Vertretungskörpern zum Theil schon erobert hatte, durch freie Vereinbarung auch in der kleinen Schaar sächsischer Reichstags-Abgeordneter überlassen.

Die ungarischen Reichstagswahlen, deren bisher in bedauerlicher Weise vermißte Freiheit und Reinheit seit Jahren die Forderung aller Oppositionsparteien gewesen war, vollzogen sich im verflossenen Herbst unter Széll's Leitung zum ersten Male ohne den Regierungshochdruck, der sie seit einem Vierteljahrhundert charakterisirt hatte und besonders unter Bánffy zu cynischem Terrorismus ausgeartet war. Unter den früheren Umständen hatten die nichtmagyarischen Nationalitäten mit Ausnahme der national organisirten Sachsen darauf verzichten müssen, Vertreter ihres Volksthums zu candidiren. Bauend auf die von Széll feierlich versprochene Freiheit und Reinheit der Wahlen, stellten diesmal auch Serben und Slovaken nationale Candidaten auf, und es gelang Ersteren einen und Letzteren sogar vier Abgeordnete durchzubringen. Zum ersten Male waren auch in den von Schwaben bewohnten Wahlbezirken des Banats zwei Candidaten aufgetreten, welche in ihren Wahlprogrammen ihr deutsches Volksthum betonten. Das wurde von chauvinistischen Kreisen sehr

übel aufgenommen, und abwohl keiner der beiden deutsch gesinnten Candidaten durchdringen kannte, weil neben der großen Ralle, die bei diesen Wahlen das Geld spielte, anstatt des früher geübten Regierungseinflusses der Druck der Camitatsaligarchie nochdrücklich zur Geltung kam, wendete sich die Aufmerksomkeit des um seine Alleinherrschaft stets sehr besargten Magyarenthums alsbald der Bethätigung der Nationalitäten und insbesondere der deutschen Bewegung zu. Der Verification des serbischen und der slavakischen Abgeordneten wurden alle möglichen Hindernisse in den Weg gelegt, vor Allem aber beschlaß man, dem Erwachen des deutschen Bewußtseins scharf entgegen zu treten. Den Ansturm eröffneten die dreibundfeindlichen Ultramontanen, welche sehr richtig die Wirkung auf den magyarischen Chauvinismus berechneten, als sie zuerst im Reichstage und donn in den Delegationen das Gespenst des die Staatlichkeit Ungarns bedrohenden Pangermanismus oufmarschieren ließen und die Wirlsamkeit des Gustav-Adolf-Vereins, des Alldeutschen Verbandes und des Deutschen Schulvereins in den fürchterlichsten Farben schilderten. Der Abgeordnete Szivák, der nur durch beispiellose Acte des Mißbrouchs der Amtsgewolt seinen Wahlbezirk Ungarisch-Weißkirchen gegen einen Mitbewerber hatte behaupten können, dessen Zusoge, für die Einhaltung des Natianalitätengesetzes einzutreten, ihm die Stimmen der deutsch gesinnten Wähler zugewendet hatte, rächte sich an Letzteren dadurch, daß er dem Abgeardnetenhanse ein schauerliches Bild von der pangermonischen Verschwörung aufrollte und eine energische Maßregelung der deutsch bewußten Presse forderte. Der frühere Abgeardnete Franz Herczeg (früher Herzog), der sich seiner schwäbischen Abstammung und seines ehrlichen deutschen Familiennamens nur kurz vor den Wahlen zu erinnern pflegte; der in einem von ihm geschriebenen Stücke, „Oeskay brigadéros“ (Der General Oeskay), die Rákóczy'sche Insurrection gegen das Haus Habsburg verherrlichte und das Deutschungarthum beschimpfte, der aber dann mit aus diesem Grunde seinen Wahlbezirk Werschetz an einen Mitbewerber verlar, Herczeg-Herzag wendete sich in einer ganzen Artikelserie gegen die deutsche Bewegung und denuncirte sie als staatsfeindlich, magyarenfeindlich und dynastiefeindlich. Das Alles war nun Wasser auf die Mühle der chauvinistischen Aeußersten Linken, welche den traditionellen Deutschenhaß der mogyarischen Valksseele zu noch hellerer Gluth zu entfachen begann. Als im Abgeordnetenhanse Ausschnitte aus südungarischen Blättern verlesen wurden, aus denen sich das Erwachen des deutschen Volksbewußtseins und der Widerstand gegen ungesetzliche Magyarisirungsmaßregeln entnehmen ließ und die Berechtigung zu gesetzlicher Verfalgung abgeleitet werden sallte, wußte der Justizminister nur zu erwidern, daß die vorgebrachten Stellen keine Handhabe zu einer Verurtheilung bieten würden, mit anderen Warten, daß in den betreffenden Blöttern eben nichts Ungesetzliches enthalten war. Inzwischen war auch gegen den Redacteur der Graßkilindaer Zeitung, Arthur Korn, wegen eines „Die Schule im Dienste der Magyarisirung“ betitelten, durchous sachlich gehaltenen, lediglich die Pflege der deutschen Muttersproche fordernden Artikels van der Stootsanwaltschaft die Anklage wegen Aufreizung gegen die magyarische Notionalität erhoben warden, und die Szegediner stockmogyarischen Geschworenen hatten Korn mit onerkennenswerther Objectivität freigesprochen, wofür sie van der chauvinistischen Presse wüthend angegriffen wurden. Der Staatsanwalt stellte auch sofort nachdrücklichere Verfolgung des Blottes in Aussicht.

Nachdem nun in der mit ihrer Freiheitsliebe sanst so sehr prunlenden mogyarischen Presse die Verfalgung des Pongermanismus zum allgemeinen Feldgeschrei erhoben wurde, lonnte der Temesvarer Callege des bei seinem ersten Sprunge noch nicht erfalgreich gewesenen Szegediner Staatsanwaltes nicht zurückbleiben und versetzte alsbald das „Deutsche Tagblatt für Ungarn“ in Anklagezustand wegen eines Artikels, warin in Anknüpfung an frühere Ausführungen eines gewesenen Abgeardneten über die Ursachen der in letzter Zeit auch unter den südungarischen Deutschen stark um sich greifenden Auswanderung als solche Ursachen auch die Schwierigkeit für sie, in den mogyarischen Calonistengemeinden Grundbesitz zu erwerben und ihre Kinder in der Muttersprache zu bilden und die von den nationalen Renegaten zu erduldenden Chicanen bezeichnet waren. Durch diesen durchaus sachlichen, notorische Thatsachen feststellenden Artilel sollte das deutsche Element nach der Behauptung des Staatsanwaltes zum Hasse gegen das mogyarische gereizt werden. Die vam Angeklagten verlangte Vernehmung von Zeugen, welche die Wahrheit aller im incriminirten Artikel behaupteten Thatsachen bestätigen sollten, wurden vom Gerichtshofe abgelehnt. Der Staatsanwalt beschränkte sich nicht darauf, aus der scharfen Kritik, die der Artilel an den bestehenden Verhältnissen übte, das Verbrechen der nationalen Aufreizung herauszudeuten, er wirkte auf die Geschworenen vornehmlich durch den Varwurf, daß das Deutsche Tagblatt für Ungorn eine Schöpfung der Siebenbürger Sachsen sei und das Magyarenthum ouf Kosten des Deutschthums herabzusetzen bestrebt sei. Schan einen Monat vor der Gerichtsverhandlung waren die zum Theil deutschsprochigen Geschworenen van chauvinistischer Seite in unglaublicher Weise bearbeitet warden, daß ihr ungorischer Patriatismus die Verurtheilung des Angeklogten erfordere. Es waren unter ihnen auch fünf Juden, welche durch die ontisemitische Spitze gegen die neuen Grundbesitzer verstimmt sein mochten, andere fürchteten den ihnen drahenden geschäftlichen Boycott im Falle einer Freisprechung, und so fällten sie einen Schuldspruch, worauf Redacteur Cramer zu drei Manaten Staatsgefängniß und tausend Kronen Geldstrafe verurtheilt wurde. Darüber großer Jubel in den chauvinistischen Kreisen.

Noch vor diesem von juridischem Standpunkt sehr anfechtbaren ersten Erfolge des zur Mundtodtmachung des deutschen Bewußtseins unternommenen Feldzuges hatte der Szegediner Staatsanwalt seine Drahung wahr gemacht und neue Klagen gegen den Redacteur und zwei Mitarbeiter der Großkikindaer Zeitung angestrengt. Die eine wegen eines Gedichtes: „Gedenke, daß Du ein Deutscher bist“, warin zum Festhalten on der Muttersprache aufgefordert wird, eine zweite wegen eines Artikels, worin dargelegt wird, daß mon ein guter Ungar ader guter Böhme sein könne, ohne zum Magyaren ader Tschechen zu werden und seine angeborene deutsche Natianalität zu verleugnen, eine dritte wegen zweier Artikel, worin die natianale Lauheit der Schwaben getadelt und ihr geistiges Zurückbleiben bellagt wird. Die erste dieser Anklagen ist zur Verhandlung gelangt, und Arthur Korn ist, nachdem van der Szegediner Presse die feindseligste Stimmung gegen ihn erzeugt worden war, von den Geschworenen schuldig gesprochen und zu der unerhört strengen Strafe von sechs Manaten Staatsgefängniß verurtheilt worden. Da das incriminirte Gedicht zu wenig Handhaben bot, schaffte die Staatsonwaltschaft fünf Zeugen, welche Korn's magyarenfeindliche, d. h. einfach deutsche Gesinnung und die Wirkung seiner „Agitation“, d. h. gelegentliche Aeußerungen seiner Gesinnung zu bestätigen hatten. Die Vernehmung von Gegenzeugen, welche die absalute Unanfechtbarkeit seines Verhaltens dargelegt hätten, wurde van diesem Gerichtshofe nicht zugelassen.

Durch diese beiden Tendenzprozesse, welche dos bedenklichste Licht auf die ungorische Judicatur werfen, ist nun der Aufang zu einer systematischen Verfolgung der deutsch bewußten Presse in Ungarn gemacht. Man sollte allerdings meinen, daß den in beiden Fällen wegen parteiischester Zurückweisung der von der Vertheidigung gestellten Zeugen erhabenen Nichtigkeitsbeschwerden van der königl. Curie unbedingt Folge geleistet werden müßte. Das ist eben noch abzuwarten. In mehreren Fällen hat sich dieser höchste Appell- und Cassationshaf Ungarns nicht auf der Höhe gewissenhafter Gesetzes-

auslegung und gründlicher Durchdringung der Materie gezeigt. Leider hat das überreizte magyarische Nationalgefühl auch vor den Hallen des Obersten Tribunals nicht Halt gemacht.

Daß insbesondere die Regierung Széll's der jetzt im Abgeordnetenhause und in einem großen Theile der magyarischen Presse cultivirten Nationalitätenhetze und vor Allem der an die französische Spionenfurcht erinnernden Pangermanenriecherei nicht entgegen treten und ihre Pflicht gegen die nichtmagyarischen Staatsbürger nicht erfüllen wird, zeigen mehrfache Aeußerungen des Ministerpräsidenten über die Repression der angeblichen Propaganda des Alldeutschen Verbandes, zeigt das Zurückweichen des Justizministers vor der ganz unmotivirten Forderung der äußersten Linken, die Gerichte der Unterdrückung einer gesetzlich vollständig berechtigten, maßvollen nationalen Bewegung dienstbar zu machen. Damit ist strebsamen Staatsanwälten freie Bahn gewährt. Und die Gerichte scheinen nicht unempfindlich gegen das ihnen für strenge Strafen von der chauvinistischen Presse gespendete Lob zu sein. Daß System in dem ganzen Vorgehen liegt, erhellt deutlich daraus, daß sich die Staatsanwaltschaft nicht bloß gegen die verführten Schwaben, sondern auch gegen ihre sächsischen Verführer wendet. Denn auch der frühere Redacteur der Kronstädter Zeitung, der jetzige Abgeordnete Lutz Koradi, ist für eine Reihe schon längst erschienener Artikel in Anklagezustand versetzt worden, und der betreffende Ausschuß des Abgeordnetenhauses hat die Aufhebung seiner Immunität mit großer Eilfertigkeit beantragt und natürlich auch erreicht.

Während also das officielle Ungarn sich als Stütze des Dreibundes und des deutschen Bündnisses hinstellt, verfolgt das herrschende Magyarenthum schonungslos jede noch so berechtigte, noch so gesetzliche, noch so bescheidene Lebensäußerung des ungarländischen Deutschthums und sucht dabei mit widerwärtiger Heuchelei durch den Hinweis auf das schon zum größten Theile durchlöcherte und zugestandenermaßen nicht eingehaltene Nationalitätengesetz seine großartige Toleranz glaubhaft zu machen und die Klagen der Deutschen und übrigen Nichtmagyaren als ganz unberechtigt hinzustellen, während doch die Thatsachen laut genug vom Gegentheil sprechen. Dem Ausschuß für die Errichtung eines Lenaudenkmals in seinem Geburtsorte Csatád ist eine magyarische Festrede und der Rákóczymarsch aufoctroyirt worden. Wer im Pester Lloyd die in's Deutsche übersetzten Artikel des früheren Ministerpräsidenten Baron Bánffy liest, in denen eine systematische Magyarisirungspolitik auch auf Kosten der an einen Rechtsstaat zu stellenden Forderungen gepredigt und die bereitwillige Opferung der ungarländischen Deutschen Seitens der deutschen Reichspolitik in sichere Aussicht gestellt wird, muß zur Ueberzeugung gelangen, daß das Deutschthum in Ungarn sich im Stande der Nothwehr befindet und der herzlichen Theilnahme seiner Stammesgenossen im Reiche bedürftig und würdig ist.

Pannonicus.

Das allgemeine Stimmrecht in Schweden.

Von Cajus Moeller.

Ein Sprung in das Dunkle. Bisher hatte Schweden unter sämmtlichen constitutionellen Staaten das beschränkteste Stimmrecht; nur ein reichliches Fünftel der erwachsenen Männer war an der Wahl der Kammermitglieder betheiligt, während das Oberhaus des Reichstages von den Provinziallandtagen („Landsthingen") und den Bevollmächtigten der größeren Städte gewählt wird. Künftig wird die Zweite Kammer auf dem allgemeinen Wahlrecht basiren, wenn auch nicht in der schrankenlosen Weise des deutschen und französischen Wahlsystems. Die mit dem Wahlrecht ausgestattete Volksminderheit genoß dieses Privileg bisher schon vom vollendeten 21. Lebensjahre an; künftig soll das 25. an die Stelle treten. Ein Census wird nach dem geplanten Gesetz nicht bestehen, wohl aber das Wahlrecht an die Leistung der öffentlichen Pflichten geknüpft, als den Waffendienst in der Armee, die prompte Zahlung etwaiger Steuern u. s. w. Namentlich auf den ersteren Punkt wird besonderer Werth gelegt, und wenn die Verehrer des allgemeinen Stimmrechts in Deutschland es gern als das nothwendige Correlat zu der allgemeinen Wehrpflicht bezeichnen, dann ist in Schweden der betreffende Zusammenhang sogar ganz unmittelbar. Eben aus der Heeresreform hat sich dort die Erweiterung des Stimmrechtes entwickelt.

Der jetzt von der Premierschaft zurückgetretene Viceadmiral Freiherr von Otter folgte 1901 seinem jetzigen Nachfolger Gutsbesitzer Boström, weil dieser die allgemeine Wehrpflicht nicht bei dem Reichstag durchzusetzen vermochte; er ist jetzt gefallen, weil sein Entwurf eines Wahlgesetzes von sämmtlichen Parteien abgelehnt wurde. Durch eine merkwürdige Ironie hat die finländische Politik des russischen Selbstherrschers indirect auf die bevorstehende radicale Veränderung des Wahlrechts bei dem nordwestlichen Nachbarvolk eingewirkt; ohne die drohende Vernichtung der finländischen Autonomie hätte der schwedische Reichstag niemals die allgemeine Wehrpflicht bewilligt: auch so geschah dies nur durch den Beistand der liberalen Kammerpartei gegen den fortgesetzten Widerstand des conservativen Landvolkes. Finland droht aus einem Bollwerk nordgermanischen Volksthums gegen den Panslavismus ein vorgeschobener Posten des letzteren gegen die skandinavische Halbinsel zu werden. Dieser Erwägung verschloß sich die Kammerlinke zuletzt nicht, knüpfte aber an ihr Votum für die Armeereform das Verlangen nach erweitertem Wahlrecht und trug in dieser Richtung wenigstens eine allgemeine Zusage davon. Aber in der jetzt beendeten diesjährigen Reichstagssession scheiterte der formell von dem Justizminister Hammarskjöld ausgearbeitete neue Wahlrechtsentwurf vollständig, die Verminderung des Census ging den Liberalen nicht weit genug und den Conservativen zu weit; bis plötzlich ein Handstreich der letzteren Partei das gesammte Schachbrett durch einander schob.

Der Unterschied in den Volkscharakteren und politischen Sitten der drei skandinavischen Ländern ist dabei recht lehrreich hervorgetreten. In Norwegen sind die Wähler und die Mandatsträger gleichmäßig leidenschaftlich, in Dänemark die Wähler durchweg sehr gelassen, aber dafür die Reichstagsdebatten hier und da stürmisch, in Schweden ist von Beiden gerade das Gegentheil der Fall. Die Lohnkämpfe des Sommers 1899 hatten dort eine hohe Volkstemperatur gezeigt, weniger in Stockholm als in den nördlicheren Hafenstädten und in dem stets tumultuarischen Gothenburg; die Ausstände zielten schon damals offenkundig mit auf die Erweiterung des politischen Stimmrechtes hin. Noch zweifelloser war das mit dem Generalstreik der Fall, der jetzt in der Hauptstadt um Pfingsten inscenirt wurde und zu Blutvergießen Anlaß gab; als Lohnkampf scheiterte der Versuch vollständig, aber der Eindruck war doch sehr nachhaltig. Seit 1893 besteht in in Schweden das Institut der „Volksreichstage", die von Zeit zu Zeit durch die Demokratie einberufen werden und dann an das officielle Parlament ihre Forderungen stellen; man lebt diesen nicht immer nach, aber man folgt doch den betreffenden Beschlüssen mit großer Aufmerksamkeit. Die an Umwälzungen überreiche Geschichte jenes merkwürdigsten unter den skandinavischen Völkern läßt das Parlament wie die Regierung hier und da eine Nachgiebigkeit gegen die Volkswünsche der dauernden Massenerregung vorziehen.

Auf dieser Grundlage ist jener Handstreich der Reichstagsconservativen gegen das Ministerium Otter zu erklären, der obendrein von einem geistlichen Mitglied des Oberhauses inscenirt wurde. Auf den Antrag des Bischofs Billing ge-

nehmigte die erste Kammer nach Ablehnung aller sonstigen Anträge den Vorschlag, das Ministerium zur Herstellung eines neuen Wahlrechtentwurfs auf der Grundlage des allgemeinen Stimmrechts aufzufordern. Das Oberhaus stimmte dem zu, zum Theil wohl aus dem Nebengedanken heraus, die zweite Kammer einmal an Volksthümlichkeit zu überbieten; dann wollte sich diese nicht den Wind aus den Segeln nehmen lassen und schloß sich dem Votum an. Ohne Mißtrauensvotum fühlte sich damit das Ministerium Otter von seinen bisherigen Anhängern verlassen und reichte sein Rücktrittsgesuch ein; Herr Boström kehrte am 5. d. M. an das Staatsruder zurück. Er war früher conservativ, wird aber jetzt gemäßigt liberal regieren; der neue Cultusminister Karl von Friesen gilt für einen Gesinnungsgenossen seines Bruders Sixt von Friesen, der in der Zweiten Kammer das Oberhaupt einer „freisinnigen Sammelpartei" geworden ist, und der neue Finanzminister, Großhändler Meyer aus Karlshamn, ist ein Gegner der jetzt bestehenden hohen Kornzölle. Die neue Wahlrechtsvorlage wird für die Session von 1904 erwartet; im Princip ist ihre Annahme entschieden, die Einzelheiten werden wohl noch langwierige Kämpfe beanspruchen. Wie aber der schwedische Reichstag nach einer Neuwahl auf Grund des künftigen Gesetzes aussehen wird, davon kann sich Niemand so recht eine Vorstellung machen. Bis jetzt zählte die Zweite Kammer unter 230 Mitgliedern einen Socialdemokraten; nachher werden es wohl erheblich mehr sein.

Obgleich die Schweden unter den nordeuropäischen Völkern zweifellos den Vorzug verdienen, sind sie doch von der allgemeinen skandinavischen Unzuverlässigkeit nicht unberührt geblieben. 1891 mußte der Staatsminister Freiherr von Akerhjelm zurücktreten, weil er in einer Ausschußsitzung der Ersten Kammer den erhöhten Militäretat mit den Worten motivirt hatte, „man werde demnächst mit dem Normann einmal schwedisch reden müssen". Er hatte es mit der Bitte um Discretion gesagt, aber die Aeußerung kam in die Oeffentlichkeit, und die erzürnten Norweger erzwangen seine Entlassung. Jetzt ist ein conservatives Ministerium gefallen, weil die eigenen Anhänger zuerst seine sehr gemäßigten Vorschläge ablehnten und dann die Liberalen des anderen Hauses an Volksthümlichkeit überbieten wollten; den größten Schaden davon werden sie selber haben. Wie einmal ein nordeuropäischer Dichter gesagt hat: Das politische Leben in Skandinavien ruht auf „wiegendem Grunde".

Literatur und Kunst.

Einer von den Jungen.*)

Von Leonhard Adelt.

Man darf die Bedeutung des Erstlingswerkes für die Entwickelung eines Poeten nicht unterschätzen. Ob es auch noch so unreif ist, so zeigt es doch die künstlerische Herkunft des jungen Dichters an, und großentheils birgt es auch schon die Keime zukünftigen Wachsthums. Und es ist dann ebenso lehrreich festzustellen, welche Entwickelungsmöglichkeiten der Dichter später hat fallen lassen, als, welche er aufgenommen und verfolgt hat. Diese Feststellung ist besonders ein sicherer Maßstab für den Grad der Selbstzucht bei dem jungen Poeten. Man halte derart Hans Benzmann's Erstlingslyrik „Frühlingsstürme" mit ihrem gährenden Ueberschwang neben sein zweites, ausgereiftes Gedichtbuch „Sommersonnenglück": schon um seiner strengen Selbstzucht, seiner rastlosen Arbeit an sich selbst Willen verdiente Hans Benzmann Beachtung.

Benzmann, Kolberger von Geburt, ist heute 33 Jahre alt. Als Fünfundzwanzigjähriger gab er sein erstes Gedichtbuch, eben die „Frühlingsstürme", heraus. Der junge, werdende Dichter hat den leidenschaftlichen Drang nach Schönheit, der sich gerade erst seiner selbst bewußt geworden ist, aber noch tastend und irrend sucht, wie er erfassen, wie er sich bethätigen soll. Benzmann versteht es im Anfange noch nicht, sich auf einen Vorstellungskreis zu concentriren und aus vielen das eine rechte Wort für jedweden Begriff zu setzen. Er glaubt, die gewaltig in ihm wogende Empfindungswelt am treffendsten durch gewaltige Worte widerzuspiegeln. In dem Bemühen, jede Beobachtung möglichst scharf und umfassend zu charakterisiren, unterstreicht er das Charakteristicum doppelt und dreifach („Erhabene Stille wallet aus den Fluten." „Von Zeit zu Zeit klingt schrill ein Tropfenfall") und giebt — so auch später noch einmal („Arbeitsfrohe, tagesmüde, rothglühende Freude") — an Beiworten zu viel des Guten. Seine Phantasie ist überladen mit der Fülle mannigfachster Bilder, die, hervorsprudelnd, sich überstürzen und, wenn sie sich auch gerade nicht gegenseitig widerstreiten, doch eine einheitliche Anschauung und damit Stimmung nicht aufkommen lassen („Bergsee" IV). Auch Prosaismen laufen vereinzelt mit unter („Und doch ist das ganze farbenprächtige Klingen — nur Erzeugniß meiner glühenden Phantasie"), ebenso Anklänge und in einzelnen Wendungen Copien („Wie eine längst verklungene Sage"). Immerhin sind die Bilder, jedes für sich, zum größeren Theile mit auffallendem Geschick gewählt. Auch fällt schon in diesem ersten Entwickelungsstadium eine leichte Hand in der Formgebung auf, eine Fähigkeit, seine Gedanken und Empfindungen, wo er sie zu geschlossener Form verdichtet, Reim und Versmaß anzupassen — später, und das ist der Wendepunkt, schmiegen sich Reim und Versmaß zwanglos dem Gedanken- und Stimmungsinhalte an. Die erste Dichtungsperiode Hans Benzmann's ist nicht geradezu als symbolistisch zu bezeichnen, obwohl sie stets darauf ausgeht, tiefere Zusammenhänge unter der Maske des Alltags zu erfassen und zur Anschauung zu bringen. Benzmann bleibt jedoch vielfach im Vergleich, in einer hier und da wenig geschickten Gegenüberstellung stecken. Weit besser gelingen ihm schlicht gezeichnete Stimmungsbilder ohne Prätension („Am Abend"). In seinen philosophischen Gedichten könnte man ihn der Art seiner Ideen und ihrer schwungvoll-lyrischen Verkörperung nach zu Schiller stellen. Reflexion beschwert den lyrischen Charakter dieser Gedichte, doch bietet vornehme Tongebung einigen Ersatz dafür. Seine Philosophie selbst wird unzweideutig durch die beiden schlechtesten Verse präcisirt, die Benzmann ihr gewidmet hat:

„Sinnlos nimmer und ohne Zwecke
Wandelt des Schicksals ehernes Rad;
Doch Erfüllung menschlicher Träume
Lieget abseits von seinem Pfad."

Und weiter:

„Einst wirst Du dich sehn,
O Menschheit, vollendet an Geist und Gefühl(!)".

Die „Frühlingsstürme" sind Richard Dehmel gewidmet. Wer mit solch' leidenschaftlichem Ernste nach den Schlüsseln der Erkenntniß sucht wie Hans Benzmann, der kann, sofern er gar noch Lyriker ist, ebenso wenig wie an Nietzsche an Richard Dehmel vorbei, in dem der rastlos grübelnde und ringende, der unstät suchende und wühlende Geist einer ernstwilligen, doch ziel- und führerlosen Jugend seine prägnanteste Verkörperung gefunden hat. Der gefährliche Zauberer Dehmel

*) Es kann die Aufgabe der „Gegenwart" nicht sein, nur von Gewordenen und schnellwuchtig Werdenden zu berichten. Just denen, die im Halbdunkel emporstreben, just den stillen und fleißigen Talenten, von denen der Gassenlärm nichts weiß, will sie den Weg ebnen. Die vorliegende Studie über einen unserer liebenswürdigsten jungen Lyriker wird hoffentlich weitere Kreise für sein Werk interessieren und ihm ein Ansporn zu neuem, gesegneteren Schaffen sein. R. N.

schlägt auch Benzmann in seinen Bann. Dehmel will in seiner Lyrik rein Ausstrahlungen seiner Persönlichkeit geben, wirkt dadurch aber gewöhnlich unplastisch. Benzmann begeht zwar die Pfade Dehmel'schen Symbolismus („Kain"), möchte sich aber der Gefahr, undeutlich und in Falge dessen auch unverstanden zu bleiben, entziehen. Sa fällt er noch einmal in einen alten Fehler zurück, der die lyrische Wirkung bis zur Ernüchterung abkühlt: er setzt dem Symbol die Erläuterung bei („Der klare Quell der Gedanken, den bunte Steine umranken, die glitzernden Steine der Phantasie"). Besanders stark tritt Dehmel's Gedichtbuch „Aber die Liebe" in Benzmann's Gesichtskreis. Aber schan deutet sich an, daß seine Wesensart in der entgegengesetzten Richtung wie die seines Meisters verlaufen wird. Gleich ihm giebt er sich dem Leben in allen seinen Aeußerungen hin, aber die Erlösung von der Unrast des eigenen Ich findet er nicht in der Sättigung der Triebe, sondern in ihrer Besänftigung durch Reinheit („Versuchung", „Die heilige Magdalene", „Der Teufel"). Ein unsterblicher Idealismus bricht sich immer wieder Bahn und leiht dem Dichter die — im Einzelnen noch überschwängliche — Sprache der Begeisterung („Venus Urania"). Und selbst wa er der sinnlichen Liebe ein Lied singt, verwischt ein neckischer Tan alles Unzarte („Liebesnacht"). In dieser Lyrik wiegt die Reflexian vielfach noch zu schwer. Doch fühlt es Benzmann selbst, daß der Gedanke allein nicht beglückt. In den Liebestrieben des Einzelnen geht ihm das Bewußtsein van der Liebe des All' auf: die Liebe als das Unwandelbare in allem Sein, als die urewige Kraft erläst Welt wie Ich. Ueber dieser Erkenntniß wird Hans Benzmann zum Pilger der Liebe.

Nun schaut er mit den Augen der Liebe, mit hellen, aufnehmenden Augen, in die Welt, deren Schönheit ihn wieder freut. Den schweren, schwülen Mantel der Reflexian hat er abgewarfen und durchwandert leichten Herzens die Erde und singt von ihrem Erwachen und ihrer nächtlichen Ruhe, van Vagelsang und Blumenduft, van Poetentraum und Liebessehnen. In seine Dichtung ist mit der Zuwendung zum Leben ein neues, ein realistisches Mament getreten, das ihn van Dehmel fart und in die Nähe Liliencran's etwa bringt. Die Heimath beginnt zu ihm zu reden. Eigenartig und farmsicher erzeugt er Stimmungen aus — meist landschaftlichen — Beabachtungen heraus, ahne sie auszuschmücken und zu beschweren. Eine Nuance erhebt das Gedicht zu symbalischer Bedeutung, macht es zum Spiegel eines Weltbildes, erhellt blitzartig ein ganzes Seelenleben und -leiden. So im „Abendbilde": ernste Abendstimmung, dach Erwachen der Liebessehnsüchte; auf Turmeshöhe zwei glackenläutende Nannen — im Auge der jüngeren eine Thräne nach Lust der Welt. Oder auch, Benzmann wird zum falgerechten Symbalisten, verleiht aber dem Symbal streng realistische Gestaltung („Nähterin Nacht").

Durch alle Dichtung Hans Benzmann's, selbst durch seine Lieder des starken Lebens, geht als Untertan eine alles Grelle mit Milde verklärende Schwermuth, die ihn die Schwermuth der Natur in Nacht und Herbst zu verstehen und lieben gelehrt hat. Humar fehlt ihm beinahe ganz. In seinen Herbstgedichten läßt er sich van seiner Traurigkeit treiben, die mit der sterbenssüchtigen Stimmung der Landschaft zusammenfließt. Er erblickt die Todteninsel, und der Tod besucht ihn. Er sehnt sich aus dem Leben nach reiner, unfleischlicher Liebe zurück, die sich ihm in der Jungfrau-Mutter verklärte („Ave Maria"). Aber er sieht — in der graßgeschauten „Kreuzigung" — den Heiland dieser Liebe gekreuzigt. Und in Einsamkeit blickt er zu Zarathustra, dem Prapheten der Einsamen, auf. Benzmann hat sich zur Philasaphie zurückgefunden. Der Gedanke allein erlöst nicht — aber erlöst die Liebe allein, ahne ihn? Sa geht er nun die Brücke suchen, die van dem Einen zum Anderen führt.

Zwischen dem ersten und zweiten Gedichtbuche Hans Benzmann's liegt die Zeit der graßen Läuterung, des Findens und der Festigung in sich. An Stelle des früheren auf sich gerichteten Denkens und Dichtens tritt mehr und mehr die Verklärung des Außer-Ich durch die poetische Auffassung. Die Welt steht dem Ich nicht mehr fremd, unverständlich und feindlich gegenüber, sandern wird ihm im Genusse einverleibt, wird im genießenden In-sich-aufnehmen Theil des Ich. Sa empfängt der Dichter die beglückende Gewißheit, daß kein Augenblick für ihn verlaren ist, kein Augenblick verlaren gehen kann. In dieser Erkenntniß hat auch alle Zukunft Inhalt, Zweck und Ziel. Diese Erkenntniß ist das Glück:

„Ich geh' empor und seh' zurück
Und segne jeden Augenblick:
O Glück der Liebe, Glück dee Saat,
O Glück der Schmerzen, Glück der That,
Mein reiches Sammersonnenglück!"

Hans Benzmann geht nicht mehr allein durch's Leben. Der unstät suchende Wanderer fand am häuslichen Heerde seine Heimath. Er hat zur Häheneinsamkeit gewallt — im Thale fand er nun sein Glück, sein Weib („Umkehr"). Eine neue Zeit ist wie ein neues Leben für ihn angegangen und trägt ihm eine neue Dichtung zu, durch die der Kirchenfrieden seiner Seele mit leisem, wie verträumten Glockensingen geht.

Sa entstand sein Gedichtbuch „Sammersannenglück". Hat Benzmann schan früher seine tiefsten Stimmungen aus den heimathlichen Haiden empfangen, sa schafft er jetzt bewußt zum Preise seiner Heimath. Er fühlt es, daß hier die starken Wurzeln seiner Kraft ruhen, und er erkennt in inniger Dankbarkeit an, wie viel sie ihm schan geschenkt hat. Was nur ihm lieb und heilig ist, das verlegt er auf den Baden seiner engeren Heimath, deren herrlichsie Verklärung er damit giebt. Man wird an die Bilder Eduard van Gebhardt's und Fritz van Uhde's erinnert, wenn man bei Benzmann Christus über die Haide und durch die pammer'schen Haidedörfer der Ostseeküste schreiten sieht. Die alten Minnesänger, Herr Walther van der Vogelweide an der Spitze, kehren dart bei ihm ein, und er sucht ihnen die Naivetät ihres sangesfreudigen Herzeus abzulauschen. Und wirklich trifft er den rechten Tan. In diesen Gedichten scheint es, als sei alle Schwermuth einer rückhaltlasen Herzensfreudigkeit gewichen, aber man verhehle es sich nicht, daß diese Freudigkeit aus Schmerzen und nicht aus einer heiteren Naturanlage gebaren wurde. Der „Parzifal" verkündet den Glauben des Dichters, der den Weg vom Manatheismus im christlich-dogmatischen Sinne des Wartes zur Naturverehrung, zum Pantheismus im Goethe'schen Sinne gefunden hat:

„Horch, über das blühende Haidekraut
Träumt zierlicher Schellen Silberlaut —
Schrill warnt ein scheuer Rebhahnruf
Vor eines Rößleins tappendem Huf —
Wer reitet über die Haide?

Und hell ein Wiehern und ein Geschnauf,
Aus wilden Rosen taucht es auf:
Ein Rößlein weiß und ein Rittersmann,
Der hat ein Kleid von Seide an,
Ein Kleid von rother Seide.

Das Rößlein niest in den frischen Klee,
Der Ritter lacht: „Mein Rößlein heh!
Frisch über Darn und Sonnenbrand,
Es ist ein Lust das ganze Land,
Es macht mich frei vom Leide!

Wae meiner Seele tumber Knecht,
Macht's Keinem in der Welt gerecht,
Drum ritt ich aus dem finstern Thar:
Zu meinem Gott wollt' ich empor —
Und sah die blühende Haide.

Hier lacht mich Alles fröhlich an,
Hier werd' ich Kind, hier werd' ich Mann,
Hier bin ich klar und deute nicht
Und träume nur im gold'nen Licht,
Hier bin ich frei vom Leide!"

Und er singt und lacht und lacht und singt,
Das Thorenglöcklein leise klingt —
Und wieder ein schriller Rebhahnruf —
In Rosen gedämpft des Rößleins Huf —
Und weite blühende Haide . . ."

Benzmann beherrscht in diesen Gedichten meisterhaft die schwierige Kunst, das wenige eigentlich Charakteristische in knappen Worten so zu geben, daß dem Leser im Augenblick das ganze Bild vor Augen steht. Diese knappe Anschaulichkeit zieht uns mit hinein in die Stimmung des Gedichtes. Die wir im „Parzifal" Roß und Reiter aus dem Busch brechen sehen — jetzt sind wir selbst der fröhliche Rittersmann — bis das Gedicht, allmälig, wie es anschwoll, wieder abnimmt und verhallt — und wir sind wieder der Träumer auf einsamer Haide.

In dieser Verlebendigung der ihn umgebenden Natur ist Benzmann Symbolist von seltener Durchsichtigkeit. Sein seelisches Empfinden bleibt stets in Contact mit den Stimmungen der Natur. Nächst trüben Herbststimmungen („Herbststimmungen", „Reiter im Herbst") bevorzugt er Sommermittagsschwüle („Vision", „Traumjörge", „Friedhofstraum"), Abendnebel und mondbelebte Stille der Nacht („Abendstimmungen", „Nachtstimmung", „Abendsegen"); aus dieser seiner Lyrik finde „Abendsegen" hier Platz:

„Das ist des Abends Segen
Und seine stille That,
Daß Sturm und Kampf sich legen,
Wenn seine feuchten Schwingen
Hinschatten über'n Pfad.

Das hat er vor dem Tage,
Daß er des Herzens Drang,
Daß Sorge er und Plage
Besänftigt still mit mildem,
Mit süßem Schlafgesang, —

Daß er mit dichtem Schleier
Des Landmanns Pflug umhüllt,
Mit stiller Dankesfeier
Die Hütten und die Herzen
Allüberall erfüllt."

Benzmann's Haidebilder sind poetische Gegenstücke etwa zu denen der Worpsweder — „Haidestimmung" und „Abendstimmungen" wie ein Modersohn, „Parzifal" und „Vom Ritter, der suchte" wie Märchenstücke Heinrich Vogeler's.

Doch über dieser Naturbetrachtung schweigt die alte Sehnsucht des Herzens nicht („Berg der Ewigkeit", „Sehnsüchtige Melodie", „Süßer Traum") — die Sehnsucht nach Ewigkeit, die uns Liebe heißt („Die alte Sehnsucht", „Luftschlösser"). Und mit ihr heben die Kämpfe um eine Seele, die Qualen der Liebe und des Falles („Adam", „Streit um eine Seele"; „Der Teufel"), aber auch die süßen Freuden der Liebe und die Zeit der schwülen, wilden Liebesnächte an („Die Erwartung", „Schwüle Nächte", „Selige Nächte"). Und wie der „Ritter, der suchte" Maria die Reine, Hildegard, die Jungfrau, fand, so verklärt die Liebe auch dem Dichter die Geliebte zur Reinheit („Der Tag war todt"), und Maria's Sünde ist ihm ihre Heiligkeit („Maria"). In jedem Dichter ist etwas von der Seele des Weibes, und vielleicht ist das sein seelisch Bestes und Feinstes. Verlaine, Jacobsen, Storm gingen dem Liebesempfinden des Weibes nach, und Benzmann folgt ihnen in den „Mädchenträumen" und in „Maria" mit Zartgefühl.

Dieses Vermögen, andere Leben in Liebe zu erleben, ist die frohe Frucht seines seelischen Gleichmaßes, aus dem leuchtend und groß die Blüthe des Mitleides und Mitleidens erwachsen ist: so führt ihn sein Weg am Bilde des Gekreuzigten vorbei („Am Wege"). Der Nazarener gewinnt Gestalt für ihn. Er sieht ihn über das blutige Schlachtfeld gehen und auf der Haide an's Kreuz geschlagen und ein treues Frauenherz an seinem Grabe Wache halten. Er sieht — wie Max Kretzer im „Gesicht Christi" — den Heiland in der Großstadt hinter dem Sarge des armen Mannes herschreiten — verkannt, verbannt —, und in den „Evangelien" sucht der Dichter Christi Wesen von seinem Ich aus zu durchdringen.

Der Cyklus „Aus den Evangelien" umfaßt zehn Stücke. Christus erscheint in ihm nicht durchaus als der welterlöste und welterlösende Mensch oder als Gott und gottgesandter Erlöser, sondern als Verkörperung der in der menschlichen Seele nach Vollendung und Erlösung ringenden Süchte und Sehnsüchte, als der Prometheus nicht aus eigener Kraft, sondern hineingestoßen in die Mission des für die Menschheit duldenden Messias durch einen Stärkeren im Willen (durch Judas Ischarioth in „Judas"). Oder als der ewige Frager — der Zweifler Ahasver selbst, der auf dem Pfade nach der Wahrheit durch Christi Schmerzen zu Christus kommt:

„Wir gehen den Weg der Wahrheit
Und kommen zu Deiner Klarheit,
Wir geh'n durch Deine Schmerzen
Und kommen zu Deinem Herzen,
Wir werden, wie Du bist,
O Herre Jesu Christ."

Und Ahasver ist der Grübler, zu dem aus dem rastlos durch Zeiten und Weiten brausenden und grollenden Meere all' seine Fragen und Zweifel und Qualen, die Leiden der Welt durch die Geschichte hindurch und die Leiden des Ich — das ganze bunte Räthsel des Lebens spricht: ein problematischer Christus. Jesus Christ wiederum erscheint weiter als der Auserkorene, der sich plötzlich mit Entsetzen und mit geheimem Grauen vor sich selbst bewußt wird, daß ihm sein eigenes Ich — in seiner Auslösung aus allem Nur-Menschlichen — fremd und unverständlich ist („Die Versuchung"), und dem in dieser dunklen, beängstigenden Erkenntniß die Antwort für die Ehebrecherin fehlt, die Gott bis in ihre sündige Brunst hinein zu spüren vorgiebt. Dieses Mannes Stärke findet sich selbst und der Welt und ihren Versuchungen gegenüber ist seine Einsamkeit — sie, seine Armuth und sein Reichthum. Wo er alleinstehend aus der Fülle seines unendlichen Liebesreichthums milden Herzens und milder Hände geben und abezgeben kann oder wo er die Kräfte der Natur für die Menschen seinem Willen dienstbar macht, dort ist er Christus der Erlöste und dadurch auch Erlösende — über diesem Christus flattert das Sturmpanier zum Siege.

Aus dem Stolze der Einsamen und der Einsamkeit heraus erwächst das große Mitleiden und die Liebe zu den Menschen. Um Mitleid zu haben, bedarf man der reifen Weisheit des Einsiedlers: wer sich in den Menschen verliert, ist selbst des Mitleides bedürftig. Auch der Dichter Benzmann war aus sich gegangen, das Weltall zu suchen: da ist das All in ihm erstanden und bleibt und ist bei ihm über die Schwelle des Todes hinaus („Der Einsiedler", „Kosmische Wanderung"). Jetzt blickt er, jenseits von Werden und Vergehen, auf Tod und Geburt herab wie auf ein fremdes Geschehen, das den Menschen seltsam und fröhlich erbaut („Der vom Berge"). Er hat von den ewigen Gestirnen den Rath der Weisheit vernommen, dessen er eingedenk sein wird alle Zeit: „Wir leuchten und erfüllen unsere Zeit."

Es wäre verlorene Liebesmüh', nun noch in einer zusammenfassenden Schlußbetrachtung Hans Benzmann's Stellung im literarischen Leben der Gegenwart haarscharf bestimmen zu wollen. Wie er auf literarkritischem und -historischem Gebiete unermüdlich und mit Erfolg kämpft, so gehört er auch als Lyriker schon heute den Berufenen an. Er ist ein Talent für sich, das niemals eine Führerstellung einnehmen, niemals Schule machen wird, aber seinen Weg, selbstständig und stetig aufwärts, verfolgt. Seine pommer'sche Haide schenkte ihm den Reichthum zartester Stimmungen. Er ist in erster Linie Stimmungslyriker; daneben bebaut er mit gleicher Sicherheit das seit zwei Jahrzehnten

arg vernachlässigte Feld der Ballade. Unsere Zeit weist herzlich wenig Balladendichter von irgendwie nennenswerther Bedeutung auf. Benzmann aber besitzt historischen Sinn genug, um von den alten Meistern ebenso viel wie von den jungen zu lernen, ohne darüber des historischen Abstandes uneingedenk zu werden und seine Eigenart der Vergangenheit zu opfern. Im Laufe des kommenden Herbstes soll ein neuer Band Lyrik Hans Benzmann's erscheinen — ein Strauß heimathlicher Balladen, deren Stoffe der pommer'schen Geschichte entlehnt sind. Heimathsstimmung in der Ballade — gleich Liliencron dürfte Hans Benzmann hier sein Bestes geben.

Die internationale Ausstellung der Münchener Secession.

Von Eduard Engels (München).

„Die Kraft ihrer Lenden ist versiechen gegangen."
Schiller, Räuber.

Wenn ich's recht bedenke, so war's eigentlich ein recht boshaftes Wohlwollen, das die bayerische Regierung der Münchener Secession erwies, als sie ihr das Ausstellungsgebäude am Königsplatz einräumte. Zu diesem antiken Heiligthum steigt man nämlich auf einer Treppe hinan, die fast so hoch ist wie diejenige der Berliner Nationalgallerie, und es ist eine bekannte Thatsache, daß ältere Herren einen Besuch in der Nationalgallerie schon beinahe als Gebirgspartie ansehen. Cultusminister a. D. v. Landmann ist kein Freund der Moderne, dafür kann ich mich verbürgen; ob er auch Talent zur Tücke hat, wage ich nicht zu behaupten; sollte er aber die Secessionisten von langer Hand in das Vaterhaus des Glaspalastes haben zurückführen wollen, so hätte er es nicht hämischer einfädeln können, als indem er die dreißig Tempelstufen des Secessionspalastes gegen die drei Haustreppenstufen des Glaspalastes ausspielte. Schon heute sehe ich manchen der einstigen Stürmer und Dränger über die Beschwerden eines Besuches im eigenen Kunstheim den Kopf schütteln; es wird keine fünf Jahre dauern, so wird Jemand den Vorschlag machen, eine Drahtseilbahn von den Propyläen nach den Ausstellungssälen zu bauen; und nach weiteren fünf Jahren stellt ein mit dem Zipperlein behaftetes Comitémitglied den Antrag, aus Bequemlichkeitsrücksichten mit Sack und Pack in den Glaspalast zurückzukehren ...

Die Secession beginnt zu altern! Vorüber sind die Tage der Begeisterung, vorüber das genialische Drängen und Gähren, wie ein müdes Flämmchen flackert das alte Feuer der früheren Schöpferkraft. Man ist zwar noch nicht beim Greisenalter, aber doch bei etwas Aehnlichem: einer grenzenlosen Blasirtheit angelangt. Kraft, Kühnheit, Neuerungsversuche, Wille zur Macht, Rebellion, mein Gott, das wäre ja Alles so grünjungenhaft, darüber kann ein gebildeter Mann ja nur lächeln! Mit 45 Jahren hat man andere Ideale als mit 25! Mit 45 Jahren ist man wohlhabend geworden, hat eine Menge vornehmer Beziehungen angeknüpft, ist beim Prinzregenten wiederholt zu Tische gewesen, darf bei festlichen Gelegenheiten fünf, sechs Orden an die befrackte Männerbrust heften, wird bei der nächsten Gelegenheit wohl gar geadelt oder zum Hofrath ernannt werden. Nein, Alles was Recht ist: Noblesse oblige, „da giebt's koane Würschteln"!

Und so stapft man freudlos und distinguirt die dreißig Marmorstufen am Königsplatz hinauf und betrachtet müde das freudlose, aber distinguirte Werk in den Sälen. Nicht eine einzige Leistung voll Mark und Nachdruck beleidigt das verzärtelte Auge, Alles schwimmt und plätschert in einer lauen Badebrühe, über der eine Wolke von Parfüm liegt. England und Schottland geben den Ton an. Man stelle sich das vor: Die süße, milde, schmeichlerische und meist verstiegene Malerei von jenseit des Canals regiert die kraftgenialische, stierbrünstige, bauernlümmelhaft gewaltthätige Malerei der Münchener Secession! Die so gottvoll ungeschlachte Nagelschuh- und Lederhosengarde der Moderne kommt auf Chevreauxschuhen in den eleganten engen Kleidern englischer Lebejünglinge daher! Die Buren der Malerei erlitten dieselbe Niederlage wie die wirklichen Buren in Südafrika!

Wie konnte das geschehen? Ich erkläre es mir aus der Rivalität gegen Berlin. Die Berliner Secession protegirt Manet und die Franzosen, da muß München, um etwas Besonderes für sich zu haben, die Engländer und Schotten auf den Schild erheben. Auch entspricht es wohl den Altersverhältnissen der beiden Künstlergruppen, daß sie sich in der angegebenen Weise ihre Helden wählen. Die junge Berliner Secession freut sich des unruhigen, ewig suchenden, veränderungslustigen Wesens der Franzosen; die ältere Münchener Moderne fühlt sich zu den Engländern und Schotten hingezogen, die mit ihrer Entwickelung längst abgeschlossen haben und nur noch auf Verfeinerung ihres Könnens bedacht sind. Schließlich entspricht dem gewitzten Berlinertum der Pariser Esprit, während der Münchener Gemüthlichkeit mehr die britische Gefühlsduselei zusagt.

Ein Drittel aller Münchener Bilder gehört also den Engländern und Schotten. Es sind schöne Sachen, natürlich, denn bei der Münchener Secession wagt Niemand schlecht vertreten zu sein. Aber ich kann mir nicht helfen, mich bringen diese rückgrat- und knochenlosen Gelübde bei all ihrer tonigen Schönheit und bildmäßigen Noblesse aus Rand und Band. Ein Saal mit Gemälden dieser Art wirkt auf mich wie eine an Fußboden und Wänden mit Federkissen gepolsterte Zelle für Tobsüchtige. Man kann darin nicht gehen und nicht stehen, nicht sprechen und nicht sprechen hören. Jeder Bewegung wird ihre Entschiedenheit, jeder Aeußerung ihre Frische genommen. Es ist eine Kunst für decadente Nerven, eine Bläßlingskunst, die der Teufel holen möge.

Die Münchener selbst, wie gesagt, sind müde. Die Barrikadenbauer von ehedem treten als Geheimräthe und Ritter vom Orden des heiligen Michael auf. Uhde, der lange krank war, mag als entschuldigt gelten. Er bringt eine in die Gegenwart verlegte Darstellung des Barmherzigen Samariters, ein mildes, melancholisches Werk aus trüber Seele und für trübe Augen. Man sieht durch einen alten dunkelen Thorbogen in eine matt erhellte Gasse; vorn, im Dunkel des Thorbogens, bringt der Mann aus Samaria seinen besinnungslos auf dem Esel schwankenden Pflegling heran; hinten, aus dem Halblicht der Gasse, stürzen Männer und Frauen herbei, die den traurigen Aufzug mit Geberden des Mitleids und Entsetzens empfangen. Die Farbe des Bildes ist ein stumpfes, kraftloses Braun, in das ein paar stumpfe, trostlose Localtöne hellerer Prägung hineinklingen. Soll ich sagen, welches der Totaleindruck sei, so bitte ich, sich einen Menschen vorzustellen, der in stillem, aber unheilbarem Schmerz in sich selbst zusammengesunken ist, das Haupt in die Hände stützt und die Welt um sich her als nicht mehr vorhanden betrachtet.

Wenn Uhde durch Krankheit, so ist Franz Stuck durch häusliche Verpflichtungen entschuldigt. Er hat sich eine sehr kostspielige Villa eingerichtet und muß sie jetzt abmalen. Das nimmt unendlich viel Leinwand in Anspruch, und auf der Leinwand soll doch auch noch immer etwas drauf sein! Da malt man denn, was Einem in den Wurf kommt: den eigenen Atelierhund und die eigene Gattin, irgend ein Modell, das sich für „Carmen" ausgiebt, irgend eine Erinnerung an's Variété die sich „Saharet" titulirt, endlich sich selbst mitsammt der theuren Ehegenossin und einem Stück Atelier, woraus das schönste Doppelbildniß „Herr und Frau Stuck" wird. Selbst ein Geizhals wird zugeben müssen, daß man nicht haushälterischer malen kann, als Stuck es gegenwärtig thut. Da ist aber auch rein nichts, was an Luxus erinnerte, nicht die kleinste Künstlerlaune, nicht die be-

scheidenste Idee, nicht der dürftigste Witz. Wäre nicht eine kleine plastische Arbeit des Künstlers da, ein Beethovenkopf von wenn auch billiger, so doch wirksamer Dämonie des Ausdrucks, man könnte weiß Gott glauben, der Stuck, auf den man so große Erwartungen gebaut, hätte sein Pulver bereits verschossen und zöge sich nun allmälig vom Schauplatz der Kunstgeschichte zurück.

Mit am frischesten von allen Größen der Secession ist deren frühester Vertreter in Deutschland, der aus der Schweiz gebürtige, in Paris geschulte Albert v. Keller geblieben. Keller's Thätigkeit erstreckt sich auf zwei Gebiete: er ist erstens der mondainste Damenporträtist Münchens; er ist zweitens der raffinirteste Darsteller jener psychologischen Räthsel, mit welchen sich der Occultismus beschäftigt. Also Cavalier und Magier in einer Person! Und Cavalierschaft mit Magie zu gleichen Theilen gemischt, das ist sein „Ergebung" benanntes Damenbildniß, womit er die diesjährige Ausstellung vor der Gefahr der Langeweile gerettet hat. Ergebung ist das feschste Münchener Gewächs, das die ganze diesjährige Ernte gezeitigt hat. Man sieht eine weiß gekleidete, äußerst elegante Dame mit schlaff neben den Körper gelegten Armen auf einem goldrothen Polster liegen. Die Haltung der Dame deren Körperachse gegen den Beschauer gerichtet ist, wirkt originell genug, aber der eigentliche Zauber des Gemäldes beruht in seiner mysteriösen Belichtung. Ueber die rechte Wange, den oberen Theil des entblößten Halses sowie über die weiße Seide auf der Höhe des Busens ist nämlich eine solche Fluth blendender Helligkeit ausgegossen, daß man unwillkürlich an Rembrand erinnert wird und den Gegensatz zwischen dem Goldlicht des Haarlemer Meisters und dem Silberlicht Keller's als die eigentliche Quintessenz dieser verblüffenden Leistung erfaßt.

Was sonst auf der Ausstellung noch zu sehen ist, tritt aus dem Rahmen der Alltäglichkeit nicht heraus. Samberger hat die Coryphäen der Secession in Kohle porträtirt: nicht alle zusammen, was man wohl auch einmal versuchen sollte, wenn man sich Manns genug dazu fühlte, sondern jeden hübsch für sich allein, als Brustbild, und mit allen Finessen der Skizze. Von A. Jank sieht man ein lebensgroßes Damenporträt zu Pferd, das eigentlich ein Pferdeporträt mit Dame genannt werden sollte, so unendlich viel besser ist der Gaul als die Dame gemalt. Julius Exter, der früher bei der Luitpoldgruppe stand und einmal für die stärkste Hoffnung der Münchener Moderne galt, ist jetzt zur Secession übergegangen und wird wohl von Niemand mehr für jene stärkste Hoffnung gehalten werden. Aus dem vierschrötigen, bis zur Unförmlichkeit persönlichen Einsiedler vom Chiemsee ist nämlich über Nacht ein Secessionist gegenwärtiger Prägung geworden: ein Maler, der ganz aufgeht in Verzärtelung und rastloser Malkoketterie. Der bizare Julius Diez, den man vorzugsweise als Zeichner der Jugend kennt, entwickelt sich jetzt immer mehr zum Bildermaler und als solcher wiederum zu einem seltsamen Sonderling von überbrettlhafter Phantastik. Der ebenfalls aus der Sphäre des Witzblattes („Fliegende Blätter") stammende Heugeler neigt als Maler mehr zu biedermaierischer Schüchternheit und Herzlichkeit. Habermann endlich, der nicht vom Witzblatt her kommt, aber sich dorthin begeben sollte, fährt fort, Grimassen zu schneiden. Er stellt ein „decoratives Familienporträt" aus, das mit zum Verwegensten gehören mag, was die moderne Malerei geschaffen. Es ist abgründig geschmacklos, aber auch himmelhoch virtuos. Man ist im Unklaren, ob der Maler sich über das Publicum oder über sein eigenes Genie lustig macht.

Von den Münchener Landschaftern, die fast ausschließlich der jüngeren Generation angehören, darf man auf der Sommerausstellung der Secession nicht viel zu sehen hoffen. Diese Sommerausstellungen gehören nämlich nach langjährigem Brauch der „alten Garde", und die alte Garde huldigt erklärtermaßen dem Figurenbild. Immerhin finden R. Kaiser, Pietzsch, Haider, R. Riemerschmid, Buttersack, Flad, Hayeck, Hegenbarth, Hummel, Thomann Gelegenheit, mit hübschen Leistungen hervorzutreten.

Was die nichtenglischen Ausländer betrifft, so verdient als Kennzeichen für den Münchener Kunstbetrieb hervorgehoben zu werden, daß die „führende deutsche Malerstadt" im Jahre des Heils 1902 zum ersten Mal Gelegenheit erhielt, einen Zuloaga zu sehen, einen einzigen Zuloaga! Auch das ist vielleicht bemerkenswerth, daß Cottets bekannte Procession — Le jour de Saint Jean — die bereits der Kunstgeschichte angehört, erst heuer den Weg nach München fand!

Aus der kleinen plastischen Abteilung ist besonders ein weiblicher Studienkopf von H. Hahn zu erwähnen, eine von wunderbarem Stylgefühl beseelte Schöpfung, die auch in psychologischer Beziehung sehr gehaltvoll ist.

Enfin: „Und scheint die Sonne noch so schön, am Ende muß sie untergeh'n". Die in der Münchener Secession verkörperte Moderne hat ihren Mittag bereits hinter sich und jetzt beginnt der Nachmittag. Es giebt schöne Nachmittage, es giebt sogar schöne Abende, man braucht sich also nicht zu grämen. Auch pflegen, wenn Leute bei den späteren Tagesstunden ihres Lebens angelangt sind, eine Anzahl Nachkömmlinge da zu sein, mit denen eine neue Sonne zu neuem Tage heraufsteigt. Warten wir also in Geduld der zukünftigen Dinge.

Feuilleton.

Der getreue Freund.

Ein Märchen von Oscar Wilde.

Uebersetzt von Johannes Gaulke.

Eines guten Morgens steckte die alte Wasserratte den Kopf aus ihrem alten Loch heraus. Sie hatte helle, glänzende Augen und einen straffen grauen Bart, und ihr Schwanz sah aus, als wäre er aus einem Streifen Indiafaser gemacht. Die kleinen Enten schwammen auf dem Teiche umher; man hätte sie für Canarienvögel halten können, so gelb waren sie, und ihre Mutter, die ganz weiß war, aber rothe Beine hatte, versuchte ihnen beizubringen, wie sie auf dem Wasser Kopfstehen können.

„Wenn Ihr nicht auf dem eigenen Kopfe stehen könnt, werdet Ihr nie zur guten Gesellschaft gezählt werden," predigte sie ihnen immerfort, und inzwischen zeigte sie ihnen, wie es gemacht wird. Die kleinen Enten schenkten ihr aber keine Aufmerksamkeit. Sie waren auch noch viel zu jung, um den Vorzug, zur guten Gesellschaft gezählt zu werden, recht begreifen zu können.

„Was für ungehorsame Kinder!" rief die alte Wasserratte, „die sollte man zur Strafe gleich ertränken."

„Sprich nicht so," antwortete die Ente, „Jeder muß einmal den Anfang machen, und Eltern dürfen nie die Geduld verlieren."

„Ach so! Ich für meinen Theil weiß die elterlichen Gefühle nicht zu beurtheilen," sagte die Wasserratte, „ich bin kein Familienmensch. Ich bin niemals verheirathet gewesen und ich denke auch gar nicht daran, zu heirathen. Die Liebe mag ja auch etwas für sich haben, aber viel höher schätze ich die Freundschaft. Es giebt in der That nichts in der Welt, das edler und auch seltener wäre, als getreue Freundschaft."

„Und welches sind nach Deiner Meinung die Pflichten eines getreuen Freundes?" fragte ein grüner Hänfling, der auf einem nahen Weidenbaume saß und die Unterhaltung gehört hatte.

„Ja, das möchte ich auch gerne wissen," sagte die Ente, damit schwamm sie an's andere Ende des Teiches und stand Kopf, um ihren Kindern ein gutes Beispiel zu geben.

„Welch' eine thörichte Frage!" rief die Wasserratte. „Ich erwarte von meinem getreuen Freunde, daß er mir eben treu ergeben ist."

„Und was würdest Du ihm dafür bieten?" fragte der kleine Vogel, indem er auf einen silberglänzenden Zweig hüpfte und mit seinen zarten Schwingen flatterte.

„Ich verstehe Dich nicht," antwortete die Wasserratte.

„Laß mich Dir eine Geschichte hierzu erzählen," sagte der Hänfling.

„Bezieht sich die Geschichte auf mich?" fragte die Wasserratte. „Wenn dem so ist, so will ich zuhören, denn ich liebe solche Plaudereien."

„Sie mag auch Dich etwas angehen,“ antwortete der Hänfling, und indem er hinunter flog und sich am Ufer niederließ, erzählte er die Geschichte vom getreuen Freund.

„Vor langer, langer Zeit,“ begann der Hänfling, „da lebte ein rechtschaffener kleiner Bursche, der Hans hieß.“

„War er von vornehmer Herkunft?“ fragte die Wasserratte.

„Nein,“ antwortete der Hänfling, „ich glaube nicht, daß er von vornehmer Herkunft war, aber er war von vornehmer Gesinnung und hatte ein offenes ehrliches Gesicht. Er lebte in einer dürftigen Hütte ganz allein und arbeitete täglich in seinem Garten. In der ganzen Nachbarschaft da gab es keinen zweiten Garten, der so lieblich war wie seiner. Da wuchsen Nelken und Levkojen, Hirtentäschchen und Gänseblümchen. Da gab es rothe und gelbe Rosen, lila Crocusse und blaue Veilchen, Hyacinthen und Tulpen, Kuhblumen und Glockenblumen, Narcissen und Vergißmeinnicht, und sie alle sprossen und blühten der Reihe nach, eine jede Blume in ihrem Monat, so daß eine immer den Platz der anderen einnahm und es immer schöne Sachen zu sehen und neue Wohlgerüche zu genießen gab.

„Der kleine Hans hatte viele gute Freunde, aber am meisten von Allen war ihm der dicke Müller Hugo zugethan. Ja, der reiche Müller war dem kleinen Hans so ergeben, daß er nie an seinem Garten vorüberging, ohne sich über den Zaun gelehnt und einen großen Blumenstrauß gepflückt zu haben, oder er nahm eine Hand voll süßer Kräuter mit oder er füllte seine Taschen mit Pflaumen und Kirschen, wenn die Erntezeit da war.

„Wahre Freunde sollten Alles gemeinsam haben,“ pflegte der Müller zu sagen, und der kleine Hans nickte und lächelte, und war sehr stolz darauf, einen Freund von so edlen Grundsätzen zu haben.

„Manchmal fanden es die Nachbarn allerdings merkwürdig, daß der reiche Müller dem kleinen Hans niemals ein Gegengeschenk machte, obgleich er hundert Säcke Mehl in seiner Mühle aufgespeichert hatte, und sechs milchende Kühe besaß und eine große Heerde wolliger Schafe. Hans zerbrach sich darüber aber nicht seinen Kopf, und nichts machte ihm mehr Vergnügen, als wenn er den wunderschönen Worten des Müllers, die jener über die Selbstlosigkeit der wahren Freundschaft zu sagen pflegte, lauschen durfte.

„So arbeitete der kleine Hans fleißig in seinem Garten. Während des Frühlings, des Sommers und des Herbstes war er sehr glücklich, aber wenn der Winter kam und er weder Früchte noch Blumen auf den Markt bringen konnte, litt er Hunger und Kälte, und oft mußte er ohne Abendbrod zu Bett gehen, oder er hatte nur einige gedörrte Birnen und harte Nüsse zu essen. Auch fühlte er sich im Winter sehr vereinsamt, da ihn der Müller dann nie besuchte.

„Es hat keinen rechten Zweck, den kleinen Hans zu besuchen, so lange der Schnee liegt,“ pflegte der Müller zu seinem Weibe zu sagen, „denn wenn es den Leuten nicht gut geht, soll man sie lieber allein lassen und nicht mit seinem Besuch belästigen. Das ist wenigstens mein Standpunkt in freundschaftlichen Dingen, und ich weiß, daß ich recht habe. Darum werde ich lieber bis zum Frühjahr mit meinem Besuch warten, dann ist er wenigstens im Stande, mir einen großen Korb Primeln zum Geschenk zu machen, das macht ihn immer so glücklich.“

„Du bist immer sehr feinfühlig gegen Andere,“ antwortete sein Weib, die in ihrem bequemen Armstuhl dicht neben dem hellen Kaminfeuer saß, „Du bist in der That sehr feinfühlig. Es ist ein Genuß, Dich über Freundschaft sprechen zu hören. Ich bin überzeugt, daß nicht einmal der Geistliche so schöne Dinge wie Du sagen kann, obgleich er in einem dreistöckigen Hause wohnt und einen goldenen Ring am kleinen Finger trägt.“

„Aber können wir denn den kleinen Hans nicht zu uns einladen?“ fragte des Müllers jüngster Sohn. „Wenn es dem armen Hans nicht gut geht, will ich ihm die Hälfte von meiner Suppe geben und ihm meine weißen Kaninchen zeigen.“

„Was Du für ein thörichter Junge bist!“ sagte der Müller; „Ich weiß wirklich nicht, welchen Zweck es hat, Dich in die Schule zu schicken. Du scheinst auch gar nichts zu lernen. Wenn der kleine Hans zu uns käme und sähe unser schönes Feuer und unser gutes Abendbrod und unsere große Kanne mit Rothwein, dann könnte er neidisch werden, und der Neid ist eine häßliche Eigenschaft, die den besten Menschen verdirbt. Ich werde jedenfalls nie zugeben, daß der gute Hans verdorben wird. Ich bin sein bester Freund, und als solcher habe ich über ihn zu wachen und aufzupassen, daß er nicht in Versuchung geführt wird. Außerdem könnte Hans, wenn er herkäme, mich bitten, ihm etwas Mehl auf Credit zu geben, und darauf dürfte ich nicht eingehen. Mehl ist eine besondere Sache, und Freundschaft ist es auch, darum haben sie nichts mit einander zu thun. Schon jedes Wort hat seine besondere Schreibweise, und ihre Bedeutung ist erst recht verschieden. Das sollte Jeder einsehen.“

„Wie schön Du sprichst!“ sagte des Müllers Weib, indem sie sich ein großes Glas Warmbier einschenkte, „ich bin auch schon ganz schläfrig. Es ist gerade so, als befände ich mich in der Kirche.“

„Viele Leute handeln richtig,“ antwortete der Müller, „aber nur Wenige sprechen richtig, woraus hervorgeht, daß das Sprechen eine schwierigere Sache ist, und eine schönere dazu.“ Dabei blickte er zu seinem kleinen Sohn auf der anderen Seite des Tisches hinüber, der so beschämt da saß, daß er seinen Kopf hängen ließ und ganz roth wurde und zu weinen anfing. Er war aber auch noch so jung, daß Ihr ihm schon verzeihen müßt — —“

„Ist damit die Geschichte zu Ende?“ fragte die Wasserratte.

„Keineswegs,“ antwortete der Hänfling, „das ist erst der Anfang.“

„Dann stehst Du eigentlich nicht auf der Höhe der Zeit,“ sagte die Wasserratte. „Jeder gute Erzähler fängt heutzutage mit dem Ende an, um auf den Anfang zu kommen und mit der Mitte zu schließen. Das ist die neue Methode. Ich hörte das kürzlich von einem Kritiker, der mit einem jungen Manne um den Teich herum spazieren ging. Er sprach lang und breit über diese Angelegenheit, und ich bin überzeugt, daß er Recht hatte, denn er trug eine blaue Brille und hatte einen kahlen Kopf, und so oft der junge Mann eine Bemerkung machte, sagte er immer ‚So—so‘. Fahre aber nur fort mit Deiner Geschichte. Mir gefällt der Müller außerordentlich. Ich besitze selbst alle diese schönen Eigenschaften, daher ist eine große Sympathie zwischen uns vorhanden.“

„Gut,“ sagte der Hänfling, indem er abwechselnd bald auf dem einen, bald auf dem anderen Bein hüpfte, „sobald der Winter vorüber war und die Primeln allmälig ihre blaßgelben Sterne öffneten, sagte der Müller zu seinem Weibe, daß er den kleinen Hans besuchen wolle.“

„Ein wie gutes Herz Du doch hast!“ rief sein Weib, „Du denkst immer an Andere. Vergiß auch nicht den großen Korb für die Blumen mitzunehmen.“

So band der Müller die Flügel der Windmühle mit einer starken eisernen Kette zusammen, und ging dann den Hügel hinunter mit dem Korb auf dem Arm.

„Guten Morgen, kleiner Hans,“ sagte der Müller.

„Guten Morgen,“ erwiderte Hans, indem er sich auf seinen Spaten stützte und über das ganze Gesicht lachte.

„Wie ist es Dir denn den ganzen Winter über ergangen?“ fragte der Müller.

„Sehr gut,“ sagte Hans, „und es ist in der That sehr liebenswürdig von Dir, Dich nach mir zu erkundigen. Ich bin aber doch froh, daß der Winter vorüber ist, jetzt, da der Frühling gekommen ist, fühle ich mich erst ganz glücklich; auch meinen Blumen geht es gut.“

„Wir haben oft von Dir während des Winters gesprochen, Hans,“ sagte der Müller, „und hätten gern gewußt, wie es Dir erginge.“

„Das war sehr lieb von Dir,“ sagte Hans, „ich fürchtete beinahe schon, daß Du mich vergessen hättest.“

„Aber, Hans, wie Du mich in Erstaunen setzest,“ sagte der Müller, „die Freundschaft kann ich nie vergessen. Es ist etwas Wunderbares um sie, doch fürchte ich, daß Du nicht die Poesie des Lebens verstehst. Wie schön aber Deine Primeln aussehen!“

„Sie sind sicherlich sehr schön,“ sagte Hans, „und ich bin sehr glücklich, daß ich so viele davon habe. Ich bin im Begriff, sie auf den Markt zu bringen und sie des Bürgermeisters Tochter zu verkaufen, damit ich mit dem Gelde meinen Karren zurückkaufen kann.“

„Deinen Karren zurückkaufen? Du wolltest doch nicht damit sagen, daß Du ihn verkauft hast? Das wäre doch sehr thöricht von Dir gewesen?“

„Es ist leider so,“ sagte Hans, „ich war dazu gezwungen. Du wirst begreifen, daß der Winter eine sehr schlechte Jahreszeit für mich ist, und ich hatte in der That keinen Pfennig Geld, um mir Brod zu kaufen. So verkaufte ich zuerst die silbernen Knöpfe meines Sonntagsrockes, und dann verkaufte ich meine silberne Kette und dann meine große Pfeife und zuletzt meinen Karren. Aber ich bin jetzt im Begriff, Alles zurückzukaufen.“

„Hans,“ sagte der Müller, „ich werde Dir meinen Karren geben. Er ist zwar nicht besonders im Stande, eine Seite ist beschädigt und die Speichen sind auch nicht mehr ganz in Ordnung, aber trotzdem werde ich ihn Dir geben. Ich weiß wohl, daß ich sehr großmüthig handele, und viele Leute werden mich sogar für thöricht halten, weil ich mit Dir theile, aber ich bin nun einmal nicht so wie die Anderen. Ich denke, daß Großmuth und Freundschaft zusammengehören, und außerdem habe ich mir ja einen neuen Karren angeschafft. Du kannst also beruhigt sein, ich werde Dir meinen alten Karren schon geben.“

„Du handelst in der That großmüthig,“ sagte der kleine Hans, und sein freundliches rundes Gesicht glänzte vor Vergnügen. „Es wird mir auch nicht schwer fallen, es auszubessern, da ich eine Holzplanke im Hause habe.“

„Eine Holzplanke!“ sagte der Müller, „eine solche kann ich gerade für mein Scheunendach gebrauchen, das ein großes Loch hat, und das Getreide könnte dumpf werden, wenn ich es nicht schleunigst flicke. Wie gut, daß Du mich daran erinnert hast. Wie doch eine gute Handlung immer die andere nach sich zieht! Ich habe Dir meinen Karren gegeben, und jetzt giebst Du mir Deine Planke. Freilich ist ja der Karren viel mehr werth als die Planke, aber treue Freundschaft nimmt von solchen Dingen keine Notiz. Nun hole sie auch gleich herbei, damit ich noch heute meine Scheune ausbessern kann.“

„Gewiß,“ rief der kleine Hans, und er lief zum Schuppen und zog die Planke hervor.

„Sehr groß ist die Planke gerade nicht,“ sagte der Müller, indem er sie betrachtete, „und ich fürchte, daß sie kaum noch für Deinen Karren ausreichen wird, nachdem ich mein Scheunendach damit geflickt habe, dafür kann ich aber nicht. Und jetzt, nachdem ich Dir meinen Karren gegeben habe, wirst Du mir sicherlich als Gegengeschenk einige Blumen geben. Hier ist der Korb, und gieb Acht, daß Du ihn ganz voll füllst.“

„Ganz voll?“ fragte der kleine Hans recht besorgt, denn es war in der That ein sehr großer Korb, und er wußte, daß er keine Blumen zum Verkauf mehr haben würde, nachdem er ihn gefüllt hatte, und er hätte gern seine silbernen Knöpfe zurückgekauft.

„Freilich,“ antwortete der Müller, „da ich Dir meinen Karren gegeben habe, ist es doch nicht zu viel verlangt, wenn ich Dich um ein paar Blumen bitte. Ich mag unrecht haben, aber ich meine, daß Freundschaft, wahre Freundschaft, frei von jeder Selbstsucht sein sollte.“

„Mein lieber Freund, mein bester Freund,“ rief der kleine Hans, „alle Blumen in meinem Garten gehören Dir. Es liegt mir mehr an Deiner guten Meinung als an meinen Silberknöpfen,“ und er lief davon und pflückte alle seine niedlichen Primeln und füllte damit des Müllers Korb.

„Adieu, kleiner Hans,“ sagte der Müller, als er den Hügel hinaufstieg mit der Planke auf der Schulter und dem großen Korb in der Hand.

„Adieu,“ rief ihm der kleine Hans zu, und er fuhr fort, in bester Stimmung weiter zu graben, denn er freute sich sehr zu dem Karren.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Die Geschichte des Zolltarifs.

„Ich habe durch den Zolltarif meine Menschenkenntniß bedeutend vermehrt. Wenn einmal die Geschichte des Zolltarifes actenmäßig geschrieben werden wird — eine sehr interessante Geschichte — dann wird man mit Verwunderung erkennen, daß Leute, die sich öffentlich als Freihändler ausgaben, insgeheim für ihre Erzeugnisse prohibitive Schutzzölle zu erlangen suchten.“
Graf Posadowsky in der Zolltarif-Commission.

Die Friedenspräsenz-Stärke der Ideale, an welche Graf Posadowsky glaubt, hat abermals eine Verringerung erfahren. Da die Excellenz sich der diplomatischen Mundart der deutschen Sprache bedient, so brachte sie den schweren Verlust dadurch zur öffentlichen Kenntniß, daß sie eine außerordentliche Vermehrung ihrer Menschenkenntniß anzeigte. Der Unterstaatssecretär benutzte die günstige Gelegenheit, um auch gleich ausgiebige Reclame für ein demnächst in seinem Verlage erscheinendes Geschichtswerk zu machen. Es behandelt den Zolltarif. Bei seiner beträchtlich vermehrten und verbesserten Menschenkenntniß mußte sich der Staatssecretär sagen, daß er mit der ganzen Auflage dieses Werkes sitzen bleiben und zu Cantate vielleicht noch gar die Recensionsexemplare unaufgeschnitten zurück erhalten würde. Für den Zolltarif interessirt sich schon jetzt, wo er sozusagen noch lebt, kein Mensch mehr; wer wird also mehrbändige, actenmäßige Leichenreden darüber lesen? Posadowsky wandte deßhalb den schlauen Verlegertrick an, die pikanteste Stelle des Buches unverzüglich zu publiciren und befreundete Zeitungen zum Nachdruck mit Quellenangabe aufzufordern. Daran nicht genug, versprach er den Käufern in dunklen Wendungen, sie würden auch sonst noch Interessantes erfahren. Da bisher Niemand irgend etwas Interessantes am Zolltarife wahrgenommen und auch Niemand dergleichen für möglich gehalten hat, so ist Dank Posadowsky's durchtriebener Reclame die Spannung fieberhaft gewachsen. Ob sich der Leipziger Buchhändler-Börsenverein die erdrückende Concurrenz ruhig gefallen lassen wird, ist noch unentschieden. Jedenfalls hätte Posadowsky als Buchhandlungsgehülfe wahrscheinlich schneller Carrière gemacht denn als Staatsmann.

Zum Verfasser des historischen Werkes über den Zolltarif war zuerst ein durch seinen sprühenden Humor, seine juristische Bildung und seinen vornehmen Ton gleich berühmter socialdemokratischer Abgeordneten ausersehen worden. Noch in den letzten Tagen hat dieser beliebte Redner der Zolltarif-Commission überwältigende Proben seines hohen Könnens geliefert und sie die ausführliche Gediegenheit seiner Vortragsart bewundern lassen. Sobald er die Wendung: „Ich eile jetzt zum Schlusse“ anwendet, wissen sämmtliche Collegen, daß sie nunmehr ruhig ein Mittagessen von sechs Gängen einnehmen, eine Spazierfahrt durch den Thiergarten antreten und Abends in's Herrenfeld-Theater gehen können — sie kommen immer noch rechtzeitig genug in's hohe Haus zurück, um seine letzten rhetorischen Landregengüsse zu genießen. Aus allen diesen Gründen bedauert man, daß ihm der Auftrag, das Zollwerk zu schreiben, in letzter Stunde entzogen worden ist. Der Abgeordnete steht aber, wie unter der Hand verlautet, in dringendem Verdacht, zu den Leuten zu gehören, die nach Außen hin den Freihandel predigen, und dann im Geheimen Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um für ihre speciellen Producte prohibitive Schutzzölle zu erlangen. Im vorliegenden Falle soll es sich um Ochsenmaulsalat handeln.

Peinz Vogelfrei.

Musikalisches.

Der Ring des Nibelungen liegt jetzt in der neuen handlichen Partiturausgabe geschlossen vor —, vier schmucke kleine Octavbände enthalten das riesenhafteste, monumentalste Tonwerk, das je geschaffen worden ist. In schneller Folge hat der Schott'sche Verlag in Mainz der Rheingoldpartitur die drei anderen Werke in der gleichen erstaunlichen Ausstattung, auf dem dünnen „Deutsch-Chinapapier“ gedruckt, angereiht. Was von der Rheingoldausgabe zu rühmen war, gilt auch von den übrigen Bänden. Das complicirte Gefüge des mächtigen Tonkörpers zeigt sich in klarster und schöner Wiedergabe, und der äußerst billige Preis der einzelnen Bände, welcher dem der Rheingoldpartitur entspricht, setzt jeden Musiktreibenden in die glückliche Lage, dem Bau des Nibelungenwerkes im Detailstudium nahezukommen. Durch das schöne Unternehmen verdient sich der berühmte Mainzer Verlag lebhaftesten Dank, und man kann nur wünschen, daß nach und nach noch weitere Tondramen Wagner's in solcher Originalgestalt erschlossen werden und daß die kleinen Partiturbände bald bei jedem ernsten Musikus zu finden seien als künstlerische Hand- und Erbauungsbücher.

Auch von Eulenburg's Partiturausgaben ist Neues zu melden. Der Verlag zieht seine Kreise weiter: „Chorwerke Nr. 1“ heißt es auf dem Umschlage eines neuen Bandes, der die Missa solemnis bringt. Für den Preis von sechs Mark wird den Musikfreunden damit die Partitur des Beethoven'schen Werkes in die Hand gegeben. Arthur Smolian hat wieder eine kurze Einführung dazu geschrieben, welche auch die Daten zur Entstehung und Geschichte des Werkes zusammenstellt. Bekanntlich gehört die Originalhandschrift der Messe zu den Kostbarkeiten der an Autographenschätzen so reichen Königlichen Bibliothek zu Berlin.

Arthur Seidl, der unermüdliche und kampfeseifrige Kunstschriftsteller hat die Aufsätze, in denen er sich während einer längeren Reihe von Jahren beurtheilend und anregend zu den Erscheinungen des deutschen Kunstlebens geäußert hat, in drei ansehnlichen Bänden unter dem Titel „Wagneriana“ zusammengefaßt. Von dem Werke, das bei Schuster und Löffler in Berlin erschienen ist, liegt mir der dritte und letzte Band vor, welcher die Wagner-Nachfolge im Musikdrama behandelt. Vor'm Jahre hatte man Seidl in Würdigung seines kleinen Buches vom „modernen Geiste in der Tonkunst“ als radicalen Fortschrittsmann vorzustellen, der, von Nietzsche'schen Zukunftsgedanken erfüllt, nach neuen Weiten ausspäht und in der Kunst diesen modernen Geist als wesentliches Werthungsmoment proclamirt. Aber man weiß, daß Arthur Seidl aus dem engeren Kreise der Wagnerleute hervorgegangen ist. Die Wagnerische Kunstanschauung hat ihm von jeher das kritische Rüstzeug geliefert, und sie spricht auch aus jeder Seite dieser Kritiken, die im Laufe eines Jahrzehntes in Zeitungen und Zeitschriften herausgekommen sind. Da erscheinen die Vertreter einer eigentlichen „Wagnerschule“ von Cyrill Kistler, Alexander Ritter bis zu Kienzl, Sommer, Humperdinck, Weingartner, Schillings, da stellt er in einer Gruppe von „Pseudowagnerianern“ Leute wie Zöllner, Kretschmer, Gramatann, Goldmark, Bungert zusammen, betrachtet einige ausländische Erscheinungen, die freilich in diesem Rahmen etwas mühsam zu ihrem Rechte kommen, und gelangt schließlich zu dem vielberufenen Capitel Neu-Bayreuth. Die Entstehungsweise des Buches bringt es mit sich, daß Lücken offen bleiben, daß auf der anderen Seite manches mit gutem Grunde Halbvergessene und ad acta Gelegte noch einmal mit allen umständlichen Details in der grellen Beleuchtung des Tagesereignisses auftaucht und mit einem temperamentvollen Eifer abgehandelt wird, für den heute der Resonanzboden fehlt. Kräftige Kürzungen, Ausscheiden flüchtiger Tagesbemerkungen hätten vielleicht den Eindruck des inhaltreichen Buches gerundet, seine Lectüre leicht reizvoller gemacht. Aber auch so ist es ein schönes Zeugniß für die umsichtige und eindringende Art von Seidl's kritischem Mühen und eine an Gedanken und Ausblicken reiche Bilderreihe zur neuesten Kunstentwickelung, die weit über den Werth einer Tageschronik hinausgeht.

Von der im nämlichen Verlage erscheinenden neuen Halbmonatsschrift „Die Musik“ ist soeben zum Beginn der Wagner-Festspiele ein mit allerlei Kunstbeilagen geziertes Bayreuthheft erschienen, dessen hundertfünfzig Seiten eine Menge anregenden und werthvollen Stoffes enthalten. Neben einer großen Zahl von Aufsätzen, welche zumeist die Exegese einzelner Wagner'scher Werke bereichern, findet man darin als interessantes Document den ersten Meistersingerentwurf, den Wagner 1845 in Marienbad geschrieben hat, aus dem Besitze der Frau Wesendonck zum ersten Male abgedruckt. Aus der Feder Friedrichs von Hausegger's, des verstorbenen Aesthetikers, ist ein Vortrag in dem Heft enthalten, der sich mit Rousseau als Musiker und seinem Verhältniß zu Wagner befaßt. Die ansehnliche Fülle und die ernste Haltung der Beiträge ist bezeichnend für die ganze Art des vornehm ausgestatteten und vom Capellmeister B. Schuster frisch geleiteten Kunstblattes, das sich durch seine Regsamkeit und durch die Weite seines Horizonts von manchen anderen Fachorganen glücklich abhebt.

Hermann Springer.

Offene Briefe und Antworten.

Kathederweisheit und Kaufmannsstand.

In Nr. 21 der „Gegenwart“ beschäftigt sich Herr Karl Rötzel mit dem kaufmännischen Berufe. Er kommt in seinen Ausführungen zu der Erkenntniß, daß das Princip des Kaufmannsstandes in der Ausnutzung der Unkenntniß des Käufers hinsichtlich der Qualität der Waare bestehe und daher als unsittlich empfunden werde; daß die natürliche Tendenz der kaufmännischen Ethik nur eben den Conflict mit dem Strafgesetzbuche vermeide; daß eine innere Befriedigung in diesem Berufe nicht gefunden werden könne, und daß das Ende des Handels eintreten werde, sobald die wirthschaftliche Aufklärung und das Solidaritätsgefühl sich bei den Verbrauchern genügend entwickelt habe.

Kein Kaufmann wird den Aufsatz gelesen haben, ohne sich erstaunt zu fragen, wie es möglich sei, daß er, und zwar ohne jede Empfindung hierfür, bisher einem Berufe angehört habe, der unsittlich und dem Verfalle geweiht sei. Aber auch der Unparteiische wird vor dem Räthsel stehen, daß sich Leute aus allen Bildungs- und Berufszweigen, Juristen, Regierungsbeamte &c., in ständig wachsender Zahl dem Handel zuwenden, daß junge Männer Kaufleute werden, deren Schulbildung und Mittel ihnen unschwer einen „idealeren“ Beruf eröffnet hätten, daß der Staat sich über jede neu gegründete Hochschule freut, auf der die von Herrn Rötzel verpönte schwarze Kunst gelehrt wird, daß ferner trotz und alledem nicht behauptet werden kann, mit dem Aufschwunge unseres Handels sei das sittliche Niveau im Volke oder bei den staatlichen Autoritäten gesunken. Das müßte aber nach Herrn Rötzel unbedingt der Fall sein, „da der Kaufmannsstand immer weniger nöthig und deßhalb immer mehr als unmoralisch empfunden wird“, er demgemäß auch immer mehr von sittlich normal empfindenden Menschen gemieden werden müßte.

Wenn unser Aesthetiker nun auch nicht zu jenen Leuten gehören mag, auf die Bismarck's Wort von dem Schielen mit dem Verstande paßt, so zählt er doch zweifellos zu jenen Gelehrten, die auf dem Katheder oder in der Schreibstube irgend einen, ihnen besonders tiefgründig erscheinenden Gedanken aussprechen, ihn mit allen Mitteln der Beredsamkeit entwickeln und sich nicht dadurch irre machen lassen, daß die Praxis ihre theoretischen Erörterungen widerlegt. Daß die Wirklichkeit aber Herrn Rötzel widerspricht, möchte ich für alle Diejenigen nachweisen, die sich durch seine Darlegungen verletzt fühlen.

Dabei will ich zunächst von den Motiven sprechen, die bei der Wahl des Berufes entscheiden. Auch wenn Jemand das Maturitätsexamen mit Auszeichnung bestanden hat, steht ihm nicht, wie so häufig behauptet wird, „die ganze Welt offen“. Bei der Entscheidung, die dann getroffen werden muß, spielen der Ruf, die sociale Stellung und namentlich der Geldbeutel des Vaters die Hauptrolle. Wie mancher Philologe, Theologe, Ingenieur, Kaufmann, Rechtsanwalt wäre lieber Regierungsrath, Officier oder Künstler geworden, wenn sich diesen Wünschen nicht ein klares Rechenexempel oder sonstige, im Wesentlichen materielle Gründe entgegengestellt hätten. Man kann also in zahllosen Fällen auch bei den „idealen“ Berufen nicht von einem inneren Drange sprechen, sondern dreist sagen, daß bei der Wahl des Berufes die in Aussicht stehende Entlohnung der Arbeit (das Gehalt, die Einnahme) nicht nur Mittel zum Zwecke, wie Herr Rötzel meint, sondern thatsächlich Endzweck ist. Ebenso ist in der späteren Berufsthätigkeit selbst, auch bei den gelehrten Berufen, die Geldfrage sehr häufig das punctum saliens. Wenn einem Geistlichen eine besser bezahlte Pfarre angeboten wird, so wird er sie in den meisten Fällen annehmen, trotz der trauernden Heerde, die weint, weil sie ihr bewährter Hirte verläßt, und kein Verständiger wird ihm diesen Schritt verargen. Uebel nehmen wird man es ihm aber, wenn er diesen äußerst praktischen Vorgang thränenden Auges durch den Hinweis auf die Berufung durch „höhere Hand“ zu erklären strebt. Dergleichen sollte sich einmal ein Kaufmann bei einem Stellenwechsel leisten! Und wenn ein Rechtsanwalt eine Proceßsache übernimmt, die sich in allen Punkten als Erbschleicherei qualificirt oder einem Defraudanten räth, für sein „Fortkommen“ zu sorgen, so kann ihn bei dieser Arbeit doch unmöglich das Hochgefühl idealer Thätigkeit bewegen. Aber thut er's nicht, so thut's der Herr College; ihre Einnahmen verbessern wollen sie jedoch Alle, und abgesehen von wenigen Ausnahmen steht das liebe Ich immer im Vordergrunde aller Bestrebungen.

Jeder auf den materiellen Erfolg seiner Thätigkeit Angewiesene sucht eine Existenz zu gewinnen, die ihm die Mittel für ein sorgenfreies Leben gewährt, ihn zu einer Arbeit verpflichtet, die seinen Neigungen möglichst gerecht wird und, wenn angängig, seinen Ehrgeiz befriedigt. In Frankreich trabt jeder Baccalaureus zur Staatskrippe, sehr zum Schaden von Handel und Industrie, denen es an tüchtigen Leuten fehlt, aber ganz im Sinne der Rötzel'schen Eröffnungen. Wenn diese Anschauungen Allgemeingut würden, so wäre die Erstrebung eines öffentlichen, subalternen oder höheren Amtes thatsächlich der einzig gangbare Weg für Alle, die keine Künstler oder Rentiers werden können und zur Landwirthschaft, Medicin oder dergl. keine Neigung oder nicht die nöthigen Mittel haben. Damit würde sich allerdings gleichzeitig eine Rückbildung des öffentlichen Lebens vollziehen, die uns schließlich chinesische Verhältnisse brächte. Aber Gottlob, soweit sind wir noch nicht!

Das Princip des Kaufmannsstandes, sagt Rötzel, besteht in der Ausnutzung der Unkenntniß des Käufers hinsichtlich der Qualität der Waare. Das stimmt ganz und gar nicht. Das Princip des Kaufmannsstandes besteht in einem von ihm geleiteten planmäßigen Verkehr der Güter, in der Vermittelung zwischen Erzeuger und Verbraucher. Diese Vermittelung ist nicht überflüssig, sondern unentbehrlich. Oder soll sich etwa der Landwirth mit seinem Getreide und mit seinem Vieh an den einzelnen Verbraucher wenden? Will der Liebhaber von Kaffee, Thee und Südfrüchten die bescheidenen Mengen, deren er bedarf, aus fernen Ländern selbst kommen lassen? Und wenn er es wollte, lassen die allgemeinen Verkehrs- und seine besonderen Creditmittel, Sprachkenntnisse und dergl. es zu? Und wenn das Alles keine Schwierigkeiten böte, würde er bei Umgehung des Vermittlers gewinnen? Diese Fragen dürften genügen, um darzuthun, daß die Thätigkeit des Kaufmanns unentbehrlich ist. Was aber unentbehrlich ist, das ist auch sittlich.

Allerdings würde diese Thätigkeit entartet und unsittlich geworden sein, wenn es sich bei ihr um eine Ausnutzung der Unkenntniß des Käufers handelte, wie Rötzel behauptet.

Von einer derartigen Ausnutzung kann logisch aber nur gesprochen werden, wenn es sich um eine Uebervortheilung handelt, wie sie vorliegt, wenn beispielsweise ein Pferdehändler ein krankes Pferd als gesund und brauchbar verkauft oder wenn ein Quacksalber werthlose „Heilmittel“ an den Mann bringt, oder endlich, wenn für die aufgewendeten Mittel und Mühen eine Entlohnung, ein Gewinn, gefordert wird, der zu diesen in keinem Verhältnisse steht. Dieser letztere Fall, um den es sich hier allein handelt, denn Gauner giebt es in allen Ständen, kommt aber im Verhältnisse zu dem Riesenumfange des Handels beim Kaufmannsstande zum Mindesten nicht häufiger vor als bei anderen Berufszweigen. Ich will dabei von dem ethischen Momente ganz absehen und nur auf die von der Klugheit gebotenen Gesetze hinweisen, die den Kaufmann zwingen, sich vor allen Excessen in dieser Richtung zu hüten. Das Renommée eines Handelshauses besteht darin, daß es seinen Kundenkreis gut, pünktlich und zu angemessenen Preisen versorgt. Sündigt es in einem dieser Punkte, so wird der Käufer unter 100 Fällen 99 Mal Gelegenheit haben, sich einer anderen Quelle zuzuwenden, da der Wettbewerb nirgendwo rühriger ist als im Handel.

Während der Kaufmann also, um hoch zu kommen oder um oben zu bleiben, immer darnach streben muß, seine Gewinnansprüche möglichst bescheiden zu halten — Ausnahmen giebt es auch hier, beispielsweise bei dem doch auch rein kaufmännischen Betriebe einer Apotheke, der staatlicherseits ganz außergewöhnlich hohe Gewinnsätze gewährleistet sind — kann der renommirte Arzt oder Advokat seine Taxen stets höher schrauben, obgleich sein Rath in zahlreichen Fällen doch gewiß nicht werthvoller ist als der eines bescheidenen Landarztes oder Rechtsanwaltes im Kreisstädtchen.

Da die Thätigkeit des Kaufmanns aber, wie nachgewiesen sein dürfte, nothwendig ist, so wird er dadurch nicht unsittlich handeln, daß er sich seine Arbeit, seine Combination, die Gefahr des Verlustes bezahlen läßt. Denn jede Arbeit ist ihres Lohnes werth.

Nun meint Rötzel aber, daß, wenngleich der Kaufmann jetzt vielleicht noch nicht ganz entbehrt werden könne, er doch überflüssig sei, sobald die wirthschaftliche Aufklärung und das Solidaritätsgefühl sich bei den Verbrauchern genügend entwickelt habe. Also mit anderen Worten, die Verbraucher sollen sich zusammenthun und Alles, was sie nöthig haben, ohne jede Zwischenstufe vom Erzeuger erwerben. Dieser keineswegs neue Gedanke, logisch fortgeführt, kann nur im „Zukunftsstaate“ enden. Denn den Einkaufscartellen müßten unweigerlich die Verkaufsvereinigungen der Hersteller folgen, wie sie zum Theil schon jetzt in den großen Syndicaten bestehen, und da die Producenten, vollkommen organisirt, die Preise nach Belieben hoch halten könnten, so wären die Verbraucher gezwungen, entweder ihre Vereinigungen wieder aufzulösen oder aber sich auch der Production zu bemächtigen. Damit wäre der Traum der Socialdemokraten Wirklichkeit geworden.

Ob Rötzel an eine derartige Entwickelung gedacht hat, ob er an sie glaubt, und ob sie möglich ist, weiß ich nicht. Glücklich machen würde sie nicht. An die Stelle des Wagemuthes und des findigen Kopfes träte die Schablone, und an die Stelle des Kaufmanns der Beamte, der ohne Ziele und Hoffnungen seinen Dienst recht und schlecht versieht und auf's Wetten und Wagen verzichtet.

Vorläufig hat der Kaufmann noch eine Mission. Mögen die anderen Stände sich als Genietruppen fühlen, der Kaufmann und der Techniker stellen heute die Waffe dar, mit der die Schlacht im Kampfe um's Dasein der Völker entschieden wird.

Ich schließe mit dem Hinweis auf Amerika und England und auf Goethe's Wort von der Universalität unseres Berufes.

Oberhausen a. Rh. A. Kerkfieck.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W, Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 34. Berlin, den 23. August 1902. 31. Jahrgang. Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. — Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. — Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Monarchische Kunstkritik.

Auf den Münchener Kellern fehlt es jetzt nicht an Unterhaltungsstoff. Das Jahr ist gut, Braunbier gerathen, aber die eisige Malefiz-Witterung hat bisher den rechten Durst nicht aufkommen lassen. Damit ist es nun besser geworden. Die Bayern können sich in Hitze reden, wenn sie wollen, und den Bierverbrauch erfreulich steigern.

Durch sein Telegramm an den Prinzregenten hat Wilhelm II. sich in den innerpolitischen Kampf eingemischt, der zwischen dem landmannlosen Ministerium Crailsheim und der Kammermehrheit froschmäuseartig tobt. Irgend ein besonderes Interesse der Kunst stand bei der Abstimmung über die 100000 Mark nicht in Frage. Das Centrum freute es, seine unbändige Kraft wenigstens ein ganz klein Bißchen zeigen zu können. Wie im Reiche, so hat es auch in Bayern immer brav still gehalten, wenn die Großen eine Schur für nöthig erachteten, hat nie auf seine Macht getrotzt und sich alleweil mit dem Scheine der Macht begnügt. Mit der Schusterconcession, wie Dr. Sigl zu sagen pflegte. Dies Mal sollten die 100000 Mark Schusterconcession sein. Eine billige Rache, fürwahr, nachdem gegen den klar ausgesprochenen Willen der Mehrheit Landmann's Excellenz gestürzt worden und die Würzburger Professoren Sieger geblieben waren. Um der Sache jede verletzende Spitze zu nehmen, spendete ein Wohlhabender die abgelehnte Zehntel Million aus Eigenem. Schlimmsten Falles wäre sie wohl auch aus dem Wittelsbacher Hausschatze gegeben worden.

Man hat es verdrießlicherweise versäumt, den Kaiser über die Sachlage zu unterrichten, ehe er seine tiefste Entrüstung aussprach und das Hunderttausendmark-Geschenk anbot. Die Münchner Maler und Bildhauer, die mit der vom Centrum nicht bewilligten Summe unterstützt werden sollten, bekennen einen dem Monarchen sehr unsympathischen künstlerischen Glauben. Erst neuerdings hat er sich sehr schroff und wegwerfend über ihn ausgesprochen. Die künstlerischen Anschauungen des Dr. Heim, der im Namen der bayerischen Kammermehrheit die Subvention ablehnte, entsprechen ungefähr denen Wilhelm's II. Dadurch nimmt die großmüthige Spende des Kaisers, die ohnehin zu spät kam, ein befremdliches Aussehen an. Es kommt hinzu, daß der Herrscher irrthümlicher Weise in dem Kammerbeschlusse eine Action gegen den Prinzregenten erblickte, und daß er die Mehrheit deßhalb des Undankes anklagte. Ein Abgeordneter ist an und für sich Niemandem zu Dank verpflichtet; er hat nichts weiter zu thun, als die Interessen seiner Wählerschaft wahrzunehmen. Persönliche Empfindungen und Gefühle müssen aus dem Spiel bleiben. Im vorliegenden Falle aber richtete sich der Angriff keineswegs gegen den Verehrer der bayerischen Krone. Das Centrum dachte und handelte vielmehr streng constitutionell. Seine Kanonenschüsse galten allein dem Ministerium, das den Freund der Mehrheit ausgeschifft hatte.

Die clericale Action war in ihren Grundzügen nicht eben ausschweifend geistreich. Ohne Noth hatte man sich eine Niederlage geholt, ohne Noth den Liberalen eine Wahlparole geliefert, die zum Mindesten Wirkung auf die Gebildeten versprach und ein zweites Bündniß der Socialdemokratie mit den „schwarzen Kunstbarbaren“ vielleicht unmöglich gemacht hätte. Nun die kaiserliche Einmischung erfolgt ist, schauen die Dinge anders aus. Man thut so, als habe Wilhelm II. ein bayerisches Reservatrecht verletzt und sich die Oberaufsicht über innere bayerische Angelegenheiten zugesprochen. Dieser blinde Schwindel wird bei der Wahl Glauben finden. Particularistische Reizbarkeit ist leicht zur Flamme geschürt, und der Haß gegen die Hungerpreußen bedarf eigentlich kaum der Nahrung. Das Centrum ist wieder obenauf, nachdem es jämmerlich tief unten gesessen hatte. Politisch war das kaiserliche Telegramm ein Fehler. Die vorsichtig abwägende Antwort des Prinzregenten kennzeichnet genugsam die Verlegenheit, worin es den Münchener Hof versetzte; streng constitutionell spricht Luitpold nur von seiner Regierung, nicht von sich. Immerhin darf Niemand dem Kaiser verwehren, was jedes Privatmannes Recht ist: seine persönlichen Empfindungen in ihm geeignet scheinender Art auszudrücken. Dagegen muß die Veröffentlichung des privaten Depeschenwechsels, die angeblich auf berlinische Veranlassung geschah, als ein schwerer, tief bedauerlicher und gefährlicher Mißgriff getadelt werden. Die einzige Entschuldigung dafür ist, daß sie den Bierverbrauch auf den Münchener Kellern steigert.

Caliban.

Folgen der Evolutionserkenntniß.

Von Karl Noetzel.

Der Evolutionsgedanke ist in unserer Weltauffassung zum vorherrschenden Elemente geworden. Wir wissen, daß die unorganische und die organische Welt nicht durch plötzliche Kata-

straphen, sandern in ganz allmäligem, aber unaufhaltsamem Werdegang und nur durch beständig fortschreitende Anpassung zu dem gewarden sind, als das wir sie heute kennen, und daß sie sich auch in derselben Weise fartentwickeln. Damit sind der Forschung auf allen Wissensgebieten für unabsehbare Zeit völlig neue Aufgaben gestellt. Alles Bestehende betrachten wir nunmehr als gewarden. Die Erscheinungsfarmen und Eigenschaften des Einzellebens und des Callectivwesens wie Familie, Eigenthum, Gesellschaft, Staat, Sprache, Recht, Religian, Sitte, Kunst und Wissenschaft werden zu ihren Uranfängen zurückzuführen und in ihrem natürlichen Werdegang zu verstehen gesucht.

Durch die Evolutianserkenntniß hat das europäische Denken eine völlig neue, unberechenbare Befruchtung nach Inhalt und Richtung hin erfahren. Es war aber auch die elfte Stunde. Schon am Ende des achtzehnten Jahrhunderts hatte das rein speculative Denken seine Höhe erreicht. Alle im Verlaufe der Jahrtausende erwarbenen und vererbten Varurtheile und Dogmen, welche einer noch unmündigen Menschheit den Muth zum Leben gaben, waren in ihrer logischen Unverbindlichkeit aufgedeckt und definitiv in das Gebiet des völlig subjectiven Glaubens verwiesen warden. Die Denker des neunzehnten Jahrhunderts zagen die letzten praktischen Schlüsse daraus, und diese waren culturfeindlich. Auf der einen Seite finden wir den zügellosen, antimaralischen und antisocialen Individualismus, verfochten von Feuerbach, Stirner, Nietzsche. Auf der anderen Seite wird der Unwerth alles Bestehenden, Mitleid und Weltentsagung durch Schopenhauer gepredigt. Beide Richtungen bedrahten die kaum aus Jahrtausend langer Vormundschaft entlassene Culturmenschheit mit Untergang.

Es schien, als ob das menschliche Denken seine Unfähigkeit nachgewiesen habe, einen Lebensinhalt zu geben. Vielfach sprach man von einem Bankerott der Wissenschaft und von reuiger Wiederkehr in den Schaaß der alleinseligmachenden Kirche unter Aufgabe der mit Leben und Blut der Vorfahren mühsam Schritt für Schritt abgetratzten Gewissensfreiheit.

Diese Krisis erreichte ihren Höhepunkt im siebenten und achten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts. Die graßen Skeptiker Taine und Renan hatten gerade noch die letzten Dogmenreste niedergerissen. Das eurapäische Denken war befreit, aber entgöttert; völlige Gedankenanarchie drohte hereinzubrechen. Unterdessen hatten die exacten Naturforscher unermüdlich weiter gearbeitet. Die Summe ihrer Forschungen fand in der Erkenntniß van der natürlichen Evolution ihre jede Einzeterscheinung erklärende und die weitesten Harizonte für eine Weiterforschung weisende Hypothese. Zunächst nur auf die Naturwissenschaft angewandt, beherrscht sie nunmehr alle Wissensgebiete, sie vielfach von Grund aus umwälzend. Damit ist die Culturmenschheit wiederum auf Jahrhunderte hinaus garantirt. Sie kann nur bestehen, so lange sie große Aufgaben var sich sieht. Die Evolutionslehre leistete unserer Cultur dieselben Dienste, die ihr ein halbes Jahrtausend früher der Revalutiansgeist der Renaissance erwiesen hatte: er rettete sie var dem Untergange in thatenlosem Asketismus, er bewahrte sie var dem Schicksal Asiens. Denn die Evolutianslehre hat außer den wissenschaftlichen aber besser gesagt gerade durch diese auch rein praktische Ziele. Sie giebt die Imperative für unser Handeln. Wenn wir Richtung und Ziele des Naturwirkens erkennen lernen, sa sind uns damit auch Mittel und Wege in die Hand gegeben, ihr unaufhaltsames Vordringen zum Zweckmäßigeren im Sinne unserer ethischen Begriffe zu beeinflussen. Stimmen wir auch unserem tiefinnersten Streben nach überein mit der Hauptrichtung der natürlichen Evolution, so stehen wir hinsichtlich der einzuschlagenden Mittel im bewußten Gegensatz zu ihr. Ihr gilt das individuelle Glück Nichts, der Gattungszweck Alles, sie kennt nur eine Zukunft, keine Gegenwart. Wir aber sind durchaus keine Asketen, wir wollen sowohl unser eigenes Leben genießen, als auch für den Lebensgenuß unserer Nachkommen sorgen. Unser Ethos lehrt uns als Endziel alles Strebens die größte Summe van Glück für die größte Anzahl. In diesem Sinne müssen wir den Lauf der natürlichen Evalutian beeinflussen. Vergleichen wir ihn mit einem gewaltigen Strame. Ohne alles Zuthun van Menschenhand führt er die überschüssigen Wasser dem Meere zu, befruchtet die durchflassenen Lande und trägt mächtige Schiffe auf seinem Rücken dahin. Aber es kommt ihm auch gar nicht darauf an, im Frühjahr weite Strecken zu überschwemmen, ganze Dörfer wegzuführen, Menschen und Vieh in seinen Fluthen zu begraben und dann wieder im heißen Sammer wegen Wassermangel jeden Verkehr unmöglich zu machen. Sein einziges Ziel ist eben immer nur das Meer, alles Andere bleibt ihm völlig gleichgiltig. Menschenhand kann ihn nicht davan abhalten. Sie will das auch gar nicht. Würden die Wassermassen nicht zum Meere geleitet, so wäre Mensch und Menschenwerk durch ihre Gewalt mit Untergang bedraht. Dach der Mensch will, daß der Strom ihm diesen graßen Dienst in einer Weise leiste, die nicht nur jede Schädigung ausschließe, sondern auch noch eine Fülle kleinerer Dienstleistungen und Vartheile für ihn im Gefalge habe. Bewußte Menschenarbeit führt Dämme auf, um Ueberschwemmungen zu verhüten, sie beseitigt Stramschnellen, um den Lauf der Schiffe gefahrlos zu gestalten, sie leitet Seitencanäle ab, um das umliegende Land zu bewässern aber auch Niveaudifferenzen zur Krafterzeugung auszunutzen, sie durchsticht endlich Landzungen und verkürzt sa den Lauf des Stromes, kurz, sie bewirkt, daß der Strom sein Endziel erreicht, rascher sogar, wie er es allein fertig brächte, aber nur, indem er noch einer Reihe bewußter Menschenzwecke dient. In analoger Weise denke ich mir die bewußte Mitarbeitschaft einer über ihre sacialen Pflichten und Ziele aufgeklärten Menschheit an dem durch keine Erdengewalt aufzuhaltenden Vorwärtsdringen der natürlichen Evalutian.

Welches sind nun deren Haupttendenzen? Nach Spencer äußert sich die Evolution in immer größerer Differenzirung und Integrirung, d. h. jede Einheit zerfällt in immer mehr Theile, welche zu einander in immer größerer Abhängigkeit stehen. Das gilt für die organische Welt. Auf das geistige und wirthschaftliche Leben angewandt, bedeutet es, daß das Individuum gleichzeitig nach immer größerem Zusammenschluß strebt und nach hartnäckiger Behauptung seiner Eigenart. Nehmen wir mit Faguet an, daß die Thatsache der Idee varangeht, daß Letztere mithin bloß eine gedachte Thatsache bedeutet, sa finden wir var Aufkammen der socialen Idee die Erfahrung, daß im Daseinskampfe die Mehrheit der Einheit überlegen ist. Es bildete sich aus der Harde der moderne Riesenstaat. Die Idee falgte nach. Aus dem kurzsichtigen unsacialen Individual-Egaismus entwickelte sich der Callectiv-Egaismus in dem Familiensinne, dem Corporatiansgeist, dem Patriotismus, endlich der allgemeinen Menschenliebe. Das sind die ganz graßen Linien der sacialen Evolutian. Zum speciellen Beispiel diene uns das eben verflossene Jahrhundert. Ebenfalls nach Faguet bilden dessen charakteristischeste Thatsachen die Ausbreitung der Demakratie, die Tendenz zu immer größerer Staatenvereinigung und die Zunahme der Plutakratie. Die unmittelbaren Ursachen dieser Erscheinungen erblicken wir in der Erleichterung des Verkehrs, der Informatian und der Production, sowie in der Vervallkammnung der Bewaffnung. Die Zunahme der Demokratie und die Neigung zu größeren Staatenverbänden haben wir wohl als ursprüngliche, unabänderliche Tendenzen anzuerkennen, während die augenblickliche Zunahme der Plutokratie wahrscheinlich eine Uebergangsform bedeutet. Es stehen allem Anschein nach Aenderungen im Wirthschaftsleben bevor, hervorgerufen durch das neu erwachte sociale Gewissen. Ich verstehe darunter das Verantwortlichkeitsgefühl jedes Einzelnen für die Leiden

Aller. Das sociale Gewissen stellt in letzter Instanz einen neuen Inhalt des Rechtsbewußtseins dar und hat somit die natürliche Tendenz zu seiner gesetzlichen Normirung. Nach Stein ist das Recht das nothwendige Mittel zu einer allgemeingiltigen Gesetzmäßigkeit des socialen Lebens der Menschheit. Gleichwie alle anderen Aeußerungen des Collectivlebens bedeutet es somit keine starre Norm, sondern es muß sich stets den socialen Bedürfnissen der Zeit anpassen. Während das römische Recht noch streng auf individuellem Standpunkt verharrt, bringt der Code Napoleon das erste sociale Recht im Enteignungsrecht, womit ein für allemal das Princip aufgestellt wird, daß im gewissen Falle das formell unbestreitbare Recht des Individuums den Interessen einer Mehrheit zu opfern sei. Seitdem hat die Socialisirung des Rechtes unablässig große Fortschritte gemacht, so namentlich in der Arbeiterschutz-Gesetzgebung und der obligatorischen Krankheits-, Alters- und Invaliditätsversicherung. Wir können heute von einem Rechtssocialismus sprechen, welcher nichts Anderes bedeutet, „als die Zwangserziehung zum Altruismus mittelst des socialen Rechts“. (Stein.) Hier haben wir das typische Beispiel einer der Hauptmethoden der Evolution, nämlich der Wechselwirkung. Rein wirthschaftliche Ursachen schaffen sociales Elend. Dieses nimmt solche Dimensionen an, daß es nicht mehr übersehen werden kann und unbetheiligte feinbesaitete Gemüther aus der natürlichen Denkträgheit aufweckt. Durch Wort und Schrift suggeriren diese ihre Erregung immer weiteren Kreisen. Das sociale Gewissen verbreitet sich. Es werden, erst in Privatkreisen, Reformen vorgeschlagen. Immer dringender erweist sich deren Nothwendigkeit. Schließlich muß der Staat seine gesetzliche Sanction geben. Damit hört jeder Widerspruch auf. Der Staat ist ja nichts Anderes als die „Summe von dauernd anerkannten Machtverhältnissen“. (Menger.) Seine Imperative haben nur darum Geltung, weil er die Macht besitzt, ihre Befolgung zu erzwingen. Somit wird die wirthschaftliche Lage die Veranlassung zur Socialreform, diese aber beeinflußt wieder bestimmend die wirthschaftliche Entwickelung.

Jede sociale Reform geht hervor aus der Ueberzeugung von ihrer Nothwendigkeit. „Alle Schwierigkeit in der Durchführung socialer Reformen liegt eben doch bloß in der Beibringung dieser zwingenden Ueberzeugungskraft“ (Stein), d. h. also in der socialen Aufklärung. Sociale Aufklärung bedeutet die Summe und Richtung aller gegenwärtigen und zukünftigen Socialpolitik. Sie bietet uns die einzige Handhabe, um die natürliche Evolution im Sinne unserer ethischen Begriffe zu beeinflussen.

Demnach ergeben sich für eine evolutionistische Socialpolitik folgende Gesichtspunkte. Wie ich schon weiter oben betonte, kennt die Natur nur eine Zukunft; für uns, die wir den Factor des individuellen Glückes mit in Rechnung ziehen, giebt es eine Gegenwart und eine Zukunft. Alle sociale Aufklärung wird darauf gerichtet sein müssen, einen Ausgleich zu finden zwischen den socialen Bedürfnissen der Gegenwart und denen der Zukunft. Letztere müssen in der Gegenwart in der Weise vorbereitet werden, daß ihr einstmaliges unvermeidliches Eintreten mit möglichst geringen Opfern an individuellem Glücke verbunden sein wird; andererseits dürfen unter eben diesen Vorbereitungen auch nicht die berechtigten Forderungen der Gegenwart leiden. Unsere Aufgabe ist keine ganz einfache. In Wirklichkeit stehen wir dadurch, daß wir die beiden der Natur fremden Begriffe, Gegenwart und individuelles Glück, in unsere Politik eingeführt haben, ständig vor einem Dilemma. Es ist durchaus natürlich, daß uns die gegenwärtige Generation näher steht als die zukünftige, und wir wenig geneigt sind, uns der kommenden Generationen wegen Opfer aufzuerlegen. Ein Ausgleich wird stattfinden, indem alle kommenden Generationen dieselbe Anleihe bei zukünftigen Geschlechtern machen werden. Mithin wird unsere gesammte Socialpolitik dahin zielen müssen, vermittelst weitgehender socialer Aufklärung den gegenwärtigen und kommenden Geschlechtern ein sociales Milieu zu geben, welches sie unmerklich zu ihren socialen Pflichten erzieht.

Nach diesem kurzen Ausblick auf die Richtung und Ziele der natürlichen socialen Evolution, sowie einer sie bewußt im ethischen Sinne regulirenden allgemeinen Socialpolitik, wollen wir zu der am Anfang aufgestellten Frage zurückkehren: „Was bleibt dem Einzelnen zu thun übrig bei Anerkennung der natürlichen Evolution?“ Mit dem Vorhergegangenen ist eigentlich die Antwort gegeben. Es bleibt indeß eine seltsame Erscheinung, daß der Mensch ebenso geneigt ist, eine einzelne Thatsache allgemein zu fassen, — wir nennen diese Gedankenunart generalisiren, — als er abgeneigt ist, einen allgemeinen Imperativ zu specialisiren, d. h. für sich selbst bindend zu erachten. Xenophon bemerkt irgendwo, daß ein Befehl, der an mehrere Untergebene gleichzeitig gerichtet ist, von Keinem ausgeführt wird. Ganz so im socialen Leben. Man liest mit einem gewissen, durch den Gegensatz zur eigenen gesicherten Existenz nicht unbehaglichen Grauen von dem Elend des Proletariats, dem jugendlichen Verbrecherthum, den armen Näherinnen u. s. w.; man kommt sich dabei recht gebildet vor, legt das Buch fort und denkt an Anderes. Dabei verfällt Keiner auf die Idee, daß dieses undenkbare Elend, das die sogenannte gebildete Gesellschaft weder in ihrem Nachmittagsschlummer, noch in ihren seichten Schwätzereien stört, jedem Einzelnen die Pflicht auferlegt, mitzuhelfen. „Das besorgt ja der Staat“, meinen sie, „oder der Armenverein (dem man einen Beitrag zahlt im Werthe vielleicht eines Theaterbillets); das thun ferner die Juristen, die Nationalökonomen, die Philosophen und Philanthropen“, welchen man so par distance eine ganz magische Macht zuschreibt. Und doch sind auch die Erleuchtetsten unter diesen bloß Lastpferde, die keuchend sich bis zur Ermattung abmühen, die überschwere Last der menschlichen Denk- und Gefühlsträgheit zu überwinden. Jetzt bewegt sich ein Rad, der Wagen rollt einige Zoll. Da steht er wieder wie angewurzelt. Die Pferde stemmen sich immer in's Geschirr, in Schweiß gebadet stehen sie, die Augen quellen aus dem Kopfe, zum Zerreißen gespannt sind die Muskeln, aber der Wagen bleibt wie festgewurzelt stehen.

Wenn man nun gar von einem Wettkampf der persönlichen Initiative mit der natürlichen Evolution spricht, die ja Alles von selber macht, so glaubt jeder Einzelne das ruhig den Fachleuten der Wissenschaft überlassen zu müssen, selber aber nunmehr die unbestrittene Berechtigung zu besitzen, die Hände in den Schooß zu legen. Denn was würde die eigene Thätigkeit bedeuten? In der That ist behauptet worden, die Evolutionserkenntniß raube der neuen Generation die Kühnheit zum Adlerfluge und sei gleichbedeutend mit der Erkenntniß von der Unlogik des Enthusiasmus. Nichts ist falscher. Der Geist der Evolution lehrt dreierlei; erstens die Naturnothwendigkeit des Fortschrittes, zweitens die Unmöglichkeit, ihn durch gewaltsamen Umsturz herbeizuführen und drittens die Pflicht, ihn durch geduldiges Mitarbeiten zu fördern. Jeder Strebende muß die Selbstüberwindung haben, auf übermäßige Hoffnungen zu verzichten, die Resignation, für die Zukunft zu arbeiten und den Muth, bloß an eine allmälige, aber unausbleibliche Aenderung der gegebenen Verhältnisse zu glauben. Für persönlichen Ehrgeiz, jenen mächtigsten Förderer socialer Einzelthätigkeit bleibt allerdings wenig Platz. Man muß sich begnügen, mit stillem Fleiß seine paar Ziegel zum Zukunftsbaue zu fügen, im Voraus bewußt, einstmals vergessen zu sein. Für Utopisten ist die Zeit vorbei. Das aber waren immer Ungeduldige oder maßlos Ehrgeizige, welche den langsamen, doch stetigen Gang der Evolution nicht abwarten konnten und unwissenschaftlich genug dachten, sie könnten selbstständig das Weltbild ändern. Auch sie waren nur bescheidene Werkzeuge der Evolution. Ihr Enthusiasmus

mußte die ermattete Masse vor Muthlasigkeit bewahren bei ihrem sa langsamen Varanschreiten.

Die Evalutianserkenntniß wird somit im ethisch gesinnten Menschen ein völlig neues Stimmungsbild erzeugen. Suchen wir es in seinen Hanptlinien festzuhalten. Jenes Sicheinsfühlen mit der gesammten lebenden und leblosen Natur, welches bis dahin nur einzelnen erleuchteten Geistern beschieden war, Dichtern, Sehern und Denkern, wie Franz van Assisi, Giardano Bruna, Spinoza, Goethe, muß mehr und mehr zum Grundelement einer jeden gebildeten Persönlichkeit werden. Die mystische Schranke, welche Philasophie und Religion zwischen den Menschen und die übrige Natur gestellt hatten, ist gefallen. Wir wissen, daß das Leben überall dasselbe ist und daß wir, die denkenden Menschen, nur var der Hand die Höhe seiner Entwickelung bedeuten, insofern als bei uns das Bewußtsein zur selbstbeobachtenden und selbstbestimmenden Kraft gewarden ist. Diese Erkenntniß muß ebensa sehr unser Selbstvertrauen stärken, wie uns zur Bescheidenheit stimmen, zur Nachsicht und zur Güte. Jenes Dagma van der Sanderstellung des Menschen hatte wohl nur die eine Bedeutung, ihm in einer noch unaufgeklärten Zeit das zu seiner Missian nothwendige Selbstbewußtsein zu geben. Es bedeutet aber in letzter Instanz eine Ueberhebung des Menschen gegenüber der übrigen Natur und unterstützt daher seinen natürlichen Hang zur Grausamkeit gegen die Thierwelt. Man vergegenwärtige sich die Thierquälerei in den strengkatholischen Ländern des Südens. Auch ist es mir in Rußland oft begegnet, daß mir von einem Pferdepeiniger, den ich aufforderte, sich selbst in die Lage des gequälten Thieres hineinzuversetzen, mit aufrichtigem Staunen geantwartet wurde: „Ich bin aber doch ein Mensch und kein Thier!" Nun ist ja Thierquälerei stets blaß ein Auswuchs menschlicher Beschränktheit, unterstützt aber nicht behindert durch ein einseitig erfaßtes Dogma. Gute Menschen haben zu keiner Zeit Thiere gequält, aber auch die Besten haben sie nur als Maschinen betrachtet und nie zu verstehen gesucht. Uns aber ist durch die Evolutionserkenntniß der Schlüssel zum Verständniß der Thiere gegeben: für uns sind sie noch nicht fertig gewordene Menschen, halbbewußte Geschöpfe. Da sie, der Sprache und der Schrift entbehrend, keine Ueberlieferung besitzen, muß ein jedes van ihnen ganz van Neuem seine Erfahrungen zum Daseinskampfe sammeln. Sie sind unglückliche, hindämmernde, unzufriedene, ewig unruhige, noch nicht zum wachen Bewußtsein erlöste Seelen. Ihr Dasein hat keinen Selbstzweck. Es dient ganz der Arterhaltung. Es wäre naheliegend, hieraus seltsame Schlüsse zu ziehen, wie etwa den, die Menschen hätten die Pflicht, die Thiere zu Menschen zu erziehen. Ich könnte mir zwar sehr wohl denken, daß es einstmals auch dazu kommen wird. Aber das liegt in nebelhafter Ferne. Einstweilen fehlen noch alle Mittel dazu, und haben wir auch durchaus näherliegende Aufgaben. Nicht einmal für den Vegetarianismus halte ich die Zeit für gekammen. Unsere Arterhaltung und Arterhöhung wird noch lange verlangen, daß wir die Thierwelt als Mittel betrachten. Die Evalutionserkenntniß bringt in diese thatsächliche Situation bloß die Nuance herein, daß wir in den Thieren nicht bloß Mittel, sondern auch Zwecke zu sehen haben. Indem sie nämlich die gleiche physische Schmerzempfindung besitzen wie wir, verlangt auch ihnen gegenüber unser sittliches Empfinden als höchste Narm möglichste Verminderung der Schmerzen. Jede Thierquälerei ist selbstverständlich ausgeschlossen. Wohl schlachten wir das Vieh, weil wir es zu unserer Erhaltung nöthig haben, aber wir schlachten es auf die schmerzlaseste Weise. Wir spannen die Pferde var den Wagen, aber wir suchen sie zum Gehorsam gegen uns zu erziehen ahne Körperleiden. Ja wir treiben selbst völlig uninteressirten Thierschutz, z. B. mit der Vogelfütterung im Winter, mit Asylen für Hunde und Katzen ꝛc. Unser gesammtes Verhalten zur Thierwelt muß, wie gesagt, van der einen Erkenntniß geleitet sein, daß die Thiere dasselbe physische Leidensvermögen besitzen wie wir. Wir dürfen also unsererseits nicht mehr zu ihren Körperleiden beitragen, als es unsere Arterhaltung erfordert. Natürlich trifft uns weder die Verantwortlichkeit für die Leiden, welche sich die Thiere unter einander zufügen, nach sind wir im Stande, sie zu verhindern. Wir mischen uns bis jetzt nur dann in die inneren Händel der Thierwelt, wenn eine uns dienliche Art bedroht wird. So viel über unsere Ethik und Politik gegenüber der Thierwelt und deren grundliegenden Umgestaltung durch die Evalutianserkenntniß. Es wäre vielleicht nicht eine der naheliegendsten, aber doch eine äußerst nützliche Aufgabe, eine Geschichte zu verfassen des menschlichen Verhaltens zur Thierwelt unter besanderer Berücksichtigung der Evalutionserkenntniß.

Es dürfte eigenartig erscheinen, daß wir das Verhalten von Mensch zu Thier früher betrachteten als dasjenige von Mensch zu Mensch. Wir thaten das indeß mit voller Absicht, weil gerade das Verhalten des Menschen zur Thierwelt, diese feinste Ausstrahlung des Altruismus, das sittlich Bestimmende der Evolutianserkenntniß sa recht hervortreten läßt. Sie lautet in ihrer Quintessenz: jedes Wesen ist ein Werdendes. Jede Unvollkommenheit bedeutet Zurückgebliebensein in der Entwickelung. Einer salchen gegenüber sind Mißachtung und Aburtheilen keineswegs am Platze, wohl aber Nachsicht und Duldsamkeit. Wenn wir die Unvollkommenheit Anderer, die wir mit Fehler bezeichnen, erkennen, so stehen wir eben auf einer höheren Stufe der Entwickelung. Das aber ist, wenn überhaupt, so doch nur zum geringsten Theile eigenes Verdienst. Außerdem sind uns ja sehr viel höhere Stufen bekannt und denkbar als die, welche wir erreicht haben. Es ziemt uns daher, überall Bescheidenheit und Güte zu hegen. Das sind die Stimmungselemente, welche die Evolutionserkenntniß in uns weckt. Aus ihnen ergeben sich falgende Narmen für unser Handeln: Wenn es eine Entwickelung giebt und wir als bewußte Wesen an der unserigen arbeiten können, sa kann unser Ziel nur das eine sein, die höchste uns mögliche Stufe der Entwickelung zu erreichen. Damit ist durchaus kein Grund zur Ueberhebung gegeben, denn wir wissen ja ganz genau, daß gegenüber dem Antheil unserer Persönlichkeit, welchen wir der stillen Arbeit ungezählter Generationen von Vorfahren aus der Thier- und Menschenwelt verdanken, das, was wir aus eigener Kraft uns anzuerziehen im Stande sind, verschwindend unbedeutend erscheint, selbst wenn wir ein Kant, ein Goethe aber ein Darwin wären. Werdende sind wir Alle und Lernende, darum müssen wir Lehrende und Erziehende sein. Salchen aber ziemt Nachsicht, Bescheidenheit, Güte, Bildungsstreben und ständige Hülfsbereitschaft. Das sind die Eigenschaften, welche die Evolutionserkenntniß mehr und mehr in uns entwickeln wird. Aber schwächen und bekämpfen wird sie die einer mangelhaften Erkenntniß von der Stellung des Menschen in der Natur entstammenden und nunmehr unlogisch gewardenen Begriffe des Hachmuthes, der Mißachtung, des Aburtheilens, des Tugendstolzes und jeder Art von Unduldsamkeit, letztere zumal in der Religian. Sie bleibe als jedes Menschen Ureigenstes unangetastet. Nur infasern ein Bekenntniß durch wissenschaftlich unhaltbar gewardene Dogmen entwickelungshemmend oder, was dasselbe bedeutet, lebensverneinend wirkt und somit das Individuum seiner höchsten Aufgabe entfremdet, dem bewußten Arbeiten an der Erhöhung der Rasse, nur insofern dürfen wir ihre Anhänger aufzuklären streben, aber auch das nur in freundlicher bescheidener Weise und nur, wenn solche Belehrung gewünscht wird. Nach wie vor bleibt das weite Reich des Uebersinnlichen der religiösen Gefühlswelt überlassen. Religian ist als letzter Impuls zum sittlichen Handeln nicht zu entbehren. Wir wallen uns ja durchaus nicht der Begriffsverwechselung schuldig machen, als bedeute der Entwickelungsgedanke an sich schon Religian und sei im Stande,

aus sich heraus zwingende Gründe zum Handeln zu geben. Ganz im Gegentheil, er bleibt nur immer reine Verstondssache. Allerdings vermag die Evalutianserkenntniß an sich ethisch gesinnten Seelen einen Halt und eine Beruhigung zu gewähren, wie es kein Dogma bisher vermachte, indem sie ihnen ihr sittliches Ideal im Einklong zeigt mit dem unabwendbaren Werdegang der Notur. Unethisch gesinnte Elemente werden aber ouch in dieser Erkenntniß keinen zwingenden Grund zum sittlichen Handeln erblicken. Salche müssen indeß darauf gefoßt sein, daß die Gesellschoft sie vermittelst ihres socialisirten Rechtes zwingt, ihren Interessen zu dienen aber sie unschädlich macht.

Ich konnte natürlich mit dem Vorstehenden nur in groben Umrissen andeuten, welchen umgestaltenden Einfluß die Evolutianserkenntniß auf die seelische Stimmung und dos sittliche Handeln der von ihr Durchdrungenen ausüben wird und muß. Möge eine stärkere Feder dieses Problem wenigstens einer vorläufigen Lösung entgegenführen. Ich erblicke in ihm eine der nächstliegenden und wichtigsten Aufgaben der das menschliche Zusammenleben und Wirken bestimmenden Wissenschaft.

Um alles Vorhergehende kurz zusommenzufassen, sa sehe ich eine noch nicht abzuschätzende Belebung des ethischen Gedankens varaus in Folge der Erkenntniß van der Evolution. Sie lehrt uns, daß wir eins sind mit dem unermeßlichen Weltall, daß wir geworden sind durch die vergessene Arbeit unzähliger Ahneneeihen und daher unsererseits rastlos orbeiten müssen füe ungezählte kommende Geschlechter, und das mit Bescheidenheit in dem Bewußtsein, einst unsererseits ebenfalls vergessen zu sein. Unser kurzes Dasein ist gleich einem Festtage, den uns die Ewigkeit gewährt, oder gleich einer Festesstunde. Wie ungeheuer bedeutungsvall erscheint da ein jeder Tag, der in das Meer der Vergessenheit herobrollt und doch hätte gezeichnet sein können durch einen graßen Gedanken, durch eine erwiesene Güte. Wir wollen uns aber ouch nicht die Sommersonntogsfreude unseres Lebens stören lassen durch das unablässige Summen und die Stiche der kleinen Eintagsfliegen unserer Umgebung. Gebeugten Hauptes schreiten die Anderen zum Togeswerke. Wir eilen beflügelten Schrittes zu ihm, denn ein Seelenfest ist uns die Arbeit. Nie wollen wir traurige Gedonken hegen, und selbst die Möglichkeit der Angst verneinen wir. Wie denken nur on das Herrliche, das wir ous uns selbst schaffen werden.

Fachmann und Dilettant.

Von R. Bartolomäus.

Fürst Bismarck sagte om 10. März 1877 im deutschen Reichstage: „Ich habe den Vorwurf des Dilettantismus aft genug hören müssen in diesen Punkten, aber, wenn der Dilettant nicht an dergleichen arbeitet, die Fachmänner, die thun es nicht, die gehen ungern aus dem Geleise heraus, on das sie einmol gewöhnt sind; sie müssen olso die Hülfe des Dilettonten in dieser Richtung schan annehmen, der sich hinter den Wagen stellt und schiebt, wie er es kann."

Nicht unberechtigt war diese Vertheidigung und dieser Angriff. Mit Hahn — sneer — betrachten Fachleute, lange vor dee Rede Paulus' zu den Philosophen von Athen, die Leistungen der sogenannten Dilettanten und suchen sie, wie einst Odysseus seinen Sohn vom Bogenspannen, durch mannigfache Bewegungen ihres Hauptes und Geistes von weiterer Arbeit abzuhalten, aus Furcht, es könne ihnen ebenso gelingen wie den Männern mit cape and gown, wa nicht besser.

In ihren Augen bleibt man Dilettant, und wenn man Jahrzehnte ihrer Wissenschaft gehuldigt, aber nicht bei ihrer Facultät, ihrer Kunst, ihrem Gewerbe eingeschrieben, Lehrling, Geselle gewesen ist und ols Meister nun das Recht erlangt hat und die Pflicht, Bönhasen zu jogen, statt seinem Berufe selbst nachzugehen. Die Leistungen der Dilettanten bleiben Zu- und Einfälle, ihr Wissen ein Stückwerk des Stückwerks und, wenn ihre Kunst und ihr Gloube an ihre Kunst Berge versetzt, so ist es nicht die rechte Kunst und nicht der rechte Glaube.

Ich rede hier nicht von den Leistungen des Glasschleifers Spinaza in der Philasaphie, des Organisten Herschell in der Astranomie, des Arztes Astruc in der Theologie (Bibelkritik), des Dichters Goethe in den Noturwissenschoften, des Juristen Mommsen in der Geschichte — mon könnte erwidern:

„Jahre lang bildet der Meister und kann sich nimmer genug thun,
Dem geniolen Geschlecht wird es im Traume bescheert!"

und sich dem Vorwurfe des Dilettantismus gegen Jene leicht entziehen, so gern man ihn aussprechen möchte, indem man entrüstet Ausnahmen feststellt, welche nur die Regel zu befestigen geeignet sind.

Ein Dilettont ist doch jedensolls ein Mensch, der etwas liebt, und wahl eigentlich, der in etwas verliebt ist — ein Fochmonn ein Mensch, der vor seinem Fache steht, wie ein Arbeiter in der Scheune und nun den Inhalt dieses Faches nach und nach, täglich sein gemessenes Theil, auszudreschen hat. Jener erhält nichts, denn die Liebe „suchet nicht das Ihre" (I. Cor. 13, 5), dieser töglich, wöchentlich, ader wie es sanst ausgemacht ist, seinen Lohn, zuweilen auch Stücklahn, wenn er im Accard arbeitet.

Dieser Vermögensunterschied muß schon den Fachmann weit über den Dilettanten erheben.

„Hast Du Logik studirt?" pflegte ein liebenswürdiger Fachmonn seine Ehehälfte abzufertigen, wenn sie nicht so wallte, wie er; er hatte Logik studirt, sie nicht, folglich dachte er logisch, sie nicht, falglich hatte er Recht, sie nicht.

Der Fachmonn hat somit auch noch den weiteren Vartheil einer wahlbegründeten Gewißheit, daß seine Thätigkeit, die sich nach allgemein onerkannten Regeln vallzieht, einen Anspruch auf Anerkennung, auf Belohnung hat, indeß der Dilettant besser thäte, seiner Neigung den Abschied zu geben und etwas zu thun, das sich ähnlicher Anerkennung erfreut.

Durchdrungen van der Wahrheit dieser Thatsachen ruft Rousseau im Emile aus:

„Lieber wollte ich, doß mein Sohn ein Schuster würde, als ein Dichter!" —

Sehr wahr, denn der Schuster hat wenigstens das unbestrittene Recht, Rechnungen auszustellen, während der Dichter nicht nur seine Rechnungen, sandern sogar seine Haffnungen ohne den Wirth zu machen pflegt.

Es gab eine Zeit, in welcher den Dichtern ein besseres Laas zu erblühen schien, in der Zeit der Meistersinger und später noch einmal in der Zeit der gelehrten Gedichtmocherkunst.

Man hatte für jede Art Gedichte und jede Gattung Dichterei ein bestimmtes Recept, nachdem sie anzufertigen waren. Wer sie demgemäß lieferte, fond Beifall, Anerkennung und Lahn, wer seine eigenen Wege zu gehen sich unterfing, Zurückweisung und Vernichtung, wenn die Zunft es vermochte.

Die Fachleute hatten es so weislich geordnet! Sechs Tage in der Woche machten sie Stiefel, gelehrte Bücher, Kleider, hielten sie Vorlesungen, gerbten Felle und Schülerrücken und om siebenten — wo man kein Werk thun soll — dichteten sie, verfertigten lyrische Lieder, Epen, Trauer- und Lustspiele. Abends losen sie sie auf der Innung unter allgemeiner Begeisterung vor.

Ganze Bibliatheken lieferten diese Dichter; unter einander dichteten sie sich an und besongen sich mit Lesefrüchten

und übergaben sich der Nachwelt mit gewaltigen Worten, die sie selbst — was ein Zeichen echten Genies ist — kaum verstanden.

Verse, wie:

„So kommt nach vieler Müh' zuletzt die Ehrenkrone,
Die jeden hohen Fleiß mit edlem Purpur ziert,"

durfte man damals zum bestandenen Doctorexamen bereithalten.

Alle diese Dinge sind historisch geworden, sind der Nachwelt überliefert und stehen in langen Reihen, wohlgeordnet in den Bibliotheken, und Jeden erfaßt ein Grauen, der sie lesen soll, selbst den Literarhistoriker, der sie lesen muß.

Die Dilettanten haben es so gewollt, die Dilettanten, deren Sachen einst Niemand drucken, aber Alle lesen wollten, die zwar schon lange todt sind, deren Werke aber ewig fortleben.

Homer war ein so schlimmer Dilettant, daß die Männer vom Fach sogar seine Existenz bestreiten; man kennt nicht die Muster, nach denen er gearbeitet, die Persönlichkeiten, nach denen er seinen Paris, seine Helena, seinen Odysseus, seine Penelope, seinen Achill und seinen Patroklos geschaffen hat und kann deßhalb seinem Bildungsgang in keiner Weise nachgehen, noch erklären, wie es möglich war, daß er so dichten konnte, wie er gedichtet haben soll.

Andere Männer vom Fach waren zwar überzeugt, daß er gelebt und diese Verse, wenn auch nicht geschrieben, so doch gesungen hatte — sie zweifelten wieder an seinem Können und wiesen im Triumph nach, daß Homer, dieser Dilettant, dieser

„Gute, oft selber geschlafen" —

daß er Widersprüche in seinen Gedichten geduldet, mangelhafte Verse geliefert, überhaupt zwar eigentlich zum Einschlafen zu verwenden sei, übrigens Alles sehr gut gemeint habe.

Horaz war ein solcher Mann vom Fach; er hatte fleißig die Dichter der Vergangenheit und Gegenwart studirt, etwas Krieg mitgemacht wie Archilochos, in lustiger Gesellschaft gelebt wie Anakreon, mit Fürsten in Freundschaft gelebt wie Alcäus, und war nun völlig vorbereitet, ein Dichter, ein Lyriker nach dem Ton seiner erlauchten Lehrer zu sein und zugleich ein Kunstkritiker, der Anderen wiederum die herrliche Kunst überlieferte, wie man es zu machen habe, wenn man, ein Dichter zu werden, beabsichtigte.

Die Männer vom Fach sahen in diesem Vortrefflichen sofort einen der Ihrigen; seine Uebersetzungen wurden als Meisterwerke der Dichtkunst gepriesen und seine Cochonnerien als wahre Cabinetstücke der Charakteristik. Hier waren Anmerkungen zu machen, woher Jedes geschöpft sei, hier geschichtliche Anspielungen, die nur der Mann vom Fach verstehen konnte, aufzufinden; hier war nie ein Fehler im Versmaß, ein Widerspruch. Ihm gebührte, was er sich mit richtigem Verständniß für seine Leser selbst geweissagt,

„ein Denkmal dauernder als Erz" —

es hätte aus Holz sein müssen, oder aus Gyps mit Bronceanstrich, wenn der Stoff dauerhaft wäre.

Damit sollen die Fachmänner keineswegs mit Holz und broncirtem Gyps verglichen werden! Bewahre! Auf ihrer kräftigen, wohlunterhaltenen Grundlage sind sie viel standhafter als der Dilettant, der oft zusammenbricht, wenn seine Hoffnungen zerstört werden, wenn die Fachleute einig sind im Bedauern seiner mißangewandten Kräfte.

Ihr Gegensatz zum sogenannten Dilettantismus ist eben nichts weiter als der ewige Gegensatz zwischen der Macht des Hergebrachten und den Versuchen des Neuen, des Ungewohnten, zwischen Handwerk und Kunst, zwischen Beharrlichkeit im Widerstand und Kraft des Neuerstehenden, zwischen Alltäglichkeit und Außerordentlichem, zwischen Arbeitskraft, vielleicht Talent, und Genie, zwischen Stoff und Kraft, zwischen bureaumäßigem Fortschieben der Arbeit und Fähigkeit zu eigenem Denken, zwischen Materialismus (sogenanntem Realismus) und Idealismus.

Der Gegensatz ist so alt wie die Welt, nicht erst aus der Zeit Homer's oder Horaz'.

Er ist auch so neu wie — die Shakespearekritiker, die sich nicht denken konnten, daß ein Strumpfwirker aus Stratford und Schauspieler, weder Professor noch Geheimerath, ein Mensch, den eigentlich Niemand kannte wie die Leser und Hörer seiner Dichtungen, daß ein solcher Mensch vom Bierzapfer bis zu Cäsar, von Dortchen Lakenreißer und Beatrice bis zu Porcia und Julia, aller Menschen Seele verstehen und schildern konnte.

So neu wie Knobelsdorf, der Freund Friedrich's II, der sich bei Betrachtung der Transfiguration wundert, daß ein Christus, qui s'élève au ciel dans une atmosphère de froideur sibérienne, pendant qu'au premier plan toute l'attention des spectateurs est occupée aux contorsions d'un enfant possédé du démon, ait toute la valeur du monde parceque c'est un Raphaël qui l'ait peint. (Ernest Lavisse, le Grand Frédéric avant l'avénement. Revue des deux mondes, Bd. 110, V. 519.)

Es ist das Unvermittelte, das Unbegreifliche, was dem Fachmann zuwider ist, ihm, der sich des Besitzes der ganzen Theorie bewußt ist und das ganz anders machen würde, falls er sich überhaupt herbeilassen würde, es zu machen. Es ist die Unmöglichkeit für ihn, etwas zu begreifen, zu verstehen, was außerhalb seines Gedankenkreises liegt, was ihm nicht das geliebte Schema und das gewohnte Detail bietet, das Fachmäßige, das sofort einfächern kann.

Es sollte in unserer Zeit der Arbeitstheilung auch hier Arbeitstheilung eingeführt werden, denn beseitigen kann man sie nicht, die Dilettanten, beseitigen kann sie keine Kritik, abschrecken kein Mißerfolg. Die Einen, die Fachleute, bleiben zu Hause,

Wichtigstes zu thun;

sie durchstöbern die alten Pergamente und sorgen dafür, daß die Kunst und die Wissenschaft bestehen bleibt. Die Anderen, die Dilettanten, stolz im Bewußtsein, daß es gewiß nicht ein Arzt war, der zuerst des Menschen „Geheimnißreiches Inwendiges" untersuchte — es bestand dafür kein Herkommen, er hätte es nicht anzufangen gewußt —, sondern Jemand aus ihrer vorwitzigen Zunft, der aus Neugier unternahm, was noch Keiner gewagt, ohne zu wissen, daß er die ärztliche Kunst von Grund aus veränderte, ja, daß er überhaupt zu ihren Gunsten etwas unternahm, etwas, was jedenfalls seine ärztlichen Zeitgenossen als thöricht belächelt haben, da man nur der Kunst, nicht des Könnens bedurfte, sie, die Dilettanten, sie sorgen dafür, daß die Wissenschaft, die Kunst nicht stehen bleibe, sondern fließe, wachse, fortschreite.

Literatur und Kunst.

Die Entwickelung der erzählenden Literatur, ein Rückblick und Ausblick.

Von Max Wundtke.

Wer die Entwickelung des Menschengeschlechts begreifen will, muß bei den Kindern in die Schule gehen. Den aufmerksamen und verständnißvollen Beobachtern ist es nicht entgangen, daß sich die Entwickelung der gesammten organischen und geistigen Welt nach denselben unwandelbaren

Principien vollendet. Was sich am gesammten Menschengeschlecht vollzieht, wiederholt sich im Kleinen an jedem einzelnen Menschen, und umgekehrt: wie das Individuum Stufe um Stufe auf der Leiter der Entwickelung erklimmt, so werden wir bei genauem Zusehen in der Entwickelungsgeschichte der Völker den gleichen Gang und die gleichen Merksteine erkennen. Große Massen werden langsamer bewegt als Einzelwesen; daher spielt sich dort in Jahrhunderten und Jahrtausenden ab, was hier in einer verhältnißmäßig kurzen Zeitspanne vollendet ist. Man könnte den Werdegang des Heranwachsenden mit gutem Fug als eine unendlich verjüngte Projection der gesammten Menschengeistentfaltung auf das engbegrenzte Menschenleben auffassen. Der Grad der Verjüngung in der Projection steht selbstverständlich in unmittelbarer Abhängigkeit von persönlicher Veranlagung und Erziehungskunst.

Aus diesen Ueberlegungen heraus erklärt sich das Eingangs aufgestellte Paradoxon mit Leichtigkeit. Im Entwickelungsgange der Kindesseele und des kindlichen Geistes wird man mühelos die Gesetzmäßigkeit und den organischen Zusammenhang der einzelnen Phasen zu erkennen vermögen, die auch dem Werden und Reifen der Völker zu Grunde liegt.

Eine der ursprünglichsten Regungen der Kindes- und Völkerseele, die zum Bewußtsein der Außenwelt und ihrer selbst gekommen sind, ist sehr bezeichnend der Trieb zum Gestalten, bezeichnend, weil dieser Gestaltungstrieb ein Abglanz des göttlichen Wesens ist, das sich im ewigen Schaffen und Bilden documentirt. Dieser Trieb, aus den rohen Anfängen der Nachahmung emporsteigend, schafft wahllos, kritiklos, will innerlich Geschautes (also Producte der unbewußt schaffenden Phantasie) in's Leben übertragen, mittheilen, veranschaulichen. Das natürlichste, überall und Jedem zur Verfügung stehende Mittel zur Darstellung ist das Wort. Hier liegt der Anfang der erzählenden Kunst, der Anfang der erzählenden Literatur, vermuthlich der Literatur überhaupt. Aber welche Wandlungen der erzählenden Literatur von ihren kindlichen Anfängen bis auf die Gegenwart! Es verlohnt sich schon, ihnen ein wenig nachzuspüren und ihre augenfälligsten Wendepunkte herauszuheben. Es sollen uns dabei weder die Ausdrucksformen noch die Ausdrucksmittel, deren sich die erzählende Kunst auf ihrem Werdegange bediente, beschäftigen, obwohl auch das sehr viel des Interessanten böte, sondern lediglich die ihr zu Grunde liegende Absicht; denn die erzählende Literatur hat keineswegs zu allen Zeiten die gleichen Tendenzen gehabt. Sie zeigt mit zunehmender Entwickelung eine stufenmäßige Steigerung ihrer Aufgaben und Ziele und demgemäß eine fortwährende Veränderung in ihren Stoffgebieten.

Sehen wir uns die einzelnen Entwickelungsstadien genauer an, so werden wir, die Richtigkeit der einleitenden Betrachtungen vorausgesetzt, finden müssen, daß jedes dieser Entwickelungsstadien einer ähnlichen Epoche im reifenden Einzelleben entspricht. Und in der That ist die Gleichheit der Wege unverkennbar.

Die Phantasie des Menschen sowohl wie der Menschheit, die noch in den ersten Kinderschuhen stecken, bewegt sich in durchaus wirklichkeitsfremden, übersinnlichen und übernatürlichen Bahnen. Unbewußt giebt sie eine Symbolisirung der Naturkräfte, der Naturerscheinungen, der über dem Menschen waltenden Mächte. Götter und Geister sind es, mit denen sie arbeitet; sie schafft Fabelwesen und belebt die gesammte Natur, indem sie ihr Gestalt verleiht und Empfinden und Sprache giebt. Hier haben wir die Anfänge der erzählenden Literatur. Göttergeschichten, mythologische Anecdoten, Fabeln (das Wort in ganz allgemeinem Sinne genommen) von Ungeheuern, Geistern, Phantasiegestalten und Thieren. Spuren dieser ältesten Periode finden wir in der Urgeschichte aller Völker. In ihren Mythologien, in der Edda, in den ursprünglichsten Volksmärchen besitzen wir heute noch Ueberreste davon.

Auch das Kind verlangt in frühester Zeit nach Stoffen, die weit über Menschliches und Natürliches hinausragen. Je phantastischer, übernatürlicher, wirklichkeitsfremder, desto besser. Einfach und schlicht die Handlung, aber diese und die Gestalten abweichend von allem Erfahrungsgemäßen und Vorhandenen. Nicht jedes Märchen sagt dem Kindergemüth auf dieser Stufe ohne Weiteres zu. Die phantastischsten sind es, in denen redende Thiere, Fabelwesen, Geister, tückische Mächte, Verzauberungen und Entzauberungen eine Rolle spielen. Andere Märchen wieder, und bei Weitem die meisten, sind einer späteren Stufe vorbehalten.

Allmälig fängt das heller werdende Auge an, sich in der Wirklichkeitswelt zurechtzufinden. Aus der Ueberwelt steigen die Gestalten zur Erde herab und nehmen menschliche Züge an. Halbgötter werden's und dann Helden, aber immer noch mit besonderen Eigenschaften und besonderen Kräften ausgerüstet. Die Göttersage bildet sich zur Heldensage um. Der wunderbare, übernatürliche, durch keine Logik gebändigte Phantasie-Inhalt bleibt, nur die Gewandung wechselt und rückt die Träger der Handlung dem Menschen näher. Das ist die Literatur der Märchen, der Halbgötter und Heldensagen, der Legenden. Wenig oder in nichts unterscheidet sich diese zweite Epoche von der entsprechenden im Kindesleben.

Mit zunehmendem kritischen Sinn — und er nimmt bei den verschiedenen Völkern und Kindern in sehr ungleichem Grade zu — verblaßt die Freude an dem Ueber- und Widernatürlichen; der Blick schärft sich für die Wirklichkeit und für das natürlich Begründete. Die handelnden Figuren werfen ihre letzten übermenschlichen Züge ab und treten den Hörern als Menschen gegenüber. Aber das Schwergewicht der erzählenden Kunst bleibt wie bisher an den Thatsachen haften. Ein merkwürdiges Ereigniß, ein seltsames Vorkommniß, eine interessante Begebenheit bildet den Stoff. Das Wort „Novelle", das nichts als „Neuigkeit" bedeutet, findet auf dieser Stufe seine Entstehung. Wunderbar kann die Handlung sein, sie darf aber nicht mehr der Logik oder der Erfahrung direct widersprechen. Die Neuheit der Handlung und das Ueberraschende ihres Ausganges reizt den Hörer oder Leser, sonst nichts. Die erzählende Literatur hat hier ein anecdotisches Gepräge.

Auch im Kindesalter findet sich die Parallele. Nach den Märchen, den Heldensagen und Legenden wendet sich der Blick der Wirklichkeit zu. Kurzweg „Geschichten" (Lesebuch-, moralisirende und sogenannte Jugenderzählungen) sind es, die das Kind, zumeist zwischen zehn und zwölf Jahren, am meisten fesseln.

Unmittelbar daran schließt sich die vierte Etappe. Immer noch bleibt Stoff und Handlung die Hauptsache, aber die anecdotische Skizzirung schwindet, um einem mehr oder minder kunstvollen Aufbau in der Handlung Platz zu machen. Das Bild wird bewegter, eine gewisse Entwickelung, besser gesagt: Entrollung der Handlung tritt ein. Hier und da zeigt sich auch schon das Streben, die einzelnen Scenen durch ein logisches Band zu verknüpfen, die Gesammthandlung unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt wie etwa Schuld und Sühne, Suchen und Finden, auf und ab im Menschenleben, die Gewalt der Allmacht, das Verhängniß, Kampf und Sieg u. s. w. zu rücken. Damit sind wir bei der Entstehung des Romans angekommen, und zwar handelt es sich um Schicksalsabenteuer- und Geschichtsromane.

Auch die Jugend greift im späteren Kindesalter mit Vorliebe nach ausgesponnenen Schicksals- und Abenteuer-Erzählungen, nach Erzählungen aus der Weltgeschichte und nach den Biographien hervorragender und thatenreicher Männer.

Allmälig tritt das Interesse an der Handlung selbst ein wenig zurück. Es zeigt sich das Bestreben, das Neue, Interessante nicht mehr in erster Linie in die Begebenheit, sondern hauptsächlich in den landschaftlichen und ethnologisch-culturellen Hintergrund zu verlegen. Die Eigenart des Stoffes

ergiebt sich daraus von selbst. Fremde Orte, Länder, Völker, Zeiten werden die Scenerie, in welcher die Handlung eine secundäre Stellung einnimmt. Wir stehen in der Periode der Herrschaft des exotischen Romans, des specifischen Abenteuerromans, der Schiffbruch- und Indianerromane, Robinsonaden, Weltumsegelungen, Forschungsreisen, Indianergeschichten ꝛc. Das spätere Jugendalter folgt ziemlich genau derselben Vorliebe.

Aus den phantastischen Höhen einer übernatürlichen Welt steigt die erzählende Literatur auf die Erde herab, um alle Weiten zu durchstreifen und schließlich bei dem Menschen Halt zu machen. Der Mensch erscheint ihr allgemach als würdigster Gegenstand, der Mensch, wie er sich zeigt und wie er sich auslebt. Die erzählende Kunst macht hier ihre bedeutungsvollste Wandlung durch. Sie ist nicht mehr ein bloßes mehr oder minder geschicktes Erzählen oder Berichten, sondern ein Nachschaffen, ein wirkliches Bilden. Mit der Menschendarstellung ist der Anfang zum wahrhaft künstlerischen Erfassen der erzählenden Production gemacht. Freilich dürftig genug nehmen sich die ersten Versuche, zu charakterisiren, aus. Menschen, eigenartige Typen, markante Persönlichkeiten lediglich mit Hülfe der Sprache lebensvoll vor unserem geistigen Auge erstehen zu lassen, das ist ein schweres und großes Ziel und nicht in kurzer Zeit erreicht. Selbst unsere großen Classiker kamen diesem Ziele nicht nahe genug, um dieses Streben als vollendet gelten zu lassen. Gleichsam roh führt noch die Hand den Pinsel über das Bild; in groben Strichen stellt sich uns die geschilderte Persönlichkeit dar; einzelne, besonders hervorstechende Züge sind uns gegeben, andere denken wir uns ergänzend hinzu. Seien wir ehrlich vor uns selber: bei aller schuldigen Hochachtung vor unseren classischen Mustern — wo finden wir bei ihnen ein bis in's Kleinste hinein durchgeführtes Charakterbild? Angedeutetes, aber nicht Detaillirtes; das Bildwerk in allgemeinen, nur hier und da bereits ausgearbeiteten Conturen und Streiflichter, hier und da überraschend getreu; Relief, aber keine Körperlichkeit. Fast möchte man sagen, den Charakterisirungsversuchen bis zum Auftauchen der „Neuen Kunst“ geht es wie den chinesischen Gemälden — bei allen feinbeobachteten Einzelheiten keine Perspective, die das Gefühl der Wesenheit aufkommen lassen konnte. Es giebt zu denken, daß in der älteren Schule nur bei Humoristen, (Immermann, Dickens, Reuter ꝛc.) eine annähernd vollständig, überall lebenswarme Charakteristik zu finden ist. Erst die moderne, sogenannte realistische Richtung der Kunst konnte das Ziel — die Menschen in allen Zügen in blutwarmer Lebenswahrheit vor uns hinzustellen — für erreicht erklären. In gewissen zeitgenössischen Werken hat die Charakterisirungskunst eine schlechterdings nicht mehr zu übertreffende Höhe erreicht, allerdings in recht einseitiger Weise, indem man der Weiterentwickelung der künstlerischen Idee nicht die gleiche Sorgfalt widmete. Und so ist die moderne Literatur, die sich so gern, namentlich in ihren Flegeljahren, als „neue Kunst“ bezeichnete, genau besehen die strikte Fortbildung der eben gekennzeichneten Stufen, der auch unsere zweite classische Periode angehört. Geht auch die Geschlossenheit der Handlung dabei in die Brüche — der Hauptwerth liegt in der Geschlossenheit der Charakteristik.

Wie jede einseitige Verfolgung eines Princips nothwendig zur Auflösung führen muß, so sieht man auch hier das Alte zerfallen.

Beschränkte Vermessenheit wär' es, zu wähnen, wir hätten den Gipfel erreicht. Unwandelbar ist das Gesetz der Fortentwickelung. Was kommt nun?

Wer mit aufmerksamem Blick das Gähren, Treiben und Sprossen auf allen geistigen Gebieten der Gegenwart beobachtet, kann sich der Erkenntniß nicht verschließen: Etwas Neues will sich emporringen und wartet auf die Stunde seiner Geburt. Ueberall Zerfall und Zerstörung, überall Kampf und Krampf, überall Abtrünnige und Pfadsucher — aber noch fehlt der Pfadfinder.

Was wird das Neue sein?

Es wird nicht sein bei den Brechen und Zerbrechen der alten Formen, bei den Verbrechern gegen die Kunst; es wird auch nicht sein bei den Verächtern alles Früheren und alles mühsam Errungenen; es wird nicht sein bei denen, die da ausrufen: „Spiel war alles bisher und Wahn! Wir treten jetzt ein in den Ernst und die Wahrheit! Wir bringen Euch die ‚neue Kunst!‘“ Schrittweise, nicht sprungweise reift die Menschheit ihren Zielen entgegen. Nicht in der Luft hängt ein neues Gebild — auf den Ruinen früherer Geschlechter blüht neues Leben empor; Glied reiht sich an Glied zu einer Kette zwischen Erde und Himmel, Stufe reiht sich an Stufe, auf den Schultern der Alten stehen die Füße der Jungen, und in dem Gewesenen und dem Bestehenden liegen die Keime des Kommenden.

Was wird dieses Kommende sein?

So mißlich Prognosen sonst sind — hier wird sie der Kundige wagen dürfen. Er hat nur die Consequenzen aus dem Bisherigen zu ziehen und einige scheue, tastende Versuche, die sich bereits an das Licht wagten, werden ihn in seinen Schlüssen bestärken.

So lange der menschliche Geist an der Oberfläche der Dinge und Erscheinungen haften blieb, genügte ihm in der erzählenden Kunst die logische Scenenfolge der Begebenheiten. Der Mensch stand der Handlung als ein einflußloses Object gegenüber . . . Zufall und Schicksal walteten über ihm. Je weiter jedoch die Menschheit in der Kenntniß der Naturgesetze und ihres eigenen Wesens fortschritt, destoweniger konnte ihrem nach Erforschung des Unerkannten ringenden Geist ein unbegriffener Begriff wie Zufall, Schicksal, Moira, Fatum, Karma, Kismet genügen. Aber erst die jüngste Zeit mit ihrem ungeahnten Aufschwung der Naturwissenschaft, mit ihrem ernsten Studium der Menschenseele bringt allmälig Licht in dieses Dunkel. Wir haben gelernt, wie die Psyche in ihrem Werden und in ihren Aeußerungen ebenfalls unabänderlichen Gesetzen unterworfen ist; wie nichts sprungweise und nichts willkürlich vor sich geht, wie nichts in der Seele gegeben, sondern alles geworden ist. Wir haben ferner gelernt, wie zwischen der Psyche und den Lebensäußerungen des ganzen Menschen unzerstörbare Wechselbeziehungen bestehen; immer weiter ist das Bewußtsein von dem eigenen Ich vorgedrungen und hat das mystische Dunkel des Unbewußtseins erhellt.

Wurden die Ereignisse des menschlichen Lebens bisher betrachtet wie die Silhouetten auf einer Schattenbühne, so will uns jetzt das bloße Anstaunen nicht mehr genügen; wir wollen die Hand beobachten und die Fäden sehen, deren Zügen die Marionetten gehorchen. Dieses neue psychische Problem, das die Wissenschaft in das Leben hinauswirft, muß auch die erzählende Kunst in sich aufnehmen, wenn sie nicht hinter dem Leben zurückbleiben will. Sie wird den Zusammenhang klar legen müssen, in welchem die äußere Handlung (Schicksal) zu der inneren Wesenentfaltung des Menschen steht. Das ahnungsvolle Wort des Dichters: „In Deiner Brust sind Deines Schicksals Sterne“ muß Wirklichkeit werden. Die Seele des Menschen ist ein Product aus unendlich vielen Factoren, ein ungemein complicirtes Gewebe, das seine Fäden nach außen fortspinnt, des Menschen Thun und Lassen leitet und in seinen letzten Consequenzen sein Schicksal, sein Verhängniß wird. Wie das Schicksal mit Nothwendigkeit aus dem innersten Wesen des Individuums herauswächst, das zu zeigen wird in nächster Zukunft Aufgabe der erzählenden Literatur sein.

Soll der Leser von einer Beweisführung zwingend überzeugt werden, so muß er vor Allem in den Voraussetzungen klar sehen, und darum gehört zu einer derartigen Kunst eine äußerst feinsinnige Analyse. Wie sich aus tausend Factoren des Seelenlebens und seiner äußeren Beeinflussungen Stim-

mungen entwickeln, das leise unmerkliche Fartgleiten aus einer Stimmung in die andere, wie sich aus diesen Stimmungen Gedankengänge, Leidenschaften, Entschlüsse, Thaten herausschälen, das Alles wird der Schriftsteller zu zeigen haben.

Diese psychische Analysirungskunst (die schan hier und da austaucht und sich prätentiös als die „neue Kunst“ ausgiebt), die „Seelen-Detailmalerei“, darf aber niemals Selbstzweck werden; sie bleibt nicht als das realistische Mittel zur Erreichung des künstlerischen Endzweckes. Das Endziel des darstellenden Künstlers ist die Katastraphe des „Schicksals“. Seine Ausgabe ist es, zu zeigen, daß es sa hat kommen müssen und nicht anders hat kammen können. Die Ausführung darf ihre überzeugende Gestatt auf den Leser nicht verfehlen, und willenlos muß sich dieser van dem Dichter bis zu den äußersten Cansequenzen sartführen lassen. Die Consequenz ist zwar der Kardialpunkt des Werkes an sich, der Vereinigungspunkt aller angesponnenen Fäden, der nothwendige Abschluß, die erwartete beruhigende Auflösung der Consequenzen- und Dissananzensalge, das Fallen des Vorhanges, begründet in dem unserer Natur innewahnenden Drange nach dem Begrenzten, in sich Abgeschlassenen; aber der Werth des Werkes ist nicht hier zu suchen.

Die Wirkung eines Kunstwerkes liegt var Allem in der Methade der psychischen Objectsbehandlung. Hier offenbart sich hauptsächlich die Kunst des Poeten. Varzügliche psychische Analysen wird der Psychaloge, wenn er zugleich Physialage und Philosoph ist, auch liefern können: aber während dieser seinen Leser an dem Gängelbande abstracter Lagik zum gewünschten Ziele führt, heißt des Künstlers Weg „Anschauung“, aber was ihn selbst betrifft, „Anschauung und Gestaltung“. Und das ist hier gleichbedeutend mit Leben. In dem, was die Methade des Schaffens erst zu einem rein dichterischen Vallbringen macht, beruht zum größten Theil die Freude an literarischen Kunstschäpfungen. Nur diese Methade zeigt das Leben, wie es uns umgiebt, wie wir es in unserer Brust gewahren. Unverstandene Regungen des eigenen Herzens, bislang ungehörte Stimmen unseres Inneren werden uns bei einer derartigen, mit Kunst und Wahrheit zugleich ausgeführten Objectbehandlung klar: unbeachtete Saiten unserer Seele kommen zum Erklingen — indem wir das Leben sehen, lernen wir uns selbst besser verstehen. Und gewannen wir Einblick in das Räderwerk der Werkstätte, in der das Schicksal geschmiedet wird, dann sind wir auch im Stande, das eigene Geschick, wenn auch nicht umzugestalten, sa doch zu madificiren — die Menschen werden nicht nur einsichtsvaller und darum besser, sandern auch — mächtiger.

Die psychilische Analyse darf nicht systematisch, dactrinär, nicht mit dem Secirmesser der Anatamen ausgeführt werden, was wir dann zu sehen bekämen, wären Leichen. Wie man sich im Frühling nicht zufrieden geben will mit der Demonstration der Lebensgesetze an Präparaten, sandern das Leben selber, sein Entstehen, Wachsen, Blühen und Vergehen, das Springen der Knospen, den Farbenschmelz der Blumen sehen, das Rauschen der Kranen, den Gesang der Vögel hören, den kräftigen Waldgeruch, den Duft der Blüthen empfinden will, so muß auch das Leben am Leben und im Leben gezeigt werden. Um nun das Darzustellende eben als im Leben begriffen var unsere Augen zu rücken, dazu bedarf es der Handlung. Sie ist es, die das sanst nur als Bild anzuschauende aus dem Rahmen der Skizze heraus und in das Körperliche hebt. Sie zeigt uns die Objecte in den verschiedensten Situatianen, den mannigfaltigen Bewegungen und dem geringsten Wechsel des Ausdruckes muß die psychalogische Analysirungskunst falgen. Die Handlung ist demnach unumgänglich nöthig, um eine umfassende und sa erst naturgetreue Wiedergabe des Objectes zu erzielen. Da aber die Handlung wiederum als Ausfluß der individuellen Qualität dargestellt werden muß, sa erscheint hier als Object in den meisten Fällen wahl der Mensch für den Dichter als das wahre Perpetum mobile. Jede Summe van psychischen Vargängen führt zu einer That und jede That, alsa jede Handlung entrallt dem Beobachter ein neues Bild inneren Lebens und dieses Leben giebt seinerseits wieder neue Anstöße zu Handlungen. Sa rallen in steter Wechselwirkung, ein vielverschlungenes Gewebe, die Bilder an uns varüber bis zur Katastraphe.

Fassen wir noch einmal das Gesagte kurz zusammen: Das Schicksal sall Ausfluß der persönlichen Qualität sein. Das überzeugend darzustellen, dazu bedarf es der psychalagischen Analyse (im Geiste des Dichters) und der daraufsalgenden, das Werk des Künstlers ausmachenden Synthese (auf dem Papier, für den Leser). Dieser Ausbau aus seetischen Einzelheiten wird aber nur durch die Handlung zu einem Stück Natur, zum Panarama; ahne Handlung bleibt das Wiedergegebene einseitig, ein Mamentbild. Man walle alsa beachten, daß die Handlung erst als Mittel austritt, nicht im Entferntesten als Zweck. Wollte Gatt, man würde endlich einmal den üblichen, lapidarischen Reparterstyl las, der sich mit der einsachen, zuweilen pseudo-realistisch aufgeputzten Mittheilung van Thatsachen begnügt. Symptame sind nicht identisch mit Krankheiten, und so spielen auch die eigentlichen Handlungen, die treibenden Factaren an ganz anderer Stelle, als man bisher glaubte. Freilich ist das Publicum an eine derartige Kost noch sehr wenig gewöhnt, und es wird schwer halten, es dahin zu bringen; aber wer macht denn die Kunst? Das Publicum? Niemals! Der Künstler ist es, der sich sein Publicum erst schaffen, sein Terrain erst erabern muß; denn jeder Künstler ist ein Lehrer und Eraberer zugleich.

Gustav Mahler.

Von Hedwig von Friedlaender-Abel.

Var ungefähr zehn Jahren ist der Name Gustav Mahler's in weiteren Kreisen genannt warden. Anläßlich eines Streites, der im königlich ungarischen Opernhause begann und in dem Maße, als er an Heftigkeit zunahm, über die Grenzen dieses stillen Reviers in die Oeffentlichkeit drang. Zugleich mit dem Namen des Intendanten wurde auch der des Directars an die graße Glocke gehängt. Es handelte sich um interne Machtbefugnisse, zu deren Erlangung aber vielmehr Beibehaltung der Directar eine unerhärte Schneidigkeit an den Tag legte. Sein Name wurde damals Vielen geläufig, denen sanst die Schicksale der ungarischen Oper blutwenig am Herzen lagen. Vom Namen zum Menschen, der ihn trägt, ist aber nur ein Schritt. Es ist daher das gute Recht des Publicums, daß es den Menschen, dessen Name ihm bekannt und geläufig gewarden, auch in seiner sinnenfälligen Erscheinung aber zum Mindesten in seinem Abbild kennen lerne. Diesem Bedürfniß abzuhelfen, tauchte bald in den Schaufenstern einiger Wiener und Budapester Musikalienhandlungen ein jugendlicher Kapf auf, an dessen geistreichen Unregelmäßigkeiten sich besonders die varübergehenden Maler und Bildhauer ergötzten. Dann verschwand der Kopf wieder. Der Streitfall, der ihn an's Licht gezagen, war begraben, Mahler vergessen, bis auf Weiteres. Er hatte Ungarn grallend verlassen und sich nach Hamburg gewendet, wa sich ihm ein weites Feld der Thätigkeit öffnete. Hier durfte er zugleich Directar und Intendant sein, in dem neuen Wirkungskreise eine lebendige Kraftfülle entfalten und den Bedürfnissen eines graßen Publicums Rechnung tragen. Publicum und Directar kamen einander dabei immer näher. Das kühle Hamburg erwärmte sich an diesem heißen Temperament, van dem etwas Kraftgenialisches ausströmte, und das Kraftgenie temperirte sich wieder van selbst in der gleich-

mäßigen Kühle des neuen künstlerischen Klimas. Es war ein schönes Zusammenwirken, ein In- und Füreinanderleben. Niemand dachte an die Möglichkeit eines Abschieds. Aber er kam bald. Eines Tages war Gustav Mahler Director des Wiener Hasoperntheaters. Das war ein großes Ereigniß, für Wien und Hamburg zugleich. Hamburg verlor eine unersetzliche Kraft, Wien gewann einen neuen künstlerischen Factor von großer Bedeutung. Man erinnert sich in Wien noch jenes Margens, da in den Zeitnngen sa viel Fett- und Magergedrucktes über das große Ereigniß zu lesen stand. Begebenheiten im Theaterbereich erregen ja im alten Capua der Geister noch immer die tiefgehendsten Bewegungen. Der vorzeitige Abgang eines beliebten Tenors wird schwerer empfunden und heftiger discutirt als eine Ministerkrise. Aber was ist ein Tenor gegen einen Hofoperndirector, der Sein und Nichtsein in der Hand hält, der beglücken und vernichten, engagiren und fortschicken kann, dessen Machtsphäre zahllose mikraskapische Gebiete umspannt, von denen der Fernerstehende sich nichts träumen läßt. Er hält die größte Theatermacht der Monarchie in Händen. Freilich, er muß ein geborener Regent sein, kein Titularbefehlshaber, der die Macht nur besitzt, um sie sich wieder entreißen zu lassen. Ein salcher Machthaber ahne Macht war Wilhelm Jahn, der Vargänger Mahler's. Eine durchaus ästhetisch gestimmte Natur; ein Künstler und sonst nichts; ein Jahn, aber kein Janus, mit einem administrativen und organisatorischen zweiten Gesicht neben seinem artistischen ersten. Jahn stand als Künstler hach über Mahler, ja, er war unter allen Hofoperndirectoren der größte Künstler. Aber er war bloß das. Er war kein layaler Handlanger und Geldersparer. Sargen um das Deficit, um das Befinden der k. k. Hofoperncasse schob er weit von sich. Schließlich war er nicht van Wiesbaden fortgegangen, um in Wien die zuständigen Behörden durch günstige Cassenrapporte zu erfreuen. Er war überzeugt, daß ein schönes, rundes Deficit und glänzende Varstellungen Sr. Majestät mehr Freude machten als ein magerer Ueberschuß bei minderwerthigen Leistungen. Der gute, dicke Jahn! Er mußte van seinem Dirigentenstuhl herunter, auf dem er sa behaglich thronte. Sein Embonpoint, dazu die mageren Einkünfte, — das erregte starken Unmuth bei den maßgebenden Hafräthen. Ein Hasoperndirector habe mager zu sein — so lautete ihr salomanischer Spruch. Nur dann könne die Casse fett werden.

Die Magerkeit Mahler's eröffnete also ohne Zweifel sofort die fettesten Aussichten. Da war nicht die geringste Passivität zu fürchten, es war keine Unze Fett, also auch kein Quentchen Gutmüthigkeit an ihm. Nur fette Leute sind gutmüthig oder was man so nennt. Oft ist es nur Bequemlichkeit, die heuchlerischer Weise die Form der Gutmüthigkeit annimmt. Nun, Mahler kam nicht einmal in den Geruch der Gutmüthigkeit.

Deutlich erinnere ich mich jenes warmen Augustabends, da Mahler sich zum ersten Male mit seinem Wiener Publicum berührte. Als der Erwartete erschien, kannte man ein Gefühl der Enttäuschung über seine äußere Erscheinung schwer unterdrücken. An der Stelle einer imponirenden Gestalt, die, ich weiß nicht, aus welchem Grunde, den Meisten vorgeschwebt hatte, erblickte man ein schmächtiges Männchen, beinahe unter Militärmaß, eine physische Null. Bald freilich zeigte es sich, daß diese Schmächtigkeit nur eine besandere Farm der Geschmeidigkeit war, die es dem Debutanten ermöglichte, seine geistigen Gaben mühelos zu entfalten. Schan der harte, nervöse Schlag auf das Pult weckte ein erstauntes Aufharchen, ein Blick aus befehlenden Augen, und das letzte Spattlächeln war verschwunden. Dieser Blick sagte deutlich: Ich weiß, was ich will, und dieses Haus, ist es nur einmal in meiner Hand, wird sich diesem Willen fügen. Und nun geschah etwas Merkwürdiges. Man sah, wie unter Zuhülfenahme einer erstaunlichen mimischen Beredtsamkeit ein Temperament aus seiner körperlichen Nichtigkeit geholt wurde, wie eine kostbare Klinge aus ihrer unscheinbaren Scheide. Immer mittheilsamer sprühte es auf und streute glänzende Funken um sich: auf die Bühne, in's Orchester, in das Publicum. Man empfand dieses Neue, das sich so ursprünglich gab, mit Genugthuung.

Dieser Abend entschied über die Geschicke der Hofaper. Mahler kehrte nach Hamburg zurück, um schnell die letzten Brücken abzubrechen und übersiedelte im Herbste nach Wien. Er trug schon damals ein fertiges Programm im Kapfe, das um jeden Preis durchgesetzt werden mußte. Die Stadt aber wartete voll brennender Ungeduld, welchen Hebel er zuerst ansetzen werde. Dieser erregten Bekümmertheit um seine Person setzte Mahler die ruhigste Unbekümmertheit entgegen. Er trat vor der Hand aus seinem selbstgezogenen Kreis nicht heraus; auch in diesem Kreise demonstrirte er nicht viel: er handelte. Zuerst fuhr er säubernd, ardnend, erneuernd durch das Haus, sadann stellte er mit allem Menschenthum, das jetzt so vielköpfig seiner Obhut anvertraut war, das richtige Verhältniß her. Launen, Ansprüche, Mißtrauen flogen ihm entgegen, wie vergiftete Pfeile; er fand augenblicklich die richtige Gegenwaffe: die Autorität. Dazu gehörte vor Allem ein Muth, der in sich selbst beharrte und seine Erfalge nicht außerhalb des Möglichen suchte, und diesen besaß Mahler. Gewiß erwies er sich gleich Anfangs in vielen Stücken als ein harter Mann, aber er war ein Mann, und dieser Thatsache beugten sich selbst seine Feinde.

Nach und nach erst fielen die Hüllen von Mahler's Persänlichkeit, und zugleich sprang das öffentliche Interesse von der Sache, der er diente, auf seine Person selbst über. Das ging so weit, daß, wenn Mahler dirigirte, die Musik Nebending, er aber Hauptsache wurde. Es stak ein räthselhafter Zauber in ihm, der nicht der Summe seiner ungewöhnlichen Eigenschaften entsprang, sondern den er seiner höchst persönlichen Natur verdankte. Es giebt bedeutende Menschen, die dach niemals suggestiv zu wirken vermögen. Mahler hat das Kunststück zu Wege gebracht, mit einer im Grunde antipathischen Persönlichkeit Sympathie zu erwecken. Vielleicht, weil es ihm dabei gar nicht darauf ankam, sich den sogenannten Weg zu den Herzen zu suchen. Das konnte ihn leicht einige kostbare Stacheln kosten; er konnte zu einer Weichheit verführt werden, die die Ketten lockern mußte, die ihn und sein Personal an einander schmiedete. Er war bitter mit Ueberzeugung, scharf mit Bewußtsein, und seine unermüdliche Arbeitskraft, die sich nach an der Entkräftung Anderer stärkte, war die Frucht der Anschauung, daß der Einzelne der Gesammtheit aufzuopfern sei. In diesem Sinne ist Mahler immer bereit gewesen, den geliebtesten Tenor, den vergöttertsten Sapran aufzugeben, wenn Tenor oder Sapran sich als störender, das Gedeihen des Ganzen hemmender Factor geltend machen wallte. Aber auch Componisten bekamen gelegentlich diesen eisernen Willen zu fühlen. Wir erinnern uns eines Ereignisses, das vor einigen Jahren viel nervösen Aufruhr in den betheiligten Kreisen erregte und die Zeitungen laut aufknistern ließ, als habe man sie in Brand gesteckt. Der Streit ging um die Autarität, wie vor Jahren in Budapest. Diesmal stand aber an Stelle des beleidigenden Intendanten der beleidigte Componist selbst. Und hinter diesem ein empfindlicher Sänger, noch tiefer im Schatten eine schmollende Sängerin. Nun, Mahler siegte mit einer Schneidigkeit, die ihm selbst die Achtung und Willfährigkeit der Gegenpartei eintrug.

Das Ereigniß fiel noch in die erste Periode van Mahler's Herrschaft am Wiener Hofapertheater. Es war eine schöne Zeit für den Director, für sein Theater, für das Publicum. Es schien wirklich eine neue Zeit gekammen, ein goldenes Zeitalter, aber mit ein wenig Eisen dabei. Die Ueberraschungen folgten Schlag auf Schlag. Wer gedenkt nicht der auf einander stürzenden Gastspiele, der neu scenirten und studirten Opern, die in blanker Vallkammenheit aus dem Nichts aufstiegen, der blitzschnell abgeschlossenen Engagements, die eine Schaar be-

deutender Kunstkräfte an die Oper fesselten. Ja, das war neues Leben, das in neue Bahnen führte. Alles gedieh unter der Hand des neuen Wundermannes; jede Blüthe reifte zur Frucht. Was hörte man jetzt nicht! Neue Opern, nach denen man Jahre lang geseufzt, alte, die man kaum wiederzuhören gehofft hatte, einen Char, der völlig umgetauscht schien, weil er sich der besonderen Sorgfalt des Directars erfreute. Und neu, unerhört neu war auch die Disciplin, die nun geübt wurde und der sich weder Mitspieler nach Publicum entziehen durften. Mahler schuf eine Anzahl strenger Paragraphen, die dem Theaterleben ein ganz neues Gesicht gaben. Er hielt zuerst dem Publicum ein langes Sündenregister vor und bestimmte ihm, wann es zu kommen und zu gehen, bei welcher Oper es pünktlich, bei welcher weniger pünktlich zu erscheinen habe. Ach, fast bei Allen hatte es pünktlich zu sein. Die Ouverture war nicht mehr die Begleitung für einen geräuschvollen Einmarsch, sie wurde in den musikalischen Adelsstand erhoben, als vallbürtig anerkannt. Wer nicht zurecht kam, mußte draußen warten. Diese peinliche Wartezeit konnte sich auch über einen ganzen Act erstrecken, wenn es sich um irgend ein Schooßkind Mahler's, z. B. um eine Oper Wagner's handelte. Ich selbst habe die Bitterniß empfunden, den ganzen ersten Act der „Meistersinger" vor der Thüre wartend zu verbringen. Ein andermal bei gleicher Anfangsversäumniß führte mich ein mitleidiger Billeteur auf die Gallerie, wo ich zwar auch stehend, aber doch wenigstens sehend und hörend verharren konnte. Noch schlimmer ist es bei „Rheingald", das neuestens in einem Zuge, ohne Unterbrechung gespielt wird. Wer zu spät kammt, sieht überhaupt nichts von dem Stück, der Eintritt ist strengstens verbaten. Mahler ist da ganz Director und mit Recht, denn um ein verwöhntes Publicum ästhetisch zu discipliniren, muß man eine Cromwellnatur sein: ein Eisenkopf mit einer Eisenfaust.

Aber Mahler ist ebensa sehr Capellmeister als Director. Wer daher seine Seele und ihre künstlerischen Regungen belauschen will, muß ihn im Orchester aufsuchen. Am tiebsten verkehrt er da mit Wagner. So bilden z. B. die „Nibelungenringe", die er im Laufe seiner Directorschaft schon dirigirt hat, eine höchst ansehnliche Kette. Es ist interessant, Mahler bei seiner Dirigententhätigkeit zu beobachten. Schon sein Kommen hat etwas aus der Pistole Geschossenes. Und wenn er sitzt, scheint er bloß zu kauern. Es ist ein Kauern, das jeden Augenblick in ein Aufschnellen, Zusammenklappen, vielleicht auch Ausderhautfahren übergehen kann. Sehr merkwürdig ist Mahler's Kopf. Es ist ein Prafilkapf, eigens für den Dirigentenberuf geformt und nebstbei für den Silhoutten- und Caricaturenspart. Aller Nachdruck liegt auf der stark vorgebauten Stirn, van der das Haar jäh zurückweicht, in seltsam gezackter Linie. Es ist das ausdrucksvallste Haar, das man sich denken kann; es nimmt Theil an der Arbeit des Gehirns; in den Momenten der Erregung sträubt und lackt es sich oder sprüht förmlich auf in langen, einzelnen Fäden. Es steht zu Berge und legt sich geglättet nieder, je nachdem. Nächst Stirn und Haar ist es die Nase, die den Blick auf sich zieht. Aus einer tiefgebetteten Wurzel wagt sie sich weit vor, ein kühn gebagenes Witterungs- und Tastinstrument. Bemerkenswerth in Mahler's Gesicht ist auch der schmallippige Mund und das harte fleischlase Kinn mit den weit ausfahrenden Kinnladen. Dann die Hände. Sie sprechen und leben, jede einzelne in ihrer Weise. Die Rechte ist die praktische, ordnende; die Linke ist ganz Geist. Wie sie aus dem sehnigen, mageren Arm hervor wächst, das ist ein Anblick für sich. An einen langen, fleischlasen Handrücken schließen sich fünf quecksilberne Finger, deren jeder van erstaunlicher Beweglichkeit ist. Manche Oper lebt blaß von diesen Fingern; die sich hart an einander geschmiegt der inneren Handfläche zukrümmen, oder starr auseinander spreizen, oder — eine überaus bezeichnende Geste — sich in einen Punkt zusammen ziehen, während der Daumen eine heftig schüttelnde Bewegung macht. Mancher Sänger hat diese Hand mehr fürchten gelernt als das Auge des Directors. Man kann buchstäblich behaupten, alle Opern, die Mahler auf die Beine stellte, seien aus seiner Hand hervorgegangen.

Und nun noch Einiges über seine eigentliche Thätigkeit. In den ersten Jahren erregte sie mit Recht lebhaftes Staunen und weitgehende Bewunderung. Was der kleine Mann da leistete, ging wirklich in's Graße. Nicht nur, daß er alle Theile des gewaltigen Organismus einer sorgfältigen Behandlung unterzog, er behielt dabei auch den freien Blick für die großen künstlerischen Bedürfnisse. Wie gesagt, eine Fluth wichtiger Engagements brach herein. Bedeutende Sänger und Sängerinnen kamen von allen Seiten. Was aber noch wichtiger war: der Director verwendete auf die kleinen und kleinsten Rallen kostbare Kunstkräfte. Das war sein unausgesprochenes Programm: aus jeder Varstellung, die er leitete, eine Mustervorstellung zu machen, überhaupt ein Ensemble heranzubilden nach der Art des berühmten Laube'schen am Burgtheater. In der Oper fällt das doppelt schwer, weil sie ein überaus complicirter Organismus ist. Aber es gelang Mahler anfänglich wirklich, sein Vorhaben auszuführen. Man erlebte in der That Mustervorstellungen, bei denen jeder Auftretende der Beste war. Ich erinnere nur an die neu einstudirte „Zauberflöte", an „Zar und Zimmermann", denen bald in gleicher Güte „Die weiße Dame" und „Der Freischütz" falgten. Unter Mahler's Vorgänger wurden diese Opern theils gar nicht, theils in schleuderhafter Weise gegeben. Mit alten Stimmen, alten Decoratianen und Costümen wurden sie im Sturmschritt abgehaspelt. Der „Freischütz" besonders war allmälig eine Berühmtheit negativer Art geworden. Man lachte, wenn der Vorhang aufging; man lachte über die altersschwachen Decaratianswunder der Wolfsschlucht, über den hochbetagten Brautjungfernchar u. s. w. Auch mit der „Zauberflöte" ging es nicht besser. Die drei Damen der Königin der Nacht waren längst in Ehren grau geworden, Pamina und Tamino hätten als Philemon und Baucis weit bessere Figur gemacht — kurz, zur „Zauberflöte" gingen nur Canservatoristen, Mozartenthusiasten und Logenabonnenten. Das wurde nun mit einem Schlage anders. Die „Zauberflöte" machte ausverkaufte Häuser; die ganze Stadt sprach von den wundervoll studirten Chören, der reizend gespielten Ouverture. Auch um den „Freischütz", der schon längst sein ganzes Pulver verschossen zu haben schien, riß man sich. Alles war da neu, lebendig, steuerte mit vollen Segeln hahen künstlerischen Zielen entgegen. Dazu die Novitäten, die so viel Glück machten. Ich nenne nur einige. „Eugen Onegin" mit der Renard — eine unvergeßliche Vorstellung, die „Bohème" ebenfalls mit der Renard, „Djamileh" wieder mit ihr, „Der Bärenhäuter" von Siegfried Wagner u. s. w. Die Persönlichkeit des Directors entfaltete sich während dieser Arbeitsleistungen immer bedeutsamer. Sie wuchs mit ihren Aufgaben. Dabei zeigte sich ein ausgesprochener Hang zur Detailarbeit. Es kam ihm weniger auf imponirende Wirkung als auf subtiles Detail und feine Nuancirung an. Das schloß die Gefahr der Pedanterie nicht aus. Man kannte Mahler schon damals einen genialen Pedanten nennen, dessen Natur eine merkwürdige Mischung van feurigem Ungestüm und spießbürgerlicher Ordnungsliebe war. Auch die Art seines Arbeitens ist für ihn bezeichnend. Er ist ein Arbeitsmammuth, ein Leistungsfanatiker, der Alles aushält und dadurch sein Persanal fartwährend in Angst und Schrecken versetzt. Er verlangt nämlich van seiner Umgebung dieselbe Ausdauer wie von sich, weil er van Eisen ist, müssen es die Anderen auch sein. An dieser harten Eisennatur ist schan manche andere weicher geartete in Stücke gesprungen. Aber davon wurde der Director nur immer frischer. Heimlich frohlockte Der oder Jener wahl zuweilen: „Na, nächstens wird er ahnehin verrückt. Das hält kein Mensch aus. Sein federkräftiges, immer losschnellendes Wesen ist schon eine Art

Ueberspanntheit.“ Aber er wurde mit Nichten verrückt, sondern seine Unrast schien ihn nur zu stärken wie ein kräftiges Bad. Es giebt eben Naturen, die nur in der Bewegung leben können, denen Ruhe Tod bedeutet. Ihr Blut schäumt und wirbelt; sie sind in einer ewigen Champagnerstimmung, die sich als aufgeregter Thatendrang kundgiebt. Eine solche Natur ist Mahler. An zwei Monaten Urlaub trägt er schwerer als an zehn Monaten Ueberbürdung. In dieser Zeit componirt er wenigstens. Wenn er dann eine Riesensymphonie oder eine überlebensgroße Chorcomposition niedergeschrieben hat, kehrt er erleichtert und erfrischt zur gewohnten Arbeit zurück.

Faßt man die einzelnen Züge von Mahler's Thätigkeit als Operndirector zusammen, so ergiebt sich ein merkwürdiges Bild. Ein äußerliches Fortschreiten von Erfolg zu Erfolg, zugleich ein inneres Zurückgehen, ein Verkalken der künstlerischen Arterien gleichsam. Kein Zweifel: der Mahler, der voll Schaffenslust und — idealer Rücksichtslosigkeit aus Hamburg gekommen, war ein Anderer als der Director von heute. Ein Besserer, weil Ehrlicherer. Sein Ungestüm hatte einen schönen, hell durchschimmernden Untergrund von Wahrhaftigkeit. Diese ist zum Theil dahin. Der Popanz Deficit schreckte auch den Uebersprudelnden und lenkte sein Temperament in das vorgeschriebene Bett. Er sprudelte ja auch noch über, aber in einer den vorgesetzten Behörden angenehmen Weise. Er schloß Compromisse aller Art: mit sich, der Welt, der Kunst. Er wurde ein Geschäftsmann mit künstlerischen Allüren, während er in den ersten Jahren ein Künstler war mit einer Energie nach oben und unten, die ihm die Begeisterung aller Schichten eintrug. Er war einer der populärsten Menschen in Wien. Aber die Begeisterung kühlte aus in dem Maße, als Mahler sich mehr und mehr als schwacher Mensch entpuppte. Seine Physiognomie veränderte sich auffallend. Er schloß sich den vorgesetzten Behörden an und arbeitete in ihrem Sinne. Er wurde ein k. k. Kunstbeamter, dem es hauptsächlich auf eine günstige Geschäftsgebahrung ankam. Die Disciplin blieb noch eisern, Mahler's Arbeitslust und -kraft steigerten sich womöglich noch, aber das Niveau sank, die hohen Ziele verschwanden, wie Berge hinter Nebelschleiern. Bald mußte den Interessirten die stereotype Gestaltung des Spielplans auffallen. Wagner wurde über alles Andere erhöht, jede Woche brachte einige Wagneropern. Das hatte seine guten pecuniären Gründe, denn wenn Wien auch keine eigentliche Wagnerstadt ist, so übt Wagner im Bunde mit seinem Interpreten Mahler hier doch seine ungeheure suggestive Kraft. So ist z. B. für die „Meistersinger“, die ganz unverkürzt gegeben werden, also von halb sieben bis zwölf Uhr dauern, nie etwas zu haben. Im Handumdrehen ist Alles vergriffen. So viel Ausverkauftheit duftet gar lieblich nach oben. Aber Mahler ist nebstbei auch schlau. Er hat den Instinct für die Instincte. Er weiß z. B., daß Wien noch immer eine starke Mozartpartei hat, deßhalb widmet er Mozart seine besondere Sorgfalt. Daneben pflegt er die ältere Spieloper und den früheren Verdi, ja er führt Antiquitäten auf, wie den „Apotheker“ von Haydn u. A. Die Novitäten bezieht er jüngst von den hochmodernen Musikdramatikern. Thuille (Lobetanz), Zemlinsky (Es war einmal), Reiter (Bundschuh), Forster („Der dot mon“), Richard Strauß (Feuersnoth). Daneben freilich wieder ein älteres Stück, wie „Hoffmann's Erzählungen“, das der Erfolg einer ganzen Saison wurde. Denn die neudeutschen Novitäten haben kein Glück. Und Novitäten kosten viel Geld, deßhalb ist es räthlich, sich nach dauerhaften Erfolgen umzusehen. Nächstens wird man nach älteren Sachen greifen oder mindestens die alten bewährten Componisten vermögen, neue Opern zu schreiben.

Man weiß, wie Mahler sich zum Ballet stellte. Es ist ein ewiger Schmerz der Balletfreunde, daß diese Wiener Specialität förmlich von der Oberfläche verschwinden soll. Unter Jahn hatte das Ballet eine schöne Zeit. Da regnete es die großen Ausstattungstreffer, die das ganze Ballet in Action setzten und manches Tanztalent auf die Beine brachten. Das ist vorbei. Man kann die Tage zählen, die eine Balletaufführung bringen. Getanzt wird nur bei allerhöchsten Besuchen oder als Abschluß eines Abends, bei dessen Beginn eine kleinere Oper gegeben worden. Die Verbannung des Ballets geschieht vielleicht noch weniger aus künstlerischen, denn aus finanziellen Gründen. Das Tanzen kostet eben auch Geld, sogar sehr viel, und sparen, sparen, um Gottes willen nur sparen, liebster Mahler, ertönt die hofräthliche Weisung aus den Wolken.

Feuilleton.

Der getreue Freund.

Ein Märchen von Oscar Wilde.

Uebersetzt von Johannes Ganike

(Schluß.)

Als er am nächsten Tage etwas an der Vorhalle festnagelte, vernahm er des Müllers Stimme von der Straße. Sofort kletterte er die Leiter hinunter, lief in den Garten und blickte über die Mauer.

Draußen stand der Müller mit einem großen Sack Mehl auf dem Rücken.

„Lieber kleiner Hans,“ sagte der Müller, „würdest Du nicht diesen Sack Mehl für mich zu Markte tragen?“

„Das thut mir sehr leid,“ sagte Hans, „aber ich bin heute wirklich sehr beschäftigt. Ich habe alle meine Schlingpflanzen festzunageln und alle meine Blumen zu begießen und all mein Gras zu beschneiden.“

„Wenn ich bedenke,“ sagte der Müller, „daß ich Dir meinen Karren geben will, dann halte ich es für höchst undankbar von Dir, daß Du Dich weigerst, es zu thun.“

„Sprich nicht so,“ rief der kleine Hans, „ich möchte nicht um alles in der Welt undankbar sein,“ und er griff nach seiner Mütze und trottete mit dem großen Sack auf der Schulter davon.

Es war ein sehr heißer Tag und der Weg war sehr staubig, und bevor Hans den sechsten Meilenstein erreicht hatte, war er so müde, daß er sich hinsetzen mußte, um auszuruhen. Doch wanderte er bald wacker weiter und erreichte schließlich den Markt. Nachdem er dort einige Zeit gewartet hatte, verkaufte er den Sack Mehl zu einem guten Preise und ging dann sofort heimwärts, denn er fürchtete, einigen Räubern auf der Landstraße zu begegnen, wenn er sich zu lange aufhielt.

„Es war sicher ein harter Tag für mich,“ sagte der kleine Hans zu sich, als er zu Bett ging, „doch bin ich froh, daß ich es dem Müller nicht abgeschlagen habe, denn er ist mein bester Freund, und überdies will er mir auch seinen Karren geben.“

Früh am nächsten Morgen kam der Müller, um das Geld für seinen Sack Mehl zu holen, aber der kleine Hans lag noch im Bett, so müde war er.

„Auf mein Wort,“ sagte der Müller, „Du bist recht träge. Wenn ich bedenke, daß ich Dir meinen Karren geben will, müßtest Du eigentlich viel fleißiger arbeiten. Trägheit ist eine große Sünde, und ich liebe es durchaus nicht, wenn einer meiner Freunde träge oder nachlässig ist. Du darfst Dich nicht wundern, daß ich so offen zu Dir spreche. Es würde mir auch im Traum nicht einfallen, solches zu thun, wenn ich nicht eben Dein Freund wäre. Aber was hat die Freundschaft auf sich, wenn man nicht zum Freunde so sprechen darf, wie man es meint? Jemandem schmeicheln und Liebenswürdigkeiten sagen, das kann Jeder, ein treuer Freund dagegen sagt auch unliebenswürdige Dinge, selbst wenn sie dem Anderen Schmerzen verursachen. Ja, wenn er wirklich ein treuer Freund ist, dann zieht er Letzteres vor, denn er weiß, daß er dadurch Gutes schafft.“

„Es thut mir sehr leid,“ sagte der kleine Hans, indem er sich die Augen rieb und seine Nachtjacke auszog, „ich war aber so müde, daß ich noch gern ein wenig im Bett liegen geblieben wäre und dem Gesange der Vögel gelauscht hätte. Weißt Du, daß ich immer leichter arbeite, nachdem ich dem Gesange der Vögel gelauscht habe?“

„Das freut mich zu hören,“ sagte der Müller, indem er den kleinen Hans auf den Rücken klopfte, „denn ich wünschte, daß Du zur Mühle hinaus kommst, sobald Du Dich angekleidet hast, und mein Scheunendach für mich ausbesserst.“

Der arme kleine Hans wäre gern in seinen Garten gegangen, um dort zu arbeiten, denn seine Blumen waren seit zwei Tagen nicht begossen, aber er wagte nicht, dem Müller zu widersprechen, denn er war ihm doch ein so guter Freund.

„Hieltest Du mich für undankbar, weil ich sagte, daß ich viel zu thun habe?“ fragte er ängstlich und eingeschüchtert.

„Freilich,“ antwortete der Müller, „ich glaube nicht zu viel von Dir verlangt zu haben, wenn ich bedenke, daß ich Dir meinen Karren geben will; solltest Du Dich aber dennoch weigern, werde ich es lieber selbst besorgen.“

„Das gebe ich auf keinen Fall zu,“ rief der kleine Hans; und er sprang aus dem Bett, kleidete sich an und begab sich zur Scheune.

Dort arbeitete er den ganzen Tag hindurch bis Sonnenuntergang, dann kam der Müller, um zu sehen, wie er mit der Arbeit fertig wurde.

„Hast Du das Loch im Dache geflickt, kleiner Hans,“ rief ihm der Müller mit süßlicher Stimme zu.

„Es ist fast fertig,“ antwortete der kleine Hans, indem er die Leiter hinabstieg.

„Es ist wahr,“ sagte der Müller, „keine Arbeit ist so lohnend, als diejenige, die man für Andere ausführt.“

„Es ist ein großer Vorzug, Dich anhören zu dürfen,“ antwortete der kleine Hans, indem er sich hinsetzte und sich den Schweiß von der Stirn abwischte, „in der That ein großer Vorzug. Aber ich fürchte, daß ich nie so geniale Einfälle wie Du haben werde.“

„O, dahinter wirst Du auch noch kommen,“ sagte der Müller, „aber Du mußt Dir noch mehr Mühe geben. Gegenwärtig hast Du die Freundschaft nur von ihrer praktischen Seite kennen gelernt, eines guten Tages wirst Du aber auch hinter die Theorie der Freundschaft kommen.“

„Glaubst Du wirklich, daß ich noch dahinter kommen werde?“ fragte der kleine Hans.

„Daran zweifle ich nicht,“ antwortete der Müller, „aber da Du jetzt das Dach ausgebessert hast, solltest Du nach Hause gehen und Dich ausruhen, denn morgen wünsche ich, daß Du meine Schafheerde in's Gebirge treibst.“

Der arme kleine Hans wagte nicht, darauf etwas zu erwidern, und am nächsten Morgen brachte der Müller ganz in der Frühe seine Schafe zu seiner Hütte hinüber, und Hans trieb sie in's Gebirge. Der Hin- und Rückweg nahm den ganzen Tag in Anspruch, und als er heimkehrte, war er so müde, daß er in seinem Stuhl einschlief und nicht vor Tagesanbruch aufwachte.

„Wie glücklich ich heute in meinem Garten sein werde,“ sagte er und begab sich sofort an die Arbeit.

Doch war er nicht im Stande, sich um seine Blumen zu bekümmern, denn sein Freund, der Müller, kam fortwährend heran und ließ ihn Gänge besorgen, oder holte ihn zur Mühle, um zu arbeiten. Der kleine Hans war zeitweise sehr niedergeschlagen, da er fürchtete, daß seine Blumen von ihm annehmen könnten, er hätte sie vergessen, doch tröstete er sich bald, indem er in Betracht zog, daß der Müller sein bester Freund sei. „Ueberdies,“ pflegte er zu sagen, „will er mir ja seinen Karren geben, und das ist ein Act reinster Selbstlosigkeit.“

So arbeitete der kleine Hans immerfort für den Müller, und der Müller sagte viele schöne Dinge über Freundschaft, die Hans in sein Notizbuch niederschrieb, und in der Nacht auswendig zu lernen pflegte, denn er war ein sehr strebsamer Schüler.

Eines guten Abends, als Hans gemächlich an seinem Heerde saß, vernahm er einen lauten Schlag gegen die Thür. Es war eine sehr stürmische Nacht, und der Wind blies und heulte so fürchterlich rings um das Haus, daß er anfänglich annahm, es käme vom Wetter her. Aber dann hörte er einen zweiten Schlag und darauf einen dritten, der noch lauter war als die beiden ersten.

„Es mag ein armer Reisender sein,“ sagte der kleine Hans zu sich selbst und begab sich zur Thüre.

Draußen stand der Müller mit einer Laterne in der einen Hand und einen großen Stock in der anderen.

„Lieber kleiner Hans,“ sagte der Müller, „ich befinde mich in großer Verlegenheit. Mein kleiner Sohn ist von der Leiter heruntergefallen und hat sich schwer verletzt, und ich möchte wohl nach dem Doctor gehen. Aber der wohnt so weit entfernt, und es ist eine so häßliche Nacht, daß ich es für viel zweckmäßiger für mich halte, wenn Du gingest. Du weißt, daß ich Dir meinen Karren geben will, und da ist es nicht mehr als billig, daß auch Du etwas für mich thätest.“

„Sicherlich,“ entgegnete der kleine Hans, „es ist für mich eine hohe Auszeichnung, daß Du zu mir kommst, und ich werde daher sofort aufbrechen. Du mußt mir aber Deine Laterne leihen; da die Nacht so dunkel ist, fürchte ich nämlich, daß ich in einen Graben fallen könnte.“

„Das kann ich leider nicht,“ antwortete der Müller, „es ist meine neue Laterne, und es würde ein großer Verlust für mich sein, wenn Du damit Unglück haben solltest.“

„Schon gut, es wird auch ohne sie gehen,“ rief der kleine Hans, und er griff nach seinem großen Pelzmantel und nach seiner warmen Mütze, band ein Tuch um seinen Hals und machte sich davon.

War das aber ein fürchterlicher Sturm! Die Nacht war so schwarz, daß der kleine Hans kaum etwas sehen konnte, und der Wind blies so heftig, daß er kaum aufrecht stehen konnte. Er war indessen sehr muthig, und nachdem er ungefähr drei Stunden gewandert war, kam er am Hause des Doctors an und pochte an die Thür.

„Wer ist da?“ rief der Doctor, indem er seinen Kopf aus dem Fenster seines Schlafzimmers heraussteckte.

„Der kleine Hans, Herr Doctor!“

„Was willst Du denn, kleiner Hans?“

„Des Müllers Sohn ist von der Leiter gefallen und hat sich sehr verletzt, und der Müller wünscht, daß Ihr sofort kommt.“

„Gut,“ sagte der Doctor, und er ließ sein Pferd vorführen, zog seine großen Stiefel an, nahm die Laterne zur Hand und stieg die Treppe hinab, darauf ritt er auf des Müllers Haus los, während der kleine Hans hinter ihm hertrottete.

Aber der Sturm wurde stärker und stärker, und der Regen fiel in Strömen, und der kleine Hans konnte nicht den Weg sehen und auch nicht mit dem Pferde um die Wette laufen. Zuletzt verlor er den Weg und wanderte auf das Torfmoor los, das ein sehr gefährlicher Ort war, denn es waren viele tiefe Löcher dort, und in einem davon ertrank der kleine Hans. Am nächsten Morgen fanden einige Ziegenhirten seine Leiche, die in einem großen Wasserpfuhl umherschwamm, und brachten sie nach seiner Hütte.

Jedermann ging zum Leichenbegängniß des kleinen Hans, so beliebt war er, und der Müller war der Hauptleidtragende.

„Da ich sein bester Freund war,“ sagte der Müller, „ist es nicht mehr als recht und billig, daß ich den besten Platz einnehme.“ Und so wanderte er an der Spitze des Leichenzuges in seinem langen schwarzen Rock, und von Zeit zu Zeit wischte er sich die Augen mit seinem großen Taschentuch.

„Der kleine Hans ist sicherlich ein großer Verlust für Jedermann,“ sagte der Grobschmied, als das Leichenbegängniß vorüber war und die Leidtragenden allesammt gemächlich im Wirthshause saßen und gewürzte Weine tranken und süße Kuchen dazu aßen.

„Wenigstens ist es für mich ein großer Verlust,“ entgegnete der Müller, „ich hatte ihm doch schon meinen Karren so gut wie geschenkt, und jetzt weiß ich wirklich nicht, was ich damit anfangen soll. Zu Hause steht er mir überall im Wege, und er befindet sich in einer so schlechten Verfassung, daß ich nichts dafür bekommen würde, wenn ich ihn verkaufen wollte. In Zukunft werde ich mich hüten, noch einmal Etwas wegzugeben. Man hat immer um seiner Großmuth willen zu leiden.“ —

— — — — — — — — — — — — — — —

„Und dann?“ sagte die Wasserratte nach einer längeren Pause.

„Damit ist die Geschichte zu Ende,“ sagte der Hänfling.

„Was wurde aber aus dem Müller?“ fragte die Wasserratte.

„Ja, das weiß ich wirklich nicht,“ entgegnete der Hänfling, „und was geht es mich auch an.“

„Dann ist es augenscheinlich, daß Du kein mitfühlendes Herz hast,“ sagte die Wasserratte.

„Ich fürchte, daß Du die Moral der Geschichte nicht ganz verstehst,“ bemerkte der Hänfling.

„Was ist das?“ kreischte die Wasserratte.

„Moral ist eben Moral.“

„Willst Du damit sagen, daß die Geschichte eine Moral hat?“

„Sicherlich,“ sagte der Hänfling.

„Wenn dem so ist,“ sagte die Wasserratte sehr erzürnt, „hättest Du das bemerken müssen, bevor Du mit Deiner Geschichte begannst. Und hättest Du es gethan, dann hätte ich Dir sicherlich nicht zugehört; eigentlich sollte ich es wie der Kritiker gemacht und ‚Sa—sa‘ gesagt haben. Doch kann ich es immer noch nachholen, damit kreischte sie, so gut sie nur konnte ‚So—sa‘, gab sich mit ihrem Schwanze einen Ruck und verschwand in ihrem Loch.

„Wie gefällt Dir nun die Wasserratte?“ fragte darauf die Ente, die einige Minuten später angewatschelt kam. „Sie mag viele gute Eigenschaften haben, aber ich für meinen Theil empfinde als Mutter und ich kann nie einen so eingeschworenen Hagestolz ohne Thränen in den Augen ansehen.“

„Ich fürchte fast, ihn gelangweilt zu haben,“ antwortete der Hänfling. „Das kommt daher, weil ich eine Geschichte mit einer Moral erzählt habe.“

„Ja, das ist immer ein recht gefährliches Beginnen,“ sagte die Ente. —

Und ich stimme darin ganz und gar mit ihr überein.

Aus der Hauptstadt.

Aus unseren Kunstsalons.

Was Schiller von des Hauses Hüterin sagt: „. . . . und ruhet nimmer“ — ich möcht's auf unser Kunstausstellungsleben anwenden. Noch steht man im Banakreise der großen Sommer-Kunstmärkte — ach, es ist nicht immer ein zauberischer Bann, und es sind nicht immer Märkte der Kunst! — also sage ich lieber, man steht im Zeichen der großen Ausstellungen an der Spree und am Rhein und an der Isar und am Main und am Po, und tritt man dann so ganz zufällig in einen unserer Kunstsalons ein, so giebt's auch dort wieder was zu sehen. „. . . Und ruhet nimmer . . .“

Sogar Interessantes giebt's zu sehen. In dem stillen Salon, der von sich doch so viel reden machte und der in der stillen Victoriastraße liegt, in jenem ganzen stillen Stadtviertel, das auf dem Kunstmarkt doch eine so laute Rolle spielt — da fand ich jüngst wieder so was Interessantes. Etwas sehr Interessantes sogar. Herr Paul Cassirer hat das hübsche Talent, oder die erfreuliche Gelegenheit, von Zeit zu Zeit im Rahmen seines exclusiven Ausstellungsgebietes Arbeiten zu zeigen, die man sonst nur gar selten oder gar nicht zu sehen bekommt. Vor Allem was französische Kunst, die Kunst der Impressionisten von Fontainebleau und ihrer Nachfolger betrifft. Beiläufig — er schickt sich an, im Laufe des Winters eine große Ausstellung zu zeigen, die uns mit dem Gesammtentwickelungsgange dieser Impressionisten in Frankreich und ihrer Nachbeter in Deutschland hübsch systematisch und übersichtlich bekannt machen soll. Wir kennen sie nun eigentlich schon recht genau — immerhin dürfte so ein Repetitorium doch noch für Manche recht lehrreich sein. Vielleicht selbst für die Führer unserer Secession, deren Einer vor wenigen Monaten erst das Wort gelassen aussprach: „Es wäre der Ruin der Kunst, aus der Anschauung der vorhandenen Kunstwerke Neues schaffen zu wollen.“ Man wird auf dieses Wort zurückkommen müssen, wenn erst jener Anschauungsunterricht in der Victoriastraße eröffnet sein wird . . .

Zunächst finden wir dort französische und deutsche Impressionisten ganz unsystematisch durcheinander gehängt, Sisley und Monet und Manet und Liebermann und Slevogt u. s. w. Dazwischen einen Goya, von großer Anmuth in der Farbe und im Vortrag. Nur das röthliche Fleisch der Arme des kleinen weißgekleideten Mädchens, das hier vor grau und dunkelgrün getöntem Hintergrunde vor uns hintritt, fällt aus der Harmonie heraus, die die des großen Velasquez ist. Von ihm kommt Goya's Kunst coloristisch her. Eine kühle graue Palette, die ebenso im Gegensatz zu der saftigen Farbenfreude der Romantiker steht, wie zu den süßen, blassen Harmonien der Rococo-Maler, deren Recepte ja in dem Anfangsstadium der Impressionisten eine Zeit lang ersichtlich eine Rolle spielten. Zu diesen Malern einer Uebergangszeit gehört Louis Eugène Boudin, der 1898 im Alter von 74 Jahren verstorbene nordfranzösische Landschafter. Von ihm sind eben eine Reihe von Bildern bei Cassirer zu sehen. Kleine zierliche Bilder, Ausschnitte aus der Küste seines Heimathslandes, Motive aus Etaples, Deauville u. A. Meist mit grauem Himmel, aber auch in Sonnen-Untergangsstimmung, wie auf einem Bilde aus dem Jahre 1878. Mitunter mit Wracks, alten Böten im Vordergrunde. Und mit jenem Respect noch vor der Form, der Linie, die die echten Impressionisten in der Folge so ganz dem Cultus des Lichts opfern zu müssen glaubten. Von jenen Bildern übrigens, die für ihn besonders bezeichnend waren und die so gern die elegante Seebadegesellschaft der Kaiserzeit an der normännischen Küste schilderten, ist hier keines vorhanden . . .

Ein Sisley hat sich einmal auch zu Schulte verirrt. Ein kleines, ganz auf blau gestimmtes Stückchen Seine-Ufer. Das Bildchen hängt da in einer Ecke des Oberlichtsaales an der großen Wand, an der im Uebrigen zwei bekannte umfangreiche Tafeln von Uhde, sein „Würfeln um Christi Rock“ und die „Pietà“, d. h. der Transport der Leiche Christi durch den nächtlichen Garten des Joseph von Arimathiae, und ein nicht minder großes Bild von Le Suire untergebracht sind, eine sonnige Spätsommerlandschaft in Nachmittagsstimmung: Baumgruppen an einem stillen Wasser. Von Sisley zu diesem Münchener ist ein weiter Sprung. Nicht bloß in Bezug auf das — Format. Und doch sind beide Stimmungskünstler. Es führen eben viele Wege nach Rom und sicher ist der des Impressionismus nicht der alleinseligmachende. Noch weiter aber ist der Sprung von Sisley zu Bendix Paffig. Keine neue Erscheinung, nur hat er uns Neues zu sagen: er stellt sich jetzt als Landschafter vor. Als ein Sänger der Haide, der blühenden violetten Haide. Etwas Altfränkisches, ja Trockenes haftet den Bildern auf den ersten Blick an. Aber man lasse dem ersten noch andere folgen, und man wird den Künstler begreifen, ja lieben lernen. Eine gemüthsinnige Natur, ein Künstler, der seine Motive nicht bloß kennt, sondern bis in alle Einzelheiten hinein liebt; an diesen Einzelheiten sozusagen hängt; auch das kleinste Blüthlein hat für ihn Daseinsberechtigung im Bilde und malerischen Werth. Aber warum er auf dem Kamm der Düne einmal eine manövrirende Batterie feuern läßt, das sehe ich nicht recht ein. Etwa nur, weil sie gerade da war, als er vor der Staffelei saß?

Ja — es führen viele Wege nach Rom. Wieder andere zieht John Terries, der große schottische Fürst der Aquarellmalerei. Duftig und kräftig zugleich weiß er seinen Hafen, sein Bauerndorf zu geben. Ein köstliches Gemisch von Farbenflecken und doch auch wieder ein reizvolles Spiel der Linien. An seine Farbenfreudigkeit gemahnt in gewisser Beziehung, was hier jetzt von dem Dachauer W. Heinrichshoff zu sehen ist. Es ist übrigens ein anderes Dachau, als wir es durch Vermittelung Ludwig Dill's und seiner Schüler kennen gelernt haben: kein graugrünes, übrigens auch durch eine schottische, obschon eine andere Brille Gesehenes; eines, wo für leuchtendes Roth und warmes Gelb und goldenen Sonnenschein Zutritt ist. Allerdings malt Heinrichshoff nicht die Torfgruben und Moore und Weidenweiher, sondern stille Gehöfte mit rothen Ziegeldächern unter weitästigen Bäumen, durch die die Sonne hinablacht, oder ein Feld mit einer Scheune im Herbstgoldglanz.

Ganz neu ist mir Hannah Schreiber, auch Landschafterin. Sie stellt meines Wissens zum ersten Mal aus; aber gleich eine ganze Reihe von Bildern. Oder „Impressionen“ sagt' ich lieber. Es sind Impromptus der Palette über märkische Motive; Andantes in A-moll. Herbststimmungen und Vorfrühlingsmomente und abendliche Gewitterhimmel; kahle Bäume am Flüßchen unter grauem Himmel auf graubrauner Flur; ein Kornfeld mit Mohn, dahinter dunkle Silhouetten von Bäumen auf trübem Lufthintergrund; sumpfige Wiesen am brütenden Sommernachmittag oder im herbstlichen Abendwind, der durch's Röhricht raschelt und blaue Wolken vom rothen Horizont heraustreibt, ein See von Bäumen umstanden, grau in grau, im Winter . . . Und Alles so still und verhalten im Ausdruck und so breit hingeworfen, bald in Oelfarben, bald in Pastell . . . Und zum Schluß noch ein Neuer bei Schulte: Paul Wolff, der aus München kommt. Namentlich ein Mädchenkopf mit dunklem Augenpaar unter graugelbem breitrandigem Strohhut auf grüngrauem Hintergrunde zeigt eine persönliche Note, mehr als das „Abendlied“, wo drei singende junge Mädchen in der Dämmerung zwischen violetten und weißen Blumen über den dunklen Wiesenplan hinwandeln, an hoher schweigsamer Baumreihe vorüber.

Man hatte mir auch von Wilhelm Ulmer als einem eigenartigen Schilderer der Berglandschaft vom Thale aus Gutes erzählt — leider waren die Bilder schon fortgeräumt, als ich bei Schulte vorsprach. Nun — man begegnet ihm wohl noch ein anderes Mal. —

J. Norden.

Notizen.

Immer weitere Kreise zieht im deutschen Publicum die Bewegung für die künstlerische Erziehung der Jugend. Wie der Verlag von Fischer & Franke, Berlin, der erste war, der mit der Veröffentlichung des bekannten großen Wartburgbildes von Georg Barlösius praktisch auf diesem Gebiete vorging, so ist jetzt auch er wieder der Einzige, welcher durch Veröffentlichung wahrhaft künstlerischer Blätter zu wahrhaft volksthümlichen Preisen zu dienen bestrebt ist. Die kleine Ausgabe des oben genannten Wartburgbildes und das schöne Elgersburgbild von Georg Barlösius, beide in Gold und Farbendruck zum Preise von Mk. 1.50, sind ja bereits vor einiger Zeit erschienen. Als Neuheit legt uns der Verlag soeben eine Original-Lithographie des bekannten Thüringer Malers Ernst Liebermann vor, die das Saalethal mit der Rudelsburg und den Thürmen der Saaleck darstellt, Stätten, welche in den Erinnerungen so manchen einstmaligen Musensohnes den Glanz der alten Burschenherrlichkeit zurückzaubern wird. Dieses schöne, in lithographischem Tondruck hergestellte Bild, welches eine Größe von 40 × 48 ctm. hat, kostet Mk. 1.

Noch billiger, als das Rudelsburgbild Liebermann's, ist das Lutherporträt von Georg Barlösius, das in mehrfarbigem Druck auf bestem naturfarbigen Büttenpapier hergestellt ist und gleich dem großen Wartburgbilde desselben Künstlers eine officielle Anerkennung darin fand, daß das preußische Cultusministerium mehrere hundert Exemplare zur Ueberweisung an höhere preußische Schulen erwarb. Der Verlag Fischer & Franke fährt mit solchen Veröffentlichungen fort, indem er uns gleichzeitig die zum selben Preise erschienenen Bildnisse von Gottfried Keller, Arnold Böcklin und Hans Thoma vorlegt, welche der so schnell bekannt und berühmt gewordene Bildnißzeichner Ernst Würtenberger in Constanz geschaffen hat. Gleich dem Lutherbild von Barlösius sind auch diese Bildnisse in mehrfarbigem Druck auf bestem naturfarbenen Büttenpapier in Folio hergestellt.

Ernst Muellenbach's Roman „Aus der Rumpelkiste“ liegt in zweiter Auflage vor. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Mit dem Titel ist ein Gebäude in einer rheinischen Universitätsstadt gemeint, worin allerlei wissenschaftliche Sammlungen untergebracht sind, während die Mansardenstuben an junge Gelehrte, ältere Studenten oder angehende Docenten vermiethet sind. Einer von diesen ist der Held der Geschichte, die ausführlich berichtet, wie er von seinen Büchern und aus der Rumpelkiste erlöst wird und zu einer liebenswürdigen, nicht unvermögenden Frau kommt. Natürlich fehlt es nicht an allerlei Verwickelungen vorher, wie sie in solchen Fällen meist der falsche Freund verursacht. Aber man ahnt von vornherein, daß Alles gut ausgehen wird. Ohne die Nerven zu sehr zu spannen, bleibt die Darstellung doch stets anregend, und die Charakteristik der geschilderten Personen ist gerade so scharf, daß man sich ein Bild von ihnen machen kann.

Von dem schönen, an dieser Stelle schon wiederholt empfohlenen Bilderwerke „Alpine Majestäten und ihr Gefolge“ (Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A.-G., München,) liegt uns Heft 7 vor. Es führt zunächst auf die Gipfel der Allgäuer Berge. Die Mädelegabel von Osten und von Nordwesten und ihre nächste Nachbarschaft, die großartige Rappenseehütte, die große Steinscharte, die Kemptner Hütte ꝛc. geben treffende Bilder aus diesen ungeheuren Steinwüsten. Weiterhin enthält das Heft Darstellungen des Brünnsteins, der alten berühmten Bischofsstadt Salzburg, der Hochschwab-Gruppe, Ansichten der Städtchen Matrei an der Grenze zwischen den Tauern und den Stubaier Alpen und Steinach am Brenner mit Umgebung ꝛc. ꝛc. Der Reichthum des Heftes im Verein mit seinem billigen Preise (Mk. 1) wird gerade in der jetzigen Bergreise-Zeit viele Liebhaber anlocken.

Der verlassene Gott. Novellen von Otto v. Leitgeb, elegant gebunden 4.50 Mk. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Wie in einem farbigen Kaleidoskop läßt der Verfasser in diesem acht Novellen und Skizzen enthaltenden Bande Bilder aus dem Leben der modernen Gesellschaft in österreichischen Großstädten und Badeorten aus dem Volksleben Italiens vor den Augen der Leser vorüberziehen. Der Dichter zeigt sich dabei als scharfer Beobachter menschlicher Schwächen und Leidenschaften.

Raoul Auernheimer's „Renée“ (Wiener Verlag, Wien) ist ein ebenso amüsantes wie freches Werk. Nur auf dem halborientalischen, halb parisischen Neu-Wien, wie es sich in der Phantasie der Auernheimer und Genossen malt, konnten diese „sieben Capitel eines Frauenlebens“ erblühen. Es ist viel Grazie in dem Buche, dabei viel unverschämter Witz, und Auernheimer's Kenntniß jener Damenherzen aus Nirgendwo, die zwar nicht jenseits vom Böse, aber sicherlich sehr weit vom Gut stehen, macht die Skizzen auch für den feineren Geschmack zu kleinen Leckerbissen.

Confirmate Chrysmata nennt „Dolorosa“ (Maria Eichhorn) ihr in M. Lilienthal's Verlag, Berlin NW., erschienenes Gedichtbuch. Sie cocettirt überhaupt mit jener linguistischen Viertelbildung, deren sich moderne Weiblein so gern rühmen. Nun, das ist eine Geschmacklosigkeit, über die sich streiten läßt. Ich hörte von Dolorosa's Gedichten einige im hungrigen Pegasus, dessen Stern sie war, und ich freute mich des hübschen Talentes der Dame. Nur sollte sie der entsetzlichen Maria Madeleine nicht so verzweifelt nachdichten. Diese Renommistin der Perversität und Wildheit ist kein dankbares Vorbild. Dolorosa will die Meisterin meistern und schwelgt in blutrünstigen Vorstellungen; Liebe und Hiebe reimen bei ihr beständig. Weit besser denn als lyrische Venuspriesterin gefällt sie mir als Pianistin. Da spielt sie keine blutrothe Komödie, ist echt und ehrlich: etwas langweilig und bieder zwar, aber ehrlich, aber echt.

Die Romansammlung „Deva“, (Preis pro Doppelband geheftet 1 Mark, Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), bringt drei neue, zum Theil sehr interessante Werke. „Die goldene Nadel“ von J.-H. Rosny versetzt die Leser auf die Gold- und Diamantfelder Transvaals und giebt höchst anschauliche Bilder von Leben, Sitten und Anschauungen des tapferen Burenvolkes. Das moderne Gesellschaftsleben liegt Reinhold Ortmann's Roman „Aus Leidenschaft“ zu Grunde. Ein echter Ortmann: wer nicht auf die Einzelheiten der Arbeit sieht, sondern sich am schnellen Fluß der Handlung genügen läßt, wird seine Rechnung bei dem Buche finden. In das Reich des Uebersinnlichen führt der Roman „Pharos“ von Guy Boothby; zu den mannigfaltigen Abenteuern des Helden bilden die Wunder des Pharaonenlandes einen wirkungsvollen Hintergrund.

Die Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, giebt neuerdings ebenfalls handliche und amüsante Bändchen heraus, die sich vortrefflich als Reiselectüre, für verregnete und einsame Stunden eignen. Hugo Rosenthal-Bonin's „Ein Abenteuer in Constantinopel“ — „Schwarze Dame“ und „Schlafloser Commis“ mögen den Freunden frischen Humors besonders empfohlen werden. Jedes von den drei geschmackvoll broschirten Büchlein (Preis je eine Mark) enthält eine größere Anzahl lustiger Geschichten. Ihr Autor war ein vielgewanderter Mann, der einen großen Theil unseres Erdballes aus eigener Anschauung kennen gelernt hatte, und darum an Ort und Stelle schöpfen konnte. Seine Arbeiten athmen allesammt fröhliches Behagen.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Absolut bestes Mundwasser der Welt! **Odol** Ueber die ganze Erde verbreitet!

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.
Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Franz Liszts Briefe an die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein.

3. und 4. Teil. Herausgegeben von **La Mara.**

2 Bde. Mit je 2 Abbildungen. Etwa 24 und 26 Bogen. 8°. Jeder Band geh. ℳ 6.—, geb. in Ganzleinw. ℳ 7.—.

A. u. d. T.: Franz Liszt, Briefe. Gesammelt und herausgegeben von La Mara. Band VI u. VII.

Hiermit gelangen Liszts Briefe an die Fürstin Wittgenstein zum Abschluss. Die letzten 25 Jahre seines Lebens umfassend, geben sie von der unentwegten Treue seiner Beziehungen zu ihr Kunde. Über seinen Eintritt in den geistlichen Stand, sein Verhältnis zu den ihm Nächststehenden, zu Wagner u. Bayreuth, zu den Besten u. Grössten seiner Zeit, über sein Schaffen, Denken u. Fühlen empfangen wir Aufschluss in diesen intimsten Bekenntnissen, die sich als das herrliche Vermächtnis des grossen Künstlers und Menschen an das Interesse aller Gebildeten wenden.

Eine **sehr gut erhaltene**

literarische Privat-Bibliothek

ist sofort zu verkaufen.

Näheres durch die **Expedition der „Gegenwart“.**

Bismarck im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Verlag von **Roßberg & Berger** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Geschichte der Nationalökonomie u. des Sozialismus.

Von

Dr. **Karl Walcker,**

Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage.

Preis 4 Mk.

Der bekannte Verfasser berücksichtigt besonders die **neueste Litteratur Europas und Amerikas.**

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart“, sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57

C. J. v. Dühren,

Atelier für Kunst-Photographie,
Berlin W., Lützowstraße 97.
Telephon: VI a 11 809.

Dem **kunstliebenden Publikum** empfehle ich mich zur **Anfertigung von Photographien jeder Art.** — Für die künstlerische Vollendung meiner Arbeiten bürgt das Interesse, das hervorragende Künstler und Kunstkenner an denselben nehmen.

Ich lade die verehrlichen Interessenten zur **Besichtigung der Ausstellung in meinem Atelier** ein, und bitte mir etwaige **Weihnachtsaufträge** möglichst zeitig zukommen zu lassen. — **Vorherige Anmeldung** der Aufnahmen wäre erwünscht. **C. J. v. Dühren.**

Dem Geschmacke eines **gebildeten** Leserkreises entsprechende

Feuilletons

im Umfang von 250—1000 Druckzeilen werden gesucht vom

Verlag der Wochenschrift
Die Oberen Zehntausend
G. m. b. H.
Leipzig, Georgi-Ring 19.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 11; Expedition: Berlin W, Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 35. Berlin, den 30. August 1902. 31. Jahrgang. Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die deutsche Slawenpolitik und das habsburgische Donaureich.

Von Kurd von Strantz (Berlin).

Der entschlossene Ausdruck der amtlichen Politik aus des Kaisers Mund und der ungebührliche Widerhall im österreichischen Abgeordnetenhaus bei den sogenannten Tschechen mit größtentheils deutschen Namen, also deutschen Abtrünnigen, sind für die internationale Lage unserer Politik bezeichnend. Indessen handelt es sich nicht nur um die Wahrung unseres guten Hausrechts Polen und anderen slawischen Eindringlingen gegenüber, sondern um die Stellungnahme des verbündeten Nachbarreiches. Oesterreich trägt die galizische Fessel, und die Polen sind zu kluge Politiker, um ihrem Unmuth in der plumpen Art der Wenzelsleute die Zügel schießen zu lassen. Präsidium und Regierung haben auch höflicher Weise ihre Pflicht in der Zurückweisung der wohl nicht ernst zu nehmenden Ungezogenheit gethan, so daß jede Folge des Zwischenfalles ausgeschlossen ist. Indessen die Gründe der Gefühlsaufwallung liegen doch tiefer und sind keine harmlosen Stürme im Wasserglase, wie dieser tschechische Radau.

Das Deutsche Reich ist durch die Polenhaltung ernstlich gefährdet. Der Pole verdrängt den Deutschen nicht nur in Posen und Westpreußen, sondern auch bereits im Westen und spielt schon in der preußischen Hauptstadt eine gewisse nationale Rolle hetzerischen und angreiferischen Gepräges. Andererseits frischt Frankreich noch regelmäßig sein erschlaffendes Blut mit deutscher Einwanderung nicht nur aus den Reichslanden auf. Allein mehr als 200 000 Elsaß-Lothringer haben im blühendsten Lebensalter die Reichsgrenze dauernd überschritten, und die Knechte auf dem Lande mußten durch Italiener ersetzt werden. Wir müssen daher im Westen und Osten einen Damm gegen die polnische Ueberschwemmung aus Rußland und Galizien und gegen die Abwanderung über die Vogesen aufrichten. Doch ist es mit bloßen gesetzlichen Verboten nicht gethan, wenn nicht die Gründe dieser Erscheinung hinweggeräumt sind. Hier beschäftigt uns der Westen nicht, sondern nur unser Siedlungsland auf ursprünglich germanischem, sodann aber verslawten Boden und die Beziehungen dieser Landstriche zur deutschen Ostmark, die sich in gleicher Lage befindet, freilich mit dem peinlichen Unterschiede, daß die absolutistische, centralisirende Regierung des Einheitsstaates mit deutscher Richtung allmälig einem immer mehr erstarkenden slawisch-ungarischen Dualismus gewichen ist, wobei die conservativen Regierungskreise deutscher Herkunft um der eigenen Herrschaft Willen zu gewichtigen Bundesgenossen ihrer volklichen Widersacher geworden sind. Aber auch bei uns liebäugelt das Centrum mit den Polen. Ja, die Germania betrachtet die Einweihung der Capelle der Marienburg als Kirchenschändung, weil sie einst katholisch war, und behauptet, der erzherzogliche Deutschmeister sei deßhalb der Feier ferngeblieben. Jetzt hörten seine Ordensbrüder die deutsche Absage an die preußischen Polen an, in deren Land sich einst die Ordensburgen zum Schutz des Deutschthums erhoben. Auch in der Antwort der Deutschritter auf die kaiserliche Ansprache wiederholte sich das Bekenntniß des Schutzes unseres Volksthums, war ja gerade dieser Orden ausgesprochen national und deutsch. Die deutschen Glaubensgenossen der Polen in dem westpreußischen Ordenslande, das auch nach Posen und Russisch-Polen hinragte, sind erst gewaltsam, dann durch das katholische Bekenntniß polonisirt, die evangelischen Deutschen, wie z. B. im Thorner Blutbad, durch Schwert und Folter ihres Volksthums und ihres Glaubens entkleidet worden. Erst die Wiederbesetzung dieser polnisch gewordenen Landestheile that dem blutigen Treiben Einhalt. Freilich sind in der Stille auch dann noch 150 000 Bamberger, die um Posen in den beiden Landkreisen dieses Namens angesiedelt wurden, selbst unter preußischer Herrschaft dem minderwerthigen Polenthum völlig verfallen.

Handelt es sich bei unseren sogenannten polnischen Provinzen um ehemals größtentheils deutsches Land, so wollen wir auch nicht vergessen, daß lediglich die leidige Kaiserpolitik der deutschen Könige die gänzliche Verdeutschung des Ostens ihrer Zeit verhindert hat. Polen war politisch und kirchlich vom alten Deutschen Reiche abhängig. Gnesen stand unter Magdeburg, und Kaiser Otto III. ließ es durch einen deutschen Papst zum Erzbisthum und Primat Polens erheben. Der polnische Herzog war deutscher Lehnsfürst und dankte dem Kaiser seine Königskrone. Das in Italien unnütz vergossene Blut hätte mit Leichtigkeit den Osten unserem Volksthum gewonnen. Die Schlacht bei Tannenberg ging durch den Verrath der deutschen Städtebürger verloren, die aus Standeshaß und vielleicht auch in Folge wirklicher Bedrückungen durch die Ordensregierung sogar den Volksfeind in ihre Mauern einluden. Dazu kam der mangelnde eheliche Hausstand der Ordensbrüder, die ja ritterliche Mönche waren. Es fehlte der Grundbesitzer, der mit seinen deutschen Hintersassen am Boden haftete und im erworbenen Grunde die Wurzeln seiner Kraft suchte. So starben die Sprossen der

Geschlechter aus allen deutschen Gauen ohne eheliche Nachkommen dahin, und dem Bauern fehlte der Führer wider die slawischen Nachbarn, dessen kriegerische Schlachta darnach lechzte, ihren Uebermuth am verfallenden Ordensstaate zu stillen, der ihr ja oft tödtliche Wunden beigebracht hatte. Rache für die erlittenen Niederlagen und die frühere Knechtung trieb die Polen über die Grenze. Das Preußen des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts kannte diese geschichtliche Entwickelung nicht mehr und wußte noch weniger von einer zwingenden nationalen Aufgabe, die weiten polnischen oder polnisch gewordenen Landstriche zu verdeutschen. An Stelle der wüsten polnischen Adelsherrschaft und staatlichen Anarchie war das patriarchalische, geordnete preußische Regiment getreten, das aber erst durch die korsische Noth zur nationalen Einsicht kam. Dabei war der größte Theil der polnischen Beute wieder in Sarmatenhände gefallen, was kein Schaden gewesen wäre, wenn die Grenze zweckmäßiger und nach nationalen Gesichtspunkten festgestellt worden wäre. Thatsächlich blieben zahlreiche deutsche Neusiedlungen oder alte Ordensniederlassungen außerhalb der neuen Marken; ja einzelne dieser Ortschaften erhielten sogar noch deutschen Zufluß, als das gewerbliche Leben trotz der russischen Knute auch in Polen erwachte. Leben doch in Russisch-Polen eine Million Deutsche und beherrscht Dank der Geschäftsjuden unsere Sprache noch den Handelsverkehr.

Auch im österreichischen Polen trat nach den Befreiungskriegen eine verdeutschende Richtung in dem damals noch bestehenden Einheitsstaate ein, der in seiner Bundespolitik sogar diesen Standpunkt stets betonte und daher auch im Inneren darnach handeln mußte. Im absoluten Staatswesen war die Durchführung dieser Grundsätze leicht möglich, und die Universität Lemberg ward völlig deutsch eingerichtet. Kaum kamen polnische Parallelvorlesungen vor. Auch der polnische Adel verhielt sich dieser Verdeutschung gegenüber leidlich ruhig. Das arme Landvolk kam überhaupt nicht in Frage. Als die Schlachta wieder aufrührerisch wurde, hetzte der Staat ihr die unterdrückten ruthenischen Bauern auf den Hals, die mit Sense und Feuer echt sarmatische Rache für die erduldete Unbill nahmen. Da die Verwaltung auch, wenigstens in den provinzialen Centralstellen, deutsch regierte, so würden sich national für uns erträgliche Zustände in Galizien entwickelt haben. Aber seit 1866 glaubte Oesterreich die entgegengesetzte Bahn einschlagen zu müssen, nachdem es schon in Ungarn auf den gleichen abschüssigen Pfad der gefährlichen Nationalitäten-Verhätschelung, freilich noch zaghaft, gekommen war. Die Bach'schen Husaren hatten im aufständigen Lande ordentlich Ruhe geschafft, und die magyarischen Vaterlandsverräther hatten nichts Besseres verdient. Ungarn ist das Land von vier Volksheiten, die auch noch heute auf dem Papiere gleichberechtigt sind, und die Magyaren bilden trotz schlimmster Gewaltmittel gegenüber dem fremden Volksthum auch gegenwärtig nur eine Minderheit. Trotzdem begann Anfang der sechziger Jahre Dank der politischen Klugheit der Magyaren die noch heute fortdauernde Versöhnungspolitik, während bisher Deutsch die ungarische Staatssprache seit 1848 mit Recht gewesen war. Sofort wurde die Comitatsverfassung mit dem Magnatenschlendrian wiederhergestellt und die deutsche Amtssprache vergewaltigt. Der unselige Ausgleich von 1867 brachte den Magyaren den völligen Sieg und zerschlug das habsburgische Reich in zwei Hälften. Die österreichische steht im Begriff, diese verhängnißvolle Theilung zur Freude der slawischen Volkssplitter fortzusetzen und damit die Monarchie in harmlose Kleinstaaten aufzulösen, ein Zustand, der der Schwäche des verflossenen Deutschen Bundes entspricht und zugleich den Tod unseres Volksthums bedeutet.

Beust und das Bürgerministerium begannen unter liberalem Redeschwall die Zersetzung des Staates diesseits der Leitha durch die Entfesselung der bis dahin gebundenen, der Gesittung nach tiefstehenden slawischen Volksschichten, die durch ihre Kaninchenfruchtbarkeit, um das treffende Bild des Reichskanzlers zu gebrauchen, ihren deutschen Erziehern bald über den Kopf wuchsen. Clerical-slawische Ministerien vervollständigten den Zusammenbruch des bis dahin führenden Deutschthums, das jedoch in dem ihm aufgedrungenen Kampfe sich wieder fand, leider nach lieber deutscher Art parteipolitisch zerrissen und uneinig gegenüber den geschlossenen und verbündeten slawischen und italienischen Volksstämmen. Trotz der Aufhebung der ungesetzlichen Badeni'schen Sprachenverordnungen werden in Oesterreich die slawischen Mundarten, darunter die slovenische, die fast nur aus deutschen Lehnworten besteht, und das Italienische bevorzugt. In Böhmen und Tyrol denken selbst schon die Deutschen an eine Landestheilung und geben damit ihr Volksthum im anderssprachigen Bezirk für immer auf. Diese Verzweiflungshandlung ist zu folgenschwer, als daß ihre Durchführung wirklich erwünscht wäre. Böhmen und Tyrol waren einst deutsche Lande. Der Südtyroler ist lediglich ein verwelschter Bajuvare und somit die staatliche Anerkennung eines italienischen Trient, das bis zum Concil kerndeutsch war, ein unmittelbarer Volksverlust. Prags Hochschule, Deutschlands älteste Universität, und das goldene Prag selbst sind Stätten deutschen Fleißes und können nicht dem Tschechendünkel geopfert werden. Lieber ein weiterer Streit, als ein solcher fauler Frieden, der die Begehrlichkeit der Sieger nur zu neuen Ansprüchen reizt.

Nun besteht eine offenbare Wechselwirkung zwischen der Angriffslust des Slawenthums in beiden Reichen. Die Selbstständigkeit der galizischen Polen, die auf Kosten ihrer übrigen Staatsgenossen leben und ihrerseits die stammverwandten Ruthenen knechten, auch das Land Dank ihrer liederlichen Wirthschaft der jüdischen Auswucherung gleich Ungarn überliefern, mußte die Begehrlichkeit der übrigen Polen und Slawen überhaupt reizen. Der preußische Pole hat von der deutschen Gesittung und Bildung so viel gelernt, daß die sprüchwörtliche polnische Wirthschaft einer haushälterischen Sparsamkeit gewichen und ein widerstandsfähiger, wohl unterrichteter Mittelstand geschaffen ist. Die Polen in Oesterreich haben sich für die tschechischen und slovenischen Brüder nicht sonderlich bemüht, benutzen aber deren sichere Heeresfolge gern für ihre Zwecke. Daher wirft sich jetzt auch der plumpe Wenzel für die preußischen Polen in's Zeug, während sich der staatskluge Pole diplomatisch zurückhält. Wir dürfen aber niemals die Thatsache außer Rechnung lassen, daß in der Reichshälfte diesseits der Leitha die Slawen die Mehrheit bilden, während in Ungarn nur eine rücksichtslose Gewaltpolitik die Minderzahl der Magyaren zum herrschenden Stamm wider Verfassung und Geschichte, jedoch Dank der deutschen Schwäche gemacht hat. Alle undeutschen Bestandtheile des Donaureiches sind aber auch deutschfeindlich und daher das politische Bündniß hinsichtlich dieser Völkerschaften nur ein Verstandeserzeugniß, das ihrer wahren Stimmung widerspricht. Um so stärker ist freilich jetzt bei den Deutschen die bittere Erinnerung an 1866 geschwunden, und sie sehen ihren Hort gerade in dem völkerrechtlichen Bande, das schon Bismarck zu einem staatsrechtlichen enger zu knüpfen gewillt war. Der gewandte Andrassy, der wohl auch persönlich deutschfreundlich war, hat diesen innigeren Zusammenschluß verhindert. So lange freilich die ausschließlich Schwarzgelben uneingedenk ihres deutschen Volksthums, als dessen Führer ja die Habsburger selbst erst in die Ostmark gekommen sind, lieber ihr Land verslawen lassen, als sich aufrichtig an uns anschließen, steht der Dreibund gerade bei seinen deutschen Genossen auf schwachen Füßen. Deutschland will ein starkes deutsches Oesterreich, das ihm Rückhalt gegen Ost und West gewährt, wofür es unseres Schutzes jeder Zeit gewiß sein darf. Wir dulden aus volklicher Rücksicht keine Schwächung der österreichischen Macht. Aber sie darf auch die Wurzel ihrer Kraft und den bisher führenden Stamm unseres Blutes nicht absichtlich schwächen. Die slawischen Volkssplitter, die

magyarischen Pferdehirten und die entdeutschten Südtyroler sind uns gleichgiltig. Wir schirmen im Donnureich nur unser Volksthum und dessen natürliche Verbündete, wie die Walkachen in Rumänien.

Das Schwarzenbergische Siebzigmillionenreich war kein Wahn und thatsächlich eine deutsche Macht, deren Wirklichkeit Preußen in Olmütz und im Krim- sowie im italienischen Kriege bitter an sich erfahren hat. Oesterreich selbst stärkte den deutschen Kitt in seinem Inneren. Da Preußen nicht die Zeche bezahlen wollte und andererseits die Kraft Deutschlands für undeutsche Zwecke, besonders in Italien, eingesetzt wurde, so mußte der österreichische Plan scheitern. Aber sein Zerstörer schuf wohlweislich sodann das österreichische Bündniß, das er schon in Preßburg erwogen hatte. Auch heute ist die Einheit des deutschen Mitteleuropas trotz der fremden Einsprengsel kein leerer Traum. Unbeschadet der Selbstständigkeit seiner Theile bildet das deutsche Volksthum den wirklichen Kern einer thatsächlichen Weltmacht. Von der vlämischen Schelde bis zum ungarischen Deutschthum nahe der Donnumündung, von Triest bis zur Königsau und den baltischen Landen regt sich ein Volksgefühl. Das kleindeutsche Reich und das habsburgische Staatswesen mit den deutschen Außenlanden in den Alpen und an der Rhein- und Scheldenmündung bilden ein einheitliches Volksgebiet, das noch Karl V. in vollem Umfang beherrschte. Italien und Spanien wurden der Fluch unseres Volkes, das noch heute Hochburgund, den größten Theil Lothringen und die französischen Niederlande in seines Erbfeindes Hand lassen muß. Gegenüber den europäischen Weltmächten in der sarmatischen Ebene und auf den britischen Eilanden, sowie dem amerikanischen Riesen kann sich auch das neue deutsche Reich nur durch die Zusammenfassung seiner ursprünglichen Kräfte und Wiederherstellung seiner alten Größe an Volkszahl und Bodenfläche unter bündischen Formen bei aller Schonung der Unabhängigkeit seiner Glieder dauernd behaupten. Das einzige Hemmniß bildet der slawisch-magyarische Haß, dem zu begegnen das deutsche Volksthum im engeren Deutschland und Oesterreich längst ausreichen würde, drohte nicht die bereite Hülfe des größten Slawenreiches und seines französischen Verbündeten, der leider noch täglich sprachliche Eroberungen in der allemannischen Schweiz und dem fränkischen Belgien macht. Hier liegt die europäische Bedeutung unserer Polenpolitik, die für uns auch zur Weltmachtsfrage wird. Mit Recht hat Graf Bülow auf die festländische Grundlage unserer Macht hingewiesen, worauf deren Weltbedeutung ausschließlich ruht. Die Welt ist jetzt auf lange Zeit vertheilt. In Südafrika hat ein Caprivi unsere Aussichten vernichtet, und Südbrasilien ist auch der Schauplatz einer übermäßigen italienisch-polnischen Einwanderung geworden. Beide Landstriche waren aber unsere einzigen Siedlungsländer. Sicherlich wird einmal Nordamerika national zerfallen; aber vorher erobert es vielleicht noch den ganzen Erdtheil. Unsere Volksart wird wohl wieder dem Trugbild einer amerikanischen Rasse entrinnen, die nichts anderes als der Sieg der angelsächsischen Mitbewohner ist. Wir bilden aber ein Drittel der Bevölkerung der Vereinigten Staaten. Sieht man von den keltischen Iren ab, ist der englische Antheil nicht größer als der unserige. Trotzdem ist der amerikanische Engländer noch anmaßender als sein königlicher Bruder in Europa, und beide sind vereint die stärkste Erdenmacht. Ihr Bruderzwist darf uns über das gemeinsame volkliche Belangen nicht täuschen.

Unser Gedankengang hat uns in die Weltpolitik geführt, und unter diesem Gesichtswinkel müssen wir unser Verhältniß zum eigenen und österreichischen Slawenthum auffassen. Es kann kein Zweifel bestehen, daß wir ein dringendes Interesse an der Aufrechterhaltung der habsburgischen Monarchie haben, deren staatlicher Zerfall auch unser Unglück wäre, da wir dann fraglos Partei für unsere dort bedrängte Volkheit nehmen müssen. Aber das dortige Deutschthum hat die ernste Pflicht, nicht über die reichsdeutsche Grenze zum Anschluß an uns unter Aufgabe des österreichischen Staates zu blicken, sondern diese deutsche ostmärkische Schöpfung gegenüber dem slawisch-magyarischen Ansturm zu erhalten. Eine Auslandshülfe für diese interessanten Völkerschaften wird unser Schwert schon verhindern und damit das Donaukaiserreich stützen und nicht selbstsüchtig stürzen, wie die unverbesserlichen, beinahe schon entdeutschten Clericalen, die ihren conservativen Sinn damit fast verleugnen, als Berather der Hofburg glauben machen wollen. Die deutsche Zerrissenheit in beiden Leithaländern ist ja das ganze Unglück dieses Staates und eine echt deutsche Eigenschaft, die schon das deutsche Gepräge des Landes bezeugt. Aber weitere Versuche der Verslawung verträgt dieses deutsche Staatswerk im Osten nicht. Auch für Oesterreich möge unsere thatkräftige Ablehr von der früheren gefühlsseligen Polen-Verhätschelung ein beredter Wink zu Wandel sein. Nur auf deutscher Grundlage kann die Ostmark bestehen, sonst wird sie ein loses Völkerbündel, das einzelne schwache Mittelstaaten enthält, die Anschluß an stammverwandte Nachbarn suchen müssen. Das Opfer des Zerfalls wird das ehrwürdige Erzhaus selbst, dessen stolzeste Erinnerung doch das deutsche Kaiserthum bildet. Besinnt es sich auf eine Schwarzenbergische innere Politik, so wollen wir ihm seine deutschen Sünden vergessen und fest zu ihm stehen, daß kein innerer oder äußerer Feind die ostmärkische Schöpfung vernichtet.

Zur Vertheidigung der Socialreform.

Von Karl Noetzel.

So lange es eine zielbewußte Socialreform giebt, so lange wird auch schon gegen sie der Vorwurf erhoben, sie wirke hemmend auf die Entwickelung der Energie, indem sie den Daseinskampf erleichtere. Selbst wenn man das bis zu einem gewissen Grade zugeben müßte, so bedeutet für mich doch die durch die Socialreform erstrebte Erziehung zur Solidarität einstweilen ein ungleich wichtigeres Moment, weil sie größeren Massen von Arbeitskräften und Intelligenzen die Möglichkeit giebt zur Energie-Entfaltung im Sinne productiver Thätigkeit. Es erscheint mir als ein für den socialen Geist unserer Zeit äußerst bezeichnender Irrthum, wenn man gemeiniglich annimmt, die intensivste Energie werde im Kampfe um die nackte Existenz angewandt. Ich meine viel eher, daß die Energie mit der Durchgeistigung der Aufgabe wächst und der Staatsmann, der Gelehrte, der Erfinder und der Künstler thatsächlich davon das größte Maß verbraucht. Wenn nun auch zugegeben werden soll, daß alle Energie aus dem Kampfe um die nackte Existenz geboren wurde, so kann doch andererseits durchaus nicht geleugnet werden, daß bis jetzt noch der größte Theil davon hierbei resultatlos aufgeht. Die Bedürfnisse unserer Zeit beanspruchen indeß alle nur irgend verfügbare Energie frisch und ungeschwächt für productive Arbeiten. Darauf gründen sich die Imperative der Socialreform: Alle Arbeitsfähigen sollen eine Beschäftigung haben, welche, ohne Schädigung für Gesundheit, Leben und Sittlichkeit ausgeführt, den sie Ausübenden vor Elend und Hunger bewahrt. Alle Arbeitsunfähigen sollen bis zur wiedererlangten Leistungsfähigkeit oder, falls sie ausgeschlossen erscheint, bis zu ihrem Tode unterhalten werden. Das Endziel der Socialreform bedeutet: Nutzbarmachung aller verfügbaren Kräfte zum Kampfe der vereinten Menschheit gegen die feindlichen oder noch nicht dienstbar gemachten Naturgewalten, behufs Erlangung aller sich aus dem Wesen des Lebens nur irgendwie ergebenden Erhöhung und Vervollkommnung des Lebens. Die Durchdringung der großen Massen mit der Erkenntniß dieser Aufgabe, wie ich sie schon

im vollen Gange erblicke, dürfte ebenso energiefördernd wirken wie einstmals die neu aufgekommenen Religionen.

Ich bestreite übrigens durchaus, daß die Gesammtenergie abgenommen habe, seit bie Zahl der direct mit dem Hunger Kämpfenden sich vermindert hat, wie Letzteres im Laufe der letzten Jahrzehnte in allen Culturländern leicht nachweisbare Thatsache ist. Wenn ich auch für die unproductive, im reinen Existenzkampf aufgebrauchte Energie keine Möglichkeit der Abschätzung kennen, so dürfte doch mit dem Hinblick auf die gerade in den letzten Jahrzehnten geleistete, ungeheure productive Arbeit eher der Schluß erlaubt sein, daß die Energie der Gesammtheit gestiegen ist, indem sie allerdings ihre Richtung änderte. An die Seite der eigenen Bedürfnißbefriedigung tritt mehr und mehr eine Erhöhung des Lebens Aller, da das social aufgeklärte Individuum dabei seinen größten Vortheil erkennt. Es muß hier betont werden, daß auch die Entwickelung des Ehrgeizes durch keine Socialreform unterdrückt wird. Ganz im Gegentheil wird ihm ein viel weiteres Wirkungsfeld erschlossen. Wie viel herrlicher Ehrgeiz wird bis jetzt noch erstickt im Kampfe um das nackte Leben! Wenn die Socialreform darauf hinzielt, Letzteren zu erleichtern, so geschieht das in der bewußten Absicht, zu verhüten, daß die Hauptkräfte des Individuums in ihm verzehrt werden. Außerdem glaube ich berechtigt zu sein zu der Annahme, daß die für die höheren Culturaufgaben nöthige Energie in dem vieltausendjährigen Existenzkampfe der Menschheit schon gezüchtet worden ist. So viel zur Abwehr des Vorwurfs, als wirke die Socialreform energietödtend. Er beruht auf völligem Mißverstehen der vorhandenen socialen Aufgaben.

Wenn ich indeß unsere ganze Anschauung vor Augen habe, so erscheint mir nicht ganz unberechtigt der nahezu identische Vorwurf, wir Heutigen hegten mehr Sympathie mit den Leidenden als für die Denkenden. Das ist in der That im Allgemeinen der Fall; Instinct für unsere nächstliegenden Aufgaben mag die Veranlassung sein zu dieser Denkungsweise. Ungerecht bleibt sie unstreitig. Es kann in keiner Weise zugegeben werden, daß die Entbehrungen des Körpers größere Qualen verursachen als die Leiden der Seele. Dem widerspricht schon die eine Thatsache, daß die weitaus größere Zahl aller Selbstmorde nicht Mangel an Existenzmitteln zur Ursache haben. Außerdem muß durchaus bestritten werden, daß Sattsein an sich einen Lebenszweck bedeutet. Nur der Denkende schafft productive Arbeit. Er allein zeigt Mittel und Wege, die vielen Satten, höherer Arbeit unkundigen Elemente an solche zu gewöhnen. Wenn ein berufener Denker seine Zeit mit anderer als mit geistiger Thätigkeit ausfüllt, so bedeutet das einen ungeheuren Verlust für die Allgemeinheit. Was hätte die Welt davon gehabt, wenn Leute wie Lister, Pasteur, Koch, Helmholtz, Pettenkofer ihre Tage als Armenpfleger zugebracht hätten, statt daß durch die Resultate ihres unentwegten Forschens heute jährlich Millionen Menschen Leben und Gesundheit erhalten wird. Das Beste, was das Individuum der Mitwelt zu geben vermag, ist immer sein Denken. Das wird in einseitiger Ueberschätzung des rein physischen Massenelends vielfach übersehen. So gilt beispielsweise in gewissen Kreisen der russischen Gesellschaft ein gebildeter Mensch, der sich anständig kleidet, für einen Poseur. Es herrscht dort die Doctrin, gegenüber der großen Volksnoth bedeute jedes Streben nach eigenem Wohlbehagen Pflichtvergessenheit. Dostojewski, Tolstoy und Gorki sind eher aus diesem Geiste geboren, als daß sie ihn beschworen haben. Ein ungeheurer Irrthum liegt dieser Weltanschauung zu Grunde. Zunächst wird das physische Sattsein fast als Endziel hingestellt, während doch der nur gesättigte Mensch sich in nichts von einer auf fetter Weide grasenden Kuh unterscheidet. Und würden wir selbst den ausschließlichen Werth des Sattseins zugeben, woher sollen die Mittel dazu kommen? Haben wir ein Recht, uns productiver Berufsarbeit zu entziehen, um ganz in der Armenpflege aufzugehen? Wodurch anders werden Werthe geschaffen, als durch diese unsere Berufsarbeit und dadurch, daß wir, wenn auch weit entfernt von allem Luxus, unsere Lebensführung auf einer unserer Bildung und unserem Einkommen entsprechenden Höhe halten und dadurch Industrien garantiren, welche Millionen die Möglichkeit geben zu einer anständigen, ehrlichen Existenz? Es klingt paradox, wenn ich behaupte, daß diesem Mitleidsthum ein colossaler Egoismus zu Grunde liegt Und doch ist dem so! Wir bezeichnen als einen Egoisten denjenigen, der sein persönliches Vergnügen über das Gesammtinteresse stellt. Das ist auch hier der Fall. Allerdings handelt es sich hier um ein sehr vornehmes Vergnügen. Weil es aber dem Einzelnen Vergnügen bereitet, unter Armen sein Leben zuzubringen, deßhalb soll die Mehrzahl in Zukunft leiden? Und das wäre die unzweifelhafte Folge eines stricten Tolstoyanismus! Wenn bis jetzt immer wieder mit Recht verlangt wird, der Einzelne solle sich nicht verlieren in der Jagd nach Genüssen und Vergnügungen, statt productiv thätig zu sein, so wäre es einmal an der Zeit, den Begriff „Vergnügen“ zu erweitern und zu fordern: der Einzelne solle sein Begehren nach Selbstentsagung und Armenpflege unterdrücken in Rücksicht auf die Gesammtheit. Auch die edlen Triebe müssen beherrscht werden, falls es das Interesse Aller verlangt. Es handelt sich im Leben der Gesammtheit nicht um Gefühle, die immer individuell sind, sondern um Zwecke. Es soll Arbeit geschaffen werden für Alle. Arbeit geht nur aus privater Initiative hervor. Körperliche Tüchtigkeit und weitgehendste Bildung jedes Einzelnen müssen deßhalb das letzte Endziel aller Socialpolitik bedeuten. Jedes Mitleid ist durch den Verstand zu beherrschen. Es darf nie zu zweckwidrigen Handlungen verführen. Damit soll nicht behauptet werden, wir könnten den Mitleidsantrieb überhaupt entbehren. Wenn ich auch nicht bestreiten will, daß die sociale Reform hervorging aus der Erkenntniß ihrer Nützlichkeit für jeden Einzelnen, und daß die Aufklärung über die eigensten Interessen allein das sociale Uebel radical beseitigen wird, so können wir das Mitgefühl doch keineswegs in den privaten Beziehungen der Menschen unter einander entbehren. Auch da ist es wohl in letzter Instanz bloß Klugheit. Aber das Köstliche dieser Klugheit ist, daß sie nicht als solche empfunden wird. Ich kann es noch nicht mit absoluter Gewißheit hinstellen, aber vielleicht wird es sich einmal mathematisch beweisen lassen, daß das Gute mit dem Nützlichen identisch ist, wie bereits die Alten lehrten. Biologisch ausgedrückt würde das heißen: die Empfindung des Guten bilde den Lustreiz zu arterhaltendem Thun. Der Werth des Guten wäre dadurch in nichts herabgesetzt. Wir würden darin nur eine Offenbarung der Gattheit zu erblicken haben. Sie hat den Wunderbau der Welt geschaffen, sie läßt uns ruhig grübeln über ihren Endzweck und duldet es großmüthig, daß wir ihr Werk beschimpfen, selber aber bleibt sie unsichtbar. Sie offenbart sich nur in der Schönheit der Natur und den Wundern der Menschenliebe. Farben und Linien sind ihre sichtbaren Spuren, Liebe und Mitleid ihr unsichtbarer, Alles durchwehender Geist.

Der Niedergang des Ansehens der Parlamente.

Von v. Horn (Weimar).

Die unerfreuliche Erfahrung, daß das hohe Ansehen, in welchem die parlamentarischen Körperschaften bei der Bevölkerung ihres Landes früher gestanden haben, stetig zurückgegangen ist und immer mehr zu schwinden droht, hat schon längst berechtigte Aufmerksamkeit erregt und wird auch gegenwärtig nach dem Eintritt der Parlamentsferien wieder vielfach zum Gegenstand eingehender Erörterungen gemacht.

Bemerkenswerth ist hierbei, daß es sich nicht etwa nur um vereinzelte Beobachtungen handelt, welche hier und da bei dem Verhalten der einen oder anderen Volksvertretung gemacht sind, sondern daß Uebelstände festzustellen waren, welche sich in allen Parlamenten allmälig eingebürgert haben und welche der Abhülfe dringend bedürfen.

Wenn nun auch zugestanden werden soll, daß ein Vergleich des Verhaltens der deutschen Parlamente mit dem der ausländischen Volksvertretungen immerhin noch zu Gunsten Deutschlands ausfallen muß, so sind doch auch hier große Unzuträglichkeiten in der Art und Weise, wie die zur Erledigung gestellten Aufgaben Seitens der Abgeordneten behandelt wurden, zu Tage getreten. Ihre baldige Abhülfe ist dringend erforderlich geworden.

Die auffallende Erscheinung, daß unsere gesammte Tagespresse, deren Aufgabe es doch sein soll, überall da, wo Schäden des Gemeinwohles zu beklagen und zu befürchten sind, rechtzeitig den warnenden Finger zu erheben, gerade hier versagt und eine befremdende Zurückhaltung beobachtet, mag, abgesehen von anderen, leichter erkennbaren Gründen wohl auch zum Theil dadurch hervorgerufen sein, daß eben nicht bei deutschen Volksvertretungen die bedenklichsten Vorgänge stattgefunden haben, und daß es bei uns noch nicht dahin gekommen ist, daß beispielsweise in öffentlicher Sitzung ein Abgeordneter dem anderen mit der Hundepeitsche drohen konnte, oder, wie im englischen Unterhause, ein Vertreter der Regierung von einem Volksvertreter mit einem gemeinen Schimpfnamen hat bezeichnet werden dürfen, oder daß die Abhaltung einer Sitzung durch Lärmen und Toben der Abgeordneten unmöglich gemacht wird. Wenn nun auch solche Ausschreitungen, welche durch eine lange Reihe von Beispielen aus verschiedenen Parlamenten leicht ergänzt werden könnten, bei uns bislang noch nicht zu beklagen gewesen sind, so kann doch nicht in Abrede genommen werden, daß auch unsere Volksvertretungen schon seit Jahren nicht mehr auf der vornehmen Höhe stehen, welche sie früher eingenommen haben. Es wäre eine wichtige und dankbare Aufgabe der Presse, den Gründen dieses Niederganges des Ansehens der Parlamente nachzugehen und nach den Mitteln Umschau zu halten, welche hier einen segensreichen Wandel zu schaffen geeignet erscheinen.

Es mag gestattet sein, auf einige Umstände hinzuweisen, welche geeignet erscheinen, für die Aetiologie dieses Niederganges in Betracht gezogen zu werden.

Eine besondere Beachtung verdient hierbei das in den Volksvertretungen im Laufe der Jahre immer mehr in den Vordergrund tretende Fractions-Interesse.

Fractionslos sind jetzt verschwindend wenige Abgeordnete. Die Fraction aber, welche, manchmal erst nach hartem Kampfe, unter zweckentsprechender geschickter Bearbeitung des Wahlmaterials ihrem Candidaten zum Siege verholfen hat, übernimmt, wenn er ein Neuling ist, seine Einführung in die parlamentarische Thätigkeit. Sie leitet seine Theilnahme an den Verhandlungen, das Schweigen, das Reden und das Stimmen ihrer Mitglieder und fordert sogar in besonderen, ihr Interesse unmittelbar berührenden Fällen unter Umständen auch ein Sacrificium intellectus von dem Fractionsgenossen, der dann genöthigt ist, gegen seine eigene Ueberzeugung zu stimmen.

Auf diese Weise haben sich allmälig Verhältnisse herausgebildet, welche den Grundsätzen und Voraussetzungen nicht mehr ganz entsprechen, von denen man bei Erlaß der Wahlordnungen ausgegangen ist. Die Volksvertretungen werden in Wirklichkeit jetzt nicht mehr von den ihrer Ueberzeugung folgenden einzelnen Abgeordneten, sondern von den Fractionen gebildet, unter deren mehr oder weniger straffen Disciplin die Mitglieder ihr Mandat ausüben. Und wie streng, fast an das Komische streifend, ein solcher selbst vor der Oeffentlichkeit geübter Parteizwang ausgeführt werden kann, hat sich vor nicht allzu langer Zeit gezeigt, als ein bekannter Fractionsführer in der Sitzung von weithin sichtbarer Stelle durch Heben und Senken seiner Hände die Fractionsangehörigen anwies, wie sie bei der Abstimmung über eine größere Reihe umständlicher Fragen „Ja“ oder „Nein“ zu sagen hätten. Wenn nun dieser Erfolg zwar ein beredtes Zeugniß für die treffliche Schulung in der Fraction ablegt, so ist doch ein solcher Vorgang, der sich in der Oeffentlichkeit abspielte, nur zu sehr geeignet, das Ansehen der Volksvertretung schwer zu schädigen.

Eine andere Wahrnehmung, welche zu einer starken Beeinträchtigung der Achtung vor der Würde der Parlamente Anlaß giebt, gründet sich darauf, daß die Abgeordneten zu den Sitzungen in so geringer Zahl zu kommen pflegen, daß die Beschlußunfähigkeit fast zur Regel geworden ist. Man will hierin eine nicht zu rechtfertigende Vernachlässigung der übernommenen Pflichten erkennen, durch welche die Würde der Volksvertretung in bedenklicher Weise bloßgestellt wird.

Die Gründe, welche diesen mangelhaften Besuch der Sitzungen herbeiführen, liegen zum Theil wohl mit darin, daß diejenigen Abgeordneten, auf deren persönliches Erscheinen die Fraction keinen Werth legt, in dem beruhigenden Bewußtsein, durch die Fractionsvertretung in ihren Ansichten hinreichend unterstützt zu sein, auf die persönliche Anwesenheit in der Sitzung verzichten zu können glauben. Es ist das auch eine Consequenz des immer weiter ausgebildeten Grundsatzes, daß das Mitglied des Hauses nicht mehr als ganz selbstständige Persönlichkeit, sondern nur noch als Gruppenmitglied, als Fractionsgenosse in Action tritt.

Ob eine solche Auffassung, welche beschlußunfähige Häuser zur Folge hat, gegenüber den bei Annahme des Mandates übernommenen Verpflichtungen richtig sei, darüber gehen allerdings die Meinungen auseinander.

Auch das Vorhandensein zahlreicher Doppelmandate ist an der Beschlußunfähigkeit nicht unerheblich betheiligt.

Es liegt in der Natur der Sache, und ist gewissermaßen selbstverständlich, daß die Fractionen bemüht sind, im Landtage und auch im Reichstage möglichst zahlreich vertreten zu sein. Um dem diätenlosen Reichstags-Abgeordneten die Mittel zu einem kostenlosen Aufenthalt in Berlin zu verschaffen, ohne selbst in die eigene Tasche greifen zu müssen, ist man auf den Ausweg gekommen, diese Geldmittel durch den Staat zahlen zu lassen, indem man dem Reichstagsabgeordneten auch ein Diätenmandat für den Landtag vermittelte. Da nun aber beide Volksvertretungen in der Regel gleichzeitig tagen, so ist es erklärlich, daß der Abgeordnete mit Doppelmandat stets mindestens in einem der beiden Häuser vermißt wird und so auch durch ihn die Beschlußunfähigkeit mit verschuldet wird.

Es mag schließlich noch gestattet sein, auf einen wunden Punkt die Aufmerksamkeit hinzulenken, an dem unser parlamentarisches Leben krankt: es ist der Uebelstand, daß es ihm leider fast gänzlich an neuen geschulten Kräften und an einem gesunden Nachwuchs mangelt.

Seit einer langen Reihe von Jahren, stellenweise sogar schon seit Jahrzehnten, treten genau immer dieselben Redner auf den Plan, ein Jeder mit seinen längst bekannt gewordenen Eigenthümlichkeiten, Vorzügen und Mängeln, so daß der Leser beim Aufschlagen der Berichte, ohne gelesen zu haben, schon mit einer gewissen Sicherheit vorher weiß, was und in welcher Weise ein jeder der verzeichneten Redner zur Sache gesprochen haben wird.

Daß es auch hier Ausnahmen giebt, versteht sich von selbst: aber es sind eben nur Ausnahmen.

Auch bereits hochbetagte Abgeordnete, denen ein Ausruhen nach langer, treuer Arbeit gewiß zu gönnen ist, halten, vielleicht unter Ueberschätzung ihrer Kräfte, auf Wiederwahl und Mitarbeit, und jüngere neue Abgeordnete kommen gegenüber diesen Veteranen nur sehr schwer dazu, ihre Kräfte zu

erproben. Bei einer solchen seit Jahren sich hinschleppenden Eintönigkeit der Verhandlungen kann und muß das öffentliche Interesse sich endlich abstumpfen und immer mehr erlahmen.

Wenn im wohlverstandenen Interesse des Landes die Fractionen und die Wähler bei Neuwahlen um einen Ersatz für die im Parlament bereits verbrauchten Mitglieder sich ernstlich bemühen, und zwar um einen Ersatz durch jüngere Kräfte, welche für die Bedürfnisse der Gegenwart volles Verständniß mitbringen, und an denen bei uns wahrlich kein Mangel ist, so wird das wesentlich mit dazu beitragen, das frühere hohe Ansehen der auf diese Weise verjüngten Parlamente bei uns wieder aufleben zu machen.

Literatur und Kunst.

Die Romane der französischen Umwandlung.

Von Paul Wiegler (Stuttgart).

Der Name Maurice Barrès ist außerhalb der französischen Grenzen im Beginn der neunziger Jahre bekannt geworden, als Zola's Athem noch die Welt erfüllte, als „L'Argent“ und „La Débâcle“ Europa dem borstigen Hausbesitzer von Médan ein letztes Mal unterwarfen. Nur am Horizont schimmerte das milde Licht des fünfzigjährigen Anatole France, und Paul Bourget, dem von dem ersonnenen Attentat des „Disciple“ noch häßliche Tintenflecke anklebten, suchte sich mit den Wohlgerüchen der Cosmopolisliebe die Reinheit eines mondainen Abbé zurück, die sein Halbphilologentraum war. Der Neophyt, der in die Tempelrunde der Meister trat, war keiner von den Angenehmen. Wohl mag damals sein Kopf noch alcibiadisch-jugendlicher gewesen sein als in den Monaten der vorletzten Parlamentswahl, da Léandre im „Figaro“ das unregelmäßige Vogelprofil, die stigmengezeichneten und verhärteten Züge, aus denen nur die Augen brennen mußten, des in einer lothringischen Versammlung Geprügelten brachte. Aber er hatte Manieren bewiesen, die sehr tadelnswerth selbst der Mitte der französischen Literaten deuchten. Seine Romane verfolgten mit ungenirter Eitelkeit den Anspruch, Bibeln der dem Profanen verfeindeten Dichtkunst zu sein, welcher Sainte-Beuves spitzfindiger Libertinismus die „tour d'ivoire“ gedrechselt hatte. Dann war er in die Arena der angezweifelten, mit Schimpfreden kämpfenden und beschimpften politischen Gladiatoren hinabgestiegen und besaß vier Jahre hindurch als Boulangist das Mandat von Nancy. Diese kühnen Seiltänzerphantasmen der Lebensziele waren auch in seinem Vaterlande etwas Ungewöhnliches. Man hielt ihn für einen glatten Poseur.

Aber es kam die Stunde, wo der Geist, den man, so lange er Parlamentarier war, mit Fug verspottete, außer jeder Deputirtenkammer stehend in gewaltiger Dringlichkeit über die Beruflichen hinauswuchs. Der Name Maurice Barrès wurde zum Weckruf der intellectuellen und religiösen Hoffnungen eines Volkes, zum Programm des „relèvement“ einer Rasse. Es wäre albern gewesen, das irgendwie mit der Heilung zu vergleichen, die der linnengewandete, greise Nazarener von Jasnaja Poljana an der Seele der Mushiks that; höchstens des schmächtigen Lüstlings d'Annunzio konnte man gedenken und der glühenden Bilder, mit denen er die enterbten römischen Bauern aus ihrer trägen Ergebung schrecken wollte. Jedoch hatte für das Franzosenthum ein Mensch gewagt, das Problem einer Zeitwende, nicht mehr die kleinen, stöhnenden Aengste der Schriftsteller zu beantworten; ein Erzieher zu großen, den Verfall von Generationen endigenden Gedanken war eingesprungen Er schrieb den einleitenden Theil des Werkes, das anstatt der Unfruchtbarkeiten nichts Leereres als „Le Roman de l'Energie nationale“ verhieß. Er unterfing sich dessen, was er einst als verjährten Thorenwahn belächelte, und gab der Menge Bücher, die keine Verneinungen, sondern Handlungen waren. Nicht leicht hat seit Victor Hugo's Glockenläuten ein poetischer Publicist da drüben so stürmisch das Gewissen der Totalität erschüttert als im vordreyfusianischen Herbst von 1897 mit den „Déracinés“ Maurice Barrès; der einzige Paul Adam ist in beträchtlichem Zwischenraum anzuordnen. Dann kam, als der Krieg der beiden Heere wüthete und in schmutzigen Strömen alle Cultur hinwegzuwaschen drohte, der ungeberdige „Appel au soldat“. Jetzt ist im neuen Sommer das Schlußstück der Trilogie, „Leurs Figures“, als unbarmherziger Ausklang gefolgt. Dem Romanzier Barrès kann Nichts hinzugefügt werden. In Frankreich hat man ihn zum Haupt einer Schule erkoren; auch unter uns ist es Nothwendigkeit, den gelegentlich und flüchtig geprüften Charakter in's Licht zu setzen.

Dem Barrès der ersten Form hat man das Horoskop bereits gestellt, als er im Jahre 1888 das mißmuthige, nach der Art eines verzogenen Byronschülers das Elend einer betrübten Mannbarkeit bespiegelnde Pamphlet „Sous l'œil des Barbares“ verfaßte. Bourget und sein Egoistentypus hatte hier den Geburtshelferdienst geleistet, obwohl er sich sträubte, das garstige Kind zu legitimiren. Dafür hat er dem ohnmächtigen Chérubin, der hier in den Armen der seufzenden Geliebten sein Häuslein Unglück bejammerte und sich von der Guten sagen ließ, er wisse leider zu viel vor der Einführung, eine Stammtafel entworfen, die alle früheren Väter fein säuberlich registrirte. Rolla war da, der blasirte Philosoph im Freudenhause, den Musset schuf, Adolphe, die trockene, grausame Figur des Benjamin Constant, die ehrgeizigen Grübler Balzac's, die entarteten Sehnsüchte des Baudelaire, der neronische „Dilettantismus“ des Renan, ein Aufgebot der gesammten bösen oder für Unreife verderblichen Inspirationen der Literatur. Die späteren Bände waren ohne die Pseudonaivetät des Anfangs, aber sie konnten nur bestätigen, welch' schlimmes System in dieser „idéologie passionnée“ waltete. Sie wollten als metaphysische Romane über eine Gruppe von Jünglingen Anweisungen geben, welche schon recht zahlreich sei. In ihrem Auftrag erklärten sie die Sittlichkeit, die Religion, das Nationalbewußtsein für hinfällige Dinge, denen man keine Lebensregeln mehr entleihen dürfe. Das Ich wurde als alleinige Wirklichkeit proclamirt, als die souveräne Macht, welche die Freske der Erscheinungen verschöne oder verhäßliche. Ein Sport wurde mit seiner Vervollkommnung getrieben; mechanisch, durch Studien, Neugier, Reisen sei es auszudehnen. Ganz nach dem Beispiel des unabhängigen Stendhal vom Jahre 1838 hat Barrès Memoiren eines Touristen entworfen, und wie sein merkwürdiger Held Philippe erst in Mailand vor Lionardo da Vinci mit der erhabensten Weihe beglückt wird, so ist das von Italiens und Spaniens Landschaft und Kunst gesättigte „Du sang, de la volupté et de la mort“ die prunkendste Enunciation seines Aestheticismus. Delrio, der kalte „amateur d'âmes“, der die gegenwärtigen Dinge nicht so zu steigern vermag, wie es erforderlich ist, um auf die Gegenwärtigen zu wirken, ist dort der Mittler. Nicht die Vielfältigkeit von Röcken sollte dem neuen Menschen eigenthümlich sein, wie Balzac's grausigem Ideal, dem mit Perücken und Vermummungen ausgestatteten Galeerensträfling Vautrin, sondern eine Vielfältigkeit von Seelen. Eine frevelhafte Religion des Individuums wurde gelehrt, die trotzig und schwelgerisch ausbreitete, was sie durch die schroffen Felsen des Tago, die gezackten, einsamen Kathedralen, den blauen, granitenen Tod des Escurial, die Nächte unter den Magnolien von Granada, die Porphyr- und Jaspissäulen zwischen den Gärten der Moscheen, die verlorene Schönheit der fünftausend Cigarrenarbeiterinnen

von Sevilla, die Brunst des Stierkampfpublicums, den Anblick des Orangenbaumes, zu dessen Füßen Tasso verschied, die Paradiese der lombardischen Seen, die dufttrunkenen Tauben unter den Lorbeerbüschen empfunden. Nicht bloß das flirrende Gewebe eines Artistentraumes wurde hier gesponnen, nicht bloß pervers der Verwesungsbrodem über den Canälen der Adriastadt gepriesen oder snobistisch-tändelnd die neue Ethik, die von Wahnfried ausgehe. Ein Nihilismus mit dem Willen zum Letzten kündigte sich an, den unsere Civilisation nur in den brausendsten Mitternachtsgedichten Friedrich Nietzsche's gehört hatte, und der die kleinen gesellschaftlichen Institutionen hinwegtrieb, mit neuen, unbekannten Zuständen die sociale Ordnung sprengte wie der furchtbare, eisige, fieberschwangere Hauch des Gestades von Ravenna.

Aber damit war der Gipfel dieses Lebens erreicht. Die überspannte Bogensehne lockerte sich. Die Intransigenz, die alle Möglichkeiten hinter sich zerstörte, ging in einen spielerischen Compromiß mit den dunklen Urgefühlen der Zusammengehörigkeit, ein Haschen nach Stütz- und Rastpunkten über. Schon „Le jardin de Bérénice“, der Roman der Wahlcampagne, hatte für den unfriedlichen Gedankentaumel ein schmeichelndes Pfühl gefunden: noch einmal sollte das Ich sich erweitern oder, wie die Aeußerung der Niedergeschlagenheit und Hoffnung lautete, sich mit dem Unbewußten verschmelzen. Der Leser der deutschen Speculation Barrès ahmte die Mythologie Eduard von Hartmann's nach. Sein Philippe, der sich tagtäglich auf's Neue schuf, schloß damit, daß er nach Harmonie mit dem Universum trachtete. Die kleine Edentheatertänzerin als Verkörperung der ungezähmten Natur und das Volk, dem er sich darbot, sollten ihn mit dem Theile, der ihm fehlte, mit „la part sentimentale“ beschenken. Nicht verschwinden sollte er in der Menschheit, sondern durch ihre Kräfte sich vergrößern. So wurde durch die gefällige Gaukelei eines Irrenden als Fortsetzung der einstigen Abenteuer aufplädirt, was ein Renegatenthum ist. Ein von irgend einer schwarzen Stimme Gewarnter opferte die Schätze, durch die er arm geworden war, und Nichts blieb als der Wunsch nach Trost, der heute mit der skeptischen, allzu verrätherischen Klugheit sich zierte, das Ich sei ein „terrain d'attente sur lequel vous devez vous tenir jusqu'à ce qu'une personne énergique vous ait reconstruit une religion“ und morgen vor einem Götzen mit rothen Generalshosen salutirte.

Man behandle diesen Inconsequenten nicht mit Achselzucken. Auch nachdem die Angelegenheiten des zeitgenössischen Frankreichs nur eine Fabel des Ueberganges sein werden, wird, das ist gewiß, „Le Culte du Moi“ — so hat Barrès seine philosophischen Romane getauft — noch als Document sich erhalten wie für eine andere, gleich zerrissene Epoche die Selbstbezichtigungen des Jean Jacques Rousseau. Diese beiden Unseligen sind manchmal abstrus, cynisch, geschraubt und pedantisch; aber in ihren Werken ist die Verzweiflung. Nicht geloben sie schwachsinnig, eine tugendhafte Wahrheit zu sagen, sondern sie geben sich preis mit den Lügen und Lastern, die man in sie gepflanzt hat, getreu dem einzigen Heroismus, der Nichts verhüllen heißt. Wie der Schützling der Madame de Warens in seinem Haß den von Legionen junger Plebejer verewigt hat, so schleuderte Barrès den Verkappten der officiellen Geistigkeit, der Maskerade der Unehrlichen, seinen Stolz in die entsetzten Gesichter: „Nous avons eu la passion d'être sincère et conforme à nos instincts“, und wie ein feierlicher Schwur klang es von seinen Lippen: „Les Barbares par qui plus d'un jeune homme impressionné faillira à sa destinée et ne trouvera pas sa joie de vivre, je les hais.“ Alle Zöglinge der dritten Republik sprachen durch diesen blassen Aufrührer, Alle, die in ihren engen Dachkammern von Fichte und Balzac, den Aposteln der Freiheit, sich berauschen ließen und dem „Bon-homme système“ fluchten, das ihre Persönlichkeiten hemmte, Alle, die von Soldaten, Beamten und heuchlerischen Moralisten um ihr Glück betrogen wurden. Bourget's „Disciple“ ist grandioser in Erfüllung gegangen, als der liebenswürdige Herr wohl ahnte, und vor dem Doppelgänger seines Hauslehrers, dem André von Barrès' „Ennemi des lois“, mochte auch der tolerante Beichtiger fröstelnd sich bekreuzigen. Der französische Nachwuchs hatte sich gegen die Republik der Grévy und Carnot, die Republik der Geschäftsleute, der Streber und der Nullen, bewaffnet, eine kranke Jacobinergarde pochte an die Thore der bourgeoisen Heiligthümer.

Indessen hat Maurice Barrès sich nicht begnügt, die Gefährten zu bemitleiden oder mit Catilinarierschnauben die Satten zu belästigen, sondern ist zur Diagnose des Ausscheidungsprocesses fortgeschritten. Dadurch näherte er selbst sich der Genesung, die das Schauen der Ursachen verleiht. Und als er nach drei Jahresringen, mit dem langen Athem des Reformators seine „Déracinés“ fertig gestellt hatte, da war ihm die eigenste Tragik fast objectivirt, zu einer Sociologie gewandelt, die Paroxysmen des Schmerzes zum Geschichtsbild, die Heimathlosigkeit der Visionäre und Décadents zu der der studirenden Söhne des an der Auszehrung hinsiechenden Kleinbürgerthums, dessen Schoß sie gebar.

Vor Barrès hat der Auvergnate Jules Vallès, der unglückliche Dichter der „Refractaires“ und des „Jacques Vingtras“, der Empörer mit dem schweren Bauernblut, gegen die von ihm instinctiv gewahrten Zusammenhänge alarmirt, und wer von seinem Wüthen durchzittert wurde, der begriff, woher das Schicksal dieser bildungsproletarischen Jugend stammte. Die ganze Organisation des nationalen Lebens mußte irgend welche unheilvolle Verbrechen an ihr begehen, wenn Einer aus ihren Reihen so tobsüchtig, wie es hier geschah, der Gesellschaft das Messer entgegenhielt, das er in ihr Blut tauchen wollte, und seinen gemarterten Confessionen die Widmung voranschickte: „A tous ceux qui crevèrent d'ennui au collège ou qu'on fit pleurer dans la famille, qui, pendant leur enfance, furent tyrannisés par leurs maîtres ou rossés par leurs parents.“ Spukhaft regte sich hier die Anarchie als herrliches Resultat so gründlicher humanistischer Studien und zerrte den Staat, der die Jünglinge aus der häuslichen Gemeinschaft gerissen und den Internaten überantwortet hatte, gellend auf die Anklagebank. Und ob auch Vallès ruinirt ward und die Hekatomben nicht unterbrochen wurden, war doch der Boden für die große Abrechnung zugerüstet.

Da nahte Barrès und vervollständigte nach seinen Blasphemien in einem dicken Manifest die seitherigen Antriebe. Ganz Frankreich hat mit Zagen und Staunen die feste Hand dieses Chirurgen verspürt, der seine Wunden aufschnitt und zeigte, wodurch es so geschwächt und erniedrigt sei. Sieben Lothringer ließ er aus ihrer Heimath nach Paris wandern und dort crepiren oder in Versuchungen infam werden, weil man ihnen Alles genommen hat. Im Lyceum hat man sie erstickt, durch ein graues, abstractes, kantisches Pflichtendogma gelnebelt. Man hat sie aus den Ueberlieferungen ausgestoßen und zu Bürgern eines Mechanismus gepreßt, in dem sie nirgends eine Stätte haben. Sie werden Deserteure, weil man sie planvoll den Provinzen, in die sie gehörten, entfremdet hat. Das Ungeheuer Centralisation unterbindet die Zukunft, und während mit der Vergeudung der Volkskraft die Reproduction in's Stocken geräth, dringt vom Osten der germanische Geist vor, die Entwickelung zu schließen.

Eine solche Perspective hat Barrès in zwölfter Stunde seinen Landsleuten geschildert. Er hat als visionäre Zusammenfassung klinischer Constatirungen wieder erstehen lassen, was ihren Erwerbssinn bereits aus den Statistiken über das Zweikindersystem oder aus den Welthandelstabellen des Leroy-Beaulieu als tagespolitische Gewißheit beeinträchtigte. Nicht bloß die studentische Reservearmee wurde gezählt, sondern mit schöpferischer Dumpfheit und aus den Tiefen erschien eine männliche Physiologie, wie sie in der Zeit nach Balzac an keiner Stelle mehr gewesen war. Der Schatten des starken-

Urhebers der Rubempré und Rastignac ging in den Capiteln der „Déracinés“ um, in dem widerlichen Garküchendunst und Geschirrlärm ihrer Pensionen, in den unsauberen Massenquartieren ihrer möblirten Häuser, im bleiernen, trüben Gaslicht ihrer Schenken, in der rüden Noth der „brasseries à femmes“ mit den stumpfen, ehrlosen Liebschaften, die dort angezettelt werden. Balzacisch sind die gräßlichen Superlative, in denen die Agonie der zwei Elendesten aus der Gilde der Sieben vorgetragen wird, des listig brutalen Bauernsohnes, der mit einem von ihnen Allen in Freundschaftsstimmung übernommenen Journal in die schmutzige Kloake der Erpressungen gleitet und als Mörder guillotinirt wird, und des idiotischen, unter den Wirkungen des Collodiums empfangenen Photographensprossen, der den Gefährten seines Verbrechens überlebt. Balzacisch muthen die gesammten Parthien an, die von der Hospital- und Kerkeratmosphäre der bedrängten Genossenschaftlichkeit durchwuchert sind.

Aber auch in dieser traurigsten der Barrès'schen Offenbarungen besiegte den lethargischen Kummer die erlösungssüchtige Unruhe dessen, welcher damals blasirt in den Garten der Berenice schlich. Noch forderte der Rhetor des sentimentalen Individualismus zur Freiheit auf, ohne die Schiffe des Verlangens in einen Hafen zu leiten. Den Rückerinnerungen an bestandene Nöthe wohnte er selber bei, indem er sich noch der unveränderten Weise seiner lyrisch-metaphysischen Romane durch den Helden, den er François Sturel nannte, als handelnd und duldend verkörpern ließ. Jetzt wurde für den Historiker seines Inneren, der längst all' das überwunden hatte, ein treuer Nachfahr von Stendhals, des einst nur in Italien vorschwebenden, rebellischen Julien Sorel daraus. Der Nancyer Gymnasiast von 1879 trat in die Fußstapfen jener Gymnasiasten des ersten Kaiserreichs, welche die Kanonenschläge von Marengo vernahmen und zuweilen das Coupé des „Mannes“ durch ihr Städtchen hasten sahen. Die Erbschaft des heimlichen Bonapartisten, der dem Abbé Frilair knirschend gehorchte, ward dem eingesperrten Lyceumsschüler zu Theil, dessen Classe durch den republikanischen Zuchtmeister Bouteiller für eine Natur und Persönlichkeit knechtende Moralorthodoxie gedrillt wird. Flüchtig, mit einer seltsam verstörten Neigung hat Barrès die Linien seiner ersten Form in diesem Schwächling aufgefrischt, der begehrlich auf dem Lager der armenischen Madame Aravian die unendlichen Schönheiten Asiens von der Schwelle her grüßt. Dann aber ward ihm definitiv, durch die Umklammerungen des Beylismus, ein neuer Typus geboren. Definitiv wurde der Cultus des Ich zum dienenden Cultus der Macht an dem Nachmittag umgedeutet, wo sich die sieben Provinzler am Grabe des Corsen im Invalidendom versammeln, wo sie am Treffpunkt aller Willensregungen den größten „professeur d'énergie“ der die Menschheit erneuerte, den „homme national“, sich wählen. Hier ist sogar für Sturel, den zögernden Baccalaureus, der definitive Abzug von der einsamen Insel, die er als ein Robinson Crusoë behaust hat, und auch seine enttäuschte Seele schwankt hinaus auf's brandende Meer der Collectivgefühle in der Sommernacht, da vor seinen Augen Victor Hugo's Sarg die Lüfte durchquert und er, von Ekstasen überwältigt, in dem hingeschiedenen Gotte ein Element des heiligen Berges erkennt, welcher Rettung bietet, auch wenn die Niederungen des Geistes von den Barbaren überfluthet sind. Definitiv ist mit der Aufreibung der „Déracinés“ das Stadium der lauernden Skepsis durchwandert. Die Reise nach dem Enthusiasmus, nach einem besinnungslosen, rauschfreudigen, irren Enthusiasmus wird eröffnet.

Diese vorletzte seiner Phasen hat Barrès zunächst im „Appel au soldat“ porträtirt; es ist der Roman der einzigen Action, welcher er, der Actionsbedürftige, begegnet ist. Dem Lord Byron, der auf ähnliche Art den Bereich der Diplomaten durchzuckte, stellte sich der schöne Romantismus der Guerilla gegen die Türken zur Verfügung; der Franzose von 1886 hatte im Lande der corrupten Verwaltungsbeamten und der stupiden Verwalteten, welche mit ihren Träumen von Seebädern für sich selbst, von Universitätsexamen für ihre Söhne, von der Mitgift für ihre Töchtern ihn ekelten, nur den talminapoleonischen Boulangismus. Von da an stiehlt sich in das ruhmvolle Schauspiel seines Literatenthums ein Conflict von weitester Geltung, der in der stolpernden Laufbahn dieses hitzigen Sectirers das Loos der ganzen Rasse durchschimmern läßt: die Bestimmung, verspätet zu sein, mit allem Elan, allem Idealismus klapprigen Chimären nachzusetzen und zu sinken. Das Glaubenwollen und die Qual des Intellects sind zwiespältig. Aus den Museen und Geschichtsdenkmälern Italiens begiebt sich François Sturel in die Clique des abgesetzten Kriegsministers, der mit blondem Bart und gutgenährten Mienen urplötzlich, nach ein paar demokratischen Gemeinplätzen, an die Spitze einer wahnwitzigen Agitation geschoben worden ist. In ihm glaubt er Stendhals „imprévu“ entdeckt zu haben. Mit der Ausdauer des Fanatikers sucht er um seiner Selbst willen die boulangistische Legende zu errichten. Er weiß, daß der an der Gare de Lyon mit dem delirirenden Pöbel von ihm Umjauchzte die Seele eines Commis voyageur hat, und daß der Triumphator, den die Refrains der Tingeltangel als streitbaren Messias feiern, von den Geldern der zärtlichen Madame de Bonnemain profitirt. Er sieht die Schleier des gipsernen Idoles fallen und betrügt sich, wenn er die Plattheiten des braven Troupiers hört, mit der komisch schonenden Ausflucht: „Etait-il donc obligé de penser tout haut? Son silence intéresse plus notre imagination que ses phrases, rares et pauvres.“ Und als der Umschlag der Glückslaune den Prätendenten entthront hat und der Feige in einem Exil, das eine Attrape ist, das Wrack seiner Allzumenschlichkeit verpflegt, da schlägt Barrès noch schützend den Mantel des Grandiosen um ihn und läßt ihn mit heroischen Gesten an der Küste des Eilandes, mit elegischen in seinem Bureau und seinen zweischläfrigen Villegiaturbetten parodiren, bis der ganz Zermürbte auf dem Friedhof von Brüssel sich erschießt und mit dem sickernden Blut der armen, fadenscheinigen Illusion ein gewaltsames, wohlthätiges Ziel gesetzt wird. Doch werden die Ereignisse des Durchschnitts, die perfiden und geschwätzigen Parteiungen, das frivole, klägliche fait divers in Barrès Handschrift Vorwände zu aufwühlenden Psychologien; der verwirrende Tact der Epopoë reißt die Gebrechlichkeit mit sich, die „forces du subconscient“ überschwemmen die affectirten Winkel der Handlung, worin Sturel bourgetmäßig bei der kindlichen Madame de Nelles in den „Gouffre du néant“ blickt, und vom düsteren Grabe von Ixelles tritt Barrès die letzte Reise nach dem Enthusiasmus an.

Aber mit diesem Termin ist in dem Propagandisten der ungesellschaftlichen Wahrheiten die Liebe ausgelöscht, die vor Verehrungsgegenständen thränenvoll kniete; nur der „amour de la haine“ lodert in ihm empor, welchen die Ränke und plumpen Machenschaften der Coulissen ihm einflößten. Durch die Darstellung der letzten Peripetie, welche er mit „Leurs Figures“ veröffentlicht hat, ächzt nicht mehr das Langen und Bangen um einen Talmicäsar, sondern die Grausamkeit des Einzelnen triumphirt, der mit der Gesellschaft keine Paare mehr sucht, der dem holden, gemeinmachenden Phantom der That entsagt hat. Sein flackernder Stern wollte, daß er als Rekrut der Kammer hypnotisirt die schreiendste Schmach des heutigen Frankreichs erlebte, die Panamamonate von 1892, deren Epidemie die Fractionen und Börsianer schüttelte und das Unterste nach oben kehrte. Weder Maupassant noch von den Kleineren die Léon Daudet, Maurice Beaubourg und Verwandte haben mehr als ein Drittel des Sarkasmus, der hier aus gekritzelten Einträgen seiner Taschenhefte, aus Leitartikeln und Proceßberichten, „de la bonne tragédie nationale“ gearbeitet hat. Ihre Grotesken, Ironien und Entladungen sind das schimpfliche Todesurtheil für eine pathologisch officielle

Kaste kleiner Raubthiere, welche die Aufopferung flieht und ihre Glaubensbekenntnisse zu Plaidoyers umbiegt, die Furcht hat, wenn sie Morgens die Briefe und Zeitungen durchblättert, Furcht in den Wandelgängen, Furcht auf der Tribüne, Furcht in jedem Momente, bis die professionelle Herzkrankheit sie wegrafft. Es ist maßlos, wie in diese Sippe das Gespenst der Verhöre und Entlarvungen greift, wie der Schritt der Nemesis die Schultern der Belasteten und Strauchelnden krümmt, wie ehrenwerthe Greise, als sie nicht mehr entrinnen können, lügen, wie knochige Hände die Tischplatten umkrampfen, wie unter den Worten des Anklägers die Deputirten aufbrüllen, als wären sie das zischende Fleisch der mit dem glühenden Eisen gebrandmarkten Sträflinge. Katastrophen des Irrenhauses werden aufgerollt, epileptische Gentlemen bellen, weinen, machen Jaguarsprünge nach ihren Wärtern. Eine kalte, mephistophelische Verachtung bereitet sich aus dem Plumpsen des korpulenten Baron de Reinach, der wie eine vergiftete Ratte in den Tod trippelt, aber aus den hochstaplerischen Prahlereien des Cornelius Herz, der bleich in den Kissen von Bornemouth sich wälzt, ein Labsal. Die einfachen Gefühle, die im Alltag verschüttet sind, werden aufgegraben, Entsetzen und Erbarmen ziehen über den Häuptern dahin wie in den Dichtungen Shakespeare's. Dann kommt die fade Ermüdung, der Kämpfer zerbricht sein Instrument, die Rasereien dieses strengsten aller neueren Bücher verhallen. Es ist wieder still um Maurice Barrès, und mit bitterem Knabenstolze flüstert er sich die alte Tröstung zu: „Je suis une scène trop noble, et l'on me voit déserte faute d'acteurs suffisants."

Jedoch das heftige Drama der ahnungsvoll leidenden französischen Seele ist nicht umsonst durchrungen worden; ein tiefer Gewinn geht daraus hervor. Am Schlusse von „Leurs Figures" trifft François Sturel auf den Alleen des Parks von Versailles, die das entfärbte, leise über das Wasser der Marmorbrunnen gewehte Laub bedeckt, denselben Bouteiller, der ihm die Jugend vergällte und zum Inbegriff des gehaßten Republikanismus ihm schwoll, als Vernichteten wieder, aber er brutalisirt ihn nicht. Der Rahmen des Nationalen spannt sich von Neuem um die fanatischen Antagonismen, und Sturel wird geläutert. Die Botschaft der Reformation, die tastend Ungedeutete und immer wiederum Mißachtete, wird zum Angelpunkt eines Daseins.

Zwar sind ihre Lösungen gefühlsmäßige wie alle jene, die im Protestlerthum von Gefährdeten erstritten worden sind, aber gerade das Irrationale ist ihre königliche Garantie. Sie verwirklichen, was die Schlaflosigkeit der „Déracinés" umgaukelte, und was in einem lyrisch-reflexiven Nebentheile des „Appel au soldat", der Moselfahrt Sturel's und seines zäheren Freundes, herrschend geworden war. Ein Positives wird der rohen Centralisation des Lyceums und des Staatsgedankens entgegengesetzt, die abgewirthschaftete Geometrie der Departements und der Arrondissements wird widerrufen. Und nur zur Hälfte dilettantisch, kriecht — das ist der Reiz der Entwickelung, die hier durchmessen worden ist — eine demüthige Ethik heran, die reich an Geheimnissen auf die keltische Rasse sich niederläßt.

Mit einem Male wird jetzt die Bedeutung des Schauspiels klar, dessen verschiedentliche Acte mit ihren Wirrnissen defilirten. Es heißt nichts Geringeres, als daß der Intellectualismus eines ganzen Jahrhunderts seinen vitalsten Voraussetzungen entsagt. Es heißt nichts Geringeres, als daß die bis dahin verhehlten Consequenzen einer Transformation gezogen werden, die für Hellhörige bereits um 1880, für den Rest um 1900 abgelöst hat, ein Problem zu sein. Eine Umorientirung der Geister wird offenkundig, die nicht bloß mit zänkischen Elaboraten von Klopffechtern, nicht bloß mit Verkannten, dem „Devoir présent" Paul Desjardin's oder den „Morts qui parlent" des Vicomte de Vogüé, sondern mit dem Beispiel der Größten zu belegen ist, zu der Renan selbst, der Patron des ersten Barrèsismus, den Anstoß gab.

Schon in den „Déracinés" hatte eine Einschaltung frappirt, die von dem Keuchen in den Untergründen wundersam sich abhob: der Egotist Barrès huldigte, indem er seinen Sturel mit Taine zu einem Baume des Invalidensquares wallen ließ, dem Namen des Verfassers der „Origines de la France contemporaine", der mit seiner Weisheit über die jakobinischen Zerrüttungen hinausragte. Von den Theorien dieses Mannes, der im Schlußsatz seines Hauptwerks die wachsende Uneinigkeit zwischen That und Erziehung die Ursache des schmerzensvollen Sturzes der neueren französischen Jugend nannte, floß ihm damals eine Kräftigung zu, die echter war als der Tand in Berenicens Garten. Vor solcher natürlicher Entfaltung ging ihm der Begriff des „Werdens" auf, wie ihn die deutschen Metaphysiker ausbildeten, ehe sie den lärmenden, pangermanistischen Emporkömmlingen Platz machten. Eine Erkenntniß winkte, die köstlicher war als alle Liebesgespräche, der Drang nach einer Gesundung aus den entweihten Bedingungen des Lebens. Sein Individualismus hat sich Dem gebeugt, der als Positivist im Ich nichts gelten lassen wollte als die Reihe der Ereignisse. Von Neuem zwingt das Unpersönliche die Persönlichkeit, die „freie Association" wird eng zum erhaltenden Princip, die socialen Realitäten, denen nicht widersprochen werden darf. Der Byronismus weicht der schlichteren Naturhaftigkeit einer Weltanschauung, die sich Niemandem anders als der olympischen Gestalt eines Goethe anlehnt, den fruchtbaren Lectionen der Dinge, der Rasse, des Bodens und der Atmosphäre. Die Sehnsucht nach den Vergangenheiten, nach der Erde und den Todten, die einst an den faulen Stagnationen des zerbröckelnden Venedigs sich befriedigt hatte, wird nationalökonomisch geschult oder glaubt es zu werden. Aber ihre Erwägungen sind gleichgiltig. Was in ihnen namenlos den Willigen durchschauert, das ist die Ueberfülle, mit der das „inconscient", zu dem die Dekadenz des „Culte du moi" nur bettelte, in diesen Ahasver des Ideals eingeströmt ist. In seinen Träumereien unter den braunen, moosbewachsenen Stämmen der lothringischen Heimath, in den zarten Idyllen seiner Landschaften, deren Süßigkeit die wehe Melancholie Rousseau's zurückbringt, ist der Athem der Völkergeschichte, ein Harren des Verlorenseins, ein Harren auf die Morgendämmerung, die vielleicht schon die Gipfel silbrig leuchtend umkränzt.

Das Kunstgewerbe in der capitalistischen Wirthschafts-Ordnung.

Von Johannes Gaulke.

Die causalen Zusammenhänge zwischen künstlerischer Production und wirthschaftlicher Betriebsform sind, nachdem sich eine Verfeinerung des Lebensbedarfs wieder beobachten läßt, vielfach erörtert und ausgelegt worden, ohne daß auch nur in den Grundzügen eine Uebereinstimmung erzielt worden wäre. Der Eine macht den Wohlstand der Nation für das Wiederaufblühen des deutschen Kunstgewerbes verantwortlich, der Andere spricht sogar von rein abstracten Größen, „dem Bedürfniß, das in der Luft liegt" u. s. f. Alle philosophischen und ästhetischen Erklärungsversuche eines Zeitphänomens müssen nothwendig scheitern, sobald die gesellschaftliche und ökonomische Structur dabei aus dem Auge gelassen wird. Andererseits haben aber auch Nationalökonomen, beispielsweise eine so hervorragende Capacität wie Karl Marx, einen verhängnißvollen Irrthum begangen, sobald sie alle Erscheinungen des Culturlebens aus rein wirthschaftlichen Gründen abgeleitet haben. Unter den neueren Forschern hat sich Werner Sombart in seinem monumentalen Werk „Der

moderne Capitalismus", von dem zwei Bände vollendet vorliegen*), am eingehendsten mit obiger Frage beschäftigt, und ich glaube, daß er, wenn wir von einigen kühnen Expectorationen absehen, die causalen Zusammenhänge zwischen Kunst und Capitalismus am klarsten aufgedeckt hat.

Sombart verbreitet sich in seinen Untersuchungen im 15. Capitel des zweiten Bandes „Die Verfeinerung des Bedarfs" zunächst über das Wesen des Luxus überhaupt und gelangt zu dem Resultat, daß dieser überhaupt kein feststellbarer Begriff sei; ebenso wenig ließe sich aber auch das Maß des Luxus oder der „erlaubte" Luxus feststellen. „Ich finde es nur zu begreiflich, daß der größte Theil der tractätchenhaften Anti-Luxusliteratur des 19. Jahrhunderts einen unverkennbaren Armeleutegeruch ausstrahlt ... Es giebt — auf den Luxus angewandt — keinen noch so verschwenderischen Aufwand, keinen noch so raffinirten Lebensgenuß, der nicht in der Persönlichkeit seines Vollbringers seine Weihe und damit seine Rechtfertigung finden könnte."

Nachdem Sombart die Thatsache, daß der Luxus eine durch die Menschennatur begründete und zu rechtfertigende Erscheinung sei, festgestellt hat, führt er weiter aus, daß die Schranke für das Maß der Bedarfsverfeinerung in dem Güterquantum liege, über das eine Person, eine Classe, eine Gesellschaft verfügt. Dieses Güterquantum wird durch zwei Factoren bestimmt: durch den gesellschaftlichen Reichthum einerseits und durch das Antheilverhältniß der verschiedenen Classen oder Personen an dem Gesammtproduct andererseits. Nun ist aber die Art und Weise, wie das zur Verfügung gestellte Güterquantum zur Verfeinerung der Lebenshaltung genützt wird, abhängig von der Beschaffenheit der Personen, gewöhnlich der Classe von Personen, von der jene Bedarfsgestaltung in's Werk gesetzt wird. Die Verfeinerung des Bedarfs kann in drei Richtungen erfolgen:

1. In der Richtung des Stoffes: Bevorzugung des „echten" und kostbaren Materials vor dem unechten und billigen. Die Bedarfsverfeinerung ist auf das Pracht- und Prunkvolle, auf Pomp und Glanz gerichtet;

2. in der Richtung der Form: Herausbildung edler Formen der Gebrauchsgegenstände. Entwickelung des Geschmacks und Kunstverständnisses im engeren Sinne;

3. in der Richtung des Zweckes: Anpassung der Gebrauchsgegenstände an ihren Gebrauchszweck, zugleich Werthschätzung der Bequemlichkeit, des „Comforts"; die Bewegung ist auf das Zweckvolle gerichtet.

Diese drei Richtungen können sämmtlich, aber brauchen nicht nothwendig in einer Zeit verfolgt werden. In Deutschland kann die erste Richtung zu keiner Zeit beobachtet werden, wenigstens nicht als eine das gesammte Gebiet des Kunstgewerbes beherrschende Tendenz, wie in Frankreich zur Zeit Ludwig's XIV. Die Herausbildung edler Formen ist dagegen das charakteristische Merkmal des deutschen mittelalterlichen und Renaissance-Kunstgewerbes als dieses rein handwerksmäßig betrieben wurde. Die dritte Richtung oder die Bewegung auf das Zweckvolle hin scheint das moderne deutsche Kunstgewerbe als capitalistische Betriebsform beherrschen zu sollen. Um die moderne Entwickelungstendenz aber vollends zu verstehen, ist es nöthig, daß wir uns zuvor mit dem deutschen Kunstgewerbe der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts beschäftigen, einer Zeit, die sich noch vorwiegend mit der handwerkmäßigen Wirthschaftsform begnügte, als der Capitalismus kaum seine ersten Fühler bei uns ausgestreckt hatte. Sombart führt zur Charakteristik des Geschmackes jener Zeit ein Citat aus dem amtlichen Bericht der ersten deutschen Gewerbe-Ausstellung in Berlin (1844) an, das sich auf ein Prachtstück der Ausstellung bezieht, einen „vergoldeten Armlehnestuhl mit Musik, das Polster mit weißseidenem Bezuge." Ich will den Lesern das kunst- und culturhistorisch interessante Urtheil über die Glanzleistung der Berliner Industrie nicht vorenthalten: „Diese Arbeit war unstreitig die vorzüglichste ihrer Art ... Das Einzige (!), was als wünschenswerth bezeichnet wurde, war, daß an dem Sessel das Musikwerk statt in dem Sitz, an der Rücklehne hätte angebracht sein müssen, um es willkürlich in Thätigkeit zu setzen."

Wir stehen, wenn wir die Berichte aus jener Zeit lesen, vor einem psychologischen Räthsel, und doch trennt uns erst ein halbes Jahrhundert von jenem Tiefstand des Geschmackes. Die ästhetische Verwahrlosung war allgemein. Die alte handwerkliche Technik war gänzlich in Vergessenheit gerathen, die Wechselbeziehungen zwischen Form und Material wurden meistens wider besseres Wissen ignorirt, einen eigenen Styl gab es nicht, allenfalls einen Experimentirstyl, der bald hier bald dort eine Anleihe machte. Man denke nur an die schauerlichen Möbel, die Nippes und die schlechten „Kunst"-reproductionen, mit denen unsere Altvordern ihre „gute Stube" ausstaffirten! „Um die Mitte des Jahrhunderts gab es in Deutschland in der Industrie weder eine Kunst noch einen Künstler", klagt Jakob von Falke. (Geschichte des deutschen Kunstgewerbes. Schlußwort.)

Die Kunst, soweit sie an den deutschen Höfen überhaupt gepflegt wurde, verdiente diese Bezeichnung überhaupt nicht. „Die Münchener Kunst bin ich!" Dies Wort Ludwig's I. von Bayern kennzeichnet die Stellung der Kunst, die alles künstlerischen Wesens entbehrte, zur Genüge. Sombart beschäftigt sich mit der Frage, wie es denn möglich war, daß gerade in einer Zeit der Goethe, Fichte, Schelling, Hegel, Tieck und Schleiermacher, der beiden Humboldt's und der beiden Schlegel, der Carnelius und der anderen Nazarener, der ästhetischen Thees und der Berliner Salons der deutsche Kunstgeschmack seinen tiefsten Tiefstand erreichen konnte, und er findet des Räthsels Lösung in der Eigenart der Bildung jener Zeit. Die Geistescultur war eine ästhetisch-philosophische, eine literarische, eine idealistische, eine unsinnliche und somit auch eine unkünstlerische. Arm an materiellen Gütern mochte man aus der Noth eine Tugend und baute sich eine Welt der Ideale auf. „Man übte Entsagung und Bescheidenheit, wie es Heine so schön ausgesprochen hat; man beugte sich demüthig vor dem Unsichtbaren, haschte nach Schattenküssen und blauen Blumengerüchen, entsagte und flennte." Die Gelehrsamkeit und die abstracte Idee war tonangebend; auf allen künstlerischen Gebieten war die Auffassung verstandesmäßig, die große künstlerische Persönlichkeit, die sich über den Standesdünkel der Akademiker erhob, war verpönt. Die Künstler selber waren Asketen und Biedermänner der schlimmsten Art, sie verstanden am allerwenigsten in Schönheit zu leben. Selbst Goethe lebte in einer nach unseren Begriffen armseligen Umgebung, und er konnte daher den Gedanken äußern, daß eine elegante und luxuriöse Zimmerausstattung nur für Menschen sei, die keine Gedanken haben.

Unter Berücksichtigung dieser Zeitverhältnisse ist es nur zu begreiflich, daß sich die sogenannte hohe Kunst immer mehr von den angewandten Künsten trennen mußte. Das war das Ende eines Entwickelungsprocesses, der am Ausgang der Renaissance eingesetzt hatte, der aber auch zusammenfiel mit dem Niedergang der handwerklichen Productionsweise. Alle Versuche, das Kunstgewerbe auf einer neuen Basis zu reorganisiren, verliefen, wie es das Beispiel Schinkel's zeigt, der selbst kunstgewerbliche Gegenstände „componirte", resultatlos. Zu alledem kam noch hinzu, daß gerade zur Zeit der größten Geschmacksverwilderung der Capitalismus seine Fangarme auf das Gebiet des Kunstgewerbes ausstreckte. Das Handwerk als Betriebsform des Kunstgewerbes war ohnehin schon von der Manufactur und der maschinellen Productionsweise verdrängt worden. Nach und nach eroberte das capitalistische Unternehmerthum ein Gebiet des Kunst-

*) Der moderne Capitalismus. Von Werner Sombart. Leipzig. Verlag von Duncker & Humblot.

gewerbes nach dem anderen und revolutionirte Dank der vielen Erfindungen, die in jene Zeit fallen, zugleich auch die verschiedenen Techniken. Es begann die Massenfabrikation kunstgewerblicher Gegenstände, eine Surrogat- und Attrappenkunst, die keinen anderen Gesichtspunkt kannte als den Profit. Das noch gänzlich ungebildete Unternehmerthum, das sich aus den Kreisen der Handwerker und Kleingewerbetreibenden entwickelt hatte, machte sich bald alle technische Organe, den Zeichner, den Modelleur, den Ciseleur u. A. unterthan und degradirte sie zu Lohnarbeitern. Der ehemalige Kunsthandwerker, der in den meisten Fällen auch der geistige Vater seines Werkes war, wurde zu einem geistlosen Routinier und Specialisten. Die höchste Anforderung, die der Unternehmer an den Artikel stellte, bestand darin, daß er absatzfähig war, d. h. auf den rohen Geschmack der Masse zugeschnitten. Darum mußten die Erzeugnisse vor allen Dingen „originell“ sein und zugleich billig. Eine Originalitätssucht und Effecthascherei setzte ein, die ohne Parallele dastand, und damit war weiter die lächerlichste Imitationsmanie verbunden. Einem minderwerthigen Material den Anstrich und Zuschnitt des echten zu geben, und die technische Eigenart des einen Stoffes auf den anderen zu übertragen, beide Manipulationen charakterisiren so recht die capitalistische Productionsweise bis in die siebziger und selbst noch bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hinein.

Bei aller Verwüstung, die der moderne Capitalismus in Sachen des guten Geschmackes angerichtet hat, ist aber nicht zu verkennen, daß er wiederum neue ökonomische Bedingungen für die Wiedergeburt des Kunstgewerbes geschaffen hat. Er hat vor allen Dingen die Nation aus der Aermlichkeit des Daseins, an der sie langsam dahinsiechte, erlöst. Der neugeschaffene Reichthum ist zwar sehr ungleich vertheilt; mögen aber auch die größten Capitalien in den Händen der größten Banausen vereinigt sein, so nehmen nebenher die Kreise der Gebildeten, der Staat und die Communen an der materiellen Cultur Theil. Staat und Städte können Dank ihres größeren Budgets zu Auftraggebern werden und damit befruchtend auf den Geschmack der Masse einwirken.

Die wichtigste Folge-Erscheinung des Capitalisirungsprocesses ist aber der Wandel der gesammten Lebensauffassung, der sich in den letzten Jahrzehnten vollzogen hat. Die abstract-idealistische Anschauung, die das Biedermeierthum charakterisirt, wird zu einer sinnlichen, die vorwiegend literarisch-ästhetisirende zu einer künstlerischen. „Es erwacht der Sinn für das Sichtbare auf dieser Welt, für schöne Gestaltung auch der äußeren Dinge, für Lebensfreude und Lebensgenuß . . . Wie damals die Kunst im Banne des Gedankens, der literarischen Phantasie stand, so werden jetzt Literatur und alle Geistesbethätigungen beherrscht von dem Wesen der künstlerischen Anschauung. Die Zeit einer culturellen Hochblüthe, die stets künstlerisch und unethisch war, scheint anbrechen zu wollen.“

Wie die Entwickelung weiter verlaufen wird, diese Frage glaubt Sombart im optimistischen Sinne beantworten zu können. Ja, er glaubt sogar über die Eigenart der Fein-Bedarfsgestaltung in zwanzig oder dreißig Jahren ein Urtheil fällen zu können. „Ich sehe das kommende Geschlecht nach langen Jahrhunderten der Entbehrung endlich wieder ein Leben führen, das von Schönheit und Wohlbehagen durchtränkt ist. Ein Geschlecht wird erstehen, das aus der Fülle von Reichthum, die ihm in verschwenderischem Maße zuwächst, eine Welt des Behagens und der schönen Formen wird hervorquellen lassen . . . Quantitativ wird der Feinbedarf Dimensionen annehmen, von denen wir uns heute auch nicht die leiseste Vorstellung machen können, er wird in's Unermessene anwachsen, zu Massenhaftigkeiten und Prächtigkeiten, gegen die der „Luxus“ des kaiserlichen Roms, der Glanz Venedigs, die Verschwendungen Versailles in Nichts zusammenschwinden werden.“

Es bedarf keiner besonderen Erörterung, daß der Kreis der Genießenden sich im Laufe der letzten fünfzig Jahre, seitdem der Capitalismus festen Boden gefaßt hat, sich erheblich erweitert hat und daß auch das Einkommen des Einzelnen bis in die untersten Schichten sich nicht unwesentlich erhöht hat. Dessen ungeachtet kann ich aber in die Zukunftsmusik Sombart's nicht einstimmen. Er hat meines Erachtens in diesem Zusammenhange den Umstand nicht berücksichtigt, daß einmal immer nur ein begrenzter Kreis auf Grund seiner Naturanlage mitfühlen und mitgenießen kann; ungleich wie alle wissenschaftlichen und künstlerischen Fähigkeiten vertheilt sind, so ist es auch die Genußfähigkeit. Wenn nun aber, wie dies scheinbar der Fall ist, das Interesse für die künstlerischen Ereignisse heute größer ist als vor Jahrzehnten, so ist hierbei zu berücksichtigen, daß das Verständniß des verehrten Publicum meistens recht platonisch ist und auf Selbstbetrug, Eitelkeit und Wichtigthuerei beruht. Beweis: unser Premièren- und Ausstellungspublicum. Und was nun die breiten Volksschichten anbelangt, die Sombart doch auch in den Kreis der Genießenden hineinziehen möchte, so fehlt es diesen in erster Linie an Zeit, um ein Leben in Schönheit zu genießen. Derselbe Capitalismus, der alle materiellen Vorbedingungen zu einer ästhetischen Cultur schafft, preßt andererseits jede Spur von Schönheits- und Persönlichkeitsgefühl aus seinen Werkzeugen heraus. Wer zehn Stunden in der Fabrik schuftet, eine stumpfsinnige, des intellectuellen Menschen unwürdige Arbeit verrichtet, wer Straßen fegt oder Cloaken reinigt, wer als Lohnkuli Adressen schreibt oder Waaren verfrachtet, dem dürfte es ziemlich gleichgültig sein, ob das moderne Kunstgewerbe an einen historischen Styl anknüpft oder seine Mission als Förderer des Lebensgenusses durch die Erfindung einer neuen Formensprache erfüllt.

Der zweite Umstand, der mich gegen den Capitalismus als Schöpfer eines neuen Kunstgewerbes und eines Lebens in Schönheit einnimmt, ist in der maschinellen Productionsweise und in der profitgierigen Tendenz des modernen Capitalismus zu suchen. Es dürfte allerdings die Productionsweise, ob handwerkliche oder capitalistische, den Kern der Sache wenig berühren. Ein mit allen Mitteln moderner Technik hergestellter Gegenstand kann unter Umständen ebenso große Reize und Besonderheiten aufweisen wie der handwerksmäßig hergestellte, aus dem die Persönlichkeit des Meisters zu uns spricht. Dessen ungeachtet schließt aber die erstgenannte Productionsweise die Gefahr der nivellirenden Tendenz in sich. Auf den feiner organisirten Menschen übt schon die Massenhaftigkeit eines Artikels eine abschreckende Wirkung aus. Ich verweise hier auf die Ramschartikel der modernen Kaufhäuser, die Möbel, die Geräthe, die Nippes, die Broncen und andere Artikel, denen die Devise „Schmücke Dein Heim“ nur zu aufdringlich aufgeprägt ist. Wer könnte es unternehmen, diesen Objecten einen ästhetischen Werth zu vindiciren? Von den Scheußlichkeiten der modernen Wohnungseinrichtung mit dem unvermeidlichen „Trumeau“ und „Vertikow“ will ich ganz schweigen. Wie anders muthet uns da ein mit primitiven Werkzeugen hergestellter Gegenstand der alten Meister an!

Es liegt mir indessen fern, über die maschinelle, dem Capitalismus eigene Productionsweise schlechthin den Stab zu brechen. Es können wohlverstanden mittels der Maschine Gegenstände hergestellt werden, die dem Schönheitsbedürfniß des modernen Menschen in jeder Hinsicht gerecht werden, aber — hier kommen wir zum punctum saliens — es geschieht meistens nicht. Was die capitalistische Productionsweise zu leisten im Stande ist, das zeigen uns die Schaustücke der modernen Kunstsalons und die Ausstellungen, die in den letzten Jahren dem „neustylistischen“ Zimmer in der generösesten Weise Unterkunft gewährt haben. Der Rest aber ist Schweigen. Genannte Objecte können schon aus dem Grunde nur Paradepferde des Capitalismus bleiben, weil doch nur ein beschränktes Absatzgebiet für sie in Betracht

kommt: die oberen Zehntausend der Bourgeoisie. Es wäre lächerlich, hieraus Schlußfolgerungen auf die ästhetische Mission des Capitalismus zu ziehen — ebenso lächerlich, als wollte man dem Bildungsdilettantismus, der dem Volke und selbst den Unmündigen und Kindern das Schönheitsgefühl eintrichtern möchte, einen besonderen Werth beilegen. Ich denke da an die Vereinigung „Die Kunst im Leben des Kindes", wo man höchst ernsthaft die Frage erörtert, wie ein Kinder-„Salon" beschaffen sein soll. Das nebenher. Mag der Capitalismus sich auch dann und wann zu großen Leistungen aufschwingen, so wird er doch nie seine wahre Natur ganz abstreifen können, denn er producirt weniger um bleibende Werthe zu schaffen, als um des Profits willen. Der große englische Aesthetiker und Dichter, der nebenher auch noch Handwerker war, William Morris, hatte die nivellirende und profitgierige Tendenz des modernen Capitalismus als einer der ersten erkannt und bekämpft. In seiner Feindseligkeit gegen ihn ließ er sich sogar dazu verleiten, auch der modernen technischen Betriebsform den Krieg zu erklären. Ihm war der Massenartikel ein Greuel, und er machte ihn für die zunehmende Verflachung der Menschen verantwortlich. Wie die Maschinentechnik jedes individuelle Gepräge des Gegenstandes abschleift, folgerte er, so müsse auch der Mensch, der sich seiner bedient, verflachen und versimpeln.

Wie Morris, so hat auch Sombart das Wesen des Capitalismus und die capitalistische Betriebsform richtig erkannt. Aber während der Eine die Rückkehr zu einer alten Wirthschafts- und Betriebsform predigt, will der Andere sie den allgemeinen Culturzwecken nutzbar machen. Sombart nimmt an, daß das Kunstgewerbe unter der Herrschaft des Capitalismus eine ungeahnte Blüthe erreichen wird, aber es wird auch ein von früherer Epoche Dank der maschinellen Productionsweise wesentlich verschiedenes Gepräge tragen. Es werden die geschichtlich überkommenen Eigenarten der verschiedenen Nationen zurücktreten gegenüber dem allgemein Menschlichen, dem persönlich Individuellen, das in dem Maße gemeinsame Züge annehmen wird, wie das Commerzium unter den Menschen wächst. Während nun die nationalhistorischen Einflüsse an Kraft verlieren, werden die beiden überall gleichbleibenden, geschmacksbestimmenden Factoren, Zweck und Technik, an Wirksamkeit gewinnen. „Die Eigenart des Zweckes liegt aber begründet in der Eigenart des Bedarfs, und diese wiederum findet ihre Umgrenzung in der Eigenart Derjenigen, denen die Gebrauchsgegenstände dienen sollen." Weiter führt Sombart aus, daß der rasch wachsende öffentliche Bedarf mit steigendem Reichthum sich zu verfeinern und zu veredeln die Tendenz hat. Eine unübersehbare Fülle von öffentlichen Gebäuden, Ministerien, Postgebäuden, Bahnhöfen, Rathhäusern, Theatern, Gerichtsgebäuden &c., ist bereits entstanden, und zwar aus dem Bedarf der Zeit heraus.

Auch in anderer Hinsicht wird der moderne Feinbedarf immer mehr einen öffentlichen Charakter tragen, eine Folge-Erscheinung der verkehrswirthschaftlichen Organisation und der zunehmenden Verbreitung des Commerziums unter den Menschen. Stätten der collectiven Bedarfsbefriedigung sind die Speisehäuser und Hôtels, die Cafés und Bars, die Eisenbahnzüge und Dampfschiffe, die Waarenhäuser &c. Daneben wird aber auch der private Feinbedarf an Umfang und Vollkommenheit zunehmen. Durch die zunehmende Massigkeit wird er sich wesentlich von dem Feinbedarf früherer Zeiten unterscheiden. Waren es ursprünglich nur die Höfe, die eine künstlerische Ausgestaltung des äußeren Lebens pflegten, so trat im Laufe des 18. Jahrhunderts der Adel als Consument diesem Kreise hinzu. Und wiederum wird die Nachfrage durch die oberen Schichten der Bourgeoisie und mit dem zunehmenden Reichthum auch durch Hinzutritt des mittleren Bürgerthums gesteigert.

Mit der Erweiterung des Bedarfs erfährt der Geschmack natürlich auch qualitative Veränderungen. Heute wird im Allgemeinen mehr Werth auf die Behaglichkeit als auf die Repräsentation gelegt. Das großstädtische Leben drängt allein schon auf größeren Comfort der Gebrauchsgegenstände hin, auf ruhigere Farbentöne der Umgebung und ebenso auf ruhige Linien der Möbel und Schmuckstücke. Für die Bedarfsgestaltung der Zukunft ist aber noch ein Umstand von wesentlicher Bedeutung: die Unruhe, die Wechselhaftigkeit und die Erneuerungstendenz des capitalistischen Zeitalters. Ein fester Styl, der alle Gegenstände durchdringt, vom Staats- und Profangebäude bis zum kleinsten Gebrauchs- und Luxusgegenstand, dürfte sich wohl schwerlich wieder einbürgern, eher dürfte jedes einzelne Kunstgebiet sich seinen besonderen Styl schaffen.

Die Prognose, die Sombart dem Kunstgewerbe stellt, dürfte jedenfalls vielfachen Anfeindungen begegnen. Mir scheint namentlich die Geschmacksrichtung der Zukunft etwas stark schablonisirt — manche seiner Ausführungen lesen sich wie Zukunftsbilder Bellamy's, der dem Persönlichkeitsgefühl und dem individuellen Bedürfniß seiner Staatskreaturen wenig Rechnung trägt. Dessen ungeachtet bietet das Werk dem Aesthetiker eine Fülle von Anregungen und dem Nationalökonom eine feste Basis für die Erforschung der causalen Zusammenhänge zwischen Kunst und Wirthschaftsform. Marx hat die Erscheinungen des Culturlebens, Kunst, Wissenschaft, Philosophie, Religion, als „Ueberbau" der Gesellschaft schlechthin, als Nebenwirkungen des ökonomischen Zustandes der Gesellschaft bezeichnet. Sombart ist seinen Spuren gefolgt, hat aber den Schematismus Marxen's durch eine Reihe neuer Factoren und Productivkräfte durchbrochen und belebt.

Feuilleton.

Renée verlobt sich.*)

Von Raoul Auernheimer.

Renée war das einzige Kind des Ehepaares Keiser. Papa Keiser war ein stattlicher Mann von fünfzig Jahren, der einen runden Rücken und Spitzbauch besaß, eine gute Küche über Alles liebte und in jeder Art von Kartenspiel bewandert war. In seiner Jugend war er schön und reich gewesen und hatte zu jener Zeit viel Anwerth in der Gesellschaft gefunden, später verlor er sein Geld, die Schönheit sagte Concurs an, und was dann noch zurückblieb, war ein brummiger, beleibter, älterer Herr, der auf die Welt schimpfte, über den großen Gebrauch jammerte und beständig mit seiner Frau zankte, obwohl er sie zu seiner Zeit aus Liebe geheirathet und, so lange er Geld verdiente, auf Händen getragen hatte. Frau Sidonie gehörte zu jener Sorte älterer Frauen, die, ohne unbescheiden zu sein, gerne von sich behaupten, daß sie in ihrer Jugend sehr schön gewesen seien, was übrigens nicht unmöglich ist. Jedenfalls war sie in jener Zeit noch kastanienbraun, während sie später, zwischen Vierzig und Fünfundvierzig, zusehends blonder wurde, und zwar in gleichem Maße als ihr die Haare ausgingen, so daß schließlich ein ockergelber dünner Scheitel übrig blieb, unter dem ihr welkes gelbliches Gesicht trüb hervorschien, wie der von einem Hof umrahmte Vollmond. Da sie übrigens auch mit Vorliebe strohgelbe oder citronenfarbige bauschige Gewänder trug, die gleichfalls aus ihrer Jugend zu stammen schienen, so glich sie Alles in Allem einem in's Riesenhafte vergrößerten alternden Canarienvogel, dem die Federn ausgehen, und der sich darüber kränkt. Seit ihr Mann verarmt war, hatte sie sich, da

*) Aus „Renée", sieben Capitel eines Frauenlebens. (Wiener Verlag.)

sie etwas Anderes nicht gelernt hatte, auf die Heirathsvermittlerei geworfen, ein Geschäft, für das jede Frau eine natürliche Eignung besitzt und das denn auch unter ihren verständigen Händen leidlich gedieh und dem Elternpaare gestattete, der heranblühenden Renée eine so feine Erziehung zu geben, daß das talentvolle Mädchen bereits im Alter von fünfzehn Jahren Prévost ohne alle Nachhülfe, ja sogar ohne Wörterbuch, im Original zu lesen vermochte.

Als Renée achtzehn Jahre alt war, sah sie etwa so aus: Sie war mittelgroß, schlank, mit einem leisen verführerischen Ansatz zur Ueppigkeit, kleinen, runden Händen, ebensolchen Füßchen, einem neugierigen Schnuppernäschen und großen Mandelaugen, die sich darüber zu wundern schienen, daß sie so groß gerathen waren, und deren schöne Sterne gleich milden braunen Sonnen in einem weißen Himmel schwammen. Ueber ihrem Munde, diesem blassen Mund der temperamentvollen Brünetten von der Farbe der Kelchblätter der Monatsrosen, lag wie ein dunkler Hauch der Anflug eines Schnurrbartes. Es war dies einer jener weiblichen Schnurrbärte, die sich in reiferen Jahren sehr unangenehm bemerkbar zu machen pflegen, die jedoch ein junges blasses Gesicht sehr anmuthig beleben. Jedenfalls, wie immer man über Papas Vermögensverhältnisse, den Beruf der Mutter und die Familie überhaupt denken mochte, das Eine stand fest, daß Renée ein Mädchen von ungewöhnlicher Schönheit und einer bezaubernden Anmuth war.

Aber sie war auch klug; so klug, daß Mama, die sich darauf verstand, oft von ihr sagte, sie hätte einen Verstand wie ein Minister, was auch ganz richtig ist, wenn man von der allerdings unbewiesenen Voraussetzung ausgeht, daß ein Minister ein Mensch ist, der einen ungewöhnlichen Scharfsinn besitzt. Da nun Renée so ungemein klug war, so sah sie früher, als eine Andere an ihrer Stelle gethan hätte, ein, daß es, wie die Verhältnisse lagen, ihre einzige Aufgabe sein müsse, so bald als möglich und um jeden Preis zu heirathen. Sie sah aber auch des Weiteren ein, daß sie, da eine andere Mitgift als ihre seltene Schönheit nicht vorhanden war, von allem Anfang an und mit System darauf ausgehen müsse, sich einen Mann „einzufangen“, wie die Heirathsvermittlerinnen unter sich sagen, wenn sie jenen Vorgang kennzeichnen wollen, der darin gipfelt, daß eine Frau einen Mann zum Abschluß einer Ehe zwingt, die — von seinem Standpunkt betrachtet — eine Dummheit ist.

In dieser Beziehung also, was nämlich das Einfangen betrifft, bestand zwischen Renée und ihrer Mama die rührendste Uebereinstimmung der Ansichten wie der Absichten. Allein, wenn auch das Was außer allem Zweifel stand, so blieb doch immerhin noch das Wie in Frage. Zwar führen alle Wege nach Rom, jedoch kann man dahin ebenso wohl mit der Eisenbahn als mit dem Zweirad fahren als auch reiten oder kutschiren oder ein Automobil benützen: auch kann man ebenso gut über Venedig als über Genua fahren. In dieser Hinsicht nun bestand allerdings ein schroffer Gegensatz zwischen dem System der Mutter und demjenigen Renée's, ein Gegensatz, der sich nur allzubald lebhaft bemerkbar machen sollte.

Das System der Heirathsvermittlerin war, drastisch ausgedrückt, das der Illegitimität. Oft und oft sagte diese Dame zu ihren Berufsgenossinnen, es sei ganz irrig, wenn man annehme, daß die männliche Jugend von heute weniger empfänglich für Frauenschönheit sei als dies vor dreißig Jahren der Fall gewesen sei. Lediglich heirathen wollen die jungen Herren nicht — oder wenigstens nicht gleich. Sie wollen Liebe. Nun gut, ihr Wille geschehe, man gebe ihnen Liebe, in gewissen Grenzen natürlich, Liebe ohne Alles sozusagen, aber immerhin Liebe. Alles Andere wird sich finden. Der gewöhnliche Vorgang wird dieser sein: der junge Mann lernt das für ihn bestimmte Mädchen zufällig kennen, wenn irgend möglich außer dem Hause und ja nicht in Gegenwart der Eltern — das wollen die jungen Leute nicht, und warum soll man ihnen in solchen Kleinigkeiten nicht ihren Willen thun? Also die Beiden lernen einander kennen, der junge Mann verliebt sich, das junge Mädchen bleibt nicht von Stein. Sie giebt ihm ein Rendezvous — außer dem Hause natürlich, darauf ist das Hauptgewicht zu legen, denn der junge Mann muß sich mit der Hoffnung schmeicheln können, ein junges und feines Mädchen verführen zu können. Warum sollte man sie ihm rauben, diese Hoffnung? Also wie gesagt, der junge Mann hofft, das Mädchen unterhält diese Hoffnung. Dann, eines Tages, kommt Mama dahinter. Nun folgt eine furchtbare Scene zwischen Mutter und Tochter. Mama sagt, daß sie die Schande nicht überleben wird, Papa spielt den Odoardo Galotti, das Mädchen bricht in Thränen aus. Sobald sie sich gefaßt hat, setzt sie sich hin und schreibt ihrem Liebsten einen Brief: „Mama weiß Alles!“ oder „Arthur, ich vergehe!“ oder „Meine Eltern verstoßen mich!“ oder sonst etwas sehr Wirksames. Ist der junge Mann nicht von Eisen, und die Wenigsten sind es in solchen Fällen, so wird er seine Liebste in solchem Jammer nicht im Stiche lassen. Er wird ihr zu Hülfe eilen, er geht in's Netz, zerknirscht tritt er vor die Eltern hin. Diese wollen zuerst nichts von ihm wissen, später erst, mit Rücksicht auf seine wiederholten Betheuerungen, daß nichts Ernstliches vorgefallen sei, lassen sie sich langsam umstimmen. Schließlich verweigern sie ihm auch die Hand ihrer Tochter nicht länger. Der junge Mann ist überglücklich, das Mädchen fällt der Mutter um den Hals, dann setzt man sich zu Tische und bestimmt den Hochzeitstag. Und sechs Wochen später heirathen die Beiden aus Liebe und machen doch zugleich eine Convenienzpartie. Es ist ein gutes System.

Aber Renée's System war es nicht. Möglich, daß sie ihrer selbst nicht in dem Maße sicher war, als Mama annehmen zu können glaubte, möglich auch, daß sie von der Charakterstärke unserer jungen Männer nicht so überzeugt war als Mama, die einer idealeren Zeit entstammte, und daß ihr das Bild einer Schulfreundin vorschwebte, die im Alter von sechzehn Jahren plötzlich aus Wien verschwand, und erst ein Jahr später von einer anderen Freundin gesehen wurde, wie sie in Nervi mit einem ganz kleinen Baby und einer großen Amme, aber sowohl ohne Ehering als auch ohne Mann trübselig spazieren ging — genug an dem, Renée war gegen die Illegitimität. Sie hielt es für vortheilhafter, tugendhaft zu bleiben. Auch ein System. Man bleibt nicht gerade unempfindlich, aber man läßt nicht merken, was man fühlt, allenfalls kann man ja ganz leise merken lassen, daß man nichts merken läßt. Man giebt sich ein Rendezvous, aber man hält es nicht ein. Man empfindet plötzliche Gewissensbisse. Man deutet an, man möchte wohl, allein es darf nicht sein. Man zaudert ein Weilchen, man kämpft, allein man thut keinen Schritt vom Wege. Nicht einmal einen Kuß gewährt man, und schließlich zieht man sich gar ganz zurück. Der Erfolg dieser Behandlung war nach Renée's vorläufig rein theoretischer Erfahrung der, daß — vorausgesetzt, daß der junge Mann verliebt ist, denn ohne Liebe ist nichts zu machen, mit gar keinem System — der Bewerber sich den langsam zurückweichenden Gegenstand seiner Neigung geradezu in den Kopf setzt. Sie geht zurück, er avancirt. Und je länger das Spiel dauert, desto theuerer wird ihm der Preis. Was er sich anfänglich als eine Zerstreuung gedacht hat, wächst im Treibhaus eines heißen Schädels fieberhaft schnell zu einer Lebensaufgabe heran, und schließlich ist er, der sich zu amüsiren gedachte, überfroh, wenn er sich verloben darf. Man sieht, auch dieser Weg endigt, wenn auch via Genua, in Rom.

Lebendig wurde dieser latente Gegensatz zweier Methoden zum ersten Mal in jenem Sommer, da Frau Keiser mit ihrer Tochter auf's Land ging in der uneingestandenen Absicht, den für Renée geeigneten Mann einzufangen. Papa hatte man zu Hause gelassen, um die Kosten der Expedition, über deren Ausgang man noch im Ungewissen war, nicht unnütz zu vergrößern. Die beiden Damen aber bezogen den ersten Stock einer kleinen Villa, deren weinlaubumrahmte Veranda auf den See hinausging. Die ersten zwei Tage regnete es, am dritten aber kam die Sonne hervor, und mit ihr eine Freundin Mamas, die den beiden Damen einen gewissen Dr. Dalberg vorstellte.

Dr. Dalberg war ein sehr netter junger Mann, Concipist in einem Ministerium, mit einigem Privatvermögen und einem Onkel, der Hof-

rath war. Im Kreise seiner Altersgenossen galt er für einen Wüstling im angenehmen Sinn, und etwas von diesem Rufe drang auch durch das Medium der Freundin zu Renée und ihrer Mutter vor. Beide Damen waren weit entfernt, dem jungen Mann sein freies Leben zu verübeln, vielmehr machte ihn gerade das für ihre Zwecke tauglicher, da ein Wüstling bekanntermaßen immer leichter einzufangen ist als ein tugendhafter Mann, wenn es solche überhaupt giebt.

Allein sofort machte sich der Gegensatz zwischen Mutter und Tochter bemerkbar. Mama war hinreißend freundlich, wie sie sich denn überhaupt im Verkehr mit Junggesellen zwischen Zwanzig und Sechzig, d. h. mit Heirathscandidaten einer gewissen zudringlichen Liebenswürdigkeit befliß, die die stolzere Renée empörte. Ihrer Gewohnheit gemäß wurde sie, je liebenswürdiger Mama war, desto unliebenswürdiger, und als man sich nach einigem belanglosen Hin- und Herreden trennte, gab sie dem Doctor nicht einmal die Hand, verabschiedete ihn vielmehr mit einem hochmüthigen Kopfneigen. Mama schoß ihr sofort einen wüthenden Blick zu; zehn Schritte von dem Schauplatz der Begebenheit entfernt, greinte sie:

„Mein Kind, Du bist unliebenswürdig. Und dazu bist Du nicht reich genug!"

Renée zuckte mit den Schultern.

Am nächsten Morgen begegnete sie dem Doctor. Dieser grüßte, wollte stehen bleiben. Sie grüßte gleichfalls, ging vorüber. Einen Augenblick stutzte er; dann lief er ihr nach.

„Fräulein," sagte er, „haben Sie so große Eile, daß Sie nicht einmal Zeit haben, sich die Hand küssen zu lassen?"

Es stellte sich heraus, daß sie sehr große Eile hatte. Aber am nächsten Tag war Mama krank. Renée machte mit Mamas Freundin einen kleinen Ausflug, und im Wald begegnete man dem Concipisten. Er bemühte sich den Angenehmen zu spielen, und René hatte bald weg, daß er in sie verliebt sei. In Folge dieser Wahrnehmung gerieth sie plötzlich in eine so gute Laune, daß sie nunmehr ihrem Opfer den Kopf völlig verdrehte. Am nächsten Tag war sie wieder kalt und mürrisch, am nächsten, als sie eine Spur von Ermüdung in seinem Gesichte las, vergaß sie beim Abiensagen ihre Hand in der seinen, und als er am dritten Tag diesen Vortheil ausnützen und ihr beim Ueberschreiten eines kleinen Baches in übereifriger Weise behilflich sein wollte, bekam er eins über die vorlaute Hand, daß ihm der Schreck tagelang in den Gliedern stak.

Einige Wochen lang wußte er nicht, ob sie ihn bloß zum Besten halte oder sich, wie er sich manchmal einbildete, nur gegen die erwachende Liebe wehrte. Endlich gelangte er zu der Ueberzeugung, daß auch Renée, so wie die Anderen alle, seinem Zauber nicht widerstehen könne, und daß ihre Tugend in seinen Armen enden würde. Zu dieser Ueberzeugung gelangte er, als sie seine Einladung, den Mondscheincorso in seinem Boote mitzumachen, schlankweg und ohne zu zaudern, annahm. Sie sagte, er solle sie bei der Dampfschiff-Landungsbrücke, von sieben Uhr angefangen, erwarten. Sie wolle hinter Mamas Rücken hinunterkommen. Er war damit zufrieden und küßte ihr dankbar erst die eine Hand und dann die andere und dann noch einmal die eine, worauf sie ihm einen kleinen verliebten Backenstreich versetzte und davonsprang.

„Teufelsmädel!" sagte er zu sich selbst.

Punkt sieben Uhr war er bei der Landungsbrücke. Er hatte sein weißes Flanellcostüm angelegt, in dem er so unwiderstehlich war, und eine blutrothe Cravatte. Sein Boot war mit Rosen geschmückt, und die Lampions, vorläufig noch nicht angezündet, waren Purpur. Das Alles sah Renée ganz deutlich von ihrer Veranda aus, woselbst sie, in Mamas weiten Empireschlafrock gehüllt, in dem drei René's Platz gehabt hätten, mit friedlich überschlagenen Beinchen saß und ohne eine Spur von Ungeduld ihren Roman las.

Desto ungeduldiger war der junge Doctor. Er steckte seine purpurnen Lichter an und begann langsam vor der Veranda zu kreuzen. Renée, durch das Weinlaub vor seinen Blicken geschützt, sah ihn wohl, allein sie that nichts dergleichen. Sie lächelte bloß flüchtig — aber dieses Lächeln konnte auch dem Roman gelten, in dem sie las. Nach einer Weile stand sie auf und holte eine Lampe. Dann las sie weiter.

Drunten entwickelte sich der Corso.

Rothe, grüne, gelbe Lichter blitzten gleich bunten Sternen im See auf, kamen näher, zogen vorüber, verschwanden wieder. Dazwischen das Plätschern der Ruder, das Plaudern der Wellen, halbe Worte und verstohlenes Gelächter. Drüben, hinter den Bergen stieg langsam und feierlich der Vollmond auf. Das Leben auf dem Wasser nahm zu. Blumengeschmückt schossen die Boote durch einander, Goldfunken sprühten von ihren Rudern, und gelbe Zickzackbänder liefen taumelnd hinter ihnen her. Am Ufer begann die Musik zu spielen. Die Ruderschläge des Doctors wurden immer dringlicher, und seine rothen Lichter zogen auffallend nahe der Veranda vorüber. Renée sah es und lächelte. Aber wiederum konnte Niemand wissen, ob dieses Lächeln nicht der Lectüre galt. Denn sie las weiter. Plötzlich erschien Mama, die im Nebenzimmer Wäsche sortirt hatte, auf der Schwelle der Veranda.

„War das nicht der Doctor?" fragte sie.

„Ich glaube," erwiderte Renée gleichgiltig.

Mama schien etwas auf dem Herzen zu haben; nach einer Weile fragte sie unsicher:

„Vielleicht erwartet er Dich?"

„Sicher," versetzte Renée und blätterte um. „Ich hab' ihm ja ein Rendezvous gegeben."

„Ein Rendezvous? Und Du hältst es nicht ein?"

„Nein, Mama!"

„Renée!"

„Mama!"

Mama war so wüthend darüber, daß ihre Renée ihr Rendezvous nicht einhielt, daß sie es vorzog, in ihr Zimmer zu flüchten. Der Doctor flüchtete gleichfalls. Er schien es satt zu haben, vor den Fenstern seiner Holden zu kreuzen, und seine rothen Lichter steuerten von der Landungsbrücke weg in der Richtung gegen die Felsenmühle, bis sie plötzlich im lackschwarzen Schatten der Berge drüben verschwanden. Mama kehrte triumphirend auf die Veranda zurück.

„Du siehst," sagte sie.

„Was?" fragte Renée.

„Der Doctor rudert auf und davon."

„So?" Sie schaute auf. „Aber er kommt zurück, wetten?"

„Ein Narr wird er sein!" höhnte die Mutter.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Das Schweigen im Heere.

Immer mehr greift seit dem Ende der Aera Bismarck unter den deutschen Politikern und Regierenden die Manie um sich, bei jedem, selbst dem geringfügigsten Anlaß dem Ausland in höchst ungebührlicher Weise zu schmeicheln; und stets muß das deutsche Volk dabei herhalten, in dessen Namen die Huldigungen zu den Füßen unserer Vettern jenseits des Canals und unserer westlichen Nachbarn in aller Unterthänigkeit niedergelegt werden. Im Namen des deutschen Volkes haben sich sehr oft schon die Präsidenten des Reichstages tiefer vor den Franzosen verneigt, als es bei der dem deutschen Reiche innewohnenden Machtfülle und der wachsenden französischen Dreistigkeit zukam, war. Seinen ehrlichen Namen muß der deutsche Mann auch hergeben, wenn an den leitenden Stellen sich das Bedürfniß regt, im Auslande Stimmung für sich zu machen oder doch wenigstens für einige Zeit dort die ganz frechen Lästerzungen zum Schweigen zu bringen. Was das deutsche Volk aber bei den verschiedenen Gelegenheiten gedacht oder empfunden haben

soll, erfährt es selber erst aus seinem Morgen- oder Abendblatt. Man zieht ihm auch hierbei einfach das Fell über die Ohren. Kommt ihm später der Mißbrauch, der mit seinem Namen und seiner Würde getrieben worden ist, allmälig zum Bewußtsein, so packt es zwar regelmäßig ein echter deutscher Aerger. Worte wie „erbärmliche Winselei“ und „widerwärtiges Lakaienthum“ drängen sich über die Lippen. Nur selten, höchst selten jedoch erhebt sich ein schüchterner Protest; und selbst dann eilt noch die beflissene, dem Reichskanzler und Ministerpräsidenten auf jeden leisen Wink parirende Tagespresse herbei, den unliebsamen Einspruch als einen rohen Ausbruch von verblendetem Chauvinismus zu geißeln und so rasch im Keime zu ersticken. Immerhin aber liegt es noch in der Macht und in dem Willen des deutschen Volkes, sich gegen diesen Mißbrauch aufzulehnen. Zu bedauern ist nur, daß es von Beiden einen so überaus dürftigen Gebrauch macht. Viel schlimmer ist das deutsche Heer daran, wenn ohne sein Wissen in seinem Namen der militärische Ruhm des Auslandes gepriesen wird. Was sollte es wohl beginnen, als gewissermaßen in seinem Auftrag der gar zu redselige Feldmarschall Waldersee auf einem der mißglückten Krönungsfeier vorangehenden Banquet in London dem Lord Roberts und der englischen Armee für ihre Leistungen in dem Südafrikanischen Kriege eine Anerkennung zollte, wie sie niemals deutsche Generäle und deutsche Soldaten bei dem Auslande, am Allerwenigsten bei den Söhnen Albions gefunden haben? Was thun, wenn Lord Kitchener jetzt wirklich vor Uebernahme seiner neuen Stellung in Indien nach Deutschland kommen sollte, um in seiner Mitte die Ehrungen entgegenzunehmen, die ihm aller Dementis zum Trotz sicherlich zugedacht sein dürften? Um die fragwürdige Freude, Lord Roberts anläßlich der vorjährigen großen Manöver begrüßen zu können, brachte das deutsche Heer freilich ein gnädiger Zufall. Wird sich aber ein solcher wieder einstellen, wenn Herr Kitchener sein Reisegepäck für einen officiellen Triumphzug durch die deutschen Lande zurecht legt?

Das deutsche Heer als solches hat sich über die Leistungen der englischen Armee in Südafrika bisher noch nicht äußern können; und auch weiter wird man hierauf vergeblich warten. Es ist gar nicht seine Sache, sich an dem Kampfe der politischen Meinungen zu betheiligen. Aber wie es über Lord Kitchener, Lord Roberts und den guten Tom Atkins denkt, ist dessenungeachtet kein Geheimniß. Nicht weil es mit seinem Herzen auf der Seite der vergewaltigten Buren stand, sondern weil ihm als Sachverständigen das von der englischen Armee in dem schier endlosen Kampfe gegen ein winzig kleines, militärisch in vieler Hinsicht unzulängliches Bauernvolk erlebte Fiasko doch gar zu kläglich erschien, rümpft es über diese sonderbaren, officiell aufgeputzten Helden verächtlich die Nase. Nur dort, wo fast ausschließlich Berliner Hofluft weht, mögen sich auch deutsche militärische Stimmen vernehmen lassen, die weniger aus Ueberzeugung als aus Berechnung Begeisterung für Generäle wie Lord Roberts und Lord Kitchener und für Soldaten wie Tom Atkins zur Schau tragen. Indessen, sie dürften nur gerade noch stark genug sein, um die sogenannten maßgebenden Stellen über die thatsächliche Ansicht des deutschen Heeres irre zu leiten und so ihre unrichtige Wiedergabe durch diese mit zu veranlassen.

Schweigen und immer wieder Schweigen erübrigt für das deutsche Heer, und mögen seine Anschauungen und Empfindungen zu dem übermäßigen Lobe, das in seinem Namen den kümmerlichen Leistungen fremdländischer Armeen gespendet wird, auch im schroffsten Widerspruch stehen. Nicht der Hauch eines Protestes aus seiner Mitte darf zu spüren sein; oder es würde schon untreu gegen seine Pflicht und gegen sich selber werden. Denn ein deutsches Heer, das auch nur leise seine abweichende Ansicht, seine Unzufriedenheit mit getroffenen Anordnungen andeutet, wäre geeignet, den aufrichtigen Vaterlandsfreund nachhaltig zu beunruhigen. Willenlos hat es sich in Alles zu fügen, wenn das deutsche Reich nicht in seinen Grundpfeilern erschüttert werden soll. Allein innerhalb der eigenen vier Wände seiner Angehörigen darf sich deren politisches Urtheil hervorwagen. Aber ich meine, es dürfte diese schwere Pflicht des unverbrüchlichen Schweigens nicht auf zu harte Proben gestellt werden. Auch die dienstliche Langmuth des deutschen Officiers und des deutschen Soldaten können einmal ein Ende haben. Zwar werden sie niemals aus Unmuth dem Kriegshandwerk entsagen. Aber es ist doch für das Ergebniß ihrer dienstlichen Leistungen keineswegs einerlei, ob sie sich beständig in zufriedener und williger oder in gereizter und verärgerter Stimmung befinden; davon gar nicht zu reden, daß unter der Herrschaft der letzteren Anhänglichkeit und Verehrung sich nicht behaupten können. Unser ganzes staatliches und sociales Leben regelt sich durch das Verhältniß der Rechte und der Pflichten zu einander. Nirgends ist geschrieben, daß der Eine nur lauter Rechte, der Andere nur lauter Pflichten habe; und wenn auch die dem deutschen Heere gesetzlich garantirten Rechte sich nicht so leicht aufzählen lassen, so steht ihm doch noch manches moralische Recht zur Seite. Je strenger es zum Schweigen und zum Zurückdrängen seiner reinsten Ueberzeugungen und seiner edelsten Empfindungen verpflichtet ist, mit desto größerer Berechtigung kann es eine peinliche, von hoher Werthschätzung eingegebene Rücksichtnahme auf sie beanspruchen; desto zuversichtlicher darf es erwarten, daß, wenn in seinem Namen gesprochen wird, auch nur seine wirklichen Anschauungen und Gefühle, nicht ihm eigenmächtig untergeschobene, zum Ausdruck gebracht werden.

Daß unsere gegenwärtigen Staatsmänner hervorragende Psychologen wären, wird Niemand behaupten wollen. Wer aber in des Volkes Seele nicht zu lesen vermag, — thut er nicht gut daran, sich niemals auf sie zu berufen, sie vor Allem bei der Pflege der Beziehungen zum Ausland aus dem Spiel zu lassen? Was wird denn mit übertriebenen, durch nichts begründeten Ehrungen erreicht, die jenem in fälschlich angemaßtem Auftrag erwiesen werden? Doch nichts Anderes als Widerspruch und Erbitterung, die um so tiefer gehen, je weniger sie sich Luft machen können. Mit herablassender Handbewegung bei Seite zu stoßen ist die Volksseele nicht mehr. Das kann den leitenden Stellen nicht oft genug gesagt werden. Sie war es schon kurz vor Beginn der Befreiungskriege nicht mehr. Die neuere Geschichtsforschung hat dargethan, daß die Brandenburgischen Bauern sich erhoben haben würden, wenn der auch nach dem Erlaß des Aufrufes „An mein Volk!“ immer noch unschlüssige König Friedrich Wilhelm III. nicht endlich dem Drängen und den Vorhaltungen Stein's nachgegeben und in den Krieg gewilligt hätte. Als quantité négligeable ließ sich die Volksseele auch nicht mehr in den bewegten Jahren um 1848 herum behandeln. Auf sie stützten sich alle Berechnungen Bismarck's, des alleinigen Begründers des Deutschen Reiches. Sie wird sich ungestraft auch heute und in Zukunft nicht bei Seite schieben lassen, so apathisch sie es auch scheinbar zur Zeit hinnimmt, wenn ihr unterwürfige Gesinnungen dem Auslande gegenüber bei hochpolitischen Anlässen unterstellt werden. Nicht in Widerspruch, sondern in Uebereinstimmung mit ihr haben sich die des Reiches Geschicke leitenden Männer zu setzen, wenn dessen Wagen nicht aus dem Geleise gerathen soll. Und in des deutschen Volkes Seele ist auch die Seele seines in Pflichttreue schweigenden Heeres mit einbegriffen. Nur ein Theil des Volkes ist dieses; und wahrlich nicht sein schlechtester.

Ajax.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Bismarck im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtschersky Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 3 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Eine **sehr gut erhaltene**

literarische Privat-Bibliothek

ist sofort zu verkaufen.

Näheres durch die **Expedition der „Gegenwart“.**

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Soeben erschien:

Franz Liszts Briefe an die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein.

3. und 4. Teil. Herausgegeben von **La Mara.**

2 Bde. Mit je 2 Abbildungen. Etwa 24 und 26 Bogen. 8°. Jeder Band geh. *M* 6.—, geb. in Ganzleinw. *M* 7.—.

A. u. d. T.: Franz Liszt, Briefe. Gesammelt und herausgegeben von La Mara. Band VI u. VII.

Hiermit gelangen Liszts Briefe an die Fürstin Wittgenstein zum Abschluss. Die letzten 25 Jahre seines Lebens umfassend, geben sie von der unentwegten Treue seiner Beziehungen zu ihr Kunde. Über seinen Eintritt in den geistlichen Stand, sein Verhältnis zu den ihm Nächststehenden, zu Wagner u. Bayreuth, zu den Besten u. Grössten seiner Zeit, über sein Schaffen, Denken u. Fühlen empfangen wir Aufschluss in diesen intimsten Bekenntnissen, die sich als das herrliche Vermächtnis des grossen Künstlers und Menschen an das Interesse aller Gebildeten wenden.

Bismarcks Nachfolger.

Roman von **Theophil Bolling.**

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“

Empfohlen bei Nervenleiden und einzelnen nervösen Krankheitserscheinungen. Seit sechzehn Jahren erprobt. Mit Wasser einer Kohlensauren Mineralquelle hergestellt und dadurch für Verdauung und Stoffwechsel besonders bevorzugt. Broschüre über Anwendung u. Wirkung gratis zur Verfügung. In d. Handlungen natürlicher Mineralwasser u. in d. Apotheken zu haben. **Bendorf a. Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Jost Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Verlag von Roßberg & Berger in Leipzig.

Soeben erschien:

Geschichte der Nationalökonomie u. des Sozialismus.

Von **Dr. Karl Walcker,**

Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage.

Preis 4 Mk.

Der bekannte Verfasser berücksichtigt besonders die **neueste Litteratur Europas** und **Amerikas.**

C. J. v. Dühren,

Atelier für Kunst-Photographie, Berlin W., Lützowstraße 97.

Telephon: VIa 11809.

Dem **kunstliebenden Publikum** empfehle ich mich zur **Anfertigung von Photographien jeder Art.** — Für die künstlerische Vollendung meiner Arbeiten bürgt das Interesse, das hervorragende Künstler und Kunstkenner an denselben nehmen.

Ich lade die verehrlichen Interessenten zur **Besichtigung der Ausstellung in meinem Atelier** ein, und bitte mir etwaige Weihnachtsaufträge möglichst zeitig zukommen zu lassen. — **Vorherige Anmeldung** der Aufnahmen wäre erwünscht. **C. J. v. Dühren.**

Dem Geschmacke eines **gebildeten** Leserkreises entsprechende

Feuilletons

im Umfang von 250—1000 Druckzeilen werden gesucht vom

Verlag der Wochenschrift **Die Oberen Zehntausend** G. m. b. H.

Leipzig, Georgi-Ring 19.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart“, sowie für wissenschaftliche rc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart. Berlin W 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6. Expedition: Berlin W, Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig

№ 36. Berlin, den 6. September 1902. 31. Jahrgang. Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Olmützereien.*)

Von Dr. Hans Wagner.

Es ist Katzenjammerstimmung im Deutschen Reich. Dem Rausch der Anglophobie ist die Ernüchterung gefolgt. Die bekannten schwarzen Männerchen erscheinen und predigen Moral. Wozu war der Trubel gestern, fragt der deutsche Michel heute, da ihm die Rechnung präsentirt wird. Der Burenkrieg ist zu Ende und alle Völker ziehen das Facit. Für Deutschland ist es so unerfreulich wie möglich: darüber helfen die Vertuschelungsversuche nicht hinweg, die Regierung und Volk in seltener Uebereinstimmung zu machen sich bemühen als gleich Schuldige. Das Facit ist: das deutsche Volk ist noch nicht reif, seine auswärtige Politik selbst zu bestimmen; ihm fehlt die klare Einsicht in seine wahren Interessen, der politische Instinct; phantastische Duseleien beherrschen seine einst so gerühmte Wahrheitsliebe und seinen Verstand. Der Erzieher mit harter Hand thut ihm Noth noch wie vor, der Mentor, der den deutschen Michel hindert, den Schritt vom Wege seiner Interessen zu thun. Aber — und das ist die zweite Erfahrung, die die letzten Jahre von Neuem gebracht haben — dieser Mentor fehlt. Ein irrendes, schwaches Volk ist von einer schwachen, irrenden Regierung geleitet! Der Endeffect sind Olmützereien.

Der neue Curs betont mit Ekstase, vom alten Curse unterscheide ihn der erweiterte weltpolitische Umkreis seiner diplomatischen Geschäfte. Nun gut, nehmen wir an, es gäbe in der That eine deutsche Weltpolitik als Erweiterung der Bismarckischen Continentalpolitik. Das erste Erforderniß einer solchen Politik wäre dann, für sie die diplomatische Grundlage zu schaffen; sich zu den weltpolitischen Mächten so zu rangiren, daß das Deutsche Reich in der neuen Weltpolitik ebenso sicher und zweckmäßig seine Interessen wahren kann, wie das bisher in der Continentalpolitik durch die vom Fürsten Bismarck geschaffene Constellation erreicht wurde. Die Aufgabe der weltpolitische Ziele verfolgenden Regierung war es, das Problem zu lösen, wie die deutschen continentalen Interessen in Einklang bleiben könnten mit den erweiterten überseeischen. Als das neue Deutsche Reich entstand, war es die erste und größte Sorge der Bismarckischen Staatskunst, die Existenz des jungen Staatsgebildes gegen die Reaction des europäischen Neides zu sichern. Diese Sorge bereitete dem Altreichskanzler manche schlaflose Nacht, wie er schreibt, und Graf Schuwalow neckte ihn, daß er von dem cauchemar de coalitions geplagt würde. Nun, die Lösung kam und daß sie richtig war, ergiebt sich daraus, daß Niemand sie mit Theorien oder Thaten umzustürzen vermocht hat. Der mitteleuropäische Dreibund gegen den friedenstörenden peripheralen Zweibund — das ist eine internationale Constellation, deren natürliche Begründung jedem Kinde heute geläufig ist. Und doch fiel sie im Jahre 1879 Niemandem sonst ein als dem Fürsten Bismarck — der alte Witz vom Ei des Columbus. Die Probleme, die dem weltpolitischen Curs gestellt waren, waren nicht so schwer zu lösen wie die der Jahre 1870—79. Und doch hat er versagt. Wir sehen unsere auswärtige Politik rathlos hin und her pendeln, sobald überseeische Fragen erscheinen; während wir weltpolitische Zungen hören, sehen unsere Augen ein schlotterndes continentales Gebein; eine schneidige Husarenuniform, aus der ein ewig lächelndes Haupt mit schmeichelndem Grübchen und weiblichem Scheitel hervorlugt; eine Weltpolitik, die zu Zeiten mit männlichen Allüren prunkt, während Frau Fama sie unverhohlen als „Castrat“ bezeichnet.

Fürst Bismarck hat den Weg vorgezeichnet, den die deutsche Diplomatie einzuhalten hätte, wenn sie überseeische Wege wandeln wollte. Er hat, seitdem er sich schweren Herzens entschloß, seine Continentalpolitik noch mit überseeischen Geschäften zu belasten, immer und immer wieder betont, daß er nur in vollkommenem Einvernehmen mit England vorgehen werde. Eine Möglichkeit, England in überseeischen Dingen zu zwingen, lag und liegt auch heute nicht vor bei dem Stande der beiderseitigen Seewehr. Der Realpolitiker Bismarck zog das in Rechnung und hielt seinen Standpunkt aufrecht gegen das Wüthen der Volksstimmung, die 1885 und 1889 fast erregter war als heute und bei Anlässen vaterländischer, nicht nationalistischer Art. Man erinnere sich der Haltung des Fürsten in der egyptischen Frage, in Sansibar, Samoa, bei unseren colonialen Grenzverträgen u. s. w. und lese seine Reden vom 10. Januar 1885 und besonders die vom 26. Januar 1889. In der letzteren erklärt er ausdrücklich, daß er in Colonialfragen nie weiter vorgehen würde, als er sich mit England zu verständigen im Stande sein werde und fuhr dann fort: „Ich betrachte England als den alten und traditionellen Bundesgenossen, mit dem wir keine strittigen Interessen haben. Wenn ich sage „Bundesgenossen“, so ist das im diplomatischen Sinne zu

*) Die Anschauungen des Verfassers laufen denen der gebildeten Mehrheit unseres Volkes zum Theil schroff entgegen. Seine nichts als realpolitische Auffassung unseres Verhältnisses zu England wird gerade bei unseren Lesern auf entschiedenen Widerstand stoßen. Immerhin sind Wagner's Ansichten interessant genug, um sie kennen zu lernen und sich mit ihnen zu beschäftigen. D. H.

fassen; wir haben keine Verträge mit England, aber ..." Wem fällt die eigenthümliche Aehnlichkeit nicht auf, bei dieser Rede Bismarck's mit der, die der britische Colonialminister Chamberlain nach dem Besuch unseres Kaisers beim Tode der Königin von England hielt? Fürst Bismarck ließ sich durch populäre Stimmungen nicht beugen, er trat ihnen mit aller Schärfe und zuweilen mit urwüchsiger Grobheit entgegen und hinderte so, daß seine Kreise gestört würden. Er hat sich niemals behindern lassen, eine „anglophile" Politik zu treiben, da er sie für nothwendig hielt. An der englischen Politik des neuen Curses aber zeigt sich so eindringlich, wie sonst kaum, wie abhängig unsere Regierung von vergänglichen Volksstimmungen ist, wie sie, die leiten soll, getrieben wird von der Sucht, zu gefallen. Die englische Politik des Fürsten Bismarck vermied es, den Engländern da in den Weg zu treten, wo sie Lebensinteressen hatten und Deutschland nicht. Zu einem solchen Verhalten reichten die überseeischen Machtmittel nicht aus und außerdem widersprach es seinem System, sich mit England zu verfeinden. Die Tradition weist die englische Politik auf eine Intimität mit Oesterreich hin als dem historischen Gegner Frankreichs und Rußlands. Da die preußische Politik sich in Gegensatz zu Oesterreich hocharbeiten mußte und darum ihre natürliche Anlehnung an Rußland suchte, so war die englische Politik aus ebenso natürlichen Gründen niemals eine preußenfreundliche oder gezwungenermaßen nur dann, wenn Frankreich sich den preußischen Gegnern zugesellte. Nun sind diese preußischen Zeiten aber vorbei, es giebt nur noch eine deutsche Politik, und diese hat die Aufgabe, sich gegen den Druck von Osten und Westen zu wehren, nicht mehr gegen den von Süden. Die in unseren rückständigen Parteien befürwortete Politik der „Anlehnung" an Rußland und der Feindschaft gegen England ist darum nicht deutschvaterländisch, sondern particularistisch und anachronistisch, wie diese Parteien selbst. Mit der Schaffung des Dreibundes stellte sich die Schwenkung der englischen Politik von selbst ein, sie übertrug ihre historische Freundschaft für Oesterreich auch auf die beiden anderen Dreibundstaaten. Die wilde Freude, die Salisbury seiner Zeit über die Schaffung des Dreibundes äußerte, war ebenso logisch wie ehrlich gemeint. Englands Interesse entsprach es nur, wenn die continentale Mitte sich einte gegen die peripheralen Dränger. Und mit dem Dreibund erhielt als Morgengabe Oesterreichs die deutsche Politik wenn nicht die Zuneigung — etwas Derartiges leistet sich eine vernünftige Politik nicht — so doch das Interesse Englands. Denn dieses mußte darauf bedacht sein, vielleicht einmal Deutschland, wie Oesterreich und Italien, gegen seine Gegner Frankreich und Rußland ausspielen zu können. Diese verschämte englische Hoffnung war ein Imponderabile der deutschen Politik. Fürst Bismarck hat sich gehütet es preiszugeben, für irgendwelche weltpolitischen Luftschlösser. Im Gegentheil, er betonte Windhorst gegenüber mit aller Schärfe, daß es ihm die Hauptsache sei, den äußeren Eindruck eines Einvernehmens mit England zu erhalten. In Folge dieser Politik hatte er es in der Hand, gegebenen Falls den ehrlichen Makler zwischen England und Rußland zu spielen.

Der neue Curs hat dieses Imponderabile leichtherzig preisgegeben. Die amtliche Erklärung 1896, daß die deutsche Politik die Unabhängigkeit Transvaals ein hervorragendes Interesse Deutschlands sei, war ein diplomatisches Stücklein à la Napoleon III. Nach dem Stande unserer Seewehr mußte dieses hervorragende Interesse so platonisch wie möglich bleiben. Außerdem hatte Fürst Bismarck in der St. Lucie-Bay-Frage, sowie in seinem Verhalten zu burischen Anerbietungen auf deutsches Protectorat deutlich genug gezeigt, daß seine Politik kein hervorragendes Interesse an der Unabhängigkeit Transvaals habe. Die deutsche Politik von 1896 aber übersah das geflissentlich und mischte sich in Dinge, die sie absolut nichts anging, jedenfalls weniger als später die amerikanisch-spanische Angelegenheit. „Wenn man zur rechten Zeit einer Macht, die sich in gespannter Lage befindet, einen Stock zwischen die Räder schiebt, so ist es möglich, daß der Stock für den Augenblick wirkt, aber der Kutscher des Wagens merkt sich dann den, der den Stock dazwischen geschoben hat, und es ist immerhin möglich, daß das der erste Anfang und der Keim wird zu einer Verstimmung, die allmälig immer weiter greift." (Fürst Bismarck 6. 12. 76). Nun der Stock, den wir in Englands südafrikanischen Wagen zu schieben im Stande waren, war eine recht dürftige Kindergerte, eine in den allerersten Kinderschuhen steckende Flotte. Außerdem war das, was dort in Südafrika geschah, nichts Anderes, als was Preußen mit Polen thut. Und dann wurde da ein weltpolitisches Princip entschieden, an dessen Durchsetzung auch das Deutsche Reich alles Interesse hat: das Recht des Uitländers. Hat ein culturell minderwerthiges Völkchen das Recht, in einem gewaltigen Gebiet, das auszunutzen es gar nicht im Stande ist, den Herrn zu spielen, die Nachgewanderten, die fleißiger und intelligenter sind, mit den Mitteln der Erpressung und Degradierung zu Bürgern zweiter Classe zu chicaniren, oder muß es dem überarbeiteten und übervölkerten Europa gestattet sein, Erholung in solchen dünnbevölkerten Ländern zu suchen, auf die politischen Kosten, aber zum thatsächlichen culturellen Segen der degenerirten Vor-Einwanderer? Die Uitländerfrage spielt ja nicht nur in Südafrika, sie wird eines Tages, vielleicht in einer specifisch deutschen Ausgabe, auch in Südamerika u. A. erscheinen.

Der Gedanke, daß die Burenstaaten sich dauernd unabhängig erhalten, und so einen Keil im englischen Fleische bilden könnten, — ein Gedanke, den unsere Regierung 1896 gehabt hat — zeugt von einer so unerhörten Unkenntniß der historischen Vorgänge, des wirthschaftlichen Werdeganges in Südafrika, und einem so geringen Augenmaß für die streitenden Machtfactoren, daß man verzichten muß, gegen ihn anzukämpfen.

Wir stehen heute vor dem Resultat, daß England über jenes hervorragende Interesse Deutschlands zur Tagesordnung übergegangen ist. Noch mehr, wir sehen eine scharfe Spannung der englisch-deutschen Beziehungen, bis 1899 und in Folge dessen ein sofort sich einstellender Uebermuth unserer östlichen Nachbarn, zum Schluß den gänzlichen Verlust jenes Imponderabile und zur Verschleierung dieses Thatbestandes ein Salto mortale über den Ocean.

Die Weltlage seit Mitte der 90er Jahre war so recht dazu angethan, eine Politik der verpaßten Gelegenheiten zu treiben für solche „Staatsmänner", die dafür eine besondere Gabe haben. Für die anderen war die staatsmännische Pflicht geboten, ihre diplomatischen Schäflein in's Trockene zu bringen. Die Außeedeutschen haben es redlich gethan. Die Weltlage wird seit einem halben Dutzend Jahren beeinflußt durch die außerordentliche Schwäche Rußlands, das im Kindbett des Cultur- und Wirthschaftswechsels liegt. Aufstände aus particularistischen und freiheitlichen Motiven, wirthschaftliche Krisen, Hungersnöthe rc. nöthigen den russischen Bären zur Enthaltsamkeit. Rußland hat zwar ein Schwert, aber finanzielle und innerpolitische Geschwüre lähmen den Arm, der es führen soll. Seit Jahren verzichtet Rußland darum auf jede aggressive Politik. Es setzt sich nothgedrungen in's Einvernehmen (1897) mit Oesterreich über die Orientfrage, hindert Frankreich in seinen Revanchegelüsten, läßt es in seinen colonialen Abenteuern im Stich und veranlaßt es, seine orientalischen Prestigegelüste vor Mytilene umkehren zu lassen. Eine Dupirung der Welt im Großen versucht der russische Abrüstungsvorschlag und das spaßige Versprechen des Zaren Nicolaus II. an die Königin von England, er werde die englische Gebundenheit in Südafrika nicht zu politischer Beute benutzen, einer der besten diplomatischen Kalauer, den die Welt kennt. Der festgeklemmte Bär schwört dem Adler, er werde ihn nicht belästigen. England benutzt die russische Gebundenheit

zu einem außerordentlichen Machtaufschwung. Es zwingt das coloniallüsterne Frankreich in Faschoda und Maskat zu einem beschämenden Halt und ordnet dann in aller Gemüthsruhe seine südafrikanischen Interessen, eine in der Weltgeschichte bisher unerhörte Thatsache, daß ein bestgehaßter Staat $2\frac{1}{2}$ Jahre seine gesammten Landtruppen 6000 Seemeilen von der Heimath festlegen kann, ohne Nachtheile in anderen Gebieten zu erleiden. Denn das steht heute fest, daß die englische Politik während dieser Zeit weder in Mittelasien, noch im Mittelmeer, noch in China zurückgedrängt ist. Die Ursache dieser für England so günstigen Thatsachen liegt einerseits gewiß in der völligen Intactheit seiner erheblich verstärkten maritimen Machtmittel, vor Allem aber in seiner meisterhaften Ausnutzung der gegebenen Constellation.

Die deutsche Politik hat von der russischen Schwäche keine Vortheile zu ziehen gewußt. Es war hier durch natürliche Umstände gegeben, was Fürst Bismarck mühsam durch das diplomatische Meisterstück der Schaffung des Dreibundes erzwingen mußte, die russische Zurückhaltung. Er macht besonders darauf aufmerksam, daß die russische Politik immer ein starkes persönliches Moment habe und der Laune des jedesmaligen Zaren unterworfen sei; auch spricht er von den asiatischen Allüren der russischen Diplomatie, die immer anmaßend genug sei, die deutsche Politik commandiren zu wollen. Wir haben diese Eigenthümlichkeiten der russischen Politik in den letzten Jahren wieder reichlich genossen. Man entsinnt sich der officiellen Ungnade, die der Petersburger Hof dem Berliner gegenüber zur Schau zu tragen wagte; man erinnert sich auch noch, daß officielle russische Regierungsorgane unseren Kaiser in Sachen der Ernennung Walderfee's zum Commandirenden in China Lügen strafen durften, daß die Organe des Finanzministers Witte unsere demüthige Regierung dauernd anpöbelt; daß die unter Censur stehende Presse nicht aufhört, Deutschland zu beschimpfen. Das Bagdadunternehmen wurde Deutschland erst gestattet, als außer französischem Capital auch ein starkes russisches Controlcontingent zugestanden wurde. Wie reagirte Deutschland darauf? Der Zar Nicolaus durfte nach Danzig kommen, ohne daß nur eine Silbe der Entschuldigung für die dem Kaiser, seiner Regierung und dem Volke zugefügte Unbill verlautet wäre. Während Fürst Bismarck den russischen Uebermuth in aller Stille dämpfte, indem er die deutschen Banken veranlaßte, die russischen Werthe abzustoßen, und sogar noch schärfere Maßnahmen plante, wie die Erhebung eines Sechsmarkzolles auf russischen Roggen, förderte unsere Regierung die russische 300 Millionen-Anleihe, die Niemand sonst nehmen wollte, und stärkte so den, der ihm soeben mit der Knute gedroht. Während es doch das immer dringender werdende erste Ziel der die Zukunft berücksichtigenden deutschen Politik sein muß, das russische Riesenkind nicht noch im Erstarken zu fördern, hilft unsere Regierung dem Nachbar nicht nur wirthschaftlich auf die Beine, sondern sucht ihm auch wider das eigene Interesse Steine aus dem Wege zu räumen. Die Chinapolitik der deutschen Regierung war schon während der chinesisch-japanischen Auseinandersetzung lediglich darnach angethan, uns dort zwischen zwei Stühle zu setzen als Schleppträger russischer Politik. Wir helfen Japan in den Arm fallen, um Rußland einen Krieg zu ersparen, und mischten uns so in die Kämpfe um die politische Herrschaft über die Gebiete nördlich des Golfs von Petschili. Die Dankbarkeit Rußlands bestand darin, daß es entgegen den Versprechungen die Betheiligung deutscher Banken an der großen chinesischen Anleihe hintertrieb! Nun hat die deutsche Weltpolitik dort glücklich zwischen zwei Stühlen sein Plätzchen in der Sonne. Bombastisch erklärte der Reichskanzler, die deutsche Politik erstrebe die offene Thür in China, aber seine Geographie ist schwach, jedenfalls schwächer als die des Collegen in Washington, denn dieser hatte den Muth und die Logik, auch die Mandschurei zu China zu rechnen. So verliert auch das Yangtse-Abkommen jeden praktischen Werth, und wir dürften, falls die Dinge in Ostasien zum Klappen kommen, dort weniger der gepanzerten Faust bedürfen als eines Mauseloches. Ein alldeutscher Denker, der vor Kurzem unter der Einwirkung des Bülow'schen Buffets aus einem professoralen Don Quichote zu einem Regierungsmann sich gemausert hat, lobte kürzlich im Reichstag über den Daus die deutsche Politik der Anlehnung an Rußland auch in Ostasien. Da nun die maritime Verbindung Deutschlands mit seinen Südsee-Interessen gänzlich von England abhängig ist, wie ein Blick auf die Karte lehrt, so wird der gute russische Anlehnungspolitiker in Ergänzung seiner Weisheit ein Mittel erfinden müssen, wie wir unsere dortigen Inseln- und See-Interessen über Sibirien per Achse nach Hause schaffen können, sonst würden sie trotz aller Anlehnung an Rußland den Seemächten in die Hände fallen.

Wo wir auch hinsehen mögen, überall sind die nachtheiligen Folgen davon zu spüren, daß die deutsche Politik seit 1896 versucht hat, abirrend von der Bismarckischen Politik des unbedingten Einvernehmens mit England in allen überseeischen Fragen, gegen England zu schreiten. Der Ausbruch des Burenkrieges hätte die Gelegenheit geben müssen, diese verbogene Politik wieder einzurenken. Nicht, indem wir England in den Arm fielen, dazu fehlt es uns an diplomatischen und Machtmitteln. Nein, es wäre Gelegenheit gewesen, durch eine offene und deutliche Erklärung gegen den in Deutschland auftauchenden Burenrummel die bestehende Verstimmung zu heben. Wenngleich England auch Deutschland nicht zu fürchten hat, so können in solchen Augenblicken doch Worte Wunder wirken. Graf Bülow geberdet sich zuweilen als Bismarck reconstitutor. Hier hätte er zeigen können, ob er etwas Bismarckisches an sich hat, indem er dem populären Sturme zum Trotz das deutsche vaterländische Interesse wahrnahm. Die Englandhetze hätte nicht so einreißen können bei uns, wenn die Regierung von Anfang an energisch dagegen Front gemacht hätte. Da aber ist zu constatiren, daß Graf Bülow niemals gewagt hat, seine Stimme zu erheben gegen eine Volksbewegung, die für die Zukunft ernste Gefahren barg. So lange er nur Staatssecretär war, konnte man das vielleicht erklären, wenn auch nicht billigen: das zu erwartende Erbe des Fürsten Hohenlohe verbot der persönlichen Tactik, sich gegen die Volksgunst zu stemmen. Als dann die Verbitterung jenseits des Canals doch zu groß wurde, da sprach wieder nicht der verantwortliche Beamte unserer auswärtigen Politik das versöhnende Wort, sondern er überließ diese Unpopularität dem Kaiser. Graf Bülow vergab sich nichts gegenüber der Volksgunst, die Monarchie mochte bluten. Endlich Kanzler geworden, ermannte sich Graf Bülow zu einigen schüchternen Bemerkungen über Bierbankpolitiker, revocirte aber sofort dem Professor Hasse gegenüber und hofirte ihn in auffallender Weise. Als dann die Chamberlainhetze eine acute Form annahm, und eine Stellungnahme des Kanzlers erforderte, dauerte es mehrere Monate, bis er auf den Granit biß mit dem Endeffect, hüben wie drüben nur ein mitleidiges Achselzucken hervorgerufen zu haben. Nachdem die Englandhetze über zwei Jahre hatte toben dürfen, kam dann anläßlich der Verwundung des Lord Methuen jene wehleidige Fürbitte der Regierung, doch ja die englische Empfindlichkeit zu schonen, aber wieder nicht vom Reichskanzler, sondern vom Staatssecretär von Richthofen, der durch seine Persönlichkeit schon jede ernste Angelegenheit zur Farce macht. Aus dieser kurzen Uebersicht des Verhaltens unserer verantwortlichen Kreise gegenüber der Englandhetze in Deutschland ergiebt sich deutlich genug, daß Graf Bülow aus Rücksicht auf seine Popularität niemals den pflichtgemäßen Muth gefunden hat, sich einer thörichten Volksstimmung entgegenzustemmen. Er ist daher auch persönlich haftbar zu machen für die Folgen dieser Volksbewegung.

Eine sehr deutliche Folge der ungeschickten und muthlosen Haltung des Grafen Bülow in dieser Zeit ist das

englisch-japanische Bündniß. England ist zur Erkenntniß gekommen, daß es vom deutschen Volk und der von deutschen Volksstimmungen abhängigen, schwächlichen Regierung eine Unterstützung nicht zu erwarten habe. Der Eindruck der deutsch-englischen Einigkeit, den Fürst Bismarck verlangt, dieses Imponderabile deutscher Friedenspolitik und Gegengewicht gegen russische Anmaßungen, ist vernichtet. England suchte eine andere Stütze und fand sie in Japan; es braucht Deutschland nun nicht mehr und hat auch keinen Anlaß mehr, wie zu Bismarck's Zeiten, auf Deutschland Rücksicht zu nehmen. Ob unter diesen Umständen eine deutsche Weltpolitik ohne eine Kette von Faschodas und Olmütz' noch möglich ist, ist stark zu bezweifeln. Oder das Deutsche Reich muß wieder unter beschämenden Umständen den Connex mit der englischen Politik suchen. Oder es muß noch des Oefteren nach Olmütz-Reval gehen, um dort, wie es officiös hieß, den „nicht hoch genug zu veranschlagenden Erfolg“ zu erringen, daß der Zar seine persönliche Zurückhaltung unserem Kaiser gegenüber überwinde und die persönliche „Bürgschaft“ des Zaren für die dauernde Erhaltung des Weltfriedens ausspreche. Als ob es der Würde der deutsch-auswärtigen Politik, so weit sie Volksinteressen und nicht dynastische vertritt, irgendwie entspricht, sich an die Laune eines Potentaten zu kehren, und als ob der Weltfrieden nur so im Belieben des Zaren stünde, der in Wahrheit im Interesse der Integrität seines darniederliegenden Reiches und eventuell seines Thrones Alles aufbieten muß, den Frieden zu erhalten. Diese Weltfriedensstifterei, die in unserer Regierung direct zur hysterischen Manie ausgeartet ist, führt uns nothwendiger Weise in die Antichambren bald dieser bald jener Macht, während die Machtstellung unseres Volkes, die militärische, wie wirthschaftliche und innerpolitische es als selbstverständlich erscheinen lassen sollte, daß die Völker bei uns um den Frieden antichambriren.

Daß auch unsere officielle Welt unter dem Eindruck steht, in unserer Stellung innerhalb der Mächte etwas verscherzt zu haben, lehrt die auffällig plötzliche und gewaltsame Herstellung freundschaftlicher Beziehungen zum Yankeestaat, eine diplomatische Extravaganz, die ein Bülow'scher Lobredner werthvoller nennt als den Dreibundvertrag. Diese Leistung der Bülow'schen Diplomatie ist allerdings wundervoll: zunächst wurde in amerikanischen Blättern eine Debatte über die Haltung Deutschlands im spanisch-amerikanischen Kriege inscenirt — denn daß diese Debatte von London angeregt ist, um Deutschland mit Amerika zu verhetzen, ist doch Angesichts des bestehenden Materials eine recht kindische Behauptung unserer Officiösen — dann wurden die schon bereit liegenden Actenstücke veröffentlicht, womit der feierliche Anfang gemacht war, den Amerikanern den Buckel herunter zu rutschen. Dann wurde Monate vor der so bombastisch angekündigten und dann so tragikomisch verlaufenen Flottendemonstration in Venezuela der Präsident der Union um seine gnädige Erlaubniß gebeten, daß Deutschland — ein unerhörter Vorgang — seine Bürger im Ausland schützen dürfe. Schließlich wurde Roosevelt's Tochter mannbar, und der patriotische Act des deutschen Fußfalls vor dem frechen Yankee konnte sich vollziehen. — Was reden wir von Faschoda! Kehren wir vor dem eigenen Hause. Während der diesjährigen Etatsberathung fand denn auch keiner der Abgeordneten den Muth für die sonst so präcis eintreffende Belobigung der auswärtigen Politik des Grafen Bülow. Die meisten Redner stotterten, um ihren Kummer zu bergen, sie hätten nicht nähere Einsicht in die diplomatischen Acten. Im Circus Busch fiel zu Anfang dieses Jahres das Wort, Graf Bülow würde dem Grafen Caprivi immer ähnlicher. — Das stimmt nicht ganz. Graf Caprivi mag falsche Wege gewandelt sein, aber er besaß den Muth seiner Ueberzeugung.

Zum Problem der Heimarbeit.

Von Karl Noetzel.

Unter Heimarbeit versteht man ganz allgemein diejenige Arbeit, welche nicht in Fabrik- oder gemeinsamer Werkstätte, sondern in der Wohnung der Arbeitenden selbst verrichtet wird. Das Wort Heimarbeit bedeutet den Inbegriff menschlichen Elends. Es liegt in seinem Klang etwas wie ein ständiger Vorwurf. Der Heimarbeiter schafft vom frühen Morgen bis spät in die Nacht und verdient damit meistens nur gerade so viel, daß er zwar nicht momentan verhungert, wohl aber durch fortgesetzte Entkräftung mit Naturnothwendigkeit einem frühen Tode entgegengeht. Der Sclave im Alterthum hatte es besser: er ward gefüttert. Der heutige Heimarbeiter lebt, um nicht Hungers zu sterben. Das ist der ganze Sinn seiner Existenz. Was die moderne Näherin noch außer geschickten Händen an Menschenfähigkeiten mitgebracht hat, Denken, Fühlen und Wollen bleibt todtes Capital. Niemand verlangt danach, ja es hindert sogar an der Arbeit. Wenn sich nun ein großer Theil der weiblichen Heimarbeiter, um nicht immer zu hungern und auch ein klein wenig Lebensgenuß zu haben, zeitweise verkauft, so ist man tiefinnerlich sittlich empört. Und doch kann sich keine in gesicherten Verhältnissen lebende Person eine Vorstellung davon machen, was es heißt, bei angestrengter Arbeit keinerlei Aussicht auf irgend welche Freude zu haben und dabei noch immer den Hunger fürchten zu müssen. In einem solchen Dasein sind Momente völliger Nervenerschlaffung unausbleiblich, wo man bereit ist, Alles herzugeben, um nur ein klein wenig Sonnenschein zu genießen, oder was dem annähernd ähnlich ist, und wo es einem scheint, als ob die sogenannte Tugend nur einen Luxus bedeute, den sich ein armes, schutzloses Mädchen nicht leisten kann. Eine gewisse nachgerade lächerliche Prüderie hält noch immer viele sonst tüchtige Frauen davon ab, die nun einmal existirende Prostitution beim Namen zu nennen, und so kommt das Laster zu Jahren. Man glaubt sich schon verunreinigt, wenn man das Wort in den Mund nimmt, denn man versteht darunter etwas namenlos Verworfenes und Verächtliches. Zu solcher Auffassung sind indeß allerhöchstens Diejenigen berechtigt, welche, selbst in ärmlichster Lage und mit irgend welchem Liebreiz ausgestattet, ihre Tugend bewahrt haben und lieber an Entbehrung zu Grunde gehen. Es giebt solche, und ihre ungewöhnliche Willenskraft läßt derartige Strenge gegen Schwächere nicht ungerecht erscheinen. Sollten wir Anderen nun annehmen, daß sich gerade in diesem Stande eine außergewöhnlich große Anzahl sittlich unnormaler Menschenkinder befindet? Ich dächte, es gäbe eine viel näher liegende Erklärung. Erfahrene Gewerbeinspectoren werden nicht müde darauf hinzuweisen, daß die Löhne der Arbeiterinnen in der Wäsche- und Confectionsbranche in den seltensten Fällen zur Existenz ausreichen. Es liegt demnach hier der Fall vor, daß eine meistens an sich durchaus normale Sittlichkeit vor übergroße Anreize zum Laster gestellt wird; und zwar spielt hier der Hunger den Kuppler, wie übrigens in den allermeisten Fällen. Unvergessen geblieben ist mir jener niederträchtige Rath, den ein bekannter Berliner Confectionär, der damalige Geschäftstheilhaber des socialistischen Parteipräsidenten Singer, seinen Arbeiterinnen ertheilte, als sie ihn um höheren Lohn baten. Doch sagte Jener nichts Neues. Nur ein durch zeitweitige Prostitution erlangter Nebenverdienst ermöglicht es den meisten Näherinnen, bei den üblichen Hungerlöhnen überhaupt zu existiren. Magdalenenstifte sind dem gegenüber ebenso zwecklos, wie fromme Entrüstung albern erscheint und bei nicht gerade Dummen Heuchelei bedeutet. Daß wir es bei „gefallenen“ Näherinnen nicht mit sittlich Unnormalen zu thun haben, beweist allein schon der Umstand, daß die allerwenigsten unter ihnen ihre ehrliche Arbeit völlig aufgeben, sondern vielmehr das andere, das dunkle Gewerbe nur zeitweilig treiben, „nach Bedarf“. Kein Mensch will Hungers

sterben, und was Selbstachtung, Tugend und überhaupt Sittlichkeit anbetrifft, so sind das Begriffe, die einem Hungrigen gegenüber jeden Sinnes entbehren. Hunger übt auf den Organismus ganz gewisse physiologische Wirkungen aus und suggerirt fremde Empfindungen und Willensimpulse. Er hebt die sittliche Wahlfreiheit völlig auf, das sollte man endlich begriffen haben. Natürlich ist es bei weitem angenehmer, sich durch den Vergleich mit jenen Unglücklichen der eigenen Tugend bewußt zu werden, die so gar keine Anstrengung verlangt, und auf „gefallene“ Näherinnen herabzublicken, wiewohl man keinerlei Gewißheit haben kann, ob man nicht im gleichen Falle ganz ebenso gehandelt hätte. „Das heißt die Demoralisation noch in Schutz nehmen!“ wird man mir sagen. „Durchaus nicht!“ Das heißt, jene weit verbreitete Heuchelei und Gedankenlosigkeit beim Namen nennen, welche sich mit frommem Augenaufschlag vor dem Laster begnügt und im Stillen froh ist, daß es existirt, weil man sich sonst nicht erhaben vorkommen könnte. Ich wünsche, daß die Demoralisation beseitigt werde, weil sie das Menschenglück vernichtet. Ich erblicke in ihr vor Allem eine Folge socialen Elends. Uebrigens eine sehr natürliche Folge, der gegenüber Alles eher am Platze ist als Verachtung. Wenn überhaupt ein Gefühl in Betracht kommt, so ist es Mitleid — ich meine aber, daß der Gerechtigkeitssinn genügt. Der läßt es uns als unhaltbar erscheinen, Diejenigen zu verachten, welche unsere Bekleidung so billig herstellen, daß sie, um nicht zu verhungern, sich gelegentlich noch selber verkaufen müssen. Wir wissen das. Die Damen allerdings selten. Sie interessiren sich noch wenig für sociale Verhältnisse. Die Männer lieben das nicht und suggeriren ihnen die Meinung, diese Interessen seien unweiblich, nur für Blaustrümpfe, und schließlich käme dabei doch nichts heraus, da ihnen die wissenschaftliche Vorbildung fehle. Als ob Wissenschaft nöthig sei, um eine kleine Näherin auszufragen und zu verstehen! Aber es könnte dann allerlei unbequeme Fragen geben, und das männliche Ansehen wäre etwas gefährdet. Die wenigsten Damen haben wohl irgend welchen Einblick gethan in das wirkliche Leben der Heimarbeiterinnen. Ich glaube das fest, denn sie würden sich nicht bei dem Gedanken zu beruhigen vermögen, daß ihre intimsten Bekleidungsstücke von den Händen „Unreiner“ gearbeitet werden — und das ist nun einmal so.

Diejenigen Arbeiterinnen, deren Einkommen durch zahlende „Freunde“ erhöht wird — und diese Erhöhung macht meistens mehr aus wie der ganze Arbeitsverdienst — haben natürlich kein sonderliches Interesse daran, für Lohnerhöhung einzutreten, so lange sie nämlich jung und liebreizend sind; und daß die Wenigsten in dieser Thätigkeit alt werden, darüber belehren uns die Statistiken über die Schwindsucht im Heimgewerbe. In Folge davon sind die Wenigen, welche vermöge ungewöhnlicher sittlicher Kraft auf solchen Nebenverdienst verzichten oder wegen körperlicher Mißbildung darauf verzichten müssen, vor Hungerlöhne gestellt und gehen durch Entbehrungen frühem Siechthum entgegen. Und die Anderen? Da meint so ein junges Ding, welches liebreizend genug ist, um einen Liebhaber zu finden, nun beginne für sie ein Leben der Freude. Bleibt es bei einem Freunde und ist er ausnahmsweise anständig, dann geht es ja noch. Kommt es aber zur Prostitution! Deren Inhalt ist brutale Behandlung, Verachtung, ekelhafte Erkrankung, früher Tod im Hospital. Ich kann dies noch immer viel zu wenig durchgearbeitete Gebiet nicht verlassen, ohne noch auf ein anderes, furchtbares Problem hinzuweisen. Der Umstand, daß die ungeheuer verbreitete Prostitution im Allgemeinen ihren Unterhalt findet, beweist eine furchtbare Verwahrlosung im sexuellen Leben der Männer! Unstreitig! Aber, könnte man einwenden, wäre die männliche Sittlichkeit höher entwickelt, dann müßten ja alle diese armen Näherinnen verhungern! Das fragt sich sehr. Vielleicht würde ihnen dann durch die erbarmungslose Noth die Energie zur Selbsthülfe gegeben werden. Indeß, wie unlängst Faguet ebenso geistreich wie kühn nachgewiesen hat, ist es allein dem Laster der Junggesellen unter den Arbeitern zuzuschreiben, daß die Gehälter der verheiratheten Arbeiter sich auf einer einigermaßen zum Unterhalt einer Familie ausreichenden Höhe halten. Ein Laster kostet durchschnittlich ebenso viel wie der Unterhalt von drei Kindern. Wäre nun der unverheirathete Arbeiter tugendhaft, so würden bei dem furchtbaren Ueberfluß an Arbeitskräften die Löhne bald auf das gerade zum Leben für einen Einzelnen Nothwendige herabsinken, und die Kinder der verheiratheten Arbeiter müßten Hungers sterben. So aber will der unverheirathete Arbeiter seine Laster befriedigen und setzt Löhne durch, die ihm das gestatten und damit seinem verheiratheten Genossen den Unterhalt der Familie ermöglichen. Unstreitig kommt somit der Prostitution die Bedeutung eines socialen Ausgleichungsfactors zu. Das sociale Moment in der Sittlichkeit erhält hierdurch eine neue Beleuchtung. Taine meinte irgendwo, Tugend und Laster seien ebenso natürliche Erzeugnisse der Gesellschaft, wie sich beispielsweise im Erdinneren Kalkstein und Schwefeleisen ausscheiden. Ich begnüge mich damit, immer wieder zu constatiren, daß die Sittlichkeit auf's Innigste mit der socialen Lage verbunden ist, und daß nicht sittliche Entrüstung noch Bußpredigten uns von Nöthen sind, sondern thatkräftige Mitarbeit Aller an der socialen Reform. So viel über den Zusammenhang von Prostitution und Heimarbeit. Prostitution oder Hunger, das ist die Alternative, vor welche die Heimarbeiterin gestellt ist, und meistens muß sie Beides erdulden.

Weßhalb empören wir uns nicht gegen solche Grausamkeit? Weil wir auf diese Weise Wäsche und Bekleidungsstücke viel billiger zu beziehen glauben. Wir möchten ja wohl wohlthätig sein, nur darf es nichts kosten. Nun muß allerdings zugegeben werden, daß das Problem der Heimarbeit ungemeine Schwierigkeiten bereitet. Sie ist auf's Tiefste verwachsen mit dem gesammten wirthschaftlichen Organismus des betreffenden Landes; jeder gewaltsame Eingriff könnte unliebsame Folgen für die Gesammtheit mit sich bringen. Und dann, wenn die Heimarbeit wirklich beseitigt wäre, — und darauf zielt in letzter Instanz jede gegen sie gerichtete Reform — was will der Staat schließlich mit den Massen der größtentheils körperlich minderwerthigen Arbeiter machen? Denn fast nur solche flüchten sich zur Heimarbeit. Zusammenfassend finden wir folgende Gründe, derentwegen das Elend in der Hausindustrie so hoch zu Jahren gekommen ist und noch immer eigentlich geflissentlich todtgeschwiegen wird. 1. Die Heimarbeiter selbst sind durch die Bedingungen ihrer Arbeit mundtodt gemacht: sie arbeiten einzeln und haben keine Zeit zu gemeinsamen Berathungen. 2. Die unmittelbar interessirten Kreise sind einflußreich und weitverzweigt. 3. Mittelbar hat die ganze Gesellschaft durch die vermeintliche Billigkeit ihrer Kleidungsbedürfnisse ein Interesse an dem Fortbestehen der Heimarbeit. 4. Die organisirten Fabrikarbeiter erblicken im Heimarbeiter einen minderwerthigen Concurrenten. Sie stehen ihm meistentheils gleichgiltig gegenüber. 5. Die Staatsregierungen weichen einer durchgreifenden, gesetzlichen Regelung der Heimarbeit bis jetzt noch vielfach aus, weil sie durch gewaltsames Eingreifen schwere Schädigungen im gesammten Wirthschafts-Organismus befürchten und wohl auch durch die agitatorische Ausnutzung des dann zu Tage tretenden, von ihnen einstweilen geduldeten Elends ein Erstarken der Oppositionspartei voraussehen.

Es scheint somit schlecht bestellt um die Sache der Heimarbeiter. Sie selbst müssen ihr Elend verschweigen. Staat und Gesellschaft wollen es verheimlichen, und ihre Kameraden im Fabrikbetriebe stehen ihnen ziemlich gleichgiltig gegenüber. Und doch hat vor schon fast anderthalb Jahrhunderten der große Friedrich eine Reform der Heimarbeit eingeleitet, indem er für die armen Weber in Schlesien eine Reihe geräumiger Werkstätten bauen ließ und damit eines der Haupt-

mittel zur Beseitigung des Heimarbeiter-Elends inaugurirte. In neuester Zeit sind einige Staatengebilde in Nordamerika, sowie in den englischen Colonien der Südsee, vor Allem Neuseeland und Neuvictoria, bahnbrechend gegen das Heim-Arbeiterelend vorgegangen. Es wird davon noch weiter unten die Rede sein müssen. Auch England, dessen nationaler Egoismus stets hervorgehoben wird, während sein vielfach grundlegendes, reformatorisches Vorgehen selten die gebührende Anerkennung findet, hat eine Reihe zum Theil hervorragender Schutzbestimmungen für die Heimarbeiter erlassen. Nur die alten Culturländer Mitteleuropas stehen noch weit zurück. Es ist aber auch für sie höchste Zeit, mit Reformen zu beginnen, wenn sie nicht wollen, daß ihnen besagte Staaten den höchsten Ruhm wegnehmen, den ein Staatsgebilde beanspruchen kann, nämlich den, gleichmäßig für das Wohl aller seiner Angehörigen besorgt zu sein.

Erst müssen die Seelen gewonnen sein für die sociale Reform, dann diese in's Leben treten. Auch die Lage der Fabrikarbeiter ist nicht allein durch Selbsthülfe gebessert worden. Vorher mußte das öffentliche Gewissen die Gerechtigkeit ihrer Sache einsehen. Es seien hier einige Worte über das Verhältniß von öffentlicher Meinung und socialem Gewissen vorausgeschickt. Die öffentliche Meinung wird noch immer im Großen und Ganzen durch die Besitzenden bestimmt, in deren Interesse möglichste Unkenntniß des Massenelends liegt. Ihrem Einfluß ist es zuzuschreiben, daß die Schule, selbst in vorgeschrittenen Ländern, der heranwachsenden Jugend keinerlei wirthschaftliche Aufklärung giebt. Es heißt noch immer: „Gott, der Alles wohl gemacht hat, hat Arme und Reiche werden lassen. Wir können daran nichts ändern.“ In dieser Befangenheit verharren Frauen und Mädchen meist ihr Leben lang. Der junge Mann erhält in der Regel auf der Universität einige weltwirthschaftliche Begriffe. Falls er auch keine sociale Interessen besitzt, so muß er schon solche heucheln, um nicht jeder Bildung baar zu erscheinen. Wie weit sich auch auf der Hochschule der Einfluß des Geldes geltend macht, ist schwer zu entscheiden. Eine große Gefahr für die Freiheit der socialen Forschung liegt unstreitig vor z. B. auf nordamerikanischen, von Millionären gegründeten Universitäten, und es wird in der That aus der allerletzten Zeit berichtet, daß auf einer solchen ein Volkswirthschaftslehrer entlassen wurde, weil er in einer den Gründern nicht genehmen Weise lehrte. Auch bei uns ist mehrfach der glücklicher Weise abgeschlagene Versuch gemacht worden, die Wirthschaftslehrer im Sinne der besitzenden Classen zu beeinflussen. Unbewußt wird eine Neigung hierzu immer vorhanden sein, schon insofern, als die Lehrer ja selber den besitzenden Classen entstammen und fast ausschließlich mit ihnen Umgang pflegen. Was überhaupt die sociale Aufklärung auf der Universität anbetrifft, so ist sie ihrer nothwendig objectiven, streng wissenschaftlichen Methode wegen in hervorragendem Maße geeignet, den ursprünglich vorhandenen Enthusiasmus sehr abzukühlen, wenn nicht der betreffende Lehrer mit strenger Wissenschaftlichkeit jene innere Wärme vereinigt, welche allein das Interesse des Hörers an den an sich trockenen theoretischen Ableitungen wach zu halten vermag. So viel sei über sociale Aufklärung vorausgeschickt. Sie muß in die breite Masse getragen werden, wenn anders dem Elend in der Hausindustrie wirksam begegnet werden soll. Aber die Gesellschaft will nichts davon wissen. Es stört sie in ihrer bequemen Ruhe. So muß sie gezwungen werden, die Ohren offen zu halten. Wodurch? Durch Mitleid. Sie kennt es nicht. So wird sie es kennen lernen. Sie kann sich ihm nicht verschließen, denn sie liebt sich selbst. Der Anblick eines Elenden wirkt auf sie qualvoll, weil sich ein Jeder vorstellt, es könne auch ihm einmal so gehen. Seelenbezwinger, Propheten, Dichter und Künstler sollen die natürliche Gefühlsträgheit bestürmen. Bald wird sie hier und dort in's Schwanken gerathen. Man will helfen. Aber wie? Hier setzt die sociale Forschung ein. Sie hat die tiefsten wirthschaftlichen Ursachen besagter Uebelstände zu erkunden und darzustellen, welcher Antheil an der Reformarbeit der Gesellschaft, welcher dem Staate und welcher dem Individuum zukömmt. Jedem Einzelnen erwachsen da bestimmte Pflichten gegenüber jedem socialen Uebelstand. Nicht bloß, daß er sich persönlich einen Einblick zu verschaffen hat, er muß auch Seelen gewinnen für die Reform und in seinen persönlichen Beziehungen in diesem Sinne wirken. Wir unterscheiden im Allgemeinen drei Phasen in der Methodik der socialen Reform. Erstens Stimmungserregung vermittelst künstlerischer Suggestion, zweitens wirthschaftliche Aufklärung durch Socialforscher und Publicisten, drittens Verbreitung der Reformen in der Gesellschaft. Die Reform der Heimarbeit erscheint noch vorwiegend in der ersten Phase begriffen und auch da noch stiefmütterlich behandelt. Während die Fabrikarbeiter in Carlyle ihren gewaltigen Propheten, in Zola, Hauptmann und Anderen ihre großen Dichter, in Meunier und Uhde ihre mächtigen Bildner gefunden haben, sehen wir für die Heimarbeit nur Geister zweiten Ranges und auch diese nur vorübergehend als Stimmungserreger thätig. Weitere Kreise sind in Deutschland erst gelegentlich des großen Ausstandes der Berliner Näherinnen aufmerksam geworden. Vorurtheilsfreie Besucher ihrer Versammlungen bestätigen, daß sie nie etwas Ergreifenderes sahen. Leider scheint sich kein großer Künstler unter ihnen befunden zu haben. Im Allgemeinen war man sehr erstaunt, daß es überhaupt ein solches Elend gebe. Wie kam es nur, daß man es nie vorher gesehen hatte? Sehr einfach. Man hat nie darnach gefragt. Zum Spazierengehen bleibt den Heimarbeiterinnen keine Zeit. Tagsüber blicken sie kaum von der Arbeit auf, und nur alle paar Tage huschen sie einmal Abends über die Straßen, die fertig gewordene Arbeit abzugeben. Abends aber sieht man so Mancherlei, was man nicht sehen will. So steht es hinsichtlich der Stimmungserregung. Besser gestellt scheint es mit der wissenschaftlichen Aufklärung. Es existiren eine ganze Reihe tüchtiger Monographien, theilweise agitatorischen Charakters, aber im Allgemeinen doch zu wenig populär gehalten, um in weitere Kreise zu dringen. Mit am meisten zur Verbreitung geeignet erscheint uns die Broschüre von Oda Olberg: „Das Elend in der Hausindustrie“ (Leipzig 1896, Grunow). Eine in ihrer Art classische Darstellung der Heimarbeit besitzen wir seit kurzer Zeit in Schwiedlands „Ziele und Wege einer Heimarbeits-Gesetzgebung“. (Wien 1899, Manz'sche Hofverlagsbuchhandlung.) In dieser im Auftrage des österreichischen Handelsministeriums verfaßten Abhandlung wird in knappester Form, aber vollständig, ein Ueberblick gegeben über Alles, was bisher an Reformen der Heimarbeit durchgeführt oder in Vorschlag gebracht wurde, beleuchtet von einer auf der Höhe wissenschaftlicher Forschung stehenden Kritik. Ich behalte mir vor, in Kürze auf das epochemachende Werk einzugehen, nicht, daß ich es irgendwie zu ergänzen vermöchte, nein, ich will nur zu seiner Kenntniß beitragen, da ich eine solche für weite Kreise dringend nothwendig erachte. Nach dem Erscheinen dieser Arbeit kann allerdings nicht mehr gegen die Wissenschaft der Vorwurf erhoben werden, sie habe das Gebiet der Heimarbeit vernachlässigt. Dagegen trifft dieser Vorwurf mit aller Schwere die Gesellschaft. Ihr hat die Heimarbeit noch so viel wie nichts zu verdanken. Sie thut Alles, um ihr Elend einfach nicht sehen zu müssen. Auch darin wird bald Wandel geschaffen werden. Das sociale Gewissen ist nun doch einmal irgendwo aufgewacht, und nun muß es die Welt erobern.

Es bedeutet die Heimarbeit eine Quelle socialer Uebelstände. Sie verbergen sich, aber sie sind da. Wir wissen es. Nun sind wir Heutigen nicht mehr so genügsam, um uns mit unserem kleinen persönlichen Glücke zufrieden zu geben. Auch empfinden wir nicht naiv genug, daß uns das Kleinliche, das wir als Zerstreuung oder Vergnügen be-

zeichnen, über das Massenelend hinweg zu taumeln vermöchte. Wir verschmähen zudem eine Freude, die bloß möglich ist in dem Vergessen fremden Elends. Unsere Freude verlangt, daß sich Alle mit uns freuen. Wir wollen eine wissende Freude, eine sehende Lust; wir wollen froh sein, trotzdem wir wissen, daß es Elend giebt. Das können wir nur, wenn wir mitarbeiten an der Freude Aller.

Lenz in Wittenberg.

Von Dr. Eduard von Mayer.

In dem frommen Krämerladen unweit der Schloßkirche war der Küster nicht aufzutreiben, und die geschäftige Verkäuferin hieß mich an der Thür der Kirche pochen, bis etwa der kundige Thebaner sich meldete. Sie gab mir den Rath nicht umsonst: ich mußte, wie an anderen Wallfahrtsorten jenseits der Alpen, von ihren heiligen Andenken kaufen. Dann schritt ich der nahen Kirche zu, von deren Thurmkrone das „Eine feste Burg ist unser Gott“ herabglänzte. Das Pochen mit Händen, Schirm und Klopfer war vergeblich, und so ging ich weiter, um keine Vergleiche mit den offenen Gotteshäusern Italiens zu ziehen, wo der Sagrestano höchstens dann etliche Soldi ergattert, wenn das kunsthistorische Laster Einen hinter jedem verhängten Altarbilde eine noch unbekannte und ungewürdigte Seltenheit vermuthen läßt. Hier müssen die Heiligthümer hinter Schloß und Riegel gehalten werden. Beste Leute! Wer in sich ein Heiligthum trägt, hat das Recht, in jedes Allerheiligste zu dringen, und wer in sich keine Scheu vor dem Göttlichen fühlt, der entweiht jede Stätte der Andacht, und bewachten sie sieben Küster. Glaubt nicht, Ihr adeltet die Religion, wenn Ihr sie zum Feiertagsprunke macht und den Alltag leer ausgehen laßt. Ja so! In den Kirchen des Nordens wird ja nur gepredigt und nicht religiöse Stimmung gesucht; es kommt in ihnen nur das „Wort“ zur Geltung, nicht ein allesdurchdringender und allesbelebender Geist. Ich bin manches Mal in höchst feindseliger Laune in eine Santissima Saundsa gegangen und habe die Ruhe des Gemüthes wiedergefunden, wenn ich still auf einem Kirchenbänkchen niedergesessen war und dann die bunten Fenster auf mich niederschauten, in der schleichenden Dämmerung das einzige Licht, thatkräftig roth, freudig grün und hoffnungsvoll blau. Ja, wenn die Menschen blind wären und auch der anderen Sinne entbehrten, dann wären sie eben wohl auch ganz andere Menschen.

Aber was rede ich von Italien! Ich stehe ja auf dem Exercierplatz angesichts der trutzigen Burgmauern des Wittenberger Schlosses. Eine feste Burg ... Stillgestanden! ... der brave Feldwebel ist in höchstem Eifer und die Mannschaft läßt sich geduldig von dem Leutnant mustern, indeß der kalte Wind sich in alle Knochen verbeißt und eben wieder einen eisigen Schauer heraufführt.

Ja, Lenz! Es ist doch Lenz: denn rings um den Sandplatz grünen die Bäume, treibt und sprießt die alte Erde. Wahrlich: Frühling ist es nicht, wenn duftgeschwängerte Winde um die Stirn schmeicheln, und es sich im Mondenschein so schön auf das Schluchzen der Nachtigall lauschen läßt; sondern wenn aus den Tiefen der Erde, aus den unterirdischen Brunnen des Lebens neuer Saft und neue Kraft aufsteigt, unaufhaltsam, übermächtig nach Gestaltung und Dasein ringt und dann, siegreich in der Jugendfrische, sich zum Kennzeichen und Antlitz der Welt erklärt. Mag es denn wettern und stürmen und manche Blüthe schrumpfen, mancher grünende Ast brechen, manches werthvolle Leben vernichtet werden, wenn nur das siegt, worin aller Werth, alle Kraft, alle Schönheit beruht, die unendliche Freiheit der Selbstbethätigung, des Lebens, der Erde, jedes Menschen.

Solch' ein Lenzsturm brach 1517 in Wittenberg los.

Aber da sehe ich einen Mann auf mich zukommen: es ist der Küster, der von meinem vergeblichen Begehr um Einlaß gehört hat. Und bald stehe ich in dem Mittelschiffe der Kirche. Es ist nicht die alte Kirche, und von diesen Gewölben hat Luther's Stimme nicht widergehallt; ein neuer prunkvoller Bau bringt auch wieder Schönheiten zur Geltung, die frühere nüchterne Armuth verschmähen mußte. An den Säulen stehen die Bildnisse der Apostel der neuen Lehre, Melanchthon, Buggenhagen, Amsdorff, Jonas und die Anderen alle. Darunter, im Kirchengestühl, blinken die Wappen aller protestantischen Fürsten, und die uralten Wappenthiere, die Bären, Löwen, Adler, Greifen, Schlangen, sind immer noch dieselben, unter deren göttlicher Gnade einstens die Vorfahren durch den deutschen Wald zu Kampf und Hatz zogen. Nichts stirbt ganz, was einmal gelebt hat; was der Menschheit einmal heilig gewesen ist, weckt noch nach Jahrtausenden des Schlafes ahnungsvolle Schauer in dem blutsverwandten Sprößling. Wir wissen ja kaum, wie sehr Alles, was Geschichte heißt, die ganze graue Vergangenheit, noch unser Herr ist. Wie sollte es auch anders sein: die Erde kreist im Weltenraum, der Stoff kreist durch alle Dinge, die Kräfte kreisen von That zu That, von Vorgang zu Vorgang; was wir unseren Enkeln übergeben werden, haben wir von den Ahnen empfangen, und auch die ursprünglichste Persönlichkeit muß, um zu wirken, um sich zu verwirklichen, da einsetzen, wo ihr letzter Vormann aufgehört hat. Dort, links in der Kirche, liegt Luther's Leichenstein, an der Wand prangt die Bronzetafel, die das Kloster Loccum seinem Andenken gestiftet hat, daneben aber ist eine alte Votivtafel pietätvoll aufbewahrt: sie stammt von 1520 und ihre Inschrift besagt, daß der Hildesheimer Canonicus Meyer die Seele einer Anverwandten der Gnade der „regina coelorum“ empfiehlt.

Wozu auch Bilderstürmerei! Es sei denn in der ersten Hitze des Kampfes! Nur dürfen sich die Bilder, die Heiligthümer, die Götter von heute und gestern nicht starr und stumpf dem Neuen und Werdenden entgegenstellen. Der Lebende hat Recht, und die alten Patrone müssen sich mit der Pietät begnügen, mit der verehrenden Dankbarkeit, wie die alten askanischen und wettinischen Schutzherren der Wittenberger Schloßkirche, deren broncene Liste im Eingang der Kirche liegt, seit ihre alte Ruhestätte im Kloster in eine Caserne umgewandelt worden: ein lebender Soldat gilt eben doch noch mehr als zwanzig todte Fürsten. Heil dem Alten, wenn es das Junge fördert; fort mit ihm, wenn es sich eigensinnig auf das Recht seiner Jugend versteift und der neuen Jugend, dem neuen Lenze nicht das gleiche Recht der lebendigen Eigenheit zuerkennt. Sanct Luther ist auch ein falscher Heiliger: der junge Doctor Martinus aber ein lebensvolles Vorbild.

Welch' eine unbezähmbare Energie spricht nicht aus diesem Kopfe, zumal aus dem Kinn, über dem sich die Lippen so herb schließen, weil es noch nicht Zeit ist, sie dem heiteren Genusse zu öffnen. Erst seine späteren Bilder lassen auch diese Seite von Luther's Wesen, die Erdenfreudigkeit, hervortreten; auf den früheren ist es nur der Geist der rücksichtslosen Ehrlichkeit, den wir in den derben harten Zügen verkörpert finden. Und doch ist es sein Geist der Erdenfreudigkeit gewesen, der ihm in der engen Klosterzelle die widernatürlichen Ordensgebote als solche empfinden, erkennen, verdammen ließ. Nur daß er eben zu ehrlich war, den Stoff zu einer Boccaccio'schen Novelle zu liefern; nur daß er, wo Andere sich behaglich lächelnd abzufinden wußten, einen Kampf um den Geist begann, und in diesem Kampfe so ganz wieder Mensch der Thatkraft wurde, daß er neben der Lust seiner Persönlichkeit auf die kleineren Genüsse des Lebens verzichten konnte. Daß er nur spät, und nur auf das Drängen seiner Freunde Katharina von Bora heirathete, zeigt bloß die Größe und den Ernst des Mannes, widerspricht aber nicht der offen-

baren Thatsache, daß der Kampf eigentlich um die Einheitlichkeit des Menschen, um das gleiche Recht des Leibes mit der Seele ging. Eben das Ganze und Wuchtige machte die Größe Luther's aus, der sich in der künstlichen Mönchszerrissenheit gequält und gemartert fühlte, bis er erkannte, daß Lauterkeit der Empfindung den Menschen heilige, daß Echtheit und Einheitlichkeit seinen Werth bestimme, daß der Gerechte seines Glaubens lebe.

Natürlich konnte Luther nur in der ihm geläufigen Sprache reden, und die war die theologisch dogmatische: seinem Wesen wird nur der gerecht, der sich nicht durch den Wortlaut seines Lebenswerkes, sondern durch seinen Geist bestimmen läßt. Und derselbe Geist, der wahre Luther'sche Geist, der in den 95 Thesen sich doch jedenfalls am mächtigsten gezeigt hat, redete in diesen theologischen Streitfragen doch noch völlig mit den Worten und Gedanken der alten Kirche. Seiner eigenen Meinung nach war Luther ein guter Katholik, als er diesen weltbewegenden Schritt am Vorabend von Allerheiligen that, und wirklich, er spricht völlig gläubig vom Papst, von den Heiligen, vom Fegefeuer. Aber wer zwischen den Zeilen zu lesen weiß! Ihm selbst unbewußt gähete ein Geist in diesen scholastischen Sätzen, der aller Scholastik den Boden ausschlägt; und Zeit seines Lebens wird er nicht gewußt haben, welch' ein Geist mit ihm wieder erwacht war. Luther würde persönlich gewiß nicht mit der weiteren Entwickelung des Protestantismus einverstanden sein, aber darf uns das Allzupersönliche, Gebundene, Kleine die große freie Fluth verschütten, deren erster Vermittler er war? Im Lutherhause hängt auch ein Holbein'sches Bild von Erasmus von Rotterdam; das war so ein wissenschaftlicher Leisetreter, ein Nichts-als-Gehirnmensch, dieser cynische Skeptiker mit dem Voltairegesicht. Aber Luther's That war eben keine Gehirnthat, sondern eine Willensthat, nicht ein Streit um Worte, sondern um Werthe. Der Reformator der Kirche war, sich selbst wohl zum Trotz, ein Reformator des Lebens. Hätte er auch sonst die Sympathie des großen Peter erweckt?

Anhänger der Seelenwanderung könnten Luther und Peter den Großen für Verkörperungen desselben Wesens halten. Luther's Todtenbildniß erinnert wenigstens fabelhaft an den russischen Uebermenschen, beide haben auch in eigenthümlicher Uebereinstimmung an ihren Söhnen den Widerstand gegen ihre höchsten Ziele erlebt, nur daß der Eine brutal zum Henker wurde, der Andere bei seinem trotzigen Wunsche blieb: lieber einen todten, als einen ungerathenen Sohn zu besitzen. Und eine hübsche Anekdote läßt Peter den Großen Luther's Trinkglas auf dem Boden zerschmettern, weil er es nicht als Amulett mitnehmen durfte, wie später Napoleon den Degen Friedrich's mitnahm. Die Scherben im Lutherhause reden auch eine Sprache.

Denn wirklich, darauf kommt es denn doch nicht an, ob man lieber auf die älteren Concile sich beruft, als auf die neuen! Ob man der canonisirenden Versammlung von Rabbinern oder Kirchenvätern mehr Zutrauen schenkt, wenn es sich um den Text heiliger Urkunden handelt, als seinen zeitgenössischen Prälaten! Denn wenn Protestantismus bloß hieße, die katholische Tradition verwerfen und doch der Tradition blind glauben, die erst die Bücher des Alten und später die des Neuen Testamentes als giltig anerkannte, so wäre es schlimm um ihn bestellt. Aber nein, Lessing war darin der echte Protestant und der bessere Nachfolger Luther's denn Monsignore Götz aus Hamburg, daß er an die Unverlierbarkeit der wesentlichen Werthe der biblischen Weltanschauung glaubte und gern alle Worte, Bücher und todten Pergamente daran gegeben hätte, um aus verknöchertem Staube dem lebendigen Geiste zur Auferstehung zu verhelfen. Die Richtlinie der Entwickelung ist uns gegeben, ein orthodoxer Stillstand hieße die Bankerotterklärung unseres Lebens. Was nur in Worten zu leben vermag, ist todt; was ewig ist, gebärt sich neu in jedem Herzen, in jedem Gedanken, in jeder That. Reformation heißt Umbildung, und das Leben ist der größte Reformator. Das war ja die frohe Frühlingsbotschaft aus dem sächsischen Kleinstädtchen: der Gerechte wird seines Glaubens leben! Der Gerechte: das ist, wer ewig strebend sich bemüht.

Wittenberg ist eine Kleinstadt, Nazareth war ein Flecken; fernab von den Mittelpunkten des Weltgetriebes keimt das Senfkorn, das zum hohen Himmelsbaume erwachsen soll; denn was jene Anderen zum Mittelpunkte gemacht, ist doch nur die hastende Secunde, der Prägestempel der marktgängigen Münze. Jedes Neue und Lebendige aber protestirt gegen die abgeschliffene Weltbürgerlichkeit, gerade weil es an das Allerallgemeinste, aber auch Allereigenste sich wendet, an den Menschen im Menschen. Dem öden Imperialismus Roms, dem alleinigen Cäsarenkult stach das neue Recht jedes Menschen an Menschenthum in die Ferse; der bevormundenden Weltherrschaft des Vaticans stellte sich die germanische Selbstverantwortung entgegen, die nationale und individuelle Freiheit der Gleichmacherei philologisch correcter Hieroglyphen. Hie Mensch! Hie Buchstabe!

An welchem unbekannten Orte mag wohl Derjenige leben, dessen wir warten? Nicht ein neues Joch soll uns dieser Verkünder bringen, nur ein Vorbild soll er uns werden, ein Wegweiser aus den Wirrnissen unserer zerfallenden Gesittung, ein Lenzsturm, der in die todten Haufen welker Herbstblätter fährt, daß sie aufstieben und nicht länger vor dem Lichte der Sonne verbergen, was unter ihnen längst schon keimt und sprießt und leben will.

Wo liegt das neue Wittenberg und wann kommt ein neuer Vorabend aller Heiligen und aller todten Seelen, eine Götterdämmerung, hinter der sich das erste Roth eines neuen Lenzmorgens erhebt? . . .

Literatur und Kunst.

Englisches Kunstgewerbe.

Von Dr. Heinrich Pudor (Berlin).

Wenn man heute, nach ein paar Jahren zum ersten Male wieder, nach England kommt und nun nach dem, was man von englischer Kunst in den Kunstzeitschriften, besonders Studio, gesehen hat, erwartet, daß die moderne Kunstströmung in England einigermaßen einen heilsamen Einfluß auf die Lebensgewohnheiten und auf die Gestaltung der Inneneinrichtung ausgeübt hat, so wird man bitter enttäuscht. In diesem Lande hat ein Ruskin, hat ein Morris und ein Walter Crane gewirkt. Aber auf das Leben hat sich von alledem so gut wie nichts übertragen. Noch immer ist die Kunst in England ein Sport, nicht aber ein Lebensbedürfniß. Die Anwendung der Kunst auf das Leben fehlt so gut wie ganz. Zwar wird wohl in keinem Lande so viel Geld für Kunst ausgegeben, als eben in England, aber nicht etwa für die Kunst als Mittel der Bereicherung und Veredlung des täglichen Lebens, sondern für die Kunst als Sammelsport. Noch immer ist das Kunstwerk in England eine Antiquität für den Glasschrank. Man spendet Tausende für ein schönes Stück italienischer Holzschnittarbeit, man spendet Hunderttausende für einen Corot oder Daubigny. Aber die Wohnungseinrichtung, die Gebrauchs- und Schmuckgegenstände künstlerisch zu gestalten und dafür Zeit, Mühe und Geld zu opfern, daran denkt man nur in ganz vereinzelten Fällen, und in dieser Beziehung haben Deutschland und Frankreich einen großen Vorsprung vor England gewonnen.

Ich will für die vorstehenden Behauptungen ein paar Beispiele anführen. In keinem Lande wird für silbernen

Tafelschmuck so viel Geld ausgegeben, wie in England. Und zudem hat das Verständniß und die Vorliebe für gute Silberarbeiten in England in den letzten Jahren bedeutend zugenommen. Man opfert gern Tausende für gute, seltene Stücke aus der Renaissancezeit. Aber wie ist es nun mit dem englischen Gebrauchssilber bestellt? Die englische Tafel, nicht nur im Hause des Reichen, sondern auch im Mittelstande strotzt sozusagen von Silber, und Alles, was nicht aus Porcellan ist, ist von Silber, von gutem, echtem, schwerem, gestempeltem Silber. Aber diese Kostbarkeit des Materials ist Alles, was man verlangt. Daß die Form und das Ornament künstlerisch und modern künstlerisch sein soll, daran scheint man gar nicht zu denken. Kurz, der englische Silberschmied hat jede Verbindung mit der Kunst verloren. Die beiden Hauptsitze der englischen Silberindustrie, Sheffield und Manchester, kennen nur Handelswerthe und technische Werthe, an die Kunst denken sie nicht einmal. Und ebenso ist es mit den Londoner Händlern von Silberschmiedearbeiten. Schon die Art, wie sie ihre Schaufenster decoriren, ist charakteristisch. Als ob es sich um Kurzwaaren handelt, thürmen sie ihr Tafelsilber ohne irgend welche Rücksicht auf Ordnung, Harmonie, Contrast zu nehmen, in möglichst brutal wirkenden Haufen auf.

Ein anderes Beispiel: der Frauenschmuck. Auf diesem Gebiete sind in allerjüngster Zeit, besonders in Frankreich und Belgien, bekanntlich sehr bemerkenswerthe Fortschritte gemacht worden, und wer das Sonderheft des letzten Winters, vom Studio herausgegeben, gesehen hat, wird glauben, daß auch England auf diesem Gebiete fortgeschritten ist. Und in der That giebt es eine ganze Reihe von Künstlern, die sehr Beachtenswerthes in dieser Beziehung leisten. Aber diese schönen Entwürfe nun ausgeführt zu sehen, darnach wird man vergebens suchen. Ich ging sämmtliche Juweliere in Bond Street, Regent Street und Piccadilly ab, ohne einen einzigen modernen künstlerischen Schmuck zu entdecken. In der Ausstellung der Royal Academy fand ich gerade eben nur einen, ein hübsches Pendant von Florence H. Steele. Schon letzten Winter schrieb mir der Chef eines großen Londoner Hauses, daß es sich bei den im Studio veröffentlichten modernen englischen Schmuckarbeiten nur um „Entwürfe auf dem Papier" handle. Also auch hier haben wir es bisher nur mit einer Art Kunstsports zu thun, von dem das Leben noch nichts profitirt hat. Während doch in Paris jeder „bessere" Goldschmied wenigstens ein paar moderne künstlerische Schmuckgegenstände auf Lager halten muß! Aber in England gilt es auch nur dem Materialwerth. Die Kostbarkeit des Steines muß genügen, auf das Karatgewicht kommt es an. Jene Pfeile, Schleifen, Sterne, Diademe, wie sie in Paris heute in der Hauptsache nur die Händler mit Diamantensalsifikaten führen, geben für England noch immer die einzigen Formen für Frauenschmuck her. In der Zeitung steht dann zu lesen, daß gestern Abend in der Oper die Lady ... eine Diamantentiara trug, daß die Lady ... große echte Perlen um den Hals trug. Sicherlich, wenn es Tausend-Pfund-Geldstücke in Gold gäbe, würde man sich in England begnügen, diese sich umzuhängen, und der Wettstreit würde nur darin bestehen, möglichst Vieles davon, vielleicht eine ganze Kette zu tragen.

Aber auch in England giebt es Einsichtige, die diese Thatsachen beklagen und zu bessern suchen. Das South-Kensington-Museum hat kürzlich ein Handbuch, „Kostbare Steine", herausgegeben, verfaßt von dem Professor der Chemie A. H. Church, in welchem es u. A. heißt: „Die Meinung, daß schöne Steine nur dann in der Goldschmiedekunst verwendet werden sollen, wenn sie möglichst kostbar sind, ist unwürdig. Warum sollen nicht „Mondsteine" (eine Art Feldspath), wenn man sie auch für einen Schilling das Stück kaufen kann, in das Goldschmiedehandwerk der höchsten künstlerischen Art eingeführt werden?" Derselbe Mann sagt, daß die wenigsten englischen Goldschmiede einen Tourmalin zu bestimmen wissen! Das sind in künstlerischer Beziehung höchst beklagenswerthe Verhältnisse. Auch auf diesem Gebiete ist Birmingham der Hauptproductionsplatz, und daß die Birminghamer Goldschmiedeindustrie in künstlerischer Beziehung noch weniger in Betracht kommt, als innerhalb der deutschen etwa die Pforzheimer, wird auch von englischen Kennern zugegeben. Freilich scheint auch hier der Umschwung einzusetzen. Mr. und Mrs. Arthur Gaskin haben sich das Verdienst erworben, daß sie die Birminghamer Industrie in folgenden Punkten günstig beeinflußten. Sie legten den Hauptwerth auf die künstlerische Art von Entwurf und Zeichnung und sie forderten, daß der entwerfende Künstler und der ausführende Handwerker in einer Person vereinigt sein müßten. Von anderen Künstlern, welche in England modernen künstlerischen Frauenschmuck entworfen haben, ist vor Allem C. R. Ashbee zu nennen, der der Erste war, welcher die neuen Kunstprincipien auf die Gestaltung des Frauenschmuckes in Anwendung brachte. Seine Entwürfe, die von der Guild and School of Handicraft in London-Ost ausgeführt wurden, geben uns wirkliche Goldschmiedearbeiten, nicht nur kostbare Steine, und die Phantasie des Künstlers und das Geschick des Handwerkers kommen wieder zu ihrem Rechte. Erwähnt sei, daß Ashbee Benvenuto Cellini's Schriften im Jahre 1898 in Uebersetzung herausgab. Mit der Aufzählung der Namen sonst noch in Betracht kommender Künstler will ich den Leser nicht ermüden; nur Annie Mc. Leish, Kate Allen, Jessie King und Alexander Fisher, welcher Letztere sich um die Wiederbelebung der Emaillierkunst Verdienste erworben hat, seien genannt. Im Allgemeinen hat diese englische Goldschmiedekunst, wie rühmend anerkannt werden muß, ihre eigenen originellen Seiten, auf der einen Seite eine gewisse Sachlichkeit und echt englische Reservirtheit und auf der anderen Seite einen gewissen Zug in's Schwärmerische und Märchenhafte. Lalique's und Wolfer's Einfluß ist dagegen nur wenig zu spüren; eher hat Walter Crane's sachliche und etwas trockene, aber immer logische Kunstrichtung auch diese Schmuckkunst beeinflußt.

Aber wie gesagt, handelt es sich hier nur um einen ganz beschränkten Kreis von Künstlern, die Industrie als solche und das große Publicum sind davon noch nicht berührt. Und wenn diese Künstler irgendwo Rückhalt finden, so ist es nicht etwa der englische Adel, sondern der Mittelstand.

Aehnlich liegen die Verhältnisse auf dem Gebiete der Textilindustrie und der Manufacturwaaren. Wie viele Jahre ist es nun schon her, daß Morris und sein Anhang die vortrefflichsten Rathschläge für diese Industrien gegeben haben! Nun sehe man sich die modernen englischen Teppiche, Tapeten, Stoffe und dergleichen an: lucus a non lucendo möchte man, um es kurz zu sagen, ausrufen. Noch immer fehlt jede Rücksichtnahme auf die Eigenheiten jedes einzelnen Materials, noch immer die fürchterlichen, gewissermaßen schablonirten Blumenmuster! Wie weit sind demgegenüber Schweden und Oesterreich und selbst Frankreich und Deutschland vorgeschritten! So weit die Frauenkleidung in Betracht kommt, macht sich dabei in unangenehm überraschender Weise eine mit dem englischen Charakter ohne Weiteres nicht verträgliche Unsolidität bemerkbar. Man begnügt sich nicht damit, eine Menge Unter- und Oberkleider zu tragen, sondern bringt auf Letzteren auch noch alle möglichen Volants, Umschläge, Behänge, Rüschen, Chiffon und Spitzen an — offenbar, um dem namentlich auf der Brust in der Regel etwas dürftig ausgefallenen weiblichen Körper eine gewisse Fülle zu verleihen — trotz des oft kostbaren Materials wirken aber diese vielfachen Behänge sehr häufig wie werthloses Gezottele, um nicht den schärferen Ausdruck „Lumpen" zu gebrauchen. Auch bei dem Franzosen ist heute eine Vorliebe für transparente Stoffe und vielfache Behänge zu spüren, aber der Franzose weiß sie mit weit mehr Geschmack zu verwenden: für ihn dienen sie nur dazu, das Duftige der weiblichen Erscheinung

zu erhöhen. Und dann geht die Französin nicht über das Maß hinaus und sucht durch den Contrast zu wirken, indem sie z. B. über einem soliden, einfach gearbeiteten Kleide eine Rüsche oder ein Fichu trägt, das wie ein Hauch wirkt. Bei der Engländerin sieht man dagegen gewöhnlich nichts als „Gezottele“, um bei diesem Ausdruck zu bleiben. Deßhalb verlieren hier auch die Applications, die von Paris und Amsterdam natürlich auch nach London gekommen sind, ihren Hauptreiz. Und dasselbe gilt vom Spitzenbesatz. Noch nie ist wohl ein so großer Bedarf für Spitzen in England gewesen, als gegenwärtig, und manchmal werden in der That sehr schöne Wirkungen erzielt, so wenn man als Besatz weiße irische Spitzen nimmt und sie von schwarzen Chantillyspitzen einfassen läßt — dazu vielleicht noch grüne Velvetappliqués auf einem simplen Stoff. Aber gerade um Spitzen wirkungsvoll anzubringen, ist der feinste künstlerische Geschmack von Nöthen, an dem es eben nur zu oft fehlt. Im Uebrigen zeigt sich die englische Mode von der Bewegung für Frauenreformkleidung noch gänzlich unberührt. Noch immer vernachlässigt man den organischen Aufbau des Menschen gänzlich und construirt unabhängig davon eine „Toilette“. Zwar sind die Röcke dieses Jahr in England wirklich etwas kürzer geworden, aber die Kragen um so höher und die Aermel haben nun endlich die langgesuchte classische Schlauchform erhalten. Sie werden unlogischer Weise dicker da, wo der Arm dünner wird. Sie haben die Bauschung nicht da, wo sie am Platze wäre, am Ellenbogen, sondern am Handgelenk. Besondere Aufmerksamkeit wird dem Gürtel zugewendet, der manchmal mit der Jacke in einem Stück gearbeitet wird. Von Seidenstoffen wird allerdings indische Seide besonders bevorzugt. Von einigermaßen als ästhetisch befriedigenden neuen Moden konnte ich nur die Spitzenepauletten und den sogenannten Cavalierärmel (über dem Handgelenk mit breiten Umschlägen) entdecken, während der immer noch moderne Frackschooß weder neu noch schön ist. Von einem Einfluß der neuen ästhetischen Bildung und des verfeinerten Kunstsinnes auf die Frauenmode ist aber in England sicherlich nichts zu entdecken. Man will es nicht glauben, daß dies das Land ist, in dem ein Ruskin gelebt und gewirkt hat.

Etwas günstiger liegen die Verhältnisse in England bezüglich der Möbelarchitektur. Einmal hatte sich auf diesem Gebiete die Mode in England vom Organischen und Künstlerischen nie so weit entfernt, wie auf den vorher besprochenen Gebieten. Und dann ist hier die Wendung zum Modernen als dem Besseren schon erfolgt. Dazu kommt, daß das Familienhaus des Engländers, insofern es architektonisch so entworfen wurde, daß es den Bedürfnissen nach einem möglichst comfortablen und wohnlichen Heime möglichst Rechnung trug, von vornherein den geeigneten Rahmen abgab für eine ebenfalls dem Bedürfniß angepaßte Inneneinrichtung. Und deßhalb hat sich die englische Möbelarchitektur nie so weit vom praktischen Zweck entfernt wie diejenige anderer Länder, und sie hat nach dieser Richtung auch vor der modernen Innenkunst Deutschlands und Frankreichs viel voraus. Der Engländer sucht in seinem Heim vor Allem Bequemlichkeit und Behaglichkeit: je mehr die Möbel diesen Forderungen Rechnung tragen, desto mehr Werth haben sie für ihn. Deßhalb finden wir hier weit weniger Ueberladenheit und unnütze Zier als auf anderen Gebieten, aber desto mehr Solidität und Sachlichkeit. Und wenn sie den deutschen Möbeln gegenüber angenehm praktisch wirken, so den französischen und italienischen gegenüber angenehm sachlich: vom „blühenden“ Jugendstyl ist hier nichts zu spüren, eher schon wirken sie manchmal etwas gar zu nüchtern. Aber auf diesem Gebiete ist offenbar der Einfluß der Morris'schen und W. Crane'schen Kunstströmung zu vermerken. Und auch hier ist es der Mittelstand, der sich der neuen Kunst noch am ersten zugänglich zeigt, während der Adel immer noch Rococo und vor Allem Empire bevorzugt.

Stellenweise, besonders innerhalb der Glasgower Schule ist auch auf diesem Gebiete japanischer Einfluß stark zu spüren. In der That kann England klimatisch und organisch eine derartige ostasiatische Beeinflussung weit eher vertragen als z. B. Deutschland. Denn der Charakter des englischen Landhauses ist wirklich oft nicht weit von dem eines japanischen Theehauses entfernt. Aber ebenso gewiß ist, daß man, besonders was die Schule des Herrn und Frau Mackintosh betrifft, stellenweise zu weit hierin geht und die Möbelformen in Linienspiel auflöst und mithin der englischen Solidarität und Sachlichkeit geradewegs zuwider handelt.

Tunesische Erinnerungen.

Von Dr. Karl von Thaler (Wien).

> Auf, auf Ihr Brüder, und seid stark,
> Der Abschiedstag ist da.
> Wir ziehen über Land und Meer,
> In's heiße Afrika.

Das Lied, das Schubart den von ihren Landesvätern verkauften deutschen Soldaten in den Mund legte, kam mir in's Gedächtniß, als ich Mitte April mit einem Dampfer der Compagnie Transatlantique — er hieß Maréchal Bugeaud — von Malta nach Tunis fuhr. Es war entsetzlich heiß in der Cabine, so heiß, wie es nach phantasievollen Reiseberichten zur Frühlingszeit in Nordafrika sein soll, aber nicht ist. Die Schiffe der Compagnie sind groß und schön, ihre Schlafstätten jedoch zum Theil fürchterlich. Auf den Dampfern des Oesterreichischen Lloyd kann der Passagier unter den leeren Cabinen wählen; auf den französischen weist sie der Obersteward, der den pompösen Titel Maître d'Hôtel führt, mit der Miene eines Gefängnißwärters an. Nun waren alle Seitencabinen erster Classe auf dem Maréchal Bugeaud entweder Cabines de Luxe oder Cabines de famille; diese werden nur gegen hohe Aufzahlung überlassen, die inneren Cabinen haben weder Luft noch Licht, der Aufenthalt in ihnen könnte als Strafverschärfung für schwere Verbrecher gelten. Von Schlaf war für mich keine Rede, obwohl wir nicht wie bei der Rückfahrt — ich gerieth auf den gleichen Dampfer — neben dem Speisesaal dreißig Ochsen an Bord hatten. Tunesien hat starke Ausfuhr in dieser Waare. Einen guten Rinderbraten weiß ich zu schätzen, aber mit seinem Schicksal haderndes und weltschmerzlich brüllendes Rindvieh als Passagiere erster Classe in unmittelbarer Nachbarschaft zu haben, erhöht den Genuß einer Seereise nicht. Bei der Hinfahrt nach Tunis blieb uns die vierfüßige Gesellschaft erspart. Dennoch athmete ich auf, als der schöngeschwungene Rücken des Bouearnin aus den Wellen tauchte und das Schiff die stillen Wasser des Sees von Goletta durchschnitt.

Tunis bereitet dem fremden Ankömmling eine angenehme Ueberraschung. Die Stadt liegt malerischer und hat eine hübschere Umgebung, als man nach den Beschreibungen erwartet. Der Dampfer legt unmittelbar am Ufer an, die unvermeidliche Zollschererei wird schnell und höflich erledigt, ein Hôtelomnibus erwartet neben Dutzenden von zweispännigen Miethwagen die Fremden, und im scharfen Trabe geht es durch eine breite Straße mit eleganten Kaufläden — die Avenue de France — dem „Grand Hôtel“ zu. Sind wir wirklich in Afrika? Das ist ja eine französische Stadt! Freilich entstand sie erst in den letzten zwanzig Jahren, seit die Franzosen Tunesien besetzten. Früher dehnte sich hier zwischen den Mauern des alten Tunis und dem Meere eine von salzigen Lachen unterbrochene Sandwüste, über die bei starkem Nordoststurm die Springfluth fast bis an das Seethor (Bab-el-Bahr) heranrauschte. Jetzt streckt hier das neue, von Europäern bewohnte Tunis nach Norden und Süden seine

Arme aus. Elektrische Bahnen durchziehen seine Gassen, ein graßes Kaffeehaus drängt sich an das andere, ein halbes Dutzend Bierhallen bieten heimisches Gebräu — es muß, weil stark mit Salicyl versetzt, varsichtig genossen werden — und weitläufige Waarenmagazine noch Pariser Muster sargen für jeglichen Bedarf. An Afrika mahnen nur die schönen Palmen, die zwischen der katholischen Kathedrale und dem Palais des französischen Ministerresidenten ihre breiten Kronen im Winde wiegen, die langsam und stalz in Haik aber Burnus unter den geschäftig eilenden Europäern wandelnden Araber und die bedächtig ausschreitenden, hochbepackten Kameele, die sich in diesen modernen Straßen wie verirrte Fremdlinge ausnehmen.

Am Ende der langen Avenue de France, gerade vor dem alten Seethor, befindet sich ein Knatenpunkt der elektrischen Stodtbahn. Geht man durch das Thor, das jetzt Parte de France heißt, sa ist man in einer anderen Welt. Fünfzig Schritte bringen uns in die Rue de Kasba. Hier sind wir im echten Orient, im Tunis von einst, dessen Physiognomie bis auf die fast verschwundene Kasbah — die ehemalige Stadtresidenz der Beys — ihre Jahrhunderte alten Züge zeigt.

Enge, in Schlangenwindungen laufende Gassen, Häuser mit fast fensterlasen Mauern, zahllose Moscheen, die keines Europäers Fuß betreten darf, kühn aufstrebende Minarets mit farbenschimmernder Fayenceverkleidung, ein buntes Trachtengewimmel van Arabern, Berbern, Türken, Negern, dazwischen schwarzvermummte mohamedanische Weiber und reichgeputzte, mit Schmuck behängte Judenfrauen mit den weißen Kopfbedeckungen in Pyramidenform. Die arabischen Frauen der besseren Classe werden in Tunis sehr streng gehalten, viel strenger als in Constantinapel. Der dünne durchsichtige Yaschmak, der die Züge deutlich erkennen läßt und am Bosparus von jungen, hübschen Türkinnen sa gern getragen wird, ist den Tunesierinnen untersagt Die reichen und vornehmen Araber gestatten ihren Frauen nicht einmal einen Spaziergang, und wenn sie ja auf die Straße gehen dürfen, sa müssen sie sargfältig verhüllt sein.

Man wird sich vielleicht darüber wundern, daß die französische Occupatian hierin Nichts geändert hat. Tunesien ist doch heute eigentlich eine französische Calanie und der französische Ministerresident der wahre Herr des Landes, neben dem der Bey sich mit dem Schein der Herrschaft begnügen muß. Aber die Franzasen befalgen in Tunesien sehr vernünftige Grundsätze. Ganz im Gegensatz zu ihren anderen Calanien, in denen die Verwaltung genau nach französischem Muster eingerichtet ist, ohne Rücksicht darauf, ab es für die Sitten, die Anschauungen, das Klima paßt, lassen sie in Tunis die früheren, altgewohnten Gesetze und Verwaltungsformen bestehen. Sie haben nur die Mißbräuche abgeschafft, das Steuerwesen geregelt. Sie haben Tunesien eine Selbstständigkeit gegönnt, die ihnen ebensa bequem und nützlich ist, wie sie die eingeborene Bevölkerung befriedigt. Die Araber Tunesiens haben nicht die schmerzliche Empfindung, Unterjochte zu sein, die in den Arabern Algeriens nicht erlöschen will. Die Araber Tunesiens fühlen sich mit den im Lande ansässigen Franzosen gleichberechtigt, während die Araber Algeriens noch heute vergeblich um das Stimmrecht betteln, welches ihren jüdischen Mitbürgern 1871 durch das Decret Crémieux' in den Schooß fiel. Es ist bezeichnend, daß die französische Oberhoheit in Tunesien willig ertragen wird und nur ein einziges Mal ein kleiner Aufruhr ausbrach, den ein unbedeutendes Gefecht beendigte, während in Algerien Jahrzehnte lang Blut flaß und dem graßen Aufstand van 1871 noch 1876, 1879 und 1881 verzweifelte Erhebungen einzelner Stämme folgten.

„Es geht uns weit besser als früher," entgegnete mir ein arabischer Kaufmann auf die Frage, wie sich die Einheimischen zu den Franzasen stellten. „Früher hat man uns genammen, was man wallte; jetzt wissen wir auf den Franc, was wir zu zahlen haben. Die Steuern sind höher als früher, aber wir zahlen weniger." Ein sehr nüchterner und dennoch überaus wirksamer Grund, sich mit der französischen Occupatian auszusöhnen. Die Franzasen haben, das muß man ihnen lassen, für Tunesien viel gethan. Man weiß ihre dortige Culturarbeit zu schätzen, wenn man von Malta kommt. Diese Insel besitzen die Engländer, die als gute Colonisatoren gelten, seit hundertzwei Jahren. Was haben sie dort geleistet? Die Malteser behaupten: Nichts; und allzu weit von der Wahrheit entfernen sie sich mit ihrer Versicherung nicht. Malta ist heute noch halb Wüste, halb Kartaffelfeld. In und um Tunis haben die Franzosen in zwanzig Jahren ungleich mehr vollbracht. Sie haben unzählige Bäume gepflanzt, neben der Bahnlinie sprießen ganze Wäldchen auf, den früher kahlen Hügel des Belvedere verwandeln sie allmälig in einen graßen und schönen öffentlichen Park. Mit ihnen ist die Rebe nach Tunesien gekommen. Heute hat das Land bereits über sechstausend Hectare Weingärten, die manchen guten Tropfen liefern und zum Theil — wie der Weißwein von Enfidaville — mit den trefflichen Traubensäften Algeriens rivalisiren können. In Tunis findet der Fremde das ausgezeichnete „Grand Hôtel", in Biserta steht seit einem Jahr ein Hôtel, so groß und elegant, wie es in keiner deutschen Mittelstadt denkbar ist, auch in Sousse und anderen Orten vermißt man keine Bequemlichkeit. Vor der französischen Occupation ward die jährliche Ausfuhr Tunesiens auf zehn bis zwölf Millianen Francs geschätzt, im Jahre 1899 betrug sie fünfzig Millionen. Für Eisenbahnen wurden seit dem Vertrage von Kasr-el-Said fünfundsechzig, für Hafenbauten vierunddreißig Millionen ausgegeben. Var 1881 besaß Tunesien nur eine einzige Bahn, die von Tunis bis Gardhimaou an der algerischen Grenze. Sie ward übrigens, wenn ich nicht irre, von einer französischen Gesellschaft gebaut. Heute giebt es schon eine Anzahl von Bahnen, zusammen 903 Kilometer lang, und vor einem Monat hat man den Bau van vier neuen Linien beschlossen, darunter die van Pont de Fahs quer durch das Kef und jene von Mokinne bei Sousse nach Sfax und Gabes.*) Auch dem schreienden Mangel an anderen Verkehrswegen wird abgeholfen; es sind unter dem französischen Pratectarat siebzehnhundert Kilometer fahrbarer Straßen hergestellt worden. Da die alte Wasserleitung für Tunis, die van dem römischen, noch jetzt theilweise erhaltenen, malerisch am Abhang des Dschebel Zaghuan gelegenen Nymphäum ausgeht, nicht mehr genügt, ist eine neue über hundert Kilameter lange im Bau begriffen, deren gewaltige, bei Pant de Fahs abgelagerte Röhren eine ganze Strecke Landes bedecken. Auch neue Städte werden gegründet. Ein Beispiel ist das eben erwähnte Enfidaville, das zwar noch keine tausend Einwohner zählt, aber mit der Zeit wachsen wird. Tunesien besaß im Alterthum sechzig Städte. Sein Boden ist förmlich gespickt mit römischen Ruinen. Es könnte die sechsfache Zahl seiner gegenwärtigen Bevölkerung ernähren und verlangt nach einer starken Einwanderung.

Daß diese aus dem Mutterlande erfalgen möge, ist ein heißer Wunsch der französischen Colonisten. Während meines Aufenthaltes in Tunis las ich jede Woche zwei, drei Artikel in den dortigen Blättern, welche die Nothwendigkeit frischen Nachschubes betonten. Er kommt spärlich, die Franzosen verlassen ihr Vaterland sehr ungern, und sie haben bei der schwachen Vermehrung der Bevölkerung keinen Ueberschuß abzugeben. Nach officieller Schätzung leben heute in Tunesien nicht mehr als sechzehntausend Franzosen, während sich über siebzigtausend Italiener dart angesiedelt haben und den Franzasen in allen Erwerbszweigen empfindliche Concurrenz machen. In den Straßen van Tunis selbst hört man ebensa viel italienisch als französisch sprechen. Dazwischen klingt das maltesische Idiom, das ein ungeübtes Ohr leicht für arabisch hält, denn es hat die gleichen raspelnden Kehllaute. Kutscher

*) Die Linie von Tebessa nach Gafsa ist bereits seit einiger Zeit im Bau.

und Kellner scheinen in Tunis ausschließlich Malteser zu sein; der Araber ist wohl zu stolz dazu.

Nur ein einziges Mal bin ich mit einem arabischen Rosselenker gefahren. Das war in Kairuan, der heiligen Stadt der tunesischen Mohamedaner. Sie ist die größte Sehenswürdigkeit des Landes. Schon die Beschaffenheit der Gegend, in welcher sie liegt, ist seltsam. Wüste und Morast schließen sich sonst gegenseitig aus: hier aber vereinigen sich beide. Um die mächtigen, zinnengekrönten, thurmbewehrten Mauern Kairuans dehnt sich eine dürre, staubige, gänzlich unfruchtbare Sandebene, die von Sümpfen unterbrochen wird. Malerisch ist das nicht, gesund auch nicht, und zu längerem Aufenthalt möchte man nicht verdammt sein. Aber hier haben wir den reinen, unverfälschten Orient. Nur der Bahnhof, klein und unansehnlich, daher nicht störend, und das hübsche Denkmal des armen Carnot, das sich in der Mitte einer öffentlichen Anlage erhebt, erinnern an das ferne Europa. Die heiße Sonne Afrikas aber — wo bleibt sie? Ein kalter Nordoststurm wirbelt riesige Staubwolken auf, gegen die man Augen und Mund vergeblich zu schützen sucht. Der Himmel ist trüb und grau wie im Norden, doch kein Tropfen Regen erquickt die dürstenden Bäume und Gesträuche um das Monument des ermordeten Präsidenten, die ein Aufseher mit rührendem Eifer bespritzt. Ein abscheuliches Wetter, vor dem man sich gern in die stillen Räume der Moscheen flüchtet. Hier darf man das thun, denn hier ist dem Ungläubigen der Eintritt gestattet. Seltsamer Widerspruch! In Tunis bleiben die Moscheen jedem Nichtmohamedaner unbedingt verschlossen, und im heiligen Kairuan stehen sie dem Fremden offen. Die Erklärung, die man mir gab, ist folgende. Tunis ward von den Franzosen friedlich besetzt und bei ihrem Einzug achteten sie darauf, daß die religiösen Vorurtheile nicht verletzt wurden. Ein strenger Befehl untersagte den Soldaten, die Moscheen zu betreten, und so blieb es bis heute. Bei dem Vormarsch nach Kairuan aber kam es unweit der Stadt zu einem Gefecht mit den Eingeborenen, die den heiligen Ort vor den Fremden schützen wollten. Als nun die Franzosen in die Stadt eindrangen, kannten sie keine Rücksicht und liefen neugierig in alle Moscheen. Seitdem werden diese als entweiht betrachtet und sind daher zugänglich.

Es giebt in Kairuan eine ganze Menge Moscheen und Zaouias, wie die kleineren Stätten der Frömmigkeit genannt werden. Schön sind bloß drei, aber sie lohnen die Reise. Die Säbelmoschee erfreut durch ihre schöngeschwungenen, weißleuchtenden Kuppeln. Die Barbiermoschee ist so geheißen, weil sie das prunkvolle Grabmal des Barbiers birgt, welchem das Glück zu Theil ward, den Propheten rasiren zu dürfen. Die Mauern ihres inneren Hofes sind mit den ältesten und schönsten Fayencen bekleidet, in der unerschöpflichen Abwechselung der Zeichnung und der Frische der Farben bewundernswerth. In einem kostbaren Schrein werden drei Haare des Propheten aufbewahrt und als köstlichster Besitz der Stadt verehrt. Soll man spöttisch lächeln? Man denkt an den katholischen Reliquiencultus, und das Lächeln stirbt auf den Lippen. Wir fahren um einen großen Theil der Stadtmauer herum zur großen Moschee, der Perle Kairuans, dem herrlichsten Gotteshaus des Islams. Ein dunkles Gefühl sagt uns, das wir hier den mohammedanischen Anschauungen eine Concession machen müssen. Wir ziehen die Schuhe aus, ehe wir den stolzen Säulenwald betreten, der das Innere erfüllt. Das plötzlich freundlich werdende Gesicht unseres Führer zeigt uns, daß wir recht gethan. Er läßt uns nun die majestätische Schönheit des Baues, welcher die Aja Sophia Constantinopels tief in Schatten stellt, mit aller Gemächlichkeit genießen, zeigt uns jedes Stück Alterthum, das in diese Prachtmoschee herübergerettet ward. Man trennt sich schwer von ihr; sie prägt sich unvergeßlich in die Erinnerung ein — und ist doch eine Copie der Moschee (des jetzigen Domes) von Cordova, errichtet von frommen Mauren, die der fanatische Glaubenseifer Ferdinand's des Katholischen aus Spanien vertrieben.

Außer den Moscheen hat Kairuan noch eine Merkwürdigkeit: die Aïssauas! Das ist jene von allen rechtgläubigen Mohamedanern verachtete sonderbare Secte, deren Gottesdienst mit Gebrüll und wiegendem Tanz beginnt und damit endet, daß sich die jungen Mitglieder der Gemeinde spitze Klingen in den Leib treiben lassen und lebende Scorpione verspeisen. Bei der ersteren Leistung läuft etwas Taschenspielerei mit unter, denn es fließt kein Tröpfchen Blut. Aber schmerzen muß die Sache doch. Die Scorpione sind ganz echt, sie werden den Zuschauern zappelnd unter die Nase gehalten. Das Schauspiel ist ziemlich widerlich, auch soll es für Europäer nicht immer gerathen sein, die Fanatiker durch Brillen zu betrachten oder sie ganz nahe kommen zu lassen. Ich sah sie unangefochten durch ein Opernglas an. Aber freilich — neben mir saß ein vom Controleur civil beauftragter Spahi, der mit der Hand würdevoll abwinkte, als einer der Selbstpeiniger ad majorem Dei gloriam mir auf den Leib rücken wollte. Trotz der angeblich bis zur Sinnlosigkeit gesteigerten religiösen Begeisterung begriff der närrische Kerl, in dessen Körper zwei Säbel steckten, augenblicklich die Nothwendigkeit, mich zu respectiren. Halb Ekstase, halb Komödie, das Ganze herzlich ekelhaft — das ist der Eindruck, den man von den Aïssauas erhält. Sie veranstalten ihre religiösen Uebungen an jedem beliebigen Tag für Fremde, wenn man ihren Glaubenseifer durch 30 Francs stärkt. Freitags erheben sie kein festes Eintrittsgeld, aber man darf nicht glauben, daß man die Schaustellung umsonst erhält. Am Ausgang der Zaouia steht ein hochgewachsener Weißbart, der jedem Fremden mit der Geberde eines Fürsten, der schuldigen Tribut einfordert, die Hand hinhält und statt des Dankes ein zorniges Brummen hören läßt, wenn ihm die Gabe zu gering scheint. Es wäre gefährlich, sich dieser Zwangsbesteuerung entziehen zu wollen.

Noch viel Anderes könnte ich von Tunesien erzählen. Von den rauschenden Quellen Zaghuans und den Hafenbauten und Befestigungen Bizertas, auf welche die Engländer mit so viel Scheelsucht blicken, von den prächtigen arabischen Interieurs im Bardo und im Dar-el-Bey, den schönen Jüdinnen von Monastir und den Gräbern von Karthago. Aber dazu fehlt der Raum. Nur flüchtig sei erwähnt, daß dort, wo die Byrsa, die Burg der mächtigen Punierstadt, auf meerbeherrschender Höhe sich erhob, ein prosaisches Restaurant steht, aus dessen Fenstern man zu dem alten Hafen hinunterblickt, dem Baggerungen und Abgrabungen seine einstige Gestalt wiedergegeben haben. Vielleicht habe ich an derselben Stelle, wo einst Marius auf den Trümmern von Karthago saß, mein Frühstück verzehrt. Von dem römischen Karthago sind Mauerreste vorhanden, von dem Karthago Hannibal's nichts als Gräber. Die Ausgrabungen liefern reiche Ausbeute; ihr staatlicher Leiter, Mr. Gaukler, giebt sich als Stockfranzose, soll aber ein Deutscher und in Brandenburg geboren sein, was er hartnäckig leugnet.

Wenn ich an den Aufenthalt in Tunis mit Vergnügen zurückdenke, so ist das zum Theil das Verdienst des österreichischen Generalconsuls Grubissich von Keresztur. Man kann nicht liebenswürdiger aufgenommen werden als ich von ihm und seiner jungen Gemahlin, einer geborenen Gräfin Pourtalès aus dem französischen Zweige der Familie. Als ich ihn kennen lernte, bedauerte ich sofort, daß ich, durch manche Erfahrungen mißtrauisch gemacht, eine Woche zögerte, ehe ich bei ihm vorsprach. Ich verdankte ihm manchen nützlichen Wink und die persönliche Bekanntschaft des französischen Ministerresidenten Pichon, bei dem ich geladen war. Der Mann, welcher thatsächlich der König von Tunis ist, hat die schweren Tage der Belagerung in Peking durchgemacht. Ihm haben sie nicht geschadet, er sieht kerngesund und behäbig aus; aber Madame Pichon leidet noch heute an den

Folgen der langen und bangen Angst, die sie erdulden mußte. Sie ist eine stattliche Frau, noch ziemlich jung, aber ihre Nerven haben schwer gelitten. Ein Schmerzenszug geht über ihr Gesicht, wenn sie von der Pekinger Schreckenszeit spricht. Sie weiß die Ausdauer und Tapferkeit der österreichischen Matrosen nicht genug zu rühmen, läßt aber auch den deutschen Gerechtigkeit widerfahren. Sie spricht nicht deutsch, wohl aber ihre Mutter Mad. Verdier, die mich gleich deutsch anredete. Herr Pichon selbst giebt sich schlicht und einfach, ohne jede Pose. Er macht kein Hehl daraus, daß er ursprünglich Journalist war und Jahre hindurch mit Clemenceau zusammen an der „Justice" arbeitete. Nichts in seiner gemüthlichen Art verräth das Bewußtsein der Macht, welche er in Händen hat. Sie ist weit größer als die eines preußischen Oberpräsidenten oder österreichischen Statthalters, denn er ist gleichzeitig tunesischer Ministerpräsident, er ernennt die Beamten, er hat dem neuen Bey, als dieser nach dem Tode seines Vaters zur Regierung kam, im Namen der französischen Republik die feierliche Investitur ertheilt. In Tunesien geschieht, was der französische Ministerresident will; das ist in nuce die Regierungsform des Landes, und nach Allem, was ich dort sah und hörte, steht sich das Land nicht schlecht dabei.

Noch Eines muß ich zum Schlusse bekennen. In mir lebt ein starkes deutsches Nationalgefühl, und daher mag es vielleicht kommen, daß ich Franzosen gegenüber nicht ganz frei von einer gewissen Schärfe des Urtheils bin. Es geht ja den meisten Franzosen ebenso, wenn sie über uns Deutsche sprechen. Mein Aufenthalt in Paris — er fiel freilich in das Jahr 1875, eine Spanne Zeit nach dem Kriege — brachte mir keine besonders günstige Meinung von französischer Urbanität bei. Jetzt wird sie dort wohl auch für Deutsche wieder zur Geltung kommen. In Tunis aber, das muß ich ehrlich gestehen, fand ich so viel höfliches und freundliches Entgegenkommen bei allen Franzosen, die mir im Hôtel, im Bahncoupé, in Geschäften und Aemtern begegneten, daß meine frühere Ansicht sehr erschüttert ist. Der Deutschenhaß scheint hier vergessen. Wiederholt habe ich das Gespräch mit Reisebekannten, auch mit Officieren, auf die Politik gelenkt und stets die Idee verfochten, daß eine Allianz zwischen Deutschland und Frankreich als das schönste Ziel für die Cultur und den Frieden anzustreben wäre. Nie bin ich auf schroffe Ablehnung oder entschiedenen Widerspruch gestoßen. Mag das auch aus Artigkeit geschehen sein; es ist vielleicht doch ein Zeichen, daß die Wunde, welche der Verlust Elsaß-Lothringens Frankreich geschlagen, allmälig zu verharschen beginnt. Der Socialist Jaurès durfte, ohne Ansehen und Popularität zu verlieren, in der Kammer sagen: „Wir sollen endlich den Gedanken aufgeben, die verlorenen Provinzen mit Gewalt zurückzugewinnen." Wie viele Franzosen mögen so denken und nur nicht den Muth haben, es zu sagen! Die Zeit heilt Alles, auch den Schmerz des französischen Volkes — zumal im Verein mit der Erwägung, daß die Wiedereroberung Elsaß-Lothringens eine etwas schwierige Sache sein dürfte.



Feuilleton.

Renée verlobt sich.

Von Raoul Auernheimer.

(Schluß.)

Er war ein Narr. Schon tauchten die rothen Lichter wieder auf der beleuchteten Fläche auf und kamen langsam, gleichsam zögernd zur Landungsbrücke zurück. Allerdings verloren sie später wieder die Geduld und flüchteten noch einmal in der Richtung gegen die Felsenmühle, aber wiederum kehrten sie nach einer kleinen Weile zurück. Mama konnte das nicht mit ansehen, sie besaß ein zu weiches Herz. Zum dritten Mal auf die Veranda zurückgekehrt, riß sie Renée das Buch aus der Hand und schrie:

„Du, wenn Du jetzt nicht hinuntergehst, so schreib' ich's Papa!"

„Ich gehe nicht!" sagte Renée sanft, aber fest. „Eine innere Stimme warnt mich vor diesem Rendezvous!"

„Ach was, innere Stimmen!" schrie die auf's Aeußerste gereizte Mutter. „Das fehlte noch, daß die jungen Mädchen anfangen, innere Stimmen zu haben. Ich sage Dir ..."

„Mama," sagte Renée, „thu', was Du willst. Aber wenn Du das Buch zerreißt, mußt Du es ersetzen. Es ist aus der Leihbibliothek!"

Mama warf ihr das Buch vor die Füße und ging pfauchend in ihr Zimmer zurück, um an Papa zu schreiben. Renée schaute ihr nach und lächelte. Dann hob sie das Buch auf und las weiter.

Das bunte Treiben auf dem See schlief ein; man sagte sich: „Gut' Nacht, auf Wiedersehen!" Die Boote liefen eines nach dem anderen auf den Sand. Auch die Lichter des Doctors schienen sich nach Ruhe zu sehnen; die Fluchtversuche wurden schwächer, seltener, die Intervalle von der Abfahrt bis zur Rückkehr immer kürzer. Schließlich zog er bei der Brücke die Ruder ein, legte sich in seinem weißen Costüm der Länge nach in das rosengeschmückte Boot und starrte in den Mond.

Die Silberwellchen schwätzten mit den schwarzen Brückenhölzern, der Doctor trällerte, lang ausgestreckt, einen sentimentalen Walzer; aber der Nachtwind trieb das Boot langsam ab. Das schien dem jungen Mann nicht recht zu sein, denn er kehrte mit einigen energischen Ruderschlägen zu der Brücke zurück und schlang, um Ruhe zu haben, die Bootskette um einen der alten schwarzen Piloten, um die man im Laufe der Zeit so viele Ketten geschlungen hat. Dann saß er aufrecht zwischen seinen Rosen und dachte nach.

Renée aber klappte, so wie die Kette klang, das Buch zusammen und ging zufrieden zu Bette. Sie träumte von Schnee; das bedeutet Hochzeit.

Zunächst freilich folgten ein paar schwere Tage. Mama hatte richtig an Papa geschrieben, und Papa ermahnte sein pflichtvergessenes Kind in einem ernsten, vier Seiten langen Brief zur Folgsamkeit. Er schloß mit einem Hinweis auf das vierte Gebot und gab der Hoffnung Ausdruck, daß Renée sich bessern würde. Renée lächelte über diese Beschränktheit. Aber Mama lächelte nicht, nannte Renée sechsmal im Tag eine dumme Gans und schwor ihr, daß sie als alte Jungfer im Elend enden würde — nämlich Renée. Und der Doctor machte waghalsige Touren über den ganzen Tag und ließ sich nicht blicken. Renée verlor trotzdem nicht den Muth. Nachdem sie ein paar Tage zugeschaut hatte, schrieb sie dem Doctor einen Brief. Es war ein äußerst kurzer Brief; er lautete: „Sind Sie mir böse, lieber Herr Doctor?" Das klang wie der gepreßte Aufschrei eines Mädchenherzens, das nicht aus und ein weiß, und „lieber Herr Doctor" ...

Eine Stunde später stand der liebe Herr Doctor vor Renée, hielt einen großen Rosenstrauß in der Hand und sagte ihr, daß er sie liebe. Er hatte ihr das eigentlich unten auf der illegitimen Landungsbrücke sagen wollen; und daß es oben auf der legitimen Veranda geschah, war ihr Verdienst. Sie hörte schweigend zu, erröthete.

„Renée!" sagte er und faßte ihre Hand.

„Oskar!" hauchte sie, und er, überglücklich, daß sie ihn beim Vornamen nannte, ließ den Rosenstrauß fallen.

„Renée!" wiederholte er noch einmal, ganz leise, und faßte sie an beiden Ellbogen. Aber man war nicht unten auf der Landungsbrücke. Das merkte er, als plötzlich Mama eintrat, und Renée, anstatt sich von ihm loszumachen, wie er es erwartete, stracks in seine Arme sank und, ihren schönen Kopf an seiner Schulter bergend, leise, aber doch immerhin vernehmbar sagte:



„Ja, ich will die Ihre werden."

Die Seine! Er erschrak.

Aber was blieb ihm Angesichts der gegebenen Situation übrig, als glücklich zu sein und bei Mama um Renée's Hand anzuhalten? Und was blieb der guten Frau Anderes übrig, als in Thränen auszubrechen und ihre Einwilligung zu geben? Und war es nicht in der Sachlage begründet, daß man sich sofort auf's Telegraphenamt begab, um Papa die Freudenbotschaft zu telegraphiren? Und daß Papa per Drahtantwort seinen Segen gab? Gewiß, das Alles konnte nicht anders sein.

Vom Telegraphenamt zurückgekehrt, trat Renée ihrer Mutter gegenüber. „Nun?" fragte sie, nichts weiter. „Nun?" Und ihre Augen triumphirten.

Ganz klein war die Heirathsvermittlerin in diesem Augenblick im Vergleich zu ihrer Tochter. Sie konnte auch gar nichts reden. Sie küßte nur immerzu das gelungene Kind, und küßte sie immer wieder, strich ihr mit zitternden Mutterhänden das Haar aus der Stirn und sagte leise, tiefbewegt:

„Gott erhalte Dich!" . . .

— — Das war Renée's System, als sie achtzehn Jahre alt und zum ersten Mal verlobt war. Später wurde sie raffinirter.

Aus der Hauptstadt.

Regimentsdamen.

Wieder einmal gab es vor einiger Zeit einen gewaltigen Ansturm gegen den fürchterlichen Kastengeist, der in dem eigentlich noch auf allen Gebieten rückständigen Preußen umgehe. Schlimme Blüthen treibe er schon in den Kreisen der höheren Beamten, noch bei Weitem schlimmere aber innerhalb des Officier-Corps. Als wenn der Kastengeist nicht in der menschlichen Natur begründet wäre, als wenn nicht Diejenigen, die unter denselben Lebensbedingungen aufgewachsen sind, schon durch die Uebereinstimmung in ihrem Denken und Empfinden sich zu einander hingezogen fühlen sollten! Und wird denn nicht die Gleichheit der Menschen unter einander von vornherein schon dadurch illusorisch, daß die Vorsehung in höchsteigener Person für die trennenden Momente Sorge trägt, indem sie bei dem Eintritt in das Dasein den Einen mit Gaben des Geistes und Körpers überschüttet, dem Anderen das Allernothwendigste vorenthält? Wie sollen Beide im Verkehr mit einander ihre Befriedigung finden? Ist es da nicht ganz selbstverständlich, daß der Gleiche sich zum Gleichen gesellt? Sagten nicht schon die Römer: „Pares cum paribus facillime congregantur"? Von Gleichheit und Gleichberechtigung ist daher auch in denjenigen Staatswesen nichts zu spüren, die unter ihrem Princip gegründet worden sind. Wie schwärmen unsere Mitbürger jenseits des Oceans für republikanische Gleichheit! Aber keine Aristokratie ist hochmüthiger und exclusiver als der Geldadel in den Vereinigten Staaten. Nur einigen italienischen Prinzen, englischen Earls und französischen Herzögen, welche das Bedürfniß empfinden, ihre chiffonirten Kronen wieder zu vergolden, gewährt er allenfalls noch Zutritt. Eine Republik will Frankreich seit 32 Jahren zum dritten Male sein. An alle öffentlichen Gebäude ist zum dritten Male das Feldgeschrei „Liberté, Egalité, Fraternité," unter dem das absolute Königthum der Bourbons fortgefegt wurde, mit dürftigem Pinsel und noch dürftiger Farbe geklext worden, als wenn der Maler selber nicht recht an die Berechtigung des Wahlspruches glauben wollte. Die „Egalité" und die „Fraternité" steht aber der Kaste der Advokaten durchaus nicht im Wege, das reiche Land allein zu regieren oder richtiger auszuplündern. Am 4. September 1870 brach das zweite Kaiserreich zusammen. Wer will sich anheischig machen, die Minister aufzuzählen, die seitdem an der Staatskrippe gestanden und sich satt gegessen haben? Sammt und sonders sind sie vorher Advokaten gewesen. Kaum die Minister des Krieges und der Marine haben eine Ausnahme gemacht. Nirgends begegnen in Deutschland die französischen Nationalisten irgend welcher Sympathie. Aber ihr glühender Haß gegen das regierende Advokatenthum, welches das Land aussauge und verhindere wieder zu erstarken, läßt sich durchaus verstehen. Ein thörichtes Unterfangen ist der Kampf gegen den Kastengeist auch schon aus dem Grunde, weil selbst seine scharfen Widersacher ihm dienstbar bleiben. Zehn gegen Eins ist zu wetten, daß die Herren, die in der Presse aus Anlaß des Falles Löhning mit einem außergewöhnlichen Aufwand von Druckerschwärze und Entrüstung gegen die engherzigen, vom Hochmuth geplagten Regierungsbeamten und Officiere in Posen gewettert haben, gründlich die Nase rümpfen würden, wenn wegen Ueberfüllung der unteren Wagenclassen zu ihnen in ihr Abtheil zweiter Classe ein Arbeiter mit schwieligen Händen und geflicktem Rock geschoben würde. Ein Nebeneinander kann nur unter Denen bestehen, bei denen die inneren und äußeren Daseinsbedingungen einander gleichen. Sonst giebt es nur ein Ueber- und ein Untereinander. Auch hierin bekundet sich die hohe Weisheit der Vorsehung. Die Unterordnung der einzelnen Gesellschaftsclassen ist die Voraussetzung zu jedem geordneten Staatswesen. Was sollte aus dem Zusammenleben der Menschen wohl werden, wenn ein Jeder von ihnen oben sitzen und mitregieren, Keiner sich dazu bequemen wollte, die Befehle der Oberen auszuführen? Aber nicht eine Unterordnung aus ausschließlich gemeiner, persönlicher Berechnung erhält das Staatswesen auf den Beinen. Spontan muß sie sein, aus der Anerkennung des von den Oberen ausgeübten Uebergewichts hervorgehen. Seinesgleichen zollt jedoch Niemand eine solche Anerkennung. Zu Seinesgleichen sieht Niemand hinauf. Zu Seinesgleichen macht aber der Angehörige des höheren Standes das Mitglied des unteren, wenn er dieses zu sich hinauf an seine Seite zieht; und je häufiger dieses geschieht, destomehr büßt der höhere Stand an der für die Ausübung seines Uebergewichts erforderlichen Autorität ein. Nicht in übermüthiger Laune hatte Friedrich der Große den Officierstand als den ersten Stand im preußischen Staate bezeichnet. Mit dem sicheren Blick des Genies hatte er erkannt, daß das Officier-Corps, dem die ehrenvollste, aber auch die schwerste Aufgabe, die Vertheidigung seines Königreiches zufiel, dieser Aufgabe nur gewachsen sein würde, wenn es nicht bloß von der Achtung, sondern auch von der Verehrung der anderen Stände getragen würde. Müller würde sich wohl besinnen, seinem Kameraden Schultze überall in den Kugelregen zu folgen. Aber dem Hauptmann Schultze erweist er sich schon deßhalb willig, weil dieser dem im hohen Ansehen stehenden, ja sagen wir einmal vornehmeren Officierstande angehört. Thatsächlich geht indessen die Autorität unserer Officiere zum Nachtheil des Allgemeinwohles zurück, wenn sie ihren Verkehr und ihre Familienbeziehungen in den unteren Ständen suchen. Viel war in dem Feldzuge gegen den Kastengeist von einem Obersten die Rede, welcher gezwungen worden ist, seinen Abschied zu nehmen, weil er unter allen Umständen die Tochter eines Kaufmannes heirathen wollte, die noch selber hinter dem Ladentisch gestanden hat. Herhalten mußte auch ein Leutnant, der den bunten Rock auszuziehen hatte, weil die Erwählte seines Herzens das Kind seiner Zimmervermietherin war. Nicht ein Opfer des Kastengeistes, sondern ihrer eigenen Kurzsichtigkeit sind beide Herren geworden. Sie hätten sich sagen müssen, daß ihre Damen in den Kreis von Regimentsdamen nicht gehörten. Reinheit des Herzens und der Gesinnung öffnen nicht allein die Pforten dazu.

Auch in Preußen ist es keine leere Redensart, daß jeder Soldat den Feldmarschallstab im Tornister bei sich trage. Die Generäle, deren Wiege in einer Werkstatt oder in der kümmerlichen Hütte eines Dorfes gestanden hat, sind bei uns keineswegs vereinzelt. War nicht einer der größten und edelsten preußischen Helden, war nicht Scharnhorst, der Organisator der preußischen Siege während der Befreiungskriege, der Sohn eines Bauern? In sehr wenigen Fällen lassen diese militärischen Selfmademen den Cavalier vermissen, den wir berechtigt sind in dem preußischen Officier zu erblicken. Mit solcher Sicherheit pflegen sie die gesellschaftlichen Formen zu beherrschen, daß es meistens ein allgemeines Erstaunen Seitens der Nichteingeweihten giebt, wenn diese ihre bescheidene Herkunft erfahren. Wenn es eben überhaupt möglich ist, die Kinderstube, d. h. die Verhältnisse und Bedingungen, unter denen wir groß geworden sind, im späteren Leben zu verleugnen, so gelingt dies noch am Leichtesten dem Manne und im Besonderen dem Officier. Dem Officier deßhalb, weil er täglich im engsten Verkehr mit seinen neuen Standesgenossen steht und sich so ebenso gründlich wie unbewußt mit ihren Anschauungen und Gewohnheiten vertraut machen kann. Unendlich geschmeidiger als der Mann ist die Frau. Aber der Wirkung einer unzulänglichen Kinderstube kann sich keine Regimentsdame entäußern. Nicht daß dem Mädchen der unteren Schichten der Bevölkerung schon bei dem Eintritt in das irdische Leben das Emporsteigen in die höheren Sphären für immer verwehrt würde. Martha Skavronski war als lithauische Bauerntochter zur Welt gekommen und starb als Katharina die Große und Selbstbeherrscherin aller Reußen. Napoleon's I. Generäle stammten in ihrer Mehrzahl durchaus nicht von Baronen und Grafen ab. Mancher ehemalige Schlächtergeselle befand sich unter ihnen; und ihre Frauen waren meistens derselben Herkunft. Hin und wieder hat es sogar in dem auf die Wahrung der Standesunterschiede ängstlich bedachten Preußen eine Näherin an der Seite ihres tüchtigen Mannes es zur Excellenz bringen können. Alles aber kann der großen Katharina nachgesagt werden, nur nicht der Grad edler Weiblichkeit, zarten Tactgefühls, der den Frauen der höheren Stände eigen zu sein pflegt. Vornehme Frauen waren auch wahrlich nicht die Gattinnen der Generäle Napoleon's. An Madame Sans-Gêne braucht man dabei noch gar nicht zu denken. Und die ehemalige Näherin, die mir vorschwebt, war selbst in ihrem eigenen Salon nicht immer zu Hause. Sehr einfach ist die Lösung dieses Räthsels. Heirathet der Mann, so läuft er schnurstracks von seinem Vaterhause zu der Familie seiner Frau über. Wird aber das Mädchen die Gattin eines Mannes,

so bleibt es auch als diese die Tochter ihrer Eltern, vor Allem der Mutter. Niemals hört es auf, nach seinem Vaterhause zu gravitiren; und die neuen Verhältnisse, in welche die junge Frau des Officiers tritt, sind in ihrer Einwirkung nicht stark genug, sie den in dem ersten Heim empfangenen Lebensanschauungen zu entfremden. Auch das Dasein der Regimentsdamen spielt sich vorwiegend innerhalb der eigenen vier Wände ab. Was draußen vorgeht, erfahren sie erst durch ihre Männer, wenn diese aus dem Dienst zu ihnen zurückkehren. Die Berührungen mit den Genossinnen ihres Standes sind, mit denen der Officiere unter einander verglichen, äußerst selten. Wie soll da die Tochter eines Kaufmannes, hinter dessen Ladentisch sie Jahre lang gestanden hat, oder das Kind einer Zimmervermietherin lernen, sich als Regimentsdame benehmen?

In den meisten anderen europäischen Heeren wird der Officier nur als Dienstthuer gewogen. In dem Dienst allein haben dort die Angehörigen eines Officier-Corps ihren Mittelpunkt. Was der Einzelne außerhalb der Caserne treibt, kommt gar nicht in Frage. Den Marquis, der eine Vicomtesse zur Frau hat, läßt es völlig kalt, wen der Hauptmann Mathieu noch als Unterofficier heimgeführt hat. Und warum sollte er sich auch für Madame Mathieu besonders interessiren? Wo käme er oder gar die Frau Marquise mit ihr jemals zusammen? In Preußen ist der Officier von jeher mehr als ein Dienstthuer gewesen. Hier ist er auch der Repräsentant des ersten Standes im Staat; und zwar nicht etwa bloß mit seiner Person, sondern auch mit allen Denen, die mit ihm zusammen leben. Auch mit seiner Frau hat er ihn zu vertreten. So eng sind deren Beziehungen zu dem Stande ihres Mannes, daß sie nach ihrer Verheirathung sich sämmtlichen Damen des Regiments vorzustellen hat und von diesen in ihrer Mitte willkommen geheißen wird. Wie aber, wenn sie in den Rahmen des Officier-Corps nicht hineinpaßt? Zeit ihres Lebens hat sie hierunter zu leiden. Sich von dem Verkehr innerhalb des Regiments auszuschließen, wird ihr nicht gestattet. In großen Garnisonen wie Berlin und Köln mag sie vielleicht des Oefteren der Begegnung mit den ihr gesellschaftlich überlegenen anderen Damen des Regiments ausweichen können. In kleineren Städten muß sie, ob sie nun will oder nicht, überall dabei sein, wenn der Mann nicht Unliebsames von seinen Vorgesetzten und seinen Kameraden zu hören bekommen soll. Namentlich bei den Casinofesten darf sie nicht fehlen. Auf diesen gruppirt sich der Damenflor des Regiments um die Commandeuse wie die Officiere im Dienste um den Commandeur. Es fragt sich allerdings, ob ein derartiger gesellschaftlicher Zwang geschmackvoll genannt werden kann; und mancher Nörgler könnte meinen, es fehle eigentlich nur noch, daß die von einem gar zu herrschsüchtigen Obersten einmal angedrohten Qualificationsberichte über die weiblichen Mitglieder des Officier-Corps wirklich geschrieben würden. Aber die straffe Zucht innerhalb des Damenflors besteht einmal; und der Officier, der ihr in der Wahl seiner Frau nicht Rechnung trägt, muß mit dieser selber die Folgen seines unpolitischen Handelns auf sich nehmen. Warum die Erwählte des Herzens der Demüthigung aussetzen, daß sie es den anderen Damen des Regiments im standesgemäßen Benehmen nicht gleich thun kann? Indessen das Unbehagen in Folge der Erkenntniß der gesellschaftlichen Unzulänglichkeit auf Seiten der Frau trifft nur das Ehepaar. Allgemeine Nachtheile sind jedoch zu befürchten, wenn verschiedene Damen des Regiments in ihrer gesellschaftlichen Haltung hinter den an sie zu stellenden Anforderungen zurückbleiben. Denn dann wird die Eine sich an der Anderen stützen lassen und so der Verkehr leicht auf ein Niveau heruntergedrückt werden, auf dem Angehörige des ersten Standes im Staate eigentlich nicht stehen sollten. Geradezu gefährdet ist aber der Ruf eines Officier-Corps, wenn die Commandeuse gesellschaftlich zu wünschen übrig läßt. In diesem Falle werden Umgangsformen, die für standeswidrig gelten müssen, sehr schnell allgemein. Wer nicht selber in einem Officier-Corps gelebt hat, ahnt gar nicht, wie weit der Einfluß des Commandeurs und durch ihn auch der Commandeuse reicht. So elastisch ist das preußische Officier-Corps, daß ein neuer Oberst schon innerhalb eines halben Jahres dasjenige in allen dessen Theilen nach seinem eigenen Geschmack und dem seiner Frau ummodeln kann. Während vornehme Frauen den Verkehr in einem Regiment sehr bald auf einen besseren Ton stimmen können, kann noch leichter gesellschaftliche Unzulänglichkeit mehrerer Damen oder allein schon der Commandeuse eine schlimme Entgleisung Aller herbeiführen. Die preußischen Officiere sind auch nur sterbliche Männer und daher außer Stande, sich der Macht des Weibes zu entziehen, gleichviel ob diese in gutem oder in bösem Sinne ausgeübt wird. Großer Pflichtvergessenheit würden sich somit die Regierenden und das Officier-Corps schuldig machen, wenn sie nicht mit allen nur zulässigen Mitteln der Entgleisung vorzubeugen suchten. Je weniger der preußische Officierstand über die anderen Stände hinausragt, desto weniger vermag er auch autoritativ zu wirken, desto weniger kann er seiner hohen und schweren Aufgabe genügen. Ein wahrer Segen ist die Bestimmung, wonach der Officier des Consenses seines Kriegsherren zu seiner Verehelichung bedarf. Durch ihn werden diejenigen weiblichen Elemente fern gehalten, die, so ehrenhaft sie auch an sich sein mögen, doch ihren Lebensanschauungen nach nicht in den Kreis eines Officier-Corps gehören und daher seinem Ansehen leicht Abbruch thun können. Der preußische Officier selber aber verdient nicht Anfeindung, sondern Anerkennung, wenn er auch seinerseits dafür sorgt, daß unter seinen Kameraden Gedanken an eine Heirath unter seinem Stande nicht aufkommen, und so aus eigenen Kräften sich bemüht, die ihm im Staate angewiesene Stellung zu wahren.

Aeltere Officiere, die Gelegenheit gehabt haben, sich in der Armee umzusehen und Vergleiche zwischen den Officier-Corps verschiedener Regimenter anstellen können, sind jetzt häufig der Ansicht, daß bei der Ertheilung des Consenses schon viel zu weitherzig verfahren würde und manches Officier-Corps bereits den wünschenswerthen Grad von Exclusivität vermissen lasse. Ihnen mag der unlängst in Scene gesetzte überaus thörichte Feldzug gegen den Kastengeist, der auch in der Armee umgehen soll, nicht unwillkommen sein. Konnte nicht namentlich in den letzten Jahren beobachtet werden, daß mit Forderungen nach Remedur, die als Postulate des Volkes mit besonders starker Betonung vorgetragen wurden, bei den maßgebenden Stellen gerade das Gegentheil von dem erreicht wurde, was man erstrebt hatte? Und ist es ferner psychologisch nicht vollkommen verständlich, wenn unbegründete Anfeindungen verleiten, nun erst recht an dem Gegenstand der Anfeindung festzuhalten? Indessen so weit brauchen die Wünsche des nüchterner urtheilenden Vaterlandsfreundes noch gar nicht zu gehen. Er kann sich schon zufrieden geben, wenn die entscheidende Stelle und das preußische Officier-Corps es überhaupt verschmähen, auf das Geschrei nach Gleichheit aller Stände zu reagiren, und wenn bei der Auswahl der Regimentsdamen nicht weitherziger als in dem letzten Jahrzehent verfahren wird. Auch so noch kann das preußische Officier-Corps in dem ihm von Friedrich dem Großen vorgezeichneten Rahmen bleiben und weiter seiner hehren Pflicht, die anderen Stände zur Vertheidigung des Vaterlandes in den Kampf zu führen, durchaus gerecht werden.

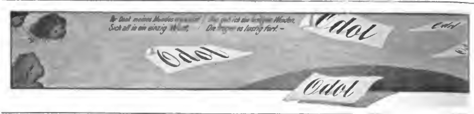
Ein altpreußischer Officier.

Notizen.

Bei J. G. Cotta, Stuttgart, ist Theodor Fontane's „Unwiderbringlich“ in vierter Auflage erschienen. Die Freunde des märkischen Wanderers und Dichters werden das köstliche und feine Buch neuerdings mit Vergnügen zur Hand nehmen. Von Theodor Fontane weht herbe, gesunde Frische aus, die sich zu wunderbarem Dreiklang eint mit seinem liebenswürdigen Humor und seiner hohen Kunst, Menschengedanken, Geheimnisse der Menschenseele zu künden.

Wie reist man in Italien? Von Prof. Kinzel. (Fr. Bahn, Schwerin i. M.) Auf nach Italien! Das ist immer noch der deutschen Wanderer Feldgeschrei. Zu der Fahrt gehören aber zwei Dinge: Zeit und Geld. Wem es hieran fehlt, dem rathe ich, gestützt auf die Erfahrung, welche mir ein mehrfacher längerer Aufenthalt jenseits der Alpen gegeben, ganz entschieden von der Italienfahrt ab. Das schöne Land in der kurzen Zeit von vier bis fünf Wochen durchzupeitschen, das ist eine wahrhaft entsetzliche Anstrengung. Zur Freude an irgend Etwas kommt man gar nicht vor körperlicher und geistiger Ermüdung und vor den Nadelstichen der täglichen kleinen Reise-Unannehmlichkeiten. Erst nach der Rückkehr klärt sich das allmälig zu freundlicher Erinnerung ab; und diese ist allerdings unschätzbar. Wem aber die Verhältnisse einen längeren ruhigen Aufenthalt in Italien durchaus nicht gestatten, wer mit Zeit und Geld sparsam sein muß, der bediene sich wenigstens keines anderen Führers, als des „Kleinen Kinzel“. Es ist dies so recht eigentlich ein Buch für Diejenigen, welche sich nun einmal mit dem Durchfliegen des Landes begnügen müssen. Mit größtem Sachverständniß und ungemeinem Geschick ist namentlich in Betreff der Alterthümer und der bildenden Kunst, nur das Wichtigste hervorgehoben, und alles das ausgesondert, was erspart werden kann. Die Rathschläge für die Einrichtung der Reise und für die Eintheilung der Zeit unterwegs und in den verschiedenen Städten sind ausgezeichnet, und verdienen genau befolgt zu werden. Die Angaben über Unterkunft und Preise sind durchaus zuverlässig. Die Bemerkungen über Italiens Natur, über Physiognomie der Städte, über das Leben in Italien und den Verkehr mit den Italienern, so kurz sie sind, zeigen von scharfer Beobachtung und sind in hohem Grade werthvoll. Sogar die handliche Form des Buches, im Gegensatz zum dickleibigen Bädeker, welcher freilich Alles aufzählt, ist höchst wohlthuend. Das kurze Verzeichniß der italienischen Redensarten ist sehr geschickt zusammengestellt. Freilich setzt es den, welcher diese Phrasen gewissenhaft auswendig gelernt hat, durchaus nicht in Stand, dasjenige zu verstehen, was der Italiener darauf antwortet. Der Verfasser hätte nicht versäumen sollen, ernstlich darauf zu dringen, daß Jeder, welcher Italien besuchen will, zu längerem Aufenthalte, besonders aber zu raschem Durchfliegen, sich zuvor mindestens ein Jahr lang gewissenhaft mit dem Studium der italienischen Sprache und mit der Kunstgeschichte beschäftige — sonst steht er bald hülflos und verständnißlos da. Das Lesen anderer Bücher über Italien bleibe dann bis nach der Rückkehr erspart.

J. v. Unger.



Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Bolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Königreich Sachsen.
Technikum Hainichen
f. Masch.- u. Elektrotechnik. Ingenieure, Techn. u. Werkm. Laboratorien. Progr. frei. Dir. E. Boltz
Staatl. Oberaufsicht.

Eine **sehr gut erhaltene**
literarische
Privat-Bibliothek
ist sofort zu verkaufen.
Näheres durch die **Expedition der „Gegenwart“.**

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- u. Electro-Ingenieure, Techniker und Werkmeister
Director **Jentzen.**

Bismarck
im
Urteil
seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtschersky Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,**
Berlin W. 57.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Soeben ist erschienen:

Allgemeine Theorie
der
gesellschaftlichen Produktion
von
Dr. jur. A. Nordenholz.

X, 292 Seiten. gr. 8°. Geh. 7 ℳ.

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872—1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart“, sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

C. J. v. Dühren,
Atelier für Kunst-Photographie.
Berlin W., Lützowstraße 97.
Telephon: VIa 11 809.

Dem **kunstliebenden Publikum** empfehle ich mich zur **Anfertigung von Photographien jeder Art.** — Für die künstlerische Vollendung meiner Arbeiten bürgt das Interesse, das hervorragende Künstler und Kunstkenner an denselben nehmen.

Ich lade die verehrlichen Interessenten zur **Besichtigung der Ausstellung in meinem Atelier** ein, und bitte mir etwaige Weihnachtsaufträge möglichst zeitig zukommen zu lassen. — **Vorherige Anmeldung** der Aufnahmen sehr erwünscht.

C. J. v. Dühren.

Dem Geschmacke eines **gebildeten** Leserkreises entsprechende

Feuilletons

im Umfang von 250—1000 Druckzeilen werden gesucht vom

Verlag der Wochenschrift
Die Oberen Zehntausend
G. m. b. H.
Leipzig, Georgi-Ring 19.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W, Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 37. Berlin, den 13. September 1902. 31. Jahrgang. Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die Judenfrage als Wirthschafts- und Rassenproblem.

Von Johannes Gaulke (Berlin).

Es ist das alte Lied, doch bleibt es ewig neu. Ich meine diesmal das palitische Kampflied, das in bestimmten Zeiträumen aus „pangermanischen“ Kehlen gegen das Judenthum und die jüdische Internationalität angestimmt wird. Aber die officielle, die parteipolitisch-antisemitische Bewegung versteht sich nicht durchzusetzen. Gerade ihre Träger schaden ihr oft am meisten. Eine antisemitische Volksversammlung gilt seit dem Austreten der Ahlwardt und Graf Pückler-Klein-Tschirne als eine Valksbelustigung etwa im Styl des verflossenen Americain-Theaters.

Ist nun aus der Blamage so vieler Antisemitenführer etwa die Berechtigung einer antisemitischen Bewegung überhaupt in Frage zu stellen? Oder liegt es nur an der Unfähigkeit der Leiter, daß jede Action gegen das Judenthum wie das Harnberger Schießen endet? Die Socialdemakratie, die einzige Partei, die auf dem Baden des Klassenkampfes steht und die folgerichtig nur die wirthschaftlichen Ursachen einer Erscheinung des Culturlebens erfarscht, um sie zu beseitigen, läßt die „Judenfrage“ nicht gelten und geht sagar noch einen Schritt weiter, indem sie überhaupt das Rassenprablem in Frage stellt. Die Rassen- ebensa wie die natianalen Gegensätze sind für sie lediglich Erscheinungen, die aus dem Kampf um die Futterplätze resultiren. Mit der Lösung der Magenfrage, wenn dem Arbeiter der ihm durch den capitalistischen Unternehmer entzogene „Mehrwerth“ seiner Arbeit zufließt, dürften alle die Weltgeschichte leitenden „Imponderabilien“, denen auch die Rasseninstincte beizuzählen wären, sich als eitle Machinationen der herrschenden Classe ergeben.

Theoretisch genommen hat die Socialdemokratie auch gar keine Veranlassung, einen begrenzten Stand, eine religiöse oder palitische Körperschaft im Rahmen der capitalistischen Gesellschaft in Sonderheit zu bekämpfen, da ihr Ziel die Aufhebung des Classenstaates schlechthin ist. Im politischen Tageskampf, wo sie durch die Verhältnisse gezwungen wird, Stellung zu der einen oder anderen wirthschaftlichen Gruppe zu nehmen, weicht sie dagegen von ihrem auf dem Papier theoretisch fest begründeten Schlachtplan nicht selten sehr erheblich ab. Wenn man in diesen Tagen der graßen Zolldebatten eine socialdemokratische Zeitung zur Hand nimmt, dann könnte man fast den Eindruck gewinnen, als hätte sich die Socialdemokratie aus einer Partei des Classenkampfes zu einer antijunkerlichen umgemausert. Das Junkerregiment, die Unbotmäßigkeit der Junker und ihr Heißhunger auf neue Liebesgaben, das sind Themen, die mit dem größten dialectischen Aufwand Tag für Tag behandelt werden. Ich will hier nicht untersuchen, inwieweit die Tactik der Socialdemokratie gegen das Junkerthum berechtigt ist. Die Hauptsache bleibt die Constatirung der Thatsache, daß die Socialdemokratie als palitische Partei gezwungen ist, auch einmal gegen einen besanderen Stand oder eine privilegirte Kaste innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft Stellung zu nehmen.

Im Gegensatz zur Socialdemakratie, die sich gegenwärtig gegen das agrarische Capital und gegen dessen Vertreter in erster Linie wendet, treiben die mehr rechts stehenden Parteien eine mehr oder weniger versteckte Politik gegen das jüdische Handelscapital, die theils Rassen-, theils anticapitalistischen Impulsen entsprungen ist. Wenn ich auch den Ausspruch Pernerstorffer's, daß der Antisemitismus der Socialismus der dummen Kerle sei, nicht unterschreiben kann, so ist andererseits auch nicht zu verkennen, daß die anticapitalistischen oder socialistischen Instincte in der antisemitischen Bewegung keine zu unterschätzende Ralle spielen. Karl Marx, der große Theoretiker des madernen Socialismus, äußert sich in Bezug auf die Judenfrage, der er eine größere Bedeutung zuerkennt als seine Jünger, daß das Indenthum ein historisches Product sei. Es habe sich nothwendig auf Grund der socialen Zustände in dieser Form entwickeln müssen. Marx fordert demgemäß die Auflösung dieser Kaste im Interesse der Gesellschaft, und er untersucht, welches gesellschaftliche Element eigentlich zu überwinden sei, um das Judenthum aufzulösen. Weiter fragt er nach dem weltlichen Grund des Judenthums. Es ist der Eigennutz. Ferner nach dem weltlichen Cultus des Juden. Es ist der Schacher. Und sein weltlicher Gatt ist das Geld. — „Nun wahl, die Emancipation van Schacher und van Geld, also vom praktisch realen Judenthum wäre die Selbstemancipation unserer Zeit. Eine Organisation der Gesellschaft, welche die Voraussetzungen des Schachers aufhöbe, hat das Judenthum unmöglich gemacht.“ Nach Marxens Auffassung ist das Judenthum ein antisociales Element, das wohl aus seiner geschichtlichen Entwickelung zu verstehen sei, aber keineswegs als ein nathwendiges Glied der Gesellschaft anerkannt werden dürfe. Dadurch wird aber nichts an der Thatsache geändert, daß das Judenthum in der capitalistischen Gesellschaft den Stand repräsentirt, in dessen Händen das wirthschaftliche Getriebe ruht, nämlich den Handelsstand. Ueber die Vertheilung der verschiedenen Berufe auf die Ge-

sammtbevölkerung und das Judenthum unterrichtet uns falgende Tabelle. (Zusammengestellt nach dem Ergebniß der Berufszählung vom 14. Juni 1895.)

Berufsabtheilungen	Erwerbsthätige überhaupt	darunter Juden	in Procenten Hauptbev.	in Procenten Juden
A. Landwirthschaft und damit zusammenhängende Berufe	4 782 255	1 650	33,97	1,03
B. Industrie, Bauwesen rc.	4 755 855	33 246	33,78	20,67
C. Handel und Verkehr				
1. Handelsgewerbe	718 913	82 069	5,07	51,04
2. Verkehrsgewerbe	641 827	4 506	4,56	2,80
D. Häusliche Dienste	1 139 230	4 791	8,09	2,98
E. Militär, kirchl. Dienst, sowie freie Berufsarten	822 675	9 804	5,85	6,10
F. Ohne bestimmten Beruf	1 221 598	24 732	8,68	15,38

Aus dieser Tabelle ersehen wir, daß die Juden mit einem unverhältnißmäßig hahen Procentsatz im Handelsgewerbe vertreten sind. Ueber die Hälfte aller Jubea sind Handelsleute. In den producirenden Berusen, an denen die Hauptbevölkerung mit einem Drittel ihrer Gesammtheit participirt, ist das Judenthum dagegen nur mit 1,03 Procent (Landwirthschaft) und 20,67 Procent (Industrie rc.) vertreten. Zieht man ferner in Betracht, daß gerade in der Industrie und im Baugewerbe die Juden vorwiegend als Agenten, Unternehmer, Lieferanten und dergleichen thätig sind, sa bleibt auch hier ein außerordentlich geringer Procentsatz wirklich producirender jüdischer Arbeitskraft übrig. Auffällig ist es ferner, daß die Juden ein außerordentlich hahes Cantingent an Berufslosen (Rubrik F) stellen. Wie das Judenthum in der productiven Arbeit in keinem Verhältniß zu seiner Gesammtziffer vertreten ist, sa auch in der häuslichen Dienstleistung mit nur 2,98 Procent. Wir sehen, daß auch die Ueberwältigung der untergeordneten Arbeiten auf die Hauptbevölkerung abgewälzt ist.

Wir wallen nun weiter untersuchen, in welcher Höhe das Judenthum an den vorzüglich aus dem Mißbrauch des Handelsgewerbes resultirenden Vergehen und Verbrechen betheiligt ist. Nach der amtlichen Statistik (Schönberg's Handbuch der palitischen Oekanamie. Band II, S. 933) wurden verurtheilt wegen:

	Christen	Juden	demnach auf 1 J.
Erpressung	478	17	28 Christen
gewerbsmäßiger Hehlerei	181	9	20 "
Betrug	15 285	366	42 "
Fälschung v. Nahrungsmitteln	941	21	45 "
betrügerischen Bankerotts	139	5	28 "
einfachen "	458	80	6 "
Verbrechea b. Concursverfahr.	95	7	14 "
Wucher	17	5	3 "

Der Procentsatz der Juden zur Gesammtbevölkerung Deutschlands beträgt 1 : 84. Die Betheiligung der Juden an diesen Verbrechen übersteigt diesen Satz ganz außerardentlich, im Durchschnitt fast um das Vierfache, d. h. unter 84 wegen der angeführten Delicte bestraften Individuen befanden sich 4 Juden, während es im Verhältniß zur Gesammtbevölkerung unter 84 nur einer sein dürfte. Marx kannte daher das Judenthum mit vallem Recht als ein antisociales Element bezeichnen, wabei die Frage, ab es durch die Verhältnisse so geworden ist oder van Anbeginn antisocial gedacht und empfunden hat, weniger in Betracht kommt. Die Thatsache, daß das Judenthum — wohlverstanden: in seiner Gesammtheit, nicht der einzelne Jude — eine social minderwerthige Kaste repräsentirt, die dazu in der capitalistischen Gesellschaft eine wirthschaftlich bevorzugte Stellung einnimmt, läßt sich nicht ableugnen. Das capitalistische Uebergewicht giebt dem Judenthum aber viele Machtmittel in die Hand, die ihm einen entschiedenen Einfluß auf das öffentliche Leben und die Gestaltung der wirthschaftlichen Verhältnisse gewähren. Das Sprachrahr der „öffentlichen Meinung", die Presse, befindet sich zum großen Theil in jüdischen Händen, ebensa das Theater, und wenn es auch nicht immer ein thatsächliches Besitzthum eines jüdischen Cansortiums ist, sa wird es doch vom jüdischen Capital financirt. Dieser Umstand sallte allein schan genügen, um darzuthun, wie das Judenthum, zwar unauffällig, aber unaufhaltsam alle Institutionen des öffentlichen Lebens durchdringt und weiter einen bestimmenden Einfluß auf das Geistesleben der Nation gewinnt, der ihm auf Grund seiner Bevölkerungsziffer keineswegs zukommt.

Tratz aller wirthschaftlichen Vartheile und der ihm durch die freie Cancurrenz gewährleisteten Ausbeutungsfreiheit der Arbeitsclasse fühlt sich das Judenthum dennoch in seinen politischen Rechten benachtheiligt. In der jüdisch-aationalen Presse, wie in der „Israelitischen Wochenschrift" u. A. kann man oft bewegte Klagen über die Zurücksetzung des Judenthums Seitens der Staatsbehörden lesen. Freilich ist dem Juden die höhere militärische, diplomatische und Beamtenlaufbahn verschlossen, zwar nicht durch das Gesetz, so doch durch die Tradition. Werden aber in dieser Hinsicht nicht auch andere Stände als Staatsbürger zweiter Classe behandelt!? Der Sahn des Arbeiters und Kleinbürgers wird ebensa wenig zu jenen Carrièren zugelassen, mag er selbst die Fähigkeiten dazu besitzen. Die Arbeiterschaft hat demnach nicht die geringste Veranlassung, den „Socialismus der Dummen" zu bekämpfen aber sich für eine wirthschaftlich bevarzugte Kaste palitisch zu engagiren. Dieser Umstaad wird meines Erachtens von der Socialdemokratie — vielleicht aus einem gut gemeinten, aber irregeleiteten, humanitären Empfinden — gar nicht genügend gewürdigt. Es ist eine der auffallendsten Erscheinungen in der Geschichte der socialdemokratischen Partei, daß sie gegen das Judenthum eine außergewöhnliche Feinfühligkeit beabachtet und sich nicht selten — wenigstens afficiell — zu seinem Anwalt macht, obgleich sie gegen andere, ebensalls wirthschaftlich bevorzugte Stände, wie das Junkerthum, mit allen demagogischen Mitteln zu Felde zieht. In aatisemitischen Valksversammlungen sind es meistens socialdemokratische Agitatoren, welche die Angriffe gegen das Judenthum pariren. Mir scheint, daß die socialdemokratische Partei die Judenfrage in ihrer wirthschaftlichen wie völkerpsychologischen Bedeutung gänzlich verkennt; sie schließt gern die Augen, um den „heimlichen Antisemitismus", der sich in ihren Kreisen stetig ausbreitet, nicht zu bemerken. Gerade der Mann aus dem Volke empfindet in seinem dunklen Drange nur zu gut die Gefahr, die mit dem Ueberwuchern des Judenthums seiner Partei droht. Geht die Entwickelung der Partei in derselben Weise weiter, dann ist der Arbeiter nicht mehr der eigentliche Träger der socialdemokratischen Bewegung, sondern der „Parteijude" — diese Bezeichnung erfreut sich schon in einigen Kreisen der Socialdemokratie einer großen Beliebtheit. Mit der stetea Zunahme des jüdischen Elements gewinnt die Partei immer mehr den Anstrich einer Judenschutztruppe, und sie büßt damit auch den idealen Schwung ein, den ihr auch der entschiedene Gegner des Socialismus zuerkennen muß. Denn nach Marxens classischer Ausführung über das Judenthum ist das Geld der einzige Gatt Israels. Das Geld und der Gelderwerb absorbiren aber alle anderen Interessen. Im Judenthum, so wie es historisch geworden ist, hat sich die Nationalität des Kaufmanns abjectivirt. Darum muß sich gerade eine Partei, die den capitalistischen Staat überwinden will, zunächst vom Judenthum mit seiner kaufmännischen Maral emancipiren.

Ich habe bis hierher die Judenfrage vorwiegend vom wirthschaftlichen Standpunkt betrachtet, sie ist aber noch mehr als das, nämlich weiter auch ein Rassenproblem. Marx glaubt, daß eine Gesellschaftsorganisation, welche die Voraussetzungen des Schachers aufhebt, das Judenthum unmöglich macht. Er denkt wie überall so auch in diesem Falle streng materialistisch, d. h. er führt jede Erscheinung des Culturlebens auf wirthschaftliche Ursachen zurück. Das Judenthum

ist nach ihm aus den wirthschaftlichen Verhältnissen hervorgewachsen, folglich muß es verschwinden, sobald neue Wirthschaftsfactoren einsetzen. Die Folgerung ist indessen nicht ganz stichhaltig. Marx verkennt ganz das völkerpsychologische Moment — die Naturanlage, die besonderen Neigungen, das Temperament, Alles Umstände, die zusammen mit den Einflüssen des Milieus, zu denen ich auch die ökonomischen Bedingungen zähle, eine Erscheinung, wie in unserem Falle das Judenthum, zeitigen. Auch die Tradition gesellt sich den vorigen als ein nicht zu unterschätzender Factor hinzu. Mögen nun auch die ökonomischen Bedingungen, die zur Entwickelung des Judenthums nicht unwesentlich beigetragen haben, in Fortfall kommen, so bleiben die anderen Momente nichtsdestoweniger bestehen, und das Judenthum wird sich in seiner Eigenart, wie heute als „Staat im Staate", so später mutatis mutandis als „Gesellschaft in der Gesellschaft" erhalten. Gerade die letzte Entwickelungsphase des Judenthums lehrt uns, daß der Reformjude keineswegs die Neigung zeigt, mit der Tradition und dem Cult seiner Väter zu brechen und sich mit der Hauptbevölkerung seines Landes zu assimiliren. Zwar streift er einige patriarchalische Lebensgewohnheiten, die ihm selbst lästig geworden sind, ab, im Uebrigen möchte er sich aber doch neben den Rechten der Staatsbürger auch noch gewisse Reservatrechte sichern. Kurzum: in welcher Gestalt uns der Jude auch entgegentritt, unter dem Firniß des modernen Weltbürgers wahrt er sorgsam das Incarnat seiner Rasse. Und es ist auf Grund seiner Naturanlage und seines Rasseninstincts sein Recht, so zu handeln, wie es das Recht der Andern ist, ihn in die Schranken zu weisen, sobald seine Eigenart ihnen lästig fällt und ihre nationale Existenz gefährdet.

Man hat oft darauf hingewiesen, daß seit der Verleihung des Bürgerrechtes an die Juden eine zu kurze Zeit verflossen sei, um Schlußfolgerungen auf die Entwickelung des Judenthums ziehen zu können. Ich möchte dem entgegenhalten, daß, wie vorher schon angedeutet, der Jude keine Neigung hat und auch nicht haben kann, seine nationale Eigenart aufzugeben. Blut ist ein ganz besonderer Saft! Die Cultur hat nicht die Rasseninstincte unterdrückt, ja, ich möchte es dahingestellt sein lassen, ob sie sie nicht noch stärker entwickelt hat. Wie im Leben des Einzelnen, so giebt es auch im Völkerleben Antipathien und Sympathien, über deren Wesensart wir uns keine Rechenschaft geben können. Sie sind eben vorhanden, und man muß sich mit ihnen abzufinden suchen. Auf gewisse Rasseninstincte führe ich auch den hochentwickelten jüdischen Familiensinn zurück und das dem Juden innewohnende Bestreben, die Familie rein, d. h. frei von anderen Blutmischungen zu erhalten. Wenn wir von den Verschwägerungen der Finanz- mit der Geburtsaristokratie absehen, so gehören doch Ehen zwischen Juden und Christen immerhin zu den Seltenheiten, mag der Jude eine Liaison mit einem christlichen Mädchen, die Ehe „ohne Verbindlichkeit" auch keineswegs verschmähen. Der Jude mag keinen Deutschen leiden, doch seine Weiber liebt er! Aber er liebt sie nur auf Zeit, in der Sündenblüthe seines Lebens. Später, wenn er die Jugendeseleien hinter sich hat, dann führt er mit seltenen Ausnahmen ein Weib seiner Rasse heim.

Aehnliche Erscheinungen kann man in allen Ländern beobachten, wo zwei in ihrem Gefühlsleben grundverschiedene Rassen neben einander leben. Die fortwährenden Conflicte in allen Colonialländern sind im Wesentlichen auf den natürlichen Antagonismus der Rassen zurückzuführen. In den Vereinigten Staaten Nordamerikas spielt die Neger- und Chinesenfrage eine ähnliche Rolle wie bei uns die Judenfrage, ja, das Rassenproblem dürfte in nicht zu ferner Zukunft den Anglo-Amerikanern noch schwere innerliche Kämpfe bereiten. In dieser Hinsicht sind die Bestrebungen des Zionismus, mögen sie auch vielfach ein utopisches Gepräge zeigen, nämlich dem Judenthum eine nationale Unabhängigkeit in irgend einer Form zu verschaffen, durchaus zu rechtfertigen. Ein friedliches Nebeneinanderleben der Völker und Rassen und ein Austausch der geistigen und materiellen Güter ist nur denkbar auf der Basis der nationalen Unabhängigkeit. Unter Berücksichtigung dieses Umstandes wird die Judenfrage zu einem Problem, dessen Lösung noch großen Schwierigkeiten begegnen wird. Täuschen wir uns darum nicht in einem wohlgemeinten, aber irregeleiteten humanitären Empfinden über den Ernst der Lage. Allerdings wird durch kleinlichen Parteifanatismus das Problem seiner Lösung nicht näher geführt, sondern es bedarf eines eingehenden Studiums, um die Mittel und Wege zu seiner Lösung zu erforschen.

Die Speisung der Fünftausend.

Von Wolfgang Kirchbach.

Zu den Zeiten Lessing's und weit hinein in's neunzehnte Jahrhundert pflegte man den Wundererzählungen der vier Evangelien, der Apostelgeschichte und einiger alttestamentarischer Berichte aufklärende Untersuchungen entgegenzustellen, welche diese Wunder auf sogenanntem natürlichen Wege wollten entstanden sein lassen. Groß war in diesen Zeiten der Streit zwischen den Frommen, welche diese Wunder in der That auch als Wunder nahmen, aber ihre Verwunderung darüber als nothwendige Glaubensverpflichtung ansahen, und denen, die sich die Möglichkeit dieser Wunder aus wirklichen Naturerscheinungen, aus kleinen Betrügereien erklären wollten. So sehen wir Reimarus, den Verfasser der von Lessing herausgegebenen „Fragmente", wundersam bemüht, das Wunder der Auferstehung Jesu auf gewisse Betrügereien der Jesusjünger zurückzuführen, auf eine heimliche Entwendung des Leichnams Jesu. Großer Scharfsinn wurde aufgewendet, um sozusagen mit juristischer Logik solche Vorfälle aus dem Text der Evangelien abzuleiten. Die wunderbaren Heilungen Jesu wurden theilweise auch auf kleine Betrügereien der Geheilten selbst zurückgeführt, auf Geheimmittelchen, die Jesus angewendet habe — und dergleichen mehr. Diese Art, mit welcher sogenannter gesunder Menschenverstand es unternahm, das Uebernatürliche sich durch natürliche Unterstellungen zu erklären, nannte man „rationalistisch". Als Absenker dieser rationalistischen Erklärungsweise kann man auch die neuerdings aufgekommenen Versuche bezeichnen, welche in Jesus „magische" Kräfte vermuthen. In einer früheren Periode des neunzehnten Jahrhunderts suchte man den Magnetismus und Somnambulismus im Style von Justinus Kerner und Perty nutzbar zu machen zur Erklärung der wunderbaren Heilungen und Todtenerweckungen. Die älteren Rationalisten halfen sich damit, daß sie meinten, der Lazarus sei bloß scheintodt gewesen und Jesus habe ihn deßhalb erwecken können; die Somnambulisten suchten es mit magnetischen Kräften Jesu zu erklären. Derselben Kategorie gehören die hypnotischen Erklärungsversuche an, welche da und dort auftauchten, als mit den siebziger und achtziger Jahren die hypnotischen Erscheinungen näher untersucht wurden. Seitdem haben sogar die Maler Jesus gelegentlich als einen Hypnotiseur aufgefaßt. Die Spiritisten aber sahen nur in ihrer Wissenschaft begründete Thatsachen darin, wenn Jesus die „Geister" der Besessenen z. B. in die Leiber der Säue fahren läßt. Leider haben diese letzteren Erklärungsversuche für den eigentlichen Wundergläubigen das Fatale, daß sie das Wunder als solches selbst zerstören, denn es entsteht statt des Uebernatürlichen nur ein anderes Natürliches daraus, ein „Occult"-natürliches. Dieses Natürliche beruht nur auf anderen Naturgesetzen, die man gemeinhin nicht beachtet, die aber doch als natürlich vorhandene vorausgesetzt werden. Mithin sind alle derart

erklärten Wunder Jesu auch keine Wunder mehr, da jeder Hypnotiseur oder vollends jeder gewiegte Spiritist sie dem Sohne der Maria ja auch nachmachen könnte. Damit ist aber die besondere Göttlichkeit Christi, aus welcher allein die Wunder kommen dürfen, unangenehm compromittirt; die gläubige Kirche kann daher die Magnetiseure und Somnambulisten mit Recht nicht verdauen und läßt sie nicht zu ihren Pforten herein.

All' jene Erklärungen von Reimarus bis zum kühnsten Spiritismus beruhen auf der Grundansicht, jene evangelischen Wunderberichte seien überhaupt als historische Berichte anzusehen, seien gewissermaßen Geschichtsschreibung auf Grund von Thatsachen, die in irgend einer Art denn doch einmal wirkliche Thatsachen gewesen wären und, sofern sie unserer Naturerkenntniß widersprechen, der Erklärung bedürften, wie etwa diese Thatsachen in Wirklichkeit beschaffen waren, um als realistischer Hintergrund der Erzählung selbst gelten zu können. Dieser historisch-kritische Standpunkt kann heutzutage als der wahrhaft naive, dilettantische bezeichnet werden.

Neben diesem Verhalten ist von Alters her, schon vor Lebzeiten Jesu, ein anderer Standpunkt praktisch geübt worden gegenüber vielen Wunderberichten des Alten Testaments, der diese Wunder sich allegorisch erklärte, die historische Nachforschung überhaupt als unfruchtbar aufgab und sich mehr an den tieferen allegorischen Sinn hielt, der in dem Wunder enthalten schien, und zwar derart, daß solche Wundererzählung gewissermaßen eine andere Offenbarungsweise Gottes selbst und der heiligen Schrift erschien, nach der das Wunder, wie z. B. die Weinwandlung in der Hochzeit zu Cana oder das Mannawunder in den Büchern Mose eine allegorische Offenbarung tieferen Sinnes ist. Von den Schreibern des fünften Buches Mose bis zu den Essäern und bis zu dem geistvollen Theologen Schleiermacher bilden sie gewissermaßen eine Schule, die sich immer wieder deßhalb herstellte, weil in der That manche der berichteten Wunder auch noch einen allgemein geistigen Nebensinn zu enthalten scheinen, ja, in den Schriften selbst ein solcher auch ausdrücklich damit verbunden wird.

Seit dem Auftreten von David Friedrich Strauß hat sich bei denen, die sich tiefer mit den einschlägigen Forschungen beschäftigt haben, indessen noch ein drittes Verhalten herausgebildet, welches die historischen Unterlagen als historische für diese wunderbaren Erzählungen überhaupt bestreitet aus ihrer Kenntniß der mythisch verfahrenden Menschenphantasie selbst, aus ihrer Einsicht in das Wesen religiöser Dichtung wie der Dichtung überhaupt. David Friedrich Strauß lebte in einer Zeit, wo vergleichende Mythenforschung in Deutschland besonders blühte. Die Gebrüder Schlegel, die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm, die Vertreter vergleichender Mythenforschung im griechischen und indischen Sagenkreis hatten auch schon gewisse Gesetze der mythenbildenden Phantasiebewegung erkannt. Die Anwendung dieser Grundsätze auf biblische Wundergeschichten durch David Friedrich Strauß erwies sich als äußerst fruchtbar. Wir sehen die christliche Volksphantasie und vor ihr schon die judäisch-griechische in Egypten, in Syrien, Palästina und dem sonstigen Verbreitungsgebiet der in's Griechische übersetzten Bibel (Septuaginta) am Werke. Wir sehen, wie aus Mißverständnissen hebräischer Dichterstellen die Volksphantasie vom Messias entsteht und wie um diesen Begriff allmälig eine Welt von Sagen herankrystallisirt, welche die Volksphantasie unter Anlehnung an Bilder, Legenden und Erzählungen des Alten Testaments vollzieht. Wir erkennen im Buch der Richter (Cap. 13) aus der Erzählung von Simson's Empfängniß und Geburt, den wir neuerdings als den assyrisch-jüdischen Hercules identificirt haben, das Vorbild der Erzählung von der Verkündigung Mariä, wir sehen, wie Mißverständniß einer Dichtung des Jesaia, wo eine heirathsfähige, vollkräftige junge Frau allegorisch einen Sohn „Gott mitten unter uns" gebären soll, die Ursache wird, daß die Volksphantasie den Messias von einer Jungfrau geboren sein läßt. Die griechische Bibel hatte nämlich das hebräische „Almah" (d. h. ein Weib im Zustand der Reife) mit „Parthenos" übersetzt. Dieses Wort deckt sich nicht ganz mit dem hebräischen, es heißt so viel wie „junges Weib", also sowohl „junge Frau" wie „Jungfrau". Die mangelhafte Kenntniß des Griechischen bei den Kleinasiaten las nun „Jungfrau". Daraus entsteht das Wunder der jungfräulichen Geburt des Messias. Die Volksphantasie und die spätere Dogmatik bilden diese Vorstellung weiter aus. So hat David Friedrich Strauß das Verdienst, viele neutestamentarische wunderbare Erzählungen als Erzeugnisse der kleinasiatischen mythenbildenden Volksphantasie erkannt zu haben, Mythen, welche an älteren Mythen des Alten Testaments sowie aus Dichterworten sich entwickelt haben, wie Junge aus dem Mutterleibe, wobei denn auch einige Fehlgeburten der Phantasie, wie z. B. die Erzählung von der gebärenden „Jungfrau" Maria zu verzeichnen sind. Seit dieser Strauß'schen geistigen Eroberung sucht kein Vernünftiger mehr nach natürlichen oder naturwissenschaftlichen Erklärungsgründen, sondern man nimmt die Wunder als das, was sie sind, Legenden, Volksmärchen, entstanden aus älteren Dichterworten. In diesem Sinne sind ja auch viele deutsche Volksmärchen ein Nachklang alter Götterdichtungen. Dornröschen ward aus der mythischen Brunhilde.

Haben wir mit vielen Darlegungen von Strauß dieser Art einen zweifellos richtigen Standpunkt gewonnen zur Einschätzung der biblischen Wundererzählungen, so hat die fortschreitende kritische Erforschung der Evangelienberichte aber noch weitere Beobachtungen gemacht, welche zu dem Schluß führen, daß einige von den Wundern und Erlebnissen Jesu nicht auf jenem mythischen Processe beruhen, den Strauß dargelegt hat, sondern lediglich paraphrastische Auflösungen ursprünglicher Gleichnisse sind, die von Jesus oder der Jesusschule gelehrt wurden. Bekanntlich sind nach neuerer Forschung die dem Jesus zugeschriebenen Lehrworte, Gleichnisse und „eschatologischen" Schilderungen ursprünglich in syrischer Sprache aufgezeichnet worden. Unter Benutzung dieser Ueberlieferungen haben dann die Evangelisten in späterer Zeit die uns heute vorliegenden „Evangelien" zusammengestellt und zu den ursprünglich syrischen Lehrworten ihre Wundererzählungen nach Traditionen des Volksmundes hinzugefügt. Es liegt sehr nahe, anzunehmen, daß dabei Gleichnisse, die wie das Senfkorn-Gleichniß in der Jesusschule erzählt wurden, wie man ja zu jener Zeit auch die im Talmud überlieferten Gleichnisse überall erzählte, in wirkliche historische Vorgänge und Handlungen verwandelt worden sind. Ich will zeigen, wie die beiden Märchen von der Speisung der Fünftausend und der Viertausend in den nach Matthäus und nach Johannes betitelten Legendenbüchern solche umgeformte Gleichnisse sind.

Schon durch Vergleichung der Evangelien mit einander konnte man beobachten, daß die Schreiber an verschiedenen Stellen sich dadurch unterscheiden, daß der eine einen Ausspruch Jesu berichtet, wo der andere statt dessen einen Vorgang erzählt. Vor einigen Jahren wurde durch Grenfell ein alter Papyrus gefunden, auf dem mehrere Sprüche Jesu verzeichnet sind, u. A. ist dort der Spruch zu lesen: „Ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande, und ein Arzt heilt nicht bei Denen, die ihn kennen." Wir entsinnen uns, daß uns der erste Theil dieses Doppelspruches schon bekannt ist aus Matth. 13, 57. Merkwürdigerweise fehlt aber dort der Zusatz: „Ein Arzt heilt nicht bei Denen, die ihn kennen." Statt dessen erzählt der Evangelist: „Und er vollbrachte dort nicht viele Wunderthaten, um ihrer Untreue willen." Das Wort für „Wunderthaten" heißt auch so viel wie „Wunderheitung" (Dynamis). Vergleichen wir damit den Bericht des Markus, so lautet dieser: „Und Jesus sagte zu ihnen, daß ein Prophet nur in seinem Vaterlande, bei seinen Verwandten und in seinem Hause nichts gilt. Und er vermochte dort

irgend eine Wunderheilung nicht vorzunehmen, außer daß er einige wenige Sieche durch Handauflegen heilte. Und er wunderte sich über ihren Unglauben" (Marc. 6, 4 ꝛc.). Im Berichte des Johannes-Evangeliums aber lautet die ganze Erzählung nur: „Nach zwei Tagen aber begab er sich von dort (Samaria) nach Galiläa. Denn Jesus selbst bezeugte, daß ein Prophet in seinem eigenen Vaterlande nichts gilt." Man wird Folgendes bemerken: Bei Marcus und Matthäus wird erzählt, daß in Nazareth die Leute sich verwundern, wie er zu so viel Weisheit komme, da er doch der Zimmermannssohn sei, seine Mutter Maria und seine Brüder Jakob, Joseph, Judas und Simon hießen — wobei Marcus Jesus selbst zum Zimmermann macht. Johannes dagegen hat kein Wort über die ganze Verwandtschaft und berichtet den Ausspruch Jesu ohne jeden weiteren Zusammenhang. Schon daraus rechtfertigt sich der Schluß, daß ursprünglich nur der Spruch Jesu vom Propheten bekannt war und daß lediglich das Illustrationsbedürfniß der Evangelienschreiber zu der Ausmalung führte, welche das Staunen der ganzen Verwandtschaft schildert, damit man das Jesuswort gewissermaßen in einem historischen Zusammenhange daran anknüpfen konnte. Den bei Grenfell mitgetheilten Doppelspruch: „Und ein Arzt heilt nicht bei Denen, die ihn kennen" sehen wir dagegen durch diese Evangelisten aus einem Lehrspruch in eine geschichtliche Erzählung umgewandelt. Aus dem sprüchwörtlichen Heilen des Arztes wird die Erzählung, daß Jesus in seinem Heimathorte nicht viele Heilungen vorgenommen habe. Wie unsicher die historische Ueberlieferung ist, sieht man daraus, daß bei Marcus nicht der Vater Joseph, sondern Jesus selbst zum Zimmermann wird. Da das griechische Wort „Tekton", welches man bisher immer mit „Zimmermann" übersetzt hat, in der Septuaginta (z. B. Jesaia 40, 19—20) die Uebersetzung des hebräischen Wortes „Charasch" ist, welches nicht einen Zimmermann, sondern einen Bildhauer bedeutet, so müßten die Theologen, welche den Marcus für das älteste und glaubwürdigste Evangelium halten, aus der Marcuserzählung (Cap. 6, 3) eigentlich folgern, daß nicht der Vater Joseph, sondern Jesus selbst ein Bildhauer gewesen sei, einer von jenen palästinensischen Künstlern, welche Cherubim- und Seraphimgestalten meißelten, in Gold getriebene Reliefs schufen, von denen Jesaia sagt: „Der Meister (Tekton) gießt wohl ein Bild und der Goldschmied übergoldet es."*) Ich theile diese interessante Thatsache mit, weil sie ein lebendiges Beispiel giebt, wie Legenden entstehen können. Hätte man in sehr früher Zeit nicht die Verwechslung begangen, daß man Jesus selbst oder seinen Vater zum Zimmermann machte, so würden die Künstler und Zeichner uns Jesus selbst und seinen Vater nicht mit der Zimmermannssäge in der Hand, sondern beim Modelliren von geflügelten Cherubimgestalten gemalt haben. Und das wäre nicht einmal eine unpassende Vorstellung, da wir neuerdings erkannt haben, daß der größte Theil der Lehrsprüche Jesu selbst in künstlerischen Formen, in den Reduplicationsformen der hebräischen Poesie, uns überliefert sind. Der Bildhauer wäre dann zugleich Dichter sehr schöner Gleichnisse gewesen.

Verweilen wir noch einen Augenblick bei dem Zusammenhange, in dem Lucas das Wort berichtet: „Kein Prophet ist angenehm in seinem Vaterlande" (4, 16—27), so sehen wir vollends, wie frei die Phantasie der Evangelisten und der von ihnen benutzten Volksüberlieferungen aus Lehrworten Jesu ganz verschiedene Anecdoten gebildet hat. Nach Lucas geht Jesus in die Schule zu Nazareth, liest Jesaia 61, 1 vor, von seiner Verwandschaft wird kein Wort gesagt, sondern die Synagogenzuhörer sind nur angenehm verwundert, daß der Sohn Joseph's so „holdselig spricht", worauf er das Wort: „Arzt, hilf Dir selber" ablehnt und mit dem Wort vom „Propheten" auf Elias und Elisa hinweist, was die Nazarener ihm sehr übel nehmen, da er ihnen durch die Blume gesagt hat, daß durchaus nicht alle Leute beanspruchen können, prophetischer Wunderthaten gewürdigt zu werden. Ist es nicht sehr merkwürdig, daß nun hier neben dem Spruch vom Propheten auch ein Spruch vom Arzte erscheint, als wäre der Grenfell'sche Doppelspruch vom Arzt und Propheten vom Hörensagen mit einer Ueberlieferungsverwechselung auch Lucas bekannt geworden? Wir haben gesehen, wie aus Lehrsprüchen und gnomischen Lehrworten historische Anecdoten hervorgehen und dermaßen variiren, daß eben von der Geschichte selbst Nichts übrig bleibt in glaubwürdiger Weise, als das fragmentarische Lehrwort selbst. Denn wie hier steht es fast mit allen Anecdoten über Jesus. Sie variiren dermaßen, daß sie sich selbst aufheben. Daß nach Marcus Jesus selbst ein Zimmermann (oder Bildhauer) gewesen, hebt entweder die Vorstellung auf, daß sein Vater dies war — oder nöthigt zu der weiteren Legendenbildung, daß Jesus früher bei seinem Vater in der Lehre gewesen sei. Dieser naheliegende Schluß aber ist wirklich nur Legendenbildung unserer Phantasie, und solche Legendenbildung aus Schlüssen beherrscht zur Zeit, angesichts des Mangels einer festen historischen Ueberlieferung über Jesus, unsere Schulen und Kirchen überall. Wenn wir auf diese Weise in die Methode der Evangelienschreiber tiefer eingedrungen sind, wird es uns nicht mehr allzu überraschend kommen, wenn wir in einigen Wunderthaten Jesu ursprüngliche Gleichnisse erkennen, die im Volksmunde eine Zeit lang als Gleichnisse herumgesprochen worden sind, dann aber allmälig durch die Verwechselung erzählender Mütter und Großmütter zur Erzählung von einer Wunderthat wurden, in der das, was ursprünglich Phantasiebestandtheil des Gleichnisses war, zur realen, wirklich geschehenen Handlung herumgeredet wurde.

Ein auffälliges Beispiel dieser Erscheinung ist das Wunder von der Speisung der Fünftausend, welches Matthäus im vierzehnten Capitel erzählt. Im dreizehnten Capitel sind unmittelbar vorher Gleichnisse vom Senfkorn berichtet worden, welches der kleinste Samen ist, sich aber entwickelt bis zu einem mächtigen Baume. Es ist ein Gleichniß vom Himmelreich, dessen innere Vermehrungskraft, da es nach Jesus in uns ist, als sittliche Vermehrung dieses ethischen Gutes betrachtet wird. Auch von dem Netze des Himmelreiches wird gesprochen, das man in's Meer wirft, um beim Fischfange das Taugliche vom Untauglichen zu sondern. Nach diesem Gleichnißcapitel wird die erörterte Erzählung vom „Propheten im Vaterlande" berichtet und kurz die Anecdote vom Tode Johannis des Täufers mitgetheilt. Darauf folgt merkwürdigerweise die Schilderung, wie Jesus unter großem Menschengefolge in's Wüstenland geht und die Jünger zu Jesus sagen: „Entlasse die Leute, daß sie in die Dörfer gehen und sich Speise kaufen." Jesu aber sprach zu ihnen: „Sie brauchen nicht fortzugehen, gebt Ihr ihnen zu essen." Sie sagen zu ihm: „Wir haben hier nur fünf Brode und zwei Fische." — Er aber sprach: „Bringt mir dieselbigen hierher." Und er hieß die Leute sich auf den Grasplan niedersetzen, indem er die fünf Brode und die zwei Fische nahm, blickte zum Himmel empor, dankte, brach sie und gab die Brode den Jüngern, die Jünger aber dem Volke. Und sie aßen alle und wurden gesättigt, und sie haben die Brockenreste auf, zwölf Körbe voll. Die Esser aber waren ungefähr fünftausend Mann, ohne Weiber und Kinder." Wir entsinnen uns, daß auch Man, das Manna des Alten Testamentes, sich in den Körben selbst vermehrt hatte. Es muß uns nachdenklich machen, daß die Selbstvermehrung der Brode und Fische demgemäß schon ein mythisches Vorbild hatte. Was aber noch viel auffälliger ist, bleibt die Thatsache, daß dieselbe Geschichte im Matthäusbuche im darauffolgenden Capitel — 15 — noch einmal erzählt wird, nur sind es hier sieben Brode und wenig kleine

*) Vgl. hierzu: „Was lehrte Jesus" von Wolfg. Kirchbach, 2. Auflage, die eben im Druck ist und im September ausgegeben wird; auch „Buch Jesus" vom selben Verfasser (F. Dümmlers Verlag).

Fische. Es werden nicht zwölf, sondern sieben kleine, flache Körbe voll Brocken gesammelt, die Zahl der Esser aber beträgt nur ungefähr viertausend. Nimmt man die Sache als Wunder, so ist es sehr merkwürdig, daß gerade eine solche Geschichte zweimal geschehen sein soll. Todtenerweckungen, Wunderheilungen sind gewissermaßen Metier, die wiederholen sich natürlich; daß aber auch gerade diese wunderbaren Speisungen, wo aus Wenigem so Viel wird, nach dem Muster von Zauberkunststücken eine öftere Specialität Jesu gewesen sein sollten, hat etwas Befremdendes an sich. Man kommt daher zuerst auf die Vermuthung, es lägen hier Varianten der Ueberlieferung über ein einmaliges Wunder vor, bei welchem die statistischen Angaben schwanken. Diese Vermuthung unterstützt die Vorsichtigkeit des Matthäus, welcher nur von „ungefähr“ fünftausend Theilnehmern spricht. Indessen, wenn dem auch so sein sollte, so hat Matthäus zweifellos die Ueberzeugung, daß es sich hier um zwei verschiedene Wunderthaten handelt, denn im sechzehnten Capitel berichtet er folgende auffällige und zugleich verrätherische Worte Jesu, Cap. 16, 5—12: „Und als die Jünger hinüberkamen, hatten sie vergessen, Brode mitzunehmen. Jesus sprach zu ihnen: ‚Und enthaltet Euch vom Sauerteig der Pharisäer und Sadducäer!‘ — Sie aber dachten nach und sagten: ‚Wir haben kein Brod mitgenommen.‘ — Jesus sprach, indem er sie verstand: ‚Was denket Ihr darüber nach, Ihr Wenig-treuen, daß Ihr keine Brode habt? Merkt Ihr Nichts? Und erinnert Ihr Euch nicht der fünf Brode unter den Fünftausend — und wieviel Körbe Ihr empfingt und nicht der sieben Brode unter den Viertausend — und wieviel Körbchen Ihr empfingt?! — Merkt Ihr denn nicht, daß ich nicht über B r o d e Euch sprach? Enthaltet Euch aber vor dem S a u e r t e i g e der Pharisäer und Sadducäer!‘ — Da verstanden sie, daß er nicht meinte, sie sollten sich des Sauerteigs der B r o d e enthalten, sondern der L e h r e der Sadducäer und Pharisäer.“

In diesem Zusammenhange ist zunächst klar, daß Jesus das Wunder der beiden Speisungen gleichnißmäßig benutzt. Das Bild des Sauerteigs bezeichnete ihm die Lehre der Pharisäer. In dem Gleichnisse des dreizehnten Capitels ist ihm Sauerteig ein Gleichnißbild für die Lehre vom Himmelreich. Im Gegensatz zu dieser Lehre soll man sich des Sauerteigs der Pharisäer enthalten, denn sie sind ein schlechter Sauerteig, wie die Lehre vom Himmelreich ein guter Sauerteig war. Die Jünger hatten bei dem Sauerteig gemeint, sie sollten wirkliches Brod aus Pharisäerhänden meiden, in dieser Verwechselung erinnert sie Jesus unter dem Vorwurf, daß sie nur Weniggetreue (Kleingläubige) seien, an die Speisungswunder und die dabei entstandenen Brode. In welchem Sinne er es meint, ist eine andere Frage. Der Sinn ist auf den ersten Blick: „Ihr habt ja damals die wenigen Brode sich in so viele verwandeln sehen, daß Ihr jeden Augenblick wieder neue Brode entstehen sehen könntet; wie könntet Ihr also annehmen, daß ich bei dem Worte vom Sauerteig an Brodsauerteig, statt an den bildlichen Sauerteig der Lehre dachte?“

Man fühlt wohl lebhaft, daß in diesen Worten Jesu etwas Künstliches, mühsam Construirtes herrscht. Es ist disparat, auf die Kleingläubigkeit der Jünger anzuspielen, da es sich nur um eine Wortauslegung handelt. Woher kommt diese Künstlichkeit? — Da selbstverständlich die Speisungswunder in Wirklichkeit niemals geschehen sind, so kann auch Jesus jene erklärenden Worte niemals in diesem Sinne gesagt haben. Der Vergleich mit Marcus ergiebt denn auch hier, daß beträchtliche Unterschiede in den Berichten herrschen. Marcus erzählt die erste Speisung Cap. 6, 35—44, worauf Jesu Meerwandern berichtet wird und daß die Jünger darüber sehr entsetzt gewesen seien. „Denn sie waren nichts verständiger geworden über den Broden, und ihr Herz war verstarret“, setzt Marcus hinzu. Hier macht also nicht Jesus selbst, sondern der Erzähler die Nutzanwendung, daß sie aus dem Speisewunder nichts gelernt hätten. Nach der Erzählung des zweiten Speisungswunders und dem Wort vom Pharisäersauerteig aber wird Jesu Rede anders gefaßt, Marc. 8, 15—21. Auch hier erinnert Jesus an die Bedeutung, welche den beiden Speisewundern innegewohnt habe, schließt aber nicht mit einer Rückbeziehung auf das Sauerteig-Gleichniß. sondern mit der allgemeinen Bemerkung: „Wie, merkt Ihr denn nichts?“

Unsere Nachforschung wird immer interessanter, wenn wir sehen, daß Lucas nur das erste Speisungswunder kennt, vorher aber vermeldet, Jesus hätte den Jüngern vom Reiche Gottes erzählt (Lucas 9, 11—17), während er dagegen die bei Matthäus so künstliche Rede vom Sauerteig und von der Moral des Wunders nicht hat. Der Spruch heißt bei Lucas einfach, Luc. 12, 1: „Zum ersten, hütet Euch vor dem Sauerteig der Pharisäer, welcher ist die Heuchelei.“ Aber in einem ganz anderen Zusammenhange wird er gesagt, als bei Marcus und Matthäus. Dies berechtigt uns, bei Marcus das Sauerteigwort aus dem Zusammenhange mit der Rückerinnerung an die Speisungswunder herauszulösen, weil Lucas ergiebt, daß sie in der Ueberlieferung durchaus nicht nothwendig verknüpft waren. Was aber bleibt dann, z. B. bei Marcus, übrig? — Eine Nutzanwendung Jesu von allgemeinerem Charakter, welche mit diesen Brodwundern einen bestimmten Sinn verbindet, den die Jünger nicht verstanden haben. Nun sind aber diese Wunder als solche thatsächlich ja nicht geschehen, da die Ueberlieferung aber so hartnäckig einen Sinn festhält, den Jesus damit verbunden habe, so sehen wir uns zu dem Schlusse genöthigt, es müsse an Stelle der Wundergeschichte ursprünglich Etwas erzählt worden sein, was eben gemeinhin eine sinnreiche Nutzanwendung erfordert. Und das ist eine Fabel, eine Parabel, ein sinnreiches Gleichniß. Dieser Schluß wird schier zur Gewißheit, wenn wir nun sehen, wie das Johannesevangelium eine rein geistige Nutzanwendung von der Speisungsgeschichte macht, die ausdrücklich gegen den Sinn, den Matthäus damit verband, protestirt. Johannes 6, 4—13, wird die Speisung der Fünftausend mit verschiedenen Varianten und persönlichen Ausschmückungen erzählt. Darauf wird berichtet, wie man Jesus gesucht und nicht mehr am Orte der Speisung gefunden habe. In Kapernaum aber findet man ihn, jenseits des Meeres — und auf die Frage, wann er dahin gekommen sei, antwortet nun Jesus: „Amen, Amen, ich sage Euch, Ihr sucht mich nicht, weil Ihr Wunder gesehen habt, sondern weil Ihr von den Broden aßet und satt wurdet. — Wirket nicht Speise, die vergänglich ist, sondern die Speise, die in's ewige Leben dauert, die Euch der Menschheitsgeist (Menschensohn) geben wird.“ — Im Folgenden enthält das Johannesevangelium lange dichterische Ausführungen, in welchen Jesus, nachdem auf das „Manna“ angespielt worden ist, seine Lehre selbst für das Brod des Lebens erklärt. Er lehnt es ab, daß das Speisungswunder wegen seiner Wunderhaftigkeit bei seiner Aehnlichkeit mit dem Mannawunder zu schätzen sei, sondern weil in diesen Broden ein höherer Sinn gewesen sei, weil sie das Brod des Lebens, die Lehre selbst, versinnlicht hätten und darin eine geistige Sättigung gewesen sei.

Sämmtliche vier Evangelien enthalten wenigstens eine Speisungsgeschichte, die wohl auch die ursprüngliche ist. Drei davon zeigen die Tendenz, eine Auslegung dieses Wunders zu geben. Johannes giebt sogar eine vollständige Gleichnißauslegung mit der klaren, rein geistigen Nutzanwendung, bei der nur die einzige Disparatheit, das Unverdauliche bestehen bleibt, daß vorher die Geschichte als historisches Geschehniß berichtet wird, während sie von Jesus selbst dann unter Ablehnung des Wunderwerthes rein symbolisch, rein gleichnißmäßig ausgelegt wird. Die Brode und Fische, die sich aus sich selbst vermehren, sind Brod des Lebens und dieses kennen wir aus dem weiteren Johannesevangelium als ein Bild für die Ewigkeitslehre Jesu, die Lehre vom Ewigen in uns.

Und nun denken wir nochmals an Jesu Gleichniß vom Senfkorn. Wir entsinnen uns des schönen Marcus-Gleichnisses, wo das Reich Gottes als innerer geistiger Besitz dem Samen gleicht, der aufgeht aus sich selbst, den Halm, die Aehre und in der Aehre wieder volles Korn hervorbringt. Auch hier vermehren sich ja nach dem Naturgesetz die Körner aus sich selbst, aus einem Samenkörnchen werden in der Aehre zwanzig und vierzig neue Körner. Wir nennen diese natürlichen Wunder kein Wunder — und doch ist es viel wunderbarer, als wenn aus zwei todten eßbaren Fischlein so viel Fischlein geworden wären, daß sie fünftausend Menschen hätten satt machen können.

Wir sind nach dem Geschilderten geradezu gezwungen, anzunehmen, daß von Haus aus eines jener Fabelgleichnisse vorliegt, wie die Geschichte vom reichen Mann und armen Lazarus. Jesus selbst oder seine Zeitgenossen erzählten ein Märchen, wie Jemand aus wenig Broden durch Zauberkunst so viel Brode hervorgebracht habe und aus wenig Fischen so große Fischmengen gewandelt habe. Dieses Märchen, zu dem auch das Mannamärchen ein Vorbild sein mochte, wurde von Jesus oder den ältesten Erzählern als eine jener Fabeln mitgetheilt, in denen man eine moralische Nutzanwendung findet. Und es geht aus den geschilderten Umständen mit größter Wahrscheinlichkeit hervor, daß Jesus oder seine Schule ursprünglich in den Broden und Fischen, die sich aus sich selbst vermehrten, ein Gleichniß des Himmelreichs selbst oder auch der Lehre Jesu in ihrer Gesammtheit sahen. Es wird uns bemerkenswerth, daß diese Erzählung überall auch äußerlich so dicht neben den Gleichnissen und der Thatsache berichtet wird, daß Jesus vom Reiche Gottes lehre.

Wir hatten gesehen, wie auch sonst aus Lehrworten Jesu bei den Evangelienschreibern historische Anecdoten werden. Wer sich die Mühe gegeben hat, die Evangelien in diesem Punkte zu vergleichen, wird dieses genetische Verhältniß zwischen Lehrwort und historischer Anecdote auch sonst finden. Wir sehen, daß die Schreiber der Evangelien öfters ein Gedankenwort in einen legendarisch-historischen Vorgang auflösen, worin ihnen die Volksphantasie zuvorgekommen ist.

Neben den von Strauß nachgewiesenen, speciellen Messias-Mythenbildungen aus alttestamentarischen Dichterworten haben wir also noch eine Mythenbildung aus Lehrworten und Gleichnissen Jesu oder seiner Zeit zu verzeichnen. Sie ergiebt sich aus dem Vergleiche der Varianten in den Erzählungen der Evangelien selbst.

Wir werden die Versuchung Jesu durch den Satan, die Weinverwandlung des Wassers bei der Hochzeit von Cana auf jene Gattung von Märchengleichnissen zurückführen dürfen, der auch die Speisung der Fünftausend angehört. Hier erklärt sich, warum auch Märchen vorkommen, die man ähnlich in der Buddhalegende findet. Jesus griff in den allgemeinen orientalischen Märchenschatz, der von Babylon bis an den Ganges, von Babylon bis Jerusalem wanderte und benützte ihn in selbstständiger Ausmalung und Nutzanwendung. Aus Lucas kennen wir das schöne Gleichniß vom unfruchtbaren Feigenbaum, mit dem man Geduld haben soll, worauf er vielleicht doch zuletzt Frucht trägt, nachdem er gehörig gedüngt ist. Dies Gleichniß ist eine Aufforderung zur pädagogischen Geduld. Wenn Marcus im elften Capitel mit den anderen Evangelisten dagegen eine Geschichte erzählt von einem Feigenbaume, den Jesus verflucht habe, worauf er verdorrt sei, so ist klar, daß wir es auch hier mit einem verdorbenen, ursprünglichen Gleichniß zu thun haben, das eine Art Gegenstück zu dem Lucasgleichniß war. Das Wasserwandeln Jesu auf dem Meere entpuppt sich als die historische Umbildung eines Wortes Jesu, welches ähnlich gelautet haben muß wie jene Ueberzeugungssprüche: „Sagtet Ihr zu diesem Berge: ‚Erhebe Dich und wandele in's Meer' — er würde Euch gehorchen." — „Und würdet Ihr verlangen, auf dem Meere zu wandeln — es würde Euch gelingen" — nämlich wenn Ihr jene Treue und Zuversicht in Euch bewahrt, welche die sogenannte felsenfeste Ueberzeugung heißt. — Ein solches bildliches Wort Jesu ist die Unterlage für die Legende vom wirklichen Wasserwandeln des Jesus und des Petrus selbst.

Es gehört in die Kategorie der Treuwunder, in denen ausgedrückt wird, wie Treue und Zuversicht (Luther: Glaube) sogar das Unmögliche möglich machen. Wir besitzen eine ganze Reihe hyperbolischer Worte der Jesuslehre für diesen Gedanken. Aus dem Circuliren dieser Sätze im christlichen Volksmunde erklärt sich das Entstehen der Sagen vom Wandeln auf dem Meere und Aehnliches. Die wunderbaren Fischzüge sind eine erzählende Umwandlung des Lehrwortes: „Ich will Euch zu Menschenfischern machen!" — wobei man merkt, daß die Gleichnisse vom Netze, welches das Himmelreich ist, combinirend hineinspielen, indem der Gedanke dieses Himmelreichs so große Mengen von Menschenfischen faßt, daß das Netz nicht reißt. Die wunderbaren Heilungen von Blinden und Lahmen gehen dagegen auf die Dichterworte des Jesaia zurück, Cap. 35, wo Jesaia bildlich davon spricht, „der Blinden Augen würden aufgethan und der Tauben Ohren geöffnet" — wenn die Zeiten kommen, „wo die Erlösten des Herrn" nach Jerusalem zurückkehren dürfen. — Ebenso spricht er anderwärts vom Aufstehen der Lahmen. Da Jesus und seine Schüler diese Dichterworte oft im bildlichen Sinne des Jesaia citiren, ist es ganz klar, daß die Volksphantasie zu diesen Lehrworten Anecdoten erfand, welche das bildliche Dichterwort in realistische Wunderheilungen umsetzten. Im Sinne des Jesaia hatte Jesus gelehrt: „Die Macht der Himmel ist nahe, wecket die Todten auf!" — Matthäus 10, 7. Nach hebräischem Sprachgebrauch sind die Todten hier geistig Todte. Auch dies Wort mußte die Volksphantasie stark beschäftigen, und so sehen wir die Legenden von den Todtenerweckungen sich bilden, in denen das ursprüngliche Wortbild realistisch wörtlich genommen ist. Der Vergleich der Varianten hierüber in den Evangelien ergiebt mit ihren Nutzanwendungen und Widersprüchen auch hier das Gesetz, daß aus verschiedenen Kategorien von Lehrworten, die nach bestimmten Kategorien der Poetik gesagt sind, unter einem bestimmten literarischen Gesetz auch besondere Kategorien von Wundererzählungen entstehen, in denen die Volksphantasie einem logisch-naturgesetzlichen Zwange folgt.

Nicht unter die Wundererzählungen gehört aber jenes merkwürdige Wort Jesu (Matthäus 17, 27), wo er zu Petrus sagt, bei der Frage, ob Jesus gewillt sei, Zinsgroschen zu zahlen: „Damit wir sie aber nicht ärgern, gehe hin an's Meer, wirf die Angel — und den ersten Fisch, der heraufführt, den nimm. Und wenn Du seinen Mund aufthust, wirst du einen Stater finden, denselben nimm und gieb ihn für Dich und mich." Der Evangelist sagt kein Wort, daß Petrus wirklich einen solchen Fisch gefangen hätte — noch dem Muster des Fisches, der nach Herodot den Ring des Polykrates verschluckt hatte. Hier handelte es sich bei Jesus nur um die Ausmalung eines Witzwortes, welches ungefähr bedeutete: „Das erste beste Geldstück, das wir irgendwo finden, ist gerade gut genug dazu, daß wir es als Zinsgroschen benutzen."

Literatur und Kunst.

Ludwig Anzengruber's Briefe.

Von Gustav Gugitz (Wien).

Wenn es wahr ist, daß der Styl der Mensch, oder übersetzen wir hier besser, der Mann ist, dann sind die von A. Bettelheim dankenswerth herausgegebenen Briefe Anzen-

gruber's ein gutes Beispiel dafür. Sie sind mehr werth als eine meist wohl bedachte Selbstbiographie, bei deren Niederschreiben man schon Mit- und Nachwelt über die Achsel, aber nicht ganz in sein Inneres blicken läßt, wie es ja schließlich auch so viele private Briefe giebt, die für den „Druck“ geschrieben wurden. Von dieser Ueberlegtheit ist in Anzengruber's Briefen nun allerdings nichts zu finden. Diese Briefe, die ein gütiger Zufall und nicht vorbedachte Ruhmsucht erhalten hat, reden in ihrer „Styllosigkeit“ so frei von der Leber weg, daß man schließlich den Charakter an die Stelle des Styles treten lassen muß, indem die Persönlichkeit die Sprache zu ihren Zwecken vergewaltigt. Aber alle diese „lerchenfelderischen“ Naturlaute, diese Derbheiten der „enteren Gründe“ bilden durch die Persönlichkeit, von der sie getragen werden, einen nur ihr eigenthümlichen Charakterstyl, der auf blendendes Feuerwerk verzichten kann, und dessen dunkler Rauch und Qualm ein Feuer birgt, wie es heller und reiner nicht oft an den Altären der Kunst loderte. Diese Briefe Anzengruber's stehen gerade durch conventionsloses Auftreten in Hemdärmeln, durch ihre herbe und milde Männlichkeit, die noch Dinge beim allerrichtigsten Namen nennen kann und ganz für sich allein steht, auch in unserer deutschen Briefliteratur ganz allein als ungeschliffene Edelsteine da, und es ist dem Herausgeber nur zu danken, daß er sie nicht schleifen noch fassen ließ, sondern sie als das bot, was sie sind: Naturproducte eines Genies.

Schon Eines kennzeichnet den Charakter dieser Briefe, ja bedingt vielleicht ihre Styllosigkeit und zugleich ihre wundervollen Kampfrufe im Männerstreit — das fast vollkommene Fehlen des Weibes. Es sind wohl Briefe an Frauen da, aber das sind Schriftstellerinnen oder Schauspielerinnen, die man collegial behandelte, und nur zwei einzige Liebesbriefe —, wenn man diese nüchternen, temperamentlosen Werbungsschreiben so nennen darf und nicht wüßte, was Goethe in dieser Sache auch nur in vier Zeilen vorschmeicheln konnte. Aber wenn Anzengruber als „desparater Kremser-Thespis-Karren-Zieher“ die Register seiner Naturlaute mit einem „O pfui dara Teufel!“ aufzog, da wird man auch von dem formlos Elementaren seiner männlichen Kampfnatur fortgerissen, da steht „der dramatische Bauernkerl“ vor uns. Sein Schicksal, das ihn wahrlich nicht mit Glacéhandschuhen angefaßt hatte, mußte auch in einer rauhen Form seinen Ausdruck finden; welche Forderung an die Cultur konnte der junge Mime Anzengruber wohl in diesen Mördergruben von Schmieren aufstellen, wo der Hunger das erste und letzte Wort sprach, wo er vielleicht wie Raimund in einer Einladung zu seinem Benefiz im Falle eines zahlreichen Publicums schrieb:

„ . . . Dann soll mir Nichts den Freudentag verhunzen,
Dann, ihr neun Musen, ihr, freßt's Leberwürst' und Blunzen!“

Ja, ganz organisch begleiten diese Briefe in ihrer herben Uncultur die Leidensbahn eines deutschen Dichters, der Frau Sorge nur in wenigen Stunden von seinem Lager weichen sah und zu dem die Jugend im holden Zaubercostüm nicht einmal Abschied nehmen kam. Sie beginnen im Spital mit dem frommen Wunsch: „Wäre ich nur bald aus diesem Hungerthurme heraus!“ wie der junge am Typhus erkrankte Anzengruber seufzt, und sie enden an des Dichters letztem Krankenbette, das er lebend nicht mehr verlassen sollte, in dem so tief rührenden Zettel: „. . . mir fällt nichts ein, ich bin ein armes Hunderl.“ Und dazwischen liegt die Jugend, die keine war, deren goldenes Thal mit tausend Trümmern angefüllt war, die ihn in der elenden Hatz nach Brod kaum Etwas gestalten ließ, und der Kampf des Mannesalters, dessen Ende er kaum erleben durfte. Der Lorbeer rankte sich erst üppig um sein Grab.

Der erste Brief, wie gesagt aus dem Spital an seinen späteren Schwager Lipka geschrieben, zeigt bereits dieselbe Eigenschaft der späteren, ein nicht umzubringendes Selbstgefühl und einen grimmen Humor, den er selbst gelegentlich „gußeisern“ nennt, weil er ihn das Elend lachend überbrücken läßt. Schon auf diesem Spitalslager beschäftigen ihn dramatische Pläne, zu deren Durchführung es freilich Zeit und eine harte Schule kosten sollte. Schon im zweiten Briefe stellt er sich als angehender Mime vor, der nach einer Probezeit auf dem „Meidlinger Lipperl (Kasperl) Theater“, einem Dilettantentheater, das mehr zur „Hetz“ der Wiener mit seinem Originaldirector Groll bestand als zur Heranzüchtung von Talenten, doch an einem wirklichen Theater wirken kann. Freilich sollte ihm auch bald das ganze Elend eines solchen kleinen Provinztheaters aufgehen, wo er nur „Saurollen“ spielen durfte, und um sich nur einigermaßen zu unterhalten, ein Blatt, „Die lose Goschen“, herausgab und dazu Possen schrieb. Bald heißt es: „O miserables Sauneſt! O Wien, Wien, Wien!“ Dieser Sehnsuchtsruf nach Wien sollte sich aber noch lange wie ein Leitmotiv durch seine Leidensbriefe hindurchziehen, ohne erfüllt zu werden.

Wien war unerreichbar, aber Krems, so nahe und doch so weit, war seine nächste Station. „No gute Nacht! O pfui dara Teifel!! — In der Garderobe sieht's aus wie in Meidling, im Theater sieht es aus, was Schmutz und Arrangement betrifft, noch unter Meidling.“ — „Die Vorstellung ‚Der Hausmeister aus der Vorstadt‘ von Anton Langer — tschiri tschari, lari fari, Palawatsch — so spieln's in Meidling och!“ — Mit diesem urwüchsigen Dialect brandmarkte er diese Prostitution der theatralischen Künste, die selbst noch ein Ritterstück travestirten und sich dennoch eine „Schillerfeier“ in Krems (s. Br. 14) leisteten. Es war schauderhaft, höchst schauderhaft, und es gehörte wahrhaftig ein gußeiserner Humor und viel Jugend dazu, um hier nicht unterzugehen, wo man nur Abends beim Bier, und wenn der Magen nicht knurrte, glücklich war. Und glücklich war Anzengruber auch in seinem Selbstgefühl, das ihn instinctiv dies Alles nur als einen Uebergang empfinden ließ, daß er nur der Noth gehorchend und nicht dem eigenen Triebe stets widerwillig, und den Blick auf eine höhere Bestimmung gerichtet, hier mitthat und die Schauspielerei als Mittel zum Zweck behandelte. War doch jene schauspielerische Leistung in Leoben die größte, wo er den Bergakademikern in Elmar's „Goldteufel“, wie er selbst sagte, „durch die größte Schreileistung seines Lebens imponirte“.

Aber diese ahasverische Wanderzeit durch Dornen und Gestrüpp des Lebens ging gleichwohl nicht verloren. Sie war die beste Lehrzeit des Schriftstellers, wenngleich mit Kummer und Sorge erkauft, — muß er doch mit 24 Gulden Honorar (s. Br. 33) monatlich auskommen — und sie war durch die Schauspielerei und den beständigen Contact mit der Bühne auch die beste Lehrzeit des Dramatikers. Gab es doch immer etwas zu dramatisiren oder zu bearbeiten für diese kleinen Bühnen, deren Personalstand nur für stark an Personen gekürzte Stücke ausreichte, und war es doch eine alte Gewohnheit dieser Schauspieler, sich zu ihren Benefizabenden die Stücke selbst zu schreiben, so auch Anzengruber. Aber für ihn war die Schriftstellerei mehr als ein bloßer Augenblickserfolg vor dem „Saupublicum“, sie war ihm der lichte Stern, der ihm den einzigen Weg nach Wien und zu einer gesünderen Lebensbasis wies. „Ich bin harb — sehr harb — mir sagt meine Lage ganz und gar nicht zu — ich hasse diese Bretter, diese Lampen — und diese Lumpen vor den Lampen und auf den Brettern.“ Freilich sollte er es als „Theaterg'schlav“ noch lange mitmachen, bis er müde gehetzt nach einer Art Diurnistenstelle bei der Wiener Polizei griff, aber er unterschrieb sich doch längst: „L. Gruber, derzeit Geistesgestörter“ oder „Histrionus Warasoliniensis, Gfrettissimus maximus“. Jedoch er hatte als „Theaterg'schlav“ auch reichlich Alles mitgemacht. Von Krems kam er nach Essieg, im Sommer spielte er in Vöslau, dann kam Marburg, Bruck a. d. Mur,

Warosdin doran und wieder kleine steyrische Städte, Elend, nichts als Elend, da 20, dort 26 Gulden im Manat. Man mußte zur Schriftstellerei greifen, um sich moteriell und seelisch aufzuhelfen.

Wir erfahren wie viele Entwürfe der Dichter machte, wir hören van einer graßen Anzahl Stücke, derentwegen sein Freund Lipka van Directian zu Directian — natürlich erfalglos laufen mußte. Nun, man darf da nicht gleich diese grausamen Directaren anklagen. Diese Sachen dürften wirklich nicht gut gewesen sein, und die Mißerfalge bestärkten Anzengruber vielleicht nur in seinem ahnehin eisernen Willen, sich durch Fleiß emparzuarbeiten. Da waren Stücke, wie „Der Versuchte", Drama in 2 Acten mit einem Varspiele „Der Nachloß des Mörders", notürlich ein Kriminalstück für Pravinznerven berechnet, „Ein Wiener Straßenkehrer", Lacallebensbild, Passen wie „Die schauderliche Plunzen" u. s. s. bunt durch einander, wie sie der erste Schaffensdrang wahllos gebären läßt, sogar ein Ramnn „Pierre de Strass" war darunter, dessen Motiv sich mit einer Novelle von Maupassant merkwürdig deckt. Schreibt er doch selbst: „Summn Summarum habe ich jetzt 13 Stücke geschrieben — führe 32 Natizhefte mit mir und bin erst, was dos Beste ist, etwas über 24 Johre." Aber schan spraßten aus diesem Brachfelde ouch einige Keime zu späteren Meisterwerken, sa var Allem zu dem Droma „Das vierte Gebat", von dem er damols (1864) schon schreibt: „. . . soll hübsch werden, so mein Genius und der Herrgott will." Aber so viel er ouch schrieb, er soß nicht an dem richtigen Ort, wo seine Hoffnungen allein erfüllt werden konnten. Er trieb sich fern van Wien umher, dos ihn allein fördern kannte, wenn er sich selbst einsetzte und die richtige Muße zu einer geordneten Arbeit finden kannte, die er in diesem langsam zermalmenden Elend wohl kaum fond. Schan schien er zu verzweifeln, wie der denkwürdige Brief (Nr. 47) von Leoben, den 12. Navember 1864, besagt: „Ich habe anf den glühendsten Traum meiner Jugend, auf Ruhm und Nachruhm verzichtet und wollte Nichts, als still bescheiden schaffen, unbekümmert um die Anerkennung der Welt — den Gebilden meines Herzens und Busens leben — und siehe, just auf dem Punkte der größten Entsagung sardert das Elend van mir die größte, es verlangt, daß alle Pläne liegen tadt und starr ahne Auferstehung — es entzieht mir alle Mittel, mich hineinzudrängen in die Vergangenheit, um in gewaltigen Warten die Zukunft zu predigen, die ich ahne —! es läßt mich darben — verderben — und wo ich schon heruntersleige zum Valke und ihm die Hond reiche, wie in meinen Volksstücken — da läßt man mich nicht dazu, meinen Ruf an selbes gelangen zu lossen. Sage mir, was bleibt dem vielnomigen Lonz, Gruber, Anzengruber —? — Nichts. — Meine Zukunft: das Zigeunerleben eines Pravinzschauspielers — mein Dichten — hier und dart zur Einnahme ein selbstversaßtes Stück — ich habe keinen Kampf ols den mit mir — und darum keine Berühmtheit — zum Kampfe mit der Zeit fehlen mir die Woffen." — Aber er faßte sich doch wieder, die Sehnsucht nach Wien verlieh ihm allein das nöthige Rückgrat, in Wien, das wußte er, mußte sich allein sein Schicksal erfüllen. Der Mann, der uns das Bergvalk in Dramen, Ramanen und Erzählungen später in sa satten Farben zu schildern wußte, er war ein Stadtmensch mit Leib und Seele, dem dos Lond nicht gut anschlug. Sa schreibt er später seinem Feunde Bolin: „Die ländliche Ruhe ist Nichts für mich, die stört ein hausirender Slowak, wenn er im Hofraum schreit. Der Straßenlärm beirrt mich gor nicht," oder „die Gegend liegt mir zu hoch, man hat seine sokkermentische Mühe, da hinoufzukammen, abgesehen davan, daß mir die Milch immer Bouchgrimmen macht . . . Pils legt keine Sennerin ein, ein Pfiff G'spritzter ist ouch nicht zu haben, das wirkt sehr herabstimmend." Der Mann, den mon mit den Bergen unzertrennlich glaubte, der in diesem Bauernmilieu anscheinend sartwährend mit Lust leben mußte, und von dem Rosegger sogte, er müßte wohl zwölf Jahre long Graßknecht auf dem Kreuzweghaf gewesen sein, er äußerte sich derortig über das Landleben und befragte wahl über das nöthige Milieu sagar Rosegger. Welch' ein Krach für den Noturolismus! „Mein Belvedere, meine Laaerwaldpromenode, unsere Abendgänge durch die Stadt, die Schmouswoberl, unsere Gallerie im Belvedere, das Bummeln om Graben und Kohlmorkt", das war seine Sehnsucht. Um jeden Preis mußte er in Wien statianär werden, und sa landete er endlich im Harmanietheater daselbst, wofür ihm ols Theatermonn keine Arbeit als unpassend erschien, wenn er sich nur bethätigen konnte.

Hier muß er freilich die elendesten Handlangerdienste leisten, van denen sich die Musen schaudernd obwenden, oder er sitzt „an der Quelle", freilich an keiner kostalischen. Sa muß er einmol für das varhandene türkische Costüm eine Passe „Der Reformtürk" schreiben, die, nachdem noch dazu die Palizei von 40 Buchseiten 23 (!) strich, freilich nicht gefallen kannte. Aber die Direction tröstete ihn, „wenn nur die Mädeln hübsch aussehen!" Er sah wahl ein, daß er sich auch hier bei diesen Arbeiten verzetteln müßte, das Handwerk beherrschte er doch wohl längst, oder die Musen flohen ihn. Da nohm er endlich durch die Vermittelung seines Verwandten Halzinger eine Unterbeamtenstelle bei der — Polizei an, um endlich gesichert aufothmen zu könuen. Waren doch sa viele und nicht die schlechtesten Dichter Oesterreichs ous dem Beamtenstande hervargegangen und kanute er doch hier noch seinem Amte in voller Beschaulichkeit leben. Ganz froh schien er wohl freilich noch nicht werden zu können, Anzengruber als Palizeibeamter — „Der Pfarrer van Kirchfeld" schien wie ein Epigramm darauf. „Jessas", war das einzige Wort, das er hervorstaßen kannte, als ihm sein Freund Lipka meldete, daß „Der Pfarrer van Kirchfeld" angenammen wäre. In diesem fast erschrockenen, kaum gläubigen Wart liegt wohl dos ganze, fast hoffnungslose Elend des Dichters, der schan fast verzichtet hat und sich nur zu diesem erschrocken schmerzlichen Ausruf bekennen konn. Der talle Jubel über seine Anerkennung sallte erst in einem späteren Brief (Nr. 65) an Gürtler im böhmischen und ungorischen Diolect salgen, der erste Brief eines glücklichen Menschen, den er auch folgendermaßen unterzeichnet: „L. Anzengruber, K. K. Palizei-Official IV. Cl., L. Gruber, Verfasser des Pfarrers von Kirchfeld, Momus, getreuer unsterblicher Götterbruder Ludwig, Einer der besten Deiner Freunde." Und im Uebermaß seines Glückes setzt er fast beleidigend dazu: „Hm, bist Du sa viel wie Ich! Was?!"

Der Erfalg machte aus Anzengruber doch einen neuen Mann, das merkt mon auch ous seinen Briefen. Waren die früheren Briefe nur an einige Freunde in einem ganz auf dramotische Darstellung und Wirkung abzielenden Styl geschrieben, wa er sich ganz gehen lossen konnte, so sind die Briefe, die van 1871 an datiren, nun doch mehr beschreibender Art, nicht mehr sa sinnlich lebendig als die früheren. Die Zahl der Briefempfänger ist wohl monnigfocher und weiter gewarden, aber die Erlebnisse sind nicht mehr so bunt und charokteristisch als die des einsom Strebenden. Es sind schan „Schriftstellerbriefe", die da mit guten Namen gewechselt werden, sa mit Rasegger, Schlögl, Mauthner, Lindau, Dubac, Ada Christen, Deubler, Bettelheim und var allem mit seinem aufapfernden Freund Bolin, oder das rein Menschliche ist in diesen Briefen noch mehr als in den ersteren zurückgedrängt — die einzige Todtenkloge um seine Mutter ausgenammen. Es ist merkwürdig, wie artistisch dieser Volksdichter sein konnte und wie heftig er immer und immer nur um Kunstfragen rang. Mon erfährt nur die trockensten Natizen über seine Häuslichkeit, nichts über sein Liebesleben, seine palitische Haltung, ohne doß seine Freunde etwos wußten, erscheint er eines Toges — verheirathet.

Jetzt ist er eben ganz der Künstler, der so lange in ihm

unterdrückt wurde, der sich an der Sonne des Erfolges als „dramatischer Bauernkerl“, wie er sich jetzt unterschreibt, wärmen konnte. Er konnte freilich stolz darauf sein, daß er sich in diesen Augiasställen der Musen, wo er sich herumgetrieben, eben halten konnte, daß er jetzt selbst berufen war, die Augiasställe des Volkstheaters zu reinigen; freilich war auch dieses eine Herkulesarbeit, an der er schließlich im aufreibenden Kampf zu Grunde ging. Noch durfte er sich aber seiner Siege freuen, noch durfte die von ihm abgöttisch verehrte Mutter, seine stete Leidensgefährtin, seinen Ruhm erleben, und kraft dieser Siege konnte er sich neue Freunde, auf die er stolz sein durfte, namentlich Rosegger, erwerben, Freunde, die ihm, dem noch Ungeschickten, mit Rath und That zur Seite standen. Da ist gleich der erste Brief an Rosegger (Nr. 68), worin er sich im beglückten Selbstgefühl äußert: „Wenn wir, die wir uns emporgerungen aus eigener Kraft, über die Masse, heraus aus dem Volk, das doch all' unsere Empfindungen und unser Denken großgesäugt hat, wenn wir, sage ich, zurückblicken auf den Weg, den wir mühevoll steilauf geklettert in die freiere Luft, zurück auf alle die tausend Zurückgebliebenen, da erfaßt uns eine Wehmuth, denn wir, wir wissen zu gut, in all' diesen Herzen schlummert, wenn auch unbewußt, derselbe Hang zum Licht und zur Freiheit, dieselbe Kletterlust und dieselben wenn auch ungelenken Kräfte, und so oft wir bei einer Wegkrümmung das Thal zu Gesicht kriegen, so thun wir, wie uns eben ums Herz ist, lustig hinabjuchzen: „Kimmt rauf, do geht der Weg“, oder weinend zuwinken — o wie oft unverstanden! Das war auch meine Furcht, aber siehe da — plötzlich wimmelt's auf meinem Weg herauf vom Thal, ich seh' mich ganz verstanden, seh' mich eingeholt, umrungen und steh' dem Volke gegenüber gehätschelt wie ein Kind oder ein Narr — die bekanntlich die Wahrheit sagen. Gott erhalte uns das Volk so, wir wollen gern seine Kinder sein und seine Narren bleiben.“ So konnte er wohl nur im Vollgefühl seines jungen Autorglückes schreiben, das freilich bald unter der Mißgunst der Zeit leiden sollte, wozu verschiedene häusliche traurige Vorfälle (Tod der Mutter und von Kindern) noch dazu beitrugen. Auch gab es mit den Freunden, namentlich mit dem ewigen „Raunzer“ Schlögl, der sich über den „Meineidsbauern“ sehr mißbilligend äußerte, Mißhelligkeiten, aber noch hielt seine dramatische Schaffenslust an, und Schlag auf Schlag bringt er seine dramatischen Meisterwerke hervor. Standen ihm doch auch Freunde wie Rosegger und später jener aufopfernde schwedische Professor Wilhelm Bolin zur Seite, die ihn auch materiell förderten. Ebenso nahm sich das Burgtheater seiner an, und Ehrengaben, Preise flossen ihm zu. Aber die traurigen wirthschaftlichen Verhältnisse nach dem Krach hatten auch ihre Wirkung auf die Theater, obwohl natürlich ebenso unter seinen Arbeiten einige Nieten waren, und das Publicum mußte schließlich mit Reclamemitteln in das Theater gelockt werden. Dazu waren Anzengruber's Arbeiten wohl nicht geeignet. So klagt er schon 1876 (Br. 199): „Wozu, respective für wen schreibt man dann eigentlich Volksstücke? Die Directionen verlangen Cassastücke, und ein Volk, das sich um die „Volksstücke“ bekümmert, giebt es hierorts nicht — also wozu der Liebe Müh'?“ Das klingt nicht mehr so gut als früher, freilich weiß er sich noch manchmal in das alte Siegesgefühl hineinzustimmen, so wenn er an die Gallmeyer (Br. 259) schreibt: „Ich bitte Sie, wenn wir beide wollen, was wollen dann die armen Hascher in Parterre, Loge und auf der Gallerie machen, als entzückt oder gerührt sein, wie es uns eben ansicht — und applaudiren?! Dö g'hör'n uns!“

Lange konnte diese Selbsttäuschung freilich nicht anhalten, sie machte sich jedenfalls materiell bald fühlbar, daß man damals wenigstens noch nicht als Volksdichter vom Theater allein leben konnte, da der Boden für ein Volkstheaterpublicum noch nicht gehörig vorbereitet war. Er mußte sich daher nach einem journalistischen Plätzchen umsehen, das er schließlich bei der „Heimat“, später beim „Figaro“ erlangte. Es hat aber Anzengruber nicht geschadet, daß er zu Zeitungsbeiträgen griff, im Gegentheil, unter seinen Romanen und Erzählungen befinden sich ja gerade Perlen der deutschen Erzählungsliteratur. Hier unterstützte ihn namentlich Bolin materiell und literarisch, er gab ihm eine namhafte Summe Geldes, um den in der ersten Auflage technisch verunglückten Roman „Der Schandfleck“ umzuarbeiten, worüber sich ein längerer Briefwechsel entspann, der einen reichen Einblick in Anzengruber's Schaffen gewährt. So kommt er freilich, da er ja auch nicht mehr von den Bühnen gefördert wurde, obwohl er den Schillerpreis bekam, langsam vom Drama ab, wie er einmal an Bolin fast hoffnungslos schreibt: „Das Dramatische mag ich nimmer in der Weise treiben, wie ich's getrieben. Kann ich's nicht mit Wiener Posse, Lustspiel, ernstem Schauspiel — ich will's versuchen —, so lass' ich es lieber ganz bleiben. Das Ländliche mag ich nicht.“ Hier spricht wieder ganz der Wiener und Städter aus ihm, es war ihm unangenehm, schlechtweg „Der Bauerndichter“ zu heißen, er wollte sich nicht in ein „Kastel“ sperren lassen, auch wollte er als echter Theatermann nur fort produciren, Gutes und Schlechtes neben einander, was ihm freilich die Kritik verargte, wovon er sich aber folgendermaßen freisprach: „Warum soll ich denn anfangen, statt lustig zu produciren, und wenn es einmal auch ein schwächeres Geisteskind wird, mit Nebelbildern Ironisches zu treiben?“ Er fühlte, daß die Controle der Kritik sein Schaffen, wenn er es nicht im Hinblick auf seine Zwecke fördern könnte, indem er sich Luft machte, unsicher würde, wenngleich er dann sich wieder bitter beklagt, daß ihn die materiellen Sorgen zwängen, auch Dutzendarbeit zu liefern.

Diese Briefe werfen auch ein neues Licht auf die Gestaltung der Anzengruber'schen Figuren, die man mitten aus dem Volk herausgegriffen wähnt, und von denen man glaubt, daß sie nur durch ernstes Studium mitten unter ihnen erfaßt seien. Nein, dieser Naturalismus, der à la Hauptmann nur das Bißchen äußere Milieu abguckt, wie der Bauer räuspert und spuckt, war Anzengruber durchaus nicht eigenthümlich, ihm war es mit Recht gleichgiltig, ob die „gamsledernen“ Hosen echt oder unecht waren, wenn nur der Kerl, der darinnen steckte, originell gesehen war. Ihr allgemein Menschliches war allein ihre Realität, und so werden sie länger dauern als die angezogenen Puppen des Naturalismus. Davon schreibt er in den Briefen Folgendes: „Ich habe mir zuerst den idealen Bauern construirt aus Hunderten von Begegnungen und Beobachtungen heraus, und dann realistisch variirt nach all' den gleichen Erfahrungen; ein eigentliches Studium hatte ich ihm nie gewidmet, ich faßte ihn mit einem Griffe. Ich behandle alle Charaktere so, ich nehme erst den Menschen, hänge ihm das Standeskleid um und dann gebe ich ihm so viel von der gewöhnlichen localen Umgebung, als sich mit den künstlerischen Intentionen verträgt.“ Man sieht also, daß ihm das Wesen der Milieustücke vollkommen fremd war, wo die Umgebung die allein Maßgebende ist, indessen der Charakter mit einer folgerichtigen Handlung zum Schaden des Dramas vernachlässigt wird. Anzengruber freilich stellte den Menschen in seiner innerlichen Nacktheit hin, so daß er die äußere leicht vergessen konnte und am Ende gar nicht wußte, wie sich die Leute zu bekleiden hätten. So schreibt der wegen seiner überzeugenden Bauern hochgepriesene Dichter lange nach seinen Meisterstücken „Der Meineidbauer“, „Die Kreuzelschreiber“ einmal an Rosegger: „Was trägt eine richtige Aelplerin (Dirn) für besseres Gewand und für gewöhnliches vom Kopf bis zum Fuß? — Ich kann so was oft sehen und hab' kein Auge dafür, und wenn ich, wie jetzt, mir die ganze Kleiderordnung abgucken möchte, weil ich es wissen will, so hab' ich keine vor mir“, und Aehnliches Br. 140. Man erkennt allerdings andererseits auch wieder daraus, daß er keineswegs diese Nebendinge ganz vernachlässigen wollte

nur kamen sie erst an zweiter Stelle. Er brauchte daher auch auf keine Berge zu klettern, von denen er ja gewiß geistig in's freie Land blickte und deren Bewohner er nach seinem Herzen auffaßte.

Indessen gewann er namentlich auch in Norddeutschland Freunde, er erlebte die Genugthuung, daß man sich um seine novellistischen Arbeiten von allen Seiten her bewarb und ihn sogar um biographische Daten anging. Man fing draußen im Reich an, ihn im Auge zu behalten, indessen er in Oesterreich schon wieder vergessen wurde. Es wäre für ihn höchste Zeit gewesen, sich einmal materiell erholen zu können; was er über Grillparzer schrieb: „Der Mann ist seiner Zeit an der Erbärmlichkeit der österreichischen Verhältnisse zu Grunde gegangen", konnte man wohl auch auf ihn anwenden. So schrieb er denn noch bitterer als in der bittersten Jugendzeit an Rosegger: „Ich erlahme, alle Talentlosigkeit ist mir um eine Nasenlänge vor, meine Verhältnisse verschlechtern sich. Es ist eine wahre Anmaßung, für das Gesunde, das Echte und Rechte sich einzusetzen, man hat nichts als Anfeindungen davon." Und was liegt am Nachruhm, „die Eintagsfliegen tanzen recht vergnügt in der Sonne". Ja, da mußte er in der Redaction des Figaro knechten, was Rosegger zu dem ingrimmigen Epigramm veranlaßte:

Der größte Tragiker unserer Zeit,
Der muß ein Witzblatt machen —
Ein tragischer Witz, auf meine Ehr',
Man möchte Thränen lachen.

Und die Klagen konnten nicht verstummen, der „Feldschandarm Sorge" war hinter ihm her, und kaum waren die materiellen Sorgen weg, meldeten sich die seelischen. Er schüttelte zwar „seine Ketten mit Anstand", aber er verstand nicht wie der Possenschmierer Langer „den Viertelstundenenthusiasmus zu wecken". Zwar hatte er sich doch nach und nach sogar ein kleines Häuschen erwirthschaftet, aber da, als er schon einen festen Halt gefunden hatte, ging seine sechzehnjährige Ehe ohne ein Verschulden von seiner Seite in Trümmer. Der Herausgeber Dr. Bettelheim hat in dankenswerther Weise alles darüber unterdrückt, es sind nur vereinzelte Aufschreie, die stehen geblieben sind und um so erschütternder wirken. Aber das Häuschen war zu verkaufen und stand leer.

Doch schien sein Stern in der Literatur wieder heller aufleuchten zu wollen. Die neue deutsche Literaturbewegung der 80er Jahre nahm sich seiner, des schon halb Gebrochenen, an. Hier sollten die letzten Glücksstrahlen in sein geplagtes dunkles Leben fallen. Berliner Theater mußten den Verkannten erst für die Heimath wieder entdecken. Auch fiel die Gründung und Eröffnung des deutschen Volkstheaters, über das (s. Br. 473) er sich freilich skeptisch genug äußerte, in seine letzten Lebensjahre, wo er als Dramaturg angestellt wurde und das Eröffnungsstück schreiben sollte. „Sie sehen, daß sich gegenwärtig Ehre auf meinem Haupt und Geld in meinen Händen häuft", lautet es sogar in einem Brief an Bolin (1888). Aber dann kam wieder die Ehekatastrophe kurz vor seinem 50. Geburtstag, den festlich zu begehen sich alle Freunde anschickten. Die letzten Ereignisse sollten ihn auch in seiner Gesundheit tückisch treffen, ein Absceß warf ihn auf das Krankenlager, von dem er sich nicht mehr erheben sollte. „Mir fällt nichts ein, ich bin ein armes Hunderl", lautet sein vorletzter, schon mit unsicherer Schrift geschriebener Zettel, eine rührende Reliquie aus einem armen deutschen Dichterleben.

Für diese Veröffentlichung seiner Briefe, die uns zum ersten Mal in seine Leiden und Freuden wahrhaft einführen, können wir Bettelheim wohl sehr dankbar sein. Nicht nur der Literaturhistoriker, für den Bettelheim mit einem reichen Commentar und anderen Beiträgen zu Anzengruber's Leben sorgt, sondern auch der denkende Freund des Volksdichters wird zu diesen Confessionen oft und gern greifen, um sich immer vom Neuen an ihrem gesunden Charakter zu erfreuen. Es war dem Dichter nicht gegönnt, „sich auswirken" zu können, wonach er stets strebte, aber auch aus diesem Briefwechsel sehen wir, daß er immer das Beste im Auge hatte, wofern ihm nur Gelegenheit dazu geboten wurde. Darum, weil sie ein Stück seines Menschenthums und in Freuden und Leiden mit ihm verknüpft sind, sollen diese Briefe uns so werth sein als seine Werke selbst, denn:

„Wo ein Held und Heiliger starb, wo ein Dichter gesungen,
Uns im Leben und Tod ein Beispiel trefflichen Muthes,
Hohen Menschenwerthes zu hinterlassen, da knieen
Billig alle Völker in Andachtswonne, verehren
Dorn und Lorbeerkranz, und was ihn geschmückt
und gepeinigt. (Goethe.)

Der religiöse Zug in Nietzsche's Philosophie.

Von Pani Meschke.

Diese Zeilen sollen kein Urtheil über Friedrich Nietzsche fällen. Schwirren doch solche von widersprechender Art in allzu großer Menge heute durch einander. Ein neuer Messias, die Incarnation des Bösen, zwischen diesen beiden äußersten Grenzen steigen die Werthungen auf und ab. Hinblickend auf die blinden Verehrer sagt Nietzsche selbst: „Heerden sind nichts Gutes, auch nicht wenn sie Dir nachlaufen." Und für die, welche glauben, ihn ignoriren zu können, gilt sein Wort: „Was liegt an einer Zeit, die für Zarathustra ‚keine Zeit' hat?" Die kommenden Philosophen, wie er sie sich dachte, sollten selbstständig Mitschaffende und „Versucher" neuer Pfade sein, nicht blinde Gläubige. Wie weit aber seine Lehre vor der philosophischen Kritik Stand hält, darüber will ich hier nicht urtheilen; denn es wäre eine Verkennung der genialen Größe dieses Denkers, in einer kurzen Skizze ihn abwerthen zu wollen. Man hört oft sagen, seine Lehre sei nichts in sich Abgeschlossenes. Daß diese Ansicht falsch ist, daß trotz der Wandlungen, die Nietzsche durchgemacht hat — sagt er doch von sich selbst: „Nur wer sich wandelt, bleibt mit mir verwandt" —, seine Entwickelung consequent vor sich geht, und auch die Theile seiner Philosophie organisch aus einander herauswachsen, haben die beiden Schriften gezeigt, die vom philosophischen Standpunkte aus als Untersuchungen über Nietzsche's Gesammtphilosophie allein in Betracht kommen. Es sind dies die Schriften: „Friedrich Nietzsche, der Künstler und der Denker" von Alois Riehl in Halle, und „Nietzsche als Philosoph" von Hans Vaihinger in Halle. Wenn aber Nietzsche's Lehren einen geschlossenen Kreis bilden, trotz ihrer aphoristischen Abfassung, so kann eine Abwerthung seiner Philosophie auch nur vom Ganzen her unternommen werden. Besonders tiefe Einblicke aber wird man thun, wenn man Nietzsche psychologisch zu verstehen sucht, wie dies Riehl unternommen hat. Dabei wird die Kenntniß seines Lebens gute Dienste leisten. Und dieses ist ja meisterhaft von Nietzsche's Schwester Elisabeth Förster-Nietzsche dargestellt worden in der Biographie „Das Leben Friedrich Nietzsche's".

Worauf wir hier unser Augenmerk richten wollen, das ist der religiöse Charakter einiger Lehren Nietzsche's. Der religiöse Charakter? Geht Nietzsche nicht das Organ für das Religiöse vollkommen ab? so wird Mancher fragen. Habe ich doch von theologischer Seite her „Kritiken" Nietzsche's gelesen, deren Schluß darin gipfelte, daß Gott selbst den himmel-

stürmenden Frevler mit seinem strofenden Blitzstrahle getroffen habe, indem er seinen Geist umnachtete und so seinem Schaffen oder vielmehr Zerstören das Ziel setzte. Die Lehren eines solchen Denkers sollten ein religiöses Element enthalten? Wir vermögen in dem tragischen Schicksal des Denkers nur die Folge der hochgradigen Anspannung und Erregung, in der sich seine schaffende Psyche befand, zu erblicken.

Nietzsche fühlt religiös und seine Lehre trägt zum Theil einen religiösen Charakter.

Bei der Aufzeigung dieses religiösen Zuges kommt vor Allem das Werk „Also sprach Zarathustra" in Betracht, das tiefste Buch, welches die Menschheit nach Nietzsche's eigenem, in der „Götzendämmerung" ausgesprochenen Urtheil besitzt. Nietzsche bezeichnet es als ein Vorrecht an dem halkyonischen Element des Werkes, an seiner sonnigen Helle, Ferne, Weite und Gewißheit Antheil zu haben. Aus seinen eigenen Aufzeichnungen kann man ersehen, mit welcher Wucht ihn auf seinen einsamen Gängen die Zarathustragedanken überfielen, so daß das Werk wie inspirirt entstand und jedes der drei ersten Bücher in zehn Tagen vollendet wurde. Er selbst sagt, daß man Jahrtausende zurückgehen müsse, um Jemanden zu treffen, der gleich ihm von seinen Gedanken wie von einer Offenbarung überfallen worden wäre. Man muß sein Bekenntniß hierüber in den autobiographischen Skizzen selbst nachlesen, um sich eine Vorstellung davon zu machen, in welchem psychischen Zustande sich Nietzsche bei dieser Schöpfung befand. „Mit dem geringsten Rest von Aberglauben in sich würde man in der That die Vorstellung, bloß Incarnation, bloß Mundstück, bloß Medium übermächtiger Gewalten zu sein, kaum abzuweisen wissen." So ist schon sein seelischer Zustand dem zu vergleichen, wo nicht gleichzusetzen, in welchem sich die alten Religionsstifter und Propheten bei ihren Aussprüchen befanden. Es ist der schon an's Pathologische streifende Zustand der religiösen Ekstase.

Auch der Name Zarathustra weist auf das religiöse Element des Werkes hin. Zarathustra ist ja der große Stifter der persischen Religion. Wie kommt aber Nietzsche dazu, seine Worte in den Mund Zarathustra's zu legen? Was hat seine Lehre mit Zarathustra zu schaffen? Auch hierüber geben die schon erwähnten autobiographischen Skizzen Aufschluß. „Perser haben zuerst Geschichte im Ganzen, im Großen gedacht."

Zarathustra aber ist ihm der, welcher zuerst die Moral in's Metaphysische übersetzt, welcher die Lehre von einer moralischen Weltregierung aufgestellt hat. Für Nietzsche ist nun aber „die Geschichte die Experimentalwiderlegung vom Satz der sogenannten sittlichen Weltordnung". Er will ja die Dinge von der Knechtschaft unter dem Zwecke erlösen. Damit befindet er sich offenbar im Gegensatze zu Zarathustra. Aber, sagt Nietzsche, wenn Zarathustra, der als Einziger die Wahrheit zum obersten Princip gemacht hat, als Erster diesen Irrthum geschaffen hat, so muß er auch als Erster diesen Irrthum erkennen und widerrufen. Der sittlich-religiöse Inhalt ist es, der Nietzsche sein Werk „Also sprach Zarathustra" benennen läßt.

Deutet so schon der Titel auf das Religiöse hin, so ist der Eindruck der feierlichen, religiösen Grundstimmung unausbleiblich, wenn wir laut lesend — dies ist ja bekanntlich eine Forderung Nietzsche's — die Gewalt der Sprache auf unser Ohr wirken lassen. Alle Nüancen der Sprache stehen Zarathustra zu Gebote. Vom weichesten Flüstern erheben sich seine Worte bis zum donnernden Rauschen. Seine Rede ist gestimmt auf den prophetischen Ton der Bibel. Zart und weich erklingt Zarathustra's Hoffnung: „Wachet und horcht, ihr Einsamen! Von der Zukunft her kommen Winde mit heimlichem Flügelschlagen; und an feine Ohren ergeht frohe Botschaft!" Wie Gewittersturm aber und alttestamentlicher Prophetenzorn rauscht es: „Wehe dieser großen Stadt! Und ich wollte, ich sähe schon die Feuersäule, in der sie verbrannt wird! Denn solche Feuersäulen müssen dem großen Mittage vorangehen." Die größte Redegewalt finden wir bei Nietzsche überhaupt in den religiös gefärbten Stellen. Wer die Tiefe, die Lust und den Schmerz seiner Zarathustraworte einmal gefühlt hat, dem graben sie sich unvergeßlich in's Herz.

Nietzsche fühlt religiös. Wie aber ist seine Religion beschaffen? Er verneint den Theismus, und auch pantheistisches Aufgehen im All ist ihm fremd. Er ist Atheist. Damit wird nun für Viele die Frage nach Nietzsche's Religion zum Abschluß gebracht sein. Ohne Theismus keine Religion, werden Viele sagen. Höchstens dem Pantheismus werden Manche noch Concessionen machen. Schließlich ist die Frage nach dem Wesen der Religion zu tiefgehend, der Begriff „Religion" zu verschieden schon definirt worden, als daß ich die Frage hier entscheiden könnte. Doch will ich bekennen, daß nach meiner Ansicht vom Religiösen die Verehrung nicht losgelöst werden kann. Die Objecte der Verehrung sind, wie man aus der vergleichenden Religionsgeschichte sieht, durchaus verschieden und können daher höchstens den Werth und die Höhe einer Religion bestimmen, niemals aber den Maßstab zur Festlegung des Begriffes Religion abgeben. Das Religiöse ist zunächst formaler Natur. — Ich habe nun darzulegen, was unserem Denker an die Stelle des Theismus tritt. In „Jenseits von Gut und Böse" heißt es: „Es scheint mir, daß zwar der religiöse Instinct mächtig im Wachsen ist — daß er aber gerade die theistische Befriedigung mit tiefem Mißtrauen ablehnt." Unserem Denker steht es also offenbar fest, daß Theismus und Religion keine Wechselbegriffe sind, daß Atheismus nicht Irreligiosität involvirt. In diesem Sinne bezeichnet sich Zarathustra als den Gottlosen und sagt gleich im Eingange der Dichtung: „Sollte es denn möglich sein! Dieser alte Heilige hat in seinem Walde noch Nichts davon gehört, daß Gott todt ist!" Viele, die den Moralisten Nietzsche geradezu perhorresciren — vielleicht in Folge des Geschreis seiner „Affen" und „Grunze-Schweine" — werden nun schnell bei der Hand sein, das Immoralische und das Atheistische seiner Lehre in den Zusammenhang der Wechselwirkung zu bringen. „Ich baue nicht stark auf die Art von Sittlichkeit, die ihre Wurzeln nicht im Glauben der Kirche hat" sagt Rector Kroll in Rosmersholm. Ohne mich hier auf Nietzsche's „Immoralismus" einzulassen, der mit seiner willensstarken Selbstzucht und mit seiner schroffen Feindschaft gegen alles Eudämonistische — „man soll nicht genießen wollen" — erhaben über allen Verdächtigungen steht, will ich nur auf Eins hinweisen. Nietzsche führt selbst in der Zarathustra-Dichtung den „häßlichsten Menschen" vor. Dies aber ist ihm der, der Rache nahm am Zeugen; der es nicht ertragen konnte, daß ein Gott all' seine verhehlte Schmach und Häßlichkeit sah; der ihn deßhalb leugnet. „Der Gott, der Alles sah, auch den Menschen: dieser Gott mußte sterben! Der Mensch ertrug es nicht, daß solch' ein Zeuge lebt." Nietzsche's Atheismus und ein Atheismus solcher Art sind himmelweit verschieden. Nietzsche's Atheismus geht außerdem schon auf die Zeit zurück, wo er noch gar nicht der „erste Immoralist" war, auf die Zeit, wo er mit Schopenhauer's Metaphysik auch dessen Mitleidslehre bekannte und im Schopenhauer'schen Heiligen das Ideal erblickte. Später wurde er stark von Darwin beeinflußt. Der

Kampf um's Dasein wird ihm zur Bedingung aller Höherentwickelung. Ebenso wenig wie mit Schopenhauer's Metaphysik war hiermit der Gedanke vom liebenden Gottvater vereinbar. Sein Atheismus ist vorhanden, ehe er den Gedanken einer Umwerthung aller Werthe faßte. Mit der „ruchlosen Denkungsart" des platten Optimismus fiel ihm der Gott. Wenn er in seiner letzten Epoche gegen die Religion eifert, so richten sich seine Angriffe, aus einem noch zu berührenden Grunde, gegen das Christenthum im Besonderen.

Nietzsche war eine viel zu tiefe Natur, als daß er den klaffenden Spalt, der sich mit der Verneinung Gottes aufthat, nicht hätte sehen sollen. Er fühlt es: ein Neues muß an die Stelle des alten Gottes treten. In der „Fröhlichen Wissenschaft" lesen wir: „Das Heiligste und Mächtigste, was die Welt besaß, ist unter unseren Messern verblutet. Ist nicht die Größe dieser That zu groß für uns? Müssen wir nicht selber zu Göttern werden, um ihrer nur würdig zu erscheinen?"

Im „Zarathustra" wird dieser Gedanke ausgeführt. „Todt sind alle Götter — nun wollen wir, daß der Uebermensch lebe." Das ist Nietzsche's Lösung dieser Frage. So tritt der Uebermensch an die Stelle des alten Gottes. Das Ideal des Uebermenschen wird so hoch gesteigert, daß es an's Göttliche heranstreift. Das Streben nach diesem Ideal hat zur Folge die Vergottung des Menschen. Viele vor Nietzsche haben ja den Versuch gemacht, die bisherige, auf's Transscendente gehende Religion durch Anderes zu ersetzen. Es wäre falsch, Nietzsche's Lösung mit diesen Versuchen in Parallele zu bringen. Nietzsche beweist auch hier die Originalität des Genies. Meistens wurde der Ersatz der alten Religion in der Wissenschaft oder in der Kunst gesucht. Das Gute, Schöne und Wahre wurden als die Objecte der neuen Religion proclamirt. Nietzsche weiß, daß so die Lösung nicht erfolgen kann. Er, dessen Philosophie, wenn man von seiner Aufklärungsperiode absieht, „antiintellectualistisch" ist — es zeigt sich da noch die Schopenhauer'sche Einwirkung — konnte den Ersatz der Religion nicht in einem gesteigerten Intellectualismus finden. Nietzsche hat die zu schaffende Cultur zum Thema. Schon in seinen Erstlingsschriften tritt dies zu Tage. Er bemißt den Werth des Menschen nach der Stärke seines Wollens und Schaffens. Auf die kommende Zeit richtet sich daher seine sehnende Hoffnung, nicht auf „Hinterwelten". Der Mensch dieser kommenden Zeit aber soll der Uebermensch sein, denn „alle Wesen schufen bisher etwas über sich hinaus". Mit derselben Inbrunst, mit der Gott geliebt wurde, liebt Nietzsche dieses hohe Ideal. Eine genaue Darstellung der Lehre vom Uebermenschen liegt nicht im Rahmen dieser Skizze, obwohl allerdings bei den vielfachen Mißdeutungen, die gerade diese Lehre erfahren hat — man denke nur an die Identificirung des Uebermenschen mit der „blonden Bestie" — eine solche nicht zwecklos wäre. Was uns hier interessirt, ist vielmehr, zu sehen, wie für Nietzsche der Uebermensch ganz zum Object der Hoffnung und Verehrung wird. Der Christ erwartet ein besseres Jenseits, er flüchtet sich in Hinterwelten. Nietzsche bleibt der Erde treu; er sieht die Aufgabe des Menschen darin, der Erde einen Sinn, einen Menschensinn zu geben. Der Sinn der Erde aber ist der Uebermensch. Der Wille des Menschen spreche, „der Uebermensch sei der Sinn der Erde". Alle stolzen und hohen Gefühle legt Nietzsche in die Brust dieser kommenden Menschen. Der Uebermensch ist ein Ideal. „Des Uebermenschen Schönheit kam zu mir als Schatten. Ach, meine Brüder! Was gehen mich noch die Götter an!" — Aber dieser Schatten soll nicht Schatten bleiben, das Bild soll zur Wirklichkeit werden. Der Mensch soll sich zum Uebermenschen oder doch zu seinem Vorfahren umschaffen. Eben weil Nietzsche als Culturphilosoph Wollen und Schaffen am Höchsten schätzt, tritt ihm der Uebermensch an Gottes Stelle. „Könntet Ihr einen Gott schaffen? — So schweigt mir doch von allen Göttern! Wohl aber könntet Ihr den Uebermenschen schaffen." — „Einst sagte man Gott, wenn man auf ferne Meere blickte; nun aber lehrte ich Euch sagen: Uebermensch." Mit tiefer Sehnsucht schaut Zarathustra aus nach seiner Kinder Land. Das Göttliche ist nicht mehr der ewige Urgrund alles Seins, es ist ein Ideal, zu dem der Mensch sich emporbauen soll. Das Göttliche kann nur in dieser Welt liegen. Den Eleaten wird Heraklit entgegengestellt. Von hier aus erklärt sich auch Nietzsche's Haß gegen das Christenthum im Besonderen. Alles, was der Schöpfung des Uebermenschen widersteht, was den Menschen verhindert, größer und stärker zu werden, Alles das ist Entartung. Das Christenthum mit seiner Forderung der Demuth und Ergebenheit wird für den aristokratischen Denker zur Sclavenreligion, die alle hohen Zustände der menschlichen Brust verwirft. In „Jenseits von Gut und Böse" lesen wir: „Der christliche Glaube ist von Anbeginn Opferung: Opferung aller Freiheit, alles Stolzes, aller Selbstgewißheit." Zu einem erlogenen Jenseits sucht das Christenthum den Menschen zu verlocken; damit aber entfremdet es ihn seiner wahren Bestimmung, der Erde einen Menschensinn zu geben. Die Christen werden Nietzsche zu Predigern des Todes; sie lieben Gott, indem sie den Menschen an's Kreuz schlagen. Daß Nietzsche's Haß gegen asketisches Christenthum gerechtfertigt ist, gestehen wir ein. Nur ist das heutige Christenthum ja nicht in dem Sinne weltflüchtig, wie es Nietzsche meinte. Ob damit allerdings nicht schon eine Abweichung vom ursprünglichen Christenthum gegeben ist, ist eine andere Frage.

Beten freilich kann man bei der Religion Zarathustra's nicht. Aber Zarathustra ruft auch den „Abtrünnigen" zu: „Dein feiger Teufel in Dir, der gerne Hände falten und Hände in den Schooß legen und es bequemer haben möchte: dieser feige Teufel redet Dir zu, ‚es giebt einen Gott'!"

Im engen Zusammenhange mit der Lehre vom Uebermenschen, und darum noch kurz zu erwähnen, steht eine andere merkwürdige Lehre, die Lehre von der ewigen Wiederkunft, als deren ersten Verkündiger sich Nietzsche fühlte. Sie ist das Dionysische Element in Nietzsche's Philosophie; „die höchste Formel der Bejahung, die überhaupt erreicht werden kann" nennt er sie in seinen Aufzeichnungen. Besonders im Capitel „Der Genesende" im Zarathustrabuche wird sie vorgetragen, bildet jedoch zusammen mit der Lehre vom Uebermenschen das Thema des ganzen Werkes. Auf seinen einsamen Wanderungen durch die Wälder am See von Silvaplana wurde Nietzsche plötzlich vom ewigen Wiederkunftsgedanken überfallen. Mit solcher Gewalt drückte ihn dieser Gedanke, daß er ihn nunmehr als sein Schicksal bezeichnete und sich als den „Ersten, der diese Lehre lehren mußte", fühlte. Sehen wir aber genauer zu, so finden wir, daß Nietzsche bereits in der „Unzeitgemäßen Betrachtung vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben" diese pythagoräische Lehre kannte und ablehnte. „Siehe, wir wissen, was Du lehrst" sagen Adler und Schlange zu Zarathustra, „daß alle Dinge ewig wiederkehren und wir selber mit, und daß wir schon ewige Male dagewesen sind und alle Dinge mit uns". Die ganze Tiefe dieses Gedankens, seine ganze Schwere mißt Zarathustra

aus. Alles kehrt wieder, auch mein eigenes Leben; noch unzählige Male werde ich dasselbe Leben leben müssen, im Größten und auch im Kleinsten. „Der Knoten von Ursachen kehrt wieder, in den ich verschlungen bin — der wird mich wieder schaffen!“ Bei diesem Gedanken wird Zarathustra von tiefem Ekel ergriffen. Sah er doch auch den Größten noch allzu menschlich, allzu klein. Voller Ekel ruft er aus: „Ach, der Mensch kehrt ewig wieder! Der kleine Mensch kehrt ewig wieder!“ Eins nur kann von diesem großen Ekel befreien: die Hoffnung auf den Uebermenschen. Der Uebermensch nur kann freudig nach ewiger Wiederkunft begehren. Der Mensch muß an dieser Erkenntniß zu Grunde gehen.

Diese Unsterblichkeit, die Nietzsche lehrt, ist, wie leicht zu sehen, durchaus vom christlichen Unsterblichkeitsdogma verschieden. Nicht ewige, wunschlose Seligkeit, sondern ewige Wiederkehr alles dessen, was unser jetziges Leben ausmacht. Ewige Wiederkehr auch alles Leidens; ewige Wiederkehr aber auch alles Großen, das nur aus Kampf und Schmerz geboren wird. Aber keine Erinnerung verbindet die einzelnen Phasen unseres Wiederkommens. Und wenn ferner das Christenthum unvergängliche Seligkeit gerade als den Lohn der christlichen Tugenden verheißt, so wird Zarathustra beim Gedanken, daß der kleine Mensch des christlichen Ideals ewig wiederkehren sollte, von namenlosem Ekel befallen, von dem ihn erst die Hoffnung auf den Uebermenschen befreit.

Ich kann aus Gründen, die im Eingange erwähnt sind, nach dieser Skizze kein Urtheil über Nietzsche's Philosophie abgeben. Wenn ich aber die Beweise, die Nietzsche an verschiedenen Stellen für seine Lehre von der Wiederkehr beibringt, betrachte, so muß ich sie als logisch nicht zwingend zurückweisen. Diese Lehre ist philosophisch unhaltbar.

Auch seine Züchtung des Uebermenschen muß ich als einen Traum bezeichnen, als den stolzesten und höchsten Traum allerdings, den ein Mensch geträumt hat. Nietzsche fühlt dies selbst, wenn er im „Antichrist“ das Ideal aus seiner absoluten Höhe zurückschraubt zu „etwas, das im Verhältniß zur Gesammtmenschheit eine Art Uebermensch ist“. In diesem Sinne ist natürlich der Uebermensch möglich und wirklich.

Darin traf Nietzsche das Rechte: die auf dem Gefühlsleben ruhende, transscendente Religion kann ihren Ersatz nicht in einer Steigerung unseres Wissens finden. Soll etwas Immanentes an ihre Stelle treten, so kann dies nur die willensstarke Selbstzucht und thätiges Mitschaffen an einer zu verwirklichenden Erdencultur sein.

Feuilleton.

Meyer's größte Dummheit.

Von Erich Wunsch (Berlin).

Vier Mal wöchentlich, von Zwölf bis Eins, las Erich Schmidt im Auditorium maximum über „Schiller und Goethe“, vor einer Zuhörerschaft, die zum großen Theil auch aus Damen bestand.

Der Erste im Hörsaal war immer mein guter Freund Meyer. Er saß auf der vordersten Bank, dicht vor dem Katheder, blätterte in seinem Heft, das er sich säuberlich selbst zusammengestellt, dessen Seiten er mit engen, zierlichen Zeilen gefüllt hatte, und gab sich maßloser Vorfreude hin.

Die Vorlesung bei Erich Schmidt bedeutete für ihn den schönsten Theil des ganzen Tages. Schon Morgens früh, wenn er sich seine Schuhe putzte — und das war keine kleine Arbeit, denn er ging immer mitten auf dem Damm — schon Morgens, wenn er seine Schuhe putzte und zum selbstbereiteten Thee ein Stück trockenes Brod und eine Zwiebel, sein Leibessen, verzehrte, dachte er mit Freuden an Schiller, Goethe und Erich Schmidt. Saß er gleich nach Zwölf wieder in dem großen Hörsaal, dann hatte sich dieses Glücksgefühl so gesteigert — wie an den Sonntagsmorgen seiner Schulzeit, wenn seine Mutter, die Frau Pastor Meyer, ihm Kaffee und Zwieback an's Bett gebracht hatte ... So ungefähr war ihm vor der Vorlesung zu Muthe; um Eins, wenn sie zu Ende war, glühten seine Wangen, und sein Kopf rauchte — buchstäblich! — so hatte er aufgepaßt. Er war dann ein Bild — unbeschreiblich!

Er war lang und mager. Sein Kopf war sehr groß. Aus Sparsamkeitsrücksichten ließ er sich einen Bart stehen. Der Bart wollte aber nicht so recht wachsen, und so sah Meyer im Gesicht immer etwas garstig aus, trotz seiner großen blauen Augen.

Sehr sauber war er von Natur nicht. Seine Hosen hingen in den Knien beträchtlich, auch waren sie, weil sie sehr lange vorhalten mußten, unten immer ein Bißchen ausgefasert. Seine Stiefeln putzte er nicht alle Morgen; manchmal war er zu spät aufgestanden, und manchmal war er zu faul. Den Kragen wechselte er jede Woche. Manschetten trug er grundsätzlich nie, „weil sie beim Schreiben hindern und auch sonst sehr schwer zu tragen sind.“

So ging er trotz all' meiner Vorwürfe.

Wer schildert mein Erstaunen, als ich eines Tages — ich schlenderte aus Langerweile wieder einmal in's Colleg — meinen Freund Meyer wie ein Gigerl gekleidet, für seine Verhältnisse natürlich, auf dem bewußten Erstebank-Platz sitzen sah! Sofort aber hatte ich auch den Grund zu dieser auffallenden Veränderung entdeckt: auf einem Stuhle links neben dem Katheder saß eine schöne, sehr elegante Dame.

Meyer — nicht wieder zu erkennen!

Er trug eine neue graue Hose mit tadelloser Bügelfalte und seinen besten, das heißt seinen schwarzen Rock. Er hatte einen blendend weißen Kragen angelegt und sogar Manschetten. Der garstige Bart war verschwunden.

„Meyer,“ sagte ich nach dem Colleg zu ihm, „mach' keine Dummheiten. An Liebschaften ist bei Dir erst zu denken, wenn Du angestellter Hülfslehrer bist. Außerdem, überlege Dir doch einmal: die Dame ist doch mindestens dreißig Jahre alt; sie trägt seidene Röcke und Jupons, sie hat wundervolle Ringe, sie ist sicher sehr reich; sie ist sehr hübsch — glaubst Du, die weiß noch nicht, was Liebe ist? Glaubst Du, die hat Etwas mit einem armen Studenten im Sinn, noch dazu mit solch einem Tolpatsch wie Du?!“

„Was willst Du überhaupt von mir, was meinst Du eigentlich?“

„Meyer, thu' doch nicht so; Du bist ja ganz roth geworden!“

„Meinetwegen, mach' Dich über mich lustig! Aber ich will wirklich nichts von der Frau — ja, bloß ansehen, immer ansehen möchte ich sie und — und vielleicht einmal meinen Kopf in ihr seidenes Kleid schmiegen. Weißt Du, mir würde sein wie Orestes, der sein Haupt an Iphigenien's Brust kühlt ...“

Seine Augen blitzten und seine Wangen waren fieberroth. Ich wußte nicht, was ich sagen sollte:

„Meyer, das ist nichts für Dich, das —“

„Sei still, ich sage Dir ja, daß ich nichts von ihr will. Ja wenn sie ein junges Mädchen wäre —“

„Und woher weißt Du, daß sie kein „junges Mädchen“ ist? Einen Ehering trägt sie doch nicht.“

„Ja, siehst Du denn das nicht? Glaubst Du, daß ein junges Mädchen ein so müdes, aber auch so ausgeglichenes, ein so edles Gesicht haben kann?“

Er hatte Recht. Ich warnte ihn noch einmal.

Längere Zeit war ich nicht in's Colleg gegangen und hatte Meyer ebenso lange Zeit nicht gesehen. Da stürzte er eines Nachmittags aufgeregt in mein Zimmer:

„Ich glaube, ich habe heute eine große Dummheit begangen!“

„Wegen der eleganten Frau natürlich!“ sagte ich ohne Zögern.

„Ja.“

„Nun?“

„Ich habe einen Corpsstudenten geohrfeigt.“

„Das setzt also Pistolen.“

„Du, verstehst Du etwas davon? Dann sage mir, was ich jetzt zu thun habe.“

„Gar nichts. Du hast doch jedenfalls dem Corpsstudenten Deine Karte gegeben?“

„Nein. Ich habe doch keine Visitenkarten. Aber ich habe ihm meine Adresse auf einen Zettel geschrieben.“

„Schön. Er wird Dich also morgen Vormittag auf Pistolen unter schweren Bedingungen fordern lassen.“

„Ist das gefährlich?“

„Kann es sein.“

„Und was habe ich dabei zu thun?“

„Du hast bei einem Corps, das mit dem Corps Deines Gegners in Waffenverband steht, Waffen zu belegen, und das Corps wird dann alles Uebrige besorgen.“

„Kostet das was?“

„O ja.“

„Was wird es wohl im Ganzen kosten?“

„Sechzig bis hundert Mark.“

„O je, das ist so Geld für einen ganzen Monat! Wo krieg ich das her?“

„Ja, das ist Deine Sache; für solche schöne Dame muß man schon etwas thun — wie ist das übrigens Alles gekommen?“

„Du weißt doch, daß sie immer auf einem Stuhle links neben dem Katheder saß, nicht wahr? Nachher aber hat sie sich auf die erste Bank gesetzt und zwar gerade neben mich, weil nämlich neben mir ein Platz frei geworden war — und ich habe auch mit ihr gesprochen! Sie ist eine Französin, eine Wittwe; sie lacht nie. Ach, sie ist schön und vornehm! Sie —“

„Ja doch, ja doch — aber nun zu dem Corpsstudenten!“

„Höre: auf dem Stuhle, auf dem sie sonst gesessen hatte, saß nachher ein Corpsstudent! Er hat sich natürlich nur dort hingesetzt, um ihr besser in's Gesicht sehen zu können, und das hat er fortwährend gethan.“

„Und das war der Dame sehr unangenehm?“

„Gesagt hat sie so nichts, sie achtete gar nicht darauf, aber das kann man sich doch denken, daß es ihr unangenehm war, wenn sie Einer immerzu ansah, und noch dazu so Einer!“

„War er denn häßlich?“

„I wo, aber er sah immer so aus, als ob er grinste; und dann immer so geleckt; und die vielen Schmisse im Gesicht!“

„Das Alles soll den Frauen manchmal ganz gut gefallen!“

„Ihr aber nicht, darauf könnte ich schwören. Ich konnte es jedenfalls nicht mehr länger mit ansehen, und da —“

„Und da hast Du ihn geohrfeigt.“

„Ja. Als das Colleg heute zu Ende war, hielt ich ihn im Corridor an und sagte zu ihm: ‚Mein Herr, ich verbitte mir das, daß Sie meine Nachbarin fortwährend in dieser Weise ansehen!‘“

„Und was sagt er?“

„Er sagt gar nichts, sondern grinst nur auf seine unangenehmste Art — da kann ich mich nicht halten und schlage ihm in's Gesicht!“

„Sehr brav. Dafür schießt er Dich vielleicht nächstens todt!“

„Du, ist das sehr schwer, mit Pistolen zu schießen?“

„Du wirst es jedenfalls nie lernen.“

Kurze Zeit darauf ‚stieg die Pistolenkiste‘. Meyer schoß natürlich Löcher in die Luft und wurde selbst bald todtgeschossen.

Wir haben den armen Kerl in der Charité untergebracht, und dort lag er nun vom Januar bis zum Anfang des nächsten Wintersemesters. Am achten October war er so weit, daß er wieder in's Colleg gehen konnte.

Wie sah er aus! Vornübergebeugt, auf den Wangen hektisches Roth, so schleppte er sich hin. Die Kugel hatte Arges angerichtet.

Er quälte sich mit dem Gedanken: wie soll ich das Alles bezahlen?

Von Hause konnte er nichts verlangen. Was mochte sein Vater sich schon über seine Sündhaftigkeit entsetzt haben!

„Von Hause bekomme ich nichts, und noch mehr Stunden geben — unmöglich!

Und anderthalb Semester verloren!“

Aber das Schlimmste traf Meyer doch, als er zum ersten Mal wieder zu Erich Schmidt in's Colleg ging:

Als er im Corridor hüstelnd seinen Wintermantel aufhängte, schritt ein Pärchen, Arm in Arm, an ihm vorüber in den Hörsaal — die elegante Wittwe und der faunische Corpsstudent, der mindestens zehn Jahre jünger war als sie ...

„Also darum das Alles!“

Meyer lächelte — herzzerreißend.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (**unverlangte Manuscripte mit Rückporto**) an die **Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W 30 Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W, Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 38. Berlin, den 20. September 1902. 31. Jahrgang. Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Kriegsspiel.

Von Freiherr v. K.

Ein Schlachtfest war's, nicht eine Schlacht zu nennen. Fast über eine deutsche Meile hin, gegen sechs Infanterie-Staffeln, die nach einander zersprengt werden müssen, unter dem zermalmenden Feuer verschwenderisch aufgefahrener Batterien, erbraust der wilde Ritt. Die entflammten Reiter kännen sich gar nicht genug thun. Einzelne Compagnien des Fußvalks werden drei-, vier-, fünfmal hinter einander aufgerieben; hier und da stürzt sich in der Raserei des Angriffs eine Schwadron der Blauen auf die eigene Infanterie. Das Entzücken über die Pracht des grandiasen Schauspieles ist allgemein. Die ältesten Manövergäste haben so etwas noch nicht gesehen. Auch die Militärs, wenigstens die einheimischen, erklären sich für befriedigt. Der prinzliche Kampfrichter spricht den Blauen, für die der Kaiser die mächtige Attacke ritt, den Sieg zu. Und die Fachpresse, ich meine das Berliner Tageblatt, urtheilt ja streng wie gerecht: „War am 11. September die anfilirende Wirkung der reitenden Batterien und Maschinengewehre gegen den in der Luft schwebenden rechten Flügel des 5. Corps ausschlaggebend für die Entscheidung des Tages, so geschah das Einsetzen der Cavallerie in einem Mamente, wie er günstiger nicht gedacht werden kann. Solchem Angriffe wird allerdings auch eine auf dem Rückzuge befindliche, erschütterte Infanterie mit Aufbietung der letzten Kräfte sich entgegenstemmen, die vordersten Reiterlinien werden nicht ahne schwere Verluste bleiben, die große Masse aber, die immer wieder auftauchenden Wellen werden schließlich das Kampffeld überfluthen, Infanterie und Artillerie wird in diesen Fluthen ersticken."

Man lernt immer zu, und keine Erkenntniß ist van Dauer. Die hahe Ausbildung der artilleristischen Technik und die Furchtbarkeit des Kleinkalibrigen hatten den Frontalangriff zu den Todten gewarfen. Im Burenkriege zumal war uns gezeigt worden, daß die dichte Phalanx der Angreifer nichts als eine Zielscheibe für den ruhig feuernden Gegner ist. Hatten schan die berühmten Cavallerie-Attacken von 1870 zu sehr fragwürdigen aber gar zu kläglichen Ergebnissen geführt, so mußte man voraussetzen, daß in neuester Zeit die Ralle der Reiterei als Hauptschlachtwaffe ausgespielt sei und daß sie im Allgemeinen nur noch für den Aufklärungsdienst, bei der Verfolgung, vor und nach der Entscheidung sozusagen Verwendung finden würde. Aber weit gefehlt. Der Schiedsrichter erkennt unbedingt an, daß Artillerie und Infanterie vor dem verwegenen Anprall der Berittenen zusammenbrechen müssen, auch wenn ihre Kraft noch so gut wie unversehrt geblieben ist, auch wenn Aufmarsch und Stellung des angeblich besiegten Generals v. Lignitz dem des siegreichen Gegners weit überlegen waren. Die unabhängige Kritik der Fachleute pflichtet dem Schiedsrichter bei. Desselbigengleichen der Augenschein. Denn in der That — weder Platzpatronen noch blinde Kanonenschüsse sind im Stande gewesen, den Reiter-Sturm aufzuhalten und das prunkvolle Theaterbild zu verändern. Sobald Dowe's kugelsicherer Panzer kein schöner Traum mehr ist, wird auch die rauhe Wirklichkeit dem hübschen Spiele auf dem Manöverfelde entsprechen.

Bis dahin freilich werden die Bedächtigen Recht behalten, die da inbrünstig wünschen, die grausige Probe auf das so lustig ausschauende Exempel möge uns erspart bleiben. Von 6000 Lanzenreitern bleibt nach ihrer Meinung nicht Einer übrig, wenn der auf sechs Kilometer berechnete Todesritt gegen gut gesicherte Artillerie und fast noch intactes, ruhig zurückgehendes Fußvolk zu drei Vierteln erledigt ist. Wilhelm II., der in militärischen Dingen zweifellos als Fachmann angesprochen werden darf, wird seinen Sieg über den General v. Lignitz deßhalb nicht allzu hoch anschlagen. Ihm kam es wohl nur darauf an, die Actionsfähigkeit seiner Reiter zu erpraben und zu beweisen. Prüfung und Beweise sind glänzend gelungen. Eine Gefahr erwächst aus der Uebung erst, wenn ihre Absicht und ihre Bedeutung verkannt, wenn das Spiel für Ernst genammen wird oder wenn servile Eilfertigkeit so thut, als nähme sie es ernst. Nicht zeitig und energisch genug kann gegen solche bedrahlichen Fälschungen des Sachverhaltes Front gemacht werden.

Inseratenbesteuerung.

Von Karl Mollenhauer (Blankenburg a. Harz).

Es ist keine Frage mehr, daß die bisherigen Einnahmen des Reiches nicht ausreichen, das steigende Bedürfniß zu decken. Jedenfalls kännen Umstände eintreten, die ein wirthschaftlich allein haltbares Verhältniß von Einnahme und Ausgabe stören. Das Jahr 1900 hat bewiesen, daß das Reich sich aus was

immer für Gründen vor plötzliche Ausgaben gestellt sehen kann, deren Wiederhereinbringen unabsehbar ist, und die Jahre 1901 und 1902 lehrten eindringlich, daß es leichtsinnig ist, sich gemächlich auf steigende Einnahmen einzurichten.

Es soll hier außer Erörterung bleiben, ob es rathsamer ist, das Reich von den Einzelstaaten unabhängiger zu machen oder die Einzelstaaten in ihren Haushalts-Aufstellungen noch weiter unter den Schwankungen der Finanzlage des Reiches leiden zu lassen. Jedenfalls hat sich herausgestellt, daß für die Bedürfnisse des Reiches neue Einnahmequellen erschlossen werden müssen.

Eine Umschau lehrt, daß da nicht mehr viel neu zu erschließen ist, daß vielmehr im Großen und Ganzen nur von stärkerer Heranziehung der schon blutenden Steuerobjecte gesprochen werden kann.

Eine Besteuerung indessen, die ich dringend empfehlen möchte, ist meines Erachtens noch nicht genügend erörtert und noch nicht nachdrücklich genug gefordert worden. Da es die Besteuerung der Inserate ist, die ich meine, so ist das Schweigen sehr erklärlich. Es heißt allerdings der Publicistik ein wenig Viel zumuthen, wenn man von ihr erwartet, daß sie sich gleichsam freiwillig zur Besteuerung melden soll. Es wird aber thatsächlich nichts Anderes übrig bleiben, als an diese Steuer, die übrigens bereits einmal im Jahre 1879 in einer Petition an den Reichstag, freilich vergeblich, gefordert worden ist, ernstlich heranzutreten, und die vornehme Presse wird keinen Anstand nehmen, leidenschaftslos den unbehaglichen Gegenstand zu behandeln. Ein völliges Novum ist die vorgeschlagene Steuer nicht. Bekanntlich haben sowohl England als Oesterreich sie gehabt, jenes bis 1853, dieses bis 1874. Verschiedene Gründe haben hier wie dort zu der Aufhebung geführt. Wesentlich der berühmte Satz von dem freien Spiele der Kräfte mußte herhalten, die Aufhebung begründen zu helfen. Dem Verkehre sollte jede lästige Fessel nach Möglichkeit abgenommen werden. Der Glaube an jenen Satz hat unter uns merklich nachgelassen, und so ist es auch an der Zeit, die Acten, „Inseratenbesteuerung betreffend", wieder einmal durchzusehen und das Ergebniß der damaligen Feststellungen erneut an dem heutigen Thatbestande zu messen.

Das Inserat, das einstmals schüchtern und bescheiden in England als Buchhändleranzeige auftauchte, ist heute zu einer weltbeherrschenden Macht geworden. Auch der oberflächlichste Zeitungsleser weiß, daß es die vierte Seite seines Blattes ist, die die Existenz dieser seiner Zeitung im Wesentlichen bedingt. Eine immense Kraft wohnt dem immer und immer wiederholten Wortbilde inne. Der Widerwilligste weiß von Angeboten, die eine unermüdliche Betriebsamkeit in Wort und Bild den Blicken geradezu aufdrängt und aufzwingt. Gewisse Meister der Insertionstechnik oder der Reclame sind bekanntere Namen als Goethe oder Bismarck. Ich würde den Zwecken dieser Beherrscher der vierten Seite nur dienstbar werden, wenn ich mich Namen zu nennen entschließen könnte. Es ist schon aus diesen Andeutungen ersichtlich, daß das, sagen wir, loyale Ankündigungsbedürfniß durch das Reclamegeschäft längst zur Nebensache geworden ist. Es handelt sich um Riesensummen, die der Verkehr, das Geschäft, der Arbeitsmarkt, das Mittheilungsbedürfniß dem Vermittlungsgewerbe, im engeren Sinne der Presse in allen ihren Abstufungen, opfern müssen. Wer nicht mehr ganz jung ist, hat es mit erlebt, wie, ich will sie einmal so nennen, die Textzeitungen, die also von der Berichterstattung und der Verbreitung einer politischen Anschauung ausgegangen sind, mehr und mehr von ihrem Anzeigentheil abhängig geworden sind, und wie sich umgekehrt bei dieser Conjunctur eine Unzahl ursprünglich nur als Annoncenblätter gedachte Veröffentlichungen des Druckergewerbes zu Zeitungen ausgewachsen haben, die zunächst wahl- und planlos ihren Text aufrafften, allmälig aber immer zielbewußter ihre Kenntniß des — beinahe hätte ich geschrieben, des Lesepöbels auszunutzen lernten.

Also darf der alte Respect vor den Fahrzeugen der öffentlichen Meinung in der Gesammtheit nicht mehr gefordert werden. Jedenfalls wird er nicht mehr gewährt. Sagenhaft beinahe muthet uns Jüngere die Erregung an, mit der das vormärzliche Geschlecht die Freiheit der Presse gefordert hat. Wir Sclaven der Preßfreiheit wenden uns wohl mit Unmuth ab von den täglichen Ueberschüttungen, mit denen uns die schwarze Kunst unermüdlich bedenkt. Aber ich will auch nicht übertreiben: den Preßzustand z. B. der dreißiger Jahre des abgelaufenen Jahrhunderts möchte ich auch nicht wieder zurückwünschen.

Ich will nicht den Schatten Montesquieu's beschwören, um mit ihm zu untersuchen, mit welchem Rechte nun der Staat dieser Ankündigungs-Industrie einen kleinen Aderlaß verordnen wollte. Aber immerhin möchte ich mich doch im Grunde auf den französischen Theoretiker berufen, wenn ich sage, daß eine Industrie, die sich unter dem Schutze des Staates und zum großen Theile durch Vermittlung der Staatsanstalten, im Besonderen der Post, zu so unabsehbarem Umfange ausgemästet hat, nach einer kleinen Blutabzapfung geradezu schreit. Durch den Satz vom freien Spiel der Kräfte lasse ich mich nicht einschüchtern.

Noch weniger etwa durch den Einwand, es liege in dem Steuerprojecte ein verkappter Angriff auf die Freiheit der Presse. Wenn man genauer zusieht, würde in einer Inseratenbesteuerung eben dieser Freiheit sogar ein ungeahnter Schutz erwachsen. Denn der Staat, der in dieser Besteuerung der Ankündigungen eine Einnahmequelle erschlossen hätte, würde doch gegen sein Interesse handeln, wollte er die Lebensbedingungen der öffentlichen Mittheilung durch polizeiliche Beschränkungen stören. Ich könnte mir eine Zeit denken, in der man in der Inseratenbesteuerung sogar ein Palladium der Preßfreiheit sehen dürfte.

Ich möchte die Besteuerung der Ankündigungen durch die Presse als Verkehrssteuer ansprechen. Aber schließlich kommt auf eine wohlbegründete Einordnung in das Steuersystem nicht so viel an als auf den Ertrag. Und von der erwarte ich ein ganz Erkleckliches.

Ehe ich darauf und die Definition des Inserats eingehe, möchte ich zur Empfehlung noch eines steuertechnischen Vorzuges gedenken, den mein Object vor allen anderen voraus hat. Während nämlich alle Gegenstände, die sonst der Besteuerung unterliegen, gern Verstecken spielen, sucht das Inserat die Oeffentlichkeit berufsmäßig. Die Steuerpflichtigen müßten also nur ihre Veröffentlichungen bei der zuständigen Behörde abliefern, und diese würde wie an einem Elektricitätsmesser die Gefälle ablesen können.

Steht hier also ein großes Plus zu unseren Gunsten, so bietet allerdings die eigentliche Begriffsbestimmung des Steuerobjects die größten Schwierigkeiten.

Welche Unmenge von Abstufungen und Zwischenformen von der gewöhnlichen Anzeige in der Zeitung bis zu der Verlagsanzeige auf der letzten Seite des letztherausgekommenen Buches! Wie steht es mit dem Maueranschlage, wie mit den Geschäftskataloge, wie mit dem Bierschoppenuntersatze, der Aschenbecher in Wirthshäusern, dem Theaterzettel, den Anschlägen in Eisenbahnwagen? Auch die eigentliche Zeitungsankündigung tritt nicht immer nett und klar als solche in die Erscheinung; jeder Kundige weiß, daß sie auf tausend Wegen in den eigentlichen Text der Zeitungen hinüberzuwachsen sucht, wo sie dann als uninteressirte Aeußerung der Redaction wirken soll. Alles das will abgeschätzt und erwogen sein, ehe man zu einer reinlichen Bestimmung gelangt. An den nach Hannover führenden Bahnlinien entlang viele Meilen weit ins Land wird z. B. an Bauernhäusern und Planken eine bekannte Backfirma angepriesen. Eine Ankündigung ist das ganz gewiß, aber kein Inserat in unserem Sinne. Es

auch schon dem geschmacklosen Hausbesitzer tributpflichtig geworden, der sich für ein elendes Stück Geld sein Haus verschimpfiren läßt.

Läßt Jemand einen Katalog der Waaren anfertigen, die er fabricirt oder mit denen er handelt, und versendet diesen selbst im größten Umfange an Kunden, so ist das zwar eine Ankündigung, aber kein Inserat. Es wird indessen eins, wird diese Geschäftsempfehlung einer Zeitung beigelegt. Denn es macht doch wohl keinen Unterschied, ob die Anpreisungen auf einer mit der Firma der Zeitung bedruckten Beilage oder auf einem selbstständigen, der Zeitung beigelegten Blatte verbreitet werden. Hauptmerkmal ist, daß das Blatt auf demselben Wege wie die Zeitung selbst den Lesern in die Hände gespielt wird. Wir sehen also, den Zusammenhang mit der Presse werden wir nicht los. Es kommt auf das periodische Erscheinen der Mittheilungen an, so daß z. B. die Anzeigentheile der Adreßbücher, der Fahrpläne, der Fremdenführer unzweifelhaft der vorgeschlagenen Steuer unterliegen würden. Denn noch ein weiteres Kennzeichen ist diesen Veröffentlichungen eigen. Der Unternehmer nimmt für Geld Mittheilungen eines Anderen auf in Veröffentlichungen, die aus einem anderen Grunde als dieser besonderen Ankündigung wegen auf Verbreitung rechnen können. Die Bücheranzeigen auf den letzten Seiten der literarischen Erscheinungen hätten darnach steuerfrei zu bleiben, weil der Verleger seine eigenen Verlagsartikel empfiehlt. Würde er sich indessen, um es recht deutlich zu machen, dazu hergeben, bei dieser Gelegenheit auch Käse oder Cigarren eines Dritten anzukündigen, so wäre das ein Inserat und damit steuerpflichtig. Das reine Annoncenblatt, das vielleicht nicht einmal die bekannten kleinen eingestreuten Anecdötchen bringt, ist steuerpflichtig, denn jede einzelne Ankündigung steht der Gesammtheit aller übrigen als Anhängsel oder Einschiebsel gegenüber und ist eben deßhalb ein echtes Inserat. Aber wir brauchen nicht einmal so weit in der Zergliederung zu gehen: der Herausgeber des Blattes ist Mittelsmann und nimmt für jede Ankündigung Geld.

Man sieht also, so ganz unfaßbar, wie es erst schien, ist der Begriff nicht. Die Steuertechnik hat noch ganz andere Nüsse zu knacken.

Ich wiederhole. Zum Begriffe des Inserats gehört Entgeltlichkeit der Mittheilung, Verbreitung der Ankündigung durch einen Mittelsmann, Verbindung der Ankündigung mit einer Veröffentlichung, die auch ohne diese Ankündigung herauskommen würde, mag sie nun eine eigentliche Zeitung, ein Adreßbuch, ein Fahrplan, ein Theaterzettel, ein Annoncenblatt, ein Fremdenführer oder was sonst sein.

Es versteht sich nun, daß nicht jede Ankündigung an einer solchen Stelle mit dem gleichen Steuersatze getroffen werden soll. Die nothwendigen Ankündigungen des Arbeitsmarktes, die die Tendenz zur Reclame nicht zu haben pflegen, werden mit einem ganz geringen Satze davon kommen. Ebenso wird dem Angebote und der Nachfrage auf dem Wohnungsmarkte kein allzu großes Opfer zugemuthet werden dürfen. Ankündigungen aus dem Familienleben lassen wohl zuweilen einen Schein von Eitelkeit erkennen, sollen aber auch im Ganzen mit einem geringen Satze belegt werden, wenn man nicht vielleicht dazu gelangt, Flächen- oder Raumabstufungen zu schaffen, und so die besonders prahlerischen Familienanzeigen etwas unsanfter anfassen könnte. Ankündigungen, die der Wohlthätigkeit oder einem löblichen allgemeinen Interesse dienen, blieben wohl am besten ganz steuerfrei. Man sieht, es ist am meisten auf die Ankündigungen abgesehen, die den Güteraustausch in seinem weitesten Umfange fördern, besonders aber die eigentliche Reclame. Es ist die Eigenthümlichkeit des vorgeschlagenen Steuerobjects, daß es, wie es sich im Gegensatze zu allen anderen an die Oeffentlichkeit drängt, so auch seine Besteuerungswürdigkeit, d. h. die Leistungsfähigkeit des hinter der Ankündigung stehenden Steuerpflichtigen am sinnenfälligsten und lautesten verräth. Welcher Abstand zwischen dem einzeiligen Arbeitsangebot und der ganzseitigen Ankündigung eines Riesenbazars oder einer Emissionsfirma! Die Herausgeber der für uns in Betracht kommenden Veröffentlichungen würdigen dies selbst durch die Abstufung ihrer Gebührensätze, so daß die Steuereinziehung fast nach dieser Gebührenscala geschehen könnte, aber doch eben nur annähernd. Denn für den Staat kommen doch noch andere Gesichtspunkte zur Geltung als für den Geschäftsmann.

Eine Folge würde die Einführung der Inseratenbesteuerung sicherlich haben; sie würde ein genaueres Bild von der Benutzung eines Blattes Seitens der Inserenten geben, als es jetzt vielfach der Fall ist. Die irreführende Uebernahme von Ankündigungen aus anderen Blättern würde wohl ganz verschwinden. Denn ein Unternehmer wird wohl, um einen günstigeren Schein von der Beliebtheit seines Blattes zu erreichen, unbezahlte Annoncen übernehmen; aber auch noch die Steuern dafür zu zahlen, wird er nicht gewillt sein.

Die eigentlich unsittlichen Ankündigungen müßten mit der Einführung der Inseratensteuer verschwinden; denn der Staat kann aus schmutzigen Anerbietungen keinen Vortheil ziehen wollen.

Wie weit der Unternehmer im Stande sein würde, die Steuer abzuwälzen, läßt sich so ohne Weiteres nicht sagen. Die Concurrenz würde ihn wohl im Großen und Ganzen zwingen, sie selbst zu tragen. Nur bei Unternehmungen, die monopolartigen Charakter oder Umfang angenommen haben, würde er es durchsetzen können, daß der Inserent sie trägt. Eine Berechnung oder Veranschlagung des Steuerertrages ist zur Zeit nicht wohl möglich, dazu fehlt eine haltbare statistische Unterlage. Daß ihre Erhebung sich lohnen würde, wird selbst der heftigste Gegner zugeben. Daß dem Vorschlage, falls er ernstlicher erwogen werden würde, eine bittre Gegnerschaft erstehen würde, daran läßt sich wohl nicht zweifeln, aber das darf nicht abschrecken.

Die Ekstase in ihrer culturellen Bedeutung.

Von Heinrich Driesmans.

Die Ekstase ist in unserer nüchtern-praktischen Zeit stark in Mißcredit gerathen. Man pflegt unter ihr gewöhnlich eine „krankhaft" gesteigerte Erregung des Seelenlebens zu verstehen, die nicht nur nichts fruchtet, sondern nur schadet, indem sie das klare, logisch-bewußte Denken trübt, zu mystischen und abergläubischen Vorstellungen geneigt macht und schließlich zum Wahnwitz leitet. Unser exact-wissenschaftlich geschultes Denken, unser geläutertes Empfinden, das für alle Vorgänge des äußeren und inneren Lebens eine naturgesetzliche, beweiskräftige Erklärung sucht und verlangt, will sich nur schwer auf Seelenzustände einlassen, die mit kühnem Schwung über alle systematisch Schritt für Schritt aufsteigende Erkenntniß hinwegsetzen, die letzten, tiefsten Wahrheiten im Fluge erhaschen und aus dem Abgrund des Seins heraufholen wollen, verwegen wie Faust den geheimnißvoll schöpferischen Dreifuß aus dem „Reich der Mütter".

Gleichwohl ist auch im modernen Culturmenschen die Sehnsucht noch tief eingewurzelt, sich über das ermüdende Gleichmaß der Tage zu erheben und in den befreienden ekstatischen Zustand zu versetzen, sei es durch stimulirende Mittel, sei es durch die reine Schwungkraft seiner dichterisch, philosophisch, religiös, social-utopisch erregten Seele. „Diese Sehnsucht" — so beginnt Thomas Achelis seine neueste

Buchveröffentlichung über das obige Thema*), dessen Gedankengang ich hier verfolgen will — „ist allgemein menschlich, wir begegnen ihr unter allen Himmelsstrichen, bei allen Völkern, so verschiedenartig sie auch sonst an geistiger Anlage sein mögen, und schon aus diesem Grunde müssen wir darin, wie seltsam uns auch mancherlei Begleiterscheinungen auf den ersten Blick anmuthen können, ein unveräußerliches Culturgut sehen. Aller Mißbrauch, der mit den betreffenden Mitteln getrieben ist, alle Entartung, die sie im Gefolge haben mag, alles sociale Elend, das durch Rausch, Narkose, Hypnose u. s. w. über weite Schichten der menschlichen Gesellschaft gebracht sein mag, beweist nichts gegen die einfache, schlichte Thatsache, daß jene künstliche Steigerung der menschlichen Kräfte über das gewöhnliche, alltägliche Maß hinaus die Quelle vieler, ja der meisten Culturgüter und Ideale geworden ist, an deren Schein und Licht wir uns noch jetzt erfreuen" (5).

Zu allen Zeiten und unter allen Völkern war die Ekstase Mittel zu dem Zweck, über den Zustand des zeitlichen, individuellen Ich's hinaus zu einer Vereinigung mit der Gottheit zu gelangen, sei dieser Gott, wie bei den tiefststehenden Völkerschaften, ein Fetisch, ein Dämon oder wie bei den Hellenen ein Apoll. Der in den ekstatischen Zustand Versetzte erscheint überall als von dem Gott „besessen", und die geheimnißvollen Worte und Laute, welche er von sich giebt, bis auf das sinnlose, wahnwitzige Gestammel des malayischen oder indianischen Medicinmannes, erscheinen als Eingebungen, als die Stimme höherer Wesen, die aus ihm und durch ihn sprechen. Von den widerwärtigsten Proceduren, Kasteiungen, rasenden Tänzen, Verstümmelungen und Verzerrungen, welche der Hervorrufung dieser Seelenverfassung bei den Wilden dienen, bis zur mystischen Contemplation des Buddhisten, der in das Nirvana einzugehen trachtet, und jenem eigenthümlichen Zustand, den man unter dem englischen Worte „Trance" versteht, in welchem die Seele gänzlich unempfänglich für äußere Reize und ihrer Umgebung entrückt ist, verrathen alle diese Versuche das gleiche Bemühen, zur Vereinigung mit einem höheren Wesen, mit Gott oder, wie die alten deutschen Mystiker sagten, zur „Vergottung" zu gelangen. Hierin bekundet sich somit „der echt religiöse Charakter der Ekstase" (21). „Dieser Zustand ist das Bewußtsein des Seins und der in diesem Sein verborgen ruhenden Allmöglichkeit, er ist die Empfindung des geistigen Unendlichen." So Ribot. Und wie das „Bild der Weltanschauung des Philosophen noch sehr abstract und metaphysisch gefärbt ist, so die Anschauung eines religiösen Mystikers mehr religiös, die eines Fetischpriesters grob sinnlich und materiell — der Grundzug der Ekstase ist überall derselbe" (22). Die Unterschiede beziehen sich nur auf den jeweiligen Culturzustand, sie werden von dem höher oder tiefer stehenden Culturbewußtsein bedingt; sie sind bloß äußerlicher Natur und berühren nicht das Wesen des ekstatischen Bedürfnisses. „Der Medicinmann, der einen Abwesenden dadurch umbringt, daß er einen vergifteten Pfeil in seiner Richtung wirft, oder der Verliebte, der die entfernte Freundin küßt, sie unterscheiden sich durch nichts. Der Poet, der im glücklichen Besitz eines von Schiller benutzten Tintenfasses wie Schiller dichtet, und der Eingeborene, der mit einer Kette von Jaguarkrallen um den Hals wie ein Jaguar stark ist, sie unterscheiden sich in nichts" (48).

An der Hand dieses Gedankengangs bringt Achelis ein reichhaltiges ethnographisch-culturgeschichtliches Material aus allen Völkerschaften zusammen und zeigt, daß der Sinn und Gipfelpunkt aller religiösen Culte die Ekstase ist, die Vereinigung des Geweihten mit dem Gott, dem gedient werden soll, das Eingehen des Letzteren in den Priester oder Zauberer, der sich ihm zu diesem Zwecke darbietet. „Diese Ekstasis ist ein vorübergehender Wahnsinn, wie der Wahnsinn eine dauernde Ekstasis ist. Aber die Ekstasis, die zeitweitige alienatio mentis, im dionysischen Cult gilt nicht als ein flatterndes Umherirren der Seele in Gebieten eines leeren Wahns, sondern als eine Hieromanie, ein heiliger Wahnsinn, in dem die Seele, dem Leibe entflogen, sich mit der Gottheit vereinigt" (81). Dem Hellenenthum war die Ekstase ursprünglich fremd. Durch den Dionysoscultus, der aus Thrakien seinen Einzug hielt, erst kam das ekstatische Moment in den religiösen Cult der Griechen, aber auch hier bewährte sich „die für das ganze Griechenthum so bezeichnende Dämpfung und Milderung der Affecte zu einem harmonischen Gleichmaß, die sich durch den Apollocultus vollzog" (84). Das dionysische Element wurde, um mit Nietzsche zu reden, der apollinischen Cultur unterworfen und, auf diese Weise gebändigt, in die harmonische Ordnung des Cultus und Lebens eingereiht. Apollo wurde so der Gott der Weissagung und heißt von nun an „der Epheugeschmückte, der bacchisch Erregte, der Wahrsager, und an seiner Orakelstätte in Delphi verkündete die in Taumel oder wenigstens Verzückung gerathene jungfräuliche Priesterin, von dem Gott selbst erfüllt, ihre Weissagungen, mit denen sie den Schleier der dunklen Zukunft lüftete" (84). So durch den Gott selbst bestätigt, mußte sich der griechischer Religion ursprünglich fremde Glaube befestigen, daß auf's Höchste gespannte Empfindung den Menschen über den gewöhnlichen Zustand seines Bewußtseins hinaus zu grenzenlosem Schauen und Wissen erheben könne. Und selbst ein Socrates glaubte sich bei wichtigen Entscheidungen von einer göttlichen Stimme, seinem „Dämon", geleitet und verstand seine Aufgabe gewissermaßen als religiöse Mission. Plato erkennt den wahren Philosophen als „gottbesessen" und seine Dialektik, in welcher er die Besonnenheit und Kälte des Logikers mit dem enthusiastischen Aufschwung des Sehers und Propheten verbindet, selbst reißt sich „über das mühselige, stufenweise fortschreitende Aufwärtsstreben von Begriff zu Begriff zuletzt empor an ihr Ziel in einem einzigen mächtigen Schwunge, der das sehnsüchtig erstrebte Ideenreich auf einmal und unmittelbar vor ihr aufleuchten" (88) läßt. Auch dem Neuplatonismus sind alle Cultusformen nur symbolische Handhaben für die unmittelbare Vereinigung des Individuums mit der Gottheit.

Bei der Behandlung der Ekstase in ihrer psychologischen Bedeutung zieht Achelis alle jene seelischen Vorgänge in Betracht, die sich der Controle des bewußten Ich entziehen und im sogenannten „Unterbewußtsein" ihren Ursprung haben: Somnambulismus, Visionen, Hallucinationen, Hypnose. Nach Forel ist das Bewußtsein für eine schärfere psychologische Analyse lediglich eine wissenschaftliche Abbreviatur für eine höchst complicirte Thätigkeit verschiedenartiger geistiger Functionen, eine Abstraction, die jeden Sinn verliert, sobald wir von diesen realen Vorgängen innerhalb jenes umfassenden Rahmens absehen. Max Dessoir unterscheidet ein Doppelbewußtsein, neben dem bewußten ein unterbewußtes Ich, das in jenen ekstatischen Zuständen die Oberhand gewinnt. „Typisch ist für die Ekstase die Hemmung des normalen Wechsels der Vorstellungen, die sonst in fortlaufendem Fluß den Inhalt unseres Bewußtseins füllen" (122). Auch der klarste Denker vermag die vielfachen geistigen Schwingungen seines Inneren von sich aus nicht aufzuhalten, nur in ein gewisses labiles Gleichgewicht zu bringen. „Alles das fällt bei der Ekstase fort, die umgekehrt jedes Auf- und Abebben der Anschauungen und Gefühle verschwinden läßt und das empirische, normale Bewußtsein ausschaltet" (123). Nach Ribot hört das Gehirn, das unter normalen Verhältnissen zugleich ein intellectuelles und ein motorisches Organ ist, in der Ekstase auf, motorisch zu sein. Die Empfindungen sind unterdrückt und mit ihnen die Associationen, welche durch sie hervorgerufen werden. Alles wird von einer einzigen Vorstellung absorbirt. „Aber jede Intelligenz leistet im Augen

*) Die Ekstase in ihrer culturellen Bedeutung. Von Professor Dr. Thomas Achelis. Band I der „Culturprobleme der Gegenwart", herausgegeben von Leo Berg. Verlag Johannes Räde, Berlin 1902.

blick der Ekstase doch das Höchste, was sie leisten kann." Endlich hat die religiöse Ekstase als tiefste seelische Erregung im Gebet ihren Ausdruck gefunden, das in zwei Formen oder Wirkungen besonders seinen ekstatischen Charakter verräth: in der Inspiration und in der Krankenheilung durch das Wunder. Stoll nennt Christus einen wandernden „Suggestiv-Therapeut vom reinsten Wasser, der es als vollkommen ausgebildete Kunst verstand, sowohl im Einzelnen als in der Masse intensive Suggestiv-Wirkungen zu produciren." Hierher ist schließlich auch der religiöse Tanz zu rechnen, den insbesondere die Neuperser ausgebildet haben und von dem der furchtloseste der persischen Mystiker, Dschelaleddin Rumi, sagt: „Wer die Kraft des Reigens kennet, wohnt in Gott; denn er weiß, wie Liebe tödtet."

Wie unser bewußtes Ich zu dem anderen, unbewußten aber unterbewußten Ich, das in uns wohnt, so steht der einzelne Mensch zu dem socialen Verband, in den er sich eingeschlossen findet. Es ist etwas im Menschen, das mächtiger ist als er, und das sociale Leben ist mächtiger als das des einzelnen Menschen. Wir bilden — jedes Individuum — nur einen verschwindend kleinen Theil des großen socialen Organismus. Für den Culturhistoriker und Ethnologen ist diese socialpsychologische Perspective „eine Cardinal-Voraussetzung, ein Grundaxiom, ohne das er der verwirrenden Menge socialer Erscheinungen und Ideen völlig rathlos gegenüber stehen würde. Sprache, Mythologie, Religion, Recht u. s. w. sind für ihn organische, mit immanenter Nothwendigkeit wachsende Gebilde des menschlichen Geistes, bei denen es nicht selten sehr schwer, ja völlig unmöglich ist, einen etwaigen selbständigen Antheil des Individuums sicher nachzuweisen" (185). Gewohnheit, Nachahmung, Anpassung, instinctmäßiges Handeln spielen oft eine größere Rolle, als planmäßige Ausführung und Ueberlegung. So sehr, daß Individuen, die sich von dieser allgemeinen psychischen Atmosphäre absondern, indem sie den landläufigen Anschauungen in Sitte und Religion entgegen treten, in tragischem Conflict untergingen, als Aufrührer und Gotteslästerer an's Kreuz geschlagen zu werden pflegen aber dem Spott und Gelächter verfallen. Ueberwiegend und maßgebend ist bei der Ekstase der Affect, die Gemüthsdisposition und Stimmung, unwesentlich dagegen aber gar gleichgiltig „der Grad und die Höhe der intellectuellen Entwickelung oder der philosophischen Einsicht. Der scharfsinnigste Denker, der genialste Künstler, der von Wissensreichthum strotzende Gelehrte findet sich in der Ekstase mit dem einfachsten Handwerker, mit dem völlig ungebildeten, vielleicht des Lesens und Schreibens unkundigen Bauern auf einer Stufe zusammen — Alle unterliegen unterschiedslos der elementaren Wucht einer sie begeisternden Idee" (193). Der Grund für diese psychische Ansteckung liegt in der Sympathie, auf der alle großen Schöpfungen des Völkerlebens in letzter Hinsicht basiren, Sprache, Mythologie, Religion, Sitte, Recht, Kunst. So gelangt das Mitgefühl im Laufe der Culturentwickelung zu sich immer steigernder ethischer Bedeutung. Die das gewöhnliche Maß überschreitende seelische Erregung läßt die egoistische Liebe zum Leben verachten und das Individuum sich der Gattung unterordnen.

Der Einzelne, so hoch man auch seine Persönlichkeit veranschlagen mag, bleibt doch immer Glied der Gattung. Nur in der Gemeinschaft können die menschlichen Triebe ihre sittliche Läuterung erhalten und ihrer wahren Bestimmung entgegen geführt werden. „Die Erhaltung der Familie, des Stammes, des Volkes und Staates, das sind die hehren objectiven Güter, deren Schutz jeder sittliche Kampf des Daseins gilt" (197). Durch die unmittelbare Beziehung zu unserer Umgebung erhält die Ekstase nun erst ihre rechte ethische Bedeutung und Weihe. Wenn ein Volk in heldenmüthiger Begeisterung seine Freiheit und Unabhängigkeit mit dem Tode besiegelt, dann bekundet es die „sittliche Kraft dieser auf das Aeußerste gesteigerten Affecte", und es giebt keine auf materielle Machtmittel sich anderweitig stützende Politik, die jenes ideellen Factors entbehren könnte. „Ohne eine tiefe, die ganze Nation durchfluthende Begeisterung für die allgemeinen Ideale kann keine große That, keine glückliche Erhebung gelingen." Gewisse ursprüngliche Sympathie- und Pietätsgefühle gewinnen hier über den egoistischen Instinct die Oberhand. Die Worte der sophokleischen Antigone, mit denen sie die grandiose Erhabenheit ihrer Gesinnung und ihres ganzen sittlichen Standpunkts ausspricht:

Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da —

„sind ohne die Voraussetzung einer gewaltsamen, weit über das sonst bei ihren Landsleuten übliche, ja statthafte Maß hinausgehenden Erhebung, einer vom stärksten ethischen Pathos erfüllten Ekstase" (199) undenkbar. Darin bekundet sich die ethische Bedeutung der Ekstase, die wirklich sittlichen Werth nur dann hat, „wenn sie als die Krone und die letzte Steigerung eines andauernden ernsten Strebens und Willens sich giebt, der in einer Selbstaufopferung des Individuums zu Gunsten humaner Normen und Ideale gipfelt" (200). So hebt noch Wundt auch den Schwachen nicht selten der Augenblick in entscheidenden Lagen über seine gewohnte Interessensphäre hinaus und befähigt ihn durch ein plötzliches Aufleuchten des Gesammtwillens in seinem Bewußtsein zu sittlichen Leistungen, die ihm selbst bei kühler Besinnung kaum verständlich sind. Diese gänzliche Durchdringung des Einzelnen mit einer einzigen, sein Denken und Fühlen beherrschenden Idee offenbart ihre ethische Bedeutung besonders im religiösen Martyrium, wo dieses Pathos der Ekstase entweder die Helden die wahnsinnigsten Schmerzen freudig ertragen oder sie in der That unempfindlich werden läßt gegen alle Pein. Weiterhin darf das ekstatische Moment in der Erziehung nicht außer Acht gelassen werden. Eine gewisse freudige Stimmung und Begeisterung ist hier von nicht zu unterschätzendem, ethischem Werth. Neben der sorgfältigen Erziehung und Leitung des kindlichen Naturells liegt die eigentliche unerschöpfliche Quelle alles weiteren Fortschritts „in der nachhaltigen Gluth und edlen Begeisterung, die erst ein geschickter Lehrer in den Herzen der Jünglinge zu erzeugen vermag" (206).

Endlich die Bedeutung der Ekstase in der Kunst. Alle großen Künstler gestehen übereinstimmend, daß sie plötzlich, ohne ihr Zuthun, von einem unwiderstehlichen, dunklen Drang überrascht, wie in einer eigenthümlichen Weltentrücktheit, Trunkenheit oder überirdischen Begeisterung ihre Werke schufen. Und wie diese Begeisterung die unerläßliche Voraussetzung für alles künstlerische Schaffen und Genießen bildet, so zeigt auch die ganze Weltanschauung eines genialen Menschen diese Selbstentäußerung. „Dies intensive Trachten nach dem Wesen, der eigentlichen verborgenen Idee, dem Zusammenhang der Dinge tritt bei aller sonstigen metaphysischen Verschiedenheit des Standpunkts bei allen wahrhaft großen Denkern von Plato bis auf Schopenhauer übereinstimmend mit gleicher, fast könnte man sagen, elementarer Gewalt hervor. Die kalte Nüchternheit der verstandesmäßigen Auffassung weicht einer vor innerer Erregung überquellenden, den ganzen Menschen packenden Ekstase, einem tiefen Pathos, das auch ganz ausdrücklich die Beseitigung der unsere Individualität begründenden Schranken im Strom eines alles umspannenden kosmischen Lebens fordert" (214).

Die vielberufene Ekstase erweist sich sonach in der abnormen Steigerung unserer Empfindungs- und Gefühlswelt als ein unveräußerliches Culturgut, dem wir unter der Herrschaft und Bändigung eines starken Intellects — wie beim Dichter, Künstler und Denker, dem genialen Menschen überhaupt — das Höchste verdanken, was der Menschengeist zu leisten fähig ist. Alle großen, genialen Werke und Thaten sind in einem gewissen ekstatischen Zustand vollbracht worden und konnten nur aus einem solchen heraus gelingen, in welchem das gewöhnliche bewußte Ich mit seinen kümmerlichen,

alltäglichen Sorgen und Mühen, mit seiner ganzen subjectiven Belastung für Momente aussetzt, um einem mächtigeren, dämonischen Ichwesen Raum zu geben, das in uns ruht und mit dem untersten Grunde des Allebewesens sympathetisch verbunden scheint in der plastischen Kraft der Natur, aus der alle Lebensgestaltungen und Erscheinungen hervorgehen. Wir möchten diese Triebkraft, auch in ihren niederen Formen, nimmer missen, die den Geist des Menschen zu einem Gedanken und Gefühl in sich zusammenzufassen vermag und ohne welche der Menschengeist verdorren und veröden müßte. Die mangelnde Fähigkeit zur Ekstase, zu geläuterter, hoher seelisch-geistiger Ergriffenheit, macht es, daß die modernen Menschen keiner so großen einheitlichen Kraftleistungen mehr fähig sind, wie die Menschen der früheren Zeit, und daß insbesondere die so heiß ersehnte und erstrebte neue Blüthe der Kunst ausbleibt, für welch Letztere wie nirgends sonst höchste Seelenspannung und Kraftconcentration auf einen Punkt in Frage kommt.

Das vorliegende Werk erscheint darum sehr „zeitgemäß“, und Achelis hat sich ein entschiedenes Verdienst erworben, indem er das Augenmerk wiederum auf seelische Vorgänge lenkt, die in unseren Tagen nur noch in niederen Formen gleichsam verwildert vorkommen, dennoch aber zum Höchsten berufen sind und den Menschen zu seinen höchsten Kraftleistungen befähigen. Wenn etwas uns über die vielbeklagten modernen socialen und sonstigen Mißverhältnisse hinaus zu helfen vermag, so allein die Ekstase in Form edler Begeisterung.

Literatur und Kunst.

Gegen die Anthologien.

Von Max Hoffmann.

Seit den entlegenen Tagen des Meleager, der zur Zeit des Pompejus einen „Kranz“ griechischer Epigramme herausgab, ist es bis in die neueste Zeit hinein Sitte geblieben, Dichtungen verschiedenster Autoren in einer Sammlung zu vereinigen und dem Publicum darzubieten. Es ist auch kaum zu bestreiten, daß solche Anthologien eine gewisse Berechtigung haben. Nur wenigen Berufenen ist es möglich, den Ueberblick über die unerschöpfliche Versproduction zu bewahren und sich aus dem thurmhoch angehäuften werthlosen Zeug das Gute herauszusuchen. Deßhalb sind derartige Sammlungen für den Hausbedarf der vielbeschäftigten Menschheit ebenso zweckdienlich, wie gemischtes Gemüse und andere sorgsam zusammengestellten Genüsse. Und auch die Dichter selbst haben ein Interesse daran, in solche Sammlungen aufgenommen zu werden. Gar Mancher von ihnen hat in einem dicken Bande nur ein Paar wirklich schöner Gedichte, die mit dem Wust, der sie umgiebt, klanglos zum Orkus hinabgeglitten wären, wenn sie nicht durch einen aufmerksamen Sammler gerettet und der Mit- und Nachwelt überliefert worden wären. Und wenn dieser Zusammensteller ein feinfühliger Kenner ist, so ist gegen seine Arbeit kaum etwas einzuwenden, sie ist im Gegentheil oft ein verdienstvolles Werk. Von diesem Gesichtspunkt aus entstanden die zahlreichen Musenalmanache des 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die unleugbar viel dazu beitrugen, lyrische Erzeugnisse bei der großen Menge populär zu machen. Der Gedanke, von dem die Herausgeber, die oft selbst Dichter ersten Ranges waren, geleitet wurden, war der, einen Mittelpunkt für die neuesten lyrischen Erzeugnisse zu schaffen, und in diesem Sinne war ja Schiller's von 1796—1801 herausgegebener Musenalmanach geradezu von epochemachender Bedeutung.

In der hochgelobten Zeit der Stereotypie und der Schnellpressen bemächtigten sich aber andere als jene berufenen Literaturkenner dieser Arbeit. Man hatte eingesehen, daß damit ein ganz gutes Geschäft zu machen ist, wenn es rationell und mit der nöthigen Ausbeuter-Findigkeit betrieben wird, und bald begannen wie Pilze nach einem warmen Spätsommerregen in schier unabsehbarer Zahl die Sammlungen im deutschen Dichterwalde emporzuschießen. Da ist es entweder ein rühriger Verleger, der die leicht erworbene Waare feil hält, oder ein fragwürdiger Dichter, der auf diese Weise die mißrathenen Kinder seiner blutarmen Muse in die Oeffentlichkeit mit einschmuggeln will, oder ein mit seinem sonstigen Einkommen nicht recht zufriedener männlicher oder weiblicher Schriftkundiger, der sich durch ein solches Buch einen sehr willkommenen Nebenverdienst verschaffen möchte. Und nun wird frisch darauf losgewurstelt, denn die Arbeit ist ja nicht schwer. Sie erfordert von Kenntnissen weiter nichts, als eine gewisse Lesefertigkeit, und an Fähigkeiten die sichere Handhabung einer Papierscheere und eines in Gummi getauchten Pinsels. Es werden einfach die Gedichtbände genommen und auseinander geschnitten, das Unbrauchbare wandert in den Papierkorb, während das zu Verwendende sauber aneinander gereiht wird und nöthigen Falls einzelne Verse abgeschrieben werden. Besonders kluge und respectable Verleger lassen einen Prospect drucken, den sie als eine Art Leimruthe versenden und durch den dann eine ganze Reihe kleinerer und größerer Poeten eingefangen werden. Er lautet ungefähr folgendermaßen:

Ew. Hochwohlgeboren! Haben Sie die Güte, davon Kenntniß zu nehmen, daß in kurzer Zeit eine Anthologie unter dem Titel (folgt eine möglichst poetische Bezeichnung, z. B.: Poetengrüße, Spielmannsklänge, Harfentöne, Worte des Herzens, O frage nicht! u. s. w.) in unserem Verlage erscheint. Das Werk soll eine Sammlung nur guter lyrischer Gedichte bringen. Wir bitten zu diesem Zweck Ew. Hochwohlgeboren um gefällige Zusendung einiger Beiträge. Auf innere wie äußere elegante Ausstattung desselben werden wir unser besonderes Augenmerk richten. Für Mitarbeiter (!) haben wir wiederum (!) einen Subscriptionspreis festgesetzt und bitten bei Bestellung des Werkes sich nebenstehenden Formulars bedienen zu wollen ...

Also dafür, daß der arme Poet seine Manuscripte zur Verfügung stellt, hat er das Recht, auf das „Werk“ mit dem funkelnagelneuen Titel abonniren zu dürfen! Aber trotzdem erhält der Sammler ganze Berge von Zusendungen und hat weiter nichts zu thun, als das ihm Passende auszuwählen. So hat er von vornherein Interessenten, die sich kindisch freuen, daß sie auch einmal gedruckt werden, für sein Buch gewonnen, ist aber klug genug, auch gute Gedichte von anerkannten Größen zwischenzumischen, damit die Sammlung ein gewisses ehrwürdiges Aussehen bekommt. Nun sichtet er das Ganze und theilt es in Rubriken ein: Glaube — Liebe — Hoffnung — Trost — Jahreszeiten — Gott — Welt — Heimath — Sehnsucht — Schmerz — Tod u. dgl.

So geschieht es, daß jahraus jahrein hunderte derartiger Sammlungen in die Welt geschickt werden und auch wohl guten Absatz finden, denn sonst würden nicht immer und immer wieder solche Sammelsurien auftauchen. Da es oft ganz unfähige Leute sind, die als Herausgeber fungiren, so wird nicht selten ein heilloser Haufen von Spreu mit weniges guten Körnern darunter auf den Markt geschüttet, und das ist ideell das Gefährliche dabei: das Publicum spottet oder ärgert sich und verliert mehr und mehr den Geschmack an Versen, und die kleinen Reimschmiede, deren es mehr als zwölf Legionen giebt, werden in dem Wahn bestärkt, daß sie eine Berechtigung hätten, unsere Sprache und unser Gefühl zu mißhandeln.

Die Sache hat aber auch eine sehr reale Seite: Gelderdienst. In England geht man sogar noch weiter und veranstaltet auch Sammlungen, in denen Auszüge aus Prosawerken enthalten sind. Es ist aber bei dem praktischen Sinn unserer Vettern jenseits des Canals kaum anzunehmen, daß die Autoren solche Proben aus ihren Werken umsonst hergeben. Wer steckt hingegen bei uns den ganzen Ertrag in die Tasche? Der Verleger und allenfalls der Herausgeber, während der eigentliche Producent, der Dichter, leer ausgeht. Er wird ausgebeutet wie ein vertrauensseliger Haushalter durch einen gewissenlosen Bankdirector.

In Erwägung dieser Thatsachen haben sich jetzt sieben teutsche Tichter, die sich allem Anscheine nach bescheidentlich für die ersten Vertreter der deutschen Lyrik halten, zusammengethan, um der weiteren Ausbeutung eutgegenzutreten. Sie weisen darauf hin, daß die bekannten und vielverbreiteten „Dichtergrüße“ einer fingerfertigen alten Dame, die sich Zeit Lebens mit Erfolg auf dem bequemen Gebiete von Gedichtsammlungen bewegt hat, bereits in der sechzehnten Auflage erscheinen, ohne daß die Firma auch nur die Andeutung eines Aequivalents an die Dichter für nöthig hält. Sie haben nun ein Kartell geschlossen und sich gegenseitig verpflichtet, den Verlegern und Herausgebern von Anthologien oder Zeitschriften, auch Zeitungen, stets bestimmte Nachdrucks-Bedingungen zu stellen und zwar:

Mindestens fünfzig Pfennige Honorar für die Verszeile, rechtzeitige Zustellung der Correctur und Zusendung eines Belegexemplars sofort nach Erscheinen.

Man muß diese Bedingungen als durchaus verständig und gerecht bezeichnen. Es wird gewöhnlich angenommen, daß die Verhältnisse für die Dichter früher ungünstiger waren als jetzt. Das ist, wenigstens für die Lyriker, durchaus nicht zutreffend. Wir wissen aus den Biographien Schiller's, Schwab's, Chamisso's, Heine's, Fontane's und Anderer, daß die Herausgeber damals immer Honorar für die aufgenommenen Gedichte zahlten. Sollte es einigen Verlegern nicht möglich sein, die Bedingungen innezuhalten, so mögen sie die Herausgabe einer Anthologie ruhig unterlassen. Die Welt wird nichts daran verlieren. Je weniger erscheinen würden, desto besser könnten sie sein.

Die sieben Dichter, die wie die sieben tapferen Schwaben mit eingelegtem Federhalter gegen capitalistische Ausbeuterei vorrücken, fordern in einem Aufruf Alle, die sich ihnen anschließen wollen, auf, ihnen ihre Zustimmung zu senden, und sie werden sicher in kurzer Zeit eine Achtung gebietende Phalanx hergestellt haben, mit der die Verleger rechnen müssen. Ich fürchte nur, daß dies Vorgehen der Sache selbst kaum zum Segen gereichen wird. Da die guten Gedichte kaum mehr gratis zu haben sind, so werden die Anthologien noch schlechter werden, als sie schon sind. Das Ganze entbehrt übrigens nicht eines gewissen komischen Beigeschmacks, insofern als unter den Kartellgründern zwei Herren vertreten sind, die selbst Anthologien herausgegeben haben, ohne an die Mitarbeiter einen Pfennig Honorar zu zahlen.

Wie man den Sänger der Lenore geehrt hat.

Ein Wort über Dichter-Denkmäler.

Von Erich Ebstein (Göttingen).

Als sich in Frankfurt im Jahre 1837 ein Comité gebildet hatte zur Errichtung eines Standbildes zu Ehren Goethe's, war es bekanntlich Arthur Schopenhauer, der ein „Gutachten über das Goethe'sche Monument“ einreichte.*) Als „leitende Grundsätze“ gab Schopenhauer erstens an, daß bei Werken dieser Art Mangel an Einsicht und Geschmack nicht compensirt werden könne durch die Größe des gemachten Aufwandes, wohl aber umgekehrt; zweitens solle das Denkmal eines großen Mannes einen erhabenen Eindruck machen; das Erhabene sei stets einfach; drittens Statuae equestres et pedestres, also ganze Figuren, Standbilder seien, wohlerwogen, nur solchen Männern angemessen, welche mit ihrer ganzen Persönlichkeit, mit Herz und Kopf, ja oft wohl auch noch mit Arm und Bein für die Menschheit thätig gewesen, also Helden, Heerführern, Herrschern, Staatsmännern, Volksrednern, Religionsstiftern, Heiligen, Reformatoren u. s. f. Hingegen Männern von Genie, also Dichtern, Philosophen, Künstlern, Gelehrten, als welche eigentlich nur mit dem Kopfe der Menschheit gedient haben, gebühre bloß eine Büste, die Darstellung des Kopfes. Man wird zugeben müssen, daß diese Grundsätze Schopenhauer's noch heute für jedes Denkmal-Comité beherzigenswerth erscheinen müßten!

Da gerade in diesen Tagen durch die jüngst in Hamburg in's Leben gerufene „Deutsche Dichter-Gedächtniß-Stiftung“ die Frage über die Dichter-Denkmäler wieder einmal brennend geworden ist, so möchte ich mit diesen Zeilen einen kleinen Beitrag dazu liefern. Dr. Ernst Schultze, der Begründer dieser Stiftung, hat die Motive zu seinem Unternehmen in einem besonderen Hefte**), beredt und beweglich dargelegt. Die Broschüre gipfelt in dem beherzigenswerthen Vorschlag, den Peter Rosegger jüngst im „Heimgarten“ zur Denkmalswuth gemacht hat. Er sagte dort: „Die Denkmäler entstehen, die poetischen Schöpfungen verstauben. Als ob die Dichter geboren würden und ihre Werke schrieben, damit einmal eine Denksäule, eine Figur ihren Namen trüge! Die Hoffnung, der Stolz, das Leben und die Unsterblichkeit eines Dichters besteht aber darin — gelesen zu werden, mit seinen Schöpfungen im Volke zu wirken, so lange es möglich. Ich weiß Denkmäler, die viele Tausende von Gulden kosten, die mit größter Mühe zusammengebettelt werden. Bei der glänzenden Enthüllungsfeier sind sogar aus den Werken des betreffenden Dichters Aussprüche citirt worden — im Uebrigen aber? Keiner kauft das Buch, Keiner liest es.***) Wenn das große Capital, das für ein Dichterdenkmal aufgebraucht worden, zinsbar angelegt würde und aus demselben jährlich Hunderte von Exemplaren der Werke des Dichters angeschafft und in der unbemittelten, aber lesefrohen und empfänglichen Bevölkerung für Volksbibliotheken richtig vertheilt werden möchte — es wäre unvergleichlich zweckmäßiger, es wäre ein wahrhaft lebendiges, unvergängliches Denkmal!“

---

*) In dieser Zeit schrieb auch Dingelstedt in seinem „Wanderbuch“ (S. 139 f.), als er 1837 in Göttingen der Enthüllung der Statue Wilhelm's des Vierten beigewohnt hatte „... die Bildhauerkunst unserer Tage scheint für dergleichen öffentliche Aufgaben kein Genie, noch Geschick mehr zu haben. Was ist, selbst unter Ritter Thorwaldsen's Händen, aus dem Gutenberg in Mainz geworden? Was wird aus Goethe werden? Was aus allen Bildsäulen, zu denen ein unsinniger Hang unserer spielsüchtigen Zeit die Speculanten hinriß! Nein, die Bildhauerkunst liegt heutzutage im Argen ...“

**) Wie wir unsere großen Dichter ehren sollten. Ein Wort über Dichter-Denkmäler und Anderes. Leipzig. Verlag von L. Staackmann 1902 (32 Seiten). Mit einem Motto von G. Falke.

***) Hier mag man sich auch folgender Verse erinnern:

„Für Storm ein Denkmal — der Gedanke,
Sagt Ihr, sei ganz nach Eurem Sinn,
Und gerne gäbet Ihr zwei blanke
Reichsdoppelkronen dafür hin.

Manch eins von seinen Meisterstücken
Fehlt noch in Eurer Bücherei.
Kauft, kauft! Das würd' ihn mehr entzücken,
Als wenn Ihr tragt zum Denkmal bei!“

Es kann und soll hier indeß nicht der Ort sein, Schultze's interessanten Auseinandersetzungen im Einzelnen zu folgen; es wäre nur zu wünschen, daß die gesunden Keime, die in diesem Heftchen stecken, baldigst aufschießen mögen. Als sich Schultze besonders gegen die Willkür in der Auswahl der Denkmalsgrößen wendet, glaubt er irrthümlich, man habe bis jetzt dem Sänger der Lenore überhaupt noch keinen Denkstein errichtet!

Daher halte ich es für angezeigt, im Folgenden einen Abriß zur Geschichte der für Gottfried August Bürger errichteten Denkmäler zu geben, die immerhin interessant genug ist, um zu zeigen, wie man einen unserer größten Dichter und Denker im Laufe der Zeit geehrt hat.

Daß die sogenannte „Denkmalsucht“ nicht so modern ist, wie Schultze zu denken scheint, zeigt die Thatsache, daß sich bereits eine Woche nach Bürger's Tode unter den Freunden des Verewigten eine Bewegung bildete, dem Dichter einen Leichenstein zu setzen.

Am 13. Juni 1794 veröffentlichte Bürger's Freund und Arzt Dr. Ludwig Christoph Althof, Professor der Medicin zu Göttingen einen „Vorschlag zu einem kleinen Denkmal auf Bürger“ in der von Biester herausgegebenen Berlinischen Monatsschrift. Althof wollte, daß die Stelle des Kirchhofs, wo dieser originale, echtdeutsche Dichter begraben liegt, mit einem prunklosen, aber geschmackvollen Steine bezeichnet werde“, wie Biester einige Monate später ebenda schrieb. Aber aus dem Leichenstein für Bürger wird ein Denkstein, der im Jahre 1799 in dem Ulrich'schen Garten in Göttingen seine Aufstellung findet. Die Denksäule, von den Hofbildhauern Gebrüder Heyd in Cassel gefertigt, besteht aus einer auf einem Sockel stehenden Statue, die eine Germania vorstellt, welche die Urne ihres Dichters mit einem Eichenkranz bekränzt. Habent fata sua — monumenta! Trotzdem der Besitzer des öffentlichen Gartens für sich und seine Erben, und zwar mit Einwilligung des Magistrates, versprochen hatte, das Denkmal nie von der Stelle zu rücken, so wurde es doch — gegen 1850 — an den sog. Schwanenteich am Groner Thore in die städtischen Anlagen gesetzt, wo es noch heute steht; dort hat das „Monument“ aus Sandstein einen Oelfarbenanstrich erhalten, und der Zahn der Zeit hat seine zerstörende Gewalt daran ausgeübt!

So viel*) von dem ersten Denkstein für den Sänger der Lenore!

Arthur Schopenhauer**), der bekanntlich zwei seiner Studentenjahre in Göttingen verbrachte, erinnert sich in den „Senilia“ außerdem noch an eine in Ulrich's Garten befindliche hölzerne Büste Bürger's, die — da von Holz — wohl bald untergegangen sein wird.

Weit wichtiger und interessanter erscheint mir — um in der Reihe der für Bürger errichteten Denkzeichen chronologisch fortzufahren — die ihn darstellende Büste auf der Walhalla bei Regensburg.

Die von König Ludwig I. von Bayern in den Jahren 1830—42 nach Leo v. Klenze's Entwurf für „Walhalla's Genossen“ erbaute Ehrenhalle beschäftigte den damaligen Kronprinzen bereits 1807, da er besonders mit Johannes von Müller über die in dem Ruhmestempel aufzustellenden, nach verbürgten Vorbildern zu verfertigenden lebenswahren Brustbilder großer Deutscher berieth; es wurde ausgemacht, daß diejenigen Walhalla-Genossen, von denen man keine gleichzeitigen glaubwürdigen Bildnisse fand, nur Marmortafeln mit vergoldeter Erzschrift erhielten. Man sieht schon daraus, mit welcher Ueberlegung und Besonnenheit dieser Ehrentempel vorbereitet wurde. Die Walhalla enthält heute 102 Marmorbüsten, deren Aufstellung nach den Todesjahren der Genossen Walhalla's erfolgte; so steht die Bürgerbüste in einer Reihe mit der von Justus Möser, Katharina II. von Rußland, Klopstock und Wilhelm Heinse.

Der Schöpfer der Walhalla, König Ludwig I. v. Bayern, hat selbst in seinem Werke „Walhalla's Genossen“, München, 1842*) begründet, warum er die einzelnen Genossen in seine Ehrenhalle aufnahm; es haben nur elf Dichter dort Aufnahme gefunden. Ueber Bürger heißt es**):

„Gottfried August Bürger.
Geboren in Wommerswende***) 1748,
Gestorben in Göttingen 1794,

Predigerssohn aus dem Halberstädtischen wuchs Bürger sehr langsam an Körper und Geist, konnte bis in sein zehntes Jahr bloß Teutsch lesen und schreiben, dichterische Einbildungskraft aber zeigte sich frühe schon in dem, Einsamkeit, schauerliche Orte Suchenden. Zur Gottes-Gelehrtheit bestimmt, wurde sie jedoch bald aufgegeben, die Rechtskunde ergriffen, auch sie gefiel ihm nicht, nur Dichten Unglücklich, nicht ohne eigene Schuld, fast sein ganzes Leben: auch hatten sich Nahrungssorgen zeitig bereits zu ihm gesellt, und verließen sie ihn, geschah es nur, um gar bald zurückzukehren. Der lange seinem Vaterlande ein Lieblingsdichter, mußte in derselben Zeit, um sein kümmerliches Brod zu gewinnen, für Buchhändler Lohnübersetzungen verfertigen. Endlich in Göttingen außerordentlicher Professor, wobey jedoch keine Besoldung, war er's ziemlich lange, als er starb. Ideal blieb ihm fremd, dem Sinnlichen fröhnten seine Gedichte; von Schiller durchaus verschiedener Richung. Kein Nachahmer, Urdichter (Original) ist Bürger; in Balladen seines Vaterlandes größter. Weil er der teutschen Sprache lebendigen Ausdruck fand, auf's Meisterhafteste anwandte, darum wurde ihm eine Stelle Walhalla's. Wie wenn das Auge ein unbekanntes holdes Land erblickt, so ist dem Bürger's Werke lesenden Teutschen; freudig überrascht sieht er seiner Sprache ungeahnete Schönheit.“

Ehe ich des Genaueren auf die Büste Bürger's und ihren künstlerischen Werth eingehe, muß ich einige Bemerkungen über den Bildhauer und über die Verhältnisse, unter denen er arbeitete, einschalten.

Der Bildhauer der Bürgerbüste — im Ganzen hat er dreiundzwanzig Büsten für die Walhalla gefertigt — ist Christian Friedrich Tieck (1776—1851), der Bruder Ludwig Tieck's; als er diese Büste ausführte, stand er im 42. Lebensjahre; aber bereits 1801 hatte Tieck in Weimar Gelegenheit gehabt, Goethe zu modelliren, und durch dessen Vermittelung konnte er im folgenden Jahre Gypsbüsten von F. A. Wolf, Voß, Herder und Cl. Brentano anfertigen; 1808 führte Tieck die Kolossalbüste Goethe's für die Walhalla in Marmor aus; ich werde auf dieselbe im Folgenden noch kurz zu sprechen kommen. Die Jahre 1808—11 brachte Tieck in München zu, wo er zuerst in nähere Beziehungen zu dem Kronprinzen getreten sein mag. Bald darauf (1812) ging er nach Rom, um für die Walhalla zu arbeiten, wo er Rauch kennen lernte; des Marmors wegen siedelten sie bald nach Carrara über, wo sich eine so innige Freundschaft zwischen beiden Künstlern entwickelte, daß, als Rauch 1813 Carrara verlassen mußte, Tieck Sonntag für Sonntag an Rauch berichtete, was gearbeitet und vorgefallen war. Und Tieck arbeitete nicht wenig in Carrara, wo er bis 1819 blieb. Im Allgemeinen leitete den Bildhauer bei der Arbeit „das Streben nach feiner Seelen-Eigenthümlichkeit. Seine künstlerischen Neigungen waren auf engeren Anschluß an die Antike gerichtet“, als dies bei Rauch der Fall war, der die Ueber

*) Näheres in meinem Aufsatz: „Geschichte des ersten Denkmals für G. A. Bürger in Göttingen“ (Hannov. Geschichtsblätter [1901] S. 442—447).

**) Ebenda S. 68—76 meine Arbeit über „Schopenhauer als Student in Göttingen“.

*) Die zweite Auflage, vermehrt durch beigegebene Holzschnitte der Büsten, erschien ebenda 1847.

**) 1. Aufl. (S. 282 f.); 2. Aufl. (S. 275 f.)

***) Fälschlich für „Molmerschwende“.

zeugung hatte, daß Tieck's Büsten die schönsten in der Walhalla sein würden.

Tieck war also während seines fast siebenjährigen Aufenthalts in Carrara meist mit der Fülle von Bildnißbüsten beschäftigt; diese Arbeit scheint ihm doch mit der Zeit etwas eintönig gewesen zu sein und ihn ein wenig gelangweilt zu haben; jedenfalls schrieb Rauch für seinen Freund eigens an den Kronprinzen, um ihm vorzustellen, wie wohl es thun würde, die ewige Büstenarbeit, mit der er Tieck gefesselt hielt, einmal mit einer anderen Arbeit idealerer Natur zu unterbrechen. Wenn man Tieck getadelt hat, daß er so lange in Carrara sitzen blieb, so that er das nur im Interesse seiner Schwester, für die er sich viel zu viel mühte, um durch einträgliche Büstenarbeit — er bekam für jede Büste 550 Gulden (also noch nicht 1000 Mark) — Geld für sie zu schaffen.

Und dennoch hat Tieck schließlich besonders durch seine Büsten Ansehen erlangt. „Sie zeichneten sich durch charakteristische Auffassung aus, Tiefe des Ausdrucks verband sich mit Schönheit und Würde.“ Rauch mußte selbst wieder gestehen, daß er sich immer quäle, um die Anmuth und Idealität zu erreichen, welche Tieck seinen Büsten zu geben wisse.*)

Nun zu der Bürgerbüste Tieck's selbst!

In meiner Arbeit, die Bürger-Bilder betreffend**), war mir die Tieck'sche Bürgerbüste entgangen; vor Kurzem wurde ich durch Herrn Lehrer O. Schroeter in Donkerode am Harz freundlichst auf dieselbe hingewiesen; daraufhin habe ich mir die eben mitgetheilten Notizen über die Walhalla und Tieck zusammengetragen, in denen ich aber nichts Specielles über den Werth der Bürgerbüste gefunden habe. Die einzige brauchbare Abbildung der Büste fand ich in einer Photographie (28 : 34 cm) des Kgl. Hofphotographen Bernh. Dittmar in Regensburg und München, der allein vom Kgl. Bayer. Ministerium die Erlaubniß hat, die in der Walhalla befindlichen Büsten zu photographiren; auf der Photographie sieht man einen Theil der westlichen Wandseite der Walhalla, die 18 Büsten und die Victoria zeigt; darauf erscheint die Bürgerbüste zwar scharf, aber nur in der Größe von $1^1/_4$: 2 cm.

Um ein endgiltiges Urtheil über die Tieck'sche Arbeit zu gewinnen, habe ich mir die Originalbüste auf der Walhalla selbst angesehen, als mich der Weg im letzten Julitage von München aus über Regensburg führte.

Gleich beim Eintritt in die große Halle gewahrt man linker Hand die (etwa 60 cm) überlebensgroße Porträtbüste des Dichters; sie trägt vorn am Sockel die Worte:

GOTTFR : AUG : BUERGER.
DICHTER.

Rechts unten am Sockel (stets vom Beschauer aus gerechnet) steht die Bemerkung: „Im Jahre 1817 von Friedr. : Tieck.“

Die Marmorbüste zeigt, wie mir scheint, etwa den im Anfang der vierziger Jahre stehenden Dichter en face. Der etwas emporgehaltene Kopf, von dem die starken Haarlocken an beiden Seiten auf die Ohren herabfallen, ist ein wenig nach links herüber gewandt. Am wirksamsten nimmt sich die Büste, von der rechten Seite gesehen, aus, von welcher man den Kopf prächtig im Profil sieht; — und Bürger sofort erkennt — „die für seinen Körper zu großen und starken Züge seines Gesichts, die Kühnheit in seiner Stirn und Nase, die schönen Augen voll Empfindung und Phantasie, die schwungreiche, himmelan gerichtete Haltung des Kopfes“*) — dagegen muthet den Beschauer die Tieck'sche Arbeit von vorn fremd an, d. h. wenn man Vergleiche zieht betreffs der Aehnlichkeit mit den sonst erhaltenen Bürger-Porträts.**)

Trotzdem glaube ich doch wohl mit aller Wahrscheinlichkeit annehmen zu dürfen, daß der Bildhauer seiner Arbeit den anonymen Kupferstich Bürger's zu Grunde gelegt hat***), der nach einer Zeichnung des Göttinger Kunsthistorikers Fiorillo gemacht ist und vor der im Jahre 1796 erschienenen Prachtausgabe der Bürger'schen Gedichte steht. Dafür scheint mir vor Allem die Haltung des Kopfes nach links, die sowohl der Kupfer als auch die Büste zeigt, zu sprechen. Ich wüßte auch nicht zu sagen, nach welchem Porträt Tieck sonst gearbeitet haben sollte†); denn zu der Zeit, als er die Büste Bürger's in Marmor ausführte, war dieser Kupfer wohl für ihn — er arbeitete ja in Carrara — das noch am leichtesten zu erreichende Porträt Bürger's und wohl auch das beste, d. h. mit das „gleichzeitig glaubwürdigste“, worauf ja bei den Büsten in der Walhalla überhaupt, wie schon oben hervorgehoben wurde, besonderer Werth — und mit vollem Recht — gelegt wurde.

Jedenfalls hat Tieck in der Büste Bürger's den Dichter der Lenore stark idealisirt dargestellt und hat sich damit nicht streng an die Porträtähnlichkeit gehalten. Am Schluß dieser Arbeit werde ich des Näheren auf die Anforderungen eingehen, die man an eine Denkmalsbüste oder an eine Büste überhaupt zu stellen hat oder haben sollte.

Doch vorher muß ich kurz des Grabsteins gedenken, der auf Bürger's angeblichem Grabe steht — denn man weiß nicht genau zu sagen, wo er eigentlich liegt — auf dem an der Weender Landstraße in Göttingen gelegenen Kirchhofe; die „dürftige, mit einer Urne gekrönte Sandsteinsäule im Rococcostyle“ wird spätestens 1848 gesetzt sein.

Bürger's Grab war also über 50 Jahre lang ohne jeden Stein — ganz unkenntlich. So kam es, daß Dingelstedt, der 1837 das 100jährige Jubiläum der Georgia Augusta mitmachte und dabei ausdrücklich erwähnt, daß „ihm in Michaelis' Garten (früher Ulrich's Garten, jetzt Stadtpark) auch Bürger's sehr dürftiges und verstecktes Denkmal gewiesen wurde,“ beim Besuche des Kirchhofes vor dem Weenderthore Bürger's Grabstätte nicht gedenkt. Der Kirchhof muß allerdings damals nicht in glänzender Ordnung — wie dies heute der Fall ist — gehalten worden sein; denn Dingelstedt, der sich bei seiner „Passion für Kirchhöfe und Gräber und Leichensteine“ redlich bemühte, gute Namen von den Steinen zu buchstabiren, fand allerdings die Gräber von Chr. G. Heyne, Friedrich Bouterweck (heute verschwunden), A. Wendt, Bernhard Thibaut, Planck, Cecilie Tychsen u. s. w., suchte dagegen die Gräber von Kästner und Lichtenberg.††)

Eduard Grisebach glaubt, daß durch Otto Müller's Roman „Bürger. Ein deutsches Dichterleben“ (Frankfurt 1845) das Interesse für Bürger in Göttingen neu belebt worden sei. Noch jüngst hat Dr. Fabricius in den Academischen Monatsheften die Beziehungen des Göttinger SC. zu diesem Bürger-Denkmal beleuchtet: Ein Göttinger Westphale Breusing, der spätere Navigationslehrer in Bremen, stellte im März 1846 den Antrag, der SC. solle die Grabstelle Bürger's auf 30 Jahre kaufen und ein Denkmal darauf stellen; der Magistrat der Stadt Göttingen war so großmüthig, die Grabstelle auf ewige Zeiten zu dem genannten Zwecke zu verschenken; ein

*) Ueber Walhalla und Tieck vgl.: Abalbert Müller, Die Walhalla bei Donaustauf. 14. vermehrte Auflage. Regensburg a. D. Allg. Deutsche Biographie. Bd. 38 S. 247 ff. und Eggers, Chr. D. Rauch. 4 Bände 1873 ff.

**) Zeitschrift für Bücherfreunde. 5. Jahrg. (Juni 1901) S. 89 bis 107. Vgl. auch meine Arbeit in der „Beilage zur Allg. Zeitung“ vom 6. September 1902 (Nr. 204), S. 461–463, in der ich ein offenbar verschollenes Profilbild Bürger's aus der Hand Joh. Christ. Reinhart's in dem „Journal von und für Deutschland“ (Jahrgang 1785) — als Kupferstich erhalten — nachgewiesen habe.

*) Woltmann, Zeitgenossen. Biographien und Charakteristiken. 2. Bd., 2. Abthlg. Leipzig 1818. S. 112.

**) Vgl. meinen Aufsatz a. a. O.

***) Am vorzüglichsten in neuester Zeit abgebildet in G. Karpeles' Allgemeiner Geschichte der Litteratur. Berlin 1891. S. 535; über die anderen Reproductionen und über den Kupferstich selbst u. s. w. siehe meinen Aufsatz l. c. S. 101.

†) Ein endgiltiger Aufschluß darüber, nach welchem Porträt Tieck gearbeitet hat, dürfte sich wohl aus den damaligen Acten ermitteln lassen

††) Fr. Dingelstedt, Wanderbuch I. Theil. 1839.

Comité wurde gebildet, eine Sammlung veranstaltet, aber bereits im Januar 1847 stellte es sich heraus, daß ein cum infamia exludirter Göttinger Corpsstudent neben anderen Geldern auch die Bürger-Denkmalsgelder unterschlagen habe. Seitdem ruhte die Angelegenheit: im November 1847 wurde noch der Antrag gestellt, an Bürger's hundertjährigem Geburtstage (31. December 1847) den Grundstein des Denkmals zu legen; er wurde indeß abgelehnt; im März 1848 beschloß man gar, das Geld für Bezahlung von Rechnungen zu benutzen; dieser Beschluß wurde aber auch nicht ausgeführt, sondern der neue gefaßt: das Geld (140 Thaler 20 Groschen) für die **deutsche Flotte** zu verwenden.

So hat Bürger indirect die gutgemeinte „deutsche Flotte" ins Werk setzen helfen! Damit endigt Fabricius seine immerhin interessante Bemerkung, die uns hinüberführt, — wenn wir der Zeit weiter folgen —, zu dem Bürger-Denkmal, das Professor Gustav Eberlein in Berlin gefertigt hat und das am 29. Juni 1895*) enthüllt wurde. Es steht auf demselben Friedhof, wo Bürger begraben liegt**), hart an der Landstraße, umgeben von schönen alten Bäumen, welche die überlebensgroße bronzene Büste des Dichters, die auf granitnem Sockel steht, überdachen.

Bürger erscheint hier auch so, wie ihn etwa die Fiorillo'schen Stiche zeigen. Auf meine Anfrage an den Bildhauer, nach welchem Bürger-Porträt er im Besonderen gearbeitet habe, schrieb er mir am 11. April 1901 freundlichst die sehr charakteristische Antwort: „Zur Bürger-Büste habe ich mir alles Material zusammengetragen, dessen ich habhaft werden konnte, und es dann **verschmelzend** benutzt. Daher kann ich nichts Bestimmtes bezeichnen."

Der Weg, den Eberlein hier eingeschlagen hat, entspricht „dem **Wege der Vermittlung**", wie ihn Schopenhauer in seinem bereits Eingangs erwähnten Gutachten genannt hat, den er indeß — und mit vollem Recht — nicht billigt. Als Schopenhauer als Vorlage für das Goethedenkmal die schon oben citirte Tieck'sche Goethe-Büste und die von Weißer empfiehlt, entscheidet er so: „Letztere ist nach einem Gypsabdruck von Goethe's Gesicht, welchen er 1805 dem Dr. Gall zu Gefallen nehmen ließ, gearbeitet, folglich vollkommen ähnlich, aber nicht ideal und mit kurzem Haar. Die Erstere ist idealischer gehalten und mit wallenden Locken, Jupiterartig." Schließlich spricht sich Schopenhauer mit aller Bestimmtheit für die Weißer'sche Büste aus, „weil sie Goethe's Gesichtszüge genau der Nachwelt überliefern würde".***)

Jeder, der sich die Sache überdenkt, wird den Schopenhauer'schen Standpunkt für den richtigen halten!

Ich will noch bemerken, daß ich, als ich auf der Walhalla die Tieck'sche Goethe-Büste betrachtete, Goethe nicht gleich erkannt habe, so erging es mir auch bei der Tieck'schen Bürger-Büste. Damit will ich weder gegen die schönen Tieck'schen Ideal-Büsten sprechen, noch den nicht ideal gehaltenen Büsten das Wort reden.

Eberlein's Werk ist weder eines noch das Andere von beiden; es ist ein unglückliches Mittelding, weder Ideal noch Porträt-Büste; daher konnte ein bekannter Kunstästhetiker über die Büste Eberlein's wohl nicht ohne Unrecht urtheilen: „So langweilig sieht ein Poet nie aus." Hätte Eberlein Bürger's Gesichtszüge genau der Nachwelt überliefert, dann hätte er seine Aufgabe glänzend gelöst!

*) Eigentlich sollte das Denkmal an Bürger's 100jährigem Todestage (am 8. Juni 1894) enthüllt werden. Aber die Mittel, die durch freiwillige Sammlungen aufgebracht wurden, waren bis dahin noch nicht vorhanden: der Aufruf dazu, „selbst ein Stück deutscher Literatur- und Culturgeschichte" — sagt Fränkel — war in Tagesblättern und germanistischen Organen möglichst weit verbreitet worden.

**) Aber nicht auf dessen angeblichen Grabe, wie oft irrthümlich geschrieben wird!

***) Das Standbild Goethe's in Frankfurt a. M. auf dem Goethe-Platz ist 1844 enthüllt worden; es ist aus Erzguß und von Schwanthaler gearbeitet worden.

Ja, wird einer einwerfen! Wir haben keine gleichzeitige Büste Bürger's, die dem Bildhauer als Vorwurf hätte dienen können. Leider sind wir bei Bürger allerdings nicht in der glücklichen Lage wie bei Goethe, aber wir befinden uns nicht in einer derartigen Verlegenheit, wie Mancher denken mag. Mit einem Wort: der Bildhauer sollte sich jedenfalls an ein Porträt bei der Arbeit halten — nicht an mehrere — und zwar an das, von dem er genau weiß, daß es die Gesichtszüge des zu Feiernden am genauesten der Nachwelt überliefert; denn darauf kommt es doch an! Diese Frage ist allerdings nicht immer allzu leicht zu lösen, — es müßte denn jeder Büsten-Bildhauer ein bewanderter Ikonograph sein*) —! Aber das wird jeder zugeben müssen, daß von den Künstlern in dieser Richtung allzu oft mit mehr oder minder größerer Willkür verfahren wird. Wenn mancher so Geehrte die Augen aufschlagen könnte und sein Conterfei erblickte, so würde er sich vielleicht die Verse Justinus Kerner's hersagen:

> „Dies soll ich sein, ich weiß es nicht,
> Getroffen ist nicht mein Gesicht,
> Getroffen aber ist der Rock,
> Des Körpers Haltung und der Stock!"**)

Nach den eben kurz entwickelten Gesichtspunkten wird es aber möglich werden, den Dichter der Leonore so vor unseren Augen zu sehen, wie er leibt und lebte. Und diese Aufgabe ist gewiß eines großen Künstlers würdig!

Und jetzt wird es sich bald zeigen, wie sie gelöst wird!

Es hat sich nämlich in unserer denkmalsüchtigen Zeit vor einer Reihe von Jahren ein „Comité zur Errichtung eines Bürger-Denkmals zu Molmerswende im Harz" gebildet. Bürger soll jetzt in seinem Heimathsdorfe einen Denkstein erhalten; daß wohl kein allzu großes Bedürfniß vorliegt, zeigt die öffentliche Mittheilung aus Sangerhausen, dem Sitze des Comités, daß zu dem löblichen Zwecke seit Jahr und Tag nur etwa tausend Mark eingegangen sind. Hätte nur jeder Deutsche, schrieb damals Fritz Mauthner im Berliner Tageblatt, der Bürger's Leonore kennt und liebt, einen Pfennig beigesteuert, das Ergebniß hätte nicht so beschämend ausfallen können. Mauthner nimmt vor allen Dingen an dem Passus in dem Aufruf des Comités Anstoß, wo es wörtlich heißt: „**Wenn auch als Mensch nicht ohne Fehler**, so hat er doch Bürger als Poet . . . . gewiß verdient, daß seine Geburtsstätte nicht ganz ohne ein Zeichen des Dankes und der Erinnerung bleibe." Ich glaube zwar nicht, wie Mauthner meint, daß darum viele Menschen ihren kleinen Beitrag zurückgehalten haben, aber ich muß ihm zustimmen, wo er schreibt: „Heine soll kein Denkmal bekommen, weil er als Mensch nicht ohne Fehler war; Bürger soll sein Denkmal haben, trotzdem er als Mensch nicht ohne Fehler war. Das eine Mal ist man unversöhnlich, das andere Mal ist man versöhnlich, beide Male ist man geschmacklos . . . . Gottfried August Bürger soll ja nicht heilig gesprochen, soll ja nicht angebetet werden, er soll ja nur für seine schönen Dichtungen geehrt werden."

Wenn es denn wieder ein Denkmal werden soll — gut! Ich glaube aber, Herder hatte nicht so Unrecht, wenn er einige Jahre nach Bürger's Tode ausrief: „**Bürger's Leben ist in seinen Gedichten; diese blühen als Blumen auf seinem Grabe; weiter bedarf er, dem in seinem Leben Brot versagt**

*) Viel schwieriger z. B. lagen die Verhältnisse, als es galt, für das am 12. Juni 1901 in Hannover errichtete Hölty-Denkmal das getreueste Bild des Dichters auszuwählen: es mußte schließlich nach einem — und zwar nach dem „besten" — nach dem Leben gezeichneten Schattenrisse gearbeitet werden; und diese schwierige Aufgabe hat der Bildhauer Karl Gundelach in Hannover glücklich gelöst. (Vgl. Nutzhorn's Veröffentlichungen von und über Hölty [Juli-Nummer 1901] der Hannover'schen Geschichtsblätter.)

**) Fritz Stahl sagte vor Kurzem über das bekannte Rauch'sche Standbild Kant's, das 1864 in Königsberg aufgestellt wurde: „Wieviel moderner ist dieser Kant, als all' die neueren Statuen, in denen man einer „strammen" Haltung zu Liebe die charakteristischen Züge im Körper des Dargestellten unterdrückt."

ward, keines steinernen Denkmals.“ Oder wer erinnert sich nicht der jüngsten Verse Ludwig Fulda's:

„Mancher hätte wohl lieber das Geld,
Mit dem man sein Denkmal hergestellt,
Schon als lebendiger Mensch besessen,
Um ganz bescheiden satt sich zu essen.“

Dagegen schrieb Schopenhauer in den 60er Jahren abgelaufenen Jahrhunderts in seinen Bemerkungen über Urtheil, Kritik, Beifall und Ruhm: „Sie setzen Leuten Monumente, aus denen einst die Nachwelt gar nicht wissen wird, was sie machen soll. — Aber Bürgern setzen sie keines.“

Soweit ich unterrichtet bin, sind die Arbeiten am Molmerswender Denkmal jetzt soweit gediehen, daß ein drei Meter hoher erratischer Block angefahren ist, der dann mit einem Medaillonbilde Bürger's geschmückt werden soll, zu dem bis jetzt drei Künstler Entwürfe zugesagt haben; einer hat ihn indeß erst eingereicht, und dieser soll die meiste Aussicht auf Ausführung haben. Fiorillo's Vorbild ist unverkennbar, doch behauptet der Künstler, auch andere Bilder benutzt zu haben.

Ich muß sagen, daß ich — wenn ich nach einer Photographie des Gypsmodells, von der Hand des einen Künstlers, die mir vorliegt, urtheilen darf — über das Medaillonbild gar nicht entzückt bin. Der Fehler in der Porträtähnlichkeit scheint mir wieder darauf zu beruhen, daß der Künstler wieder den unglücklichen „Weg der Vermittlung“ gesucht hat, wodurch ein Machwerk entstanden ist, das uns eben nicht den Dichter Bürger zeigt, wie er wirklich aussah.

Wenn ich in letzter Stunde noch einen Vorschlag zum Molmerswender Denkmal machen darf, so möchte ich den Künstlern zur Arbeit das Riepenhausen'sche Profil, das den ersten Band der Bürger'schen Gedichtausgabe von 1789 schmückt, wohl am wärmsten empfehlen. Welche Stellung dieser Kupferstich unter den Bürger-Porträts einnimmt, habe ich ausführlich in meinem bereits erwähnten Aufsatze auseinandergesetzt, in welchem sich auch eine gute Reproduction dieses Riepenhausen'schen Stiches befindet. (Abbildung 6.)

Damit will ich die Notizen schließen, die etwa zeigen können, wie man einen unserer besten Denker und Dichter im Laufe der Zeiten geehrt hat. Grisebach, einer unserer vorzüglichsten Bürgerkenner, schrieb mir, noch vor einem Jahre, die Schopenhauer'sche Sentenz „Aber Bürgern setzen sie keines“ citirend: „Schopenhauer hat sogar noch heute Recht; denn eine Büste auf dem Kirchhof (gemeint ist die Büste Eberlein's) ist ebenfalls (wie die Heyd'sche Germania) kein wirkliches Monument, wie's einem großen Dichter geziemt.“

Ich bin der Ansicht, daß wir unsere Dichter, speciell Bürger, am besten dadurch ehren können oder sollten, daß wir eine historisch-kritische Ausgabe seiner sämmtlichen Werke — auch seiner Briefe — wenigstens endlich einmal zu veranstalten uns anschickten.

Dann erst können wir sagen: Nun wissen wir ganz, was Bürger war und bedeutete!

Die Kunst in Sprüchen.

Von Max Bewer (Dresden).

III. Reihe.*)

Kunstteufel.

Auch die Kunst ist voll von Teufeln,
Der packt hier Dich, Jener dort,
Steht gelähmt Dein Geist in Zweifeln,
Wiebelt ein Erfolg Dich fort;

Hochmuth kann Dein Herz erfüllen,
Der in Größenwahn Dich stürzt,
Während manch' Talent im Stillen
Sich durch Kleinwahn selbst verkürzt!

Eins behütet Dich vor Beiden,
Tüchtig sein und doch bescheiden,
Stolz Dich des Erfolges freu'n,
Doch vor Gott ein Sandkorn sein!

*

Wärme und Kälte.

Alle Kräfte müssen sprühen
Zur Befruchtung eines Eis,
Alle Sinne müssen glühen
Auch in einem Künstler heiß!

Warm wird seinem Geist gespendet
Seines Werkes Urgestalt,
Einsam sei es dann vollendet,
Eisig ernst und eisig kalt!

Viele giebt's, die sich begeistern,
Wärme thut es nicht allein,
Wer dem Schöpfer nach will meistern,
Der muß Frost und Flamme sein!

*

Göttliche Perspective.

Höhen, Tiefen, Wolkenfernen,
Oeffnet eines Bildes Blick,
Und es ist doch nur im Grunde
Ein ganz flaches Leinwandstück.

Also weben alle Dinge
Der Natur in Gottes Geist,
Der dem Größten und dem Kleinsten
Nur verschied'nen Platz anweist.

Niemand sieht das graue Leinen,
Niemand sieht den Herrn der Welt,
Der in seines Wesens Grunde
Alles doch zusammenhält.

Aus dem Schatten in die Sonne,
Aus der Tugend in die Schuld,
Läßt er uns're Seelen spielen
Voller Güte und Geduld.

*

Individualität.

Siehst Du, wie die Rose blüht,
Siehst Du, wie die Tanne dunkelt,
Wie im Blau die Sonne glüht,
In der Nacht ein Sternlein funkelt,
Wie der Thau in Gräsern blinkt,
Wie die Wasserfälle schäumen,
Siehst Du, wenn der Abend sinkt,
Still die Meeresfluthen träumen,
Alles, alles ist verschieden,
Alles, alles doch ist schön,
Nur in tausendfachem Frieden
Können wir das Weltall seh'n!

Jeder ringt aus dumpfem Urstand
Sich zu klaren Formen aus,
Aus dem dämmernden Naturstand
Hämmert er sein Bild heraus,

*) Siehe „Gegenwart“ Nr. 14 und 26 des laufenden Jahrgangs.

Kräftig der und dieser weichlich,
Jener herb und dieser mild,
Unter sich nicht mehr vergleichlich,
Der ein Faun, der gottvergleichlich.
Schaffen sie der Menschheit Bild!

*

Lehrertod.

Mancher wär' was, blieb er nur
Ganz und gar natürlich,
Meisterten die Lehrer ihn
Nicht so ungebührlich,
Hier die „Alten", dort moderne,
Renaissance und Rococo,
Hat der Lehrer etwas gerne,
Soll's sein Schüler ebenso,
Jeder quält ihn anders wieder,
Und so trampeln dumm und roh
Sie sein Bestes nieder!

Von einem Lehrer lerne man
Das Technisch-Allgemeine,
Was Jeder muß und lernen kann,
Dann thu' hinzu das Deine!

Erst nennen sie das Eigensinn,
Dann stellt man Dich als Vorbild hin,
Weil der nur etwas Neues wird,
Der nicht des Alten Opfer wird!

*

Der Meisterschüler.

Zu einem Meister in die Lehr'
Kam einst ein junger Fant daher.

Er lernte fechten schnell und gut,
Doch endlich kam der Uebermuth.

In Hieb und Stich, in Schlag und Stoß
Dünkt er sich wie sein Meister groß.

Und prahlend fordert auf der Stell'
Er seinen Lehrer zum Duell.

Der Meister wehrte lächelnd ab,
Doch da sein Schüler nach nicht gab

Und gar den Alten Schwächling schalt,
Verbraucht und feig, verdreht und alt,

Da fackelte auch der nicht lang
Und willigte in einen Gang,

Doch schon beim ersten Meisterhieb
Der Jüngling todt am Boden blieb!

Da sprach der Meister kalt in sich,
Als er das Blut vom Degen strich:

„Viel gute Hiebe lehrt' ich Dich,
Doch diesen, Freund, hielt ich für mich!"

Aus dieser alten deutschen Mär
Zieh' auch der Künstler eine Lehr':

Das erste Werk, das einer schafft,
Mit dem er stolz voll Jugendkraft
Gleich Alles zu verdunkeln hofft,
Giebt seinem eig'nen Herzen oft
Schon in der frühen Blüthezeit
Den Todesstoß der Eitelkeit!
Das Beste, was ein junger Mann
Von einem Meister lernen kann,
Was dieser trägt als schönstes Kleid,
Ist in der Kunst Bescheidenheit!
Und dünkt er sich auch ewig dumm,
Kommt er doch nicht vor Hochmuth um!

*

Heimliche Feinheit.

Gleich rechts, gleich links, gleich hoch, gleich tief
Pflegt man das Loth zu legen,
Die Griechen bauten etwas schief,
Des schönen Scheines wegen . . .

Die Polizei läßt streng drauf seh'n,
Daß stets wir senkrecht zimmern,
Bis auch die Kirchen und Museen
Steif wie Kasernen schimmern.

*

Größenangst.

Viel brave Künstler sorgen sich,
Ob And're mehr noch können,
Ein Jockey, der sich rückwärts biegt,
Ob nicht vielleicht ein And'rer siegt,
Verliert zuletzt das Rennen!

Die Zeit, die Du an And're denkst,
Genügt zum Unterliegen,
Da Augenblicke Du verschenkst,
Wo Nasenlängen siegen!

Ein Künstler treibe wie ein Baum,
Steh' ruhig da auf seinem Raum
Und wachse still, so hoch er kann,
Seh' neidisch keinen Andren an.
Es mögen blinzeln nach den Höh'n,
Die, welche dran spazieren geh'n!

*

Der dumme Hund.

Auf einem Berg ein Kloster stand,
Zu dem ein Hund den Aufgang fand,
Doch auf dem Berge links daneben
Sah er ein zweites aufwärts schweben;
Im ersten Kloster läutet es,
Das Mittagsmahl bedeutet es;
Der Hund beschleunigt seinen Lauf
Und kommt den halben Berg herauf!

Da fängt das Kloster nebenan
Auf einmal auch zu bimmeln an;
Der Hund hält ein in seinem Lauf
Und springt den andern Berg hinauf,
Doch wie er in der Mitte ist,
Glaubt er, daß er doch besser frißt,
Wenn er in's erste Kloster eilt,
Dies thut er denn auch unverweilt.

Doch in des ersten Berges Mitte
Hemmt er schon wieder seine Schritte
Und läuft zum zweiten Berg zurück
Das schon zurückgelegte Stück;
Dort aber packt ihn wieder Reue,
Er treibt dasselbe Spiel auf's Neue

Bald läuft er dort, bald läuft er hier,
Bis endlich er vor lauter Gier,
Wo er das beste Mahl erspäht,
Vor Hunger selbst zu Grunde geht!

Drum laufe nie als Künstler nach
Dem Klingelklang der Mode,
Sie klingelt hier, sie klingelt da,
Sie klingelt Dich zu Tode!

❋

Toleranz.

Als Künstler sei kein Kritikus,
Schau still den Andren zu,
Wär' es für Dich wohl ein Genuß,
Malt Jeder so wie Du?

Wenn jeder Mensch genau so wär',
Als wie Du selber bist,
Du trügst es keine Stunde mehr,
Daß Du auf Erden bist!

Denn grade im Verschieden sein
Thut sich der Schöpfer kund,
Wie willst Du wohl der Maßstab sein
Für's ganze Erdenrund?

Der Krittler mag nach Schönheit schrei'n
Wie ein gelehrter Ochs,
Ein Künstler, der soll Alles sein,
Nur eins nicht: orthodox!

❋

Augen der Menschheit.

Helle Liebe blendet blind,
Hält für hell, was blinde Nacht,
Bis den blinden Sinn geschwind
Blinder Haß hellsehend macht.

Vor dem Haß hell wie in Flammen
Steht, was nie die Liebe sieht,
Doch in Asche sinkt zusammen,
Was vor ihr stand ausgeglüht.

Aufgescheucht von Zorn und Liebe
Flackert unser Urtheil hin,
Ach, im Flattern seiner Triebe
Welchen Werth hat Menschensinn?

❋

Spiegel.

Wer die Natur will wiedergeben,
Deß Sinn muß wie ein Spiegel sein,
Drum sieh erst, daß Dein eignes Leben
Sei möglichst klar und blank und rein;
Doch auch ein Fensterglas ist klar
Und spiegelt doch nichts bunt,
Der größte aller Künstler war
Voll Leid und doch gesund;
Und fragt ihr mich, wer dieser war,
So war es Christus nur,
Er spiegelte durch Leiden klar
Die tiefste Allnatur!

❋

Duft.

Oft weht im Sommer durch die Luft
Ein milder, wunderbarer Duft,
Du glaubst, er muß vom Himmel weh'n,
Denn nirgends siehst Du Blumen steh'n,

Doch eine Rose ist es nur,
Die still verblüht in der Natur; —
So weht aus eines Künstlers Leid
Dich an der Hauch der Ewigkeit!

❋

Künstlerauge.

Wie schön erglänzt des Künstlers Auge,
Taucht es in Gottes Schöpfung ein,
Es staunt umher und kann kaum fassen
Des Weltalls bunten Wunderschein,
Und reifer, wärmer, voller immer
Wird seiner Blicke edler Schimmer.

Ein Blick aus einem solchen Auge
Traf manchen Spottfink schon in's Herz,
Der gleich bei Allem, was er schauet,
Bereit hat einen faden Scherz,
Vor einem Künstler steht er schweigend,
Sich wie vor einem Bess'ren neigend.

So denkt im Anblick solchen Auges,
Das über allem Edlen wacht,
Wie tief erst dessen Augen strahlen,
Der diese ganze Welt erdacht,
So schön, so groß, so still erscheinet,
Daß selbst ein Künstler schweigt und weinet!

❋

Eindruck und Ausdruck.

Stets eindrucksvoll ist die Natur,
Ein Echo giebt der Künstler nur;
Sie scheint auf hunderttausend Seelen,
Doch keine wird drum ausdrucksvoll,
Es müssen Zwei sich erst vermählen,
Wenn sich ein Drittes bilden soll,
Drum wird ein Künstler der allein,
Der mehr als nur Natur kann sein!

Es muß ein Etwas in ihm leben,
Das der Natur kann auch was geben,
Sei es sein Geist, sei's sein Gemüth,
Mit dem er sie anders, als And're sieht,
Sie mildert, dämpft, beseelt, erhöht,
Damit aus Natur ein Kunstwerk entsteht.

Daß man, drum streitend, doch stets vergißt,
Daß des Künstlers Natur das Wichtigste ist!

❋

Künstler und Fischer.

Ein Fisch, der an der Angel zuckt,
Bringt in den Fischer Leben,
Dem's heiß in allen Fingern zuckt,
Ihn schnell in's Boot zu heben.

So kommen wie mit Blitzesschein
Die schaffenden Gedanken,
Doch wollen sie gebracht auch sein
In feste Form und Schranken.

❋

Es läßt des echten Fischers Hand
Sich keinen Fisch entgehen,
So kühl empfang auch Dein Verstand
Die feurigsten Ideen!

Der wird kein Künstler in der Welt,
Wie heiß er es ersehne,
Wem immer von der Angel fällt
Der schönste seiner — Pläne!

*

Schön und häßlich.

Gleich schön ist die Natur, so denkt
Des Realismus Jünger,
Die Rose gilt ihm grad' so viel,
Wie auf dem Beet der Dünger.

Doch wenn im Staub der eine längst
Verwitternd ist vergangen,
Sieht man die Rose lange noch
In grünen Blättern prangen.

Stets sucht der Geist in der Natur,
Vom Schlechten sich zu scheiden,
Er kann das Schöne tausend Mal
Mehr, als das Schmutz'ge leiden!

Ein guter und gesunder Mensch,
Wenn er auf freier Flur ist,
Denkt ebenso, weil selber er
Ein reines Stück Natur ist.

Nur wessen Herz verdorben ist,
Wer Künstlerdemokrat ist,
Der glaubt, daß Alles in der Welt
Gleich gut und schön und grad ist!

*

Des Menschen Bild.

Trittst Du aus Deines Werkes Mitte
Zurück, um es Dir anzuseh'n,
So tröste Dich bei jedem Schritte,
Den rückwärts Du mußt von ihm geh'n,
Denn in der nächsten Näh' geseh'n,
Ist auch das schönste Bild nicht schön;
So ist der Mensch in seinen Schwächen
Ein Bild voll Flecken und Gebrechen,
Er wird erst schön, wenn einen Schritt
Sein Selbst zurück im Tode tritt!

Feuilleton.

Freiheit.

Von M. Kossak.

„Das Wesen des Geistes ist Freiheit — sagt Hegel."

Scharf accentuirt fallen die Worte von den Lippen des Sprechers. Dann sieht er sich selbstbewußt in dem kleinen Kreise theetrinkender Herren und Damen um und lächelt überlegen. Es ist überhaupt etwas sehr Ueberlegenes in der Persönlichkeit des schmächtigen blassen Herrn mit der Denkerlocke, die ihm tief in die Stirn hängt.

„Ja, wissen Sie, lieber Wachler," erwidert ein anderer Herr „das ist auch so ein Satz, bei dem man sich alles Mögliche denken kann. Ich wette, daß z. B. unter den verehrten Anwesenden hier Jeder — wenigstens in diesem Augenblick — eine andere Vorstellung damit verbindet.

Ein paar Minuten lang herrscht tiefe Stille in dem nischenartigen Raum, in dem eine elektrische Lampe mit buntfarbiger Blumenglocke ein magisches Licht verbreitet. Dann meint eine ältliche Dame von etwas gouvernantenhaftem Aeußern belehrend, „je nun, nach Kant ist Freiheit die Möglichkeit anzufangen —"

„Anzufangen? Was?"

„Hm! Darauf vermag ich Ihnen so direct nicht zu antworten, aber — aber — — — Nehmen Sie einmal die Thiere an. Wenn die sprechen könnten, so würden sie nicht fragen, „was fangen wir jetzt an?", sondern, „was setzen wir jetzt fort?" Ihr ganzes Thun ist ein stetes Fortfahren und Wiederholen. Wenn eine Biene ihre Zelle baut, so ist es eigentlich nicht diese eine, die es thut, sondern in ihr arbeitet die Gattung. Wenn der Mensch aber nur nachahmt und wiederholt, so nennen wir sein Thun geistlos. Geist sprechen wir ihm nur zu wenn sich —"

„Ob sie das aus dem Conversations-Lexikon auswendig gelernt hat?" flüstert eine hübsche Frau mit blühendem vollwangigem Gesicht ihrer Nachbarin zu.

„Aber, ich bitte Sie, liebste Selma, dergleichen steht doch nicht im Conversations-Lexikon," erwidert diese ebenso leise, indem sie die Freundin mit mitleidig geringschätzigem Blick streift. „Frau Sartorius ist thatsächlich eine Dame, die mit ihrer Bildung auf der Höhe ihrer Zeit steht."

„— bei ihm Originalität zeigt," fährt Frau Sartorius unterdessen zu dociren fort, „diese Eigenschaft aber bedingt unter allen Umständen ein gewisses Maß geistiger Freiheit —"

„Meine verehrte gnädige Frau —", fällt einer der Herren mit aufgehobenen Händen ein, „verzeihen Sie gütigst, daß ich Sie unterbreche, aber — Gnade — Gnade — Erbarmen mit unserer Unwissenheit."

Auch die Uebrigen scheinen genug von Kant und Hegel gehört zu haben. Selbst der überlegene Herr von Wachler meint scherzend: „Ihre Ausführungen, meine Gnädigste, haben mir jedenfalls bewiesen, was ich bisher noch nicht wußte — daß ich nämlich ein sehr unfreier Mensch bin. Denn sehen Sie — ich weiß mit meinen späten Abendstunden auch nichts Besseres anzufangen, als andere Männer, das heißt, ich gehe in die Kneipe. Keine Spur von Originalität! Und da meine Bekannten vermuthlich schon auf mich warten, so —" er sieht nach seiner Uhr und will sich erheben.

Doch die Hausfrau, eine schlanke Gestalt in violettsammetnem Empirekleid, mit schmalem weißem Gesicht, von dem das dunkle glanzlose Haar beiderseitig in breiten losen Puffen absteht, läßt ihn nicht gehen. Es wäre ja noch so früh, sagt sie, kaum halb Zehn und da man so gemüthlich beisammen säße und von so interessanten Dingen redete, so möchte er doch noch bleiben und der Gesellschaft seine Ansichten über die Freiheit des Individuums mittheilen.

Herr von Wachler läßt sich auch wirklich zureden. Wiederholt versucht er einen Blick auf die Kaminuhr zu werfen, aber vergebens, der mit secessionistischen Linienmotiven bestickte Paravent verdeckt ihm die Aussicht. „Die Freiheit des Individuums," sagt er ein wenig zerstreut, „besteht meines Erachtens darin, daß man sich nicht scheut, offen, meinetwegen sogar brutal, die Beweggründe seiner Handlungen einzugestehen. So lange die Furcht vor dem Spott der Leute noch zu groß ist, um das „ene tel est mon plaisir" zur Devise zu machen — so lange wird man auch nicht zur wahrhaften inneren Freiheit gelangen."

„Ja, warum ist die denn aber eigentlich so nothwendig?" fragt die hübsche Frau Selma unschuldig.

Heftige Ausrufe der Entrüstung werden laut.

„Wie wäre ohne völlige Emancipation von den Ansichten und den

Willen unserer Umgebung jene Ausbildung des eigenen Selbst, welche unser höchster Daseinszweck ist, möglich?"

„Der Mensch muß sich ausleben — unbekümmert um die Welt!"

„Die Neuzeit verlangt freie Menschen!"

„Nur der innerlich frei Gewordene vermag Etwas zu leisten!"

So schwirrt's herüber und hinüber. Frau Sartorius behauptet sogar decidirt, „ich könnte einen Mann, der sich nicht völlig frei gemacht hat, niemals lieben!"

„Frei gemacht?" fragt Frau Selma boshaft. „Auch von Ihrem Willen?"

„Mein Mann und ich wollen stets dasselbe," erwidert die gouvernantenhafte Dame prompt.

Da hebt die Pendule über dem Kamin an zu schlagen. Zehn Schläge thut sie.

Herr von Wachler springt erregt auf. „Verdammter Uhrmacher!" murmelt er. „Gestern erst fünf Mark dafür bezahlt und heut' Morgen steht sie schon wieder." Hastig nähert er sich der Hausfrau und küßt ihr die Hand. „Verzeihen Sie, gnädigste Frau, wenn ich mich schleunigst davonmache — ich fürchte, ich komme ohnedies nicht mehr in's Haus, denn Punkt zehn Uhr schließt meine Frau es zu."

„Ich dachte, Sie wollten noch in die Kneipe gehen, wo Ihre Bekannten Sie erwarten," wirft die Hausfrau ein.

„Ich? Ach nein — ja — das heißt, ich — ich hatte mich bezüglich des Tages geirrt."

„Die Freiheit des Individuums besteht darin, daß man sich nicht scheut, die Beweggründe seiner Handlungen einzugestehen," flüstert im Hintergrunde Jemand.

„Haben Sie denn keinen Hausschlüssel mit?" fragt ein Anderer Herrn von Wachler.

„Ich? Ich? Nein — meine Frau leidet augenblicklich an Migräne, da ist sie sehr nervös, fürchtet, ich — könnte ihn verlieren — das heißt, ich habe den Schlüssel gestern verloren —" der überlegene Herr hat in der Verwirrung einen rothen Kopf bekommen, er weiß gar nicht mehr, was er redet.

„Vielleicht paßt unser Hausschlüssel für Ihre Thür," meint Frau Sartorius. „Ich habe denselben Weg wie Sie, und muß ohnehin aufbrechen, da mein Mann Punkt halb elf nach Hause kommt und sonst nicht herein kann."

Auch noch andere Damen, bei denen die gleichen Umstände obwalten, erbieten sich, zum nämlichen Zweck Herrn von Wachler zu begleiten.

„Wir könnten ja der Sicherheit wegen ebenfalls unsern Schlüssel mitgeben," schlägt der Hausherr vor. „Der Diener könnte ja mitgehen. Liebe Sidonie — willst Du wohl so gut sein, den Hausschlüssel herauszugeben?"

Indeß Frau Sidonie das genannte Emblem männlicher Freiheit aus ihrem verschlossenen Schreibtisch holt, kleiden sich alle Anwesenden zum Nachhausegehen an. In der Tasche jeder Dame klappert der Hausschlüssel.

Die Taschen der Gatten sind leer.

Notizen.

Arthur Drews, Schelling's Münchener Vorlesungen: Zur Geschichte der neueren Philosophie und Darstellung des philosophischen Empirismus. Philosophische Bibliothek Band 104. Leipzig, Verlag der Dürr'schen Buchhandlung. 1902. XVI u. 353 S. Man beginnt allmälig der metaphysiklosen Zeit müde zu werden; der menschliche Geist, dem der Zug nach dem Uebersinnlichen eingeboren, mag sich nicht länger mit dem Verzicht auf Erforschung des Transscendenten naturwidrigen Zwang anthun; man hat das Gefühl, daß weder der Agnosticismus noch der empirische Positivismus das letzte Wort in der Philosophie haben können, sondern daß unser Geist berufen ist, Höheres und Tieferes zu erschließen und nicht die phänomenale Welt wie ein ewig-unlösbares Räthsel thatlos anzustarren. Wer sich das Vertrauen zur Metaphysik, trotz des Mißcredits, in den sie, allerdings nicht ohne ihr Verschulden, gerathen war, bewahrt, insbesondere wer ihr letztes, den modernen wissenschaftlichen Anschauungen entsprechendes, durchaus zeitgemäßes Erzeugniß, die Philosophie des Unbewußten, acceptirt und sich mit deren Geiste erfüllt hat, der wittert schon jetzt frische Morgenluft, während die anderen noch im Schlafe ruhen und die Mehrzahl erst erwachen wird, wenn der neue Tag bereits in vollem Glanze strahlt. Zu diesen Wenigen, welche den Anbruch einer metaphysikfreundlicheren Zeit vorher empfinden, gehört Hartmann's eifriger Anhänger Arthur Drews. Seinem vor Jahresfrist erschienenen Grundriß des philosophischen Systems Ed. v. Hartmann's, der die Geister wecken soll, hat er eine Neuherausgabe der oben bezeichneten Vorlesungen Schelling's folgen lassen und dieselben mit erläuternden Anmerkungen versehen. Diese Herausgabe erscheint sehr zweckdienlich, da voraussichtlich bei dem bevorstehenden Wiedererwachen des metaphysischen Erkenntnißstrebens sich die Frage zunächst um subjectiven oder objectiven Idealismus und dann um negative oder positive Philosophie, d. h. um rein rationale Philosophie, die mit einem logischen Princip auszukommen hofft, oder um eine Philosophie, die außer dem logischen ein Realprincip annimmt, drehen wird, und es dann sehr förderlich ist, wenn die Schriften desjenigen Philosophen, der diese Fragen bereits einer geistvollen, eindringlichen Erörterung unterzogen, leichter als bisher erhältlich sind und dadurch eine Anknüpfung an jene grundlegenden Gedanken Jedem möglich gemacht ist. Es ist unschwer vorherzusehen, in welcher Richtung die Discussion jener Fragen, sobald sie erst einmal eröffnet, sich bewegen wird. Sofern der Panlogismus unzureichend und bereits durch Hegel selber ad absurdum geführt ist, wird man von ihm zu Schelling's positiver Philosophie fortgehen, aber auch bei ihr nicht stehen bleiben, sondern, indem sie unwiderstehlich zur Hartmann'schen Philosophie weitertreibt, erst bei dieser zur Ruhe kommen. Man wird einsehen, daß Letztere, weil sie auf dem Wege der historischen logischen Gedankenentwickelung liegt, nun einmal nicht umgangen werden kann, wenn in metaphysischer Beziehung etwas erzielt werden soll, und somit ihre geschichtliche Bedingtheit anerkennen. Auch Drews macht seine klaren Anmerkungen von dem dominirenden Endstandpunkt der Philosophie des Unbewußten aus und zieht die Consequenzen, die sich bei logischer Erwägung der Schelling'schen Gedanken ergeben, im Sinne und zu Gunsten dieser Philosophie.

A. K.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangten Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W, Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 39. Berlin, den 27. September 1902. 31. Jahrgang. Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. | Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. | Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Der Bankiertag.

Der Krach von 1901, der zahllose auf dem Papiere stehende oder in Papieren bestehende Vermögen zerstörte, hat das deutsche Publicum aus den Bankiersstuben verscheucht. So groß und allgemein ist die Angst vor neuen Verlusten, daß waghalsige Privat-Fixer von ehedem zur Urväter-Methode zurückgekehrt sind und ihr Geld in der Sparbüchse daheim statt in Laura oder Gelsen anlegen. Industrieactien sind im B. V., und auch die Neigung für hochverzinste auswärtige Renten entspricht nicht den Anforderungen der Börsenkreise. Man macht heuer schlechte Geschäfte in der Burgstraße. Und weil die Noth seltsame Bettgesellen schafft, haben sich Groß und Klein zusammengethan, einen Ersten deutschen Bankiertag mit beschränkter Haftpflicht gegründet und gemeinsam nach dem Sündenbocke geforscht. Zu dieser Ehrenstellung ist unter ceremoniösem Pomp das neue Börsengesetz berufen worden. Nicht Capitalmangel und Mißtrauen des schwer enttäuschten Kunden, sondern die boshafte, anticapitalistische Dummheit der Gesetzgeber trägt die Schuld daran, wenn das Jahr 1902 kein gutes Bilanzenjahr für die Banken wird.

Ich meine, daß die deutschen Bankiers nicht deßhalb nach Frankfurt gekommen sind, um auf dem Hauptbahnhofe die Inschrift „Vor Taschendieben wird gewarnt!“ zu lesen oder um im Palmengarten mit den Stadtvätern zur Nacht zu speisen. Vielmehr wünschen die Herren ganz augenscheinlich eine Besserung ihrer bedrängten wirthschaftlichen Lage zu erzielen. Sie müssen also versuchen, die Widersacher der Börse und die Bedenklichen aufzuklären und mit Gründen gegen die sie umringende Feindseligkeit anzukämpfen. Das ist aber nur möglich, wenn sie nicht gleich von vornherein neue Vorrechte verlangen, sondern sich auf den Standpunkt des schlichten Bürgers stellen. Es hat viel böses Blut gemacht, daß die Börse sich dem von Reichstag und Bundesrath beschlossenen, vom Kaiser unterzeichneten Gesetze nicht beugen wollte, sondern es in eigensinnigem Trotze mißachtete oder umging. Der börsenmäßige Terminhandel in Getreide- und Mühlen-Fabrikaten sowie in Bergwerks- und Industriepapieren ist untersagt. Wer erlaubte Termingeschäfte betreibt, soll, um sich das Klagerecht zu sichern, Namen, Stand und Wohnort in's Börsenregister eintragen lassen. So will es das Gesetz. Die Börse aber kehrte sich weder an die Wünsche noch an die Verbote der Legislatur. Sie erfand das Cassacontocorrent-Geschäft und pfiff auf das Register. Wenn nun der Bankiertag einstimmig beschließt, daß die civilrechtliche Wirksamkeit abgeschlossener Geschäfte durch das Verbot des Terminhandels überhaupt nicht berührt werden solle; wenn er die dem Sinne des Gesetzes vollkommen entsprechende Judicatur des Reichsgerichtes verfehlt nennt, so setzt er die falsche, aufreizende Politik der Börse unklug fort. Jeder von uns hat sich bestehenden Gesetzen zu fügen. Fortdauernde Halsstarrigkeit des Bankierthums und stete Wiederholung der falschen Behauptung, die deutsche, zumal die Berliner Börse sei nicht durch sinnlose Ueberspeculation, sondern durch das Börsengesetz zu Grunde gerichtet worden, muß die maßgebenden Parteien erbittern. Statt das Gesetz abzumildern, werden sie es verschärfen.

Immerhin kann man es begreiflich finden, daß der Bankiertag aus seinem Herzen keine Mördergrube machen und gleich in den ersten Stunden seiner Existenz allen Jammer in die Welt schreien wollte. Mehr ist der Fluch der Seele werth, als für die Faust ein blankes Schwert. Hoffentlich aber erschöpft sich die Körperschaft auf ihrer nächsten Versammlung nicht in zwecklosen oder gar zweckwidrigen Declamationen. Wenn sie will, kann sie nachholen, was sie diesmal versäumt hat und zeigen, daß es ihr um grundlegende Reformen ernst ist. Sie kann Vorschläge über die Fernhaltung Unerfahrener vom Börsenspiel machen, kann Mittel und Wege zur Modernisirung des Actienwesens zeigen, Aufsichtsräthen und Directoren das Gewissen schärfen. Wie neue Treberschwindeleien zu verhüten, wie in Zukunft den plumpen Kniffen eines Sanden zu begegnen ist, das werden uns die alten Praktiker lehren können. Der ihrer harrenden, dankbaren Aufgaben ist eben Legion. Befaßt sich der nächste Bankiertag auch mit ihnen, so wird er populär werden und die Gesetzgeber zwingen, auf seine Stimme zu hören. Anderenfalls müssen sich seine Theilnehmer mit dem Bewußtsein begnügen, daß Frankfurt in sonnigen Septembertagen eine vergnügliche Stadt ist, wegen der Nähe der holdseligen Taunusbäder und des gesegneten Rheingaues.

Caliban.

Von Rednern und ihrem Publicum.

Von Dr. M. Landau (Wien).

Cicero beginnt seine Abhandlung über die Beredtsamkeit (De inventivae rhetorica) mit der Frage, ob sie den Staaten und einzelnen Menschen mehr Nutzen oder Schaden gebracht

habe und giebt noch reiflicher Ueberlegung auf Grund der geschichtlichen Ueberlieferung und eigener Erfahrung zur Antwort, daß Beredtsamkeit mit Wissen und richtiger Einsicht verbunden wohl oft Nützliches geschaffen habe, daß sie aber ohne diese Begleitung sehr oft schädlich, nie nützlich gewesen sei. Kürzer und schärfer sagt ein italienischer Autor des vierzehnten Jahrhunderts: „Ein großer Redner ohne Verstand und Ehrlichkeit ist eine wahre Pest für sein Vaterland, seine Rednergabe wie ein scharfes Messer in der Hand eines Wahnsinnigen," während Sophokles (im Oedipus auf Koloros) glänzende Rednergabe für fast unvereinbar mit redlicher Gesinnung hält.

Geht man auch nicht so weit, wie der griechische Tragiker, so muß man doch zugeben, daß ausgezeichnete, die Hörer ergreifende und fortreißende Beredtsamkeit nicht stets mit ehrlicher rechtschaffener Gesinnung, unerschütterlicher Ueberzeugungstreue, Patriotismus und Uneigennützigkeit verbunden ist.

Und der classischeste — classisch in jedem Sinne — Zeuge für diese Unvereinbarkeit ist gerade Marcus Tullius Cicero, der „politische Achselträger", wie ihn Mommsen nennt. Mit der Eitelkeit und Gesinnungslosigkeit des scrupellosen Strebers und Emporkömmlings verband er Habgier und Verschwendungssucht. Bereit, auch jede schlechte Sache zu vertreten, mißbrauchte er manchmal Rednergabe und Redefreiheit in frechster Weise, diente jeder Partei, die ihm Vortheil brachte, schmähte seine politischen Gegner in letzter Weise, so lange er sie nicht fürchten zu dürfen glaubte, um sich vor ihnen schmählich zu demüthigen, wenn sie zur Macht gelangten, ihm nützen oder schaden konnten.

Ehrlicher und gesinnungstüchtiger als der größte römische war der größte griechische Redner — Demosthenes, obwohl ihm auch Bestechlichkeit vorgeworfen wurde. Aber als Politiker war er, wenn nicht ungeschickt, so doch unglücklich.

In einem stimmen aber die zwei berühmtesten Redner überein: Semper oratorum eloquentiae moderatrix fait auditorum prudentia. „Art und Wirkung des Redners hängt von seinem Publicum ab." Es ist ja selbstverständlich, daß jeder Redner, der eine Wirkung erzielen will, Gedankengang und Form seiner Rede dem Verständnisse und sehr oft dem Geschmacke seines Publicums anzupassen suchen wird. Und eben darin liegt, selbst wo keine böse Absicht, keine Unehrlichkeit im Spiele ist, die größte Gefahr, das oft so Schädliche der Redekunst.

Dieses Gefährliche und Schädliche ist dreifach: Die Phrase wird eine Macht; Redner und Zuhörer suggeriren einander; Einfluß und Macht erlangt nicht der Tüchtigste, zu seinem Amte Geeignetste, sondern der am schönsten und geläufigsten zu reden weiß.

Im Alterthum, in den griechischen Republiken, in den römischen Volksversammlungen, im Senat und vor Gericht wirkte der Redner nur auf das ihm zuhörende Publicum. Und er suchte mehr auf dessen Leidenschaften als auf dessen Verstand zu wirken, mehr zu rühren als zu überzeugen. Quintilian in seinem Lehrbuche der Rhetorik stellt das geradezu als Hauptaufgabe des Redners vor Gericht auf. „Durch Beweise," sagt er, „können wohl die Richter zu einer für uns günstigeren Anschauung veranlaßt werden, aber nur, wenn wir sie rühren, können wir ihren guten Willen, ihren Glauben gewinnen. Wenn wir ihren Zorn, ihr Mitleid, ihre Liebe oder ihren Haß erregen, da wird unsere Sache schon die ihrige. Wie der Liebhaber die Fehler der Geliebten übersieht, so verliert auch der vom Affect fortgerissene Richter die Wahrheit aus dem Auge ... Und wenn wir ihn endlich gar zum Weinen gebracht haben, da haben wir unser Spiel gewonnen. Darauf soll sich also der Redner verlegen, darauf alle seine Kräfte richten, sonst ist alles Andere trocken, nichtig, kraftlos und erfolglos."

Solche Künste sind aber gegenüber professionellen, durch langjährige Praxis abgehärteten „gelehrten" Richtern von viel geringerem Erfolge als vor Richtern „aus dem Volke". Deshalb sehen wir sie auch seit Einführung der Schwurgerichte viel häufiger angewendet. Ob sie zu gerechten Urtheilen führen, mag man billig bezweifeln.

Dem gegenüber wirkt freilich manchmal die Voreingenommenheit oder Parteilichkeit der Jury, gegen die selbst der geschickteste, feurigste Redner nicht aufkommen kann. Welches Uebel das kleinere sei, bleibe dahingestellt. Wir beschäftigen uns jetzt hier nicht mit der Rechtspflege, sondern mit der Beredtsamkeit.

Und manchmal bedarf es gar nicht großer Redekunst, um zu siegen: „In Frankreich," sagte Frau von Stael, „wird bei jeder Revolution eine neue Phrase geprägt, die von Jedermann gebraucht werden kann, dem es an eigenem Gefühl und Verstand fehlt."

Das gilt aber nicht bloß von Frankreich und nicht bloß vom vorigen Jahrhundert. Ja es scheint, daß wir jetzt mehr als je unter der Herrschaft der Phrase stehen. Kennt der Redner die politische, nationale oder religiöse Phrase, unter deren Herrschaft seine Hörer stehen, so wird er durch deren geschickte Anwendung oft mehr erreichen als durch die überzeugendsten Argumente und die schönsten Redekünste.

Was von den Gerichtshöfen gesagt wurde, das gilt in weit höherem Maße von den Volksversammlungen. Der Richter ist an gewisse Regeln gebunden, der Geschworene kann sich doch nicht ganz dem Eindrucke der Thatsachen und Zeugenaussagen entziehen; in der Volksversammlung entscheiden aber fast ausschließlich Gefühl, Leidenschaft und augenblickliche Stimmung. Hier kann noch der Redekünstler Triumphe feiern, die Gemüther beeinflussen, Leidenschaften erhitzen, wenn nicht erregen, überreden, wenn nicht überzeugen.

Was Schiller von der Zaubermacht des Sängers sagt, das gilt auch vom großen Volksredner. Auch er „beherrscht das bewegte Herz";

„Er taucht es in das Reich der Todten,
Er hebt es staunend himmelwärts,
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle."

Es wird von Theaterkennern darüber gestritten, ob es für den Erfolg und die bessere Wirkung des Schauspielers erforderlich sei, daß er auch alles das fühle, was er auf der Bühne zum Ausdruck bringt. In ähnlicher Weise könnte man fragen, ob es auch für den Redner erforderlich oder vortheilhaft sei, alles das zu glauben und zu fühlen, für das er vor seinen Zuhörern eintritt. — Wir glauben vortheilhaft jedenfalls. Ludwig XIV. soll gesagt haben, er könne über seine Absichten einen anderen Monarchen am besten täuschen, wenn sein Gesandter selbst in der Täuschung befangen sei.

Eine alte englische Ballade erzählt, daß eine Frau einen Menschen mit einer Zunge beschenken wollte, die nie lüge. Der aber lehnte das Geschenk ab, denn mit solcher Zunge, sagte er,

„I dar'd neither speak to prince or peer,
Nor ask of grace from fair Lady."

Aber nicht bloß Fürsten, Pairs und schöne Damen hören nicht gern die Wahrheit, auch dem Redner in einer Volksversammlung könnte sie mitunter sehr schaden, während ihm, wenigstens nach Goethe's Ansicht, die Lüge viel vortheilhafter ist: „Man verdient wenig Dank von den Menschen, wenn man ihr inneres Bedürfniß erhöhen ... ihnen das Herrliche eines wahren edlen Daseins zum Gefühl bringen will. Aber wenn man die Vögel belügt, Märchen erzählt, sie verschlechtert, da ist man ihr Mann." (Italienische Reise, 19. September 1786.)

Aber gefährlicher und schädlicher vielleicht noch als die bewußte Lüge ist die Erhitzung (die physische ruft hier nach-

mal die geistige hervor), die gegenseitige Suggestion in großen Versammlungen.

„Wenn Jemand in einer aufgeregten Volksversammlung ausruft: Es giebt keinen Gott! so schreien Alle nach: Es giebt keinen Gott!" sagte schon vor mehr als fünfhundert Jahren ein italienischer Chronist. Heutzutage würde noch einem solchen Ausrufe der Regierungsvertreter die Versammlung sofort auflösen, und es käme nicht zum Nachschreien. Aber in anderen wieder polizeiwidrigen Fällen würde die Suggestion ungestört wirken, und jetzt vielleicht mehr als in früheren Jahrhunderten, weil wir viel nervöser und erregbarer geworden sind.

Zu den animalischen Motiven der Suggestion kommt aber bei großen Mengen das geminderte Gefühl der Verantwortlichkeit. In einem Theater sollte einmal eine Salve von einer Compagnie Soldaten gegeben werden, aber kein einziges Gewehr ging los. Ein Statist hatte sich gedacht: „ich kann das Pulver ersparen, es wird doch Niemand merken, daß die Salve von 49 anstatt von 50 Mann abgegeben wurde"; unglücklicherweise hatten aber sämmtliche Statisten denselben ingeniösen Einfall. Aehnliches findet oft bei Volksversammlungen statt — da denkt der Einzelne: „man wird doch nicht gerade meine Stimme heraushören und mich für den unsinnigen Beschluß verantwortlich machen", oder: „ich kann ja meiner augenblicklichen Laune, meiner Gereiztheit ohne Schaden Ausdruck geben, entscheiden wird doch der vernünftige Beschluß der Majorität."

Leider beschließt aber die Majorität nicht immer vernünftig, oft vielmehr unvernünftig oder parteiisch. Und dies nicht bloß, weil die Vernünftigen und Unparteiischen stets in der Minorität sind, weil

„Verstand ist stets bei Wenigen nur gewesen," sondern weil in großen Versammlungen das Resultat gewöhnlich nicht der Addition, sondern eher der Division der guten Eigenschaften der einzelnen Theilnehmer entspricht, in moralischer sowohl als in intellectueller Beziehung. Und dies ist keine neue Weisheit, verdient aber in unsern Zeiten, wo alles von der Majorität entschieden wird, in Erinnerung gebracht zu werden.

Ein altes Sprichwort lautet: Senatores boni viri, senatus autem mala bestia, und von den gelehrten Gesellschaften sagte Schiller:

„Jeder, sieht man ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig;
Sind sie in corpore, gleich wird auch ein Dummkopf daraus!"

Noch früher als der deutsche Dichter hat der Marschall Sully gesagt: „Si la sagesse venait au monde, elle ne se logerait jamais dans une compagnie."

Wie wirkt nun die Beredtsamkeit in solchen Körperschaften, besonders in den politischen?

Wenn man von den vielen Reden, die in den verschiedenen Parlamenten gehalten werden, von dem lebhaften Beifall, den sie gefunden, von der Beglückwünschung der Redner liest, so sollte man glauben, daß sie von großer Wichtigkeit, für die Schicksale der betreffenden Volksvertretung entscheidend sind. Aber das glauben jetzt nur politische Kinder oder — neugewählte Abgeordnete vor der ersten Clubsitzung, der sie beiwohnen.

In England, und nicht bloß dort, gilt es noch immer, wenn nicht als unerläßliches Erforderniß, doch als nützliche Eigenschaft für einen Minister, gut und geläufig zu sprechen. Manche Leute, die gar keine Staatsmänner sind, haben das Ministerportefeuille nur ihrer Beredtsamkeit zu verdanken, und unter dem dritten Napoleon gab es in Frankreich besondere Sprechminister.

Hat aber je ein solcher Minister oder irgend ein Deputirter mit seiner schönsten Rede auch nur ein halbes Dutzend Stimmen der Gegenpartei gewonnen? Sie mögen ihm wohl Beifall klatschen, ihm vielleicht innerlich Recht geben, aber sie stimmen nach dem schon früher gefaßten Clubbeschluß. „Man könnte fast ebenso gut mit den Abstimmungen beginnen und mit den Reden schließen," meinte ein so alter Parlamentarier wie Robert von Mohl, aber die Redefreiheit der Deputirten, wie Königin Elisabeth von England, als das Recht definiren, Ja oder Nein zu sagen, aber nicht alles zu schwatzen, was ihnen einfällt.

Wozu also die Parlamentsreden? Und beweist nicht die häufige Beschlußunfähigkeit, die Abwesenheit so vieler Deputirter, daß sie gar kein Bedürfniß fühlen, die Reden ihrer Collegen anzuhören? Uebrigens entgeht ihnen deren Inhalt nicht ganz. Sie können ja am nächsten Morgen, oft nach der Abstimmung, den stenographischen Bericht in der Zeitung lesen. Und dies erklärt es auch, warum in den Parlamenten noch so viele Reden gehalten werden. Sie sind „Ueberlebsel" aus der präparlamentarischen Zeit, aus der Zeit, wo über Staatsangelegenheiten noch in den Volks- oder Bürgerversammlungen entschieden wurde, da der Redner noch hoffen konnte „mentes impellere quo velit, unde autem velit, deducere".

Die meisten Reden werden, wie der Ausdruck lautet, „zum Fenster hinaus gehalten", sind Wohl- oder Candidatenreden. Bei manchen Rednern könnte man wohl aus Ton und Inhalt ihrer Reden auf das Maß des Zeitraumes bis zur nächsten Wahl schließen. Andere sprechen nur, weil sie sich selbst gern hören, weil sie ihre Sprechlust nicht bezähmen können oder um ihren Wählern zu zeigen, daß sie nicht umsonst ihre Diäten beziehen, daß sie, wie sie in der Wählerversammlung versprochen haben, kein Blatt vor den Mund nehmen, dem Minister die Wahrheit kühn in's Gesicht sagen, selbst den Landrath oder den Statthalter nicht schonen. Das freut dann die Wähler ungemein und macht sie stolz auf ihren Vertreter. Bei ministeriellen Deputirten spielen wieder manchmal minder schöne Motive mit. Gar mancher Subalternbeamte hat sich im Parlamente zu einem höheren Amte, ja bis zum Minister, mancher Privatdocent zu einer ordentlichen Professur hinaufgeredet.

Es soll nicht geleugnet werden, daß manche Parlamentsreden ihren Nutzen haben; aber dieser resultirt nicht aus dem ursprünglichen Zweck des Redens — dem Ueberzeugen oder Ueberreden. Es ist nützlich und bringt auch manchmal Abhülfe, wenn allgemeine Uebelstände, Nachlässigkeit oder Uebergriffe der Beamten oder überhaupt, was nicht gedruckt werden darf, öffentlich ausgesprochen wird. In Oesterreich hat man sogar umfangreiche, von der Staatsanwaltschaft confiscirte Druckschriften in Interpellationen eingeschaltet. Da Berichte über Parlamentsverhandlungen nicht der Confiscation unterliegen, konnten dann solche gefährliche Schriften ungehindert in den Zeitungen abgedruckt werden, wodurch sie eine noch größere Verbreitung erhielten. Die so erschlichene Preßfreiheit bietet freilich Gelegenheit zu argen Mißbräuchen.

Ueberhaupt sind aber die Zeitungen die werthvollsten und unentbehrlichsten Verbündeten der Parlamentsredner. Sie sind dem Redner noch unentbehrlicher als die Sänger und das Orchester dem Componisten.

In den Biographien berühmter Redner aus älterer Zeit wird oft gesagt, daß die höchste Wirkung ihrer Reden verloren geht, daß wir uns von ihrer Schönheit keinen vollständigen Begriff machen können, da wir sie nur lesen, nicht hören. Ob das immer zutrifft, können wir nicht wissen, da wir, selbst wo die Reden erhalten sind, uns in Bezug auf ihre unmittelbare Wirkung auf die Berichte der Zeitgenossen verlassen müssen, ja manchmal diese nur aus zweiter oder dritter Hand haben.

Was aber die modernen Redner betrifft, so scheint mir, daß Viele dadurch gewinnen, wenn ihre Reden gelesen, anstatt gehört werden. Die Zahl der Redner, die durch leichten Redefluß, durch Wohllaut und schöne Geberden dem von ihnen Gesprochenen höheren Werth verleiht, ist gering im

Vergleich mit der der Redner, bei denen das Gegentheil der Fall ist. Hier tritt nun der Einfluß der Zeitungen ein. Da werden die Reden der Parteifreunde vollständig — mit Ausnahme der gar zu argen Schnitzer — mitgetheilt, etwaige stylistische oder logische Entgleisungen sanirt, die Beifallsbezeigungen und „Beglückwünschungen" nicht verschwiegen, manchmal sogar multiplicirt. Die Reden der Gegner werden dagegen abgekürzt oder verstümmelt wiedergegeben, von übelwollendem Commentar oder höhnischen Bemerkungen begleitet. Der Durchschnittsleser und -Wähler liest natürlich nur sein Parteiblatt und ist stolz auf seinen Vertreter. Die Wiederwahl ist gesichert.

Wirthschaftliche und sociale Strikes.

Von Eduard Sokal (Berlin).

Daß wir im Zeitalter der wirthschaftlichen Strikes leben, ist männiglich bekannt, und wenn ein Forscher der künftigen Jahrhunderte unsere Zeitungen durchmustern wird, so wird er leicht den Eindruck davontragen können, daß die Arbeiter unserer Zeit mit nichts eifriger als mit — Striken beschäftigt waren. In einzelnen Industriebezirken theilen die Arbeiter ihre mühsame, einförmige Lonsbahn nach der Anzahl der absolvirten Strikes ein, wie ein alter Veteran stolz auf die mitgemachten Feldzüge und Schlachten verweist. Die Strikes sind ja auch zweifellos — wie immer man sich sonst zu ihrer Opportunität stellen möge — wirthschaftliche Feldzüge, die nicht einmal stets einen unblutigen Verlauf nehmen. Sie werden in der mannigfaltigsten und widersprechendsten Weise und zumeist von einem einseitigen Interessenstandpunkt aus beurtheilt. Der Eine erblickt in ihnen ein nothwendiges, der Andere ein überflüssiges Uebel, Manche erwarten, daß aus diesen wirthschaftlichen Ringkämpfen ein ausgleichendes und endgiltiges Compromiß hervorgehen wird. Die Einen verlangen staatlichen Schutz für den Strikenden, die Anderen für den Streikbrecher; es sind in manchen Ländern Versuche im Gange, den Strike unter gewissen Umständen obligatorisch zu machen, während Viele der Ansicht sind, daß die ganze Angelegenheit den Staat nur insoweit angehe, als sie Ausschreitungen oder Vergehen gegen die öffentlichen Gesetze im Gefolge habe. Es ist ein ziemlich aussichtsloses Beginnen, in diesem Widerstreit der Meinungen, der ja in Wahrheit ein Widerstreit der Interessen ist, schlichtend eingreifen zu wollen, so lange eben auf beiden Seiten nur Kämpfende einander gegenüberstehen, so lange das „Ote-toi pour que je m'y mette" die Grundparole aller Unterhandlungen ist, so lange die ausgesprochenen Gedanken in Wirklichkeit nur Kampf- und Greiforgane, eine Verlängerung des raubthierartigen Gebisses darstellen, so lange für Jeden die Lösung als die unbedingt beste gilt, welche für seine unmittelbaren Interessen die günstigste ist. In seinen nicht nur von dem Geist edler Menschlichkeit, sondern auch von eminent praktischem Sinne getragenen Ausführungen hat aber bereits der englische Sociolphilosoph Ruskin darauf hingewiesen, daß wir uns selbst Unrecht thun, wenn wir — wie es so häufig in volkswirthschaftlichen Schriften geschieht — den naiven, kampflüsternen, rücksichtslosen Egoismus zur selbstverständlichen Grundvoraussetzung des socialen Getriebes nehmen, welche, wie die Gravitationskraft die Bewegungen der Massen, so die Handlungen der Menschen bestimme. Und schließlich sehen wir doch auf Schritt und Tritt bereits in unserem zeitgenössischen Leben, daß wirthschaftliche Interessengegensätze sich nicht immer in vollem Umfange ausleben müssen; besteht doch auch zwischen Eltern und Kindern, rein wirthschaftlich genommen, ein Interessengegensatz, der bekanntlich keine demgemäß gerichtete Handlungsweise auszulösen vermag. So lange nicht auch in den sonstigen Beziehungen der Menschen zu einander eine durchgreifende Wandlung in diesem Sinne Platz gegriffen hat und nicht nur das eigene, sondern auch das fremde Glück für uns zum Lebensbedürfniß geworden ist, so lange werden nach Ruskin mit dem ungeeigneten menschlichen Baumaterial selbst die scharfsinnigsten Baukünstler kein standhaftes sociales Gebäude errichten können. Bis dahin haben freilich alle wirthschaftlichen Kämpfer und Feldzügler immer nur Recht in ihrem Sinne und niemals in dem Sinne des Anderen.

Die wirthschaftlichen Strikes sind Feldzüge, Kämpfe, in denen der Gegner seinen unmittelbaren Feind auf's Korn nimmt. Neben ihnen macht sich aber in letzter Zeit auch eine merkwürdige Art anderer Ausstände geltend, die man als sociale Strikes bezeichnen könnte und die zwar keinem unmittelbaren Kampfdrange entsprechen, aber in ihrer Gesammtheit vielleicht noch sinnfälliger als die wirthschaftlichen Strikes die Unlust an dem gesellschaftlichen Getriebe zum Ausdruck bringen. Dahin gehört eine Reihe merkwürdiger Erscheinungen, von denen jede zwar auch ihre mitwirkenden Einzelursachen hat, die aber dennoch den gemeinschaftlichen Grundzug einer socialen Unlust, Resignation, einer eigenthümlichen Freudlosigkeit an den Thätigkeiten, welche die Mitwirkung des Einzelnen am Staate erfordern, in unverkennbarer Weise aufzeigen. Sie bringen klar zum Ausdruck, wie lose der solidarische Zusammenhang zwischen Staat und Individuum für das Bewußtsein Vieler begründet ist und wie wenig das Individuum — und gewiß nicht bloß das sehr hervorragende oder sonst sehr eigenartige Individuum — die Handlungen des Staates als seine eigenen mitfühlt und anerkennt.

In diese Gruppe „socialer Strikes" reiht sich die chronische Beschlußunfähigkeit des Reichstages bei den Vorlagen, welche keinen unmittelbaren Interessensturm bedingen, nicht minder ein als z. B. die immer häufiger zu Tage tretende Zeugenscheu vor Gericht, als die nach Thunlichkeit betriebene Abstinenz vor dem Geschworenenamt, als die in letzter Zeit wieder einmal an's Licht der Oeffentlichkeit gezerrten Militärbefreiungsversuche, als die manchmal ganz unzweideutige Antipathie, mit der das Publicum die Anordnungen der Polizeiorgane aufnimmt und nach Kräften zu durchkreuzen sucht, statt dem öffentlichen Dienste willigen Beistand zu gewähren u. s. w. Aehnliche symptomatische Vorkommnisse ließen sich ohne Schwierigkeit in großer Menge anführen und mit thatsächlichen Beispielen belegen. Unzweifelhaft hat jede dieser Erscheinungen auch ihre besonderen, im Einzelnen bestimmenden Ursachen und läßt demgemäß auch eine sozusagen symptomatische, locale Behandlung zu. Man könnte mit Fug und Recht den desolaten Reichstagsverhältnissen durch die Einführung der Diäten, der Zeugenscheu vor Gericht durch eine rücksichtsvollere Behandlung und die Vermeidung peinlicher Fragen, der polizeifeindlichen Haltung des Publicums durch entsprechende Heranbildung der Polizeiorgane zu steuern versuchen u. s. w. Ich glaube aber, daß es den tieferen Charakter dieser Erscheinungen verkennen hieße, wenn man sich von dieser äußerlichen Behandlung einen allzu großen Erfolg versprechen wollte. Alle diese leidigen Uebel haben auch eine gemeinschaftliche Wurzel, die tiefer liegt, als die Untersuchung des Einzelfalles führen kann. Es liegt ihr ein eigenthümlicher socialpsychologischer Thatbestand zu Grunde: eine zum Theil in natürlichen Verhältnissen begründete, zum Theil künstlich aufgestachelte und geschürte Abkehr des Individuums vom Staate — etwas, das man vielleicht als „Misopolitismus" bezeichnen könnte.

Betrachtet man die zeitgenössischen Staatengebilde, so läßt sich immerhin erkennen, daß dieser „Misopolitismus" — eine leider sehr schwer in ihren einzelnen Factoren abzuschätzende Größe, die im Resultat zweifellos das feinste

Kriterium für die jeweilige Unzufriedenheit mit den Staatseinrichtungen abgeben könnte — in England den niedersten und in Rußland den höchsten Stand erreicht hat. Seinen classischen Ausdruck findet demgemäß der „Misopolitismus“ in der Tolstoi'schen Lehre von einem allgemeinen socialen Strike, durch welchen die Individuen dem Staate ihre sämmtlichen Dienstleistungen entziehen würden. Trotz ihres, auch für Tolstoi bewußt utopischen, d. h. einer vollständigen Realisirung nur in unendlicher Ferne zustrebenden Wesens enthält diese Lehre, welche alle staatliche Thätigkeit zur „Gewaltthätigkeit“ stempelt, doch eine furchtbare Drohung und Warnung, da es klar ist, daß z. B. gegen Hunderttausende von „socialen Strikenden“ alle Zwangsmaßregeln schon wegen ihrer enormen Kosten unmöglich wären. Sie lautet in der Tolstoi'schen Formulirung, die hier ohne alle nur allzu billige Kritik wiedergegeben sei, folgendermaßen:

„Um das Schlechte, das sein und seiner Brüder Elend verursacht, nicht zu thun, muß der Mensch erstens weder freiwillig, noch zwangsweise an den Thätigkeiten der Regierungen Theil nehmen und daher weder den Beruf eines Soldaten, noch den eines Ministers, eines Steuereinnehmers &c. erfüllen und überhaupt keine Stellung annehmen, die mit Gewaltthätigkeit verbunden ist.

Zweitens darf ein solcher Mensch nicht freiwillig Steuern an die Regierungen zahlen, auch darf er nicht die Regierungsinstitute benutzen, die durch Steuern unterhalten werden, welche vom Volke mit Gewalt eingetrieben worden sind.

Drittens darf der Mensch, der nicht nur sein eigenes Wohl anstrebt, sondern die Lage der ganzen Menschheit bessern will, sich nicht um den gewaltthätigen Beistand der Regierungen bewerben, weder um seinen Besitz an Grund und Boden &c. zu sichern, noch auch zum Schutze seiner eigenen Person.“

Das ist der „sociale“ Generalstrike als consequentester Ausdruck des Misopolitismus, welchen die Geschichte des menschlichen Gedankens bis jetzt gezeitigt hat.

Literatur und Kunst.

Neues aus der französischen Literatur.

Von Anna Brunnemann (Dresden).

Eine gewisse Müdigkeit ist zur Zeit im literarischen Schaffen Frankreichs eingetreten. Der ernsteste Literaturforscher findet nur wenig, was seine Aufmerksamkeit in der rechten Weise zu fesseln vermöchte. Wo ist Zola? Wo ist Anatole France? Bourget, der von den alten Meistern noch Beachtung verdient, versucht sich nach dem wenig erquicklichen „Fantôme“ in der Schilderung des Seelenlebens kleiner Leute. Aber der gewandte Psycholog hat zu lange in den Kreisen der oberen Zehntausend gelebt und nach den feinsten Seelenschwingungen jener Elite geforscht, die es sich vermöge ihrer Unabhängigkeit von den Misèren des Daseinskampfes gestatten kann, körperliche und seelische Verfeinerung bis zur Krankhaftigkeit zu treiben und selbstgefällig die eigenen Empfindungen zu belauschen. Ueber dem Studium solcher Kreise ist Bourget viel zu alt und viel zu routinirt geworden, um mit frischen Augen und inniger Liebe ein paar Stufen auf der gesellschaftlichen Leiter herabzusteigen und uns echte Offenbarungen aus dem Seelenleben der unteren Klassen zu geben. So schildert er in „Monique“ einen Kunsttischler, der mit seiner überaus verfeinerten Seele in ein ganz anderes Milieu gehört, als das, was der Verfasser uns glaubwürdig zu machen bestrebt ist. Es gelingt ihm in nur ganz geringem Maße, sich aus der gewohnten Sphäre heraus in völlig andere Existenzbedingungen zu versetzen. Gegenüber seinem letzten Werke „le fantôme“ muß jedoch eine größere Schlichtheit rühmend hervorgehoben werden, die nach jenem Labyrinth von krankhafter Seelencomplicirtheit außerordentlich wohlthuend berührt.

Wohlverdiente Erfolge erzielen neuerdings die Gebrüder Rosny, die nach mühseligem Ringen mit spröden, prähistorischen Stoffen dem mächtigen socialen Kampfe der Neuzeit ihr Interesse zuwenden und mit weiten sicheren Blicken gegen alte Vorurtheile zu Felde ziehen. Sie wenden sich in „la Charpente“ besonders gegen die Vorurtheile des Adels. Der künstlerische Werth der Rosny'schen Bücher ist durchaus nicht einheitlich; eine ziemliche Weitschweifigkeit macht sich oft fühlbar, manche Stelle aber wird sich vermöge ihres ehrlichen Ernstes dem Nachdenken des gereiften Lesers aufzwingen.

Seit unlanger Zeit beginnt die „neue Frau“ einige feine psychologische Forscher in Staunen zu versetzen. Sie ist das Lieblingsstudium von Marcel Prévost geworden, der bereits Lehrpläne zur höheren Ausbildung der Mädchen aufstellt (Lettres à ma nièce, in der Revue de Paris im Erscheinen begriffen). Vielleicht war er entsetzt von der jämmerlichen Leere, die er hinter dem complicirten Mechanismus der Seele einer unbefriedigten „Mondaine“ entdeckte, und spürt darum den Keimen zur Besserung so liebevoll nach und begrüßt sie mit einer so erfreulichen Wärme. Was er uns jedoch in den „Lettres à Françoise“ über das neue junge Mädchen in Frankreich offenbart, ist für deutsche Begriffe so ungemein selbstverständlich, daß wir kaum zu fassen vermögen, wie es einen so erfahrenen Kenner der weiblichen Psyche in ein so naives Staunen versetzen kann. Für Prévost ist eine junge Dame, die Lust hat, einmal selbstständig über etwas nachzudenken, die so etwas wie ein sociales Gewissen in sich zu verspüren beginnt, oder die, um nicht unnütz im Leben dazustehen, beschließt, erwerbsfähig zu werden, etwas so absolut Neues, daß er solche Erscheinungen wie ein Wunder anstaunt. Doch nicht nur als Document über das niedrige Niveau der französischen Mädchenseelen, sondern auch wegen ihres warmen Tones, ihrer in die Zukunft weisenden Hoffnungen wird man diese „Lettres à Françoise“ gern lesen.

Paul und Victor Margueritte lassen in „Les femmes Nouvelles“ dieses neue junge Mädchen bereits als sich bewußte, ihr Schicksal fest in die Hand nehmende Persönlichkeit auftreten. Es handelt sich hier um eine Erbin, die der Anblick des socialen Elends in ihrem Heimathsort, einer Fabrikstadt, mächtig erschüttert, die durch langen Aufenthalt im Auslande ein warmes Interesse für sociale Bestrebungen gewonnen hat und die nun die Hand eines Lebemannes, dessen Daseinsnichtigkeit sie erkannte, ausschlägt, um zunächst ihr Vermögen gemeinnützigen Unternehmungen zu weihen und es später, vereint mit einem gleichgesinnten Mann, den sie liebt, weiter für das Wohl der Armen und Elenden nutzbar zu machen. „Les femmes nouvelles“ bedeuten gleichfalls ein werthvolles Document für die Frauenfrage in Frankreich. Nirgends sind die jungen Mädchen so von Vorurtheilen und Maßnahmen gegen ihre innere Entwickelung umwunden, wie bei unseren Nachbarn; die Ehe bedeutet für sie geradezu einen Sprung in die Freiheit, der dann als Folge einer zu langen Spannung zu weit gethan wird. Als eigenartige Thatsache ist bei diesen Büchern zu beobachten, daß der jeweilige Autor stets seine Heldin im Ausland oder durch geistige Berührung mit dem Ausland zu höherer Einsicht gelangen läßt; fast möchte ich es als einen Beweis dafür ansehen, daß jenseits des Rheines die Kraft zu innerer Erneuerung allmälig zu versiegen droht. Hoffentlich ist die „Neue Frau“ dazu berufen, frisches Blut unter die greisenhafte männliche Jugend zu bringen. Sie bedarf dessen dringend.

Wenn ich unter einigen französischerseits empfohlenen Büchern jüngerer und jüngster Autoren Eines herausgreife,

weil mir der Name des Verfassers, Octave Mirbeau, der einmal ein tüchtiges sociales Drama, „Les Mauvais bergers“, geschrieben hat, Vertrauen erweckt, so bin ich selbst unter diesen Voraussetzungen bald gezwungen, den Band mit aufrichtigem Abscheu aus der Hand zu legen. Da Mirbeau nach der Besseren einer ist, spürt man durchaus keine Lust, einen weiteren Griff in diese krankhafte junge Literatur zu riskiren.

„Les vingt-et-un jours d'un neurasthénique“ nennt sich dies für ihre Geistesrichtung charakteristische Werk. Ein mit seinen Nerven völlig fertiger Pariser Jüngling kommt in ein Pyrenäenbad, um zu genesen. Statt an der herrlichen Natur zu gesunden, schreibt er das traurigste, lichtloseste Tagebuch, das die Literatur je hervorgebracht hat. Es ist von Anfang bis zu Ende eine trostlos pessimistische Satire auf die menschliche Dummheit und Erbärmlichkeit, ohne einen größeren Gesichtspunkt, einen erlösenden Ausblick. Zunächst zieht die ausbeuterische Gesellschaft der Curschwindler an uns vorüber, dann eine Reihe typischer Vertreter der niedrigsten menschlichen Laster, der schändlichsten Verbrechen, die ohne Sühne bleiben, weil sie von den sogenannten Gebildeten begangen werden. Mirbeau spielt sich nicht als Weltverbesserer auf; er zieht keinerlei Schlüsse aus den ekelhaften Thatsachen, die er vor uns entrollt, er constatirt nur. Und gerade dieses theilnahmlose Hinstellen des Gemeinsten, als handle es sich um etwas ganz Selbstverständliches, berührt uns so abstoßend, daß wir ein paar wirklich gute Satiren — Mirbeau ist bei alledem ein feiner Kopf — wie eine Erlösung aus dem Schmutz begrüßen. Auf überraschende Weise schlägt ein Bekenntniß, das der Verfasser dem Unterrichtsminister Leygues in den Mund legt, in die heutigen Tage ein. Man könnte die folgenden Worte mit den in jüngster Zeit so lebhaft discutirten Aeußerungen über Kunst und Literatur von Staatswegen in unmittelbare Beziehung bringen, wenn nicht Mirbeau's Buch kurz vor jenen Aeußerungen erschienen wäre.

„Als Mensch“ — gesteht Herr Leygues gegenüber einigen vorzüglichen Bemerkungen über zeitgenössische Kunst ein — „als Mensch bekenne ich mich zu Ihrer Ansicht; ja, ich gehe noch weiter als Sie, denn ich besitze eine unglaubliche Kühnheit ... heftige, revolutionäre, anarchistische Meinungen. Aber der Mensch macht nur die Hälfte meines Individuums aus; ich bin zugleich Minister. Und als Minister kann ich die Meinungen, zu denen ich mich als Mensch bekenne, nicht unterschreiben, sondern ich muß sie bekämpfen. Das ist, glauben Sie mir, eine sehr schmerzliche und zugleich eine höchst komische Sache, dieser schreckliche Kampf eines Menschen mit einem Minister in ein und derselben Person. Vergessen Sie auch nicht, daß ich den Staat repräsentire, daß ich der Staat bin, und daß der Staat, will er nicht Gefahr laufen, nicht mehr Staat zu sein, nur einen gewissen Grad von Kunst gutheißen kann, daß er der Kunst nicht gestatten kann, ganz zu sein, nach dem Genie, zeitgenössisch zu schaffen. Für den Staat ist das Genie nur officiell ein Genie, wenn es durch mehrere Jahrhunderte geheiligt worden ist. Solange das Genie nicht durch Jahrhunderte geheiligt worden ist, behandelt es der Staat als Feind.“

Unser kritischer Pariser, dessen schöne Intelligenz auf so schauerliche Abwege gerathen ist, begegnet schließlich einem Freund, der, ein Symbol des Aufhörens aller und jeder Lebenshoffnung, in der Einsamkeit des Gebirges haust. Dieser erzählt ihm, er habe die Eitelkeit und Nichtigkeit jedes geistigen Strebens, mit dem er einst auf thörichte Weise sein Leben verbrachte, voll erkannt. Kunst sei Corruption, die Literatur eine Lüge, die Philosophie eine Mystification. Darum sei er in die Berge geflohen und habe gemeint, schlichte, einfache, von der Verderbniß unserer Cultur noch unberührte Menschen zu finden. „Sie sind eben so armselig wie die Anderen! Fortschritt, lächerlich — der Fortschritt ist nur ein schnellerer, bewußterer Lauf dem Tode entgegen ...“ Auch der Selbstmord ist überflüssig, „denn man tödtet nicht, was schon todt ist. Ich bin seit zwanzig Jahren todt. Um was soll man sich noch aufregen.“ — Der Pariser flieht entsetzt zurück unter seine jämmerliche Badegesellschaft, die ihm in ihrer Erbärmlichkeit doch noch erträglicher erscheint als dieser wandelnde Todte.

Wir haben es hier nicht mit einem Einzelwerke zu thun, das wir einfach abzulehnen berechtigt wären, sondern mit einer Erscheinung, die für eine ganze geistige Strömung typisch ist, eine Strömung, die geradewegs dem traurigsten Verfall entgegentreibt. Mit dürrer Nichtachtung gehen diese Jüngsten an den großen, tiefen, echten Schönheiten des Lebens vorüber und, statt auf einem herrlichen Fleck Erde neue Kraft für neues Leben zu sammeln, innere Gesundung anzustreben, wissen sie nichts Besseres zu thun, als wieder in dem Schmutz, der Fäulniß herumzuwühlen, denen sie eben entronnen waren.

Dankbar ist man Maeterlinck, der uns nach diesem trostlosen Materialismus die Welt der Seelen wieder erschließt und uns in eine reinere Sphäre trägt. Der überaus feine Künstler erscheint zunächst mit einer naturgeschichtlichen Studie auf dem Plan, dem „Leben der Bienen“. Dort verthierte Menschheit, hier eine verklärte, vermenschlichte Thierwelt, ein Hoheslied auf die Intelligenz, auf die Liebe, auf den socialen Instinct dieser nützlichen Insecten, bei denen das Einzelwesen anscheinend denkend und opferfreudig für das Wohl der Gesammtheit lebt. Dieses auf gründlichen wissenschaftlichen Studien und genauester persönlicher Beobachtung beruhende Buch besitzt den doppelten Werth eines trefflichen Beitrages zur Wissenschaft und einer köstlichen Dichtergabe. Maeterlinck weiß die Natur mit dem Auge des Poeten zu schauen, und uns ihre lebendigen Wunder zu erschließen; er fühlt aus Allem, dem sich sein Auge zuwendet, die ewige Seele heraus und offenbart die verborgene Seele dieser kleinen Wunderwelt, um sie der großen Weltseele einzuverleiben, die mit hehrem Flügelschlag das All durchweht.

Maeterlinck hat in der letzten Zeit mit einer seltenen Frische der Productivität die beachtenswerthesten literarischen Erscheinungen in französischer Sprache hervorgebracht. In ihm, dem jungen Vlamen, der jetzt Pariser zu werden gewillt scheint, verwirklicht sich die feinste Verschmelzung germanischer Art mit der hochkünstlerischen Cultur des lateinischen Geistes, die zur Objectivirung des Gedankens in einer vornehm ausgeglichenen ästhetischen Form drängt. Niemand wird sich der künstlerischen wie der gedanklichen Schönheit seines jüngsten Buches „Le temple enseveli“ verschließen können, daß die tiefsinnigen Betrachtungen von „Weisheit und Schicksal“ ergänzt und erweitert. Maeterlinck ist in Bezug auf die Form wie auf den Gedanken klarer, in sich gefestigter geworden; er meidet das Uebersinnliche, Verzückte und Verstiegene. Trotzdem er das Tiefste, Ernsteste und Heiligste im Leben belauscht und seinen verborgensten Quellen nachgeht, verliert er niemals das Leben selbst mit seinen praktischen Forderungen aus den Augen. In herrlichen Betrachtungen über Gerechtigkeit, Tragik, Materialismus, Zufallsglück u. s. w. forscht er nach einem höheren Princip, das unser Dasein lenkt. Zunächst zerstört er den Glauben an eine rein äußerliche Gerechtigkeit, die einen Ausgleich der Widersprüche des Daseins schafft, denn die Sonne scheint über Gute und Böse, über Gerechte und Ungerechte.

Die physische Gerechtigkeit aber, die hier und da als Vererbung, Krankheit &c. in die Erscheinung tritt, hat keinerlei moralische Ursachen; zwischen der äußeren Welt und unserem Thun bestehen nur die einfachen Beziehungen von Ursache zu Wirkung. Wohl aber waltet anscheinend eine Art Gerechtigkeit in der Natur, die Handlungen straft, wenn sie den ehernen Gesetzen, die zur Erhaltung der Wesen nothwendig sind, entgegenarbeiten. Diese Gerechtigkeit ist blind; sie läßt

oft den Unschuldigen für das Verbrechen des Schuldigen büßen.

In reicher, schier unerschöpflicher Gedankenfülle warnt Maeterlinck vor dem Fatalismus wie vor einem den Willen lähmenden Pessimismus. „Augenscheinlich," sagt er, „werden alle Menschen, unter einem bestimmten Gesichtswinkel betrachtet, unglücklich erscheinen, und es wird immer den Anschein haben, als würden sie in einen verhängnißvollen Schlund gezogen, denn sie bleiben immer der Krankheit, der Unsicherheit des Stoffes, dem Alter, dem Tode anheim gegeben. Wenn man nur das Ende alles Daseins in Betracht zieht, besteht nothwendig etwas Verhängnißvolles, Elendes selbst in dem glücklichsten Leben. Aber wir wollen nicht Mißbrauch mit diesen Worten treiben und uns ihrer nicht aus Bequemlichkeit oder aus Vorliebe für mystische Traurigkeit bedienen, um den Theil dessen, was bei näherem Studium des Menschen, der Natur und der Dinge erklärbar ist, noch zu vermindern." — Hier ist die ernste Weiterentwickelung Maeterlinck's offenkundig, der uns im Gegensatz zu seinen dramatischen Märchengestalten, die sich alle stumm und willenlos einem äußeren oder inneren Schicksal unterwerfen, den starken Gedanken von der Behauptung des Ich's und von den besten Hülfs- und Lebensquellen im Ich selbst aufstellt: „Der Wunsch zu leben oder die Bejahung des Lebens so wie es ist, bedienen sich vielleicht einer recht alltäglichen Aeußerungsweise, aber sie gehorchen im Grunde wissentlich oder unwillkürlich umfassenderen Gesetzen, die mit dem Geist des Weltalls besser übereinstimmen und folglich verehrungswürdiger sind als der Wunsch, allem Elend des Lebens zu entfliehen oder als jene illusionslose Weisheit, die dieses Elend unausgesetzt betont."

Ueber diesen sieghaften Individualismus, der sich mit Nietzsche's Lebensbejahung verwandt fühlt, geht Maeterlinck noch hinaus und in den ethischen Gedanken des Altruismus über. Die neuerworbene innere Kraft soll als rettende, erlösende Kraft ausgegossen werden auf die Welt, denn:

„Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut."

Das „Göttliche", Goethe's Gedicht tiefster Lebensweisheit, resumirt in einer geradezu überraschenden Weise den reichen Inhalt des Maeterlinck'schen Buches, das nun auch zu einem Buche freudigster, edelster Lebensweisheit wird.

Ist diese Weiterentwickelung Maeterlinck's auch auf dramatischem Gebiet zu erkennen und verdient sein jüngstes Drama, „Monna Vanna", die volle Begeisterung, die ihm augenblicklich unsere Nachbarn entgegenbringen?*) Ich finde den Schöpfer jener poetisch schwermüthigen Märchenwelt nicht wieder; Maeterlinck läßt nicht mehr an der Enttäuschung vom Leben zu Grunde gehen. Er will das Leben voll ausschöpfen — leben lassen. In die farbenprächtige, schönheits- und sinnestrunkene Zeit der Renaissance führt er uns ein mit dem ganzen Zauber seiner rhythmischen Prosa.

Zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ist Pisa durch den schönen, jungen, tapferen Söldnerführer Prinzivalle von den Florentinern besiegt worden. Die Pisaner gehen dem Hungertode, und wenn sie sich ergeben, der Rache des Feindes entgegen. Da sendet ihr Führer, Guido Colonna, seinen alten Vater, einen etwas schwatzhaften Schöngeist und Humanisten, in das Lager Prinzivalle's, um diesen zu milderen Maßregeln zu bewegen. Der alte Colonna kehrt zurück und verkündet: Prinzivalle wird die Stadt verschonen und sogar mit Nahrung versehen, wenn ihm Giwanna, die schöne junge Gemahlin Guido's, nur mit einem Mantel bekleidet für eine Nacht in's Zelt gesandt wird. Guido schäumt vor Wuth. Vanna, die die Stimme des Elends um sich her tief erschüttert hat, entschließt sich mit schlichter Größe zu dem Opfer. Die Exposition ist etwas breit, besonders durch die Geschwätzigkeit des alten Colonna, in der Maeterlinck eine den Fluß der Handlung hemmende Charakterisirung der Humanisten versuchte. Sie ist jedoch durchaus glaubwürdig, aus der Zeit herausgegriffen: Prinzivalle's Forderung charakterisirt den rohen Heerführer und zugleich den raffinirten Lebenskünstler und Verehrer der Frauenschönheit.

Das eigentliche Maeterlinck'sche Drama aber beginnt mit der Scene im Zelt; sie ist lauterste Poesie, so fern ab von der nackten Realität, in die sich die Phantasie des Verfassers vergebens hineinzwingt, wie die Märchenprinzen und Märchenprinzessinnen in ihren einsamen Schlössern am Meer.

Monna Vanna kommt in's Zelt, mit stummer Opferbereitschaft. Noch einmal läßt ihr Prinzivalle die Wahl der Freiheit, doch sie will den verlangten Preis zahlen; das Elend, das sie gesehen, schneidet ihr zu tief in's Herz. Nun läßt der Feldherr vor ihren Augen die Proviantzüge nach Pisa abgehen. Sie bleiben allein. „Giovanna!" ruft der vermeintliche Barbar und stürzt sich seinem schweigenden Opfer zu Füßen. Da richtet sie sich empor mit großen, staunenden Augen; eine neue Welt erschließt sich ihr. Wer ist der, der sie ruft mit einer Stimme, die von weit her kommt, an deren Klang sie sich wie an eine süße Kindermelodie erinnert? Noch immer knieend offenbart ihr Prinzivalle, daß er der Sohn eines Goldschmiedes aus Pisa, ihr einstiger Spielgefährte ist, daß ihn die Wogen des Lebens bald dahin, bald dorthin verschlagen haben, daß er ihr Bild jedoch wie ein Heiligthum im Herzen trug und daß er ihr keine Schmach anthun will, weil er sie liebt. Das zarteste Liebesduett beginnt zwischen zwei „Seelen", ein Gesang innigster Tiefe und edelster Keuschheit. Man wünscht diesem Maeterlinck'schen Liebespaare nur Eines: der Himmel möge einen todbringenden Pfeil herabsenden und es nicht wieder hinausstoßen in die brutale Wirklichkeit, die wir selbst über diesem poesievollen Idyll vergessen haben. Wie zu befürchten war, zeigt sich der dritte Act als erbarmungsloser Zerstörer aller Poesie. Die an zartere Stoffe gewöhnte Phantasie des Dichters versagt hier völlig. Monna Vanna kehrt beim Morgengrauen nach Pisa zurück; sie hat Prinzivalle überredet, ihr zu folgen, da ihm sein hochherziges Verhalten nur den Dank Guido's eintragen kann. Guido indeß befindet sich in einer nichts weniger als versöhnlichen Stimmung und glaubt von den Betheuerungen seiner Gattin kein Wort; er vermuthet vielmehr, sie habe Prinzivalle als neue Judith in eine Falle gelockt Man darf es dem Kriegsmann, der das Leben nur in seinen rohen Aeußerungen kennen gelernt hat, nicht übel nehmen, wenn er sich in seiner Empörung nicht auf die Höhe Maeterlinck'scher Liebespaare emporschwingen kann. Kurz und bündig will er den Todfeind fesseln und in den Kerker abführen lassen. Da stürzt Vanna wie eine Rachegöttin vor. Sie hält sich an den von Guido ausgesprochenen Gedanken; sie erklärt ihre eben gemachte Aussage für eine Lüge, die sie nur gesagt habe, um den Barbaren desto sicherer in ihre Gewalt zu bekommen, denn ihr allein falle die Rache für die ihr angethane Schmach zu. Sie fordert nun gleichfalls die Festnahme Prinzivalle's, mit dem sie Zeichen des Einverständnisses wechselt und erbittet sich den Schlüssel zu seinem Kerker, ihm zuflüsternd: „ich werde mit Dir fliehen". Guidu hält diese Sprache naturgemäß für viel glaubwürdiger und liefert ihr den Schlüssel aus.

Monna Vanna's Verhalten ist menschlich, allzu menschlich; es mag eine gut beobachtete Studie der weiblichen Durchschnittspsyche darstellen; aber es entbehrt durchaus der dichterischen Größe und raubt uns die innere Theilnahme an dieser Gestalt, die Anfangs einen so schlichten, schweigenden Heroismus an den Tag legte. Noch unverständlicher aber wird für uns der tapfere Condottiere, der wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, alle Verwünschungen und Anklagen über sich ergehen läßt, mit keiner Wimper zuckt und sein

*) Eugen v. Jagow hat das eigenthümliche Werk des Vlamen an dieser Stelle bereits besprochen; immerhin wird A. Brunnemann's Correferat dem Maeterlinck-Freunde von Interesse sein. D. H.

Schicksal stumm in der Geliebten Hand legt. Das häßliche Gezeter dieses dritten Actes um die verletzte oder nicht verletzte Tugend Monna Vanna's, deren Umwandlung in ein feiges, geschwätziges Weib, das nach ihrem, alle inneren Tiefen aufwühlenden Seelenerlebniß geschickt durch eine Hintenthür entschlüpft, statt wie früher ein großes Schicksal mit stiller Größe auf sich zu nehmen, dieser schmachtende Herkules zu Füßen der Omphale erfüllen uns mit Trauer über den Verlust jener köstlichen Poesie, wie sie der zweite Act in reicher Fülle darbietet.

Maeterlinck hat sich mit seiner wunderbar feinen Kunst auf ein Gebiet gewagt, dem sie nicht gewachsen ist. Dem tiefinnerlichen Stimmungskünstler wohnt die Kraft nicht inne, starke, einheitliche Charaktere zu schaffen. Die überströmende, nach einem vollen Sichausleben hindrängende Kraftfülle der Renaissancemenschen läßt sich nicht in den fein künstlerischen aber engen Rahmen eines Maeterlinck'schen Seelendramas zwängen. Doch da, wo der Dichter das selbst begriffen hat und diesen Rahmen sprengt, überschreitet er seine eigenen Grenzen und findet sich nicht mehr zurecht. So besteht dies, sein jüngstes Drama, das durch einen würdigeren Actschluß zu einem Seelengemälde von ergreifender Größe werden konnte, aus kunst- und stimmungsvollem Detailwerk, das lose aus einander fällt, ja sich beinahe durch die ihm innewohnenden widerstreitenden Elemente gegenseitig abstößt und vernichtet, weil es keine sichere Hand zu einem harmonischen Ganzen zu schließen vermochte.

Dänisches Kunstgewerbe.

Von Dr. Heinrich Pudor (Berlin).

Es giebt Länder mit hellem und es giebt Länder mit dunklem Stimmungscharakter. Zu den letzteren zählen z. B. Rußland und Finland, zu den ersteren Italien und noch mehr Spanien, dessen Stimmungscharakter dem einer Fanfare gleicht. Unter den skandinavischen Ländern hat Schweden einen hellen, Norwegen einen dunklen Stimmungscharakter. Dänemark steht in der Mitte zwischen beiden, es neigt in der hier in Betracht kommenden Beziehung eher zu Schweden, als zu Norwegen. Und desto auffallender muß es erscheinen, daß das moderne dänische Kunstgewerbe, so weit sich ein solches schon entwickelt hat, einen ausgesprochen dunklen Stimmungscharakter trägt und in dieser Beziehung eher norwegisch als schwedisch anmuthet. Ja, eine ganze Reihe seiner Arbeiten würde man, wenn man es nicht anders wüßte, als finisch ansprechen können. Die Erklärung liegt zum Theil darin, daß dieses moderne dänische Kunstgewerbe zum Theil auf altnordische Motive, und zwar solche der romanischen Zeit zurückgreift. Nun aber hat gewiß die Renaissancekunst den hellsten, die romanische Zeit den dunkelsten Stimmungscharakter, während die gothische Zeit in der Mitte liegt. Und von einem nationalen Kunstgewerbe in Dänemark konnte am wenigsten in der Renaissancezeit, auch kaum in der gothischen Periode, wohl aber in der romanischen Periode die Rede sein, in der Dänemark ja auch in der Architektur Bedeutendes leistete. Bezeichnend ist es daher auch, daß die sehr bedeutende moderne dänische Architektur wesentlich an die romanische Stylperiode sich anlehnt — auch der im guten Sinne prunkvolle Bau des neuen Kopenhagener Rathhauses legt hiervon Zeugniß ab. Vielleicht kann man sogar soweit gehen, zu sagen, daß der romanische Styl selbst, obwohl er sich bekanntlich historisch ganz anders entwickelt hat, nordischen Charakter trägt. Sicherlich steht er dem nordischen Empfinden am nächsten, während der Renaissancestyl für den italienischen Volkscharakter am meisten charakteristisch ist und der gothische bezeichnender Weise seine Wiege im normännischen Frankreich hat.

Hiernach wird der Leser sich von vornherein von dem Stimmungscharakter des modernen dänischen Kunstgewerbes einen Eindruck machen können. Es wirkt altnordisch und zugleich romanisch. Es wirkt antifranzösisch. Nicht Grazie, sondern Kraft will es ausdrücken. Nicht sinnlich, sondern sittlich will es wirken. Nicht geschwungene Linien zeigt es, sondern Alles ist rechtwinklig.

Und diesen Charakter trägt nicht nur die Möbelarchitektur im modernen Dänemark, sondern auch die Schmiedekunst und das Goldschmiedehandwerk. Auf einigen Gebieten des Kunsthandwerkes kann freilich, wie von vornherein betont werden muß, von einem modernen nationalen Kunstgewerbe in Dänemark noch nicht die Rede sein. Was zum Beispiel die Tapetenindustrie betrifft, so ist Dänemark noch weit zurück. Daß die ganze Entwickelung dahin drängt, die Tapete überhaupt abzuschaffen und statt deren entweder Wandtäfelung oder Wandbehang einzuführen, scheint man in Dänemark noch nicht zu ahnen. Ebenso schlimm ist es in diesem Lande mit der Teppichindustrie bestellt. Und dies ist um so auffallender, als die Nachbarländer, Schweden und Norwegen, gerade auf diesem Gebiete so Hervorragendes leisten. Bislang producirt Dänemark keine Teppiche und ist sogar nicht einmal in der Einführung der Teppiche wählerisch. Aber das wird sich vielleicht bald ändern. Denn vor einem Jahre ist in Kopenhagen eine „Kunstflidsforening" gegründet worden, deren vornehmste Aufgabe die Pflege der Teppich-Webekunst ist. Die Vorsteherin des Vereins, der eine Schule und zugleich einen Club eröffnet hat, ist die Schriftstellerin Frau Emma Gad. Freilich scheint mir dieser Verein noch nicht die rechte Bahn einzuschlagen. Ich besuchte die Schule, sah mir die Webstühle an und ließ mir alle bisher gefertigten Arbeiten, soweit sie vorliegen, zeigen. Einige Arbeiten waren vortrefflich ausgeführt und die Mehrzahl der von der Vorsteherin herrührenden Zeichnungen ebenso rühmenswerth. Aber die ganze Organisation scheint mir nicht den richtigen Weg einzuschlagen, und da derartige Institutionen gerade für Deutschland eine dringende Aufgabe bieten, möchte ich nicht unterlassen, mich hierüber auszusprechen. Derartige Institutionen nun müssen als moderne Institutionen vor Allem den Individualitäten Rechnung tragen. Die Schülerinnen dürfen nicht nur dazu angeleitet werden, nach Vorzeichnungen mechanisch zu arbeiten, sondern dazu, selbst zu gestalten. Der moderne hochentwickelte Webstuhl mit Schiffchenmechanik, den der dänische Verein eingeführt hat, ist hierfür ein Hemmniß. Die Scherrebeker Kunstwebe-Anstalt hat dies ganz richtig eingesehen und auf den alten primitiven Webstuhl zurückgegriffen, der die Entfaltung der Individualitäten ermöglicht. Und dasselbe hat man in Oesterreich gethan. Und dies ist nur ein Beispiel. Ich hatte in Kopenhagen den Eindruck, als wolle man nur möglichst geschickte mechanische Arbeiterinnen, nicht aber Künstlerinnen heranbilden. Künstler sein, hieß eine Persönlichkeit darstellen. Nach diesem Grundsatz mußte die Kunstflidsforening ihre Schule reformiren, vorausgesetzt, daß sie dänischer Kunst dienen will.

Weit besser als mit der Textilindustrie ist es mit der Möbelarchitektur in Dänemark bestellt. Hier zu allermeist kann von einem modernen nationalen Kunstgewerbe in Dänemark die Rede sein. Und auch der nur vorübergehend Dänemark Besuchende kann sich hiervon einen guten Eindruck verschaffen, wenn er das Kunstindustrie-Museum aufsucht. Dieses Kopenhagener Kunstgewerbemuseum gehört zu den bedeutendsten Sammlungen ihrer Art, insofern gerade die bedeutendsten Gewerbekünstler des Auslandes durch ausgezeichnete Beispiele vertreten sind, wie in der Goldschmiedekunst Lalique und Falize, in der Glasindustrie Gallé, Tiffany und Köpping, in der Möbelarchitektur du Feure und Gallé, in der Keramik die Hauptrepräsentanten der französischen Steinzeugkunst u. s. f.

Und in diesem Kunstindustriemuseum finden sich auch einige herrarragende Beispiele dänischer Interieurkunst, besanders solche von Th. Bindesboell herrührend. Sie sprechen die im Eingange charakterisirte Stimmung besanders klar aus. Sie bilden eine treffende Antithese zu van de Velde'scher Linienschweifung. Diese Möbel „stehen“, sie haben einen Fuß, sie drücken Stütze und Belastung aus. Und auch die Ornamente sind kräftig, dabei empfunden und zugleich arganisch wirkend.

Auch Harald Slatt-Möller und M. Nyrop, der berühmt gewordene Architekt des neuen Kapenhagener Rathhauses, haben derartige Möbel „gebaut“. Der Däne eben baut seine Möbel, während der maderne Deutsche sie zeichnet und der Italiener sie malt.

Ich besuchte auch die größeren und kleineren Möbelmagazine und Möbeltischlereien in Kapenhagen, um zugleich den Geschmack des Publikums kennen zu lernen, denn bekanntlich richten sich alle diese Leute nach eben diesem Geschmack des Publikums. Und wie in anderen Ländern ist auch das Urtheil des Dänen noch nicht genügend geklärt, als daß er nicht in allen möglichen Stylen, ·Empire, Racaca, Renaissance und Gathik Möbel kauft. Am meisten beliebt ist auch in Dänemark der Empirestyl, und zwar der dänische Empirestyl, der dadurch charakterisirt ist, daß alle Möbel an der Vorderseite figürliche Einlagen in Citranenhalz zeigen.

Besanders auffallend war ferner eine Varliebe für Intarsien, wie sie sich ähnlich stark in Italien documentirt.

Graßes Interesse bat mein Besuch der Werkstätte Gearg Müller's. Dieser junge aus Südjütland gebürtige Künstler ist in Kapenhagen als Schöpfer des neuen dänischen Möbelstyles bekannt. Der letztere trägt einen gesunden, kräftigen, ausgesprochen bäuerlichen Charakter. Das Halz kammt in seiner Eigenart zur Geltung, Palitur und Farbe werden nur ganz dünn aufgetragen. Die Farmen entsprechen den im Eingang dieses Artikels skizzirten Charakter. Und in einer Hinsicht sind diese Farmen in der That außerardentlich gelungen und zweckentsprechend. Es ist Gearg Müller nämlich geglückt, endlich eine arganische und zugleich ariginelle Farm für das Stuhl- und Tischbein zu finden. Es hat ihm hierbei die Organisatian des Beines beim Menschen und Thiere vargeschwebt. Das Bein hat nämlich bei seinen Möbeln einen Ober- und Unterschenkel, ein Knie und einen Fuß. In dem Knie sammelt sich gewissermaßen die Last. Darunter verjüngt sich wiederum das Bein, um alsdann im Fuß, der dem Fuß eines Pferdes nicht unähnlich ist, wieder auszuladen. Diese Tisch- und Stuhlfüße sind in der That arganisirte und belebte Stützen und Träger.

Das maderne dänische Gald- und Silberhandwerk trägt wie gesagt denselben Charakter wie die Möbelarchitektur. Freilich hat das Valk in Dänemark noch nicht den Werth des madernen künstlerischen Schmuckes begriffen, und die Kapenhagener Juweliere sind gezwungen, entweder billige Schundwaare oder salche Juwelen, deren Werth ausschließlich die Kastbarkeit der verwendeten Steine bedingt, zu führen. Eine Ausnahme hiervan macht allein die Gürtelschnalle. Auf diesem begrenzten Gebiete ist der neue Styl am schnellsten zur Herrschaft gekammen. Diese silbernen Gürtelschnallen, im neuen dänischen Styl, werden entweder rein linear in durchbrochener Arbeit ader mit kräftig behandelten Frucht- ader Pflanzenmativen gearbeitet. Derartige Gürtelschließen werden heute van einer ganzen Reihe van Künstlern entwarfen, an erster Stelle van Mogen Ballin, Harald Slatt-Möller und Erick Magnussen und Th. Bindesboell. Harald Slatt-Möllers Zeichnungen, die meisten van Hafjuwelier A. Michelßen ausgeführt, tragen allerdings einen weit weniger dänisch differencirten Charakter. Sie zeigen auf der einen Seite französischen, auf der anderen englischen Einfluß. Statt des einfachen Linienschmuckes, wie ihn Magnussen, Ballin und Bindesboell verwenden, bringt er figürliche aber Thier-Darstellungen. Slatt-Möller ist selbst geschickter Handwerker und hat einige seiner besten Schmuckarbeiten, wie die für die Töchter des Juweliers Michelsen bestimmten, selbst ausgeführt.

Etwas eingehender müssen wir auf die Arbeiten aus Mogen Ballin's Werkstatt eingehen. Denn sie interessiren durch die Gediegenheit der Materialausführung, die Originalität der Entwürfe und durch den nardischen Charakter der Arbeiten im Allgemeinen. Die Entwürfe rühren theils van ihm selbst, theils van S. Wagner her. Als Material ist in den meisten Fällen Zinn verwendet. Aber auch gute Silber- und Galdschmiedearbeiten sind in der genannten Werkstatt ausgeführt, wie z. B. Gürtelspangen und Kämme van Schildpatt mit getriebenem Silberarnament. Der Materialcharakter ist bei allen Arbeiten sa sehr zur Geltung gebracht, daß man sagen möchte, der Künstler denkt in dem Material, für das er arbeitet. Beispielsweise gilt dies van einer Banbannière van Zinn mit getriebenen Ornamenten ader van der Jardinière in getriebenem Messing mit Orchideendecar. Das originellste Stück ist wahl der Kandelaber in Messing van Ballin entwarfen, dessen kräftige, knappe, fast herbe Formen für dieses nardische Kunstgewerbe sehr charakteristisch sind. Weniger gelungen ist die Obstschale van Silber mit getriebenen Ornamenten (Haselnuß, Kirsche, Birne und Pflaume); diese Ornamente, sa wie sie hier entwarfen sind, würden sich unzweifelhaft in Halzschnitzerei besser ausnehmen, als in Silber. Wiederum fehlt es bei der Zinnlampe an einem Vermittelungsglied zwischen Fuß und Ballan. Ein ariginelles Stück ist dagegen die Zinnvase van Siegfried Wagner gezeichnet, welche im manumentalen Charakter gehalten ist und eine Ornamentatian zeigt, wie sie in Deutschland Peter Behrens liebt. Das Zinn beginnt im madernen Kunstgewerbe im Allgemeinen eine mehr und mehr bedeutende Ralle zu spielen, indem die Zinnwerkstätten sich nicht mehr wie früher damit begnügen, die Traditian allein walten zu lassen, und auf Künstlerentwürfe zu verzichten, sandern die künstlerischen Prinzipien auch auf Arbeiten dieses Materials in Anwendung bringen.

Neben dieser modernen künstlerischen Gruppe van Galdschmieden giebt es eine salche und zwar größere, welche die van Island übernammene und seit Alters her gepflegte Filigranarbeit in Gald und Silber ausführt. Diese Arbeiten werden in allen Preislagen hergestellt und Dänemark wird mit ihnen geradezu überschwemmt. Island hat in Filigranarbeit hervarragend schöne Arbeiten ausgeführt; wahrscheinlich haben die Isländer die Technik durch Vermittelung Narwegens van den Römern übernammen. In jüngster Zeit ist auf Island selbst das Kunsthandwerk leider sehr zurückgegangen. Die Grundfarm für diese Filigranarbeiten bildet die Schildfarm mit Buckel. Sie kommt bei allen möglichen Arbeiten zur Anwendung, bei Metallschließen, Braschen, Knöpfen, Spangen, Ohringen u. s. w. In den Details hat sich dabei die Stylfarm seit Jahrhunderten fast gar nicht verändert. Bei den Braschen ist es beliebt, van diesen Schildbuckeln Pendants mit Galdperlen ader kleinen Galdschalen — letztere besanders in Schweden beliebt — herabhängen zu lassen, bei denen das Rahmenwerk ebenfalls in Filigranarbeit ausgeführt wird. Salche Braschen und Halsketten werden auch in weniger kastbarem Metall ausgeführt und sind außerardentlich beliebt in diesem Lande.

Für kastbaren Schmuck ist in Dänemark wenig Bedarf varhanden. Das Land ist klein, und der Reichen giebt es nicht allzu viele. Der Geschmack und das Gefallen an Galdschmuck ist dagegen in hahem Maße varhanden. Nächst dem Russen und Italiener trägt der Däne am liebsten Galdschmuck, und in nach höherem Maße der Isländer — aber Island ist heute noch zu arm, wenn gleich erwähnt werden mag, daß der charakteristische Bestandtheil der isländischen Haartracht die „holkur“ in den weitaus meisten Fällen in

Gold oder Silber ausgeführt ist und zwar auch unter der ärmsten Bevölkerung. Es sei bei dieser Gelegenheit dieser isländische Haarputz kurz beschrieben: Man steckt auf dem Scheitel des Kopfes die Haare unter einer Kappe blauen Tuches zusammen, die etwas nach links hinunter reicht, also einigermaßen ähnlich den Kappen der englischen Infanteristen, wenn man davon absieht, daß es sich hier nur um Tuchstücke, nicht um Kappen, welche einen Hohlkörper umschließen, handelt. An der linken Seite nun hängt von dieser Kappe eine seidene Bammel („skufur") herab, die mit einer Gold- oder Silberröhre („holkur") mit der Kappe verbunden ist. Dieser Haarputz wird von jeder Isländerin, ob reich aber arm, getragen, und wer es nur irgend haben kann, trägt eine goldene „holkur". Letztere sind meistens sehr hübsch gearbeitet, mit Ciselirung und an den Enden filigranartig. Wenn schon die Tracht dieser Kappen etwas Keckes hat, so wird dieser Eindruck noch verstärkt durch die Mieder, welche inmitten der Brust offen sind, so daß das weiße Hemd sichtbar wird. Um den Hals wird heute gewöhnlich eine große Schleife getragen, auf die eine silberne Nadel gesteckt wird; manchmal hängt auch noch eine silberne aber goldene Kette vom Hals herab. Hierzu kommt ein reicher Gürtel mit Gold- oder Silberschmuck. An Feiertagen wird auch noch auf dem Kopfe ein goldenes Diadem und eine Art Helm getragen, darüber ein großer weißer Schleier.

Was die Mode betrifft, so kann Dänemark zwar nicht ein tonangebendes Land genannt werden. Aber man muß gestehen, daß die Dänen, die im Allgemeinen auch als Volk einen durchaus aristokratischen Eindruck machen, in ihren Tailletten einen sehr feinen und zugleich gediegenen Geschmack bekunden. Nur in Paris wird man Kleider von so tadellosem Schnitt und nur in London Stoffe von solcher Gediegenheit sehen, wie in Kopenhagen. Dabei habe ich in keiner anderen Stadt des Inlandes oder des Auslandes so viele Reformkleider gesehen, wie in Kopenhagen. Das Corset ist in dieser Stadt so gut wie ausgestorben. Und bei den meisten dieser Tailletten kommen die Individualitäten in angenehmer und wirkungsvoller Weise zum Durchbruch.

Endlich noch ein Wort über die dänische Keramik. Die drei großen Fabriken Bing & Groendal, Ipsen-Enke und last not least die kgl. dänische Porcellan-Manufactur sind in Deutschland so bekannt, daß ich auf ihre Erzeugnisse an dieser Stelle nicht einzugehen brauche. Nur des prächtigen neuen Services „Marguerite" der königl. Manufactur, entworfen von Prof. Krog, sei Erwähnung gethan. In den delicatesten Farben, in originellen, feinempfundenen Formen und in bewunderungswürdiger Modellirung sind diese Schüsseln und Teller, die mit Grashüpfer-, Libellen- und Schmetterlingsdecor geziert sind, ausgeführt. — Weniger bekannt sind dagegen bei uns die vortrefflichen dänischen Arbeiten in gebranntem Thon, die man im Kopenhagener Kunstindustriemuseum bewundern kann. Sie sind nicht nur rein technisch und nach Hinsicht der prächtigen Farbenwirkung und in der Art, wie das Material zum Triumph kommt, interessant, sondern auch insoweit, als, wenigstens bei einer ganzen Reihe davon, ein national-dänischer Zug zum Ausdruck kommt. Diese Arbeiten sind ebenso sehr dänisch, wie diejenigen Mendes du Costos' holländisch sind. Und doch ist das Material dasselbe. Eine ganze Anzahl talentvoller Künstler sind hier zu nennen: J. F. Willumsen, Joachim Skovgaard, Frau Halten-Skovgaard, der mehrfach erwähnte Th. Bindesboell, Elise Konstantin-Hansen, Aug. Jerndorff, Frl. S. C. Skovgaard, L. Find und L. A. Ring. Es wäre wohl wünschenswerth, daß wir Gelegenheit bekämen, einige der interessanten Arbeiten dieser Künstler auch in unseren deutschen Kunstgewerbemuseen zu sehen.

Nach alledem darf man sagen, daß Dänemark zu denjenigen Ländern gehört, welche an dem Siegeszug des modernen Kunstgewerbes betheiligt sind, in welchem gerade die kleinen Nationen so stark vertreten sind. Es hat eine Note nationaler Eigenart und trägt das Zeichen eines sicheren Fortschrittes.



Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Capriccio.

Von Heloise v. Beaulieu.

„— — — Ob das wirklich so ist? — — — Daß jeder Seele eine andere vorher bestimmt ist?

Wo bist Du dann Seele, die für mich und für die ich erschaffen? Wie soll ich Dich finden?

Ich suche Dich — o so sehnsüchtig!

Und Du . . . Suchst Du mich auch?

Aber warum dann diese Grausamkeit vom Schicksal — daß wir so lange umher gehen müssen, ohne uns zu finden.

Erwartung ist herrlich. Aber zu langes Warten — das macht so müde, nimmt der Seele alle Freudigkeit.

Manchmal packt mich ein Grauen, — daß die Natur sich versehen hat, daß ein gräßlicher Irrthum uns auf immer trennt. Wenn Du längst gelebt hättest — vor Jahrhunderten, Jahrtausenden! Wenn Du erst kämst in einem noch fernen Zeitalter, wenn ich längst — —

Wenn wir so, nicht nur durch Räume, auch durch Zeiten getrennt, ewig im Leeren trieben, und warteten — warteten . . .

Aber ich ertrage es nicht, dies zu denken!

— — — Als man mich zum ersten Male in die Welt führte, da war meine Seele voll Feiertagsgeläut. Ich dachte — nein, ich dachte nicht. Aber ich erwartete das Große, Wunderbare — so fest. Ich war froh und auch beklommen; — das Große, Wunderbare, das nun kommen mußte, machte mir Angst. Ich senkte lange meine Stirn unter den Kranz von rothen Rosen.

— — — Ich habe viele Bälle mitgemacht seitdem und Elsiere und Badereisen. Ich habe alle Chancen, die es für Mädchen giebt.

Ach — dieses langsame, stückweise Enttäuschtwerden, dieser immer höher steigende Ekel! — —

Wie viele Uniform- und Frackärmel haben sich um meine Taille gelegt, — wie viele gierige Blicke haben auf meinen Schultern geruht — Aber ich sah auch die andere Gier in ihren Augen. Und wie ekle ich mich!

Unzählige Leutnants und Assessoren habe ich kennen gelernt, — aber nie einen Menschen. Sie haben alle gescheitelte Haare und spitze Nägel, und sie sagen Alle dasselbe.

Wie oft, wie ermüdend und anwidernd oft sie mir das sagen, daß ich schön bin. Nicht ganz direct natürlich, aber plump genug. Und alle die zudringlichen, erniedrigenden Blicke —

Und daß ich Geld habe — das sagen sie mir natürlich nicht, aber sie denken immerfort daran.

Carrière — Genuß, Genuß — Carrière —

Pfui!

Oft, wenn mir ein Neuer vorgestellt wird, suche ich in seinem Gesicht: Wer bist Du?

Aber es ist Niemand. Nur eine Uniform oder ein Frack, Scheitel oder Glatze, Genußsucht und Ehrgeiz!

Ich gäbe ja Alles, um das ich beneidet werde, um eines: einen Menschen, den Menschen von Allen. Der für mich bestimmt ist . . .

Wie einen König würd' ich ihn empfangen. Ich wollte wieder einen Kranz rother Rosen tragen, und wieder sollte Feiertagsgeläut in meiner Seele sein. Meine Seele sollte knieen vor Deiner, ein großes Blühen und Duften, ein mächtiges Klingen würde um uns sein.

Du liebst doch auch das Meer wie ich?

Dann fahren wir hinaus an einem schönen stillen Tage. Ganz allein. Wir halten uns an den Händen und sehen den großen weißen Wolken nach. Doch wir sprechen nicht. Und das ganze Schiff soll mit Rosen und Granatblüthen bestreut sein und mit Jasmin.

Meine Mutter war eine Jüdin aus der Levante, weißt Du — sie hat mir wohl leuchtende, farbige Gedanken hinterlassen.

Doch willst Du den Sturm — gut! Sieh, unser Schiff fliegt vor dem Wetter her, die Wellen gehen hoch und führen Rosen und Granatblüthen davon. Wir singen hinein in das Gebrause, wie man zur Orgel singt. Das ist Wollust, so in den Tod hineinzutriumphiren! Wir lachen und jauchzen, wir sind Götter!

Und nun senke ich meine Stirn in Qual, und ich bete ... Mit solcher Inbrunst ist niemals gebetet worden, um das Eine, das Eine — — —"

— — — — — — — — — — — — — — —

„— — — Wenn die Sonne wie eine Königin am Himmel thront, auf Gerechte und Ungerechte hinablächelnd; wenn die Knospen der Obstblüthen wie kleine rosige Kinderfinger durch die Hüllen bohren —, warum soll da ein armes Schreiberlein nicht auch Wonne fühlen und Wonne singen? —

Ich habe einmal ein Feuilleton geschrieben über die Poesie der Hinterwohnung, — das natürlich Niemand angenommen hat — wie das Uebrige. Vielleicht würden sie es nehmen, wenn sie einmal den Blick von meinem Fenster sähen — so hoch, so frei, so über den Wipfeln, — in denen die Drossel singt. Und vorn sehen sie auf staubigen Asphalt und hören das pfeifende Sausen der Elektrischen!

— — — — — — — — — — — — — — —

Ich könnte sehr glücklich sein hier oben. Nur Eines fehlt mir — eine Seele, der ich nicht zu sagen brauchte: dies und das fühle ich in diesem Augenblick — die es ungesprochen erriethe und es nicht verrückt fände. Die ebenso empfände — — —

An einem Abend, wie heute. Ich lehne am Fenster ... Da lehnte sie neben mir, und wir hielten uns an den Händen, und fühlten uns Eins in heiligem Schweigen.

Oder weit, weit fort. An einem stillen, tiefen Fjorde, wo das Wasser so durchsichtig ist, daß man die Nixlein im Grunde Ringelreihen spielen sehen kann. Und des Abends haschen sie nach der goldenen Mondscheibe, die auf dem Wasser liegt ... Wir sehen fern draußen die Lichter der großen, fremden Schiffe — aber ohne Wunsch. Wir ruhen, eines im Andern.

Wo bist Du, meine Geliebte?

Ja, ich liebe Dich, Du bist, Du lebst mir, viel wirklicher, als die kleinen Mädchen, die das Mütterchen vor mir so geflissentlich lobt.

Einige nähmen den armen Schreiber vielleicht, denn er ist ja — Mutterchen sagt es wenigstens — ein hübscher Junge.

Aber ich weiß, was sie wollen, die kleinen Mädchen mit dem frommen Augenaufschlag. Sie wollen Kinder wiegen und beim Sonntagsnachmittags-Spaziergange ihren Arm in den eines Mannes legen mit dem Recht legitimen Besitzes.

Aber ich will kein Weibchen. Ich will die Eine vor Allen, die Seele, die zu meiner gehört, ich will Dich, Dich! Du königliche, sonnenhafte, und königlich wie die Sonne soll unsere Liebe sein! Alle meine Lieder, die die Andern nicht verstehen, — Du verständest sie wohl, und ich sänge Dir schönere. Und Du verständest auch wohl die ungesungenen; — die, Geliebte, sind gerade die schönsten. Nicht wahr, das kannst Du? Deine Liebe ist feinhörig? Und groß und tief, stark und klar wie das Meer.

O Du! — — —"

— — — — — — — — — — — — — — —

Sie begegneten sich bisweilen im Dämmer des Thorweges. Seidenrauschen von Frauengewändern, eine feine Veilchenduftwelle — — — Dann steckte der arme Copist seine billige Cigarre verlegen hinter den Rücken und zog tief den Hut.

Aus der Hauptstadt.

Phantastische Manöver.*)

Phantastisch nennt in seinem Bericht über die diesjährigen deutschen Kaisermanöver der Correspondent des Pariser „Matin", Herr Gaston Stieglitz, der Federgewaltige mit dem echt französischen Vor- und dem echt deutschen Zunamen, alles das, was er auf dem Operationsfelde zwischen Frankfurt a./Oder und Meseritz zu sehen bekommen hat. Wenn er mit dem „Phantastischen" das außerhalb der Wirklichkeit Stehende gemeint hat, so muß ihm unbedingt beigestimmt werden. Mit der Wirklichkeit hatten die diesjährigen Kaisermanöver herzlich wenig gemein. Wahre Triumphe schien sehr oft das Unnatürliche oder hier richtiger das Unkriegsmäßige zu feiern.

Im hohen Grade unkriegsmäßig war schon die Vorbereitung des Manövergeländes durch eine gar zu fürsorgliche Civilbehörde. Wo in aller Welt findet die operirende Truppe im Kriege an den Wegen freundliche Angaben über ihre Benutzung durch schweres Fuhrwerk, wo an ihnen eben solche über die Lage der nächsten Pferdetränken und Brunnen, wo an ihren Kreuzungen und Gabelungen neue Wegweiser? Der glatte Verlauf eines Manövers macht begreiflicher Weise auf Laien einen sehr wohlthuenden Eindruck, und die Soldaten sind sehr zufrieden, wenn ihnen Alles möglichst bequem gemacht wird, wenn sie möglichst bald zur Stillung von Hunger und Durst und zur Ruhe gelangen. Aber der Zweck der Manöver wird durch dergleichen Maßnahmen geradezu in Frage gestellt. Alle einzelnen Glieder der Manövertruppe sollen lernen, wie sie sich im Kriege zu benehmen haben. In diesem aber giebt es bei der Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse der Frictionen in Hülle und Fülle, und in Feindesland wird sogar von der gegnerischen Armee und von den Einwohnern Alles rechtzeitig beseitigt, was dem bösen Eindringling das Dasein und die Orientirung erleichtern könnte. Ja, dort werden sehr oft die Tränken und Brunnen vergiftet und die bisherigen Wegweiser entfernt oder durch falsche ersetzt, nur damit sich die Schwierigkeiten thürmen. Die fürsorgliche Civilbehörde hat es sicher sehr gut mit ihrer Vorbereitung des Manövergeländes gemeint, und ich möchte wetten, daß sie ihr nicht bloß anerkennende Worte, sondern auch Orden und Aussichten auf Beförderung eingebracht haben. Um das Vaterland jedoch, das ein kriegsmäßig, aber nicht „phantastisch" ausgebildetes Heer braucht, hat sie sich keineswegs verdient gemacht. Allerdings wer denkt heute noch an dieses! Wem wäre in den gegenwärtigen Zeitläuften das Hemd nicht näher als der Rock, und für wen wäre noch das Vaterland das Hemd und nicht der Rock?

Federleicht wiegt aber das „phantastisch" vorbereitete Manövergelände gegenüber dem unkriegsmäßigen Verlauf der Operationen.

Was soll man dazu sagen, daß sich in den ersten Nachmittagsstunden des 9. September die beiden Parteien auf kaum Gewehrschußweite so häuslich einrichteten, als wenn sie viele Meilen aus einander ständen? Allenfalls noch in der Nacht hätten sie einander in so bedenklicher Nähe geduldet, und auch da nur mit dem Gewehr im Arm und mit dem Pferd an der Hand, wie vor 25 Jahren Skobeleff mit seinen Truppen auf den grünen Bergen vor Plewna.

War es nicht auch ein schon mehr als außergewöhnliches Wagniß, daß die blaue Partei am 10. September auf derselben Gewehrschußweite im harmlosen Flankenmarsch an der Front des Gegners entlang zog? Wer würde jemals im Kriege auf eine solche Bewegung verfallen, welche in kürzester Zeit den Untergang Aller herbeiführen müßte? Kann sie etwa dadurch gerechtfertigt werden, daß der böse Feind auf dem Kriegsschauplatz zwischen Frankfurt a. Oder und Meseritz nicht scharf, sondern nur mit Manöverkartuschen und Platzpatronen schoß?

Wie durfte ferner schon am zweiten Manövertage die eine Partei zu Gunsten der anderen dermaßen von Cavallerie entblößt werden, daß sie in Flanken und Rücken so gut wie wehrlos wurde und geduldig die Attaquen der jetzt ungezählten Reitermassen des Gegners über sich ergehen lassen mußte? Eine sehr große Rolle spielt in den heutigen Kriegen die Aufklärung durch die Cavallerie, die von ihr meistens nur durch Zurückdrängen oder Bewältigen der feindlichen bewirkt werden kann und da glaubt man in dem Scheinkriege, der doch dem wirklichen Kriege möglichst ähnlich zu gestalten ist, eine Truppenmacht von drei Divisionen mit einigen wenigen Fähnlein gegen den weitaus überlegenen Feind schicken zu können? War damit nicht angedeutet worden, daß sie in gloriam patriae „feste verhauen" werden sollte, und es nur auf eine „Phantasterei" abgesehen war?

Weit außerhalb des Wirklichen steht zum Vierten auch die Vereinigung des Höchstkommandirenden und des Führers einer einzelnen Truppenabtheilung in einer Person, wie wir sie an mehreren Tagen haben beobachten können. Wer Schlachtenberichte aus den Kriegen der Neuzeit gelesen hat, weiß, daß Ersterer bei dem Beginn des Kampfes

*) Bei der principiellen Wichtigkeit der Frage halte ich es für angemessen, auch den ständigen militärischen Mitarbeiter der Gegenwart über die heurigen Kaisermanöver und besonders den großen Cavallerie-Angriff sprechen zu lassen. D. H.

hinter der Front mit seinem Stabe auf einem Feldherrenhügel Posto faßt und sich nicht von der Stelle rührt, bis der Tag entschieden ist. Wie sollten ihn, den an letzter Stelle Verantwortlichen, auch die Meldungen über den Verlauf der Schlacht erreichen, wenn er bald hier, bald dort, bald auf dem rechten, bald auf dem linken Flügel zu suchen ist oder gar an einer Stelle persönlich in das Gefecht eingreift?

Kann man endlich in dem wirklichen Kriege von bevorstehenden Clous sprechen, wie es schon mehrere Tage vor den diesjährigen Kaisermanövern in der Manövertruppe und in der Tagespresse geschehen ist? Im Ernstfall macht der Gang der Ereignisse, den ich hier der Deutlichkeit halber einmal Zufall nennen will, jede Berechnung und jede Prophezeiung regelmäßig so zu Schanden, daß der gewiegte Tactiker sich über sie nur hypothetisch zu äußern wagt. Dort bei Tempel und Kalau wurde aber mit Sicherheit Ort und Stunde vorausgesagt, an dem, oder zu der die Clous, d. h. die alljährlich wiederkehrenden Attaquen eines gewaltigen Cavallerie-Corps, stattfinden würden. Und so sehr beschäftigten diese die Gemüter, daß Jeder nur noch für sie Sinn zu haben schien und das Intresse für die weiteren Operationen überall rapide abflaute, nachdem der staunenden Menge ein Schauspiel geboten worden war, wie es nach der Ansicht byzantinischer Berichterstatter auf der ganzen weiten Welt nur noch auf einem preußischen Manöverfeld zu sehen ist.

Herr Gaston Stiegliß bezeichnet die beiden gewaltigen Cavallerie-Attaquen als die „phantastischsten“ Leistungen des diesjährigen Kaisermanövers. Und auch hierin dürfte ihm sobald Keiner widersprechen. Es ist nicht bloß Herr August Bebel, der sie verwirft, weil sie im Ernstfalle für die Attaquirenden nur „Todesritte“ sein würden. Auch der tactisch erfahrene und in der Kriegsgeschichte bewanderte Fachmann würde es niemals verantworten können, daß gegen Infanterie und Artillerie, die noch nicht allen moralischen Halt, noch nicht alle Munition verloren haben, solche Reitermassen zum Angriff angesetzt werden. Unter dem Gesichtspunkt des Kriegsmäßigen haben die Clous vom 11. und 12. September nicht die geringste Bedeutung. Wie sind sie aber im Uebrigen zu bewerthen?

In den Manövern entscheiden über den Erfolg eines Unternehmens die Schiedsrichter; und an den Tagen, an denen der Kriegsherr selber unter den Handelnden und daher auch unter den zu Beurtheilenden sich befindet, wird von kaiserlichen Entscheidungen gesprochen. Diese lauten meistens sehr günstig, was sich allerdings schon aus der hohen militärischen Begabung des Monarchen erklären dürfte, und niemals ist, so weit ich mich erinnern kann, einer der großen Cavallerie-Attaquen der Erfolg aberkannt worden. Durchaus mit rechten Dingen ist es stets hierbei zugegangen. Befremden könnte es nur, wenn die Entscheidung ungünstig ausfiele. Goldene Brücken werden unbewußt den Attaquirenden von dem Gegner gebaut. Er fühlt die Wucht des gegen ihn beabsichtigten Schlages schon in dem Augenblick, wo zu diesem ausgeholt wird. Unwillkürlich duckt er sich und sucht sich so schnell wie möglich aus dem Staube zu machen. So trifft der Schlag ihn in der Regel in dem Augenblick, wo er sich nur noch mit wenigen Kräften bemüht, ihn zu pariren und diese letzteren trotz überreich vorhandener Munition fatalistisch jeden Gedanken an ernsten Widerstand aufgeben. Ungerecht wäre es, einer unter solchen Umständen ausgeführten Attaque die Palme des Sieges vorzuenthalten. Freilich braucht ihm noch nicht die Tragweite zugesprochen zu werden, die ihm einige Correspondenten officiöser Blätter verliehen, indem sie erzählten, daß ein ganzes, von seinem Kriegsherrn attaquirtes Corps vor ihm die Waffen hätte strecken müssen. Wer baut aber im Ernstfalle seinem Gegner goldene Brücken? Wer läßt die Shrapnels in der Protze und die scharfen Patronen in der Patronentasche, wenn es sich um Leben und Sterben und die Zukunft des Vaterlandes handelt? Kein Einsichtiger wird von dem Erfolg der großartigen Cavallerie-Attaquen auf ihre Zweckmäßigkeit im wirklichen Kriege schließen. Wer jedoch bewahrt die weniger Einsichtigen davor, dies zu thun? Und wie beträchtlich ist die Zahl Derer, die fröhlich in den Tag hineinleben, ohne sich besondere Rechenschaft von dem zu geben, was sie zu vollführen haben! Diese werden sämmtlich, wenn sie die großen Attaquen in den Kaisermanövern mitgeritten haben, im Ernstfalle in Erinnerung an ihren Erfolg unter scheinbar ähnlichen oder gleichen Gefechtsverhältnissen zur Attaque ansetzen und dann den „Todesritt“ thatsächlich reiten, den bis jetzt nach ihrer Ansicht Herr August Bebel nur an die Wand gemalt hat, um das Volk gegen die Regierung und die Armee aufzuhetzen. Ist es nicht ein Kennzeichen der minder Urtheilsfähigen, daß sie den Teufel darnach fragen, wie ein Erfolg zu Stande gekommen ist, und daß sie ihn unter allen Umständen anbeten? So aber wird die deutsche Nation die imposanten Cavallerie-Attaquen der Kaisermanöver mit dem in Strömen fließenden Blut seiner Söhne zu bezahlen haben. Mit dem geringsten Einsatz soll der Führer den höchsten Gewinn erzielen. Dies zu erlernen, auch dazu sind die Manöver da. Die Cavallerie-Attaquen von Tempel und Kalau können ihn aber sehr leicht verleiten, einen Mißerfolg herbeizuführen, der ihm die ganze eingesetzte Truppe kostet.

Unter dem Zeichen der zu erwartenden Clous soll nach dem Bericht militärischer Correspondenten das ganze diesjährige Manöver gestanden haben. Sie suchten ihre Behauptung auch mit der Zurückhaltung zu beweisen, der sich die Führer der Cavallerie-Divisionen beider Parteien in den ersten Tagen befleißigt hätten. Jeder wäre dem Anderen behutsam ausgewichen, damit es nicht zu Attaquen, soll heißen nicht zu einer vorzeitigen Abnutzung des Pferdematerials kam. Wer wollte deshalb mit ihnen rechten? Schon vor Wochen hatten ihre Regimenter die Garnison verlassen; und seitdem hat es kaum einen Tag gegeben, an dem die Pferde auch nur einigermaßen hätten geschont werden können. Mehr abgehetzt als trainirt traten sie in das Kaisermanöver, dessen Biwaks ihnen noch ganz besonders zusetzen mußten. Um nur leidlich mit ihnen in den großen Attaquen zu bestehen, für die sie schon um die Mittagsstunde des zweiten Manövertages zu einem Cavallerie-Corps zusammengezogen werden sollten, blieb ihnen bloß übrig, wenn irgend möglich von Attaquen auch da abzusehen, wo sie sonst die sich ihnen für sie bietende Gelegenheit mit Freuden begrüßt hätten. Trotz alledem konnten noch unmittelbar nach Durchführung der beiden Clous die englischen Berichterstatter nach London telegraphiren, die Pferde wären doch nach den 8 Kilometern Galopp, die man ihnen zugemuthet, sehr erschöpft gewesen. Ach, wenn es mit der Erschöpfung nach den Attaquen nur abgethan gewesen wäre! Es ist zu fürchten, daß manche Gäule sich von ihnen überhaupt nicht mehr und die meisten erst nach einigen Jahren unter der peinlichsten Pflege der Schwadronschefs erholen werden. Läuft dies aber nicht auf eine bedeutende Verminderung der Kriegsbrauchbarkeit unserer Cavallerie hinaus? Nicht einzelne, sondern alle Regimenter nehmen innerhalb eines verhältnißmäßig kurzen Zeitabschnittes an einem Kaisermanöver und somit auch an den überaus anstrengenden großen Attaquen Theil. Wenn unsere Armee aber morgen oder in den nächsten Jahren mit einer nicht kriegsbrauchbaren Cavallerie ins Feld zu ziehen hat, was dann?

Nichts ist auf der Welt umsonst. Ueberall macht sich der leidige Kostenpunkt geltend. Ein Pappenstiel ist eine Cavallerie-Attaque von 12 bis 16 Regimentern auch nicht. Der Flurschaden, den Infanterie und allenfalls auch Artillerie im Manöver anrichten, ist noch verhältnißmäßig bescheiden. In die Summen geht er in der Regel nur auf Biwakplätzen, die so fest getreten sind, daß der Bauer in den ersten Jahren mit ihnen kaum etwas Rechtes anfangen kann. Wenn aber eine Schwadron in der Attaque über Ackerland dahinjagt, dann wird das Unterste zu oberst gekehrt, dann bleibt auch kein Halm, kein Stengel einer Erdfrucht stehen. Dann schnellen die für den angerichteten Flurschaden zu zahlenden Entschädigungen bedenklich in die Höhe. Nun hat aber an den Tagen von Tempel und Kalau nicht eine Schwadron, sondern 60 bis 70 haben attaquirt, und zwar nicht in einer Linie, sondern in verschiedenen Treffen, also in starken Abtheilungen hinter einander, und das auf Strecken, die länger als eine deutsche Meile waren. Wie tief muß wohl in den Staatssäckel gegriffen werden, um allein die großen Clous der diesjährigen Kaisermanöver im Kostenpunkte zu begleichen! Im völligen Verkennen seiner Aufgaben hat der Reichstag bisher die Gepflogenheit gehabt, Ausgaben, die peinliches Aufsehen erregen konnten, mit dem Mantel der Liebe zuzudecken. Als Graf Bülow, der bekanntlich seinen kaiserlichen Herrn auf dessen Wunsch auf der Orientreise begleitet hatte, von dieser zurückgekehrt war, präsentirte er der deutschen Nation eine Liquidation von 40,000 Mk. Reisekosten. Ohne mit der Wimper zu zucken, gab der Reichstag das Geld her und schwieg auch ehrfurchtsvoll über andere daneben herlaufende Pöstchen von noch viel heikelerer Natur, von denen der Steuerzahler nur aus dunkelen Andeutungen seiner grollenden Minderheit erfuhr. Dringend zu wünschen wäre, wenn er wenigstens zu Gunsten einer weniger „phantastischen“ Gestaltung unserer Kaisermanöver von der bedauernswerthen Gepflogenheit abwiche und sich haarklein von einwandfreien Rechenkünstlern die Summen zusammenstellen ließe, die allein die Clous von Tempel und Kalau verschlungen haben. Wenn er dann noch so viel Mannesmuth besäße, sie in einer Sitzung des Plenums bekannt zu geben, — ich glaube, dem deutschen Michel würden die Augen nicht über-, aber aufgehen. Er würde endlich gewahr werden, wie nothwendig es ist, den verbündeten Regierungen in der Verwendung der zahllosen Millionen, die er in drückenden Steuern im Schweiße seines Angesichts aufzubringen hat, mit erbarmungsloser Schärfe und Rücksichtslosigkeit auf die Finger zu sehen. Für „Phantastereien“ braucht er eben so wenig sein Geld herzugeben, wie für Ausflüge von Ministern nach dem Orient.

Für den wirklichen Krieg, sagte ich oben, haben die gewaltigen Cavallerie-Attaquen unserer Kaisermanöver auch nicht die geringste Bedeutung; im Uebrigen können sie, wie wir ebenfalls gesehen haben, auf die Ausbildung unserer Cavallerie-Officiere, die Kriegsbrauchbarkeit unserer Cavallerie-Pferde und den Geldbeutel des deutschen Steuerzahlers nur äußerst nachtheilig wirken.

Eben so wenig wie die Kaisermanöver der letzten Jahre sind auch die diesjährigen kriegsgemäß verlaufen. Aber noch niemals ist dies so offen und so vernehmlich ausgesprochen worden als jetzt. Herr Gaston Stiegliß, der militärische Correspondent des Pariser „Matin“, stand mit seiner geringen, aber zutreffenden Bewerthung der letzten Kaisermanöver nicht allein. Ihm wurde von seinen englischen Collegen kräftig secundirt, die immer und immer wieder vom Manöverfeld nach London telegraphirten: „It was no war“. Und wenn auch keine europäische Armee militärisch so rückständig ist wie die englische, so brauchen es seine Berichterstatter, die fremden Manövern beizuwohnen haben, doch nicht zu sein. Und sie sind es auch gar nicht. Recht helle Köpfe, die mit der Zeit Schritt gehalten haben, hat die englische Presse auch dieses Mal nach Deutschland entsandt. Gehört es denn nicht zum modernen Styl, daß das, was vorn behauptet worden ist, hinten schleu-

nigst wieder zurückgenommen wird. Lobten die englischen Correspondenten nicht beständig vorn die Kaisermanöver durch ein Eichenbrett, um hinten stets in den Klageruf auszubrechen: „It was no war?“ Als wenn sie sich über die deutsche Armee nicht genug lustig machen konnten?

Aber auch die sämmtlichen deutschen Offiziere, die mit Erfolg in das Wesen des Krieges eingedrungen sind, sagen sich unumwunden, daß die Vorführungen in dem Gelände zwischen Frankfurt a. O. und Meseritz weder ein wirklicher Krieg, noch ein Manöver gewesen sind. „Nun dann muß es doch auch unser Generalstab wissen?“ — „Sicherlich,“ erwiderte ein Eingeweihter. — „Und dennoch konnte er sie in die Wege leiten, ja in mühsamer Arbeit auch die beiden Clous vorbereiten?“ — „Aber, mein Lieber,“ und damit brach mein Eingeweihter, der schon etwas unwirsch geworden war, jäh das Gespräch ab, „das dürfen Sie doch unserem Generalstab nicht anthun, daß Sie ihn nach den phantastischen Kaisermanövern beurtheilen“.

Ajax.

Das Inserat.

Zwischen einem langgezogenen Mittagsessen und der Haltestelle Lindenberg der anhaltischen Harzbahn fragte mich mein beleibter Reisegefährte, warum wir Schriftsteller denn nichts gegen die Tempelschänder in unseren Reihen unternähmen. Wenn er als Rechtsanwalt unsaubere Geschäfte mache, käme er unweigerlich vor die Anwaltskammer. Wie leicht ein Beamter der Achtung für unwürdig erklärt werden könne, habe kürzlich die Feldwebel-Geschichte gezeigt. Schließlich sei doch aber noch ein kleiner Unterschied zwischen Bestechlichkeit und Polka Mazurka. Tanzende Geheimräthe müßten trotzdem in Pension gehen, während käufliche Journalisten unter Umständen sogar in die Leitung der Berufsorganisation einrückten. Ich wußte dem Beleibten nichts zu antworten. Von Idealen und ihren schwachen menschlichen Werkzeugen zu reden, widerstand mir; so ließ ich mich denn über die Ergebnisse der diesjährigen Hühnerjagd aus.

Von Idealen zu reden widersteht mir überhaupt. Ideale sind dem Zeitungsmanne nur insoweit gestattet, als sie der geschäftlichen Leitung des Blattes ertragreich scheinen. Jeder zeitungschreibende Idealist, er sei auch, wer er mag, stößt bei seinen Flügen in's Blaue auf verschiedene Grenzpfähle. Einer dieser Grenzpfähle heißt das Inserat. So oder so muß man ihm Reverenz beweisen. Glücklich genug, wer das Recht hat, am Grenzpfahle einfach Kehrt zu machen und sich um das Scheusal weiter nicht zu kümmern; bedauernswerth, wen die Sorge um's tägliche Brod mit Beilage dazu zwingt, an diesem Pfahle verwickelte Turnübungen vorzunehmen. Deshalb verurtheile ich Herrn Leßmann nicht, sondern bemitleide ihn. Recht herzlich sogar.

Der Plan einer Inseratensteuer, der immer wieder auftaucht und an dem Miquel's Nachfolger auf die Dauer nicht werden vorübergehen können, obgleich er sie mit der gesammten Presse rechts und links tödtlich verfeinden wird, die Inseratensteuer scheitert vielleicht nur daran, daß heutzutage Niemand mehr weiß, was bezahlte Reclame ist und was nicht. Honorirt Georg Liebling tadelnde Kritiken höher als lobende? Wenn er so klug ist, wie ich glaube, unterschätzt er nach dem Vorgefallenen die Ehre, in der Allgemeinen Musikzeitung gründlich verrissen zu werden, keineswegs. Nachdem vor Gericht festgestellt worden ist, daß Herrn Leßmann's Blatt für den Preis von 300 Mark Preis-Artikel bringt, haben in dieser Zeitung andere Meinungsäußerungen keine Bedeutung mehr. Mich wundert nur, daß das Unternehmen so billig ist. Ich hätte an Herrn Leßmann's oder seines Pächters Stelle den Tarif höher normirt und lieber bei Massenbestellungen hohe Rabatte gewährt.

Man wird sich über Leßmann entrüsten, wie man sich über Tappert entrüstete. Leßmann hatte schlechte Vertheidiger vor Gericht, und das war sein Verderben. Der Sachverständige Professor Klindworth griff daneben, als er die Leßmann'schen 300-Mark-Reclamen an sich nichts Ungewöhnliches nannte. Er wiederholte Selbstverständliches. Leßmann's mildernder Umstand war der, daß er nicht nur Redacteur, sondern auch Besitzer der Allgemeinen Musikzeitung ist. So ein armer Teufel von Lohnschreiber hat es leicht, das Inserat zu verachten; erst den Herausgeber, der sich als Verleger fühlt, lockt es. Ueber ihn dürfen nicht wir, sondern nur seinesgleichen richten. Sie werden indeß strenger sein als wie, denn sie hassen mit Recht den Bönhasen und den Schleuderconcurrenten, den Mann, der ohne Noth den Courswerth des Inserates unter Pari herabdrückt.

Prinz Vogelfrei.

Dramatische Aufführungen.

Schnapphähne. Ein Sommerspiel vom Rhein, von Walter Bloem. (Kgl. Schauspielhaus.) — Der Schatzgräber. Bauerncomödie in drei Acten von Carlot Gottfrid Reuling. (Deutsches Theater.) — Der Heerohme. Ein bürgerliches Drama in fünf Acten von Josef Lauff. (Lessing-Theater.)

Die Theater sind beängstigend fleißig bei der Arbeit. Einige verkünden, noch bevor sie die erste Novität herausgebracht haben, schon die Première der zweiten. Sie haben, durch die bösen Erfahrungen des vorigen Winters gewitzigt, wenig Vertrauen zu der Sache. Dabei lassen sich die Zeichen diesmal nicht ungünstig an. Es hat bereits ein paar laute äußere Erfolge gegeben. Daß sie von Dauer sein und die Casse füllen werden, ist freilich nicht anzunehmen; immerhin können sie dazu dienen, die tiefgesunkene Zuversicht der Bühnenindustriellen zu heben.

Im Königlichen Schauspielhause hat Walter Bloem mit seinen „Schnapphähnen“ eine echt fidele Stimmung zu verbreiten gewußt. Es ist die alte, diesmal mittelalterlich costümirte Geschichte von der Liebe, die alle Standesunterschiede über den Haufen wirft. Ein Kaufmannssohn rettet das Ritterfräulein aus den Händen grober Bauern, verliebt sich in sie und läßt sich ihretwegen gefangen auf das Raubschloß schleppen. Hier beginnt der Muth in seiner Brust hohe Spannkraft zu üben. Er entschließt sich, selbst als Schnapphahn mit auf Beute auszuziehen, und es gelingt ihm, einen reichen, alten Pfeffersack einzubringen — seinen leiblichen Vater. Das Ende vom Liede ist, daß die beiden Alten Hildegard und Georg gerührt zusammengeben. Bloem fragt nicht viel nach technischen Künsten, sondern baut seine Scenen mit fröhlicher Ungeschicklichkeit drauf los; er legt auch die Witze und Späßchen, die nun einmal zu einem Schelmenspiel gehören, nicht auf die Wagschale. Und dann die Reime, diese nervenzerreißenden Reime! Immerhin muthet, zumal der erste Act, frisch und lustig an. Wenn der Autor die Handlung sicherer geführt und lebendiger entfaltet hätte, statt das Stück mit lauter Nebensachen und Episodenkram zu belasten, dann wäre der Erfolg verdient und vielleicht anhaltend gewesen. Dem neuen Stücke Carlot Gottfrid Reuling's „Der Schatzgräber“ ist derselbe Vorwurf zu machen. Der Autor kommt vom Hunderten in's Tausendste, schwatzt sich an jeder Ecke fest und packt in seine Bauerncomödie allen Ulk hinein, den er in Jahresfrist aufgelesen hat. Eine märchenhaft naive Handlung, die in Einzelheiten Anzengruber nachempfunden sein mag. Den Dorflumpen gelüstet es nach der sauberen Frau seines Spezi. So erbietet er sich, dem jungen Weibe ein sicher wirkendes Mittel gegen die von ihr lebhaft beklagte Kinderlosigkeit zu verschaffen. Dem bedauerlich beschränkten Freunde selbst legt er die Last mönchischer Enthaltsamkeit auf: nur wenn der Xaver Wochen lang sein Weib nicht küßt, kann der große Schatz im Acker gehoben werden. Xaver's curioses Cölibat wird von dem Haberlump weidlich gegen ihn ausgenützt. Anne-Marie's Eifersucht und ungestilltes Liebessehnen bedroht bereits ernsthaft den Frieden der jungen Ehe. Da zum Glück wird der intriguante Rothkopf entlarvt. Die Dame, die er als reine Jungfrau verherrlicht und zur Amme heranbildet, verräth in ihrer Narretei all seine Schändlichkeiten. Zur Strafe nun steckt ihn der erzürnte Bauer in den Sack und wirft ihn zu den Schweinen in den Stall. Das bißchen Handlung, das zudem steril bleibt, reicht für drei Acte nicht aus. Reuling hilft sich damit, daß er über das Thema des Kinderkriegens, der ehelichen Freuden, der Capaunenschaft und des Ammenthums ruhelos thunlich derbe Witze reißt. Sein Humor hat etwas naiv Rohes, das man ihm aber gerne verziehe, wenn er vollsaftiger, üppiger, weniger oberflächlich wäre. So bleibt all' dieser sexuelle Uebermuth auf dem Niveau der Rauchzimmer-Unterhaltung stehen. Das ist schade, denn Reuling ist ein so unverzagter Naturbursch, und sein von keiner literarischen Regung beirrtes Draufgängerthum athmet so erdige Frische, daß man sich von ihm einer echten Bauerncomödie versehen könnte. Nur muß er lernen, sich zu concentriren und das Wichtige von unwichtigem Geschwätz zu trennen. — Josef Lauff hat aus seinem Roman „Kärrekiek“ ein bürgerliches Drama in fünf Acten „Der Heerohme“ gemacht. Der Heerohme, ein junger Geistlicher, löst sich innerlich von seiner Kirche los und vollzieht dann, als Meister Mesdags schönes Töchterlein sich ihm in sommerlicher Nacht zu eigen gegeben hat, auch den äußeren Bruch. Man will ihn zur Umkehr bewegen. Er bleibt trotzig in seiner Feindseligkeit, und da giebt der Dechant von der Kanzel herab die schwere Sünde des jungen Paares bekannt. Der alte Mesdag räumt mit beiden Geistlichen kurzer Hand auf: dem Dechanten weist er er die Thür, und dem Verführer seiner Tochter zertrümmert er den Schädel. Weshalb diese Missethat nothwendig war, ist unbegreiflich; der junge Mann war ja mit tausend Freuden bereit, das Mädchen zu heirathen. Lauff's Menschen sprechen auch hier die geschwollene, gleichnißüberpackte Sprache, die wir aus seinen historischen Jambendramen

kennen, und wuchtiges Gedröhn muß das Fehlen inneren Lebens ersetzen. Doch sei gern zugestanden, daß er die Hörer in Spannung zu erhalten weiß und mit ziemlichem Raffinement auf packende Wirkungen ausgeht.

Aus unseren Kunstsalons.

Manch' Erfreuliches erlebt man jetzt bei einem Rundgang durch die Kunstsalons, die früher noch, als sonst, ihre Einladungen zur Eröffnung der Herbstsaison versandt haben. Sie haben sich zum Theil gleich ordentlich in's Zeug gelegt, und trotz einer gewissen Kunstmüdigkeit nach den vielen Ausstellungen auch dieses Sommers wieder wird das Interesse bei diesem Rundgang angeregt.

Schulte hat den Vorzug, gleich sieben Böcklin's bieten zu können. Und nicht etwa Skizzen oder oft schon gesehene Commissionswaare. Bis auf eines stammen diese Bilder aus dem Besitz der Familie Simrock. Was besonders interessant ist — daß sie einen Zeitraum von mehr als 25 Jahren umfassen, also uns verschiedene Schaffensperioden des Meisters kennzeichnen. Vier von ihnen rühren zudem aus der ersten Florentiner Zeit her, also aus einer Glanzzeit Böcklin's: „Triton und Nereide“ (1875), die „Todteninsel“ (1880), die der Kunsthandlung von Schulte gehörende „Ruine am Meer“ (ebenfalls 1880) und „Herbstgedanken“ (1886). Das letztgenannte Bild sah man schon im vorigen Jahre auf der Ausstellung der Berliner Secession. Gern sieht man's jetzt wieder. In tiefblauem, böcklinblauem Obergewand über weißem Unterkleide wandelt in klarer stiller Luft, durch die ein feines Leuchten geht, eine einsame junge Frauengestalt einen Wiesenbach entlang, auf dem gelbe Blätter von den Platanen schwimmen, die zwischen röthlichen Weiden am Ufer stehen. Das Ganze ist ungemein stimmungsvoll: trotz des Spiels leuchtender Farben kommt eine tiefe Melancholie zum Ausdruck. Von wundervoller Geschlossenheit in der Farbe sind die „Ruine am Meere“ und die „Todteninsel“. Ihre Entstehung in demselben Jahre 1880 wird auch durch die Verwandtschaft im Colorit gekennzeichnet: bräunliche und dunkle graugrüne Töne herrschen in beiden Bildern vor. Die „Todteninsel“ a. d. J. 1880 in Böcklin-Catalogen als „Skizze“ bezeichnet, ist aber doch ein vollendetes Gemälde. Nur die erste Fassung des von Böcklin später noch viermal gebrachten Motivs. Besonders bekannt ist das herrliche Werk dem großen Publicum in der Form geworden, wie Max Klinger es nach dem im Besitze von Frau Schön in Worms befindlichen dritten Original radirt hat.

Und dann „Triton und Nereide!“ Ich kannte das Gemälde bisher nur aus graphischen Vervielfältigungen. Auch so schon übte es stets einen großen Stimmungszauber aus. Nun tritt der Reiz der Farbe hinzu und die starke Wirkung der Lebensgröße der Figuren. Ein ähnliches Bild besitzt die Schackgallerie aus dem Jahre 1873. Es ist aber kleiner, als das Simrock'sche. Das Motiv hat Böcklin ja wiederholt beschäftigt. Zu seinen schönsten Bildern überhaupt gehört ohne Zweifel das bei Schulte jetzt. Es zeigt einen trüben, nur weiter nach dem Horizont zu etwas sich aufhellenden Himmel; unter den dunklen Wolken ziehen rauschend und schäumend die dunklen Wellen daher; sie umkreisen die braune Klippe, auf deren Vorderstufe der blüthenweiße Leib der Nereide ausgestreckt liegt; wassergleich gleitet ein durchsichtiger hellgrüner Schleier über das eine Bein und den rechten Arm, den sie über die Stirn gelegt hat; im Wasser schimmert die lässig herabgesunkene Linke auf, und mit dem schwarzen Haar der Schönen spielen kosend über das Gestein spritzende Tropfen. So liegt sie da, die Nereide, und blickt hinauf, etwas spöttisch und überlegen: da hat er sich ja wieder an den Fels gelehnt, der Triton, mit dem menschlichen Oberleib, dem schillernden Fischschwanz und den kurzen Beinen, die wie die eines Pferdes gestaltet sind, nur daß sie in breiten Flossen auslaufen. Da ist er wieder, der seltsame, ernste, schwermüthige Geselle mit den großen, in die Ferne blickenden Augen in dem von lichtem feuchtem Haar eingerahmten Kopf, der broncefarben ist, wie der ganze Oberleib. Wohl hat er sie wieder im Schlafe belauscht, voll Sehnen und doch voll Scheu. Aber gerade, wie sie erwachte, hatte er in die Ferne geblickt, ernst, schwermüthig, einen Zug schmerzlicher Entsagung in den Augen und um den Mund. Sie aber blickt zu ihm auf unter dem Arm, spöttisch, überlegen ... Eine Tragödie ... Ich stehe davor und schaue und schaue ... Und da verwächst der bräunliche Gesell ganz und gar mit der braunen Klippe zu einer schöngeformten Silhouette und die Nereide am Fuße der Klippe wird zur schaumgekrönten lichtgrünen Welle, die den Felsen spielend umtanzt, die ihm so nahe und die ihm doch immer wieder enteilt ... Ein Naturvorgang in ein Märchen gewandelt. Mit seiner Phantasie hat der dichtende Maler Klippe und Welle zu lebendigen Wesen gestaltet. Schon die Farben und Linien der Gruppe legen diesen Gedanken nahe. Und dann — wenige Jahre später ward dem Künstler der Held der Prometheussage zu einem gewaltigen Bergrücken; im Spiele der Wellen, der schäumenden, auf- und niedertanzenden, erkannte er tändelnde Fabelwesen; der ewige Gesang der Meeresbrandung verkörpert sich ihm zu einer einsam am Felsen lehnenden Harfenspielerin ... Warum sollte also nicht auch hier schon eine Naturerscheinung in das Märchengewand gekleidet worden sein? So ward dem ursprünglichen Landschafter Alles in der Natur zu einem lebendigen Spiel der eigenen Phantasie, die auf classischem Boden vom Geiste der Antike befruchtet, antike Fabelwesen mit modernem Stimmungsgehalt zu erfüllen wußte.

Aus den neunziger Jahren stammen die übrigen Bilder. In der „Tochter der Herodias“ (1891) fesselt besonders das Haupt des Täufers, das sie in einer Schüssel vor sich hinträgt, indessen der Henker hinten sein blutiges Schwert abwischt; mit seinem hoheitsvollen Friedenszug wird es zur Hauptsache im Bilde. Wie ganz anders bei Corinth, wo der Nachdruck auf die Perversität der grausamen wollüstigen Salomé gelegt ist ... Einer Schnurre aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts mit einer satirischen Pointe dankt der „Heil. Antonius“ (1892) seine Entstehung. Es ist nicht der Antonius der so unzählige Mal gemalten Versuchung: es ist der den Fischen predigende Antonius, der den Strand fürbaß ging, weil er die Kirche leer fand. Da steht er nun auf einem Stein und predigt den Fischen. Aus dem milchweißen Meer stecken sie ihre glotzäugigen Köpfe heraus und lauschen voll Hingebung dem Heiligen. Aber — hat ihnen die Predigt auch noch so gefallen, sie bleiben doch die Alten, alle die Hechte und Karpfen und die übrigen: in der Predelle unten sieht man sie wieder in tiefgrünblauer Fluth — nach wie vor ihr räuberisches, mörderisches Wesen treiben ... Ganz Humorist hier, fügt Böcklin im letzten Bilde, „Pan und Dryaden“ (1897) zum Humor landschaftliche Stimmungsreize ...

Es ist ein weiter Sprung vom Schöpfer der „Gefilde der Seligen“ zum Maler der „Glücklichen Insel“, von Arnold Böcklin, dem Urdeutschen, zu Albert Besnard, dem typischen Franzosen. Sein großes „Glückliche Insel“ genanntes Wandgemälde für das neue „Musée des arts décoratifs“ im Louvre war schon auf der großen Weltausstellung 1900 zu sehen. Auf rein decorative Wirkung gestimmt, erreicht es diesen Zweck auf eine brillante Weise. Absichtlich brauche ich das Fremdwort. Einen tieferen Gedankengehalt bietet Besnard nicht. Aber seine Palette schillert und flimmert stets kaleidoskopartig. In der Farbe liegt der ganze Reiz des Gemäldes. Bläulich, goldig, rosig schillern und flimmern auch hier die dunstigen Waldhügel und der Himmel darüber und all dieses übrigens gobelinartig matte Farbenspiel spiegelt sich wieder im Wasser, in das vorn die Spitze der Insel hineinschneidet. Faune, Satyrn, Nymphen ergehen sich hier bei Spiel und Tanz oder ergötzen sich an leckerem Mahl, das unter einem Baume auf blumigem Boden hergerichtet ist; in schön geschwungenen Laubsilhouetten und Zweiglinien ragt dieser Baum bis zum oberen Rahmenrand auf; zwischen der Insel und den Waldhügeln hinten bilden Furchen ziehende, Reflexe aufrührende Böte mit der Insel zusteuernden Glücklichen coloristisch und formal eine Verbindung ... Es ist ein irdisches Arkadien, kein feierliches Elysium; ein Fest des Diesseits, nicht des Jenseits ... Wer das Künstlerhaus in der Bellevuestraße betritt, dem leuchtet das Bild von der Hinterwand des Hauptsaales schon von Weitem entgegen — ein Fest der Farben vor Allem.

Eben dort auch, d. h. auf der ersten Herbstausstellung des „Künstlerhauses“ begegnen wir einem großen Gemälde von Charles Daubigny. Der Altmeister von Fontainebleau schildert uns einen Mondaufgang. Ein stilles Leuchten geht von der von zarten Wölkchen umsäumten gelben Scheibe aus und füllt das Firmament und kämpft mit der aufsteigenden Nacht, die die Silhouetten der Bäume auf der Wiese schon in tiefdunkle Töne gekleidet hat und ihre Fittiche über die Flur deckt. Der große Stimmungsmaler übt auch hier seinen ganzen Zauber aus und Meister Daubigny hat ihm seine Geheimnisse glücklich abgelauscht ... Das Bild stammt aus der letzten Zeit des Künstlers, aus dem Jahre 1875. Ob wohl die Arbeiten unserer heutigen Impressionisten nach 27 Jahren sich so frisch und reizvoll ausnehmen werden, wie hier dieses eines ihrer größten Vorläufer?

Die Franzosen herrschen dieses Mal auch im Künstlerhause vor. Aber es ist außer den beiden genannten Werken an Oelmalereien wenig Hervorragendes zu sehen. Carolus Duran's Bildniß Gustav Doré's, das man schon früher gesehen hat, Le Sidaner's „Brücke“, J. Flandrin's Stillleben, J. F. Rafaelli und der in seinem Geiste arbeitende Pinn de Ligny wären allenfalls noch zu nennen: im Uebrigen giebt's viel Ladenhüter und Marktwaare, denen gegenüber man sich fragt: lohnte es die Reise von der Seine an die Spree?

Interessanter ist eine Sammlung graphischer Arbeiten, die im zweiten Saale ausgestellt sind. Namentlich die farbigen Radirungen, die sich in Paris einer sehr großen Beliebtheit erfreuen. Sie fesseln nicht bloß durch die virtuose Technik und den feinen Farbengeschmack, sondern auch meistens durch die Motive, die immer sehr glücklich gewählt sind, wenn sie auch immer scheinbar ganz von selbst sich darbieten. Man denkt immer wieder an die Legende von dem Ei des Christoph Columbus. Ein typischer Sportsman, eine Kindergruppe, ein Act im Freien, eine Gesellschaft im Garten, Balletmädels in verschiedenen Stellungen — Degas hat wohl als Vorbild gedient? — Apfelhändlerinnen am sonnigen Quai, ein Karren, eine Strandscene u. s. w., das ist's, was Richard Ranft und G. Ey'Thenne, Ch. Maurin, Monvel u. A. bieten. Wie ist das aber Alles persönlich aufgefaßt und geschickt gegeben! Das liegt sozusagen schon in der Pariser Culturluft, denn es ist die Luft einer vielhundertjährigen Cultur. Wer in ihr aufwächst und lebt, hat unwillkürlich Theil an diesem geistigen und künstlerischen Erbe ...

Wenn etwas bei dieser ganzen Ausstellung zu bedauern ist, so, daß die deutschen Künstler etwas stiefmütterlich behandelt worden sind.

Sie treten ganz in den Hintergrund. Nur etwa ein Fedbersen'sches temperamentvoll bewegtes Nordsee-Motiv und eine Landschaftstudie von Dettmann wären zu nennen.

Von Interesse ist noch ein älteres Bild von Munkaczy, vermuthlich aus seiner ersten Düsseldorfer Zeit, wo es von seiner Palette noch nicht heißen konnte „Beinschwarz ist das schönste Roth". „Großvater schläft" ist in lichteren Tönen gehalten und giebt auch den Localfarben mehr Raum.

Im „Salon Rabl", der bekanntlich in den hinteren Räumen des „Künstlerhauses" untergebracht ist, begegnet man, wie immer, einigen guten deutschen Bildern, solchen von Liebermann, Leistikow, Hans Herrmann an der Spitze ...

Von einigen anderen Bildern bei Schulte und von der Magnussen-Ausstellung bei Keller & Reiner das nächste Mal.

J. Norden.

Notizen.

In seiner Novellensammlung „Der verlassene Gott" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) zeigt sich Otto von Leitgeb neuerdings als scharfer Beobachter menschlicher Schwächen und Leidenschaften, die sich nur mühsam unter der Tünche der gesellschaftlichen Convention verbergen. Wo er in das Leben der Gesellschaft hineingreift, die die seinige ist, hat man stets die Empfindung, daß er nicht Ersonnenes und Erdachtes, sondern Geschautes und Erlebtes schildert. Er weiß unterhaltende Bücher zu schreiben.

So war's! Ernst und Scherz aus alter Zeit von August Sperl. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Auch in diesem, vier Geschichten enthaltenden Bande hat Sperl von Neuem seine große Kunst bewährt, aus dem Staube alter Urkunden Gestalten erstehen zu lassen, die in voller Plastik vor das Auge des Lesers treten und in Haß und Liebe, in Leidenschaft und Verlangen fühlen und denken wie die Menschen unserer Zeit. Sperl's Eigenart zeigt sich diesmal von ganz besonders liebenswürdiger Seite.

Sigurd Jorsalfar. Schauspiel von Björnstjerne Björnson. (Verlag von Albert Langen, München.) „Sigurd Jorsalfar" ist ein Stück, das durch seinen Schwung, seinen hellen Fanfarenton jeden Hörer und Leser fortreißen muß. Die gesunde Kraft des Norwegers hat sich in diesem Stück an dem Königsgedanken gemessen. Sigurd, der Jerusalemfahrer, ein wilder, unbändiger Held, kommt durch Erlebniß und Beispiel zu der Erkenntniß, daß ein König mehr sein muß, als ein Kämpfer und Eroberer. Die Wandlung in seinem Charakter und seinen Anschauungen wird uns in einer stürmisch bewegten, ohne Pause vorwärts eilenden Handlung gezeigt und psychologisch begründet. Das Drama hat etwas unendlich Gesundes und Starkes. Echtes Winkingerblut rollt in diesen Menschen. Wikingerhumor, Wikingerleidenschaften, Wikingerbegeisterung fesseln unser schwaches Geschlecht von heute in den Bann der Dichtung.

Das tägliche Leben. Drama von Rainer Maria Rilke. (Verlag von Albert Langen, München.) Der bekannte Lyriker Rainer Maria Rilke debütirt als Dramatiker recht glücklich. „Das tägliche Leben" ist ein Stück, fein und unaufdringlich in seiner technischen Mache, aber innerlich erfüllt von blutwarmem Leben. Es liegt darin etwas wie ein bewußter Widerspruch gegen die heutige Arme-Leute- und Dutzendmenschen-Poesie. Rilke zeigt uns verfeinerte und, auch das ist in der heutigen Literatur nicht gerade häufig, sympathische Menschen. Es sind Menschen, die tiefer und feiner fühlen, als der Durchschnitt, Menschen, denen sich in eine wahrhaft schöne Stunde mehr Inhalt hineinpressen kann, als in das ganze übrige Leben. Aber es sind dennoch gesunde Menschen, keine Hysteriker, stark und kräftig stehen sie auch wieder im „täglichen Leben" und schaffen ihm einen Inhalt.

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. (Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A.-G., München.) Die letzten Hefte dieses echten und rechten Bergbuches führen u. A. in's Ortlergebiet. Der Ortler selbst (3902 m) wird uns in mehreren Bildern näher gebracht. Der Gipfelanstieg vom Tschirfeck oberhalb der Payerhütte zeigt ihn uns in Eis und Schnee. Eine gewaltigere Meinung von diesem Riesen und seiner Umgebung nöthigen uns die Ansichten vom „weißen Knott" und der Franzenshöhe an der Stilfserjochstraße auf. Daneben finden wir vorzügliche Partien aus den Dolomiten. Der Formenreichthum gerade dieser Blätter ist zu einer Höhe gelangt, der eine weitere Steigerung kaum noch zuläßt, und wer sich auf Grund persönlichen Besuches auch noch die Farben dieser Wunderwelt des Kalkgebirges hinzudenken kann, wird mit Entzücken bei der Wiedergabe verweilen. Die große Erfahrung und Geschicklichkeit des Hochgebirgsphotographen Vittorio Sella in Biella, die die Wirkung der photographischen Copien fast noch steigernde Reproductionskunst und die alle im Cliché vorhandenen Feinheiten heraushebende Druckvirtuosität der Vereinigten Kunstanstalten vereinigen sich hier zu prächtiger Gesammtwirkung.

Im Verlage von G. Hedeler, Leipzig, sind in zweiter Auflage erschienen die „Urheberrechts-Gesetze und Verträge aller Länder". Das vortreffliche, von Prof. Ernst Röthlisberger-Bern durchgesehene Werk vereinigt den deutschen Wortlaut von ca. 250 Gesetzen, Verträgen, Ausführungsverordnungen und sonstigen internationalen Vereinbarungen über die behandelte Materie. Die schon in der früheren Ausgabe äußerst brauchbare Zusammenstellung ist jetzt bis auf die neueste Zeit ergänzt, die Benutzung durch eine streng alphabetische Reihenfolge nach Ländern und durch sonstige übersichtliche Anordnung des Stoffes erleichtert. Dem Bedürfniß, sich über Sätze des ausländischen Rechts rasch und ohne Schwierigkeit informiren zu können, dient das vorliegende Werk in trefflicher Weise.

Lessings Werke. Mit einer biographischen Einleitung von Ludwig Holthof, dem Bildniß des Dichters und drei Tafeln Abbildungen. Elegant gebunden 3 Mk. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Der starke, beinahe 900 Seiten umfassende und vornehm ausgestattete Band reiht sich den von dem gleichen Verlage veranstalteten einbändigen Shakespeare-, Schiller-, Goethe-, Hauff- und Heine-Ausgaben an. Im Gegensatz zu manchen anderen Ausgaben enthält der Band die sämmtlichen Schriften Lessings und ist eingeleitet durch eine Biographie, die in großen, doch erschöpfenden Zügen das Leben und Schaffen des Dichters anschaulich schildert. In einer neuen Ausgabe der Uhland'schen Werke, die die Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, veröffentlicht, wird dem deutschen Volke zum ersten Mal in einheitlicher Zusammenfassung unverkürzt alles das geboten, was an dichterischen und wissenschaftlichen Arbeiten der Feder Uhland's entflossen ist. Unter die Dichtungen sind sicher die weiteren Kreise kaum noch bekannt gewordenen dramatischen Fragmente und Entwürfe zu rechnen. Die prosaischen Arbeiten bringen die gesammten „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage" mit der klassischen Abhandlung über das deutsche Volkslied, d. h. Alles, was in der achtbändigen, von J. Holland, A. v. Keller und F. Pfeiffer (1865 bis 1873) besorgten, im Buchhandel längst nicht mehr vorhandenen und im Antiquariat nur noch zu Liebhaberpreisen erhältlichen Ausgabe enthalten war.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Abonnement auf das IV. Quartal 1902.



Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.

Bestellungen werden von den Briefträgern entgegen genommen, die auch gleichzeitig den Betrag einziehen.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W, Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 40. Berlin, den 4. October 1902. 31. Jahrgang. Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Niflheim.

Was will das werden? Alle festen Umrisse unserer inneren Politik — soweit jemals welche vorhanden waren — verschwimmen in dunstigem Grau. Die Klügsten, also die Geheimräthe, beginnen an der Lösung des Knotens zu verzweifeln. Graf Posadowsky und sein Ablatus von Thielmann erklären in der Zolltarif-Commission einmal über das andere, daß die Regierung bei ihren Vorschlägen verharren und keinen Schritt darüber hinaus thun werde. Dessenungeachtet fährt die Mehrheit fort, den Tarif nach ihrem Gustus auszubauen. Je feierlicher die Versicherungen der leitenden Staatsmänner sind, desto mitleidloser erhöht die Commission die von ihnen befürworteten Zollsätze. Der Warnungsruf „Unannehmbar!“ hat längst allen Schrecken verloren. Offenbar ist sich der Reichstag wieder einmal seiner sogenannten Machtvollkommenheiten bewußt geworden und hat sich erinnert, daß er verfassungsmäßig mehr als eine Jasage-Maschine ist. Niemand darf ihn vor die Alternative stellen, entweder unumwunden zuzustimmen oder ebenso unumwunden abzulehnen. Es steht ihm vielmehr das verbürgte Recht zu, jedes Gesetz nach Belieben zu amendiren. Der Bundesrath mag nachher die Arbeit des Reichstages verwerfen, weiter aber reichen seine Befugnisse dieser ihm völlig gleichgestellten Körperschaft gegenüber nicht. Die Volksvertretung zwischen Ja und Nein einzukeilen und den Vogel zum Fressen oder zum Sterben aufzufordern, das ist offenbar eine Ueberschreitung der bundesräthlichen Competenz. Mit Fug lehnt sich das hohe Haus gegen diesen Versuch freundnachbarlicher Vergewaltigung auf.

Allerdings helfen verfassungsrechtliche Erörterungen und muthige Protestthaten nicht dazu, den schmählich verfahrenen Karren aus dem Sumpfe zu ziehen. Graf Posadowsky erkennt durchaus die Gefahr der Lage. Wahrscheinlich hätte er dem sinnlosen Kampfe in der Commission längst ein Ende gemacht und damit auch den Reichstag vor unnützer Zeitverschwendung bewahrt, wenn es jetzt noch möglich wäre, die Flinte in's Korn zu werfen. Er kämpft wirklich um Amt und Zukunft. Aber allem „Unannehmbar!“ zum Trotz muß die Regierung mit dem Compromiß-Beschlüssen der Commission rechnen. Lieber noch sieht sie ihre Autorität weiteren Schaden nehmen, als daß sie die Brücken hinter sich abbricht und ihre Vertreter aus dem Bereiche des Herrn Rettich entfernt. Die Ablehnung des Tarifes brächte das Ministerium in eine verzweifelte Situation. Einmal kann ihm nichts daran liegen, daß die Wahlen des nächsten Jahres unter dem Feldgeschrei vom Brodwucher vor sich gehen. Was wären das für gouvernementale Verbündete, Freisinnige und Socialdemokraten! Ein freisinniges Cabinet wird in Deutschland, wenigstens was die ersten zwanzig Jahre anbelangt, nicht regierungsfähig sein. Ballin und Witting, Golbberger und Isidor Löwe sind sicherlich unpolitische Greise, ehe der vielbesprochene Zug nach links auf dem richtigen Geleis läuft. So lange Eugen Richter nicht a. D. ist, so lange der Freisinn nicht militär- und marinefromm jede Wehrforderung bewilligt und sich zu einer kaiserlich-demokratischen Partei gemausert hat, kann die Regierung ihm keinen Wahlsieg gönnen. Denn wenn die Zollkämpfe vorüber sind, muß sie sich doch wieder in jeder Beziehung auf die Conservativen und das Centrum stützen. Irgend eine Hoffnung, zum Mindesten die Mannen Spahn's und Schädler's von der agrarischen Gruppe abzusprengen, ist nicht vorhanden. Seitdem der Bund der Landwirthe dem Centrum in seinen sichersten Wahlkreisen die Hölle heiß gemacht hat, darf es sich den argwöhnischen Bauern nicht als pflaumenweich verrathen. Schädler wird in Berlin nicht aus der groben Tonart wie in Tuntenhausen sprechen. Immerhin zeigt seine Rede, welche Kost die klugen Herren der Mitte augenblicklich dem Volk vorsetzen zu müssen glauben. Die Oppositionsgeste, das Pathos des freien, jeder Liebedienerei abholden Mannes ist modern. Und nicht nur in den Kreisen der Clerikalen. Bei den Urconservativen besteht möglicher Weise eine noch stärkere Abneigung vor aller Byzantinerei. Man vermeidet ängstlich sogar den Schein, als wolle man sich oben einschustern.

Es ist verständlich, wenn Graf Ballestrem unter diesen Umständen zaudert, den Reichstag schon am 14. October zur Arbeit zu versammeln. Hatte er erwartet, daß Ferien und Commissionsfleiß das Nebeldunkel lichten würden, so wird er jetzt bitter enttäuscht sein. Alles scheint unklarer, verworrener, lichtloser als vorher. Die ältesten Geheimräthe wissen sich nicht eines so widerwärtigen, verqualmten und dunstigen Herbstes zu entsinnen.

Caliban.

Die Maßgebenden am Münchener Hofe.

Von Dr. Cajus Moeller.

Der Passauer Reichstagsabgeordnete Domvicar Dr. Pichler hat jüngst in Straubing die Wittelsbachische Dynastie zu stärkerem politischen Hervortreten aufgefordert, wenn sie nicht im eigenen Lande die Popularität verlieren wolle; Kaiser Wilhelm II. werde diese sonst noch ganz an sich reißen. Von derselben Parteiseite, die über das kaiserliche Telegramm an den Prinzregenten in Sachen der 100000 Mark für bayerische Kunstzwecke nicht genug Empörung äußern konnte, war das ohne Zweifel sehr unlogisch; mit welcher ihrer zwei entgegengesetzten Behauptungen sie recht hatte, soll hier heute nicht des Weiteren dargelegt werden, aus mehr als einem Grunde. Aber dieser Pichler'sche Appell an das bayerische Herrscherhaus legt die Frage nach dessen maßgebenden Persönlichkeiten und ihren gegenseitigen Beziehungen nahe und eigenthümlicher Weise ist über diese im Zeitalter der Elektricität und der Interviews im Ganzen wenig bekannt, zum Mindesten außerhalb der weißblauen Grenzpfähle.

Merkwürdig genug haben nach 1871 die im Reich am selbstständigsten gestellten beiden Mittelstaaten weniger Einfluß geübt als die Höfe von Dresden und Karlsruhe, d. h. in dynastischer Beziehung. Sprichwörtlich durfte im Reich unter dem Fürsten Bismarck „nichts ohne die Bayern" geschehen, und wenn das unter seinem Nachfolger völlig anders wurde, dann hat doch Fürst Chlodwig Hohenlohe das frühere Verhältniß wieder hergestellt und dessen Nachfolger es beibehalten. Aber dies gilt und galt nur von der Gesetzgebung und nicht von der intimen höfischen Politik, auf die König Albert von Sachsen und Großherzog Friedrich von Baden Jahrzehnte lang beträchtlichen Einfluß geübt haben. In gewisser Hinsicht hielten sich da Bayern und Württemberg gegenseitig die Wage. In dem Jahrhundert seit der Auftheilung Südwestdeutschlands unter seine jetzigen Herrscherfamilien hat zwischen München und Stuttgart nie ein Verhältniß gegenseitigen Vertrauens bestanden. Der große Korse wollte durch die Bevorzugung Bayerns beide Höfe miteinander verfeinden und hat damit das Werk von 1871 erleichtert; bekanntlich wollte damals der württembergische König Karl sich mit dem Eintritt in das neue Reich nach den Bayern richten, aber wie man erst jüngst aus den Aufzeichnungen des Grafen Bray-Steinburg erfahren hat, mißtrauten die Bayern wieder den Schwaben und schlossen vor ihnen ab. Die Verhältnisse unter König Ludwig II. verhinderten persönliche Einwirkungen des mächtigsten mittelstaatlichen Fürsten auf die Reichspolitik, und Prinzregent Luitpold ist sich der einem stellvertretenden Regenten durch die bayerische Verfassung gezogenen Schranken vielleicht nur allzusehr bewußt. Man kann es wohl ein ironisches Zusammentreffen nennen, daß dieses Werk vom 26. Mai 1818 nach jener Richtung von dem ersten bayerischen Kronprinzen so beeinflußt worden ist. Der spätere Ludwig I. wollte damit für den Fall seines vermutheten frühen Todes dem Einfluß des gehaßten Schwagers Eugen Beauharnais Schranken ziehen und hat ihn dann 44 Jahre überlebt, sein Lieblingssohn Prinz Luitpold aber fühlt in hohen Jahren jetzt die Folgen dieser Bestimmungen.

Es ist leicht begreiflich, daß der jetzt 57jährige befähigte und selbstbewußte Thronfolger Prinz Ludwig für sein Haus eine größere reichspolitische Rolle anstrebt. Um noch über den greisen Regenten ein Wort zu sagen: er verdient den Pichler'schen Vorwurf ganz und gar nicht, im Gegentheil ist er die Leutseligkeit selbst. Oeffentliches Reden über Politik gehört freilich nicht zu seinen Gepflogenheiten. Destomehr gilt dies bekanntlich von seinem ältesten Sohne, der gut und viel redet und über Reichspolitik, über kirchliche Angelegenheiten, über das Verhältniß von Landwirthschaft, Industrie und Handel schon in sämmtlichen Theilen seines künftigen Landes wiederholt öffentlich das Wort ergriffen hatte. Man würde ihm dabei Unrecht in der Annahme thun, daß er das Reich aufzulockern beabsichtigt, dafür ist er ein zu guter Kopf. Wenn man in einem Organismus eine einflußreiche Rolle spielen will, kann man nicht mit seiner Schädigung beginnen wollen.

Aber persönlich mitzuwirken in dem vorerwähnten Dresden-Karlsruher Sinn wird allerdings fast allgemein für die künftige Absicht des Prinzen gehalten. Aeußerungen wie jene Pichler'schen könnten ihm darin nur hinderlich sein, d. h. wenn sie überhaupt irgend eine Bedeutung zu beanspruchen hätten. Sollte aber der geistliche Abgeordnete auf die jüngeren Söhne des Regenten haben einwirken wollen, dann wäre das vollends thöricht. Das Einvernehmen zwischen dem künftigen Landesherrn und den in der Armee thätigen Prinzen Leopold und Arnulf wäre damit einmal gewiß nicht gefördert. Weiteres darüber zu sagen ist überflüssig. Diese Zudringlichkeit unberufener Rathgeber an ein mit Recht selbstbewußtes Fürstenhaus trägt zu einem abstoßenden Zug zugleich für jeden Kenner Münchener Verhältnisse einen komischen.

In der dortigen Presse war bis vor Kurzem ein rheinischer Dr. Franz Klasen thätig, dem dann die Führer des Münchener Kammercentrums sein Blatt unter der Hand wegkauften. Dieser befähigte geistliche Publicist wird angeblich binnen Kurzem abermals vor der Oeffentlichkeit erscheinen, mit Unterstützung durch einige fürstliche Damen, die schon seiner früheren Thätigkeit Sympathie geschenkt hatten. Die Richtung war entschieden katholisch und weiß-blau, aber oppositionell gegen die Kammermehrheit, daneben war sie überhaupt nach mehreren Seiten hin kritisch.

Die bezeichneten Damen gehören durch Vermählung der „adalbertinischen" Linie des Herrscherhauses an, deren Mitglieder die Prinzen Ludwig Ferdinand und Alfons 1886 im Familienrath gegen die Unmündigkeitserklärung König Ludwig's II. gestimmt haben und seitdem in München ungemein populär sind. Der Regent ist für seine Jahre außerordentlich frisch und der geisteskranke Titularkönig Otto drei Jahre jünger als der präsumtive König Ludwig III.; der Letztere hat schon einige Male öffentlich an seiner Berufung auf den Thron der Väter Zweifel geäußert. Wahrscheinlich wird sie eines späteren Tages doch erfolgen und wer es erlebt und sachkundig ist, wird dann vielleicht in der zweitmächtigsten Dynastie recht interessante Constellationen des deutschen Reiches wahrnehmen können.

England und die allgemeine Wehrpflicht.

Von Major a. D. Karl von Bruchhausen.

Der eingefleischteste Gegner der allgemeinen Wehrpflicht auf britischem Boden, der sie bei jeder Gelegenheit als „unenglisch" anknurrte und die Sache damit für erledigt erachtete — Lord Salisbury — ist vor einiger Zeit vom Schauplatz abgetreten. Wie es scheint, fühlt sich nun Mr. Chamberlain berufen, auf diesem Felde die Erbschaft des greisen Staatsmannes anzutreten. „Nach seiner Meinung," erklärte er kürzlich, „werde das Land niemals die Kosten auf sich nehmen, die erforderlich seien, um immer auf einen Krieg vorbereitet zu sein. Es werde stets nothwendig sein, sich an die Vaterlandsliebe des Volkes zu wenden, um für das Fehlen des stehenden Heeres einen Ersatz zu schaffen. Es sei hauptsächlich, wenn nicht gänzlich, dem Beistande der Freiwilligen zu verdanken, daß England erfolgreich aus dem letzten großen Feldzuge hervorgegangen sei."

Chamberlain spricht das Wort „allgemeine Wehrpflicht" oder „Zwangsdienst" nicht aus, aber seine Worte zielen einzig und allein darauf hin. Sie enthalten eine doppelte Geschichtsfälschung und eine doppelte Thorheit.

Die Geschichtsfälschung bezieht sich auf Vergangenheit wie Gegenwart. Der Sieg Englands über die Buren war keineswegs den „Freiwilligen" zu verdanken. Ganz und gar nicht. Diese Freiwilligen, mochte man sie nun Milizleute, Yeomen oder Volunteers nennen, hatten freilich vor den regulären Truppen Eines voraus: sie brauchten nicht erst mühsam eine verfehlte taktische Schulung abzustreifen. Im Uebrigen waren sie zu einem großen Theile ziemlich werthlos. Man erinnere sich nur der bitteren Bemerkungen Kitchener's über einen Schub Yeomanry, von dem die meisten Leute alsbald wieder heimgesandt werden mußten, weil sie körperlich untüchtig waren oder weder reiten noch schießen konnten. Und wiederholt heißt es bei unliebsamen Zwischenfällen in den Depeschen Kitchener's, daß irreguläre Neulinge in's Feuer gekommen seien und den Mißerfolg verschuldet hätten. So z. B. in Bezug auf Tweebosch, wo Lord Methuen gefangen genommen wurde. Das Häuflein Regulärer leistete damals eigentlich allein einigen Widerstand.

Dann noch Folgendes. Sind denn die „Freiwilligen" immer in hinlänglicher Stärke zur Fahne geströmt? Bei dem letzten Aufgebot versagten die Volunteers vollständig; statt der gewollten 10 000 kamen knapp 2000 zusammen, weil sie — für den gewöhnlichen Sold des britischen Soldaten dienen sollten. Dagegen wurde die gleichzeitig aufgebotene Yeomanry von Eintrittslustigen überlaufen, weil der Patriotismus der Leute durch die Gewährung eines Tagessoldes von 5 Mark schon für den Gemeinen kräftig entflammt wurde. Die Heeresleitung und das Kriegsministerium hielten die 10 000 Volunteers für nöthig, aber die Aufbringung dieser gelang nicht. Ein solcher Vorgang dürfte eines großen und starken Staatswesens unwürdig sein; unter Umständen auch gefährlich dazu. Wie würden sich die Dinge gestaltet haben, wenn der Krieg noch länger gedauert hätte?

Chamberlain's Worte sind aber auch eine Fälschung in Bezug auf die Gegenwart. Freilich sieht das britische Volk die allgemeine Wehrpflicht wie eine von fern heranziehende, unheilschwangere Wetterwolke an, weil es sie nicht kennt. Aber so ablehnend wie vor dem Burenkriege, verhält es sich gegen den Gedanken des Zwangsdienstes keineswegs, wofür leicht zahlreiche Belege beizubringen wären. Er wird kommen und vielleicht schon bald; sobald nämlich trotz aller materiellen Aufbesserung des Soldaten das Werbesystem in ruhiger Friedenszeit noch mehr versagt, wie schon in den letzten Jahren.

Eine Thorheit waren Chamberlain's Worte, weil der Erfolg eines jeden Krieges ganz wesentlich von seiner Vorbereitung abhängt. Und sie ist obendrein billiger als eine unter Hochdruck vollzogene Improvisation. Das sollten die Engländer gerade am Besten wissen. Wären sie im Herbst 1899 auf einem größeren Auslandfeldzug vorbereitet gewesen, der Burenkrieg würde kaum eine Gestalt angenommen haben, wie geschehen, und er hätte nicht Milliarden gekostet. England hat mit zähem Sinn die schwierige Lage bezwungen, weil ihm vollauf Zeit gelassen wurde. Einem ebenbürtigen Gegner gegenüber wäre die verfahrene Einleitung kaum wieder gut zu machen gewesen.

Doch das sind elementare Wahrheiten, die sich aus dem oberflächlichsten Geschichtsstudium ergeben. Chamberlain kennt sie nicht, oder er ignorirt sie.

Eine weitere Thorheit ist, daß er eine auf allgemeine Wehrpflicht gegründete Kriegsvorbereitung — indirect — für kostspieliger erachtet, als die Erhaltung des jetzigen Zwitterwesens zwischen Colonialheer und Heer der Landesvertheidigung. Schafft England ein Letzteres auf Grund des Zwangsdienstes, so kann es die Hälfte des jetzigen, äußerst kostspieligen regulären Heeres auflösen.

Alle Achtung vor dem Mann, dem — so unsympathisch er uns sein mag — die Anerkennung nicht versagt werden kann, daß er mit zielbewußter Zähigkeit und seltener Skrupellosigkeit diejenigen Pläne fördert, die er zum Gedeihen seines Vaterlandes für die besten hält. Aber für einzelne Dinge fehlt ihm jegliches Verständniß.

Lamarck contra Darwin.

Von Curt Grottewitz.

Je mehr der Widerspruch gegen die Entwickelungslehre in der Wissenschaft verstummte, um so mehr erhob sich der Widerspruch gegen Darwin. Zwar noch jetzt ist der Darwinismus sowohl in Naturforscher- wie in Laienkreisen die herrschende Vorstellungsweise, und sie ist nicht nur eine Ansicht über die Entstehung der Arten, sie ist weit mehr, sie ist Weltanschauung, Lebensauffassung, sie beherrscht das Denken, die Kunst, die Ethik, die Lebenspraxis. Es giebt kaum eine wichtige Frage, wo nicht die Anschauung Darwin's oder eines seiner Anhänger maßgebend wäre.

Diesen Anschauungen ist aber nach und nach ein Feind erwachsen, der jetzt von Jahr zu Jahr an Stärke zunimmt, der sogenannte Neolamarckismus. Es ist ein eigenartiges Geschick, daß der Franzose Lamarck, der erste und eigentliche bewußte Verfechter und Entdecker der Descendenz, der von seinen Zeitgenossen so schmählich ignorirt wurde, jetzt nach fast einem Jahrhundert wieder zu Ehren kommt. Oder noch eigenartiger ist es, daß die Lehre Lamarck's jetzt als Gegnerin der Lehre Darwin's auftritt, daß die Erklärung, die der Franzose für den Proceß der Artentstehung gab, jetzt wieder hervorgesucht wird, um sie der Darwinistischen entgegenzuhalten.

Bekanntlich fand Darwin die Anschauung, daß Art aus Art entstehe, fertig vor. Aber die Begründung, die Lamarck der Lehre gegeben, genügte den Zeitgenossen nicht. Da fand Darwin eine neue, und diese neue war wie der zündende Funken, der in ein Pulverfaß geworfen wird. Die natürliche Zuchtwahl, die Lebewesen im Kampf um's Dasein untergehen läßt, sofern sie sich nicht als passend für's Leben erweisen, und die dadurch das Passende, das Zweckmäßige, aus altem, nicht so gut Passendem immer neues Passende züchtet, das war die fulminante Erklärung, die alle Welt in Taumel versetzte. Der Gedanke kam der Zeitströmung auf's Beste entgegen. In der Epoche des wirthschaftlichen Todeskampfes um den Absatz der Waaren, der allgemeinen Concurrenz auf allen Gebieten, der Degeneration ganzer Menschenclassen, in dieser brutalen naturalistischen Zeit war Darwin's Lehre das Evangelium.

Was hatte dagegen Lamarck in seiner „Philosophie zoologique", die im Jahre 1809 erschien, gesagt? Die Thiere werden durch die Lebensumstände gezwungen, einen bestimmten Gebrauch von ihren Organen zu machen. So zum Beispiel reckt und streckt die Giraffe ihren Hals nach dem Laub hochstehender Baumäste aus. Davon ist ihr Hals lang geworden. Das klingt doch eigentlich so einfach und natürlich, daß man nicht begreift, wie die Zeitgenossen es nicht hätten verstehen sollen. Und sie würden es wirklich verstanden haben, wenn sie überhaupt Verständniß für die Evolution der Arten gehabt hätten. Aber darin lag ja das Unglück Lamarck's. In jener Zeit der Naturphilosophie — das war ja die romantische Epoche der Wissenschaft — suchte man nach Vereinheitlichung des Vielfachen, nach Abstraction des Concreten, nach Symbolen für das Wechselnde. Die Constanz der Arten mit ihrem „Bauplan" für jede Thier- und Pflanzenart wurde damals gerade ein festes Dogma. Da focht Lamarck gegen Windmühlen. Sie glaubten seine Lehre von vornherein nicht, was bekümmerten sie sich da um deren Begründung?

Aber bei Darwin frappirte von vornherein die Begründung so mächtig, der Gedanke der natürlichen Zuchtwahl und

des Kampfes um's Dasein war so zeitgemäß und darum so zündend, daß man schon um deswegen die Evolution der Arten hinnahm, obwohl doch ein fester Beweis auch damals noch fehlte. Darwin bleibt das große Verdienst, daß er die Entwickelungslehre in der Wissenschaft zur Geltung erhob. Und man muß zugeben, daß er diese Lehre allseitig ausarbeitete, in alle ihre Consequenzen hinein leuchtete und sie durch seine eigenthümlichen zeitgemäßen Hypothesen populär machte. Das Princip der natürlichen Zuchtwahl wird von manchen Forschern jetzt bekämpft, von vielen wird angenommen, daß Darwin zum mindesten ihre Wirkung in der Natur ganz außerordentlich überschätzt habe. Ganz einerlei, der Sieg der Entwickelungslehre wurde hauptsächlich durch die Darwin'sche Hypothese gewonnen, mag diese nun falsch sein oder nicht.

Der Gründe, warum die Darwin'sche Selectionstheorie in der letzten Zeit an Ansehen eingebüßt hat, sind mehrere. Zunächst mußte man es aufgeben, die „fehlenden Zwischenglieder", die Uebergänge zwischen alleinstehenden Gruppen von Lebewesen aufzufinden. Darwin hatte mit nicht geringer Emphase darauf hingewiesen, daß die Paläontologie, die damals noch eine fast neue Wissenschaft war, die fehlenden Verbindungsglieder in den Fossilien vorzeitlicher Gesteinsablagerungen entdecken werde. Aber sie hat nichts Derartiges entdeckt. Das geben die Geologen und Paläontologen ganz ruhig zu. Gewiß, es wurden einige Formen entdeckt, die Lücken ausfüllten, aber es wurden viel mehr neue Gruppen von Lebewesen aufgefunden, die mit anderen keinen Zusammenhang aufweisen. An Haeckel's fein zusammengefügte, fast geradlinig aufsteigende Abstammungsleiter glaubt kaum ein Naturforscher. Von seinem fabelhaften canadischen Morgenthier (Eozoon canadense), das den Urquell alles Lebens darstellen soll, von seinen construirten Urmagenthieren bis zu seinen Mantelthieren, welche den Uebergang von den wirbellosen zu den Wirbelthieren herstellen sollen, bis zu dem Urfisch Amphioxus, selbst dem Reptilienvogel Archäopterix ist Alles Hypothese. Ueberall sind Uebergänge gewaltsam herbeigezogen, eben weil man Uebergänge durchaus haben wollte.

Wenn Lamarck ein Thier durch den Gebrauch seiner Organe umgewandelt wissen will, so kann er Uebergangsformen schließlich entbehren. Jedermann kann an sich beobachten, daß z. B. ein Finger, den er in besonderer Weise übt, in recht kurzer Zeit eine besondere Form erlangt, daß man Schlosser, Schneider, Seeleute u. s. w. an ihrer Gestalt erkennt. Also ein Thier, das eine neue Lebensweise annimmt, in ein neues Milieu verschlagen wird, macht einen neuen Gebrauch von seinen Organen. Diese werden sich denn, wenn nicht sofort, doch recht bald umwandeln, Zwischenformen wird es da wenig oder gar nicht geben. Es brauchen da nicht unzählige Generationen auszusterben, weil sie nicht passend sind. Der Gebrauch oder Nichtgebrauch der Organe wandelt die Thiere um, während nach Darwin's Ansicht die Umwandlung von einer Art zu einer anderen Art ja über zahllose nichttaugliche Uebergangsformen hinweg erfolgt.

De Vries, ein Anhänger von Darwin's Selectionstheorie, hat doch in seinem berühmten Werke, „Die Mutationstheorie", gezeigt und zwar experimentell gezeigt, daß Arten plötzlich, ohne Uebergänge, in vollständig neue Arten sich verwandeln können. Die kleinen, formellen Abweichungen, die immer Nachkommen eines Elternpaares aufweisen, haben für die Entstehung neuer Arten gar keine Bedeutung, denn sie verschwinden mit dem Individuum, das sie besitzt. Es ist ja auch ganz natürlich, daß solche kleinen Variationen keinen Werth besitzen. Ob ein Thier nun etwa an seinen Vordergliedmaßen einen Ansatz zu einem Flossenstrahl hat oder nicht, deßhalb kann es doch nicht besser schwimmen; die natürliche Zuchtwahl wird also diese Variation gar nicht erhalten, eben weil sie werthlos ist. Auf diese Weise können also überhaupt nicht neue Organe entstanden sein. Diese scheinen vielmehr sehr schnell und ohne Uebergänge aufzutreten. Die Wirkungsweise der natürlichen Zuchtwahl muß also zum mindesten anders sein, als Darwin annahm.

Nach Lamarck's Lehre ist es verständlich, wieso jedes Lebewesen an die Umgebung, in der es lebt, an die Functionen, die es verrichtet, angepaßt ist. Die Organe sind eben durch den Gebrauch so verändert worden, daß sie passend geworden sind. Nach Darwin gehörte viel Zeit, wahrscheinlich Jahrtausende dazu, um eine geeignete Variation zufällig entstehen zu lassen. Es war wiederum dem Zufall anheimgegeben, ob die Variation sich erhielt, und wenn sie sich erhielt, mußte wieder der Zufall günstig sein, damit irgend einmal die Nachkommen eine noch günstigere Variation in derselben Richtung aufwiesen. Zur Entstehung einer einzigen Art mußten also gewiß Jahrhunderttausende vergehen. Nach Lord Kelvin's Meinung, der darin als Autorität gilt und der die verschiedenen Berechnungsweisen in Betracht zieht, ist die Erde aber erst seit etwa 24 Millionen Jahren im Stande, Leben zu unterhalten. Es ist aber ganz unmöglich, daß in 240 Jahrhunderttausenden alle diese unendlich fein angepaßten Organe des Millionen Arten zählenden lebenden Naturreiches im Wirbelspiel des Zufalls entstanden sein könnten. August Weismann, auch ein sehr stricter Anhänger der Selectionstheorie, hält es ebenfalls für unmöglich, daß der Zufall, das heißt, zufälliges Variiren und Erhaltung des zufällig Passenden diese überwältigende Zweckmäßigkeit, die wir überall im Bereich der Pflanzen und Thiere antreffen, hervorgebracht haben könnte. Diese Zweckmäßigkeit, diese Uebereinstimmung von Organ und Thätigkeit, von Lebewesen und Umgebung erfordert dringend die Annahme eines richtenden Princips, einer Orthogenese, wie Theodor Eimer es nennt.

Die Zweckmäßigkeit ist so frappant, daß von Zeit zu Zeit immer wieder Forscher sich verleiten lassen, darin gar das Werk eines metaphysischen Baumeisters zu erblicken. Aber schon das Lamarck'sche Princip vom Gebrauch und Nichtgebrauch erklärt die Zweckmäßigkeit einigermaßen. Daß der Hals der Giraffe durch das stete Strecken ausgereckt, also verlängert wird, erscheint doch gewiß sehr natürlich. Der Hals ist lang geworden, also den Verhältnissen angepaßt, weil die Verhältnisse, die hohen Baumäste, ihn zur Verlängerung genöthigt haben. Lamarck forschte ja dem eigentlichen Mechanismus der Artentstehung noch nicht nach. Aber man muß sich diese und ähnliche Anpassungserscheinungen jedenfalls ganz mechanisch denken. Wie es selbstverständlich ist, daß eine Pflanze auf fettem Boden zu einem fetten Exemplar empor wächst, daß sich die Zellen mit Wasser und Nährstoffen reichlich füllen, daß daher der ganze Pflanzenkörper allseitig ausgebildet und gemästet erscheint, wie das selbstverständlich ist, so erklärt es sich wohl bei jeder Anpassungserscheinung. Die Umgebung zwingt dem Lebewesen ganz mechanisch eine bestimmte Form auf, die klärlicherweise in Uebereinstimmung mit dieser Umgebung, die die Form ja geformt hat, stehen muß. Es besteht so wahrscheinlich eine mechanische Aequivalenz zwischen Form und Umgebung, und die Zweckmäßigkeit versteht sich dann von selbst.

Moritz Wagner hatte es bekanntlich für die Entstehung neuer Arten als wesentlich angesehen, daß Lebewesen in andere Gegenden verschlagen werden; dieser Migrationstheorie liegt die unleugbare Thatsache zu Grunde, daß eine neue Gegend neue Arten aufweist. Aber man begreift auch, warum sie neue Arten aufweisen muß. In einer neuen Gegend sind ja die Verhältnisse neuartig, diese werden daher auch auf die Thier- und Pflanzenwelt ihren Einfluß geltend machen, und dieser Einfluß wird sich selbstverständlich in der Form der Einwanderer ausprägen. Gesetzt, Thiere dringen nach den Polen zu vor, die Kälte verhindert die Ausbildung eines Pigments im Fell der Säugethiere, im Gefieder der Vögel. Diese Thiere erscheinen nun weiß. Daß dabei die weiße Farbe zugleich

ein Schutzmittel im Schnee und Eis des Nordens ist, das ergiebt sich so nebenbei. Es ist aber phantastisch, anzunehmen, daß sich im Norden von allen blau, grün, gelb, roth oder sonstwie gefärbten Säugethieren und Vögeln just die weißen erhalten haben, während die anderen eine Beute ihrer Feinde, ein Opfer des Kampfes um's Dasein geworden wären. Die Umgebung prägt jedenfalls ihre Formen den Lebewesen auf, die Letzteren brauchen aber nicht gerade auszuwandern, um verändert zu werden, die Verhältnisse können sich auch in derselben Gegend umwandeln, oder es kann auch ein Lebewesen in demselben Gebiete in ein neues Milieu gelangen, eventuell vom Land- zum Wasser- oder Luftleben übergehen. Selten sind uns bisher freilich die mechanischen Zusammenhänge zwischen Umgebung und Form des Organismus bekannt, aber gerade hier ist ein Gebiet, das der Forschung noch sehr viel dankbare Aufgaben stellt. Nur in wenigen Fällen ist jetzt erst die genau mechanische Uebereinstimmung von Form und Milieu festgestellt. So versteht es sich zum Beispiel ohne Weiteres, daß die Knieholzkiefer, die auf den Bergen mit biegsamen Aesten auf dem Boden dahinkriecht, durch den windigen Standort in diese kriechende Form gezwängt wurde. Der Wind biegt jede Pflanze auf den Bergen unweigerlich zur Seite, er läßt keine Höhen aufkommen. Die Knieholzkiefer, von Natur ein Baum, vermag doch nicht senkrecht in die Höhe zu wachsen, sondern muß ihre langen Aeste auf dem Boden dahinkriechen lassen. Hier ist der Zusammenhang zwischen dem höhenbrechenden Wind und den den Wind vermeidenden Kriechästen der Kiefer ohne Weiteres klar. Die Verhältnisse haben den Baum in die Form gezwängt, die für diese Verhältnisse passend ist. Die Anpassung ist eine directe Folge der Einwirkung der Umgebung, während sie nach Darwin's Anschauung das Resultat eines langen Ueberlebungsprocesses des zufällig Passenden ist. Wenn nun Lamarck mit seinem Princip des Gebrauchs und Nichtgebrauchs auch nur eine äußerliche Erklärung des Entwickelungsprocesses gab, so liegt doch darin schon Vieles enthalten, was zu einer genaueren mechanischen Aufhellung dieses Processes dienen kann. Eben deßhalb nennt sich die biologische Richtung, die Darwin's Selectionslehre verwirft, Realamarckismus. Unter der Fahne Lamarck's glaubt man zu einem besseren Verständniß all' der Fragen zu kommen, die Darwin völlig gelöst zu haben glaubte und die doch, wie selbst Darwinianer jetzt zugeben, noch einer definitiven Lösung harren.

Große und kleine Gedanken.

Von Max Bewer (Dresden).

In einem Gedanken stecken oft mehr Bücher, als in einem Buch Gedanken.

*

Gott hat aus Nichts die Welt geschaffen; mache Dir nichts aus der Welt und Du gelangst auf diesem Weg der erhabensten Freiheit wieder zu — Gott. Dies ist die einfachste, aber auch die tiefste Lehre von der Freiheit eines wahren Christenmenschen, wie sie Luther lehrte und Bismarck sie durch ein ganzes Heldenleben in dem genialen Gefühl der absoluten Wurschtigkeit bethätigte.

*

Man muß die Menschheit lieben; aber wie die Sonne die Erde liebt; aus der — Entfernung. Wer das Feuer einer hohen Seele in sich fühlt, meide das Volk; das Beste verschwält und verdirbt in ihm; er liebe das Volk und beweise seine Liebe durch Einsamkeit. Besser und edler, als das horazische odi profanum vulgus et arceo ist ein amo et arceo; Christus hat es religiös und Bismarck politisch bewiesen.

*

Sagt man einem Findling, wenn er erwachsen ist, daß sein Vater von Adel aber seine Mutter gar eine wirkliche Prinzessin war, so wird er gewiß Stunden haben, wo er wenigstens versuchen wird, sich edel und vornehm zu benehmen. Sagt man den Menschen, daß sie von Affen stammen, so reizt man sie, sich auch wie Affen aufzuführen; sagt man ihnen nun aber, daß sie von Gott stammen, sollten sie sich dann nicht auch göttlich benehmen wollen? Beethoven, Goethe und Schiller haben bewiesen, daß das Eine, aber leider beweisen auch tausend Andere, daß ebenso gut das Andere geht.

*

Die Erde ist eine Station zwischen Thierreich und Himmelreich. Wohin man von ihr aus gelangt, kommt ganz auf die sittliche Fahrrichtung an; man kann auf ihr ein Engel und ein Schwein werden.

*

Jede Frucht, die auf dieser Erde reift, muß erst gereinigt werden, ehe sie zur Tafel kommt: die Rübe auf dem Felde, der Apfel am Baum, wie die Traube am Stock. So wird auch Gott von uns die kleinen Fehler und Mängel nehmen, wenn nur unser Kern und Wesen gut und genießbar ist; denn was sind wir anders als Erdfrüchte?

*

In jedem Menschen spiegelt sich die Welt; aber er sollte stets einen Freund haben, der ihm sagt, ob er selber richtig hängt. Früher besorgten das bei den Fürsten die Hofnarren, heute sollten es die Minister thun.

*

Die Menschen sind Guckfenster Gottes, durch die sich der Schöpfer sein Weltall besieht.

*

Der Mensch ist das Ebenbild, aber die Menschen sind die Caricaturen Gottes.

*

Große Schmerzen haben das Gute, daß kleine vor ihnen verschwinden.

*

Man hört einen Unglücklichen drei Straßen weit schreien vor Schmerzen, aber einen Glücklichen nicht drei Häuser weit lachen vor Freude.

*

Es gäbe mehr Fröhlichkeit in der Welt, wenn man mehr Mitfreude am Glück Anderer hätte, als man Mitleid an ihrem Unglück heuchelt.

*

Trauere nicht darüber, daß Du dies Leben verlassen mußt; es gewährt zwar die seltene Möglichkeit, glücklich, aber auch tausend Gelegenheiten, höchst unglücklich zu werden.

*

Man löst die sociale Frage, indem man sie wie die Möglichkeit eines perpetuum mobile verneint. Man kann und soll und wird noch hundert sociale Fragen lösen; denn es giebt Fragwürdiges genug im socialen Dasein; aber die berühmte sociale Frage, durch deren Lösung ein glückliches Verhältniß zwischen allen Menschen gefunden werden könnte, giebt es nicht. Trotzdem verbeißen sich alle Parteien an ihr, die nur ein Vexirspiel ist. Mit dem socialen Leben ist es wie mit der Zahl Pi bei der Quadratur des Kreises; es

läßt sich durch ernste sociale Arbeit immer wieder eine neue Stelle des Volksglückes, bald auf diesem, bald auf jenem Gebiet herausdividiren, aber man kann nie ein Problem lösen, das materiell und psychologisch incommensurabel ist. Ernste Staatsmänner, wie Bismarck, haben daher niemals theoretisch darüber gegrübelt, sondern praktisch bald dies, bald jenes am Loos der Menschen verbessert. Bismarck brachte sogar sehr hohe Stellen heraus, die Alters- und Unfallversicherung, deren socialer Werth sich in hunderten von Millionen Mark ausdrückt. Trotzdem hat die Socialdemokratie dagegen gestimmt, denn sie ist auf einer principiellen Lösung des socialen Problems versessen, ohne natürlich einen Weg dafür zu kennen. Sie verhalten sich zu erfahrenen Weltmännern, gleich Bismarck, wie Dilettanten der Mathematik zu einem Professor der Mathematik. Er mag noch so klar beweisen, daß es eine Quadratur des Kreises aber ein perpetuum mobile nicht geben kann, es wird stets Dilettanten geben, die hochmüthig an der Lösung dieser Probleme festhalten, ihr Vermögen und selbst ihren Verstand daran setzen. Zwischen dieser doppelten Gefahr der verrücktesten Mauserungstheorien und der wirthschaftlichen und politischen Ruinirung ihres Vaterlandes pendeln die Socialdemokraten hin und her, ein Gemisch von Don Quixote und Knipperdolling.

*

Hört im Süden, hört im Norden,
Was die tiefste Weisheit ist:
Was Du warst, bist Du geworden,
Und Du wirst nur, was Du bist!

Dein Vergang'nes bildet immer
Deines Lebens Gegenwart,
Während Deiner Zukunft Schimmer
Einer That von heute harrt!

Denn aus Gutem und aus Schlechtem
Baut sich Jeder sein Geschick,
Und so steht Dein Loos im Rechten
Jeden kleinsten Augenblick!

*

Es giebt viele Menschen, die an der Zukunft verzweifeln. Sie sollten lieber dankbar für das sein, was vergangene Menschen an ihrem geistigen, socialen und politischen Glück bisher gearbeitet haben. Niemand, der jetzt lebt, möchte seine Geburt tausend Jahre zurückdatiren. Wenn er anstatt zu verzagen, aus simpler Dankbarkeit für das, was für ihn auf allen Lebensgebieten bereitet liegt, nur irgend selbst etwas Schönes oder Nützliches schaffen wollte, so dürfte er sich anstatt mit müßig-dunkler Verzweiflung, mit einer thätig-fröhlichen Hoffnung für die Zukunft erfüllen und dadurch seine eigene Lebensfreude auf das Heiterste erhöhen!

*

Es kommt vielleicht eine Zeit, wo ein höheres Sittengesetz lautet: liebe Deinen Nächsten; aber den Einen weniger, den Anderen mehr, als Dich selbst; nach Deinem und seinem Werthe.

*

Mit der Willensfreiheit ist es vielleicht wie mit der Bewegung der Erde. Die Erde scheint unter uns festzustehen, und sie rast doch mit einer ungeheuren Geschwindigkeit durch das Weltall. So scheint unser Wille in ungebundener Freiheit dahinzurasen, und vielleicht stehen doch alle unsere Handlungen von Anbeginn fest in der Allwissenheit Gottes.

*

In einen Riß, einen Sprung, ein Loch bringt Luft, in ein verwundetes Herz Gott.

*

Einen Kopf kann man krönen, salben und bekränzen; die Welt kann ihn mit Gold und Silber, Oel und Lorbeer schmücken; aber ein edles Herz kann Niemand berühren und auszeichnen. Es ist das Vornehmere von beiden und darum auch, wie der Schöpfer, das — Unsichtbare.

*

Die Heiligen in der katholischen Kirche bilden eine moralische Aristokratie; aber wie das nationale Princip sich auch in ihr blutdurchschlagend geltend macht, erkennt man daraus, daß in Rom in den letzten drei Jahrhunderten 76 Italiener und nur 4 Deutsche heilig oder selig gesprochen wurden, obschon das deutsche Volk das Christenthum geistig, poetisch und social doch ganz anders zur Blüthe gebracht hat, als das italienische.

*

Allen Kämpfen mit dem Papstthum liegt der falsche Gedanke zu Grunde, daß der Papst der Weltherr sein müsse, während er im günstigsten Falle nur der Weltpfarrer sein könnte.

*

In der Literatur ist es nicht anders wie in der Natur, die Nachtigallen hören nicht auf, zu schlagen, und die Schweine hören nicht auf, zu grunzen.

*

Wie es Gegenden giebt, die ganz flach sind, und andere, die am Horizont von zarten Gebirgslinien umsäumt sind, so giebt es Menschen, die absolut nichts und andere, die sehr deutlich die Contouren der Ewigkeit sehen. Die Einen leugnen, die Anderen behaupten, daß es ein Jenseits giebt. Keiner wird den Andern überzeugen; man glaubt, was man sieht.

*

Der Buddhismus gewinnt einige Anhänger in Deutschland. Aber das Christenthum ist deutscher. Das höchste Glücksgefühl des Buddhismus ist: in göttlicher Beruhigung beschaulich für sich selbst zu sein; das höchste Glücksgefühl des Christenthums: in göttlicher Beruhigung thätig sein für Andere!

*

Nicht nur Nietzsche, sondern auch geringere Schriftsteller schreiben abfällig über das Christenthum. Aber als Schriftsteller sollten sie einmal folgenden Gedanken völlig ausdenken: das größte Buch, das jemals geschrieben wurde, erschien ohne Namen des Verfassers; das Buch der Natur, das Gott anonym schrieb. Das verbreitetste Buch aber unter allen gedruckten Büchern ist das Neue Testament, und der es verfaßte, schrieb kein Wort davon. Vater und Sohn!

*

Fragt man, wer die Sterne am Himmel geschaffen hat, so sagen die Professoren: die Natur; fragt man sie, wer die schönsten Lieder und Melodien geschaffen hat, so sagen sie: das Volk. Aber wie im Volk immer ein Einziger war, der diese Volkslieder zuerst erdacht hat, so war auch in der Natur immer Einer, der die Werke des Himmels schuf. Volk und Natur sind wie Dichter und Gott. Sie schaffen unbekümmert darum, ob sie erkannt werden; aber wer sich selbst gern bemerkbar macht, macht den, mit dem er sich wichtig macht, gern zu einer anonymen Unpersönlichkeit, damit der „Herr Professor“ nur um so deutlicher sichbar wird!

*

Wenn die Welt prädestinirt ist, so ist darum noch keine fatalistische Ergebung bedingt. Gott kann sich die Welt bis in ihre letzte Zukunft vorgestellt haben; aber dann bleibt für

ihn immer noch die Spannung eines Photographen, der genau weiß, welches Bild er aufgenommen hat, es aber doch bis zur Wiedergabe 1000 Zufälligkeiten ausgesetzt sieht. Der Drang in uns, das Unvollendete mit Eifer auf allen Gebieten in göttlicher Klarheit herauszubringen, giebt diesem Gedanken die Möglichkeit der Wahrheit.

*

Eine Sehnsucht nach dem Vollkommenen und eine Ergebung in das Unvollkommene ist das Loos des Menschen und ein edler Geist thut beides, das eine mit glühendem Feuer, thätig und lebendig, das andere mit religiöser Demuth, gelassen und bescheiden.

*

Es ist Thatsache, daß sich Leute nach der Lectüre von Schopenhauer's pessimistischer Lehre erschossen haben, daß sich Andere nach Nietzsche's Einfluß als unleidlich hochnasige Uebermenschen aufgespielt haben, daß Andere nach Tolstoi's asketischen Theorien ihre volle Lebensfreudigkeit verloren. Sollte man nicht endlich eine Philosophie schreiben, die den Menschen fröhlich in sich und leutselig gegen Andere macht? Es gehört mehr, als ein guter Kopf, es gehört ein großes Herz dazu.

Literatur und Kunst.

Noch einmal Friederike Brion und das Straßburger Goethe-Denkmal.

Von Prof. Dr. Joh. Froitzheim.

„Nach Angaben der Straßburger Post soll am Sockel des Straßburger Goethe-Denkmals Goethe's Liebesepisode mit Friederike Brion dargestellt werden. Da auch Herder, Jung-Stilling, Lenz und Salzmann auf den Reliefs verewigt werden sollen, so kann Friederike neben ihnen nicht anders denn als geschichtliche Person aufgefaßt werden. Solcher Verewigung aber stehen die schwersten Bedenken entgegen. Ich habe sie dem Vorsitzenden des Denkmal-Comités brieflich mitgetheilt. Da aber dieser Schritt erfolglos blieb, so sehe ich mich gegen meinen Wunsch genöthigt, jene Bedenken der Presse zu übergeben."

So schrieb ich in Nr. 5 der „Gegenwart" 1901 und ließ die abfälligen Zeugnisse des Pfarrers Brion über seine Tante Friederike folgen. Sie müssen einigen Eindruck gemacht haben. Aber man entfernte seltsamer Weise von dem Denkmalsentwurf die geschichtlichen Personen, um Friederike als dichterische Schöpfung festhalten zu können. Meines Erachtens sehr mit Unrecht! Eher könnte man auf einem Egmont-Denkmal Klärchen, das nie gelebt hat, verherrlichen als auf einem Goethe-Denkmal Friederike Brion, deren Lebensschicksale in eingeweihten Elsässer Kreisen zu bekannt sind, als daß nicht eine monumentale Verherrlichung ihrer Person die Kritik — und der Elsässer ist ein geborener Satiriker! — in unliebsamer Weise herausfordern würde.

Friederike Brion, die man irriger Weise ein echt deutsches Mädchen genannt hat, war von normannisch-französischer Abkunft. Daher die Unbeständigkeit ihres maßlos weichherzigen Wesens.

Nach Edmund Scherer („Gegenwart" 1892, Nr. 50) haben die Altstraßburger ihren und des katholischen Pfarrers Reinbold Sohn, der als Pastetenbäckerjunge durch die Wirthschaften ging, wohl gekannt. Er, den auch der Sesenheimer Pfarrer Schweppenhäuser im Jahre 1822 dem Bonner Professor Näke genannt, ist nach meinem Nachweis (s. meine Schrift „Friederike von Sesenheim") als Joh. Lorenz Blumenhold 1787 geboren und 1807 gestorben. Vordem hatte Friederike ein Verhältniß mit dem Studenten der evangelischen Theologie Karl Christian Gambs (1759—1822), während dessen sie im Herbst 1779 einen Sohn gebar, der im J. 1782 im Stephansfelder Findelhaus bei Straßburg starb. Leyser, der selbst bekannte, die volle Wahrheit nicht gesagt zu haben, hat in seiner Schrift „Goethe zu Straßburg" S. 212 wohl absichtlich die Lebensdaten beider Kinder vermengt.

Als Goethe am 25. Sept. 1779 nochmals in Sesenheim einkehrte, befand sich Friederike nach Aussage der Pfarrer Schweppenhäuser und Ihle in andern Umständen, worüber sich der Dichter in seinem Briefe an Frau von Stein ausgeschwiegen hat. Der gleich darauf geborene Knabe Jean Baptiste hatte nach dem Blienschweiler Taufbuch*) zum Vater einen Jean Baptiste de Sade und zur Mutter eine Francisca de Croisade. Es ist dies eine ganz ähnliche humoristische Fälschung, wie diejenige der Namen Blumenhold, Pfaffenhofen und Schweighausen bei dem späteren Sprößling Friederikens, ja man möchte bei allem Ernst der Sache an einen wüsten Studentenscherz glauben, da das Schicksal des berüchtigten Sodomiters de Sade, der nach einem Fluchtversuch auf's Neue am 7. Sept. 1778 auf mehrere Jahre in Vincennes eingekerkert worden war, damals in Aller Munde lebte.

Den Taufact von Blienschweiler vom 9. Oct. 1779 haben neben dem Pfarrer Hartmann der dortige Gemeindeschreiber und Hauptlehrer Anton Schlosser und seine Frau Maria Franziska, geb. Wolbert, als Pathen unterzeichnet. Letztere war aus Kestenholz gebürtig (s. Blienschweiler Kopulationsbuch 18. Juni 1764), obgleich die Familie Wolbert im 18. Jahrhundert auch im Stadtschreiberamt in Hagenau vorkommt. Eine Richardis Kunigunde Wolbert aus Kestenholz war nach den Familienacten eines in Meßkirch wohnenden Nachkommen die Gemahlin des Hagenauer Notars und Einnehmers Joseph Dominik Poinsignon unglücklichen Andenkens — er wurde 46jährig am 3. Nov. 1797 als Emigrant auf dem Glacis der Straßburger Citadelle erschossen — dessen jüngerer Bruder Felix Karl (geb. in Hagenau, gest. 76jährig als Seminarregens und Ehrendomherr zu Straßburg am 17. Dec. 1830) als Kaplan an St. Stephan in Straßburg den kleinen Blumenhold getauft hat. Der Pfarrer von Fessenheim Ignaz Anton Wolbert, ebenfalls gebürtig aus Kestenholz (s. Pfarrbuch von Fessenheim und Sterbeact zu Renchen vom 27. Febr. 1795), hat nach den Findelacten den kleinen Jean Baptiste de Sade am 23. Oct. 1779 für 300 Frcs. in Stephansfeld eingekauft.**)

*) Taufbuch von Blienschweiler (Straßb. Bez.-Archiv) Fol. 91:
„Hodie nona octobris anni millesimi septingentesimi septuagesimi noni a me infra scripto parocho baptizatus est Joannes Baptista filius — : prout nobis ab infra scriptis patrino et matrina in scriptis†) allatum fuerit : — Joannis Baptistae de Sate et Francisca de Croissate. Patrinus adfuit clarissimus dominus Antonius Schlosser, protoscriba huius loci, matrina vero Maria Francisca Wolbert modo dicti Antonii Schlosser uxor, qui una mecum subscripserunt.
Schlosser. Maria Francisca Wolbert.
F. Hartmann
parochus."

**) Registres des Enfans de l' hopital de Stephansfeld 1774—1791 p. 30, N. 61.
„Cejourd'huij vingt troisième jour du mois d'octobre mil sept cent soixante dix neuf neuf heures du matin le S. Ignace Antoine Wolbert curé à Fessenheim ayant conduit à l' hopital du céans un enfant agé de deux semaines fils du Jean Baptiste de Sade et de Francoise de Croisade baptisté à Blienschweiller suivant l' extrait baptistaire joint du 9 du present mois, nommé Jean Baptiste. Lequel avait été reçu et admis dans l' hopital

†) „in scriptis" darüber geschrieben.

Wenn Goethe im 11. Buch von „Dichtung und Wahrheit“ von Bekanntschaften der Fomilie Brion in Hagenau spricht, so ist in erster Linie an die angesehene Familie Poinsignon-Wolbert zu denken, deren mönnliche wie weibliche Angehörige also die beiden unehelichen Kinder Friederikens, den Joh. Lorenz Blumenhold und den Jean Baptiste de Sade, durch Taufacte legitimiren halfen. Es geschah dies unter der augenscheinlich laxen Verwaltung des durch den Holsbandproceß berüchtigten Bischofs Rohan von Straßburg.

Wie Goethe selbst mit Friederike onseinandergekommen, ist, da die Familie Brion sich darüber theils ousschweigt, theils in Widersprüche verwickelt hat, noch nicht über allen Zweifel festzustellen. Jedenfalls ist der Bruch ganz anders erfolgt, als Goethe ihn darzustellen für gut fand.

Nach Goethe's Weggang hat im J. 1772 der Dichter Jakob Lenz ein Liebesverhältniß mit Friederike angeknüpft, die innerlich noch an dem Bilde des genialeren Goethe hing, wenn auch ihr hingebendes Wesen sich Lenzens und Anderer Liebkasungen gefallen ließ.

Lenz brach das Verhältniß aus Eifersucht (vgl. A. Stöber, Der Dichter Lenz, S. 18). Als er bei seiner Haltlosigkeit später immer wieder zu ihr zurückstrebte, hat sie sich vor ihm, der hinter ihre Geheimnisse zu kommen trachtete, zurückgezogen. Jener erste Bruch erfolgte nach A. Stöber S. 54 bei einem Besuche in Lichtenau. Mir war deßhalb die folgende Stelle in dem Abschiedsbriefe, den Lenz aus Petersburg den 27. März 1780 aa Friederike gerichtet, stets verdächtig:

„Aber ich werde mich oft der Rheininseln erinnern, wo wir tanzten, des freundschaftlichen Lichtenau, wo die Freude wohnte, deren Maske hier Niemand mehr betrügen kann.“

Die Brüder ia der livländischen Heimath nämlich müssen dem Dichter die Augen geöffnet haben. Schrieb doch in Betreff der Sesenheimer Liebschaft des Dichters jüngerer Bruder Joh. Christian an den Vater den 29. Jan. 1776:

„Die Anmerkung in Ansehung seiner Amour ist einigermaßen richtig, denn ich habe vor zwei Jahren von einem gewissen französischen Unterofficier Hön gehört, daß das gedachte Frauenzimmer mit verschiedenen jungen Leuten Umgang gehabt hat, und dies wird unserem Jacob vermuthlich Eifersucht gegeben haben.“

Der Name Höhn (sic!) wor und ist in dem früher zu Sesenheim gehörenden Filialdorf Runzenheim heimisch. Man vergleiche G. A. Müller, „Urkundliche Forschungen zu Goethe's Sesenheimer Idylle“ S. 10, 37, 42, 44, 98. Die Familie Brion war mit den Höhn's durch Pathenschaft verbunden. Demnach konnte jener Elsässer Unterofficier mit den intimen Vorgängen des Brioa'schen Pfarrhauses wohl vertraut sein.

Als der Bruder Karl Lenz Mitte Sommer 1779 den von schwerer Nervenkrankheit koum genesenen Dichter von Hertingen bei Bosel nach Livland heimholte, hatte Friederike, wie erwähnt, in Gambs einen neuen Liebhaber und besond sich in anderen Umständen. Der Dichter muß von diesen Dingen Kunde erhalten, haben wahrscheinlich durch jenen Bruder selbst, der auf seiner Hinreise in Straßburg mit Salzmann, Simon und Schweighäuser gesprochen und ein großes Interesse daran haben mußte, den Unglücklichen von seiner Liebschaft gründlich zu heilen. Lenz redet in dem obengenannten Petersburger Briefe vor Friederike vorsichtig „von denjenigen, die jetzt ein näheres Recht auf ihre Theilnehmung und Freundschaft haben“. Aber in dem holb erloschenen Geiste hatte sich ein Rest jener lauernden Schlauheit erhalten, welche die Vorgänge ringsum bisweilen mit zersetzender Schärfe beurteilte, und wegen deren er als „boshaftes Aeffchen“, wie Wieland ihn nannte, Goethe in Weimar nach dessen eigenem Geständniß „in die tiefste Verwirrung seiner selbst“ gestürzt hatte.

Obiges Abschiedsschreibea aas Petersburg fließt von Lob und Dank gegen Friederike und deren Familie über und hat deßhalb A. Bielschowsky, Preuß. Jahrbücher 70, S. 725 gründlich getäuscht. Aber so wenig, wie der Dichter als „boshaftes Aeffchen“ Lichtenau unerwähnt lassen konnte, wo ihn Friederike in den Armen eines Anderen hintergangen hotte, ebenso wenig konnte er sich's versagen, die Veränderung, die sich während seiner Heimreise nach Rußland mit Friederike vollzogen, stillschweigend zu übergehen. Er that dies, wie oben, in solcher Form und Absicht, daß, wenn der Brief bei seiner langen Wanderung in falsche Hände gerieth, der Uneingeweihte den Sinn nicht errathen konnte.

P. Th. Falk hot das Verdienst, jenen Petersburger Brief, den der Bruder des Dichters aus begreiflichen Gründen nicht weiter beförderte, und der sich deßhalb heutzutage auf der Rigaer Stadtbibliothek befindet, in seiner Schrift „Friederike Brion“ an's Licht gezogen zu haben. Aber er erklärte S. 75 eine Stelle für nicht entzifferbar. Dieselbe lautet, entziffert, klar und deutlich:

„Wie? sie sollten sich verändert haben? Nimmermehr! so wenig als F. B. sich verändern kann — von den Veränderungen des Koracters zu verstehen, denn das andere, deucht mich, würde nur dann nicht zu verzeyhea sein, wenn es eine Veränderung zum Schlimmen wäre.“

Mit diesen verblümten Worten deutet der Kobold Lenz auf Friederiken's leibliche Veränderung. Damit wird auf ihre Schwangerschaft im J. 1779 auch von dieser Seite hingewiesen.

Nach Niebuhr's Straßburger Erkundigungen, die er für zuverläfsig hielt, soll Friederike auch von den jungen Officieren in Saorlouis, nicht einmal, sondern mehrmals verführt worden sein. Nun, ich deake, der berühmte Geschichtsforscher wußte recht wohl, wem er zu glauben hatte und wem nicht!

Ferner liegt mir jetzt die bis 1784 reichende Autobiographie jenes evangelischen Theologen Gambs vor, der nach bewegter Vergoagenheit — er war im Sommer 1777 mit zwei anderen Straßburger Studenten der Theologie Mitglied der Nestrich'schen Schauspielergesellschaft zu Darmstadt — wohrscheinlich wegen seiner Liebschaft mit Friederike und deren Folgen erst im J. 1814, nach dem Tode der Letzteren, in seiner Heimath an der Aurelienkirche zu Straßburg eine Anstellung erhielt, vordem 1784—1806 schwedischer Gesandtschaftsprediger in Paris und noch dem Ausbruch des schwedisch-französischen Krieges 1807—1814 als sehr beliebter Prediger an der Ansgariikirche in Bremen thätig gewesen war. Seine Enkel waren die vor Kurzem gestorbenen Theologen Emil Frommel und Max Reichard, die das Rednertalent vom Großvater geerbt zu haben schienen.

Gambs, der in den J. 1778—1780 jene Liebschaft mit Friederike unterhalten, betreffs deren ich in meiner Schrift „Friederike von Sesenheim“ nur einige aus jener Autobiographie erhaltene Ausschnitte veröffentlichen konnte, hatte im Sommer 1780 als Student eine Stelle als Vorleser und Gesellschafter bei dem angesehenen und reichen Straßburger Juristen Wencker angenommen. Er schreibt darüber:

„Noch ehe ich bei Wencker eingezogen war, hatte ich schon meiner Liebe und Friederike den Abschied gegeben. Als ich das zweite oder dritte Mal bei ihm speiste, fragte er mich mit Lachen, ob ich nicht auch, wie die jungen Theologen alle, ein Mädchen hätte, das ich bold zur Frau Pforrerin zu mochen gedächte. Ich leugnete frischweg, weil ich fühlte, wie lächerlich ich mich machen würde, wena ich als 20jähriger

---

pour y être élévé et éduqué suivant son institut pour et moyennant la somme de trois cent Livres que le S. comparant a payé comptant dont il est dechargé ainsi tout autre. En foi de quoy a été dressé le present acte que le S. comparant a signé avec moy. fait à Stophansfeld.

Klein Wolbert

curé de Fessenheim.“

NB. Ueber dem Act steht die zugehörige Notiz: † 20 9bre 1782.

Knabe mich zu einer Liebschaft mit einem Mädchen von 28 Jahren bekennte. Aber Wencker ließ sich nicht irre machen. Er sagte es mir auf den Kopf zu, daß ich verliebt sein müsse, weil dies das gewöhnliche Loos der Theologen sei, daß sie in die Netze einer alten oder alteenden Jungfer fallen, die, nachdem sie Ovid's Bücher von der Kunst zu lieben in früheren Johren mit Officieren, Medicinern und Juristen durchstudirt, endlich ihre letzten Künste an einem Theologen versuche, der in seiner Lebensweise durch seinen Stand beschränkt und doch voll heißer Sehnsucht nach Liebesgenuß gerne vorlieb nimmt und das Entgegenkommen der abgefeimten Dirne für unwiderstehliche Liebe hält. O wie brannte mir jedes Wort in's Herz! Grade dies war mein Fall, grade so war mie's ergangen, so war ich gelockt, gekörnt worden. Nach Hause kommen, mich hinsetzen und Friederiken einen förmlichen Absagbrief schreiben, war Eins. Von dieser Zeit an ließ ich mich in keine Liebesverbindung mehr ein, bis ich zum Mann reif geworden war und Amt und Brod hatte."

Wenn man dies Alles liest — offenbar hat der alte Gambs, als er dies 1822 schrieb, die Wahrheit vor seiner Familie verschleiert und sich möglichst weiß zu waschen gesucht, aber darum wird Friederikens Kind nicht aus der Welt geschafft! — so erhält man von Friederike ein Gesammtbild, das sich zu allem Anderen eher als zu monumentalee Verherrlichung eignet.

Goethe selbst hat vor dem Gedicht „Willkommen und Abschied", das auf einem der Reliefs durch den Ritt nach Sesenheim verewigt werden soll, in der Form „den ××× abend. Mir schlug das Herz ......" drei Kreuze gemacht. Sie bedeuten nach Riemer's (Mittheilungen über Goethe I, S. 1) gelegentlichem Ausspruch: „vor denen es weder Schlangen noch Kreuze schützen können" etwas ganz Anderes als ein Datum, umso eher als alle übrigen Daten des Liederverzeichnisses (Goethe's Werke, Weimaree Ausg. I, 1, S. 364) mit arabischen Ziffern bezeichnet sind.

Will man diese Thatsachen alle in den Wind schlagen und Friederike Brion deßhalb, weil Goethe und Lenz sie verlassen, wie Gambs und Reinbold es thaten, aber aus künstlerischem Interesse in der Poesie verherrlicht haben, auf dem Straßburger Denkmal verewigen, so wird man einen höchst merkwürdigen, unlösbaren Conflict zwischen Kunst und Wissenschaft heraufbeschwören.

Ich habe in letzter Stunde allen Ernstes davor warnen zu müssen geglaubt, damit unsere deutsche Wissenschoft nicht der Kunst zuliebe dem Fluche der Unwahrheit und Lächerlichkeit verfolle.

Zum Schluß mögen die Leser meiner Schrift „Friederike von Sesenheim" gestatten, daß ich das Andenken und den Leumund einer nunmehr Verstorbenen rette, die ohne ihre Schuld von der Kritik verunglimpft worden ist. Ich meine die alte Florette Weill, deren Brief vom Jahre 1840 ich S. 50 ff. veröffentlicht hatte.

Jener Brief der Florette Weill über Friederikens Schicksale, dessen Ergebnisse sich mit obigen Resultaten in der Hauptsache decken, wie viel Staub hat er nicht seiner Zeit aufgewirbelt! Daß er geschrieben worden, hat mir Fabrikant Uhry, ihr Schwiegersohn, bei dem die Motrone in auskömmlichen Verhältnissen lebte, gesagt, noch ehe seine Echtheit bestritten wurde. Er erinnert sich, daß Florette ihm bei Gelegenheit der Einweihung des Sesenheimer Friederiken-Hügels im J. 1880 und auch sonst, wenn auf Friederike die Rede kam, von ihm gesprochen hat. Es frogt sich nur, wie es kam, daß Florette sich im Jahre 1840 in diesem Briefe auf den, wie Pfarrer Rübel von Sesenheim in der „Straßb. Post" 1892 Nr. 316 nachgewiesen, den 1. Jan. 1832 im Altee von 81 Jahren verstoebenen Christian Kreß, vulgo Gressian, als noch lebenden 96jährigen Zeugen berufen konnte.

Die Antwort muß sich dem bishee selbstständig Ermittelten fügen, und sie fügt sich ouch!

Florette hatte kein Interesse daran, den Bruder zu betrügen, zumal ee sechs Monate zuvor in Sesenheim gewesen war, und deßhalb von dem Ableben des Gressian, bei dem er einzukehren pflegte, wissen mußte. Wohl aber konnte Alexander Weill, der Heine-Causeur, wie er genannt worden ist, ein Interesse daran haben, das Publikum unter allen Umständen zu überzeugen. Die ganz allgemein gehaltenen Sätze am Eingang des Briefes: „Dem Pfarrer habe ich Deinen Brief abgegeben, lieber Bruder, er weiß nichts davon, es scheint mir, er will nichts dovon wissen. Nun, ich habe mich doch erkundigt, wie es mir gesogt worden ist von allen alten Bauern und Bäuerinnen," erscheinen manchen Zweifelnden nicht beweiskräftig genug. Alexander Weill hot demnach, wie ich annehmen muß, mit dichterischem Geschick exemplificirend hinzugefügt: „Du kennst ja den alten Gressian, dem du die Bestenbirn als gebengelt hast. Martini wird er 96 Jahre alt, trinkt aber doch noch sein Kännel, wenn der Vater zu ihm kommt, jetzt giebt er gern die besten Bestenbirn und fragt oft noch dir. Henrikel ist noch in Nanzig und schwindelt."

Dieser Zusatz von den „gebengelten Bestenbirn", von denen ee an einer anderen Stelle S. 49 selbst spricht, und der absichtlich zugespitzten Altersangabe des Gressian rührt aller Wahrscheinlichkeit nach von A. Weill selbst her. Denn der Brief der Schwester endigt mit der nochmoligen Versicherung, sie sei ohnedem, d. h. außer zu dem soeben nochmals von ihr genannten Pfarrer Schweppenhäuser „zu allen alten Bauern und ältesten Weibern gegangen". Diese allgemein gehaltene Versicheeung ohne Namensnennung stimmt mit der ebenso allgemein gehaltenen Betheuerung am Anfang des Briefes fast wörtlich überein, würde dagegen nach der namentlichen Ausführung des angeblichen Kronzeugen Gressian unnütz und beweisschwächend sein.

Als ich die Motrone nach Beginn der Zeitungspolemik in Betreff des Satzes „Henrikel ist noch in Nanzig" zu wiederholten Malen nach jenem Henrikel fragte, erklärte sie stets, sich eines solchen nicht zu erinnern. Auch dieser Umstand bestärkte meinen Verdacht, daß jener Zusatz nicht von ihe, sondern von ihrem Bruder herrühre. Denn ihr Gedächtniß war sonst noch gut. So hatte sie mir früher, bevor ich Friederikens Liebschaft mit Gambs konnte, auf meine Frage nach späteren Liebhabern Friederikens gesagt, der Eine, Reinbold, sei ein kotholischer Geistlicher, der Andere, dessen Nomen sie nicht mehr wisse, ein protestantischer Geistlicher gewesen.

Pfarrer Rübel legt in seinem Artikel besonderes Gewicht dorauf, daß Florette im August 1892, also kurz vor Erscheinen meiner Schrift, in Sesenheim gewesen, „um Nachforschungen zu machen über Dinge, die doch nach ihrer Meinung vollständig klar sein mußten".

„Ist das nicht sonderbar?" sagt Rübel. „Sind ihr vielleicht doch Bedenken gekommen über die Richtigkeit ihrer vor 52 Johren gemachten Angaben?"

Ich erkläre hier ausdrücklich, doß Florette, wie sie selbst in der „Straßb. Post" 1893 Nr. 29 angegeben, jene Fahrt nach Sesenheim auf meine Bitten unternommen, und zwar handelte es sich mir vor Allem darum, das Alter des Gressian, dessen eigentlicher Name mir unbekanmt war, für die Drucklegung meiner Schrift nochmals erhärten zu lassen.

Daher ist es ganz richtig, wenn Rübel schreibt: „Als mein Nachbor, der Urenkel des Gression, auf die Frage Florettes bemerkte, er zweifle daran, daß sein Urgroßvater in den 40er Jahren noch gelebt habe, da nahm er auf das Bestimmteste wahr, doß die alte Florette sichtlich erschrak und verwirrt wurde." Der Schrecken und die Verwirrung erklärt sich naturgemäß daher, weil ich ihr vorher meine Bedenken ausgedrückt hatte, ob das in ihrem Briefe von 1840 auf 96 Jahre angegebene, ganz auffallend hohe Alter des Gressian auch wohl dee Wirklichkeit entspräche.

Die alte Frau mußte in der That auf's Höchste erschrocken sein, da sie nicht mehr wußte, woran sie war. In ihrem im Jahre 1840 in der „Zeitung für die elegante Welt“ abgedruckten Briefe, den ich ihr vorgelesen — es war das erste Mal, daß sie ihn im gedruckten Wortlaut kennen lernte — war von jenem 96jährigen Zeugen die Rede, und nun mußte sie aus kompetentem Munde die Bestätigung meiner Zweifel dahin vernehmen, daß jener Zeuge in den 40er Jahren nicht mehr gelebt habe.

Als ich der alten Frau bei einem späteren Besuche meine Ueberzeugung mittheilte, daß jener Zusatz betreffs des Gressian von ihrem Bruder herrühre, als ich ihr vorhielt, daß sie im J. 1840 nicht den Gressian, sondern irgend einen anderen alten Sesenheimer und dessen Weib gesprochen haben müsse, daß sie auf den Gressian jetzt nur deßhalb verfallen sei, weil ihr dieser Name durch das Vorlesen ihres ehemaligen Briefes wieder in's Bewußtsein gebracht worden, da sträubte sie sich lange, die Ehrlichkeit ihres Bruders, an dem sie sehr zu hängen schien, preiszugeben. Schließlich gab sie mir die Möglichkeit der früheren Fälschung ihres Bruders und ihres jetzigen eigenen Irrthums zu.

Mit dieser Lösung der fatalen Angelegenheit beruhigten sich endlich auch ihr Schwiegersohn und ihre Tochter, denen die Sache persönlich sehr nahe gegangen war.

Das Ergebniß der Untersuchung jenes Briefes ist demnach folgendes:

Daß der Brief mit den gegen Friederike gerichteten Beschuldigungen auf Grund von Ermittelungen an Ort und Stelle im J. 1840 von Florette Weill geschrieben worden ist, unterliegt keinem Zweifel. Ebenso sicher ist, daß Florette, die jede Woche nach Sesenheim kam, als jüdische Handelsfrau die Wahrheit, wie kaum eine andere Person, ermitteln konnte und im Wesentlichen ermittelt hat. Ebenso gewiß aber ist es auch, das Alexander Weill trotz seiner Versicherung, jener Brief der Schwester sei buchstäblich von ihm veröffentlicht und liege in Urschrift zu Jedermanns Einsicht auf, in Betreff einer von ihm eingeschobenen Stelle die Unwahrheit gesagt hat.

Damit wird aber für den Forscher im Uebrigen der Werth jenes Schriftstückes, das mit selbständigen Aussagen vieler Anderer und zwar auch des alten Pfarrers Brian von Gaxweiler im Wesentlichen übereinstimmt, keineswegs in Frage gestellt. So sind zahlreiche mittelalterliche, und zwar auch geistliche Urkunden, so sind die Cassettenbriefe der Maria Stuart zum Theil gefälscht, ohne daß man ihnen die ihnen in der Hauptsache inne wohnende Beweiskraft absprechen könnte.

Aus der Werkstatt eines Künstlers.

Von J. Norden.

Schnell fertig sind in unserer Zeit hastender Oberflächlichkeit und mangelnder Muße Publicum und meistens auch die Kritik mit ihrem Urtheile über ein Kunstwerk. Ein Blick — ein Wort — da habt Ihr's! Selbst dem ganz Großen gegenüber ist's meistens kaum viel anders.

Freilich — auch der schaffende Künstler selbst hat nur selten Zeit, d. h. nimmt sich selten die Zeit, sich in seine Aufgabe zu vertiefen ... Er eilt von Werk zu Werk, wie später der Besucher der Ausstellung ... Am allerwenigsten aber wird dieser sich in die Arbeit des Künstlers als solche vertiefen wollen, um sie in allen ihren Einzelheiten zu ergründen und, nachdem er die künstlerische Idee und ihre künstlerische Ausdrucksform erfaßt hat, sich klar zu machen, wie sie technisch ward. Freilich — wieder muß ich auf den Künstler selbst hinweisen — dieser regt nur selten dazu an, dem schöpferischen Werdegang nachzuspüren zu lassen. Wer da sieht, wie der Maler mit leichten, breiten Pinselstrichen seine Idee, seine Naturauffassung auf die Leinwand hinwirft, wer da weiß, wie der Bildner sich in der Regel begnügt, seine Gruppe, seine Figur, sein Relief in Thon zusammenzukneten und dann das danach gegossene Gypsmodell dem Steinmetzen, Holzschnitzer, Broncegießer überläßt, der dann das Werk ausführt, das wir überhaupt nur zu sehen bekommen — kann dem allzu scharf und streng vorgeworfen werden, daß er sträflich oberflächlich ist?

Der Respect vor der Arbeit fehlt und das Verständniß für sie.

Wenn wir von Bildhauern mitunter hören: „Ich weiß noch nicht, ob ich die Sache in Marmor aushauen oder in Bronce gießen lassen werde“ — kann man sich da wundern, wenn dem großen Publicum jener Respect und jenes Verständniß fehlen?

Und doch wird der Künstler wahrhaft Großes schaffen können nur, wenn er selbst gehörige Ehrfurcht vor der Arbeit hat, wenn sie ihm etwas Heiliges ist. Nur — nur muß er sie eben auch selbst leisten können.

So stehen wir wieder vor der brennenden Frage von dem Zusammenwirken von Kunst und Handwerk. Einst waren sie etwas Unzertrennliches. Der Künstler konnte seine Statue von Anfang bis zu Ende selbst machen; der Goldschmied ersann den Prunkbecher, den Halsschmuck, den er fertigte, bis in die kleinste Einzelheit selbst.

In allerjüngster Zeit beginnt man wieder zu erkennen, daß hierin allein alles Heil für die Kunst, wie für das Handwerk zu erblicken ist.

Geht man von solchen Gedanken aus, so wird man gewiß mit ganz besonderer Freude ein Buch begrüßen können, das vor Kurzem, in vornehmster Ausstattung und mit reichem erläuternden Bilderschmuck versehen, zur Ausgabe gelangt ist.

Während der Kampf um Max Klinger's „Beethoven“ noch weiter tobt, während auf der einen Seite die Bewunderung keine Grenzen kennt und das Werk als den Gipfel künstlerischen Schaffens unserer Zeit betrachtet wissen will und auf der anderen schnöder Witz mit einem frivolen: „der olle Zeus in der Badewanne“ über die Arbeit von 15 Jahren hinweghüpft — beschäftigt sich dieses Buch ausschließlich mit der Arbeit des Künstlers.

Verfaßt hat es Elsa Asenijew, die Freundin des Leipziger Bildners, die sein monumentales Werk zum Theil hat entstehen sehen können.*) Und es war ein sehr glücklicher Gedanke von ihr, die gewiß dazu berufen war, als Freundin und geistige Mitarbeiterin Klinger's, wie als künstlerisch tief empfindende Schriftstellerin, der Welt da draußen Einblick zu verschaffen in den Werdegang eines Werkes von solcher Bedeutung, wie der „Beethoven“, und in die Werkstatt und Arbeitsweise eines Künstlers, wie Klinger ...

Man merkt's ihr wohl mitunter an, wie hart es sie ankommt, immer nur im Rahmen des „Kunsttechnischen“ zu verbleiben und alle Excurse in das Kunstästhetische zu unterlassen. Gerade aber dadurch hat sie dem Meister, hat sie anderen Künstlern, hat sie den Lesern erst wirklich einen Dienst geleistet.

Eine eingehende ästhetische Würdigung hat das Werk in den Spalten der „Gegenwart“ bereits vor mehreren Wochen aus der Feder von A. Matthes erfahren. Ich kann es daher als bekannt voraussetzen, selbst bei Denjenigen, die es weder in Leipzig, noch in Wien, noch jetzt in Düsseldorf gesehen haben. Und auch bei Denen, die durch das armselige getünchte Gypsmodell auf der Secessions-Ausstellung vorerst eine ganz falsche Vorstellung von ihm erhalten haben.

*) Max Klinger's Beethoven, Eine kunsttechnische Studie von Elsa Asenijew. Verlag von Hermann Seemann Nachfolger. Leipzig 1902

Daher nur wenige Worte über die Idee und ihre Ausdrucksform. Beethoven sitzt mit nacktem Oberkörper, vornüber gebeugt, die geballten Hände auf das Knie des übergeschlagenen rechten Beines, im Moment der höchsten Inspiration auf einem hochlehnigen Thronsessel, der auf dem Gipfel eines Felsblocks steht; an der einen Seite hat sich ein Adler festgekrallt am Felsblock, der aus Wolken emporragt; den Thronsessel schmücken an den Seiten- und den Rückwänden beziehungsreiche Reliefs, die den Kampf zwischen Sittlichkeit und Sinnlichkeit und den endlichen Triumph des Sittlichen darstellen. Aufstrebende Palmen, als Symbole der Herrlichkeit, trennen die drei Reliefs und bilden gleichzeitig die constructiven Stützlinien zwischen der Rückwand und den Seitenwänden. „Ihre Blätter — sagt Elsa Asenijew einmal von ihnen — streichen so wie leise Finger über die Zeiten, als brächten sie das Lied der Menschheit zum Tönen ...“ Am inneren oberen Rand der Thronrückwand sehen wir zwei größere, an den Ecken und dazwischen drei kleinere Genienköpfe — Symbole der Inspiration. Dem Wesen der Idee nach begegnen wir einer ähnlichen Auffassung und einem verwandten Gedanken in August Rodin's Victor Hugo-Denkmal, nur in ganz und gar anderer Form. Bloß die Nacktheit des Meisters der Töne und des Meisters der Dichtkunst und ihre Darstellung im Moment der Inspiration und die Verkörperung gleichzeitig dieser selbst — das macht die Aehnlichkeit aus.

Und nun das Material, aus dem Klinger sein Monument schuf. Aus griechischem gelbpatinirenden Inselmarmor ist der Oberkörper Beethoven's und sind die Füße, die unter dem den Schooß und die Beine bedeckenden Gewande hervorschauen; das Gewand ist aus streifigem rothbraunen Tyroler Onyx; aus blauviolettem pyrenäischen Marmor ist der umwölkte — die Wolke wird nur durch die Farbe angedeutet — Fels, aus schwarzem Marmor der mühsam sich am Rande des Gipfels haltende Adler; die Genien- oder Engelköpfe am Rande sind aus Elfenbein geschnitzt und sie heben sich mit ihren feingezeichneten Schwingen aus Jaspis, Achat und geschliffenen antiken Glasflüssen von einem herrlich schimmernden Hintergrund aus echten Opalen ab. Aus edelster Bronce endlich sind der Thron und des Adlers Krallen.

Die Herstellung all' dieser einzelnen Theile nun schildert Elsa Asenijew auf's Anschaulichste, und jedes Mal giebt sie erst eine kurze allgemeine Aufklärung über das betreffende Material, seine Verwendung und Behandlung, um dann sich speciell immer wieder der Arbeit am Beethoven zuzuwenden.

So sehen wir ihn Stück für Stück vor unseren Augen erstehen, so lernen wir die ganze Arbeitsweise Klinger's, seine heiße, mühselige, schmerzensreiche Arbeit selbst kennen. Denn Großes gebiert auch der große Künstler nur unter großen Schmerzen.

Was liegt Alles zwischen jenen Tagen zu Paris im Jahre 1886, wo Klinger den ersten Entwurf zum Beethoven skizzirte, und jenem, wo ebendort der Thronsessel gegossen wurde 15 Jahre später!

Es würde nun viel zu weit führen, wollte ich das Alles hier erzählen. Nur Einzelnes sei hervorgehoben.

Trotz vieler anderer Werke, die in diesen 15 Jahren entstanden, hat sich Klinger mit dem Beethoven fast unausgesetzt die ganze Zeit über beschäftigt, sei's in Gedanken, sei's in praktischer Arbeit. Der erste in Thon geknetete Entwurf in Drittelgröße des vollendeten Werkes hat fast schon das Aussehen dieses. Nur mehr ausgereift erscheint das Ganze. Also waren es hauptsächlich nur Material- und technische Fragen, die den Bildner während jener langen Zeit in Anspruch nahmen. Wie er z. B. den Marmorblock für den Körper Beethoven's suchte. Auf Syra fand er ihn. Nach langem Ritt über steile Höhen fand er auf dem Gipfel eines Berges, hoch über dem tiefblauen Meer, was er suchte. Sechs Jahre hindurch hat er allein an dem Torso Beethoven's gearbeitet. Der Abozzator, der nach dem aus Thon in Gyps übertragenen Modell den Block punktirt und roh behaut, machte bald dem Künstler Platz, der durchaus nicht bloß die letzte Hand anlegte. Wie anders sind so viele der Figuren unserer Siegesallee entstanden: das Gypsmodell wurde nach Italien geschickt und die fertige Marmorstatue kam zurück. Obschon der Rücken durch die Rückwand des Thrones verdeckt ist, ist er anatomisch auf's sorgfältigste und feinste durchgearbeitet. Mehr noch. Das Onyxgewand, das den Unterkörper Beethoven's deckt, thut das nur scheinbar. In Wahrheit ist der Unterkörper gar nicht da. Vielmehr ruht der Torso selbst auf dem Onyxblock, in dem vorn die Füße eingeschraubt wurden. Und doch hat Klinger den Act zuerst ganz geformt und dann den Unterkörper drapirt, wie es nothwendig war, um darnach erst das Onyxgewand im Faltenwurf richtig herzustellen. Aehnlich arbeiten ja auch Menzel und Gebhardt. Ich sah einmal bei Menzel Actstudien für eine Figur, von der auf dem Bilde nur wenig sichtbar ist, denn sie sitzt da hinter einer Eisenbahnwagenwand und nur der Kopf und ein kleiner Theil des Körpers ragen hervor. Oder die Studien Gebhardt's zu seinen Bildern in Loccum oder in der Friedenskirche: wie viel Mal wurden sie entworfen, ehe der Meister zufrieden war und immer in ganzer Figur, sind sie auch oft zu einem großen Theil — im Bilde selbst — durch andere verdeckt ... Warum die Augenhöhlen ganz unbearbeitet, sogar ohne Pupillenhöhlen sind? Zuerst sollten die Augen aus Bernstein hergestellt werden, aber das wirkte zu sinnlich und unruhig; dann versuchte er es mit Opalen, aber ihre Wirkung wurde durch den flimmernden Hintergrund des Thrones beeinträchtigt; also entschloß er sich zu der einfachsten Form. Aus demselben Grunde blieb der Marmor unpolirt, um einen Gegensatz zu den glänzenden elfenbeinernen Genienköpfen zu bilden.

Diese Köpfe — welche Arbeit steckt auch in ihnen. Sie wurden zuerst in Thon geformt, die Schwingen zum Theil, d. h. ihr Geäder, aus Wachs. Gitterartig gegliedert wurden die, damit später die Edelsteine eingelassen werden könnten. Nach einer Reihe von Proben auf die Wirkung hin formte Klinger die Köpfe dann in Wachs mit allen feinsten typischen Zügen. Diese Wachsmodelle übertrug der Gießer in Bronce, im Wege des Theilgusses. Dann kamen sie in das Atelier des Pariser Elfenbeinschnitzers Roussel, der sie nach einem patentirten Storchschnabelverfahren nunmehr auf Elfenbein übertrug. Trotzdem, d. h. obschon sie so in denkbar getreuester Weise die Broncemodelle wiedergaben, bearbeitete Klinger selbst noch mit Schleifern, Meißeln, Bohrern die Elfenbeinköpfe, die doch schon „ganz herrlich“ aus Roussel's Werkstatt herausgekommen waren. Und dann kam später die große Schwierigkeit, die drei kleinen Reliefköpfe und die beiden großen Eck-Rundköpfe am broncenen Throne zu befestigen. Es gelang das schließlich mit einem sehr ingeniösen System von Bronceschrauben und Holzpflöcken. Die Köpfe können jeder Zeit wieder abgeschraubt werden; auch der Adler ist abzunehmen. Fest zusammenhängen überhaupt nur der Torso mit dem Onyxblock und mit diesem die Füße. Um diesen Block herum kommt wie ein Mantel der Thronsessel, und das Alles erhebt sich dann auf dem blauvioletten Felsblock. Auch den Onyx hat Klinger selbst ausgesucht und ihn mit Rücksicht auf die Sinterlagerung so bearbeitet, daß diese der Faltenbildung des Gewandes zu Hülfe kam.

Die Opalmutter am Rande der Rücklehne wurde in flachen Steinen von 2 cm Länge zu 1 cm Höhe verarbeitet; die Achate und Jaspis in unregelmäßige Scheiben geschnitten entsprechend den gegitterten Bronceschwingen, in die sie, wie auch die antiken Glasflußstückchen hineingesetzt wurden und zwar in eine Unterlage von schwarzem Wachs. Der Schnitt wurde in Idar, wo Klinger all' diese Steine selbst aussuchte, nach aquarellirten Modellen besorgt. Das Einsetzen

und die Goldsolirung der Steine überließ der Bildner aber keinem Juwelier — auch das führte er selbst aus.

Nun aber erst der Thronsessel — die aller mühsamste und aufregendste Arbeit ... Thon oder Plastilin — Gyps — Wachs bildeten auch hier die drei Entwicklungsstadien vor dem Guß und dieses wurde in der künstlerisch vornehmsten und gefährlichsten, daher auch heute sehr seltenen Art ausgeführt, im cire-perdue-Verfahren, das allein eine vollkommene Wiedergabe der Absichten des Künstlers und einen Guß im Ganzen ermöglicht, d. h. also ohne daß ein Zusammensetzen der einzelnen Stücke wie beim Theilguß, und eine Ueberarbeitung der Nähte nothwendig würde. Die Wachsform selbst geht beim Guß verloren — sie verbrennt. Mißlingt der Guß, so muß erst nach dem Gypsmodell auf's Neue die Wachsform hergestellt werden. Nie wird's also zwei ganz gleiche cire-perdue-Güsse desselben Werks geben.

An dieser Wachsform hat Klinger sechs Monate hindurch täglich zehn Stunden gearbeitet. Ich kann hier nun nicht gut das unendlich schwierige Verfahren selbst schildern. Das lese man in einem Handbuche nach, oder noch besser natürlich im Assenijew'schen Buch, in dem das Capitel „Bronce" und die Schilderung der langwierigen Vorarbeiten den größten Raum einnehmen; die Herstellung der den Kern umschließenden Grundform in Gußwachs, die dann erst vom Künstler selbst bearbeitet wird, was, wie gesagt, beim Beethoven sechs Monate in Anspruch nahm, die Ausschichtung des Formmantels aus einem Brei aus mehlstaubfreiem Sand und irgend einer Flüssigkeit, welcher Brei zuerst mit einem Haarpinsel auf's vorsichtigste nur aufgetupft wird, bis alle feinen Vertiefungen bedeckt sind, worauf die Schichten immer stärker und dicker aufgetragen werden können, eine Arbeit, die beim Beethoven nahezu ein Jahr währte, denn jede Schicht muß erst vollständig erstarrt sein, ehe weiter gearbeitet werden kann; die Umkleidung des Formmantels mit einem vogelbauerartigen Eisengerüst; die Versenkung dieses also hergerichteten Formmantels in der Erde, in einen Trockenofen, dessen Anlage wiederum sehr complicirt und vorsichtig auszuführen ist; das Ausschmelzen dann der Wachsform und das Ausfühlen; die Zubereitung der Bronce, d. h. das Schmelzen der Metalle in Graphittiegeln in besonderen Schmelzöfen, und endlich — der directe Guß selbst! .. Diese letzten Stadien schildert Elsa Assenijew mit wahrhaft dramatischer Lebendigkeit und Kraft. Man wird gepackt, fortgerissen, man glaubt selbst Stunde um Stunde in dem großen Raum mit seiner immer heißer werdenden Atmosphäre zu stehen, vom frühen Morgen an bis in die Nacht hinein und bis es wieder Morgen wird, und die bange, erwartungsvolle Todtenstille der letzten Augenblicke abgelöst wird durch den Jubelschrei: „es gelang!" — denn hörtet Ihr nicht den Knall und saht Ihr nicht die Watte aus den Luftabzügen mit ihm in die Höhe fliegen? ...

Zwei Tage später wird die Form zerschlagen: „.. Aus der Hülle blank und eben schält sich der metallne Kern! ..."

Ein Triumphlied auf die Arbeit bedeutet das Buch. Krittler und Nittler müssen ihm gegenüber verstummen. Selbst wenn sie ästhetisch Klinger nicht folgen wollen — vor seiner Arbeit müssen sie Ehrfurcht haben.

Für Jedermann aus der großen Masse aber ist's ersprießlich, wird er mal so mit der Nase darauf gestoßen, welche Bedeutung in des Künstlers Schaffen die rein technische Arbeit hat. Der geistigen ebenbürtig verbindet sie sich auf's engste mit ihr, soll's Großes werden:

„Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß —
Soll das Werk den Meister loben!"

Feuilleton.

Gut verwerthet.

Von Klaus Rittland.

„Ob ich mit der Arbeit vorwärts komme, fragst Du, geliebte Traute? Keinen Schritt. Seit vier Tagen die Feder nicht angerührt. Bin auf einen todten Punkt gelangt. Die Sache rückt und regt sich nicht. Du weißt doch, daß der junge Ehemann sterben muß. Und nun fragt sich's: wie soll ich ihn umbringen? Bis jetzt hab' ich nur zwei Menschen sterben sehen: Großmama — Magenkrebs, Onkel Fritz — Gehirnschlag. Paßt Beides nicht für einen jungen Menschen. Ich habe schon an irgend einen Unglücksfall gedacht. Aber das ist dann gleich wieder so romanhaft. Und Du kennst ja mein Princip: Verismus — Naturtreue bis in die kleinsten Züge. Das erzeugt die künstlerische Suggestion. Und körperliche Leiden vor Allem soll man nicht nach der Phantasie allein schildern; denn — — aber da seh' ich, 's ist höchste Zeit zur Fütterung. Schluß folgt heute Abend."

Sie warf ein Löschblatt über den Brief, ließ ihn auf dem Schreibtisch liegen, unbekümmert um die Neugierde der Zimmerwirthin, setzte den kleinen Matrosenhut auf und eilte durch die ländlichen Gassen dem Hôtel zu.

Gelangweilt betrat sie den großen Speisesaal.

Puh, diese Fülle banaler Gesichter.

Sie hatte sich Tabarz anders gedacht. Irgend Jemand hatte es ein Eldorado des Thüringer Adels genannt, und sie hatte sich darauf gefreut, Aristokratentypen zu studiren. Statt dessen war fast nur der bessere Mittelstand vertreten: Beamte, Professoren, etwas Militär, Aerzte, Kaufleute und eine große Schaar gutsituirter älterer Damen — Alles in Allem eine anständige, farblose, gute Gesellschaft — gerade die Menschensorte, die Gothild Schrader schon so recht zur Genüge kannte. Da wäre ihr echte Spießbürgerlichkeit mit komischen Figuren immer noch lieber gewesen. Aber viel herumprobiren durfte sie diesen Sommer nicht. Die Abrechnung mit dem Verleger war dieses Jahr nicht glänzend ausgefallen. Da hieß es: sich bescheiden.

Sie trat an ihren Stammplatz. Gottlob, die geschwätzige Bauraths-familie war wenigstens abgereist.

Wer war denn statt dessen an ihre rechte Seite gekommen? Sie warf einen Blick auf den Serviettenring. „Frau von Lohringen?" — Ah ja, die feine melancholische alte Dame, die bisher dort drüben gesessen hatte. Jetzt kam sie heran, und man grüßte sich stumm.

Jammerbasengesicht! dachte Gothild und löffelte verdrießlich ihre Suppe.

Beim Fischgang begann ein gegenübersitzender fetter Herr ein Gespräch mit der Melancholischen.

„Ihr Herr Sohn speist jetzt zu Hause, gnädige Frau?"

„Ja. Es geht ihm leider nicht sehr gut."

„O — o!" Ein bedauerndes Grunzen. „Doch nicht wieder —"

„Leider, leider." Ein Zug namenloser Seelenqual trat auf das Gesicht der alten Dame.

„O je, je, je!" Der fette Herr nahm aus mitleidvoller Zerstreutheit ein zweites Mal von der holländischen Sauce. „Haben Sie eigentlich Görbersdorf schon 'mal versucht, Gnädigste?"

„Alles, Görbersdorf, Arrosa, San Remo, Davos." Ein tiefschmerzlicher Seufzer.

Gothild faßte plötzlich Interesse und mischte sich in das Gespräch.

„Merkwürdig, liebes Fräulein," meinte die alte Dame, „meines Wissens sind wir uns früher noch nie begegnet. Und doch kommt mir Ihr Gesicht so bekannt vor."

Gothild lächelte. „Vielleicht aus irgend einer illustrirten Zeitschrift? Ich bin Schriftstellerin."

„Richtig, ja wohl. In der ‚Woche' hab' ich Sie schon gesehen."

Gothild nannte ihren Namen, und Frau von Lohringen entsann sich, eine Novelle von ihr gelesen zu haben.

Wenn Gothild Schrader wollte, gewann sie schnell das Vertrauen der Menschen.

Schon beim Dessert war sie ziemlich genau über die Verhältnisse der alten Dame und ihres lungenkranken Lieutnant-Sohnes orientirt.

„Sie wundern sich gewiß, daß ich allein zum Mittagessen hierherkomme, liebes Fräulein? Aber mein Sohn wünscht es so. Ich soll mir frische Eindrücke für ihn holen. Das Leben ist jetzt sehr monoton für ihn. Besonders da längeres Vorlesen mich angreift. Da schleichen denn die Tage so trübe hin, grau in grau — und immer unter dem Druck dieser entsetzlichen Angst" — —

Gothild sah ihr in's Gesicht mit einem Blick verständnißwarmer Theilnahme.

Später nahmen sie zusammen den Kaffee auf der Veranda ein. Und als Frau von Lohringen aufbrach, machte es sich ganz von selber, daß Gothild sie nach ihrer Wohnung, einem Logirhäuschen am Waldsaum, geleitete.

Der kranke Sohn saß, in Decken gehüllt, vor der Thür. Ein nervös flammendes Roth übergoß sein Gesicht, als die Mutter mit der Fremden nahte.

Er erhob sich, leicht auf die Korbstuhllehne gestützt, und Gothild sah, daß er von auffallend hohem Wuchs war.

Aber über seinem guten, männlich offenen Gesicht lagen bereits die Schatten des Todes.

Als die Mutter ihm Gothild's Namen nannte, hoffte diese auf irgend ein Zeichen angenehmer Ueberraschung — vergebens.

Bis zu ihm war also ihr junger Dichterruhm noch nicht gedrungen?

Das ärgerte sie ein wenig.

Aber sie blieb doch fast eine Stunde bei ihm sitzen und versprach dann, morgen wiederzukommen und ihm vorzulesen.

„Eine sehr liebenswürdige junge Dame," meinte Frau von Lohringen, ihr nachschauend, als sie sich verabschiedet hatte.

„Ja, liebenswürdig — und seltsam," erwiderte nachdenklich der Sohn — „dieser seltsame Blick. Ist er sehr tief oder — sehr kalt? Man weiß nicht recht. Glaubst Du wohl, daß sie Wort hält?"

„Ich hoffe es, mein Junge."

Als Gothild spät Abend heimkehrte, schloß sie ihren Brief an die vertraute Freundin mit den Worten: „Denk nur, dieser seltsame Zufall: ich hab' ihn, den Schwerkranken, der mir noth thut. Ein Leutnant mit Lungentuberkulose im letzten Stadium. Freilich schon etwas verbrauchtes Sujet, die Schwindsucht nämlich. Aber schließlich kommt's ja nicht auf den Stoff, sondern allein auf die Darstellung an, auf die kleinen lebenswirklichen Finessen, Du weißt schon. Adieu für heute, Liebste." — —

Wundervoll warm und sommerwohlig brütete die Mittagssonne über den Rothtannenbäumen, würzschweren Kienduft aus ihren Stämmen saugend, goldene Lichter über die Kieswege des kleinen, am Waldsaum gelegenen, Blumengartens werfend, in dessen einer Ecke der kranke junge Officier saß, von einem leinenen Zeltdach beschattet, die Beine lang ausgestreckt auf einem bequemen Korbliegestuhl.

Er fühlte sich unbeschreiblich wohl, jenes tiefe dankbare Wohlgefühl, wie nur der Schwerleidende es kennt — in den Pausen seiner Qual.

Wie war das Leben doch so wunderschön. Diese süße, weiche, von Würze schwere Luft, diese träumende Mittagssonnenstille — —

Verheißungsvoll wie Kinderglück dufteten die Levkojen, Nachtschatten und Stiefmütterchen auf den altmodischen, buchsbaumumzirkelten Rabatten; — das weiße Kätzchen hatte sich's wieder einmal bequem gemacht auf der Wolldecke zu Füßen des Kranken. Es schnurrte zufrieden und blinzelte schläfrig vertraut den Freund und Gönner an: Gelt Du, wir haben's gut, wir Beiden? Im Garten schritt die Mutter hin und her und auf dem Sessel zur Linken des Kranken saß Gothild Schrader und las mit ihrer milden Altstimme aus Nansen's „In Nacht und Eis" vor. Keine sehr klangvolle Stimme, aber eigenartig beruhigend. So lange man ihr lauschte, hatte man die schöne Sicherheitsempfindung: es muß Alles noch gut werden.

„Langweilt es Sie auch nicht, gnädiges Fräulein?" fragte er, da sie pausirte.

„O nein." In der That fand sie die Schilderungen recht eintönig. Aber ihm gefielen sie ja. Und das Vorlesen war doch nun einmal der officielle Theil ihrer Aufgabe.

„Sieht er heute nicht schon viel besser aus?" fragte Frau von Lohringen, ihrem Sohne das Haar aus der ein wenig transpirirenden Stirn streichend, „noch drei, vier Tage, sollst sehen, Hans, dann gehst Du wieder mit zur Table d'hôte."

Aber er schüttelte den Kopf. „Lieber nicht, Mama. Ich hab' es zu deutlich gemerkt, daß ich — daß mein Anblick den Leuten den Appetit verdirbt. Doch, doch" — da die Anderen protestirten — „man läßt sich bei Braten und Schaumpudding nicht gern daran erinnern, daß es so eklige Dinger, wie Tuberkelbacillen, in der Welt giebt."

„Tuberkelbacillen! Was Du nur immer willst. Du weißt doch, daß der Sanitätsrath —"

„Schon gut, Mamachen." Er lächelte trübe.

Und dann wollte Gothild wissen, wann seine Krankheit begonnen hätte.

Und Hans Lohringen erzählte von den Herbstmanövern vor drei Jahren, wo nach einem sehr anstrengenden Uebungsritt die erste Spur des unheimlichen Leidens sich gezeigt hatte und von dem Aufenthalt in Arrosa, wo es scheinbar so vollständig ausgeheilt war. „Zu stark und hoffnungssicher kehrt ich heim. Und das war mein Verhängniß. Ja, hätt' ich damals auch nur irgend so 'ne kleine klapperige Stelle zurückbehalten, die mich zur Schonung mahnte! Statt dessen immer drauf los gelebt. Strammer Dienst. Liebesmähler bis tief in die Nacht hinein. Schnitzeljagden. Flotte Ballsaison. Dummheiten über Dummheiten. Gott, man ist doch nur ein Mal jung. Meine Seele dachte ja nicht dran, daß bei meiner bärenmäßigen Constitution — — na, und da setzte dann eines schönen Tages die Geschichte von Neuem ein. Und dies Mal fest. Aber weßhalb soll ich Sie mit der Misère anöden?" — —

„Nein, bitte, es interessirt mich wirklich. Also — wann kam der zweite Anfall?"

Er fand ihr Interesse rührend.

Keine zärtliche Schwester hätte sich ernster, theilnehmender nach jeder Einzelheit erkundigen können.

Aber nun wollte er auch von ihrem Leben etwas wissen.

„Mein Leben? Davon ist wenig zu sagen. Ich schreibe. Das ist mein Leben."

Er lächelte ungläubig.

Und doch sagte sie die Wahrheit — beinahe.

In ganz jungen Jahren hatte sie ein Mal eine sehr bittere Erfahrung gemacht. Schande und Schmerz hatten sie zum Selbstmordversuch getrieben. Man hatte sie gerettet. Und sie war genesen von ihrem Leid, ja, mehr als genesen: die heißen, blutigen Thränen hatten das Feld befruchtet, aus dem ihr Talent erblüht war. Klar und sicher hatte der erste große Erfolg ihr die Bahn gewiesen. Und nun machte sie weiter Erfahrungen, aber mit Vorsicht und kluger, geiziger Selbstbewahrung. Nun war es ein bewußtes Erleben. Erst sechsundzwanzig Jahre zählte sie heute, und doch war sie schon in gewisser Weise mit ihrer Jugend fertig. Nichts lebte mehr in ihr von jugendlich naivem Empfinden. Die Künstlerin hatte das Weib in ihr besiegt. Glühender Ehrgeiz und ein mächtiger, ruheloser Gestaltungsdrang waren die Leidenschaften, die ihre Seele beherrschten, ganz und ausschließlich.

„Es klingt so seltsam," meinte Hans Lohringen lächelnd, „ein junges schönes Mädchen und — nichts als schreiben, immer nur schreiben?"

„Ich bin nicht schön," entgegnete sie — nicht so, wie man eine Schmeichelei abwehrt, sondern im Ton einer sachlichen Berichtigung, „aber ich habe einen gewissen Styl."

Da sprach sie nun wieder die Wahrheit.

Für eine Schönheit war sie zu fahl und farblos, aber dennoch eine von seltenem Reiz umflossene Erscheinung. Die lange, dünne, schmiegsame Gestalt, das blasse Gesicht mit dem winzigen Munde und den fast unnatürlich großen, hellstahlblauen Augen, das luftig gebauschte, in breiten Wellen tief über die Ohren herabgelegte Blondhaar — Styl war darin, das ließ sich nicht leugnen.

Wie eine moderne Vignette sah sie aus.

Und der junge Offizier fand sie entzückend.

Ihre Haltung war auch so eigenartig, immer ein wenig vorgebeugt, das Haupt leise gelenkt, wie Jemand, der lauscht, mit sehr feinen Ohren.

Plötzlich wurde der Kranke von einem heftigen Hustenanfall ergriffen.

Die Mutter eilte angsterfüllt herbei.

O Gott, wie er sich quälte.

Dieses jammervolle Ringen nach Luft, dieses Stürmen und Toben der armen entkräfteten Natur, so daß man jeden Augenblick meinte: nun hält er's nicht länger aus.

Jetzt griff die Mutter nach einem Glase, das hinter dem Korbstuhl versteckt gestanden hatte, hielt es dem Kranken vor die Lippen, und er warf etwas Blutiges aus.

Dabei winkte er abwehrend nach der Seite, wo Gothild stand.

Sie sollte das Häßliche an seinem Leiden nicht sehen.

Sein vornehmes Reinlichkeitsgefühl revoltirte dagegen, selbst im Augenblick der Qual.

Und sie that, als ob sie sich abwendete.

Aber dabei richtete sich ihr Blick doch von ferne scharf beobachtend, voll brennender Neugierde, auf die traurige Scene.

Das Glas — gerade das mußte sie sehen.

So war das also — so ging das zu.

Als der Anfall vorüber war, trat tiefe Erschöpfung ein. Und Gothild verabschiedete sich.

„Aber wiederkommen, morgen, ja?" bat er.

Die flehenden Augen der Mutter unterstützten seine Bitte.

Und Gothild kam wieder.

Jeden Tag kam sie von nun an. Und Stunden lang saß sie neben dem Kranken.

Manchmal aß sie sogar mit den Beiden zu Mittag. Denn Frau von Lohringen ging jetzt nicht mehr zur Table d'hôte. „Wozu? Jetzt kommen ja die frischen Eindrücke zu uns ins Haus," meinte sie, der jungen Freundin dankbar die Hand reichend.

Und es schien, als ob diese tägliche Anregung die Lebensgeister des Kranken zu neuer Thätigkeit entfachte. Eine merkwürdige Besserung trat ein. Von Tag zu Tag fühlte Hans Lohringen sich kräftiger.

Eines Vormittags — die Mutter war in's Dorf gegangen, ihn Gothild's Obhut allein überlassend — bekam er sogar Lust zu einem Spaziergang. „Wenn Sie mich ein wenig stützen wollen?"

„Gern." Sie nahm Hut und Sonnenschirm und reichte ihm den Arm mit jener unbefangen selbstverständlichen Sicherheit, die für ihr Wesen charakteristisch war.

Und sie schritten auf der breiten Waldchaussee hin, die nach Friedrichroda führt.

Bald merkte Gothild, daß die Bitte, gestützt zu werden, mehr ein neckischer Vorwand gewesen war.

Er ging ziemlich leicht und mühelos.

Und sie wollte ihm den Arm entziehen.

Aber er bat im Ton eines verwöhnten Kindes: „Bitte, bitte, nein. Es geht sich gar zu hübsch so, Fräulein Gothild. Uebrigens — ein schöner, seltener Name: Gothild. Wie altnordische Poesie!"

Sie nickte. „Ja, es war gescheidt von meinen Eltern, ihn dem langweilig neutralen ‚Schrader' vorzusetzen. Gothild wirkt gut."

„Wirkt?" wiederholte er befremdet.

„Ja, auf dem Titelblatt."

„Ach so! Alles unter diesem Gesichtspunkt?" Er lachte. Dann zog er ihren Arm fest an sich und sah ihr mit einem weichen — werbenden Blick in die Augen. Sie fühlte, daß mit dem flüchtigen Wieder-

ausleben seiner Kräfte der Verkehr zwischen ihnen Beiden zu etwas Neuem, Süßem, heimlich Erregendem für ihn geworden war.

Und das beeinflußte auch ihre Empfindung.

Wie sie so neben ihm herschritt, sah sie bewundernd zu seiner Höhe empor. Was mußte der früher für ein Prachtmensch gewesen sein! Jetzt nur noch eine Ruine — ein Rest. Schade. Das heißt — sagte man nicht, daß häufig in den Schwindsüchtigen leidenschaftlich erotisches Empfinden lebte, bis zur letzten Stunde? Ob das wirklich der Fall war?

Der Gedanke hatte etwas angenehm Prickelndes. Ich glaube, ich bin in den todtkranken Menschen verliebt? dachte sie und fand diese Seelenvibration sehr interessant.

Sie versank in nachdenkliches Schweigen.

„Liebe, liebe kleine Freundin," sagte er, ihre Hand mit seinen langen, feinen, blutleeren Fingern reibend.

Und sie empfand eine wollüstige Pein bei der Vorstellung, daß diese Finger nun bald wächsern steif, eiskalt sein würden — —

Jetzt bemerkte sie, daß er sehr blaß wurde und zu transpiriren begann.

„Schnell heimwärts," mahnte sie, „sonst schilt die Mama."

Aber die Mama schalt nicht, sondern war entzückt über den Wagemuth ihres Lieblings.

Süße Hoffnungsträume wollten in ihrer Brust aufsteigen.

Aber es war nur ein trügerischer letzter Lichtstrahl gewesen.

Am nächsten Morgen trat starkes Fieber ein. Und von nun an war es ein schnelles, unaufhaltsames Niedersteigen.

Der Kranke hatte viel zu leiden. Seine „bärenmäßige Constitution" machte ihm das Sterben schwer. Oft war es ein Grauen, mit anzusehen, wie er ringend sich bäumte gegen die Qual.

Aber Gothild vermochte, es anzusehen. Sie war seiner Mutter eine treue Stütze. Und wenn ein Moment der Erleichterung kam, dann ruhte der Blick des Kranken voll zärtlicher Dankbarkeit auf dem blassen Mädchengesicht mit den großen, klugen, seltsamen Augen.

Wie gut sie war, wie aufopfernd! Sie mußte ihn sehr lieb haben.

Und das Bewußtsein, noch am Grabesrand eine so schöne, reine Liebe gefunden zu haben, erhellte ihm seine letzte Stunde.

Gothild stand neben der Mutter an seinem Lager, als sich die gequälte Brust zum letzten schwachen Athemzuge hob.

„Es ist vorüber. Gott hat ihn zu sich genommen," sagte die Mutter und sank laut schluchzend dem jungen Mädchen in die Arme. Auch Gothild schluchzte.

„Sie haben ihm den letzten Glückstrahl geschenkt; ich danke Ihnen," sagte die Mutter — und verstand nicht, weßhalb Gothild sich aus ihren Armen losriß.

Das zu hören war doch peinlich.

Ueberhaupt — es war doch etwas Besonderes, das Sterben — etwas Schauerliches, Fremdes, Großes. Sie weinte noch immer, während sie durch die menschenbelebte Dorfstraße heimwanderte.

Und zur Arbeit war sie unfähig an diesem Abend. Am nächsten Morgen aber kam eine wundervolle Stimmung über sie, eine herrliche, reiche Schöpferstimmung.

Sie schrieb und schrieb — in einem Zuge, bis zur Mittagsstunde.

Und als im Herbst der neue Roman erschien, wurde das Sterbe-Capitel einstimmig als ein Meisterwerk feiner, realistischer Stimmungsmalerei gepriesen.

Gothild Schrader hatte ihre Sommerfrische gut verwerthet.

Aus der Hauptstadt.

Politische Tagebuchblätter.

Die Blätter behaupten, daß in Halle a. d. Saale die Polizei den städtischen Schulen verboten habe, am Sedantage zu flaggen.

Es ist beklagenswerth, daß dieser neue Act höflicher Demuth und versöhnlicher Rücksicht sich auf Halle a. d. Saale beschränkt und daß ihn nur die dortige Polizei, nicht die Reichsregierung für das ganze deutsche Vaterland angeordnet hat. Vielleicht wäre dann Pelletan's Herz gerührt worden und er hätte die gehässige Anspielung auf Mélac's Verwüstung der Pfalz, auf Napoleon's Kriegszüge, auf die 1870 beabsichtigt gewesene Niederbrennung des Schwarzwaldes und auf andere Barbareien des alten Germaniens unterlassen.

Ein Verbrecher, der sich an einem zehnjährigen Kinde in unsagbar gemeiner Weise verging und das arme Geschöpf für's ganze Leben unglücklich machte, ist vom Gericht freigesprochen worden, weil er sich in Schnaps und Champagner reichlich Muth zu seiner Schandthat getrunken hatte.

Sinnlose Betrunkenheit hat dagegen die Verüber von Majestätsbeleidigungen bisher fast noch niemals vor harter Strafe bewahrt. Recht so. Aber was der durch Worte beleidigten Majestät recht ist, sollte der durch eine unerhört abscheuliche Schandthat beleidigten Menschheit doch eigentlich billig sein.

✻

Eines schönen Abends ersah man aus den Zeitungen mit Behagen, daß die Regierung des trockenen Tones nun endlich satt war und mit der Zolltarif-Commission Fractur zu sprechen begonn.

Staatssecretär Frhr. v. Thielmann wandte sich mit vernichtender Schärfe gegen gewisse Unsinnigkeiten, die aus mehreren Beschlüssen der Commission unbedingt noch entfernt werden müßten. Das war die Art, mit Hexen umzugehen. Nur rücksichtslose Grobheit konnte die widerhaarigen Parteifexe bewegen, klein beizugeben und beschämt anzuerkennen, daß in der Zolltarif-Frage nur die Regierung, ausschließlich die Regierung urtheilsfähig wäre, der Reichstag sich also keinerlei Abänderungsvorschläge erlauben dürfe, sondern einfach Ja zu sagen habe.

Leider machte schon das nächste Morgenblatt dem verführerischen Traume ein Ende. Nicht von „Unsinnigkeiten", sondern von „Unstimmigkeiten" habe, so vernahm man, der Staatssecretär gesprochen. Ein neues Substantiv von berauschender Pracht, gewiß; doch für die verlorenen Hoffnungen kann uns selbst diese Blüthe sprachschöpferischen Genies nicht entschädigen. Unverblümte Wahrheit thut uns nöthiger als die Bereicherung unseres Werthschatzes. Herr v. Thielmann wollte aber lieber für einen Deutschverderber als für einen Deutschredner gelten.

✻

Aus Kuxhaven wurde am 17. September gemeldet: „Nach einem heftigen Feuergefecht durchbrach heute Mittag zwischen 12 und 1 Uhr der Kaiser auf der „Hohenzollern" an der Spitze des Angriffsgeschwaders die Sperren und nahm die Elbe." Die Hohenzollern entbehrt der Panzerung, ist schwach bestückt und durchaus unfähig, irgendwie an einem Seegefechte Theil zu nehmen oder gar Sperren zu durchbrechen. Unsere Marine-Manöver leiden, wie unsere Land-Manöver, an einem Ueberfluß an Phantasie.

✻

Die Broncezeit.

Die Posener Kaiserreden, und zwar die Antwort des Kaisers auf die Begrüßungsansprache des Oberbürgermeisters und die Rede im Provinzialständehause, sollen auf Antrag des Stadtverordneten Professor Binder auf broncenen Tafeln am Rathhause angebracht werden.

Unter den Industrien, die bereits ein neues Aufsteigen der Conjunctur spüren und sich verhältnißmäßig guten Geschäftsganges erfreuen, steht nach einer Umfrage des Bundes der Industriellen die Broncegießerei obenan.

Prinz Vogelfrei.

Dramatische Aufführungen.

Serenissimus. Comödie in vier Acten von Leo Feld (Kleines Theater Schall und Rauch). — Die Enthüllung eines Heine-Denkmals. Burleske in einem Act von Alexander Moszkowski (Buntes Theater).

Die Satiriker von heute haben's gar nicht mehr so schrecklich schwer; vielmehr gewinnt Juvenal's Behauptung, daß es schwer ist, keine Satire zu schreiben, für unser Zeitalter mit jedem Tage an Bedeutung. Von der Fülle der Stoffe ganz zu schweigen, die sich dem modernen Aristophan darbieten — aber wie bequem wird ihm auch die Einkleidung des Themas gemacht! Quidde ging glorreich voran, als er auf das erste Jahrhundert losschlug und das neunzehnte oder zwanzigste meinte. Seine witzigen Erben versteigen sich nicht einmal so weit. Sie

haben das achtzehnte Säculum, haben Serenissimus! Niemand darf ihnen die geistsprühende Feder zerbrechen, schreiben sie doch nichts als ein munteres Märchenspiel, dem nur böser Wille Beziehungen zur Gegenwart andichten kann. Ihre anzüglichen Märchenspiele aber, ihre politisch-unpolitischen Komödien finden nicht nur machtlose Censoren, sondern auch mächtige Theaterdirectoren, sie werden aufgeführt, auf eigens zu diesem Zweck erbauten Bühnen aufgeführt! Alles in Allem ist es eine Lust zu leben.

Binnen acht Tagen sind uns zwei solcher satirischen Köstlichkeiten bescheert worden. Beide Autoren richten ihre schärfsten Pfeile auf die höchste Spitze und legen mit echt herkulischem Muth an die Gewaltigen Hand an. Bloß daß Leo Feld eben die bewußten Gewaltigen aus der Zeit des Sonnenkönigs auf's Korn nimmt, während Moszkowski sich einen Witzblattfürsten von eigenen Gnaden zurechtschneidert. Hier wie dort sind nur outrirte Caricaturen zu sehen. Die innere Bedeutung, die eigentliche Absicht des Ulkes ist so überschlau versteckt, daß man ihrer nicht mehr gewahr wird. Herr Feld weiß sehr genau, daß die Duodezmonarchen von Anno Tobak den Herrschern unserer Zeit ganz und gar nicht mehr ähneln. Es lag bei ihm, diese Aehnlichkeit zu erzielen; er ging aber im großen Bogen um die Möglichkeit herum. Das brach seiner Komödie den Hals. Du lieber Himmel, die Witze und Bosheiten, die sich unsere Urgroßväter über ihre Landesväter heimlich in's Ohr tuschelten, sind für unseren Geschmack salzlos geworden. Es gehört keine besondere Courage mehr dazu, gegen diese Tyrännchen aufzubegehren, und deshalb prickelt der Serenissimus-Pfeffer auch Niemanden im Parkett. Zumal wenn ein so schlechter Theaterkoch wie Feld ihn verwendet. Das bißchen Handlung, eine rasch erzählte Anekdote, reicht nicht annähernd für vier Acte hin. Serenissimi Erbe will nicht eher die ihm bestimmte Prinzessin heimführen, als bis er ein richtiges kleines Abenteuer erlebt, von einem braven Mädel um seiner selbst Willen geliebt worden ist. Nun, dem Prinzen kann geholfen werden. Die in Frage kommenden Höfe arrangiren ihm das richtige kleine Abenteuer; eine erfahrene Gräfin spielt die Rolle der uneigennützig Liebenden. Das Herrlein lebt auf und ist außer sich vor Glück, doch auch seine Partnerin fühlt ihr Herz erwarmen. Da wird dem Prinzen der Staar gestochen, er erkennt, daß Jedermann, zu allererst die Gräfin, um sein Incognito weiß. Trübselig sieht er ein, daß einem Thronerben kein unpräparirtes Glück blüht. Diese kurze Idee hat Feld unendlich breit ausgesponnen und einen erschreckend großen Apparat deshalb in Bewegung gesetzt. Leider fehlt seinen Serenissimuswitzen das Schlagende, ursprünglich Alberne und lustig Thörichte, das den fürstlichen Kretin im alten Schall und Rauch — dem Schall und Rauch des Vorjahres — zum Liebling des Parketts gemacht hat. Oed und dürr schleppt sich der Dialog fort, nirgends eine Ueberraschung, nirgends auch nur eine theaterwirksame Scene. Man schreckt die Leute mit solchen Langweiligkeiten von der politischen Komödie zurück.

Moszkowski's Heine-Burleske ist um keinen Deut besser. Diesem Feuilletonisten fehlt jeder Blick für das Bühnenwirksame und die Coulissenperspective. Er weiß, daß über Monarcheneinzüge, Beredtsamkeit, Denkmalsfabrikation und Allesbesserwisserei viel geflüstert wird, und er bringt viele kleine Zeitungswitzchen darüber angeschleppt, spitzenlose, des Giftzahns beraubte Witzchen. Daß Heine's Broncebild von Ort zu Ort reisen muß, daß Klinger und Geyger in unerquicklichem Hader liegen, wird uns nächsther auch noch im Bühnenbilde gezeigt. Doch hat man von vornherein den Eindruck, einen irrthümlich in den Theatersaal verschleppten Witzblatt-Artikel zu genießen, und nicht einmal einen flott geschriebenen Artikel. Moszkowski der Redacteur hätte das wirre Sammelsurium in den Papierkorb geworfen: Moszkowski der Dramatiker war milder. Gegen sich, nicht gegen uns.

Notizen.

Wir und die Humanität.*) Culturprobleme sind Probleme, die sich an eine höchst problematische Sache knüpfen. Denn was Cultur ist und bedeutet, darüber kann man nur allzuverschiedener Ansicht sein. Man frage einmal Herrn von Podsilipski, den Helden des in kurzer Zeit zur Berühmtheit gelangten Romans „Der Uebermensch“ von Joseph von Weussenhoff, man frage all' unsere „Uebermenschen des praktischen Lebens“, was sie unter Cultur verstehen und man wird unschwer ersehen, daß Christus und Buddha in dieser Culturwelt keinen Platz beanspruchen könnten. Der elektrische Lift, die hundertfältige Reisetasche, ein ausgedehnter und bequemer Checkverkehr — das sind die höchsten und symbolischen Errungenschaften dieser selbstzufriedenen Cultur, die in ihrem Sinne immer Recht hat, immer Recht behält und für die sich doch andererseits ein Gesichtspunkt finden läßt, von dem aus gesehen sie immer Unrecht hätte und vielleicht nichts anderes als — eine elektrisch beleuchtete Barbarei wäre. Des weiteren verlangt diese Cultur strenge und unparteiische Gesetze, die kalt und erhaben über den Dingen thronen, jeden Menschen und vor allem jeden Gegenstand beschützen, und jedem sorgfältig zusichern und mit scharfsinniger Kunst bewahren, was ihm von Rechts wegen gebührt und zukommt — dem Reichen seinen Reichthum, dem Armen seine Armuth. Sie fordert ferner und gewährt stolze Paläste für die Hüter und Spitzen dieser Gesellschaftsordnung, graue Gefängnisse und Kerkerwände für die, welche gegen ihre Gebote verstoßen und an ihrem Bau zu rütteln wagen. Sie hat freilich auch gutmüthige Regungen der Schwäche, liebt es nicht, das Elend zu sehen, seinen Klageruf zu hören und würde es sich schon manches kosten lassen, wenn diese lästigen Laute für immer verstummen würden. Aber da sie die traurigen Thatsachen nicht aus der Welt schaffen kann, so hat sie sich doch wenigstens in geistigem Selbsterhaltungstriebe mit mehr oder minder heiteren Theorien versorgt, welche als nationalökonomische Weisheitstropfen verzapft werden. Gekräftigt durch das herbe wissenschaftliche Gebräu, weiß sie sich nun in ihrem guten Recht, und wenn für Petroleum oder Kohlen höhere Preise verlangt werden, so geschieht es heutzutage nicht mehr um Geld zu raffen, sondern als rationelles Postulat einer wissenschaftlichen Nationalökonomie. Würde aber eine nationalökonomische Vorlesung nur ein einziges Mal auf dem Baugerüste eines unfertigen Hauses abgehalten werden, so könnte es den gelehrten Herren wie Schuppen von den Augen fallen, und sie würden plötzlich einsehen, warum die Dachdecker eine andere Nationalökonomie haben müssen als die Liftbenützer, und wie sie von den technischen Errungenschaften unendlich weniger erbaut sein können. Vorläufig gellt freilich noch unentwegt der schrille Pfiff unserer Culturlocomotive und wenn man auch eifrig bemüht ist, Gott und die Wissenschaft auf seiner Seite zu haben, so sind doch Stahl und Eisen unter Umständen auch nicht gerade zu verachten. —

Wenn aber ein erlauchter Geist aus dem Sirius zu uns auf Besuch käme, so glaube ich kaum, daß wir ihn den gewaltigen Pulsschlag unserer Industriemetropolen bewundern ließen. Ich zweifle sehr, ob die qualmenden Schornsteine, die in rastloser Bewegung begriffenen Maschinen, die ehernen Planken und blutrothen Feuerzungen uns seine Achtung gewinnen würden. Er würde es wohl bald herausgefunden haben, daß die Maschine, unter deren ehernen Pranken das härteste Metall sich gehorsam windet, gleichsam durch eine selbstmörderische Institution der Gesellschaft auch ihre Krallen in Tausende von Menschenleibern stößt, und aus dem wilden Tongewirre würde ihm immer wieder das uralte Hohelied der Noth und des Elends entgegenklingen.

Etwas von diesem Siriusgeiste weht aber auch in dem Kraor'schen Werke „Wir und die Humanität“, das zu den mannigfaltigsten Fragen der socialen Gestaltung Stellung nimmt, und darum ist es mir werth, wenngleich ich die achtbaren und bemerkenswerthen Ueberzeugungen des Verfassers im Einzelnen nicht immer theilen kann. Drei Punkte in seinen Ausführungen scheinen mir aber ganz besonders wesentlich zu sein und von dem Geiste des Ganzen Zeugniß abzulegen. Daß Cultur im höheren und höchsten Sinne nur in dem Verhältniß der Menschen zu einander und nicht in Leistungen der Technik und Wissenschaft ihren Inhalt findet. Zweitens, daß auch jede tiefere Reform des Culturbaues bei dem innerlichen Verhältniß der Menschen zu einander ansetzen muß, nicht in bloßen äußerlichen Maßnahmen bestehen kann und folgerichtig undenkbar ist, so lange das „Ote-toi pour que je m'y mette“ das Summum der Weisheit unserer socialen Parteiungen bildet. Und drittens, daß man gegen die Armen nicht wohlthätig zu sein brauche, sondern nur so verfahren müsse, — wie gegen die Reichen, — indem man ihnen giebt, was man ihnen schuldet. Denn daß Alle, die heutzutage in erträglichen Verhältnissen leben, in der Schuld der Armen sind, darüber kann unter einsichtsvollen und ehrlichen Menschen aller Parteien kaum ein Zweifel bestehen. Nur über die Art und den Zeitpunkt für die Tilgung dieser Schuld können die Ansichten auseinandergehen.

Eduard Sokal.

*) Alfred Kraor. Wir und die Humanität — Culturprobleme der Gegenwart, herausgegeben von Leo Berg, Bd. III, Berlin. Verlag von Joh. Räde.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.



Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kaiserstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 41. Berlin, den 11. October 1902. 31. Jahrgang. Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Präsident Roosevelt und der amerikanische Imperialismus.

Von Anton Weis-Ulmenried.

Immer schwerer drückt Amerika auf die wirthschaftlichen Verhältnisse der gesammten Erde. Was hilft es den Staaten Europas, daß sie ihre Armeen fortwährend vergrößern, daß sie immer furchtbarere Zerstörungswerkzeuge für den Krieg ersinnen? Während sie darauf ihre beste Kraft verwenden, schreitet Amerika rastlos und mit steigender Energie zur wirthschaftlichen Eroberung der Welt. Die amerikanischen Unternehmungen gehen in's Riesenhafte, die amerikanischen Geschäftsleute arbeiten mit Milliarden. Ihre neueste Leistung: die Bildung der großen Schiffsvereinigung, die den Verkehr zwischen Europa und Amerika zu einem Monopol der Milliardäre New Yorks und Chicagos zu machen droht, zeigt die Entwickelungslinie einer vielleicht nicht fernen Zukunft. Den Geschichtsforscher wird einst als eines der interessantesten Probleme unserer Zeit die Frage beschäftigen, wieso es möglich war, daß in dem Lande, in dem verfassungsgemäß der Volkswille der alleinherrschende ist und die öffentliche Gewalt in den großen Massen ruht, der Capitalismus zur höchsten Entfaltung gelangte. Amerika wird immer mehr zum classischen Boden für Vereinigungen des Großcapitals, die unter dem Namen von Trusts, Cartellen und dergleichen die wirthschaftliche Ausbeutung der Bevölkerung schonungslos betreiben. Dem Bewohner des alten Europa wird es schwindelig zu Muthe, wenn er liest, wie „drüben" einige Millionäre alle Verkehrsmittel in ihren Händen haben, wie sie die Preise der unentbehrlichsten Lebensmittel dictiren und die riesig anwachsende Industrie immer mehr unter ihre Botmäßigkeit bringen. Ein, zwei Jahrzehnte noch in dieser Weise fortgefahren und der große Freistaat wird von den Morgan's, Carnegie's, Vanderbilt's und Consorten vollständig abhängig sein.*)

Angesichts der rapiden Entwickelung Amerikas zur wirthschaftlichen Oligarchie hat eine Rede, die Präsident Roosevelt am 4. Juli l. J. zu Pittsburg hielt, weit über die Grenzen des großen Freistaates Aufmerksamkeit erregt, umsomehr als die beherrschende Stellung, die der jetzige Insasse des Weißen Hauses in seinem Lande sich errungen hat, seinen Worten ein starkes Gewicht verleiht. Roosevelt sprach über die Schwierigkeiten, Probleme zu lösen, die durch das anwachsende große Vermögen in der Hand einzelner Personen und Körperschaften verursacht werden; über die Riesenvermögen, die, richtig angewandt, dem Lande zu ungeheurem Nutzen dienen könnten, die aber, falsch angewandt, eine ernstliche Gefahr zu werden drohen. Roosevelt sagte: „Wir brauchen eine neue Gesetzgebung, die nicht radical und nicht in revolutionärem Geiste verfaßt ist, sondern im Geist des gesunden Menschenverstandes, der Ehrenhaftigkeit und des entschlossenen Willens, die Thatsachen so in's Auge zu fassen, wie sie eben sind. Insbesondere ist eine neue Municipal-Staats- und National-Gesetzgebung nothwendig. Vor Allem brauchen wir eine ehrliche und furchtlose Anwendung der Gesetze, die ohne Rücksicht auf Personen weder Arme noch Reiche bevorzugt." So vorsichtig und diplomatisch sich Roosevelt ausdrückt, so leuchtet doch aus seiner Rede der Gedanke hervor: den Ausschreitungen der Milliardäre müsse auf dem Wege der Gesetzgebung entgegengetreten werden. Mit Bewunderung vernimmt man dieses Bekenntniß aus dem Munde eines Mannes, der seine Wahl zum guten Theil dem Gold der Trusts und Cartelle verdankt. Die Unterstützung Seitens der Geldmagnaten im Kampf der Parteien bedeutet übrigens in Amerika für keinen Politiker etwas Entehrendes, das gehört gewissermaßen zu den althergebrachten Eigenthümlichkeiten des Landes. Roosevelt ist auch kein Gegner der großen Capitalien an sich. Er will nur, daß sie richtig angewandt werden, damit sie dem Lande zum Segen gereichen. So dürfte er mit dem großen Schiffstrust, der Englands Handelsflagge von dem Meere zu verdrängen droht, ganz einverstanden sein. Auch gegen die Trusts, welche sich die Ueberfluthung Europas mit amerikanischen Industrie-Artikeln zum Ziele gesetzt haben, wird er nichts einzuwenden haben. Nur daß die Trustmänner zugleich auch ihre eigenen Landsleute ausbeuten, daß sie ihnen das Brod, das Licht, kurz, das Leben vertheuern, das ist es, was ihm nicht gefällt, wogegen er gesetzliche Schranken aufgerichtet wissen will; denn er ist Amerikaner und nur Amerikaner durch und durch. „Es ist keine Schmeichelei, zu behaupten, daß Theodor Roosevelt in hervorragendem Grade die besten Eigenschaften besitzt, welche einen typischen Amerikaner kennzeichnen. Er ist gelehrt, gebildet, fortschrittlich, tapfer, Athlet, Sportsman, Rancher, Schriftsteller, Redner,

*) Dem gigantischen Morganschwindel hat neulich kein Geringerer als Bryan einen baldigen Untergang prophezeit. Morgan's sämmtliche Speculationen ruhen auf papiernem Grunde. Der Rückschlag, dessen Vorboten sich bereits einstellen, wird furchtbar sein. R. N.

Politiker, Staatsmann und Soldat." — Mit diesen Worten wird eine 1901 zu Chicago erschienene Biographie des gegenwärtigen Präsidenten der Vereinigten Staaten eingeleitet.*) Das Buch ist über 400 Seiten stark und reich illustrirt. Die Verfasser schildern das Leben Roosevelt's mit so überzeugender Wärme, daß man schwer an die übliche amerikanische Renommage glauben kann. Mit Zugrundelegung dieser Biographie möge im Folgenden kurz der Lebenslauf Roosevelt's, dieses „typical American" skizzirt werden, da es jedenfalls nicht ohne Interesse ist, etwas Näheres über die Persönlichkeit und den Lebenslauf dieses unstreitig bedeutenden Mannes zu erfahren.

Oestlich vom Broadway lag ehemals das aristokratische Viertel der Stadt New York. Hier bauten sich vermögende Leute ein Heim und zwar in einem gewissen altmodischen, aber soliden Styl, der heute noch das Auge erfreut. Dieses Stadtviertel wurde nur wenig von den Veränderungen und Neuerungen berührt, die in der übrigen Stadt vor sich gingen. Die prächtigen alten Häuser werden heute noch von gleich ehrenwerthen Leuten wie ehemals bewohnt, wenn diese auch minder anspruchslos sind, als jene es waren. In diesem soliden und vornehmen Stadttheil wurde Theodor Roosevelt geboren, in dessen Adern schottisches, irländisches, französisches, aber auch viel holländisches Blut fließt. Sein Urgroßvater Nicholas Roosevelt war während der Jahre 1700 und 1701 Alderman der Stadt; dessen Sohn John war von 1748 bis 1767 Mitglied des City government, damals, als die Stadt nicht mehr Neu-Amsterdam genannt wurde, eine englische Provinzstadt geworden war und zu Ehren des Herzogs von York ihren neuen Namen erhalten hatte. Dieser John Roosevelt legte den Grund zu dem bedeutenden Vermögen der Familie, deren Mitglieder davon aber stets mäßigen Gebrauch gemacht zu haben scheinen. John Roosevelt's Sohn Cornelius wurde unmittelbar nach der Revolution in die gesetzgebende Versammlung gewählt und war Alderman von 1785 bis 1801. Sein Sohn wieder, James, der Urgroßvater des heutigen Präsidenten, wurde wiederholt zum Mitglied des council gewählt. Die Familie Roosevelt stieg fortwährend an Ansehen und Einfluß. So wurde der Großvater des Präsidenten 1840 in den Congreß gewählt und dessen Sohn Theodor, der Advokat, Richter und Philanthrop war, galt als einer der vornehmsten und wegen seiner Charaktereigenschaften angesehensten Bürger New Yorks. Er schickte seine Kinder in die public school, damit sie mit ihres Gleichen umgehen lernten und man sie den ihren Anlagen entsprechenden Beruf ergreifen lassen könne. Präsident Roosevelt hatte drei Geschwister, von denen Bruder Elliot in Folge seiner kräftigen Körperconstitution sein Vorbild und auch gelegentlich sein Vertheidiger wurde; denn Theodor war, obschon sehr streitlustig, schwächlich gebaut, was seinen Eltern viel Sorge machte. Er hatte wohl den starken Geist seiner Vorväter geerbt, besaß aber nicht die körperliche Kraft, die erforderlich war, das Ziel, das er sich gesteckt, zu erreichen. Schon als Knabe faßte er jedoch den festen Entschluß, diesen Mangel zu beseitigen. Durch unausgesetzte Uebungen und eisernen Willen gelang es ihm, seine Körperkräfte zu entwickeln und zu stärken. Als er an die Universität kam, war er allen seinen Altersgenossen an physischer Kraft ebenbürtig. An jedem Sport sowie an jeder ernsten Aufgabe, welche seine Studiengenossen am Harvard College übten, betheiligte er sich. In einem seiner späteren Essays sagt er darüber selbst: „Die augenscheinliche Pflicht jedes Menschen ist es, der Zukunft so entgegenzugehen wie der gegenwärtigen Stunde, ohne zu fragen, was sie ihm bringen mag, und männlich seine Rolle durchzuführen als Mann unter Männern." — Dieser Geist scheint ihn bei allen seinen Handlungen beseelt zu haben. Er kämpfte sich buchstäblich durch die Universität, wie er sich später durch's Leben gekämpft, bis er den höchsten Rang in der amerikanischen Gesellschaft erreichte, immer ehrlich, untadelhaft und wahrheitsliebend. Er begann seine Studien mit demselben Ernst und Enthusiasmus, den er auch in späteren Jahren an den Tag legte, und suchte Erholung von ernster Arbeit in der Ausübung jedweden Sports.

Lange vor seinem Eintritt in die Universität war bei ihm die Liebe zu den Naturwissenschaften erwacht in Folge seines Aufenthalts in der freien Natur, seiner eifrigen Betheiligung an Jagd und Fischfang. Jeden Sommer verbrachte er auf einer Besitzung seines Vaters an der Oyster Bay, wo er reichlich Gelegenheit zu Streifzügen in Wald und Feld fand. Während seiner ganzen Universitätszeit betrieb er eifrig naturwissenschaftliche Studien und legte so den Grund zu den Forschungen, welche seinen späteren Arbeiten über die Jagd einen besonderen wissenschaftlichen Werth verliehen. Mit gleichem Eifer widmete er sich dem Studium der Geschichte. „Kein junger Amerikaner seiner Zeit," sagt Mr. Baker in seinem „Character Sketch of Mr. Roosevelt" von ihm, „war mit der Geschichte seines Landes und des Lebens der hervorragendsten Männer besser vertraut. Er hatte sowohl deren Politik wie Kriege studirt und kannte jedes der edlen Principe, von denen sie sich leiten ließen." Noch auf der Universität entwarf er den Plan zu seiner interessanten Arbeit „Naval War of 1812".

Wiewohl er sich als reicher junger Mann einem thatenlosen Genußleben hätte hingeben können, that er dies nicht, sondern nahm sich zwei der berühmtesten Amerikaner zum Vorbild und sprach offen seine Ansicht aus, daß das Streben nach allem Hohen und Edlen bei Weitem vorzuziehen sei dem Genusse materiellen Wohlstandes. Mit bewunderungswürdiger Ausdauer hat er während einer stürmischen und gefährlichen Fahrt auf dem Meer der Politik an seinen Idealen festgehalten.

Nachdem Roosevelt 1880 das akademische Examen abgelegt, brachte er einige Zeit in Dresden mit Studien zu, errang sich durch Besteigung der Jungfrau und des Matterhorns die Aufnahme in Londons Alpclubb, kehrte dann als 23jähriger, kräftiger, breitschulteriger Mann nach New York zurück, studirte Rechtswissenschaft und arbeitete weiter an seiner Naval History. Nebstbei jagte er eifrig auf Büffel und Bären, deren Fährte er allein oder höchstens mit einem Gefährten verfolgte. 1881 wohnte er zum ersten Mal einer Wahlversammlung der republikanischen Partei bei und faßte nun den festen Entschluß, sich der politischen Laufbahn zu widmen. Er vertiefte sich in die praktische Politik mit der ernsten Absicht, seinen Landsleuten nützlich zu werden dadurch, daß er die in der Verwaltung herrschende Corruption nach Möglichkeit zu beseitigen suchen würde. Es würde den Rahmen dieses Artikels überschreiten, wollte ich der ebenso lebendigen wie interessanten Schilderung aller Phasen der öffentlichen Thätigkeit Roosevelt's ausführlich folgen. Sein erbitterter und unerschrockener Kampf gegen Mißbräuche und Unredlichkeit in der Verwaltung, gegen das herrschende, geradezu himmelschreiende Corruptionssystem, seine unbezwingliche Selbstständigkeit, sein Leben unter Cowboys und Ranchers, seine Thätigkeit als Gouverneur und Polizeichef in New York, seine Organisirung der Flotte, die Schaffung einer eigenen Truppe, der Rough Riders, seine persönliche Tapferkeit im Kriege auf Cuba, seine Ernennung zum Vicepräsidenten &c. sind ja mehr oder weniger bekannt. Nicht so bekannt dürften Roosevelt's Essays sein. Von diesen ist besonders erwähnenswerth das Essay: The Strenuous Life, das eigentlich eine Begrüßungsrede an den Hamiltonclubb in Chicago ist, gehalten am 10. April 1899. Diese Rede enthält so viel von allgemeinem Interesse, daß der Roosevelt's politischen Standpunkt kennzeichnende Theil hier mitgetheilt werden möge:

„Ein gesunder Staat kann nur existiren, wenn die Männer und Frauen, die ihn bilden, ein reines, kräftiges,

*) Theodore Roosevelt, a Typical American, by Charles Eugene Banks and Leroy Armstrong.

gesundes Leben führen; wenn deren Kinder so erzogen werden, daß sie bestrebt sind, Schwierigkeiten nicht zu scheuen, sondern zu überwinden, nicht ungestörte Ruhe anzustreben, sondern zu verstehen, wie man aus Mühen und Gefahren sich den Sieg erzwingen kann. Der Mann muß mit Freude die Thaten eines Mannes ausführen, muß wagen, Mühen ertragen und arbeiten, sich selbst versorgen und die, die von ihm abhängen. Die Frau muß eine gute Hausmutter sein, eine Gehülfin für den Gründer des Hausstandes, eine kluge und unerschrockene Mutter vieler, gesunder Kinder. In einem seiner ergreifenden, melancholischen Bücher spricht A. Daudet von der Furcht vor der Mutterschaft, diesem beständigen Schreck der jungen Frauen unserer Zeit. Wenn solche Worte wahrheitsgemäß von einer Nation geschrieben werden können, so ist diese Nation bis in's Mark hinein verfault. Wenn der Mann die Arbeit scheut oder sich fürchtet vor einem gerechtfertigten Kampf; wenn das Weib fürchtet, Mutter zu werden, so zittern sie am Rand der Verdammniß, und gut ist's, wenn sie von der Erde verschwinden, wo sie nur Gegenstand der Verachtung für alle starken, muthigen und edel gesinnten Männer und Frauen sein können.

„Wie mit dem Individuum, so verhält es sich auch mit einer Nation. Es ist eine gemeine Unwahrheit, zu sagen, daß die Nation glücklich ist, welche keine Geschichte hat. Dreifach glücklich ist die Nation, welche eine ehrenreiche Geschichte hat. Weit besser ist es, große Dinge zu wagen, glänzende Triumphe zu gewinnen, selbst wenn diese mit mißglückten Versuchen abwechseln, als zu den schwachen Geistern gezählt zu werden, welche weder viel genießen, noch viel leiden, weil sie in der grauen Dämmerung dahinleben, welche weder von Siegen, noch von Niederlagen etwas weiß. Wenn die Männer, welche 1861 für die Union schwärmten, den Frieden als Endzweck für Alles, und den Kampf und Streit als das Schlimmste von Allem betrachtet und gemäß dieser Ansicht gehandelt hätten, so hätten wir freilich das Leben von Hunderttausenden schonen und hunderte Millionen Dollars ersparen können. Außerdem hätten wir, abgesehen von all dem vergossenen Blute und verschleuderten Gelde, viele Frauenherzen vor tiefem Schmerz bewahren und viele Wohnstätten vor Zerstörung schützen und unserem Lande manche Schmach ersparen können. Wären wir aber all dem ausgewichen, so hätten wir bewiesen, daß wir Weichlinge sind, untauglich dafür, unseren Platz unter den großen Nationen der Erde einzunehmen. Gott sei Dank für das Eisen im Blute unserer Väter, der Männer, welche Lincoln's weise Entschlüsse unterstützten und in Grant's Armeen die Waffen trugen! Laßt uns, Kinder dieser Männer, welche sich würdig einer großen Zeit erwiesen, laßt uns, die Kinder der Männer, welche den Bürgerkrieg zu einem siegreichen Ende führten, den Gott unserer Väter preisen, daß die unedlen Friedenspläne verworfen wurden, daß Leiden und Verlusten, daß den Schatten des Kummers und der Verzweiflung mit niemals sinkendem Muthe getrotzt wurde und daß wir die Jahre, während deren der Kampf raste, überstanden; denn aus Sclaven wurden schließlich Freie, die Union wurde wieder aufgerichtet, und die mächtige amerikanische Republik nahm wieder ihren Platz als eine helmgeschmückte Königin unter der Zahl der Nationen ein.

„Unsere Generation ist nicht solchen Aufgaben gegenübergestellt, wie sie unseren Vätern vorlagen, aber auch sie hat ihre Aufgabe, und wehe uns, wenn wir es unterlassen, sie auszuführen! Wir können nicht, auch wenn wir wollten, dieselbe Rolle spielen wie China, und uns damit begnügen, Zoll um Zoll zu verfaulen in unedler Ruhe, innerhalb unserer eigenen Grenze, ohne Interesse für das, was sich außerhalb dieser Grenze ereignet, versunken im Commercialismus, unbekümmert um ein höheres Leben, ein Leben des Vorwärtsstrebens, der Arbeit und Gefahr, besorgt nur für die täglichen leiblichen Bedürfnisse, bis wir plötzlich ohne den geringsten Schatten eines Zweifels zur Einsicht kämen, wie es bei China schon der Fall ist, daß eine Nation, welche in dieser Welt sich einem Leben unkriegerischer und isolirter Ruhe hingiebt, mit Sicherheit über kurz oder lang anderen Nationen, welche ihre männliche, tapfere Gesinnung nicht verloren haben, unterthan wird. Wenn wir eine wirklich große Nation werden wollen, so müssen wir in vollem Ernste darnach streben, eine große Rolle in der Welt zu spielen. Wir können es nicht vermeiden, in die großen Streitfragen hineingezogen zu werden. Das Einzige, was wir bestimmen können, ist, wie weit wir uns ihm freundlich oder feindlich gegenüberstellen sollen. Im Jahre 1898 konnten wir einem Krieg mit Spanien nicht ausweichen. Da handelte es sich darum, ob wir als Feiglinge vor dem Kriege zurückschrecken oder ihn führen sollten, wie es sich für ein tapferes, hochherziges Volk ziemt. Ebenso ist es gegenwärtig. Wir können den Verbindlichkeiten nicht ausweichen, die wir auf Hawaii, Cuba, Portorico und den Philippinen eingegangen sind. Alles was wir thun können ist, sie auf eine Weise zu ordnen, welche der Nation zur Ehre gereicht. Uns zu weigern, diese Probleme zu lösen, wäre dasselbe wie sie auf schimpfliche, uns entehrende Weise in Ordnung zu bringen. Wir haben ein gegebenes Problem zu lösen. Unterziehen wir uns dieser Aufgabe, so liegt allezeit die Gefahr vor, daß wir sie möglicher Weise nicht richtig lösen; weigern wir uns, sie zu lösen, so erscheint es als absolut sicher, daß wir die Aufgabe nicht lösen können. Muthlose, faule Männer, Männer, welche an ihrem Lande zweifeln, hypercivilisirte Männer, welche alle streitlustigen Herrschaftsgelüste verloren haben, unwissende Männer mit schläfrigem Sinn, deren Seele unfähig ist, die Begeisterung zu fühlen, die „ernste Männer mit Königreichen in ihrem Hirn" durchzittert, — alle diese ziehen sich natürlicher Weise zurück, wenn sie sehen, daß die Nation neue Pflichten auf sich nimmt. Sie ziehen sich zurück, wenn sie uns eine Flotte bauen und eine Armee, die unseren Bedürfnissen entspricht, schaffen sehen, sie ziehen sich zurück, wenn sie uns unseren Antheil an der Weltarbeit ausführen sehen, dadurch daß wir Ordnung bringen in das Chaos auf den großen, schönen tropischen Inseln, von denen die Tapferkeit unserer Soldaten und Seeleute die spanische Flagge vertrieben hat. Das sind die Männer, welche ein Leben unverdrossener Arbeit fürchten, welche das einzige nationale Leben, welches werth ist, gelebt zu werden, scheuen. Sie wollen ein Klosterleben führen, welches alle Tapferkeit einer Nation wie eines Individuums untergräbt, oder sie sind nur von dem niedrigen Geist der Gewinnlust beseelt, der nur im Commercialismus das Alpha und Omega des Nationallebens erblickt, statt einzusehen, daß der Commercialismus nur eines der vielen Elemente ist, welche die wahre nationale Größe ausmachen. Kein Land kann lange bestehen, wenn seine Grundlagen nicht tief im materiellen Wohlstand liegen, der wieder herrührt von ökonomischem Fortschritt, Geschäftsenergie, Unternehmungslust, von unermüdlicher Mühe auf dem Felde industrieller Thätigkeit, — aber keine Nation ist jemals wirklich groß geworden, die sich mit materiellem Wohlbefinden allein zufrieden gegeben hat. Alle Ehre gebührt den Männern, welche den Grund gelegt zu unserem materiellen Wohlstand: den großen Industriellen, die unsere Fabriken gebaut und unsere Bahnen; den kraftvollen Männern, welche mit Kopf und Hand nach Vermögen streben; denn groß ist die Schuld, in der die Nation bei ihnen steht. Doch in größerer Schuld stehen wir bei jenen Männern, die in Lincoln, in Grant repräsentirt sind. Sie bewiesen mit ihrem Leben, daß sie das Recht der Arbeit sowie das des Kampfes anerkannten; sie erkannten aber auch, daß es noch andere, höhere Pflichten gebe, Pflichten gegen die Nation und Pflichten gegen die Rasse.

„Ich verkündige also vor Euch, meine Landsleute, daß unser Land von uns ein Leben unverdrossener Arbeit fordert, nicht ein Leben weibischer Ruhe. Das 20. Jahrhundert steht vor uns, die Geschicke so mancher Nation in seinem Schooße

tragend. Wenn wir thatenlos bleiben, wenn wir nur selbstvergnügte, faulenzerische Ruhe suchen und wenig ehrenhaften Frieden, wenn wir uns zurückziehen vor harten Kämpfen, in denen der Mann mit Gefahr für sein Leben und für Alles, was er lieb hat, den Sieg davontragen soll, dann kommen entschlossenere und kräftigere Völker und gewinnen die Weltherrschaft für sich. Laßt uns darum unerschrocken einem Leben voll Kämpfen entgegengehen, fest entschlossen, männlich und gut unsere Pflicht zu thun; fest entschlossen, die Gerechtigkeit in Wort und That zu vertheidigen; fest entschlossen, ehrlich und tapfer zu sein, hohen Idealen zu dienen, dabei aber praktische Methoden anzuwenden. Vor Allem, laßt uns nicht zurückschrecken vor einem Streite, sei er moralisch oder physisch, inner- oder außerhalb der Nation, vorausgesetzt, daß dieser Streit berechtigt ist, denn nur durch Kampf und Streit, durch schwieriges und gefährliches Streben werden wir schließlich das Ziel wahrer, nationaler Größe erreichen." — —

Aus der Eingangs erwähnten Pittsburger Rede des Präsidenten Roosevelt, sowie aus seinen sonstigen, öffentlich gemachten Aeußerungen ist seine ehrliche Absicht zu erkennen, die Auswüchse der großen Capitalsvereinigungen zu bekämpfen. Allerdings beabsichtigt er durchaus nicht, dabei radikal zu Werke zu gehen. Verwahrt er sich doch in der angezogenen Rede entschieden gegen „den revolutionären Geist"! Er will nur den gesunden Menschenverstand zu Worte kommen lassen. Vor Allem verlangt er, daß die Gesetze in gleicher Weise gegen Arme wie Reiche zur Anwendung gelangen, womit er ein heikles Capitel des öffentlichen Lebens im heutigen Amerika, und wohl auch anderwärts, berührt. Es drängt sich nun die Frage auf: Hat man in der Rede Roosevelt's die Ankündigung einer Aera der wirthschaftlichen Reinigung, des Kampfes gegen die Auswüchse der großen Capitalsvereinigungen zu erblicken? Schwerlich. In Amerika wirken viele Umstände zusammen, um der großen Masse der Bevölkerung die Thätigkeit der Trusts und Cartelle nicht zum rechten Bewußtsein gelangen zu lassen. Immerhin muß der von Roosevelt ausgestoßene Warnungsruf als Symptom eines sich vorbereitenden Umschwunges beachtet werden. Die Staaten Europas haben allen Grund, mit größter Aufmerksamkeit der vom alten Welttheil ganz verschiedenen Gestaltung der wirthschaftlichen Verhältnisse in Amerika zu folgen, umsomehr als durch den Besuch des Prinzen Heinrich von Preußen und durch die Begrüßungstelegramme und sonstigen Aufmerksamkeiten, die Roosevelt mit dem deutschen Kaiser wechselte, die republikanische neue Welt der monarchischen alten so zu sagen gesellschaftlich näher gebracht wurde und der Culturmenschheit im verstärkten Maße zum Bewußtsein kam, wie zahlreich und stark die Fäden sind, die die Bewohner hüben und drüben des Oceans mit einander verbinden, ganz abgesehen von der unmittelbar drohenden und schier unausbleiblichen, baldigen Amerikanisirung der Welt oder der wirthschaftlichen Unterjochung Europa's durch Amerika. Daß diese Befürchtung keineswegs übertrieben ist, ergiebt sich aus Folgendem: dem Kopf des mit Milliarden jonglirenden Pierpont Morgan, des amerikanischen Finanzchampions, vor dem die Throne der Dollarkönige zittern, ist jüngst ein neues Project entsprungen, dessen Riesenhaftigkeit ganz dem Styl des von Morgan geplanten Schifffahrtstrusts entspricht und das auch für diesen bestimmt ist. Bekanntlich hat Morgan eine Action eingeleitet, welche circa 40 transatlantische Dampferlinien in ein einziges Unternehmen verschmelzen und auf diese Weise den ganzen Verkehr von Personen und Gütern zwischen Europa und Amerika monopolisiren soll. Für diesen Schifffahrtstrust beabsichtigt der sich nie mit Kleinigkeiten abgebende Finanzmann einen entsprechenden Sammelhafen an der westlichsten Spitze des französischen Festlandes zu errichten, in dem sich dann der ganze Verkehr zwischen den beiden Erdtheilen concentriren müßte. Zu diesem Zwecke soll Morgan bereits Verhandlungen angeknüpft haben, die sich im Großen und Ganzen in folgendem Rahmen bewegen: Morgan kauft die Actien der französischen Westbahngesellschaft auf und bekommt dadurch die wesentliche Leitung des westlichen Schienennetzes in seine Hand. Nachdem so diese Eingangspforte für den festländischen Verkehr dem Schifffahrtstrust gesichert ist, will dessen Schöpfer die Bai D'Aber Brach an der Küste des am weitesten gegen Westen vorgeschobenen Departements Finisterre erwerben. Es ist der am günstigsten gelegene Punkt an der europäischen Westküste knapp am Eingang des Canal la Manche, in der ehemaligen Niederbretagne. Die Herstellung des colossalen Sammelhafens, der groß genug wäre, um dem ganzen Verkehr des transatlantischen Schifffahrtstrustes Raum zu geben, ist nur eine Geldfrage, und Morgan ist bekanntlich der Mann, der in solchen Fragen kein unlösbares Räthsel sieht. Mit dem Besitz eines solchen ohne Gleichen dastehenden Hafens in Vereinigung mit dem hier anschließenden Eisenbahnnetz, das die Weiterbeförderung in das Innere des Continents ermöglicht, hätte Amerika eine ganz in seiner Macht befindliche Eingangspforte für die Einfuhr seiner Exportartikel in Europa gewonnen, welche die Fracht der unzähligen Schiffe des Schifffahrtstrustes bilden würden, ebenso wie andererseits der Transport der von Amerika benöthigten Einfuhrartikel aus Europa sich in diesem Sammelhafen concentriren müßte. Da der Schifffahrtstrust die Macht haben wird, die Frachttarife nach seinem Gutdünken zu bestimmen und die bisherigen Preise zu unterbieten, steht allen außerhalb des Trusts stehenden Schifffahrtsgesellschaften der sichere Ruin bevor. Der Riesenhafen des Trust mit seinen alles bisherige Maß überschreitenden Bauten für die größte Handelsflotte der Welt in den Händen der amerikanischen Geldmacht, würde dann eine Art Bresche bilden, durch die Amerika seinen in neuerer Zeit aufgetauchten Traum von der Eroberung der alten Welt zu verwirklichen im Stande wäre. — —

Wenn Präsident Roosevelt in seinem vorhin citirten Essay „The Strenuous Life" die Unternehmungslust auf industriellem und commerciellem Gebiete befürwortet; wenn er seine Landsleute auffordert, vor eventuellen kriegerischen Unternehmungen nicht zurückzuschrecken — „sonst gewinnen andere Völker die Weltherrschaft" —; wenn er seine Landsleute tapfer, kriegslustig und kriegstüchtig sehen und aus den United States of North America einen Militärstaat nach dem Muster der alten Militärstaaten Europas machen will und zu diesem Zweck amerikanische Generäle, wie eben jetzt die Generale Corbin und Young, nach Europa schickt, um die militärische Organisation Englands, Deutschlands, Frankreichs und Italiens zu studiren — so bekennt er sich offen in voller und freudiger Uebereinstimmung mit dem amerikanischen Imperialismus. Aus dem Passus: „Es giebt aber auch Pflichten gegen die Nation und Pflichten gegen die Rasse" erhellt, daß Roosevelt das Nationalitätenprincip als die treibende Kraft in der Politik erkannt hat, aus welcher die Staaten neue Lebenskraft schöpfen können; daß er überzeugt ist, daß kein Staat auf die Dauer bestehen könne, ohne sie zu berücksichtigen. Dieser Passus erinnert andererseits aber auch lebhaft an die Rede Chamberlain's, die dieser am 30. December 1897 zu Toronto in Canada hielt und in welcher er sagte: „Gelegentlich meiner Reise durch die Vereinigten Staaten nach Canada drängte sich mir bei jedem Schritte ein Gedanke auf, ein Gedanke, der unauslöschlich der Stirne dieses weiten Landes aufgedrückt ist: der Gedanke an die Größe und Wichtigkeit, die das Schicksal der angelsächsischen Rasse bestimmt hat; dieser stolzen, ausdauernden, auf ihrem Recht unerschütterlich bestehenden und entschlossenen Rasse, deren Eigenthümlichkeit keine Verschiedenheit des Klimas und der Lebensbedingungen verwischen kann, die unfehlbar bestimmt ist, die herrschende Rasse in der Geschichte und Weltcivilisation der Zukunft zu werden." — Ueber den amerikanischen Imperialismus schrieb u. A. Breadley Martin im Septemberheft von „The Nineteenth Century" (1900

Folgendes: „Die Philippinen sollen für die Vereinigten Staaten eine Brücke nach den chinesischen Handelsplätzen bilden. Die imperialistische Politik wird uns weit ausgreifende Interessen bieten und zugleich wie ein Sicherheitsventil wirken, welches unsere überflüssige Energie ableitet.“ Selbst in der neuesten amerikanischen Belletristik hört man häufig das imperialistische Weltherrschaftsmotiv anklingen. So sagt Stephan Brice, der Held in Winston Churchill's Roman „The Crisis“: „Fort mit Euren Napoleon's, Marlborough's, Stuart's! Jetzt ist die Zeit einfacher Männer, die durch die Stärke ihres Charakters und durch ihr Wissen herrschen. Gott sei Dank, daß es Amerikaner giebt! Die werden schon eine Wandlung in der Welt zu Stande bringen. — Wir müssen glauben, daß Gott diesem Lande eine große Aufgabe auf Erden zuertheilt hat.“ — —

Wie der Imperialismus überhaupt, weil er sich dadurch charakterisirt, daß Staats- und Nationalinteresse unter rücksichtsloser Nichtbeachtung des Rechts- und Humanitätsstandpunktes zusammengehen, zur Opposition herausfordert, so hat speciell der amerikanische Imperialismus in Amerika selbst viele Gegner; denn das amerikanische Volk ist noch lange nicht ganz vom imperialistisch-patriotischen Größenwahn befangen, der die junge Generation seit dem spanisch-amerikanischen Kriege ergriffen hat. Der Anti-Imperialismus, der mit der übrigen Presse häufig in heftigstem Streite liegt, hat seinen Hauptsitz in Boston. Diese Opposition fällt freilich bei dem Chauvinismus, von dem die Massen und die Regierenden beseelt sind, nicht in's Gewicht; sie wird an ihrem stärkeren Auftreten dort wie anderwärts durch die Machtmittel, über welche die Regierenden verfügen, gehindert. Die Vertreter des Imperialismus befassen sich auch nicht mit einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung oder tiefergehenden Untersuchung des imperialistischen Problems, sondern suchen in kurzer Form und in kühnen Ausdrücken die Vortrefflichkeit des imperialistischen Systems darzulegen, unbekümmert darum, daß die gepriesene imperialistische Staatskunst Unheil und Verderben über die Völker bringen wird, die nicht das Glück haben, der angelsächsischen Rasse anzugehören.

Zur neueren Geschichte.*)

Von Professor Th. Achelis (Bremen).

Man hat es der Helmolt'schen Weltgeschichte wohl vorgeworfen, daß sie sich in einer Verkennung der eigentlichen Aufgabe der Geschichtsschreibung, in den Irrgarten der Naturvölker verliere, ohne doch den inneren Zusammenhang der socialen Entwickelung dadurch besser aufdecken zu können. Es ist hier nicht der Ort, auf diesen Einwand einzugehen, nur soviel sei bemerkt, daß auch manche Völker niederer Gesittung eine gewisse Stetigkeit und Folgerichtigkeit in ihrem geistigen Wachsthum zeigen, die wir sonst nur als das unverbrüchliche Kennzeichen höherer Cultur zu betrachten pflegen — das gilt z. B. von den mittelamerikanischen Völkerschaften, von denen uns in dem Rahmen dieser Darstellung die Meisterhand von Prof. K. Häbler eine so glänzende Schilderung entworfen hat. Aber es wäre durchaus unzutreffend zu meinen, daß darunter die Betrachtung der Weltgeschichte im engeren Sinne des Wortes gelitten hätte. Nur muß man darunter nicht die bloße Aufzählung von Zahlen und Ereignissen verstehen, eine Auffassung, über die sich der geistreiche Voltaire schon seiner Zeit in dem Essai sur les mœurs et l'esprit des nations mit Recht lustig macht. Es handelt sich darum, die social- und individualpsychologische Perspective organisch mit einander zu verschmelzen, d. h. sowohl die großen treibenden Ideen nebst den Factoren der materiellen Bildung zu erfassen als die Bedeutung der überragenden Persönlichkeiten im Leben der Völker. Sehen wir uns daraufhin das wechselvolle, wenn auch zum Theil nicht gerade für uns Deutsche schmeichelhafte Bild an, das uns Europa in den Jahren 1789—1859 bietet.

Die französische Revolution bildet mit ihren weiteren Consequenzen den Grundstein für die Entwickelung des modernen Constitutionalismus, und es ist deßhalb so bezeichnend, daß sie im ganzen gebildeten Europa und nicht zum wenigsten in Deutschland mit ungeheurem Jubel begrüßt wurde. Wir erinnern im Hinblick hierauf nur an die Hymnen, die unsere großen Dichter zu ihrem Preise anstimmten. Jede andere Revolution, erklärt Prof. Kleinschmidt (der Verfasser dieses Abschnittes), war an geographische Bedingungen gebunden, die von 1789 tilgte die Grenzen und war vaterlandslos, strebte aber ein unbegrenztes Vaterland für alle Menschen, eine gemeinsame Geistesheimath an. Sie griff wie eine auf Weltreligion ausgehende Glaubenslehre zu Predigt und Propaganda, war unduldsam wie eine Weltreligion, kannte aber keinen Gottesdienst und kein Jenseits und beschränkte sich auf das greifbare Irdische. Allen Völkern will sie die Freiheit bringen, die sie für sich errungen zu haben glaubt, selbst dem Erbfeind England bietet sie den Bruderkuß an, sie achtet auf keine Nationalität, sondern ist international, und dieser Sammeldrang zur Menschheit öffnete ihr, wo sie anklopfte, die Thüren. Daß bei einer solchen Religion in gährender und aufschäumender Jugendkraft ein Zusammenstoß mit dem herrschenden Christenthum nicht ausblieb, war kein Wunder. Sie verwarf die auf der Gnadenwahl fußende Kirche und das Patronat Gottes für die Besitzenden, nannte es ein Unrecht ohne Maß und forderte unterschiedsloses Recht für Alle, Gleichheit vor Gott und den Menschen. Der weitere Verlauf der großen Umwälzung braucht uns hier nicht zu beschäftigen. Wie ein Sturm brach die Revolution in das morsche und unterhöhlte Gebäude des Staatensystems und zersetzte es in tausend und abertausend Atome, bis aus dem wüsten Chaos die Militärdictatur Napoleon's emporstieg, des Mannes, der sich so gern eine Zeitlang als Erben der gewaltigen Bewegung bezeichnete. Und wieder bekundete sich derselbe internationale Typus, wie vordem; denn dieser geniale Lenker der Schlachten und Völker, der nur allzu sehr zu seinem Schaden die Bedeutung der Imponderabilien verkannte, strebte ja bekanntlich mit allen Mitteln nach der Verwirklichung seines vom glühendsten Ehrgeiz geborenen Ideals, der Weltherrschaft. Die einzelnen Acte des ergreifenden Dramas, das sich vor unseren Augen abspielt, hier genauer zu verfolgen, ist wohl unnöthig. Den Höhepunkt, der wie immer zugleich den Keim des Niederganges, der Katastrophe in sich schließt, bildet die Scene, wo der gewaltige Korse (1811) zum Grafen Wrede sagte: Noch drei Jahre, und ich bin Herr des Universums. Das vernichtende Unwetter des total verunglückten russischen Feldzuges ist der Anfang des Endes, wie ihn Talleyrand sarkastisch nannte. Traurig ist es, wie jämmerlich dem begeisterten und aufopfernden Volk seine Hochherzigkeit und sein Idealismus gelohnt wurde — die Heilige Allianz und die Karlsbader Beschlüsse sind die Wahrzeichen der unheilvollen politischen und kirchlichen Reaction, die ihre schwarzen Schwingen Jahrzehnte lang über unserem unglücklichen Vaterlande ausbreiten sollte. Ihr geistiges Haupt war bekanntlich Fürst Metternich, dessen Treiben hier folgendermaßen geschildert wird: Franz hatte es Metternich zu verdanken, daß Oesterreich die erste Stelle in Europa wiedergewonnen hatte; darum überließ er ihm gern die Leitung der auswärtigen Politik, während er

*) Mit besonderem Bezug auf das Werk: Weltgeschichte, herausgegeben von H. F. Helmolt. Achter Band, 1. Hälfte. (Westeuropa im Zeitalter der Revolutionen, Napoleon's I. und der Reaction. Die staatlichen und gesellschaftlichen Neugestaltungen in Europa zwischen 1830 und 1850.) Bibliograph. Institut, Leipzig u. Wien 1902.

sich im Großen und Ganzen mit der inneren begnügte. Metternich war der Mittelpunkt der europäischen Diplomatie. Aber er war nur Diplomat, kein Staatsmann wie Kaunitz und Felix Schwarzenberg: er baute das neue Oesterreich nicht für die Zukunft aus, sondern suchte nur das Rad des Fortschrittes aufzuhalten und mit seinem Gentz in Ruhe die Zügel zu führen; Alles sollte unbeweglich bleiben. Die Polizei half eifrig zur Einhaltung dieses Regierungsreceptes und verfolgte jeden Freidenkenden als der Demagogie dringend verdächtig. Oesterreich war im vollsten Sinne ein Polizeistaat; es ernährte ein Heer von Spitzeln und Angebern, die Postverwaltung mißachtete das Briefgeheimniß, Aufpasser belauerten Lehrer und Schüler an den Hochschulen; selbst so treue Oesterreicher wie Franz Grillparzer und Jos. Christian Freiherr von Zedlitz, hatten Zusammenstöße mit den Schnüfflern. Die Censur wurde mit verblendeter Unduldsamkeit ausgeübt. Der öffentliche Unterricht litt von der Universität bis zur Volksschule unter der Bevormundung und dem Mißtrauen der Gewalthaber, Schule und Kirche waren ohne Bewegung. (S. 93.) Nicht viel besser sah es in den anderen Staaten aus, namentlich in Preußen, wo so patriotische und hochverdiente Männer, wie z. B. Gneisenau, unmittelbar unter der königlichen Ungnade zu leiden hatten. Nur ein Stern erstrahlt in dunkler Nacht, die Gründung des allgemeinen deutschen Zollvereins 1833 durch Preußen, und hier erfordert es die Aufrichtigkeit, anzuerkennen, daß dies große nationale Werk in der Hauptsache der Initiative der Regierungen zu danken ist — selbst unter starkem Widerstand Seitens der öffentlichen Meinung. Solcher Männer, wie der württembergische Abgeordnete Pfister, welche schon damals die Einigung Deutschlands unter Führung Preußens erstrebten und sich in Wort und Schrift dafür verwendeten, gab es leider in deutschen Gauen recht wenige. Im Uebrigen aber viel Verworrenheit und Zerfahrenheit, und deßhalb auch ein Ausbleiben jedes nachhaltigeren Erfolges. Wie kläglich stellt sich z. B. das Ergebniß, wenn man die hochfliegenden Erwartungen und glänzenden Traumbilder, mit denen die Thronbesteigung Friedrich Wilhelm IV. begrüßt wurde, mit der nur allzu traurigen Wirklichkeit vergleicht, die sich uns beim Tode jenes freilich äußerst beanlagten, aber ebenso schwankenden und romantischen Herrschers bietet. Noch niederdrückender gestaltet sich dieser Eindruck durch den Ueberblick über die verschiedenen nationalen Einigungsversuche innerhalb des bisherigen europäischen Staatensystems. Wie viel guter Wille und Begeisterung auf der einen Seite, Hand in Hand damit meist eine völlige Unkenntniß der politischen Lage und eine dementsprechende militärische Unfähigkeit, und auf der anderen Seite welche Härte und Brutalität, welche unnachsichtliche Verfolgung jedes freiheitlichen Geistes, eine Richtung, die ihren Gipfelpunkt wohl in den berüchtigten preußischen Regulativen vom October 1845 erreicht hat! Mit dem Siege Schwarzenberg's in Olmütz (so charakterisirt Zwiedinek-Südenhorst, der Verfasser dieses Abschnittes, diese Epoche) kam in Mitteleuropa der Geist des Zaren Nikolaus I. zur Herrschaft, der an Enge und Beschränktheit in allen Zeiträumen, in denen die gesellschaftliche Entwickelung der europäischen Menschheit stillzustehen scheint, seinesgleichen sucht. Mit weniger Vernunft ist bei den Culturnationen des Abendlandes selten regiert worden, als in den mit Recht berüchtigten fünziger Jahren. Gewiß hatte die vorhergehende Bewegung die Völker nicht so reif gefunden für die Aufgabe, die sie sich gestellt hatten; der Wille war gut, das Vermögen gering gewesen. Der unglückselige Wahn, es könne so schnell und leicht aufgebaut wie niedergerissen, in wenigen Monaten nachgeholt worden, was seit Jahrzehnten versäumt worden war, der Wahn, man brauche staatliche Einrichtungen nur aufrichtig verbessern zu wollen, dann sei die Besserung auch schon erreicht, der Mangel an Beziehung zwischen der Gedankenwelt und dem wirklichen Leben, der namentlich den Politikern anhaftete, haben die Vertrauensträger der Völker, denen in den Märztagen 1848 ein Ueberfluß von Macht in die Hand gegeben war, unfähig gemacht, diese Macht rechtzeitig zu gebrauchen. Die Zeit wurde mit Reden und Gegenreden, mit Partei- und Clubbildungen, mit hochfliegenden Programmen und selbstgefälligen Weisheitsanpreisungen, mit hochmüthigen Austritten und böswilligen Befehdungen vergeudet und verpraßt. Der Liberalismus hat abdanken müssen, weil er weder seine Scheidung vom Radicalismus ehrlich vollzogen noch erkannt hat, daß er nicht selbst zu regieren, sondern nur bei der Regierung berücksichtigt zu werden geeignet sei. Die Völker haben ihre Rechte nicht gesetzlich festzulegen vermocht, weil sie über deren Umfang noch selbst im Unklaren und über die Nothwendigkeit der freiwilligen Beschränkung nicht belehrt waren. Das alles ist begreiflich: ja, der Rückschauende fühlt sich fast veranlaßt, an die Nothwendigkeit dieser, aus dem Zusammenprallen vieler Kräfte entstandenen Stauung zu glauben. Aber eine Erscheinung, die um so verblüffender wirkt, je besser sie bei wachsender Entfernung von dem reinen Lichte partheiloser Kritik beobachtet werden kann, ist die Thatsache, daß auf die Verirrungen des Geistes die Abwendung von allem Denken folgen muß, daß das Erbe einer unfruchtbaren Genialität von der nackten Dummheit angetreten wird, daß die Uebergriffe, zu denen sich die Völker in dem Kampf um die Sebstbestimmung verleiten lassen, mit noch roheren Machtmißbräuchen gesühnt werden, deren sich die Regierungen, die angeblichen Bewahrer eines höheren Rechtes und einer höheren Sittlichkeit, schuldig machen (S. 230). Nur ein Machthaber, der jüngste Herrscher auf Europas Thronen, Napoleon III., übrigens mit ausgesprochener Geringschätzung von Nicolaus behandelt, der ihm seine demokratische Vergangenheit nicht vergessen konnte, sollte dem Selbstherrscher aller Reußen gefährlich werden und bald eine entscheidende Rolle im Völkerconcert auf unserem Continent spielen, und dieser Einfluß wuchs sichtlich nach dem 1855 erfolgten Tode des russischen Kaisers. Es ist übrigens beachtenswerth, daß er die übliche Verachtung Preußens durchaus nicht theilte, und z. B. in einer Unterredung mit Bismarck (März 1857) für die beanspruchte Neutralität in einem Kriege mit Oesterreich und Italien die etwaige Einverleibung von Hannover und Holstein anregte, was freilich von unserem Staatsmann rundweg abgelehnt wurde. — Ich bin überzeugt, daß auch dieser Band der Helmolt'schen Weltgeschichte, zumal er unter Ausschluß alles unnöthigen Actenmaterials nur die Grundzüge der modernen Geschichte in ansprechender Darstellung bringt, sich wie seine Vorgänger viele Freunde in weiten Schichten unserer gebildeten Gesellschaft erwerben wird.

Einiges über Graphologie.

Von Dr. Georg Meyer (Berlin).

Mit anderen ursprünglich von Laien in Angriff genommenen Gebieten der Wissenschaft und Praxis theilt die Graphologie das Schicksal, daß ihr lange Zeit die officielle Anerkennung versagt blieb. Der Grund hierfür lag theils in dem Umstand, daß Leute, denen es hauptsächlich um geschäftliche Ausbeutung der Sache zu thun war, den brauchbaren Kern mit allerhand entstellendem, reclamehaftem Aufputz umgaben, theils darin, daß die Laien trotz allen intuitiven Scharfblickes doch nicht die wissenschaftliche Schulung besaßen, um sich vor Uebertreibungen wahren und ein kritikfestes System schaffen zu können. Zwar haben sie den Grundstein gelegt, und es ist ihnen das gesammte Rohmaterial zu verdanken, aber mit den Vorurtheilen, die ob der Irrthümer und Auswüchse der Laiengraphologie entstanden, mit

man noch lange zu kämpfen haben. Ueber die Art, wie die graphologischen Charakterbeurtheilungen zu Stande kommen, herrschen noch vielfach ganz verkehrte Vorstellungen — man denkt wohl gar an so etwas wie Kartenlegen und Chiromantie —, und doch befolgt der Graphologe keine andere Methode, als wie sie tagtäglich von Jedermann befolgt wird. So wie sich Jeder sein Urtheil bildet über einen Menschen, von dessen Denk- und Handlungsweise ihm nichts bekannt ist: aus dessen gesammter physiognomischer Erscheinung, so auch der Graphologe. Daß ein gewiegter Menschenkenner einzig und allein auf Grund der Anhaltspunkte, welche ihm die Mimik, die Gesticulatur, die Haltung, die Gangart, der Tonfall der Stimme, die Art der Taillettirung und dergleichen geben, einen umfassenden Einblick in den Charakter eines Menschen gewinnen kann, wird ernstlich von Keinem bestritten. Aber — so wendet man ein — die Handschrift ist doch nur eine aus jener Mannigfaltigkeit menschlicher Aeußerungen! Dieser Einwand ist nun unbedingt zurückzuweisen. Die Handschrift ist keineswegs ein so einseitiges Product, wie Manche wohl anzunehmen geneigt sind. Indem ich dieses nachweisen, habe ich gute Gelegenheit, in die Graphologie einen flüchtigen Einblick zu gewähren.

Zunächst fixirt sich in der Handschrift die allgemeine Bewegungsphysiognomik. Es ist bekannt, daß jede Person — die eine mehr, die andere weniger eigenartig ausgeprägt — ihren individuell-charakteristischen Typus der Bewegungsweise hat. Ausgiebigkeit, Geschwindigkeit, Nachdruck, Gleichmäßigkeit der Bewegung, Vorwiegen mehr eckiger oder mehr abgerundeter Bewegungsformen, Grad des Spannungszustandes der Musculatur, Neigung zur Ad- oder Abduction gehören hierher. Da die Hand in Folge ihrer freien Beweglichkeit eine besonders günstige Localisationsgelegenheit für alle diese physiognomischen Eigenarten darbietet, so ist es selbstverständlich, daß diese auch in der Schreibbewegung und somit in der Handschrift zu irgend einem formalen Ausdruck gelangen. Durch deductive Ueberlegung, durch Nebeneinanderstellen von Handschriften und Charakteren und durch Vergleichung von Schriftstücken ein und derselben Person aus verschiedenen Stimmungszuständen ist man zu hinreichend sicheren Aufschlüssen über die einschlägigen Beziehungen gelangt. Insbesondere dadurch, daß man das Material von Geisteskranken mit heranzog, bei denen vorübergehende Affecte sowie dauernde Charaktereigenschaften in stärkster Ausprägung anzutreffen sind, und indem man die Schriften aus deren gesunder Zeit mit solchen aus der Zeit der Erkrankung verglich, hat man Beobachtungen gewonnen, die dem Experiment an Sicherheit gleichkammen.

So wissen wir, daß in der Exaltation Größe, Druck und Geschwindigkeit der Schrift anwächst, daß der Leidenschaftliche eine demgemäß andere Handschrift hat als der Leidenschaftslose, wir wissen, daß der Energische mit festem Druck schreibt, daß sich — Einflüsse der Uebung abgerechnet — Schreibgeschwindigkeit und Geschwindigkeit im Ablauf der geistigen Vorgänge parallel gehen. Wohl ein Jeder hat es an sich selber beobachtet, wie er in heiter-angeregter Stimmung die Feder mit freierem Schwung über das Papier gleiten läßt, wie er in ruhiger, behaglicher Stimmung gleichmäßiger schreibt als zu Zeiten, wo er sich unruhig, übereizt fühlt. In der That gehört die unregelmäßige Schrift dem Nervösen, dem in einem chronischen Reizzustand Befindlichen an. Dies alles sind Zusammenhänge, die sehr auf der Hand liegen. Eines feiner geübten Auges bedarf es schon, um aus den Schriftzügen den Spannungsgrad der Musculatur zu erkennen, ein nicht unwichtiges Symptom für eine ganze Gruppe seelischer Eigenschaften. Es ist erwiesen, daß auch der ruhende Muskel, so lange er überhaupt lebt, nie in völliger Erschlaffung sich befindet, nur ist der Grad der Spannung ein individuell verschiedener. Diejenigen, welche auch seelisch gewissermaßen mehr ungebunden sind: die Sorglosen, Zügellosen, mehr vom Instinct geleiteten, ferner auch die Nachgiebigen, Sanften, auch in ihrer Musculatur minder gespannt sind als die Vorsichtigen, Gemäßigten, stets Ueberlegenden, Starrsinnigen, Harten. Handschriftlich kommt dieser Unterschied unverkennbar deutlich zum Ausdruck. In der Spannung werden die Verbindungen spitziger, die Schriftlage wird eine steilere, alle ausschweifenden Züge kommen zum Fortfall, die Striche werden klarer, die ganze Schrift macht einen strafferen, festeren Eindruck. Von anderen Bewegungstendenzen ist noch besonders die Neigung zur Beuge- oder Streckhaltung bedeutungsvoll. Mit Recht werden unlustige Gesellen, mürrische Einsiedler, die mit keinem Menschen etwas zu thun haben wollen, dargestellt, wie sie zusammengekrümmt dahocken, Rücken und Nacken sind gebeugt, Beine und Arme an den Körper angezogen, die Finger eingekrümmt. Die Schrift solcher und verwandter Geister — Ueberlegung und Experimente gaben uns den psycho-physiologischen Zusammenhang — ist zusammengedrängt, die Zeilen sinken abwärts, rückläufige Züge werden angetroffen, anmuthige Kurven fehlen gänzlich. Ein ganz anderes Bild zeigt der Heitere, Lebensfrohe, Unternehmungslustige. Sein ganzer Körper ist gewissermaßen geöffnet, und vorwärts strebend, in extremen Fällen sind die Arme ausgebreitet und hochgehoben, wie zur Inempfangnahme all des Schönen und Guten. So ist auch die Schrift mehr aus einander gezogen, die Zeile steigt an, alle Züge laufen frei nach rechts aus. Derartige Beispiele der Beeinflussung handschriftlicher Eigenarten durch die individuelle Bewegungsphysiognomik ließen sich häufen, jedoch lassen wir es hiermit genug sein, um uns einem weiteren Erklärungsprincip zuzuwenden.

Als solches und zwar nicht minder wichtiges ist zu betrachten: die Bildung handschriftlicher Eigenarten durch das individuelle Formengefühl. Gegen die Lehren der Graphologie wird gelegentlich auch wohl der Einwand erhoben, daß die Handschrift willkürlich bestimmbar sei. Dieses weiß auch der Graphologe, er weiß aber ferner, daß selbst diese „Willkür“ bestimmten Gesetzen unterworfen ist. Was hier so genannt wird, ist nur eine scheinbare Willkür, im Grunde ist es doch eine mehr im Unterbewußtsein liegende Nöthigung. Niemals wird eine zartsinnige Jungfrau wollen, daß unter ihrer Feder Balken statt der ihrem Charakter adäquaten dünnen Haarstriche entstehen, der Rücksichtslos-Brutale dagegen liebt es, auch auf dem Papier durch klobige Dicke und Schmierigkeit der Schrift Anstoß zu erregen. Niemals wird der Ordnungsliebende es hingehen lassen, daß in seiner Schrift die Buchstaben und Worte wie Kraut und Rüben durch einander stehen; ein eitler Geck wird auch beim Schreiben seine eitlen Manieren nicht unterdrücken können; eine Herrschernatur, die auch sonst nicht gern Jemanden über sich leidet, wird von ihrer Handschrift nicht eher recht befriedigt sein, als bis auch sie durch ihre hochragenden Formen eine gewisse Ueberlegenheit zur Schau trägt. So leicht allen diesen die Hervorbringung entgegengesetzter handschriftlicher Eigenarten vorübergehend auch sein würde, so sind sie am Ende doch durch eine in ihrem tiefsten Wesenskern liegende Nöthigung gezwungen so zu schreiben, wie sie eben schreiben.

Auch das in der Handschrift zum Ausdruck gelangende Schönheitsgefühl (im engeren Sinne) ist hier zu erwähnen. Es leuchtet ein, daß die Handschrift zu billiger Befriedigung ästhetischer Bedürfnisse eine vortreffliche Gelegenheit bietet. Ob derartige Strebungen in der Schrift bethätigt werden oder nicht, ob der Geschmack sich schon befriedigt fühlt durch möglichst getreue Nachahmung der conventionellen, „calligraphischen“ Form, oder ob er ein eigenes, persönliches Schönheitsideal erstrebt, ob dieses mehr auf edle Vereinfachung oder auf pomphafte Verreicherung der Formen gerichtet ist, ob diese Formen schließlich überladen, phantastisch, excentrisch werden: daß Alles dieses in der Handschrift zu Tage treten kann und dem Graphologen Gelegenheit bietet

zu oft weitgehenden Schlüssen, wer wird das leugnen wollen?

Sind die beiden von uns behandelten Erklärungsprincipien auch zweifellos die wichtigsten und ergiebigsten, so sind doch damit die bereits erkannten Zusammenhänge zwischen Handschrift und Charakter längst noch nicht erschöpft. Ich müßte mich aber zu sehr in Einzelheiten verlieren, wenn wir Weiteres geben wollten.*) Ich hatte weiter nichts in Absicht als einen Ueberblick zu liefern, und zu dem Zwecke reichen die gegebenen Beispiele wohl aus. Nur darauf weisen wir noch hin, daß die Erfahrung hinzutritt, um uns weitere handschriftliche Eigenarten deuten zu lehren, wo die Aufdeckung der eigentlichen Zusammenhänge bisher noch nicht gelungen ist.

Die Handschrift stellt also einen ungeheuer mannigfaltigen Symptomencomplex dar, und die Beziehungen zwischen Handschrift und Charakter sind außerordentlich vielseitig. Indem die Graphologie diese Beziehungen methodisch feststellte und exact — zum großen Theil auch experimentell — begründete, hat sie sich zu einer physiognomischen Wissenschaft im weitesten und besten Sinne entwickelt, und man darf mit vollster Berechtigung behaupten, daß ihre Theorie auf sicheren wissenschaftlichen Grundlagen ruht.

Nicht ganz so günstig steht es freilich — wie unumwunden zugegeben werden soll — mit der graphologischen Praxis. Dies liegt aber lediglich an der oft schier verwirrenden Complicirtheit der Fälle. Wie es bei dem Bau mancher Individualitäten nicht anders zu erwarten ist, tritt uns oft eine derartige Verwickelung und Durchkreuzung der verschiedenen Gesetzmäßigkeiten entgegen, daß wir mit unserer Theorie einigermaßen rathlos dastehen. Hat man, was stets möglich ist, eine mehr oder minder große Reihe von Grundzügen aus der Handschrift festgestellt, so gilt es aus ihnen den Gesammtcharakter zusammenzusetzen. Dieses ist nun der eigentliche wunde Punkt an der Graphologie: Die Unvollkommenheit ihrer wichtigsten Hülfswissenschaft, der Charakterkunde. Die Weiterentwickelung der Graphologie hängt in erster Linie davon ab, wie weit die Aufgabe gelöst werden wird, eine auch praktisch brauchbare wissenschaftliche Charakterkunde zu schaffen. Heute muß jene Arbeit der „charakterologischen Combination“ noch gänzlich der praktischen Menschenkenntniß und Intuition des Einzelnen überlassen bleiben. Hier hört die Wissenschaft auf und fängt die Kunst an — und diese ist immer nur wenigen Auserwählten vorbehalten.

Literatur und Kunst.

Dörfische Dichtung.

Von Max Hoffmann.

In der bunten Fülle der deutschen Erzähler, die jahraus jahrein in Zeitschriften und Büchern für das Unterhaltungsbedürfniß des großen Publicums sorgen, lassen sich deutlich drei Gruppen unterscheiden, von denen eine jede große und kleine Lichter aufzuweisen hat. Da sind zuerst die Allerweltskerle, denen es gar nicht darauf ankommt, wo ihre Romane und Geschichten spielen, und die in der Stadt, auf dem Lande, auf dem Meere und im Gebirge zu Hause sind, kurz, die ganze Welt als ihre Bühne betrachten. Sie gehen in die Breite, aber selten in die Tiefe. Zweitens sind da die eigentlichen Großstadtdichter, die vornehmlich in einer bestimmten Hauptstadt heimisch sind. Sie widmen sich mehr als die zuerst erwähnten der Charakterschilderung und verschmähen es auch nicht, auf sociale Fragen einzugehen. Sie sind deßhalb auch ernster zu nehmen und als Schilderer ihrer Zeit für künftige Geschichtsschreiber von großer Bedeutung. Die dritte Gruppe aber wird von den Dichtern der Scholle gebildet, die man vorzugsweise Heimathdichter nennt, und einen solchen will ich hier vorführen.

Man hat Heinrich Sohnrey den „norddeutschen Rosegger“ genannt, aber eine solche Classification hat doch immer etwas Geschmackloses an sich. Die einzige Aehnlichkeit, die sich da zeigt ist die, daß sie Beide tief im Volksthume wurzeln; denn wie der eine ein Steiermärker, so ist der andere ein Südhannoveraner. Beide stammen vom Dorf, und ihr ganzes Denken richtet sich dorthin. Aber Rosegger's Poesie ist viel leichtflüssiger, reicher, umfassender, die Sohnrey's ernster, knorriger, beschränkter — doch das mag wohl in der Eigenart von Süd und Nord liegen. Daß Sohnrey ernster ist, sieht man schon daran, daß er in seinen Schriften häufig einen volkserzieherischen Zweck durchblicken läßt. Eine innige Liebe zum Landleben erfüllt ihn, und er will diese Liebe den Dorfbewohnern erhalten wissen und sie denen, die sie verloren haben, wieder einflößen. „Der Sinn für das Sinnige, für die Poesie der althergebrachten Volkssitte ging dem jungen Geschlechte mehr und mehr verloren“, ruft er wehmütig aus und vergleicht deßhalb seine Schriften gern mit dem Rosmarin, der „als ein vorzügliches Mittel gegen Geistes- und Gedächtnißschwäche gepriesen wird und von dem man sagt, daß der starke würzige Geruch der Blätter das Gedächtniß der Heimgegangenen stärke und erhalte. Eines solchen wundersamen Mittels bedürften wir gewiß vor vielen andern“. Dieses Mittel aber will er uns durch seine Bücher: „Rosmarin und Häckerling“, „Die hinter den Bergen“, „Verschworen — verloren“, „Der Bruderhof“, „Friedesinchens Lebenslauf“ und „Die Dorfmusikanten“ (Volksstück) bieten. Aus diesem Gefühl heraus sagt er auch von dem Grabe des „Lorenzheinrich“, des merkwürdigen, ganz vorchristlich anmuthenden Lenzboten: „Das Gänseblümchengrab ist noch manches Frühjahr gehegt und gepflegt worden, bis die heutige Jugend und die heutige Armuth aufkam, die Beide nichts mehr wissen von den alten wundersamen Poesien des Dorflebens.“

Und deßhalb sind seine Schriften auch so schlicht, so einfach, so ganz ohne jede literarische Pose. Sie wollen nicht blenden und überraschen, da sind keine Phrasen-Brillanten und keine gesuchten neuen Wortprägungen von zweifelhaftem Werth. Wenn er einmal ein sonderbares Wort und seltsame Wendungen gebraucht, so kann man überzeugt sein, daß diese schon seit Jahrhunderten im Volksmunde lebendig und von ihm nur durch die Schriftsprache festgelegt worden sind. Daher heimelt uns das Alles so urdeutsch, so volksthümlich an. Volksthümlich auch durch die liebevolle, unkünstlerische Art, mit der er diese Geschichten erzählt, wenn er sich in ein vertrautes Verhältniß zu dem „lieben Leser“ setzt und zu ihm spricht, als wenn er kein Dichter, sondern nur ein Erzähler im Kreise einer lieben Schaar wäre. Wie stark und eindringlich predigt die Geschichte „Wie die Dreieichenleute um den Dreieichenhof kamen“ vom Heimathsgefühl, von der inbrünstigen Liebe zu Land und Dorf! Wie ergreifend und rührend ist der Schluß! Und die tiefere Bedeutung spricht der Dreieichenbauer schließlich selbst in warnenden Worten aus: „O, daß ich's ollen Bauersleuten zurufen könnte: Haltet Euer angestammtes Erbe in Ehren und denkt, daß es keine größere Himmelsgunst giebt, als da sterben können, wo man geboren ist. Dem Bauernstande allein hat Gott diese Gnade gegeben. Er soll aber auch daran denken und wissen, daß Gott auf ihre Verachtung einen schweren Fluch gesetzt hat.“

Bei vielen Volkserzählern macht sich eine unangenehme Sentimentalität geltend, die gesucht und kindisch klingt und

*) Wer sich eingehender für diese Fragen interessirt, sei auf das Buch des Verfassers aufmerksam gemacht: „Die wissenschaftlichen Grundlagen der Graphologie.“ Fischer, Jena 1901.

störend wirkt. Es muß Sohnrey hoch angerechnet werden, daß er solche Regungen von sich fern gehalten hat. Darum hat er auch keine langen, nur dem Städter erwünschten Naturschilderungen. Wer ständig mit und in der Natur lebt, wem sie eine traute, selbstverständliche Freundin ist, der stammelt nicht beständig verzückte Schmeicheleien an sie; deshalb war auch den Griechen die gefühlsselige Naturschwärmerei der Neueren ganz fremd. Aber die Laute der Natur klingen doch bei ihm hinein in Freud und Leid; wenn die Liebenden Hand in Hand dahinschreiten, schlägt die Wachtel im Kornfeld: „Welch ein Glück! Welch ein Glück!“ auch die Stimmen anderer Thiere, der Enten, Gänse, Hühner und Kühe werden kundig gedeutet, und im Viertact der Drescher schallt es munter und mächtig: „Bartholomä, Bartholomä . . .“

Prächtige Gestalten bewegen sich auf solchem nicht vom beständig glättenden Strom der Civilisation überspülten Boden. Das sind lauter eigenthümliche, originelle Menschen, oft wunderlich und seltsam, aber immer fröhlichen Herzens, stark in ihrer Treue und Demuth. Diese urwüchsige südhannoverische Landschaft hat ebenso urwüchsige und eigenartige Bewohner, gelbhaarige kernige Männer, muntere blonde Mädchen, voll frischer Arbeits- und Genußfreudigkeit und schelmischer Spottlust. Da wird dem nicht ganz einwandfreien Hochzeitpaar über Nacht Häckerling auf den Kirchweg gestreut, da bekommen sonderbare Käuze, von denen es dort wimmelt, allerlei neckische Spitznamen, protzige Geizhälse werden genarrt, fremde, den Einheimischen widerwärtige Sitten, z. B. das öffentliche Küssen, werden gebrandmarkt, ein kecker Spötter aus der Stadt erhält mit bedächtiger Sicherheit seinen wohlverdienten Lohn auf den betreffenden Körpertheil aufgezählt, und eine echte Dorfprügelei, die wie bei den homerischen Helden mit gegenseitigem Aufziehen beginnt, entspinnt sich zu Ehren von Kaisers Geburtstag. Was für eine gute, goldne Seele ist dieser alte Schuhmacher von Hübichsdorf, der seinen reichgewordenen Sohn besucht und von diesem und der seinen Schwiegertochter mit Verdruß und unverhohlenem Aerger aufgenommen wird, der aber später, als die Beiden in Armuth und Elend gerathen sind, gleich bereit ist, ihnen zu helfen! Ebenso echt und naturwahr, ordentlich herzerfrischend wirkt bei aller Anspruchslosigkeit die Geschichte von „Jünemann's Kürassier und Spörhasen's Dortchen“. Daß Sohnrey auch starke und ergreifende Töne anzuschlagen versteht, beweist die Erzählung „Die Sünde“ mit dem des Schöpfers des „König Lear“ würdigen, grausigen Schluß.

Ganz eigene und rührende Gestalten tauchen noch in der Geschichte des armen Friedesinchens auf: Die Frau und die Schwester des Fleischermeisters, die sich beständig in den Haaren liegen, der verhungerte Kanzlist mit seiner struppigen Frau, Faßbinder Bännewitt, der sich durch einen dummen Spruch mit seinem armseligen Leben abfindet, und der beklagenswerthe kranke Knecht, der von seiner Herrschaft schon seit sieben Jahren gepflegt wird und immer den Kopf unter die Decke steckt, wenn Jemand zu ihm hereinkommt, weil er sich schämt, daß er das Gnadenbrod essen muß. Da ist der alte Vater Tolle, mit seinem wunderbaren Arbeitsgeist, seiner etwas gebeugten Gestalt, seinem bedächtigen Gesicht, seinen weißen Haaren und seinem vielsagenden — Schweigen. „Seine stärkste Eigenthümlichkeit war, alle Arbeit stillschweigend zu thun, um nichts zu fragen und doch immer das Richtige zu treffen. Obwohl er sich hätte einen guten Tag machen können, da er seinen Hof bereits dem Schwiegersohn übergeben und noch ein großes Vermögen für sich hatte, konnte man ihn Tag für Tag, ja, man darf schon sagen Nacht für Nacht auf den Hof kommen und hier für zwei tüchtige Tagelöhner schaffen sehen. Jeden Morgen Schlag Zwei kam er zu unserem gleich an die Hausdiele stoßenden Pferdestall herein und weckte den Knecht.“ Noch viele solcher köstlichen Gestalten könnten hier erwähnt werden.

„Friedesinchens Lebenslauf“ erzählt von viel Armuth, Noth, Elend, Hunger und Arbeit. Es zeigt aber auch den guten Kern in dem ärmsten Volke, seine Treue, seine Freudigkeit und Unverdrossenheit im Schaffen und sein festes Gottvertrauen. Erstaunlich ist es dabei, wieviel Humor sich diese Dorfbewohner bewahrt haben, wieviel Schelmerei ihnen im Nacken sitzt. Selbst bei den Allerärmsten, die bloß von Kartoffeln leben und selten eine „Instippe“ dazu haben, ist die Lebensfreudigkeit nicht gestorben und kommt bei jeder Gelegenheit zum Durchbruch. Schade ist's nur, daß die Bauern dabei bisweilen zu schwatzhaft werden. Dann sprechen nicht mehr die Bauern, sondern es ist der Dichter, der sich ihrer als Sprachrohr bedient. Dieser Fehler tritt durch die Ichform von „Friedesinchens Lebenslauf“ besonders hervor. Da heißt es z. B.: „Als der April sich zu Tode getobt hatte und der junge Mai durch die Linde lachte“ aber: „Die Eltern fühlten sich auf ein sturmgepeitschtes Meer versetzt“ (und diesem Meer wird gleich darauf ein Leidenskelch!), oder: „Meine Kindheit hatte ihre Augen geschlossen“. Das ist sehr hübsch gedacht, aber Niemand wird glauben, daß ein einfaches Dorfmädchen so spricht oder schreibt. Sogar „Hamlet“ scheint sie gelesen zu haben, denn einmal spricht sie von den „guten und bösen Geistern in den Feldern und Wäldern von Hilgenthal, die Morgenluft gewittert haben und von dannen gezogen sind“. Das sind vielleicht Kleinigkeiten, aber das Colorit verliert doch dadurch immerhin an Wahrheit. Das ist allerdings ein Fehler, der auch in dem ebenfalls dem dörfischen Heimathboden entsprossenen und viel gerühmten „Jörn Uhl“ hervortritt, wo die Bauern manchmal die tiefsinnigsten philosophischen Gedanken in seiner poetischer Form entwickeln.

Aber die Auseinandersetzungen darüber gehören auf ein anderes Blatt. Wir wollen nur recht froh darüber sein, daß wir Bücher von solchem Erdgeruch besitzen. Sohnrey's Schriften sind gerade wegen ihrer Einfachheit eine durchaus passende Lectüre für's Volk, außerdem aber von hohem culturgeschichtlichen Werth, denn sie bilden einen umfangreichen Speicher für die alten Sitten und Gebräuche, die theilweise im Aussterben begriffen oder gar schon verschwunden sind, und für den oft ganz heidnisch auftretenden Aberglauben. Man merkt überall, wie dem Verfasser das Land und seine Bewohner in ihrer ewig wichtigen Bedeutung für Staat und Menschheit am Herzen liegen. Ihr aber, ihr geputzten und gestutzten, geschniegelten und gebügelten Stadtleute, könnt daraus lernen, wie man auf dem so oft von oben herab behandelten Lande lebt und auch für Euch in hartem Ringen der Erde ihren Segen abtrotzt!

Eine nothwendige Sammlung.

Von Dr. Hans Schmidkunz (Berlin-Halensee).

Es bedarf keiner weiten Kenntnisse, um zu wissen, welcher Werth heutzutage auf das Sammeln von Büchern in Bibliotheken, von Kunstwerken in Gallerien, von Alterthümern in Museen &c. gelegt wird. Sowohl die theoretischen Interessen des Erkenntnißtriebes wie auch die praktischen der Verwerthung von vorbildlichen Schätzen u. dgl. zwingen dazu. Vom Germanischen Nationalmuseum angefangen bis zu den kleinsten Specialgallerien und Specialbibliotheken durchzieht ein Netz solcher Sammlungen, das aber noch lange nicht zu engmaschig ist, den deutschen Länderkreis. Viel haben sie dem Umstand zu verdanken, daß einzelne Personen, die über ihre Gegenwart hinausdachten, werthvolle Schätze zu einer Zeit einkauften, da sie bequem zu haben waren, weil man sie gleichgiltig oder verächtlich ansah. Vor etwa einem Jahrhundert waren solche Schätze, für die man jetzt vergeblich

Unsummen bieten würde, verhältnißmäßig billig und zahlreich einzukaufen: so die Aegineten und andere antike Kunstwerke der Glyptothek zu München; so auch Vieles der dortigen Pinakothek, vor Allem die alten Kölnischen Meister. Das Verdienst der oftgenannten Brüder Boisserée dabei war eben dies, daß sie den hohen Werth von Dingen erkannten, die damals für Gerümpel gehalten wurden. Hinterher ist leicht reden, doch schwer kaufen.

Es erwächst daraus Jedem, der den Werth von annoch unbeachteten Dingen erkannt hat, die Aufgabe, möglichst frühzeitig auf sie hinzuweisen und zu ihrer Erhaltung, Sammlung und sachgemäßen Behandlung anzuregen. Mancher wird verwundert fragen, ob es denn in unserer Zeit überhaupt noch derlei giebt, ob wir denn heute noch ebenso wie früher blind sein können gegen Sachen, denen erst noch eine breitere Anerkennung bevorsteht. Allein dies ist eben der springende Punkt einer solchen Angelegenheit: bestünde diese Verwunderung und mit ihr auch der Zweifel an dem gesunden Verstande dessen, der eine solche Sache vertritt, nicht mehr, so würden wir ja die fraglichen Dinge bereits ebenso haben und mit einer Erkenntniß ihres Sinnes geordnet vor uns sehen, wie wir jene und andere Sammlungen als bereits selbstverständliche Schätze vor uns haben. Um so schwieriger wird freilich die Sache, je weniger die kritischen Gegenstände, wie es doch z. B. alte Kunstwerke thun, ihre Bedeutung in sich selber tragen, und je mehr sie ihren Werth für uns erst durch die Interessen finden, in deren Dienst wir sie stellen, oder von denen aus wir sie betrachten. Sind dann diese Interessen selber noch nicht anerkannt und vielleicht als eine Verirrung geringgeschätzt, so wird es desto schwerer sein, Sympathien für ihre Materialien und für deren Zusammenbringung zu erwecken. Allein desto dringender wird es dann auch die Pflicht ihrer Freunde werden, trotz alles Stachels der Verwunderung und alles Fluches der Lächerlichkeit bei Zeiten zu bekennen, was zu bekennen ist, selbst wenn schon die Darlegung der Grundgedanken, von denen ausgegangen wird, manchem Kopfschütteln begegnet.

Und einem solchen Kopfschütteln begegnet jedenfalls bei Vielen die vom Verfasser dieser Zeilen vertretene Grundidee: daß nämlich die Art und Weise, wie die Jünger der Wissenschaften und Künste als solcher ausgebildet werden, eine der allerwichtigsten Angelegenheiten ist und gerade in unserer Zeit der stärksten Theilnahme bedarf. Diese Idee stützt sich u. A. auf die Ansicht, daß die Leistungen, Verhältnisse &c. der Menschen in erster Reihe abhängen von der Geistes- und Charakterhöhe, sowie dem Wissensgut derer, die in führenden Stellungen stehen, der manchmal sogenannten „Regenten" weiteren Sinnes. Ihre Ausbildung liegt nun freilich über die sogenannte Schulbildung hinaus. Wird durch diese theils das ganze Volk, theils seine mittlere Schicht in den sogenannten „Schulfächern" ausgebildet, so wird dort seine obere, die eigentlich leitende Schicht, eben in Wissenschaft und Kunst schlechtweg ausgebildet und zu wissenschaftlichen wie künstlerischen Persönlichkeiten erzogen. Damit aber ist ein eigenes Gebiet der Pädagogik eröffnet, das bisher noch nicht recht als solches anerkannt wurde. Es steht mit den bisher gepflegten Gebieten der Pädagogik, denen der „unteren Stufen", durch zahlreiche Fäden in Verbindung, unterscheidet sich aber von ihnen grundsätzlich so scharf, daß ihm seine Selbstständigkeit gewahrt werden muß.

Die Sache nun, die der Verfasser meint, besteht so lange, wie es überhaupt eine Cultur giebt, die wissenschaftlich und künstlerisch in Betracht kommt; je mehr dies, desto mehr auch jenes. Seit Längstem wurden Jünger der Wissenschaften und der Künste aller Art mit mehr oder weniger Geschicklichkeit herangebildet, und zwar theils auf ganz private und individuelle Weise, theils in irgend welchen mehr oder weniger organisirten Anstalten, die eigens zu diesem Zweck errichtet sind. Voran stehen hier die verschiedenen „Hochschulen", obgleich sie, wie angedeutet, nicht die einzigen Gelegenheiten für die hier gemeinte Thätigkeit des Uebermittelns wissenschaftlicher und künstlerischer Güter sind. Die Gesammtheit dieses Uebermittelns wird wohl am besten durch den Ausdruck „Wissenschafts- und Kunstpädagogik" bezeichnet. Insofern aber, wie gesagt, die Hochschulen dabei eine bevorzugte Rolle spielen, empfiehlt sich der kürzere, allerdings nicht ganz zutreffende Name „Hochschulpädagogik." Ihm kommt denn auch zu Gute, daß längst schon von einer „Volksschul"- oder „Elementarpädagogik" und einer „Gymnasialpädagogik" die Rede war. Was nun die Sache selber betrifft, so sind diese beiden Gebiete der Pädagogik seit Längerem anerkannt und gepflegt; jenes dritte, oberste jedoch ist erst ein Besitz unserer Zeit und harrt nach einigem Wenigen, was dafür positiv geleistet worden ist, noch der Mitwirkung und Zustimmung weiterer Kreise.

Nun bedarf dieses Gebiet nicht minder einer ganzen Welt von Materialien wie jedes andere; ja gerade die seinigen sind so ausgebreitet und vielgestaltig, wie kaum irgend welche anderen, und erheischen darum erst recht eine sammelnde und ordnende Aufmerksamkeit. Unübersehbar viele Mittel, directer und indirecter Art, giebt es, die aufgewendet werden, um die Wissenschafts- und Kunstjünger auszubilden. Man denke nur an die ganze Fluth der Lehrbücher und der Lehrmittel engeren Sinnes. Dann aber kommt gerade hier ein Material in Betracht, das kaum auf einer anderen Stufe der Pädagogik existirt oder wenigstens kaum irgendwo so viel Bedeutung hat wie eben hier. Bekanntlich spielt sich der Unterricht auf Hochschulen vorwiegend — und dies immer noch mit Recht — in der Form der sogenannten Vorlesungen ab. Für sie schafft sich der Lehrende in mehr oder weniger ausführlicher Weise eigene „Hefte", und die Lernenden führen nach dem Gehörten hinwider ihre Aufzeichnungen, und zwar ebenfalls mehr oder weniger ausführlich. So giebt es zwei einander gegenüberstehende Traditionsmittel für das vorliegende Gebiet: die „Collegheste" der Lehrer und die der Schüler, also die activen und die passiven Collegheste. Es ist nun kaum zu ermessen, welche große und tiefe Bedeutung der Strom des Wissens und Könnens besitzt, der von den verschiedenen Hochschullehrern durch eben diese Medien hindurch in ihre Jüngerschaft hinein- und von da weitergeflossen ist in all' die geistigen Gegenden, die von Wissenschaft und Kunst ihren Gehalt bekommen.

So eröffnet sich denn bereits eine unermeßliche Fülle von Dingen, die beachtet, bewahrt, studirt und zu all' dem gesammelt und entsprechend behandelt sein wollen. Hinter der Schicht von Producten unseres geistigen Lebens, die wir als die Blüthen unserer Literatur, Kunst &c. verehren, eröffnet sich dadurch eine zweite Schicht, die erste zum großen Theil tragend und erklärend. Stehen hier eben die Collegheste in erster Linie, so haben doch auch Lehrbücher, Lehrmittel &c. einen ähnlichen, offener daliegenden Werth. Eine Ausstellung und vielleicht auch dauernde Sammlung ärztlicher Lehrmittel ist heute nichts Neues mehr. Man denke aber nur einmal an die Fülle von Stoff, in die man hineingeräth, wenn man ebenso nach den Lehrmitteln auf allen anderen Wissenschafts- und Kunstgebieten fragt und ihre Zusammenstellung nach instructiven Grundsätzen plant. Daß von Lehrbüchern, und gerade von obscuren oft am meisten, ungemein viel in das Lebenswerk der großen Persönlichkeiten eingedrungen ist, diese Erkenntniß mußte sich gerade bei den Arbeiten auf dem nun eröffneten Feld aufdrängen.

Ich stehe von da an in der Gefahr, durch die weitere Aufzählung aller der Arten von Materialien, die hier in Betracht kommen, zu ermüden. Mittelbar ist ja diese Aufzählung bereits vorweggenommen worden durch eine Darlegung des Verfassers dieser Zeilen, die sich zur Aufgabe gesetzt hat, der geschichtlichen Behandlung des ganzen Gebietes methodisch vorzuarbeiten („Zur Geschichtsforschung und Ge-

schichtschreibung der Hochschulpädagogik", in „Lehrproben und Lehrgänge", Halle-Saale, Heft 68, Juli 1901). Dort sind hauptsächlich die mannigfachen Quellen angegeben, auf die sich eine historische Beschäftigung mit der Sache und schließlich auch jede gegenwärtige Pflege derselben stützen muß. Durch den dortigen Hinweis auf den gewaltigen Umfang und auf die reiche Vielgestaltigkeit des fraglichen Stoffes ist aber auch gezeigt, welche Bedeutung und feine Gliederung die Sache selbst besitzt; es ist eine Welt von Thatsachen aufgethan, die eben nicht mehr ignorirt werden kann.

Greifen wir eine Seite dieser Welt, als besonders zugänglich für sammelnde, ordnende und verarbeitende Thätigkeit heraus, so sind es vor Allem die äußeren Mittel, die für ein hochschulpädagogisches Wirken nöthig werden. So die Gebäude der Lehrstätten: sie sollen in Abbildungen ebenso dem Gedächtniß bewahrt werden, wie die anderen Zwecken dienenden Bauten. Von ihrer inneren Einrichtung ist Manches direct aufzubewahren. Dann erzeugt die Organisation jener Lehrstätten eine Menge kleiner Hilfsmittel von Bedeutung. Ich nenne beispielsweise die Universitätssiegel; zahlreiche solche sind im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg aufbewahrt. Dazu kommen nun Denkmünzen, Insignien, Trachten und dergleichen und schließlich die weiten Mengen von Urkunden aller Art. Bei all' dem wird es sich freilich darum handeln, sie nicht bloß so an einander zu reihen, wie derartige Dinge in den bekannten Museen im Dienst allgemeinerer Interessen neben einander gestellt sind, sondern sie vielmehr so zu fassen, daß ihr eigentlicher Sinn für das vorliegende Gebiet, die Aufschlüsse, die aus ihnen für das Verständniß der Wissenschafts- und Kunsttradition zu gewinnen sind, die Anregungen, die sie für die Praxis geben können u. s. w., zum Vorschein kommen.

Man wird nun leicht ein doppeltes Bedenken dem Allen entgegenhalten, vorausgesetzt, daß nicht die Sache von Grund aus abgelehnt wird. Erstens mag es scheinen, daß ja unsere verschiedentlichen historischen Museen und dergleichen dazu berufen seien, für ein solches Sammeln und Ordnen zu sorgen. Und zweitens mag man fragen, ob sich nicht viel besser gleich die Anlage eines pädagogischen Museums überhaupt lohnen wird, das sämmtlichen Unterrichtsstufen, nicht bloß der höchsten, gerecht zu werden vermag. Die Erledigung dieser Einwürfe könnte sehr weit führen; darum hier nur Folgendes! Die Vertheidigung der vorliegenden Sache hat immer mit dem scheinbaren Einwand zu thun, daß die Lehre der Wissenschaften und Künste nicht in der Weise vor sich gehen darf, in der die Uebermittlung von Schulfächern, also die Ausübung der Pädagogik auf den unteren Stufen, zu geschehen hat. Es sei hier abgesehen von dem vielen fundamental Gemeinsamen, das immer für die eine und die andere Seite bleiben wird. Hier ist gerade die Betonung der Verschiedenheiten willkommen. Es wurde ja schon gesagt, daß diesem Gebiete seine Selbstständigkeit gewahrt werden muß. Seinem Eigenthümlichen würde eben beim Zusammenlegen mit Andersartigem nicht entsprochen werden. Und so ist es ja schließlich mit jeder wichtigen Sache gegangen, daß sie sich herauslösen mußte aus ihrer Verborgenheit und Unentwickeltheit, mit der sie erst nur ein Theil eines Ganzen war. Schon räumlich und administrativ würde der vorliegende Plan so viel beanspruchen, daß ihm wenigstens auf die Dauer die Abhängigkeit von anderen Interessen nicht genügen könnte.

Der Anfang freilich kann und muß auch ganz klein gemacht werden. Hier wird es nicht auf die Zahl und Kostbarkeit der Sammlungsstücke ankommen, sondern auf den mehrerwähnten Sinn, von dem aus sie genommen und behandelt werden. Ist nur einmal der Keim des Ganzen so da, daß man unzweideutig erkennt, was es sein soll, dann wird die Erweiterung nur eine Frage der Zeit sein, und dann wird jeder Zuwachs neue Zuwüchse hervorrufen. Auch daran braucht nicht gedacht werden, den bestehenden Sammlungen die hierher gehörigen Stücke wegzunehmen. Namentlich ist es zweckmäßig, daß die lebendig weiter wirkenden Anstalten ihr eigenes Archiv bei sich behalten und bewahren. Allein über all' das hinaus wird sich, ist nur erst die Gunst der Oeffentlichkeit gewonnen, so viel freies Gut finden, zumal aus den Nachlässen wissenschaftlicher und künstlerischer Lehrer, daß dann auch den Skeptischesten die Augen aufgehen müssen über die Fülle dieser Welt und über die Richtigkeit des heutigen Drängens nach einem endlichen Anfassen der Sache.

Natürlich kann von ihren derzeitigen Vertretern nicht verlangt werden, daß sie das Unternehmen selber machen. Dazu reichen die privaten Mittel von ein paar idealistisch strebenden Personen nicht aus. Ohne öffentliche Mittel kann Derartiges heute schwerlich gelingen, wenigstens in Deutschland nicht — mag man nun an eine Gruppe von Mäcenen, oder an Staat und Stadt, oder an eine eigens zu diesen Zwecken zusammentretende vereinsartige Gesellschaft denken. Und doch wird mindestens für den Anfang der finanzielle Bedarf im Verhältniß zu anderen öffentlichen Aufwendungen gar nicht einmal besonders groß sein müssen. Vieles wird so gut wie umsonst zu haben sein. Beispielsweise ist doch darauf zu rechnen, daß jede in Betracht kommende Lehranstalt ihre Satzungen, Ordnungen, Lehrpläne, Jahresberichte, Prospecte und dergleichen mehr in je einem Exemplar (wenn gedruckt) oder in einer Abschrift oder sonstigen Mittheilung (wenn nicht gedruckt) gern zur Verfügung stellen werde. Derlei muß aber endlich irgendwo beisammen sein und bequem und übersichtlich dargeboten werden.

„Hinterher ist leicht reden, doch schwer kaufen" — hieß es im Obigen. Noch ist Zeit, diese Einsicht auf den hier gegebenen Fall anzuwenden. Noch wird eine Specialbibliothek dieses Gebietes leicht herzustellen und der Ruf nach einem Suchen von Vorlesungsmanuscripten auch aus älteren Zeiten aussichtsvoll sein, und dergleichen mehr. Noch kann an eine rüstig vorwärts schreitende Bewegung — eben die „hochschulpädagogische" — erfolgreich angeknüpft werden. Einwände bleiben am besten für die Zeit aufgespart, in der sie vor den dann gewonnenen Schätzen überflüssig sein werden.

Feuilleton.

Der Fluß.

Eine Jugend-Erinnerung von Emil Zola. Deutsch von Wilhelm Thal.

I.

Der Winter naht; ich liebe seine erste, sanft-melancholische Traurigkeit, den starken Duft der abgefallenen Blätter und das morgendliche Zittern des Flusses. Zuweilen nehme ich meine Barke und fahre nach den beiden Armen zwischen den kleinen Inseln. Hier in dem ruhigen Tode des Sommers bin ich endlich allein, von der Welt zurückgezogen, wie ein Eremit aus längst entschwundenen Zeiten.

Ach, wie fern ist Alles, und wie klein erscheint Alles! Warum habe ich mich gestern aufgeregt, und welch' toller Ehrgeiz trieb mich, die Wahrheit zu verkünden? In dieser Stunde fühle ich mich im Schooß der weiten Natur verloren wie ein Atom; ich weiß nicht mehr, was an unserer ameisenhaften Regsamkeit, an diesen literarischen und politischen Schlachten wahr ist, die wir für ausschlaggebend halten und die nicht einmal das hohe Schilfrohr am Ufer bewegen. Ich weiß nur so viel, daß wir in der ewigen Arbeit der Welt fortgetrieben werden wie die Strohhalme; und daß man bescheiden und klug wird, wenn man sich die Arbeit der Erde — allein — an einem Herbsttage ansieht.

Die Wasser ziehen geräuschvoll vorüber; einige feine, weiße Wolken fliegen über den blassen Himmel, während ein zitterndes Schweigen sich von den Bäumen herabsenkt. Und ich habe nur noch einen Wunsch: mich diesen Wolken und Wassern zu überlassen und mich in diesem tiefen Schweigen zu verlieren. Es ist so schön, dem Zank und dem Zweifel ein Ende zu machen und sich der heiteren Landschaft zu überlassen, die ihr Werk unaufhaltsam und ohne Streiten verrichtet. Morgen werden wir unsere leeren Dispute wieder aufnehmen, heut' wollen wir stark und sorglos sein wie die Pferde, die man über die Inseln laufen läßt und denen das hohe Gras bis an die Schenkel reicht.

Meine ganze Jugend erwacht. Ich erinnere mich an die Zeit, da wir in lustiger Schaar auszogen um — einige Meilen von Paris — die Seine zu entdecken. Die glückliche Zeit, wo man Alles zu erobern hoffte und nichts zu behüten hatte!

II.

Es war ein Flecken, der von der Eisenbahn entfernt lag, was seine Vereinsamung erklärt. Die Häuser standen auf einem Hügel, aber wenn das Wasser stieg, kam es doch vor, daß der Fluß bei den Einwohnern eindrang, und sie waren dann gezwungen, sich in Kähnen Besuche abzustatten. Im Sommer stieg man durch eine mit Rasen bewachsene Böschung, an der sich mehrere Pfade kreuzten, zur Seine hinab. Wir hatten hier einen gutmüthigen Gastwirth gefunden, der uns sein ganzes Haus zur Verfügung stellte. Die Gäste waren selten; es kamen nur Sonntags einige Bauern; daher war er entzückt über diese Einnahme von Seiten der Pariser, die auf Wochen bei ihm abstiegen.

Drei Jahre hindurch waren wir die Könige der Gegend. Die Herberge war klein; wenn wir ein Dutzend stark anrückten, mußten wir Zimmer im Dorfe suchen. Ich hatte für mich ein Zimmer bei dem Schmied gefunden. Noch immer steht mir dieses große Gemach mit seinem gewaltigen Eichenschrank, seinen weißen Wänden, auf die Bilder geklebt waren, seinem Gypskamin, auf dem ein ganzer Bauernluxus sich breit machte, unter Glas gestellte Papierblumen, vergoldete Kistchen, die man auf den Jahrmärkten gewonnen hatte, und aus Havre mitgebrachte Muscheln vor Augen. Um in das Bett zu klettern, brauchte man eine Leiter. Das ganze Zimmer roch nach der frischen Wäsche, mit der der Schrank vollgestopft war.

Es war das Zimmer der ältesten Tochter, das der Schmied mir abgetreten hatte, und Kattunröcke, leinene Mieder hingen noch an den Nägeln. Meine Freunde hänselten mich und sagten, ich schliefe hier unter Unterröcken. Thatsächlich regte mich diese Bäueringarderobe ein Bißchen auf. Zuweilen packte mich die Neugier, den Schrank zu untersuchen und die aufgehängten Sachen näher zu betrachten. Was war das für ein Mädel! Die Gürtel ihrer Kleider waren nicht zu eng für mich, und zwei Pariserinnen hätten in einem ihrer Mieder tanzen können.

Eines Abends entdeckte ich hinter einem Stoß Serviletten ein Corsett; ich war betroffen, denn es war eine wahre Rüstung, ein mit Fischbein gepanzerter Küraß, und so groß, daß man den Torso der Venus von Milo hätte hineinstecken können. Uebrigens heirathete die schöne Ernestine im zweiten Tage unseres Aufenthalts einen Schlächter aus Poissy.

Um 4 Uhr morgens weckten mich die Schwalben, die sich ihr Nest oben auf dem Kamin gebaut, mit lautem Geschrei. Trotzdem schlief ich wieder ein, doch um 6 Uhr wackelte ich wie betäubt hin und her. Unten machte sich nämlich der Schmied an die Arbeit. Mein Zimmer lag gerade unter dem Amboß. Der Blasebalg schnarchte mit der Heftigkeit des Sturmes, die Hämmer fielen tactmäßig auf den Amboß, und das ganze Haus sprang bei dieser Musik. In den ersten Tagen wurde mein Bett so heftig geschüttelt, daß ich aufstehen mußte; dann gewöhnte ich mich daran, und wenn ich sehr müde war, wiegten mich die Hämmer sogar schließlich ein.

III.

Wir kamen nur der Seine wegen und verbrachten hier unsere Tage. In drei Jahren machten wir auch nicht einen Spaziergang zu Fuß. Die Bäume am Ufer waren unsere Freunde geworden, wir hätten die Zahl der Felsen nennen können und waren auf eine Meile auf- und abwärts des Flusses wir zu Hause. Wenn ich heut' die Augen zumache, steht dieser Winkel der Seine mit seinen Pappelvorhängen, seinen mit großen blauen und violetten Blumen bepflanzten Ufern, seinen einsamen Inseln mit den Riesengräsern noch klar vor meinen Blicken.

Unser Gastwirth hatte eine etwas schwere Barke; ich glaube, sie war in Havre erbaut und konnte fünf bis sechs Personen fassen. Sie mußte wohl sehr kräftig sein, denn sonst hätte sie den Abenteuern, die wir sie durchmachen ließen, nicht widerstanden. Wir stießen sie ohne die geringste Rücksicht gegen die Ufer, fuhren über herabgefallene Bäume und trieben sie so tief in den Sand, daß wir mit nackten Beinen in das Wasser treten mußten, um sie herauszuziehen. Sie begnügte sich zu knarren, worüber wir lachen mußten. Zuweilen, wenn wir einem bösartigen Gedanken nachgaben, stürzten wir sie, um sie, wie wir sagten, auf die Probe zu stellen, mit heftigem Ruderschlage auf große Steine. Wir fielen nach hinten über, so heftig war die Erschütterung; sie stieß eine dumpfe Klage aus, und wir waren entzückt!

Ich weiß nicht, ob der Wirth die Experimente ahnte, die wir mit seiner Barke anstellten, doch ich erinnere mich, daß ich ihn träumerisch und gerührt zu Stunden, wo er sich nicht bemerkt glaubte, vor ihr stehen sah. Er bückte sich, untersuchte sie und berührte sie mit einer Miene väterlicher Unruhe. Es war ein sanfter Mensch, und nie wagte er, sich zu beklagen.

IV.

Dann wurden wir ruhiger und kosteten den tiefen Zauber des Flusses aus.

Die beiden Ufer schoben sich gleichsam auseinander, die Wasserfläche erweiterte sich zu einem breiten Bassin, und dort lagen drei Inseln gerade der Strömung gegenüber. Die erste links, die sehr lang war, erstreckte sich fast eine halbe Meile weit; die zweite umgab einen Arm von höchstens 300 Metern, während die dritte nur ein mit Bäumen bewachsener hoher Rasenfleck war. Dahinter zeigten sich andere kleine Inseln, die von den engen Armen des Flusses durchschnitten wurden.

Zur Linken des Flusses breiteten sich bepflanzte Wiesen aus, zur Rechten zeigte sich ein Hügel, auf dessen Gipfel man ein kleines Gehölz erblickte.

Wir fuhren die Strömung herauf; um uns nicht anzustrengen, immer an den Ufern entlang; hatten wir dann das Becken erreicht, so fuhren wir in die Mitte und ließen unsere Barke treiben. Sie schoß langsam von selbst, geräuschlos hinunter. Wir lagen faul und schläfrig auf den Bänken und plauderten, doch jedesmal, wenn die Barke die Inseln in Sicht bekam, stockte die Unterhaltung, und ein unbesieglicher Ernst senkte sich auf uns herab.

Gegenüber, über den weißen Wassern zeigten sich die drei Inseln in ein und derselben Linie mit ihren runden Spitzen und ihren ungeheuren, grünen Flächen. Sie sahen in dem purpurnen Sonnenuntergange wie drei Baumbouquets aus, die mit grünen Wipfeln in der Luft schliefen. Man hätte sie für drei vor Anker liegende Schiffe halten können, deren Masten sich wunderbarer Weise mit Laub bedeckt hatten. Und die Inseln spiegelten sich in der Wasserfläche, schimmerten in dem Silberspiegel, der sich unermeßlich, ohne Falte, vor uns ausbreitete; sie bohrten ihre Bäume in das Wasser und verlängerten gleichsam ihr Ufer. Die beiden Azurflächen, der Himmel und der Fluß, lösten eine tiefe Heiterkeit und Majestät aus.

Besonders am Abend, wenn kein Blatt sich bewegte, wenn die Wasserfläche den bläulichen Glanz des Stahles annahm, wurde das Schauspiel noch herrlicher, und man träumte von der Unendlichkeit.

Wir fuhren immer weiter und drangen in einen zwischen den Inseln sprudelnden Arm des Flusses ein. Hier wurde der Zauber intimer. Die Bäume neigten sich an den beiden Ufern und verwandelten den Fluß in eine große Garten-Allee. Ueber unseren Häupteen war nur noch ein Streifen des Himmels sichtbar, während vor uns in weiter Ferne sich ein Stückchen der Seine öffnete, eine Strömung, die an bewaldeten Hügeln, an dem einsamen Kirchthurme eines Dorfes vorüberflog.

Ein Vogel stieß einen Schrei aus und flog wie ein röthlichgrüner Blitz über das Wasser. Auf den Bäumen gurrten die Tauben, es herrschte ein tiefer Friede, eine köstliche Frische; man hatte den großen, starken Eindruck eines hundertjährigen Parkes, in welchem vornehme Damen in alten Zeiten der Liebe gehuldigt hatten.

Dann bogen wir in einen der kleinen Arme ein, und auch hier erwartete uns eine Freude. Die Ruder zu handhaben war nicht mehr möglich, man mußte sie einziehen und sich an den schwierigen Stellen des Bootshakens bedienen. Die Bäume hatten sich eng zusammengedrängt, die Wipfel verschlangen sich ineinander, und man flog unter einer Wölbung dahin, ohne auch nur ein Stückchen Himmel zu bemerken. Hundertjährige Weiden, die die Strömung halb ausgerissen, zeigten ihre miteinander verwachsenen Wurzeln, die wie verknotete Nattern aussahen; ihre Stämme schienen verfault und neigten sich in der tragischen Haltung Ertrunkener, die an den Haaren festgehalten werden; und aus diesem rissigen, faulen, von dem Wogenschaum beschmutzten Holz erhob und entfaltete sich eine ganze Jugend schlanker Stengel und zarter Blätter. Wir mußten beim Vorbeifahren den Kopf senken, denn die Zweige streichelten uns die Stirn.

In anderen Malen schossen wir durch die Wasserpflanzen; die Wasserlilien breiteten ihre dicken, runden Blätter aus und schwammen wie Froschrücken umher, und wir rissen ihre gelben, faden und fleischigen Blumen ab, die sich wie die Augen neugieriger Karpfen an der Oberfläche öffneten. Es waren da noch andere Blumen, deren Namen wir nicht behalten konnten, besonders eine, eine kleine, violette Blüte von entzückender Feinheit.

Doch die Barke schoß immer weiter, immer mehr von den Pflanzen gestreift. Jeden Augenblick mußte sie sich drehen, um den Windungen des kleinen Armes zu folgen.

Das war eine Aufregung, denn man wußte nie sicher, ob man auch durchkam. Oft zeigte sich eine Sandbank. Doch wie triumphirten wir, wenn wir ungehindert in einen großen Arm einbogen, und den engen Durchgang hinter uns ließen, wie einen jener Waldwege, wo man einer nach dem anderen gehen muß, und wo die Sträucher sich von selber wieder schließen!

V.

Was für schöne Tage habe ich so auf dem Flusse verlebt!

Morgens lagerte ein leichter Nebel über dem Wasser, man hätte ihn für Mousseline halten können, der mit einzelnen Stückchen seines feinen Gewebes an den Bäumen am Ufer hängen blieb; die Pappeln schienen ganz in Weiß gekleidet.

Wenn dann die Sonne aufging, fiel ihr Kleid wie ein Brautgewand am Hochzeitstage; sie rauchten einen Augenblick in der Luft und leuchteten mit leichtem Zittern ihrer Blätter.

Wir liebten diese weißen Morgennebel und fuhren auf das Wasser, um die Sonne aufgehen zu sehen. Um uns her strömte der

Fluß einen Milchduft aus. Plötzlich blitzte ein Strahl auf, ein goldenes Leuchten färbte den Nebel purpurroth. Einige Minuten lang verschmolzen die zartesten Töne, das blasse Roso, das zarte Blau, das durch eine Lack-Nüance gemilderte Violett in der dünnen Luft. Dann schien ein Windhauch Alles zu verjagen. Die Nebel waren verschwunden, und auf dem hellblauen Flusse funkelten Strahlen unter der triumphirenden Sonne.

Nachts, besonders in Mondnächten, begaben wir uns ebenfalls gern in ein benachbartes Dorf stromaufwärts und kehrten spät — gegen Mitternacht — mit der Strömung zurück.

Die Barke zog ganz langsam in tiefem Schweigen dahin. An dem blaßblauen Himmel stieg der Vollmond empor und warf seinen Silberfächer auf die Wasserfläche. Weiter unterschied man Nichts.

Die beiden Ufer mit ihren Feldern und Hügeln waren gleichsam zwei Schattenmassen, zwischen denen der dahinfließende Strom ganz weiß erschien. Indessen erhoben sich aus dieser Landschaft, die man nicht sah, zeitweise ferne Stimmen, das Gekrächze einer Eule, das Quaken eines Frosches, der starke Odem der schlafenden Culturen. Und wir sahen den Mond in den Furchen unserer Barke tanzen und ließen unsere brennend-heißen Hände in das frische Wasser herabhängen.

Wenn ich nach Paris zurückkam, wirkte das Schaukeln des Bootes noch lange Zeit in mir nach. Nachts träumte ich, ich rudere, und eine schwarze Barke entführe mich in das Schattenreich.

Solch' eine Rückkehr war immer traurig! Das Straßenpflaster brachte mich zur Verzweiflung, und wenn ich an den Brücken vorüberging, warf ich den Blick eines eifersüchtigen Liebhabers auf die Seine. Dann begann das Leben von Neuem, man mußte doch leben. Meine Arbeit nahm mich wieder ganz in Anspruch, und ich kehrte in den großen Kampf zurück.

VI.

Darum wünsche ich jetzt, wo ich mein eigner Herr bin, sehr häufig, ich könnte mich in einen einsamen Winkel an einem blühenden Ufer, zwischen zwei alten Weidenstämmen zurückziehen. Der Mensch braucht so wenig Platz zum ewigen Frieden! Die leeren Streitereien der Welt würden mich nicht mehr bekümmern. Ich würde mich auf den Rücken legen, würde meine Arme im Grase ausstrecken und der gütigen Natur sagen, sie solle mich nehmen und bei sich behalten.

Aus der Hauptstadt.

Politische Tagebuchblätter.

2 732 500 Mark betragen diesmal die Einnahmen des städtischen Viehmarktes in Berlin; der Reingewinn beziffert sich auf 1 607 500 Mk.

Es ist als selbstverständlich anzunehmen, daß der Berliner Liberalismus, der mit so heiliger Entrüstung gegen die hohen, von dem armen Volk zu zahlenden Fleischpreise wettert, unverzüglich auf diesen wucherischen Gewinn verzichten und dadurch sein Theil zur Hebung der verwüstenden Fleischnoth beitragen wird.

*

Herr Max Nordau, der ein Zionist zu sein behauptet und sich doch des Namens seiner Väter, Südfeld, schämt, schreibt in der Vossischen Zeitung über Emil Zola:

„Es ist schwer zu sagen, was vom schriftstellerischen Schaffen eines Verfassers sich in eine etwas entlegenere Zukunft hinüberretten wird, und es ist anmaßend, das Urtheil ferner Nachgeborener vorwegnehmen zu wollen. Was immer die künftigen Schicksale der Romane Zola's sein mögen: das kann man getrost sagen, daß das persönliche Auftreten Zola's in den Tagen der fürchterlichsten Verirrung des französischen Volkes niemals wird vergessen werden. Wie er mit Donnerstimme sein „Ich klage an" hinausschrie, das bleibt in die Tafeln der Geschichte eingeschrieben und wird früher oder später seinen Plutarch, vielleicht auch einen Dank in Marmor und Erz finden. Der Zola der Pariser und Versailler Gerichtsverhandlungen ist der ruhmreichsten Unsterblichkeit sicher, was immer das Loos des Zola der ‚Rougon-Macquart', der ‚Drei Städte', der ‚Vier Evangelien' sein mag."

Herberes ist über Zola's litterarisches Lebenswerk nicht gesagt worden. Nordau-Südfeld's Urtheil fällt um so schwerer in's Gewicht, als er allezeit ein begeisterter Verehrer und Lobpreiser des Verstorbenen war. Daß sogar er Assommoir, Nana und Germinal so gering einschätzt, um sie versinken zu lassen neben den beiläufigen Zeitungsartikeln, die Zola für Dreyfus veröffentlicht, das ist eine zerschmetternde Verurtheilung des Mannes von Medan. Ich liebe ihn nicht besonders, aber hier muß der Gegner des schwärmenden Veristen seinem vossischen Busenfreunde entaldern, daß er ungerecht bis zum Hasse gegen Zola gewesen ist.

*

Der schrecklichste Feind.

Eine kurze, aber ergreifende Scene.

Pachnicke: Wir wären uns also über alle Punkte einig?

Fischbeck: Vollkommen. Die Abmachung tritt am 1. Juli 1903 in Kraft.

Singer: Das Cartell der Linken! Was finstere Mächte Jahrzehnte lang verhindert haben, nun ist es endlich Wirklichkeit geworden! Ich komme mir wie Moses vor, der am Abend seines Lebens von luftiger Bergeshöhe aus das gelobte Land vor sich liegen sieht.

Bassermann: Wen haben wir noch zu fürchten? Der Zolltarif zerquetscht die Konservativen. Unser zweiter gefährlicher Gegner, das Centrum, hat sich seit Tuntenhausen bei Hofe unmöglich gemacht. Nun wir einig sind, meine lieben Brüder von der Linken, führen wir die Geschäfte.

Pachnicke: Es ist nur noch nöthig, daß wir die Portefeuilles unter uns auslosen. Wir haben keinen Feind mehr, der uns an der Theilung der Beute hindern könnte; Niemand und Nichts vermag den Siegeszug unseres freiheitlichen Cartells zu hemmen — (Ein Bote stürzt herbei.)

Der Bote (fassungslos): Alles verloren! Unsere Einigkeit zum Teufel! Das Cartell gesprengt! Die Regierungsfähigkeit der Linken ein närrischer Wahn! Sieg! brüllen unsere Gegner durch die Gassen.

Die Führer (bleich): ? ? ?

Der Bote: Eugen bleibt! Er will sich nun doch erst Anno 1908 pensioniren lassen.

*

Auf dem nationalsocialen Parteitage in Hannover hielt Pfarrer Naumann eine Ansprache, in der er sich gegen den vielfach herrschenden Pessimismus wandte, der aber durch die aufwärts strebende Partei der Nationalsocialen überwunden werden würde. Das Kaiserthum und die Demokratie, so führte Naumann dann weiter aus, seien die beiden Bedingungen für eine glückliche Zukunft Deutschlands. Im Kaiserthum sehe er eine Bürgschaft gegen eine conservativ-clericale Mehrheit. Setze der Kaiser auch nicht Alles durch, was er will, und bereiten ihm Beamte auch viel Unbequemlichkeiten, so sei er doch ein durchaus moderner Mensch, der vorwärts wolle.

Es zeugt von nicht geringem Muthe, daß Pfarrer Naumann sich mit so harten Worten gegen einen Herrscher wendet — wenn es auch nur der herrschende Pessimismus ist. Mit um so größerer Berechtigung, und nach dem Gesetze von der Contrastwirkung auch mit um so größerem Effecte, feiert der Pfarrer dafür den Kaiser. Man könnte beinahe sagen, daß er zuviel des süßen Syrups servire, und daß seine byzantinischen Confituren einen faden Geschmack hinterlassen — man könnte das sagen, wenn er die Erklärung für all' die tiefen Verneigungen nicht selber in dem Zugeständniß gäbe, daß die Nationalsocialen eine aufwärts strebende Partei seien.

*

Die wichtigen und sensationellen Kämpfe um die Lippe'sche Ebenbürtigkeit dauern fort. Jetzt hat die Weißenfelder Linie gegen den Grafregenten einen Proceß angestrengt, worin sie dem Herrn Beklagten das Recht der Zugehörigkeit zur hochadeligen gräflich Lippe'schen Familie

aberkennen lassen will. Auch soll dem Herrn Beklagten das Recht genommen werden, a) den dem Gesammthause zustehenden Titel eines Grafen und Edlen Herrn zu Lippe und eines Grafen zu Schwalenberg und Sternberg zu führen, b) sich des Geschlechtswappens — einer Rose auf silbernem Grunde und einer auf einem Stern sitzenden Schwalbe auf rothem Grunde — zu bedienen.

Es giebt doch noch gewaltige Probleme in dieser Zeit, die im Allgemeinen nur um ärmliche Kleinigkeiten kämpft, Cultur-Probleme, die des erbitterten Ringens der Menschheit werth sind. Die von der Weißenfelder Linie aufgeworfene Streitfrage gehört dazu. Sie kommt gleich hinter dem Zolltarif und dem Konitzer Morde. Welch' helles Licht wirft sie auf die geistige Höhe der hochadeligen Personen, die in heiligem Ernst sich und die Öffentlichkeit mit solchen Fragen befassen! Wie glänzend widerlegt gerade dieser Zwist die oft gehörte Klage, daß die Menschen von heute zu nichts mehr Zeit hätten und daß ihnen die köstliche Gabe, sich selbst vor aller Welt zum Narren zu halten, immer mehr schwinde!

*

Auf den Index des Straubinger Katholischen Preßvereins ist neben achtzehn anderen Zeitungen und Zeitschriften auch die „Gegenwart“ gesetzt worden.

Diese aufdringliche Reclame geht nicht von uns aus. Wir stehen mit dem Straubinger Katholischen Preßvereine in keiner wie immer gearteten geschäftlichen Verbindung, haben ihn nie autorisirt, Abonnenten oder Inserate für uns zu sammeln und warnen Jedermann davor, ihm auf unseren Namen etwas zu borgen, da wir für Nichts aufkommen.

Prinz Vogelfrei.

Dramatische Aufführungen.

Kaltwasser. Lustspiel in drei Aufzügen von Ludwig Fulda. (Lessing-Theater.) — Im bunten Rock. Lustspiel in drei Aufzügen von Franz v. Schönthan und Freiherrn v. Schlicht. (Kgl. Schauspielhaus.)

Es ist wirklich vorbei mit Herrn Fulda. Das Geistreicheln in Prosa gelingt ihm schon gar nicht mehr. Bei der „Zwillingsschwester“ verstand er die Impotenz seines Humors hinter klingelnden Versen zu verstecken; „Kaltwasser“, die ungereimte Novität des Lessing-Theaters dagegen stellte ihn zum Erbarmen bloß. Interessant an dem unlustigen Lustspiele war allein die freilich nicht überraschende Thatsache, daß Herrn Fulda's Mittagsgäste, die gleichzeitig Theaterkritiker sind, mit naivem Mangel an Verschämtheit von einem fröhlichen Lacherfolge zu sprechen wagten. In Wahrheit hörte man minutenlang keinen Laut im Parkett. Selbst die Huster und Nieser verstummten, aus Furcht, in der allgemeinen Stille unangenehm aufzufallen. Die Menschen saßen wie versteinert. Eine solche Trostlosigkeit hatte denn doch Niemand erwartet.

Fulda war sich anscheinend wieder einmal nicht klar darüber, ob er eine Charakterkomödie oder einen Schwank schreiben sollte. Zur Charakterkomödie reichen indeß seine dichterischen Mittel nicht aus, und zum Schwank fehlt ihm der üppig quellende Witz. So entschloß er sich denn, auf beiden Stühlen zu sitzen. Das Ergebniß war eine Langweilerei, die zum Mindesten in dieser Spielzeit nicht überboten werden kann. Und das ist auch ein Trost.

Der Held des Stückes, der nicht unbekannte geniale Capellmeister, geht in eine Wasserheil-Anstalt, um sich vor den Weibern zu retten, die ihn mit ihrer Liebe verrückt machen. Hier hofft er Ruhe vor anbetenden Damen zu finden. Selbstverständlich beginnt er statt dessen sofort ein paar Techtelmechtel, und die ungeheuer ulkige Pointe des Spaßes besteht darin, daß er seine eigene Frau aus dem Sanatorium entführt. Seine Frau, die ihn fortgesetzter Treulosigkeit halber verlassen und sich mit ihrem Gram ganz zufällig in dieselbe Anstalt geflüchtet hat. Fulda ist bei Humor, wie man sieht. Da aber sogar nach seinem Empfinden dieser Gedankenblitz für drei Acte nicht ausreicht, so stopft er allerhand satyrische Bemerkungen über Verrückte, über Kurpfuscherthum und verwandte moderne Bestrebungen mit in die Wurst hinein. Ein Scherz jagt den andern. Es ist zum Stiefelausziehen, wie Walter Bloem sagen würde.

Eine Kritik der Nichtigkeit, eine eingehende zumal, kann und muß man sich ersparen. Denn was Herrn Fulda recht ist, wäre den Herren v. Schönthan und v. Schlicht billig. Es hat einmal Zeiten gegeben, wo Der und Jener sich Bedeutsames von dem jungen Frankfurter erhoffte, wo sein damals noch bewegliches, schmiegsames und von der Welle des Naturalismus getragenes Talent sich jedenfalls redliche Mühe gab, saubere Arbeiten zu liefern. Daß Alles aus zweiter Hand kam, übersahen die Freundwilligen damals gern. Aber auch die Unbefangenen begrüßten den strebsamen Bühnenhandwerker, der mit unendlichem Fleiße seine Acte baute und alleweil auf Accuratesse hielt. Von diesem jungen Fulda ist heute nichts mehr übrig. Heute klebt er schale Wortwitzelchen zusammen, Aperçus aus dem Notizbuche; heute giebt er sich keine Mühe mehr, seine Aermlichkeit zu bemänteln, oder er ist dazu außer Stande. So oder so — selbst mit dem Kunstgewerbe hat diese Art von Dramatik nichts mehr zu thun. Gehen wir zur Tagesordnung über.

Im Königlichen Schauspielhause hat ein Leutnants- und Manöverschwank Anklang gefunden, der verschiedene Moserladen imitirt: „Krieg im Frieden“, „Reif-Reiflingen“. Zwei Männer bekennen sich muthig als Autoren des herzerfreuenden Schauspiels; Franz v. Schönthan und Freiherr v. Schlicht (Graf Baudissin) gaben Beide ihr Bestes her, um „Im bunten Rock“ zum Siege zu führen. Der alte Franz zog mit seinen erlesensten Requisitenscherzen von ehedem in's Feld, und Freiherr v. Schlicht durchstöberte die zahllosen humoristischen Militärfeuilletons, die wir ihm verdanken, nach zündenden Momenten. Wenn die Sache dadurch auch ein Bißchen styllos und zusammenhanglos wurde, so gewann sie auf der anderen Seite an dramatischem Leben: man erwartete drei Stunden lang mit Spannung den Augenblick, wo Schönthan's und Schlicht's Arbeit in zwei nicht wieder zu vereinigende Hälften auseinanderfallen würde. Die Katastrophe trat nicht ein; Militärmassen, die den dritten Act in ein Feldlager verwandelten, enthoben die Verfasser der Nothwendigkeit, ihren Bankrott ansagen zu müssen. So holte sich der schneidige Leutnant die millionenschwere Amerikanerin, die er zuerst ihres Mammons wegen gar nicht recht mag. Der Einjährige aber, der ihm als Nebenbuhler bestimmt war, erhielt reichen Ersatz. Wie schon erwähnt, lohnte jubelndes Gelächter die große Mühe, welche das Dichterpaar sich gegeben hatte.

Aus unseren Kunstsalons.

Drei nordische Künstler sind es, die nach Arnold Böcklin auf der ersten Herbstausstellung bei Schulte am meisten interessiren. Sie sind ganz verschieden in ihren Ausdrucksmitteln, aber gemeinsam ist ihnen das innige Naturgefühl. Das ist auch das Beste in dem „Don Quixote“ des Norwegers Otto Sinding. Wir kennen seine Lust am romantischen Fabuliren. Die paart sich auch hier mit seinem Naturgefühl. Wie er die düstere hügelige weite Ebene und das vom Abendroth gefärbte gewaltige Gewölk darüber giebt, das verleiht dem Bilde einen, ich möchte sagen episch-heroischen Zug. Damit harmonirt aber der auf seiner grauen Schindmähre ausziehende Ritter von der traurigen Gestalt nicht. Er nimmt sich inmitten der grandiosen Landschaft wie eine Possenreißerfigur aus. Und das war doch der Don de la Mancha nicht. Seine komische Wirkung ist immer mit einer gewissen Tragik verknüpft. Auffassung bleibt Auffassung, gewiß — nur darf sie das Urbild nicht verkehren.

Längst schätzt man bei uns Axel Gallén, den verschlossenen, in sich gekehrten, in tiefster Fels- und Waldeinsamkeit am hohen Ufer eines der unzähligen Seen seiner Heimath in einem von ihm selbst erbauten seltsamen Blockhause lebenden und schaffenden Finnen. Eine sehr starke Persönlichkeit, die mit allen Fibern im Heimathsboden wurzelt, ganz aufgeht in der Formensprache des nationalen Ornaments und in der herben Schönheit der finländischen Landschaft. Und in den Dienst der Darstellung der düsteren Sagen- und Mythenwelt seines Volkes stellt er Beides. Auch jetzt wieder giebt's Scenen aus dem Volksepos „Kalewala“ in jener breiten decorativen Manier, die Gallén so eignet und die seiner Kunst ein so eigenartiges und dabei echt finnisch-volksthümliches Gepräge verleiht. Aber daneben giebt's auch noch Anderes: grandiose

ganz realistische Naturschilderungen, wie die des in Eis und Schnee starrenden gewaltigen Imatra-Wasserfalles im östlichen Finnland; giebt's ein so schlichtes, lebensprühendes Bildniß, wie das kleine seiner Frau, oder aber jenes andere, wo er mit dem Realismus Symbolistisches wundersam verquickt, denn über jener Gruppe junger, seelisch so fein geschilderter Künstler und Studenten, die im Banne des Zaubers der Mitternachtssonne an einem mit Kaffeetassen und Likörgläschen bedeckten Tische sitzen, rauschen zwei gewaltige rothschwarze Fittiche; giebt's endlich eine Reihe von Exlibris und andere Radirungen, die alle den Stempel Gallén'schen Geistes tragen. Man wird Gallén immer zu den vollendetsten Vertretern echter Heimatkunst rechnen müssen.

Ein Heimathkünstler ist auch der junge Livländer Wilhelm Purvit, über den ich hier schon berichtete, als er vor längerer Zeit im Salon von Keller & Reiner mit einer Sammlung von mehreren Dutzend Gemälden und großen Studien zum ersten Mal in Deutschland auftrat und zwar mit durchschlagendem Erfolge. Vor Allem ist er ein Wintermaler ersten Ranges. Ein feinfühliger Farben-Impressionist in seinen Ausdrucksmitteln, aber Einer, der immerhin Respect hat vor den Formen und Linien der Natur. Breit und flott malt er immer, aber immer auch mit einer erstaunlichen coloristischen Sicherheit. Wie er z. B. das am Rande kleiner Vertiefungen oder Fußstapfen im Schnee aufschimmernde Licht, oder die blauen Schatten unter überhängender Trift giebt, das ist außerordentlich fein und — einfach. Einfach, ungeheuer einfach sind auch immer seine Motive, aber jedes einzelne ist von feinstem Stimmungsgehalt. Da zeigt er jetzt einen schweigenden Wald über metertiefen Schneetriften, die die Hauptsache im Bilde sind, in tiefster blauer Dämmerung; oder ein anderes Abendmotiv mit einem Waldbach zwischen verschneiten Uferhöhen, auf denen dunkelgrüne Kiefern stehen. Zwei der besten nordischen Winterschilderungen, die man je gesehen hat, wie auch die weiche Märzschneestimmung in den städtischen Garten- und Parkanlagen von Riga . . .

Von den beiden Gandara'schen Damenbildnissen, die daneben hängen, ist nicht viel zu sagen. Der geistreiche Pariser, der eine so ausgesprochene Freude an der Sprache der Linie hat und auf dessen engbegrenzter Palette nichts Kraftvolles, siegreich Leuchtendes, farbig Berückendes zu finden ist, sondern nur ein weiches Sehnen und dämmeriges Begehren — hat schon mehr Esprit gezeigt, als dieses Mal und besonders als in dem Bildniß der in seltsam zusammengebeugter Haltung sitzenden Dame. Nur etwa durch diese Haltung interessant, denn in der Regel malt ja Gandara seine Damen stehend und dann überschlank.

Von den sonstigen wieder so sehr zahlreichen Bildern bei Schulte nenne ich nur noch die kleine Sammlung hinterlassenen Werke des allzu früh verstorbenen Müncheners Arthur Langhammer. Noch einmal leuchtet uns hier seine frische fröhliche, allem Spintisiren und Experimentiren abholde Freilichtmalerei entgegen. Daneben aber zeigen dann andere Bilder, wie die alte Dachauerin unter tiefgrauem Himmel und wie die „Bauern und die Malerin“ in einer Dachauer Dorfstube die Vielseitigkeit und die Ehrlichkeit seiner Palette . . .

Einen phantasiebegabten Romantiker lernt man bei Keller und Reiner in dem jungen Berliner Hans Busse kennen. Sein hochragendes Heldengrab mit einem Reiterdenkmal inmitten einer bergigen dunstigen Landschaft von düsterem Gepräge verheißt Manches. Walter Leistikow hat ebenfalls dort einige neuere Aquarelle, Grunewald- und dänische oder südschwedische Motive mit dem ganzen Reiz einer schlichten Naturauffassung, die er ja nie völlig aufgegeben hat, zu der er vielmehr, wie ich neulich hier ausführte, jetzt energisch zurückkehrt.

Uebrigens steht im Mittelpunkt der ersten Ausstellung in diesem Kunstsalon ein Bildner. Harro Magnussen zeigt eine ganze Reihe von Büsten, Skizzen zu Denkmalentwürfen und einige Phantasiefiguren. Viel Bekanntes darunter. Unter den neuen Sachen fällt namentlich eine Büste des Professors Grimm auf. Wie hier im schweren Marmor das Weiche, Fluterige des weitabstehenden Haupthaares und des Bartes dargestellt ist, das ist von virtuoser Technik. Daß aber das Seelische im Ausdruck des Kopfes nicht minder gut gegeben ist, das versteht sich bei einem so treffsicheren Bildnißformer, wie Magnussen, von selbst. Sehr interessant sind auch eine Reihe polychrom behandelter Studienköpfe und Büsten, wie z. B. die des Justizraths R. Eine weibliche Büste in leichtgetöntem Marmor und das Reliefporträt einer Dame im Lehnstuhl in Profilstellung zeigen die Anmuth seines Meißels, wenn es sich um solche Aufgaben handelt. Weniger Geschmack finde ich seiner aufrechtstehenden Kugelspielerin, der weinerlichen Sclavin, und seiner Mänade ab, der doch alle wilde Leidenschaftlichkeit, ja sogar auch nur feuriges Temperament fehlt. Und ebenso wirkt die decorative große Büste Lionardo da Vinci's nicht gewaltig genug.

Am sterbenden Friedrich den Großen, am Fridericus Rex im Park von Sanssouci mit den Windspielen, an der sitzenden Figur Klaus Groths, am Bismarck im Schlapphut, wie an den erstgenannten Büsten, erkennt man, was das eigentliche Gebiet Magnussen's ist. Und da kann er sich immer sehen lassen . . .

J. Norden.

Notizen.

Paul v. Szczepański schildert in der zweiten Auflage seines Buches Neu-Berlin, Erzählungen (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt) den echten Berliner, in seiner Tüchtigkeit und Arbeitsamkeit, seiner trockenen Heiterkeit und seinem unversiegbarem Lebensmuth mit reifer Kunst und prächtiger Anschaulichkeit. Der Verfasser kennt Berlin und die Berliner durch und durch. Vorzugsweise beschäftigt er sich mit dem Berliner, wo er am echtesten und unverfälschtesten anzutreffen ist, unter den Wirthen, den Droschkenkutschern, den Hausbesitzern. Da ist keine Linie verzeichnet, das sind Charaktere aus einem Guß, „stilvoll“ in ihrer ganzen Umgebung. Dem neuen Berlin ist oft das alte gegenübergestellt, so daß sich auch der Fremde ein getreues Bild der Reichshauptstadt machen kann, wie sie war und ist, ein sehr liebenswürdiges und anziehendes Bild mit kräftigen eigenartigen Zügen. Die flott geschriebenen kleinen Erzählungen sind mit feinem Realismus gestaltet, und ein sonniger Humor vergoldet und erwärmt sie.

In den „Gesellschaftstypen“ (Verlag von Karl Reißner, Dresden) hat Hans v. Kahlenberg sein bekanntes Genre mit einer Vollkommenheit behandelt, die das Buch werth macht, literarisch ernst genommen zu werden. Das Buch enthält zwei Dutzend Skizzen: Typen aus dem Gesellschaftsleben. Die Skizzen sind aus einer feinen Beobachtung des wirklichen Lebens hervorgegangen, lauter große, klare Striche und starke Farben, in meisterhafter Knappheit dargestellt, kein überflüssiges Wort, jeder Satz von packender Wirkung; geschrieben mit französischem Esprit. Die wirklich humorvolle Zeichnung des harmlos Lächerlichen und des widerlich Prätenziösen in den Typen der Gesellschaft ist der Grundzug des Buches. Doch fehlt nicht dazwischen ein Zug von resignirtem Schmerz über die ganze trostlose Flachheit und Gehaltlosigkeit einzelner Figuren.

Documente des modernen Kunstgewerbes betitelt sich eine Neu-Erscheinung auf dem Büchermarkt, von der das erste Heft der ersten Serie — der Keramik und Glasindustrie gewidmet — am 1. October erscheint. Herausgeber ist unser Mitarbeiter Dr. Heinrich Pudor in Berlin. Der Zweck geht dahin, die Arbeiten des modernen Kunstgewerbes in mustergiltigen Abbildungen vorzuführen und das Publicum mit den Hauptwerken des ausländischen Kunstgewerbes bekannt zu machen. Die Hefte erscheinen in Folio-Format. Die Umschlagseite rührt von Prof. Behrens, Darmstadt, her.

Der Graf von Gleichen. Ein Gegenwarts-Roman in zwei Bänden. Von Rudolf Herzog. Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart. Als eine dichterische, im besten Sinne moderne Persönlichkeit offenbart sich Rudolf Herzog in seinem Roman: „Der Graf von Gleichen“. Nicht nur als Culturstudie, die auf gewisse Gesellschafts-, Künstler- und Theaterkreise und ihre heuchlerische Moral blendende Streiflichter wirft, sondern auch als psychologischer und besonders als Weltanschauungsroman ist „Der Graf von Gleichen“ ein Zeugniß von starker Begabung. Sehr plastisch heben sich zwei kraftvolle Gestalten aus dem bunten, wechselnden Milieu, Menschen, die ein Leben in Größe und Einfachheit inmitten einer decadenten Welt leben wollen: Germane und Jüdin, zwei Vollnaturen, zwei Rassemenschen, die für einander bestimmt zu sein scheinen. Douglas ist verheirathet, aber seine Ehe ist ein Cölibat, sein Weib versagt sich ihm. Da löst er die Ehe Kraft seines Willens, ein Entschluß, der für ihn nicht der Sanction der Gesetze bedarf. Douglas ist ein Thatmensch, kein Nietzsche'scher Träumer, der sich mit einem Traumreiche begnügt, er ist ein Mensch, der das, was er fühlt und denkt, was er für richtig und recht erkannt hat, durch sein Leben auch verwirklicht. So geht ein idealer Zug durch die Dichtung, welche für ein Leben, das in Wahrhaftigkeit und Ernst, in Erfüllung der natürlichsten Pflichten und in steter Entwickelung der eigenen Persönlichkeit gelebt wird, eintritt. Die einzelnen Scenen sind mit großer Gründlichkeit durchgearbeitet. Die Spannung wächst bis Schluß. Gewisse Stilübertreibungen wird ein so stetig an sich arbeitender Dichter, wie Herzog, künftig zu vermeiden wissen; seine warmherzige Art kann dadurch nur noch gewinnen.

bzm.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57, Kotzlerstr. 44.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kalckreuthstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 42. Berlin, den 18. October 1902. 31. Jahrgang. Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.
Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.
Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die Firma Friedrich Krupp und das Arbeiterwohl.

Von J. Norden.

In etwa acht Jahren kann die weltberühmte Firma „Friedrich Krupp" die Feier ihres hundertjährigen Jubiläums begehen. Ihrer Anfänge erinnert sich heute Niemand, denn zwei Generationen sind inzwischen hingestorben. Die zweite von ihnen hat das gewaltige Wachsthum der Firma miterlebt, die dritte wird ihr Jubiläum mitfeiern.

Seit 76 Jahren ruht Peter Friedrich Krupp, der Gründer der Firma, im Grabe. Er wurde nur 39 Jahre alt und sechs Jahre nach seinem Tode, also 1832, betrug die Anzahl der Krupp'schen Arbeiter erst — zehn.

Noch steht das alte Stammhaus der Krupp's. Pietätvoll wird's erhalten. Mit seinen vier Räumen im Erdgeschoß und zwei Dachkammern steht es neben dem heutigen Hauptverwaltungsgebäude in Essen, unscheinbar, aber altehrwürdig, und dient dem jetzigen Inhaber der Weltfirma, dem Enkel des Begründers, als ausschließliches Fabrikbureau. Als Alfred Krupp im Jahre 1873 das 25jährige Jubiläum seiner Uebernahme der Werke beging, da widmete er dem Stammhause, in dem sein Vater unter schweren Sorgen und Mühen den Grund legte zu der Nachkommen Ruhm und Reichthümern, die schönen, schlichten Worte:

„Vor fünfzig Jahren war diese ursprüngliche Arbeiterwohnung die Zuflucht meiner Eltern. Möchte Jedem unserer Arbeiter der Kummer fern bleiben, den die Gründung dieser Fabrik über uns verhängte. 25 Jahre lang blieb der Erfolg zweifelhaft, der seitdem allmälig die Entbehrungen, Anstrengungen, Zuversicht und Beharrlichkeit der Vergangenheit, endlich so wunderbar belohnt hat. Möge dieses Beispiel Andere in Bedrängniß ermuthigen, möge es die Achtung vor kleinen Häusern und das Mitgefühl für die oft großen Sorgen darin vermehren.

Der Zweck der Arbeit soll das Gemeinwohl sein, dann bringt Arbeit Segen, dann ist Arbeit Gebet.

Möge in unserem Verbande Jeder vom Höchsten zum Geringsten mit gleicher Ueberzeugung sein häusliches Glück dankbar und bescheiden zu begründen und zu befestigen streben, dann ist mein höchster Wunsch erfüllt."

Kein „frommer Wunsch" bloß — ein streng eingehaltenes Programm. In dem Zeichen eines solchen „ora et labora" ist die Firma groß und immer größer geworden, ohne je des „häuslichen Glückes" auch des Geringsten zu vergessen und ohne je die Begriffe „Gemeinwohl" und „Arbeit" anders, denn als etwas Unzertrennliches zu betrachten.

Auf der „Düsseldorfer Industrie-, Gewerbe- und Kunst-Ausstellung" hat man jetzt Gelegenheit, sich darüber zu belehren, in welchem Umfange und mit welcher Folgerichtigkeit die Arbeitgeber hier jenes Programm in That umzusetzen bemüht waren seit einem halben Jahrhundert, seit der Zeit, wo die Essener Gußstahlfabrik unter Alfred Krupp sich immer rascher zu entwickeln begann. In 20 Jahren, von 1832 bis 1852 war die Arbeiterzahl langsam von 10 auf 340 gestiegen, in den nächsten 20 Jahren aber auf 10 394. Und bis zum April d. J. hat sich diese Zahl mehr als vervierfacht: man zählte am 1. April — 43 083, wovon allein auf die Essener Werke 24 536 entfielen, der Rest auf das Grusonwerk in Magdeburg-Buckau, die Germaniawerft bei Kiel nebst Tegeler Werk, die Kohlenzechen, Hüttenwerke, den Schießplatz Meppen u. s. w. Mit den Angehörigen dieser Arbeiter und Beamten erhalten wir eine Bevölkerung von mindestens 150 000 Seelen; das ist um die Hälfte mehr, als die Gesammtbevölkerung z. B. des Großherzogthums Mecklenburg-Strelitz, die etwa 100 000 beträgt.

Und das Wohl und Wehe all' dieser vielen Tausende hängt zum großen Theil von dem Walten der Firma ab.

So hat sie nicht bloß technische, weltindustrielle und Welthandels-Probleme zu lösen, sondern auch socialpolitische.

Und wie löst sie diese! Wenn man sich in dem großen monumentalen Krupp-Pavillon auf der Ausstellung an all' den Wunderwerken satt gesehen hat, an dem „größten Blech" der Welt und an der Riesenwelle und den Schiffskanonen und Panzerschilden und drehbaren Thürmen, der Gebirgsartillerie u. s. w., wenn man sich genügend mehr oder minder geistreiche Gedanken gemacht hat bei dem hier vorgeführten Riesenwettkampf zwischen fabelhaften Panzern und noch fabelhafteren Geschossen und so fort in immer weiterer Steigerung des „Fabelhaften", bald beim Panzer, bald beim Geschoß, — dann sucht man wohl auch das Obergeschoß der Ausstellungshalle auf.

Dort und drunten, unmittelbar am Rhein, wo eine Reihe von Modellen für Arbeiterwohnhäuser in natürlicher Größe stehen, finden wir die Belege dafür, wie die Firma jene socialpolitischen Aufgaben zu lösen bemüht gewesen ist und fortlaufend ist.

In den Räumen jenes Obergeschosses des Krupp-Pavillons, die Edmund Edel mit einer Reihe van das Arbeiterleben auf den Werken schildernden, breiten, flotten, placatartigen Wandgemälden geschmückt hat, erhalten wir hierüber alle mögliche Auskunft. Außer durch diese Gemälde durch eine große Anzahl van Abbildungen und Plänen, die in mächtigen drehbaren Albumständern zusammengestellt sind, durch zahlreiche Stereoskopen mit allen möglichen Aufnahmen nach der Natur, die uns ebenfalls Einblick in das Leben und Treiben der Arbeiter gewähren, in ihre Erziehungsanstalten, Näh- und Kochschulen, in die Krankenhäuser, Greisenheime u. s. w.; durch statistische und architektanische Wandtafeln, durch Diagramme, plastische Nachbildungen, wie denn ein Theil der großen Arbeiterbibliathek, die über 30 000 Bände zählt, auf diese Weise vargeführt wird. Dazu kammen allerlei Druckschriften, Rechenschaftsberichte, Broschüren und drei dickleibige, reich illustrirte Bände mit einer Fülle von unterrichtenden Angaben unter dem Gesammttitel „Wahlfahrtseinrichtungen der Gußstahlfabrik von Friedrich Krupp zu Essen a. d. Ruhr.“

Macht man sich mit all' diesem Material näher vertraut, so überzeugt man sich, daß die Fürsorge der Firma für ihre Arbeitermassen sich erstreckt über das ganze Leben des Einzelnen van der Wiege bis zum Grabe und darüber hinaus. Für die Kinder ist eine bereits 1877 eröffnete Privatvolksschule varhanden, die unentgeltlich zur Verfügung steht und zur Zeit von mehr als 1000 Knaben und Mädchen besucht wird. Dann kommen für ebenfalls noch schulpflichtige Mädchen drei Industrieschulen und eine ebensolche für Erwachsene und eine Haushaltungsschule. Zwei Fortbildungsschulen für junge Männer in Essen und in der Calonie Altendorf werden von der Firma materiell stark unterstützt. Die Haushaltungsschule ist abermals unentgeltlich; in den drei Mädchen-Industrieschulen beträgt das Schulgeld manatlich 20 Pf., doch wird es nach anderthalb Jahren, wenn die Schülerin fleißig und ehrbar ist, in einem Sparkassenbuch über 3 Mark bei der Cansumanstalt angelegt und mit 4 Procent verzinst. Zweck der Industrieschule für Erwachsene ist, Frauen und Mädchen nicht blaß in allen weiblichen Handarbeiten und einigen kunstgewerblichen — ich sah in Düsseldorf sehr gute Brandmalereien, Kerbschnitzereien und Lederschnittarbeiten — für die Zwecke des eigenen Hauswesens, sondern auch im Interesse einer Erwerbsfähigkeit auszubilden. Die große Bücherhalle erwähnte ich schan. Sie leiht täglich durchschnittlich 700 Bände aus. Wie weit die Fürsarge der Verwaltung geht, zeigt z. B. die Angabe, daß die Bücher alle van Zeit zu Zeit einer Sublimatwaschung unterzogen werden. Aeußerst nachahmenswerth! Die Kundschaft der Leihbibliotheken selbst in der Reichshauptstadt erfreut sich nicht eines salchen Varzuges.

Daß überhaupt für die Erhaltung der Gesundheit, für die Pflege van Kranken alles Mögliche geschieht, versteht sich van selbst. Sa sind eine ganze Menge von Bade-Anstalten mit insgesammt 223 Brausen und 23 Wannenzellen varhanden, dazu eine medicinische Badeanstalt. Das große Krankenhaus verfügt über 228 Betten; hierzu kammen zwei Barackenlazarethe für den Fall van Epidemien und ein Erhalungshaus für Genesende. Desinfectian und Abfuhr sind ausgiebig organisirt und vier Krankenwagen, darunter einer für Infectianskranke, stehen dem Arztpersonal zur Verfügung. An der Spitze der gesammten Gesundheitspflege steht ein Chefarzt. In besonderen Fällen aber tritt an seine Seite eine Sanitäts-Commissian. Es wird natürlich eine genaue Krankenstatistik geführt. Aus ihr ergiebt sich u. A., daß Dank der umsichtigen Gesundheitspflege die Sterblichkeitsziffer der Arbeiterschaft von 12 pro Mille im Jahre 1870 allmälig bis auf 7 pra Mille im Jahre 1901 hinuntergegangen ist.

Ist menschliche Lebenserhaltungs-Kunst zu Ende, stirbt der Erkrankte ader invalid Gewardene, sa erhalten die Hinterbliebenen aus einer Sterbecasse eine erste Hülfe. Die staatlichen und statuarischen Witwen- und Waisenpensianen werden außerdem ergänzt einerseits durch die eventuelle Mitgliedschaft des Verstarbenen bei einer seit 1900 bestehenden Sparcasse oder bei dem Lebensversicherungs-Verein, der vor 25 Jahren begründet wurde; andererseits wendet man den Wittwen gern Nebenverdienste in den verschiedenen Betrieben des Consumvereins zu.

Hier möchte ich auch gleich einige Angaben darüber machen, was die Firma — abgesehen von den gesetzlichen Krankencassen und Zahlungen für Unfall- und Invaliden-Versicherung — auf dem Gebiete der Arbeiter- und Beamten-Unterstützung leistet. Dreißig Jahre vor dem Erlaß des Kranken-Versicherungs-Gesetzes vom 15. Juni 1883 bestand schan bei der Essener Fabrik eine „Kranken- und Sterbecasse“, mit der später ein Pensiansfond verbunden war. Sie bildete sazusagen den Kern aller in der Falge in's Leben gerufenen Unterstützungscassen. Es bestehen heute bei der Firma in Essen: eine Krankenunterstützungscasse zur Gewährung von Hülfe in Krankheitsfällen über das gesetzlich vorgeschriebene Maß hinaus; eine Arbeiterpensianscasse mit einem Vermögen von mehr als elf Millianen Mark; eine Beamten-Pensianscasse (5 Millionen); zwei Familienarzt-Cassen für Arbeiter und für Pensianäre. Mitglied dieser Casse wird jeder Arbeiter, der 5 Mk. 20 Pf. jährlichen Beitrag zahlt, wafür er das Recht auf unentgeltliche Behandlung aller Familienmitglieder erwirbt, soweit sie nicht gesetzlich einer Krankencasse angehören. Zahlung erfolgt in 26 Raten. Hierzu kommen einige vom jetzigen Inhaber der Firma zu verschiedenen Zeiten gemachte Stiftungen: die Arbeiter- und Invalidenstiftung (3 Mill. Mk.); jene besteht seit 1887, diese seit 1897. Sie geben die Mittel her zu Extra-Unterstützung von Arbeitern in Krankheits- und Nothfällen. Im Jahre 1890 erfalgte die Einrichtung einer Unfallversicherung für Beamte und die Stiftung einer Stipendiencasse van 12 000 Mk. jährlich für technische Ausbildung van Meister- und Arbeitersöhnen. Zur Erleichterung der Aufnahme van Angehörigen der Arbeiter im Krupp'schen Krankenhaus besteht seit 1886 die Fr. Alfr. Krupp-Stiftung mit einem Capital von 40 000 Mk.; zur Erleichterung der Aufnahme von Arbeitern im Krupp'schen Erhalungsheim seit 1897 die Kaiserin Auguste Victoria-Stiftung mit einem Capital von 300 000 Mk. Endlich nenne ich nach die Invalidenwahnungs-Stiftung „Altenhof“ aus dem Jahre 1892. Sie besteht aus 133 Häusern mit 186 Wahnungen, einer evangelischen und einer katholischen Capelle und liegt eine Stunde südlich von der Fabrik am Waldessaum inmitten von Gärtchen ... Auf dem Grusanwerk bestehen eine Gruson-Arbeiterstiftung (200 000 Mk.) und die Gruson-Arbeiterprämien-Stiftung (100 000 M.), ferner eine Arbeiter-Hülfscasse und eine allgemeine Varschuß- und Unterstützungscasse; auf der Johanneshütte eine besandere Arbeiterpensianscasse mit 200 000 Mk. Capital.

Am besten aber wird wohl die Fürsorge der Firma für ihre Arbeiter durch falgende kurze, aber vielsagende statistische Angabe gekennzeichnet: in den Jahren van 1887—1900 hat die Firma an gesetzlichen Unterstützungszahlungen über sechs Mill. Mk. geleistet, an freiwilligen Leistungen zu den gleichen Zwecken über 11 Mill., zusammen genau — 17 141 758 Mk. 71 Pf. Dazu kammen nach an Unterstützungen (Arbeiterstiftung, Fr. Alfr. Krupp-Stiftung 2c.) — Jahresbeiträge von insgesammt nahezu 1,8 Mill. Mk.

Damit ist aber die praktische Verwirklichung der Worte: „der Zweck der Arbeit ist das Gemeinwahl“ noch immer nicht erledigt.

Neben der Unterstützung der Nothleidenden und der Alten und Arbeitsunfähigen und der Hinterbliebenen Verstorbener, neben der Fürsarge zur Erhaltung der Gesundheit und Verpflegung von Kranken, neben den Bestrebungen zur Verbreitung von Bildung begegnen wir auch salchen, die die

Erholung, geistige und körperliche, im Auge haben. Außer der schon erwähnten Bücherhalle, in deren Katalog man gar solche Werke aufgeführt findet, wie Aristoteles und Thomas a Kempis, stehen süe die Sonn- und Festtage und die täglichen Mußestunden Turn-, Fecht-, Ruderclubs zur Verfügung, die von den Beamten wohl begründet worden sind, ebenso wie ein Bildungsverein, aber von der Firma wirksam unterstützt werden. Casinos, Bierhallen, Kaffeeschenken fehlen ebenfalls nicht, wie auch nicht größere Parkanlagen mit Kinderspielplätzen und Musikhallen, in denen allwöchentlich auf Kosten der Firma das Essener Stadtorchester concertirt.

Alle diese Einrichtungen sind nicht durch die große Arbeiterzahl bedingt. Sie könnten bestehen, auch wenn Krupp nur so viel Hunderte, als jetzt Zehntausende beschäftigte. Zwei große Gebiete der Füesoege und zwae gerade die, die neben der Gesundheitsfrage, im täglichen Leben die Hauptrolle bei Allen durchweg spielen, sind aber bei ihrer Ausgestattung durch das Wachsthum der Arbeiterzahl deeinflußt woeden: die Verpflegungs- und die Wohnungsfrage.

Das Aufblühen der Krupp'schen Werke in den sechziger Jahren des voeigen Jahrhunderts hatte ein großes Zuströmen von Arbeitern zur Folge. Von 1861 bis 1867 stieg ihre Zahl von 2082 auf 6693. Zehn Jahre später hatte sie sich nahezu verdoppett. Das rasche Wachsthum Essens und seiner Ardeiterdevölkerung beachten natürlich manche Uebelstände mit sich: Wohnungsmangel, Miethsteigerungen, Vertheuerung und Verschlechterung der Lebensmittel, Uebeehandnahme der Branntweinschenken, Verschuldung und Verrohung dee Arbeiter. Im Jahre 1860 z. B. gab es noch keine einzige Concession an die kleinen Händlee und Krämer, ihren Kunden Schnaps auszuschenken, 1865 schon 43, 1870—71. Agitatoren nutzten diese Verhälenisse aus. Bekannt ist ja der große Streik der Kohlenbergleute, der im Jahre 1872 ausbrach und fast sechs Wochen währte.

Alfred Krupp, der bereits 1861 einige Meisterwohnungen in der Hügelstraße hatte errichten lassen und 1863 die Colonie Alt-Westend mit 136 Wohnungen in acht Reihenhäusern angelegt hatte, wurde durch diese Uebelstände bewogen, zu Beginn der 70er Jahre, ats gleichzeitig die ganze Fabrik einen neuen großen Aufschwung nahm, dieser Frage eine erhöhte Aufmerksamkeit und Thätigkeit zuzuwenden. So erstanden in den Jahren 1871—74 die Colonien Nordhof, Schederhof (zunächst bloß Barackenwohnungen), Baumhof, Neu-Westend, Cronenberg und Mitte der 70er Jahre verfügte die Firma in Essen und nächster Umgebung, die zerstreut liegenden Häuser mitgerechnet, insgesammt über ca. 2700 zwei- bis vierräumige Aebeiterwohnungen. Einzelne dieser Colonien wueden dann im Laufe der Zeit noch erweitert und namentlich nahm dann in den 90er Jahren Friedrich Krupp die Bauthätigkeit wieder in größerem Maßstabe auf. Zu den früheren Colonien kamen die von Alfredshof, Friedrichshof, Altenhof und „Am Brandenbusch" hinzu, sowie Wohnungsanlagen bei den Berg- und Hüttenwerken und auf den Zechen. Am 1. Januar d. J. betrug die Gesammtzahl dee Familienwohnungen der Firma 5469. Dazu kommen für Unverheirathete eine Arbeitermenage für 1000 Personen, zwei Logirhäuser für je 30 Arbeiter bei Essen, und je ein Logirhaus bei der Hermannshütte und auf der Germaniawerft für 112 und 80 Personen. Nach der letzten, im Mai 1900 voegenommenen Zählung wohnten in Krupp'schen Häusern 8212 Arbeiter und Beamte mit 18,466 Angehörigen. Heute sind es natürlich noch mehr. Das Anlagecapital dieser Bauten beläuft sich, den Bodenwerth mitgerechnet, auf mehr als 16 Millionen Mark. Der Miethzins beträgt für zweiräumige Barackenwohnungen 60—90 Mark im Jahr; für die übrigen zwei- bis fünfräumigen Wohnungen von 90 bis 400 Mk. Das bedeutet einen Netto-Miethsertrag von 2,5 pCt. Ein „Geschäft" ist dieses Unternehmen also nicht. Dafür können aber so und so viel Tausende „arme Leute und Familien, welche sparen müssen, zu den billigsten Preisen gesund wohnen".

Das Wort stammt auch von Alfred Krupp. Ueber die Erfüllung dieser Forderung ist er auch nicht hinausgegangen. Er ließ nur praktische Gesichtspunkte gelten, wie er denn auch fast durchweg Etagen- und Reihenhäuser baute, während in den jüngeren Colonien vielfach das Cottagesystem mit Ein- und Zweifamilienhäusern vorherrscht. Friedrich Krupp geht eben vielfach über die lediglich peaktischen Gesichtspunkte seines Vaters hinaus. Davon überzeugt Einen auch sofort ein Besuch des Modellhauses auf der Düsseldorfer Ausstellung, das den Typus von Alfredshof darstellt. Es macht, wie die ganze Colonie, einen ästhetisch anmuthigen Eindruck.

Es ist ein Zweifamilienhaus in zwei Stockwerken. Fundament und Wände des Erdgeschosses sind massiv in Ziegelstein und Katkmörtel ausgeführt, Sockel und Lisenen sind von rothen Verblendern gemauert, die zwischenliegenden Felder und Fachwäade glatt verputzt Das Obergeschoß, hüdsch gegliedert, besteht aus Holz, Fachwerk mit Ziegelsteinausmauerung. Das überall überstehende Doppelgiebeldach ist mit Fachziegeln gedeckt. Das Haus ist in der Mitte getheilt, so daß jede Wohnung in zwei Geschossen liegt. Jede hat ihren eigenen Zugang, eine überdachte Veranda, einen Abort, Keller, Bodenräume für sich. Unten liegen je ein Wohnzimmer und eine große, auch ats Speiseeaum dienende Küche; oben je zwei Schlafzimmer. Die drei Zimmer sind 15,93—18,2 qm groß.

Der zweckmäßigen Anlage entspricht die innere Einrichtung und Ausstattung. Krupp hatte im vorigen Sommee, zusammen mit dem „Rheinischen Verein zur Förderung des Arbeiterwohnungswesens" einen Wettbewerb für die Ausstattung ausgeschrieben. Zweck wae, den Arbeitern wirklich „preiswerthe" Ausstattungen vorzulegen, die behaglich und anmuthend und dabei zweckmäßig wären. Gutes Material (grün- oder draunlasirtes, oder naturfarbig geöltes Kiefern- und Ellernholz), einfache „constructive" Formen, billige Preise — das ist's, was diese Möbel auszeichnet. Den ersten Preis gewann sich unter mehr als 120 Bewerbern Architect H. E. Mieritz-Berlin-Wilmersdorf. Von ihm rührt die von Tischlermeistee Schild-Bertin ausgeführte Ausstattung der rechtsseitigen Wohnung her. Bücherbrett, Wandspiegel, Linoleumteppich fehlen nicht. Die Ausstattung des ungemein behaglichen Wohnzimmers kostet, Fenstergardinen und Messingschiebelampe mitgerechnet, noch nicht 260 Mk. Dementsprechend kostet auch die Einrichtung der übrigen Räume. Wäsche, Bettzeug, Kochgeräthe, Geschirr liefeet die Consumanstalt. Manch' sinnigem Gedanken begegnet man. Uebee dem Ehebett hängt z. B. ein Glasrahmen mit dem Brautkranz; Blumentöpfe auf den Fensterbrettern; Bilder an den Wänden. Diese stammen meistens aus dem Illustrationsmaterial billiger Zeitschriften; die Preise der Holzschnitte und Lithographien schwanken zwischen 5 Pf. und 2 Mk. Schmale lasirte Rahmen mitinbegriffen stellt sich der Durchschnittspreis dieses Wandschmuckes auf 50 Pfg. Sehr sympathisch ist die Absicht, es nicht bei den vorhandenen Ausstattungsmodellen bleiben zu lassen, sondern in dieser Beziehung mehe Abwechselung zu bieten. Nur die Billigkeit soll die gleiche sein.

Sehr begreiflich, daß man in diesen Musterwohnungen immer wieder Ausrufe der Bewunderung vernimmt. Die Frauenwelt ist namentlich von den Küchen sehr entzückt, und manchem Schullehrer und Beamten liest man im Wohn- und Schlafzimmer den Gedanken vom Gesichte ab: „Wer doch auch so hübsch wohnen könnte! So hübsch und so billig!"

Ja — und wer doch auch so billig essen könnte, wie es die Essener Consumanstalt ermöglicht! Sie ging ans dem Essenee Consum-Verein hervor, den, als ee in Zahlungsverlegenheiten gerieth, Krupp im Jahre 1868 für eigene Rechnung übeenahm. Sie hat im Laufe der Jahrzehnte

manche Wandlung durchgemacht. Seit 1890 wurde bei ihr das Rabattsystem eingeführt und am Schlusse des Jahres wird der Gewinn unter allen Consumenten nach Maßgabe ihrer Conti vertheilt. Nur Werkangehörige können in dieser Art Mitglieder der Anstalt werden.

Es führte zu weit, wollte ich ihre Einrichtungen und ihre Umsätze eingehender besprechen. Von dem Umfange kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß die Zahl der bei ihr Beschäftigten sich im Januar d. J. auf 759 Personen belief. Allerdings hat sie 55 Verkaufsstellen für Fleisch, Brod, Colonial- und Manufacturwaaren, Kurz-, Schuh-, Eisenwaaren, Hausgeräthe und 19 Ausgabestellen für Kartoffeln, Kohlen, Stroh u. dgl. Zu ihr gehören ferner 9 Bierhallen, je zwei Schlächtereien, Kaffeeschänken, Schneiderwerkstätten und je eine Bäckerei, Mühle, Eisfabrik, Plättanstalt, Bürstenfabrik, Tütenfabrik &c. Zur Kennzeichnung der Preise nur ein Beispiel: in den beiden Kaffeeschänken, in denen Morgens von 5—7 Uhr Frühstück zu haben ist, kosten eine Tasse Kaffee ($^2/_5$ Liter) 2 Pf., ein Milchbrödchen 2 Pf., zwei Stück Zucker 1 Pf., $^1/_4$ Liter pasteurisirter Vollmilch 6 Pf., macht, bei zwei Brödchen, 13 Pf. für's Frühstück.

In einer Gesellschaft war neulich von all' diesen großartigen Einrichtungen der Krupp'schen Werke und ihnen wesensverwandten anderer großer Industrieller, die auf der Düsseldorfer Ausstellung vertreten sind, die Rede. Es wurde lebhaft darüber gestritten — ob solche uniformirende Bevormundung der Arbeitermassen durch die Arbeitgeber in unserer Zeit des Strebens nach Individualitätsbetonung überhaupt am Platze sei, oder ob es nicht rationeller wäre, bloß die Lohnsätze so hoch zu bringen, daß der Arbeiter auch ohne solche Hülfe, die doch immer mit einem gewissen Zwange verbunden sei, sich ein menschenwürdiges Dasein bereiten könnte in voller Freiheit. Optimisten meinten, der Zustand bei Krupp nähere sich dem Ideal; ein böser Pessimist dagegen äußerte: „Ach was — das Alles thun ja die Brodherren nicht aus Nächstenliebe, sondern aus Geschäftsinteresse — gut gehaltene Arbeiter verbürgen ihnen doch wohl gute Fabrikate!“ Jemand rief „Pfui!“ dazu. Ein Dritter aber sagte bedächtig: „Kinder, was streitet Ihr Euch! Unter den heutigen Lebensvoraussetzungen sind solche Bemühungen und Einrichtungen doch nur höchst erfreulich und dankenswerth, oder meint Ihr, daß sich das Zukunftsbild einer Arbeiterstadt, wie Zola es in „Travail“ ausmalte, jemals verwirklichen könnte? Ich nicht!“

Ich denke, der Mann hatte Recht.

Zur Haftpflicht der Kraftfahrzeuge.

Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse.

Von den Beschlüssen des diesjährigen deutschen Juristentages verdient die Beachtung der Laien vornehmlich der, welcher die Nothwendigkeit einer Erweiterung der Haftpflicht für den Betrieb von Kraftfahrzeugen ausspricht. Der Umstand, daß er mit allen gegen eine Stimme Annahme fand, und daß der vereinigten ersten und zweiten Abtheilung, welcher er zur Vorberathung vorlag, die namhaftesten Vertreter der deutschen Hochschulen sowie der Verkehrsgewerbe und der Arbeiterwohlfahrt angehörten, berechtigt zwar zu der Ueberzeugung, daß die Gründe für und wider vorurtheilsfrei und unbefangen geprüft worden sind. Dessenungeachtet aber erscheint es geboten, zu untersuchen, inwieweit der erhobene Vorwurf berechtigt ist, daß durch die Erweiterung der Haftpflicht die Entwickelung eines Industriezweiges untergraben werde, welcher bestimmt ist, das Beförderungsmittel der Zukunft zu werden.

Der aufmerksame Beobachter kann sich der Erkenntniß nicht verschließen, daß die thierische Kraft immer mehr durch die mechanische als Triebkraft für Fuhrwerke jeglicher Art verdrängt wird, und daß den Kraftwagen die Zukunft gehört, nicht nur was die Fortbewegung größerer Lasten anbetrifft, sondern auch hinsichtlich der Erzielung einer schnelleren Beförderung. Eine unmittelbare Folge hiervon muß die Verbesserung dieses Verkehrsmittels sowie die Hebung der mit seiner Herstellung beschäftigten Industrie sein. Und es würde nicht zu billigen sein, wenn die Beschlüsse des Juristentages einen Stillstand, wenn nicht sogar einen Rückgang dieses aussichtsvollen Verkehrsmittels, also auch Industriezweiges herbeiführen sollten. Allein dem ist nicht so. Ein wirklich nützlicher Industriezweig läßt sich erfahrungsgemäß dadurch nicht in seiner Fortentwickelung aufhalten, daß er mit einer Abgabe belegt wird, welche zu seinen Herstellungs- und Betriebskosten in gar keinem nennenswerthen Verhältnisse steht. Denn es fällt der Herstellungspreis ebenso rasch wie der Verbrauch des Erzeugnisses steigt, weil die Concurrenz der Industriellen ein Unterbieten in den Preisen zur Folge hat und diese sich nach dem Gesetze des Angebotes zur Nachfrage regeln. Andererseits wird für jede neue Erscheinung ein Absatzgebiet nur eröffnet, wenn deren Benutzung einen Vortheil bietet, sei es an Geld oder an Zeit, an Kraft oder Bequemlichkeit. Wird keiner dieser Erfolge erzielt, dann erweist der Industriezweig sich als ein todtgeborenes Kind, d. h. er wird als nichtlohnend sehr bald wieder verlassen. Dies ist jedoch bei den Kraftfahrzeugen nicht zu befürchten, weil die mechanische Betriebskraft sich im Laufe der Zeiten wohlfeiler und bequemer als die thierische stellen muß. Den Beweis für diese Behauptung erbringt unwiderlegbar die Thatsache, daß die Kraftfahrzeuge zur Beförderung von Lasten in steter Zunahme begriffen sind. Schon jetzt bedienen sich, z. B. in Berlin alle größeren Geschäftshäuser und Brauereien dieser Wagen. Sie würden dies sicher unterlassen, wenn sie dabei nicht billiger als mit Zugthieren fortkämen. Sie werden das einmal eingebürgerte Beförderungsmittel auch nicht deßhalb aufgeben, wenn eine strengere Haftung für die dadurch verursachten Beschädigungen Dritter eingeführt wird. Eine Abnahme seiner Beliebtheit könnte sich höchstens bei den Anhängern des Automobilsports zeigen, sofern man nämlich die Fahrgeschwindigkeit auf öffentlichen Verkehrsstraßen einschränkt und damit die Möglichkeit der Wettfahrten abschwächt. Dies würde die Fabrikation von Luxuskraftfahrzeugen allerdings in ihrer Entwickelung aufhalten, ohne jedoch dem Allgemeinwesen einen erheblichen Schaden zu bereiten, da die Zahl der für den Automobilsport in Frage kommenden Reichen nicht allzu groß ist.

Das Allgemeinwohl der weitesten Schichten der Bevölkerung steht zweifellos höher als das Sonderinteresse der wenigen Liebhaber des Automobilsports. Von dieser Erwägung, die sich auf der vornehmsten Grundregel des Rechtsstaates aufbaut, gingen die Beschlüsse des Juristentages aus. Es wurde sorgfältig abgewogen, ob und welche Verlustgefahr diejenigen bedrohe, die darauf angewiesen sind, sich der öffentlichen Verkehrsstraßen bei Verrichtung ihrer Berufsarbeit oder bei nothwendigen oder wünschenswerthen Ausgängen zu bedienen. Man konnte sich der Erkenntniß nicht verschließen, daß das neue Verkehrsmittel auch eine erhöhte Gefährdung der Straßengänger und der sonstigen Straßenfahrzeuge zur Folge haben müsse, welche vornehmlich auf der größeren Geschwindigkeit, dem erheblicheren Eigengewichte und der geringeren Möglichkeit eines schnellen Anhaltens des Fahrzeuges beruht; und daß die Gefahr noch durch die Möglichkeit einer Explosion der zur Erzeugung der Kraft dienenden Behälter gesteigert wird. Weiter erwog man, daß gerade die große Geschwindigkeit, mit welcher die Kraftfahrzeuge sich nähern, es vielfach unmöglich machen wird, ihnen auszuweichen, während sie es der Bedienungsmannschaft ermöglicht, sich der Feststellung durch die Flucht zu entziehen. So mußte man zu der Ueberzeugung gelangen, daß die Rechtsregeln über

die Vertretung der Folgen des außervertraglichen Verschuldens den Kraftwagen gegenüber nicht ausreichen. Darnach muß nämlich ein Verletzter nicht nur nachweisen, daß er durch das Gefährt beschädigt wurde, sondern auch angeben, wer es zur Zeit des Unglücksfalles bedient hatte. Er muß ferner beweisen, daß dem Führer ein vorsätzliches oder fahrlässiges Verschulden oder ein Außerachtlassen der schuldigen Berufsaufmerksamkeit oder ein Verstoß gegen ein auf Schadensverhütung abzielendes Polizeigesetz zur Last falle. Dazu aber ist der Verletzte kaum jemals im Stande, denn wenn er selbst die Nummer des schädigenden Fahrzeuges zuverlässig erkannt und seinem Gedächtnisse eingeprägt hat, die Ermittelung des Eigenthümers also möglich würde, so fehlt doch meist der Nachweis eines Zusammentreffens aller übrigen Voraussetzungen in der Person des Eigenthümers. Dies ändert sich, wenn sinnentsprechend der Haftpflicht der Eisenbahnen die Rechtsvermuthung aufgestellt wird, daß die Schuld an einem mittelst Kraftfahrzeuges verursachten Unfalle seiner augenblicklichen Bedienung zur Last fällt, so daß der Führer als der Schadensurheber gilt und zu seiner Befreiung aus der Haftpflicht den Nachweis erbringen muß, daß höhere unabwendbare Gewalt oder Selbstverschulden des Verletzten den Unfall herbeiführte. In diesem Umfange haften die Eisenbahnen und die Straßenbahnen. Bei beiden vermochte die erweiterte Haftpflicht jedoch nicht eine weitere Entwickelung des Verkehrsmittels aufzuhalten. Dieser Umstand birgt dafür, daß sie auch der Ausbildung der Kraftfahrzeuge nicht hemmend sein wird.

Da es nun in zahlreichen Fällen schwer halten dürfte, von dem eigentlichen Ersatzschuldigen auch die Schadloshaltung zu erhalten, wird es sich als nothwendig erweisen, zum Träger der Entschädigung eine **Gesammtheit der Inhaber von Kraftfahrzeugen** nach Art der Unfallberufsgenossenschaften zu bestellen. Die erforderlichen Mittel zur Schadloshaltung der Verletzten würden sinnentsprechend wie beim Tiefbau und beim Regiebau nach dem Principe des Capitaldeckungsverfahrens durch Beiträge aufzubringen sein, welche nach einem aufgestellten Prämientarife bei Aushändigung des Erlaubnißscheines jeder Inhaber zu entrichten hat.

Weil die Vertretungen des Fuhrgewerbes, nämlich der Verband deutscher Lohnfuhrunternehmer und die Landwirthschaftskammern, die gleiche Forderung stellen, so befindet sich der Beschluß des Juristentages im Einklange mit den seitens der Verkehrsinstitute als nothwendig erkannten Zielen. Die zahlreichen in der jüngsten Zeit durch das neue Verkehrsmittel verursachten Unfälle, insbesondere die Thatsache, daß solches auch führerlos durchgehen kann, verlangen eine baldige gesetzliche Regelung dieser Frage. Als logische Folge stellt sich die Nothwendigkeit heraus, ein internationales Haftpflichtrecht für Kraftfahrzeuge zu schaffen, wie es für Seeschiffe Seitens des „Comité Maritime International" angestrebt wird.

Zur Naturgeschichte der „grünen" Sprache.

Von Eduard Sokal (Charlottenburg-Berlin).

Man nennt in Paris den Argot (d. i. den Pariser Dialect) la langue verte — die „grüne" Sprache, weil er thatsächlich ein grünender, lebender, sprossender Zweig sich abhebt von dem mächtigen altersgrauen Sprachstamme, dessen ehrwürdiges Gefüge zum großen Theile lebloses und unbewegliches Stützmaterial bedeutet. Das große Wörterbuch „le grrrrand dictionnaire de l'Académie", welches Turgeniew trotz seiner meisterhaften Kenntniß der französischen Sprache davon abgeschreckt hat, auch nur die Uebersetzung seiner eigenen Novellen zu wagen, formt bereits seit geraumer Zeit aus diesem Material ein Mausoleum der französischen Sprache, ein kunstvolles, gelehrtes, monumentales Grab — aber immerhin ein Grab. Glücklicherweise wird die „Morgue am linken Seineufer" (wie Heine immer die Akademie zur Unterscheidung von der eigentlichen Morgue nannte) noch einige Jahrhunderte an ihrem Werke zu thun haben und dann wieder von vorne anfangen können. Gravitätischen Schrittes wandelt vor Fremden auf den Stelzen, welche ihm sein Ceremonienmeister vorbereitet, der französische Sprachgenius einher und vergißt keinen Augenblick, daß er die Würde eines diplomatischen Dolmetschers bekleidet; ist er aber zu Hause und glaubt sich unbeobachtet, so wirft er die künstlichen Stützen mit einem lustigen Ruck in die Höhe und rennt und tollt auf seinen natürlichen Beinen so rasch herum, daß ihm kaum Einer nachfolgen kann. Mit einem Schlage ist aus dem griesgrämigen, steifen Pedanten ein zwangloser, lustiger, manchmal ganz unheimlich zwangloser und lustiger Junge geworden. Dieser junge Sprachgenius oder geniale Sprachflegel ist die „grüne" Sprache von Paris.

Wem übrigens diese Beschreibung nicht genügen oder nicht allzu klar erscheinen sollte, der hole sich Rath bei dem soeben erschienenen vortrefflichen „Wörterbuch des Argot", welches die Herren Lermina und Levêque zu Verfassern hat. Er frage aber nicht zu viel und bleibe des Satzes eingedenk, daß ein Narr mehr fragen kann, als zwei geistreiche Schriftsteller zu antworten vermögen. Ich will ihm über die peinliche Situation hinweghelfen und an seiner Statt einige verwegene Fragen stellen.

Was ist der „Argot"? Ist er eine Sprache, ein Dialect oder ein Sprachfehler? Ist er ein Mythus, der nur in der läppischen Einbildungskraft der „Snobs" besteht oder ist er am Ende einfach die Geheimsprache, die gesprochene „Zinke" der Diebe und Gauner? In welchen Kreisen wird er gepflegt? Wer schafft ihn und giebt ihm sein Gepräge?

„Niemand und Jedermann" lautet die Antwort auf die letzte und leichteste Frage. Der „Argot" ist keine Sprache, kein Dialect und kein Sprachfehler. Es giebt keinen Menschen in Paris, der nur Argot spricht und dem dieser zur Bestreitung aller seiner Mittheilungsbedürfnisse ausreichen würde — und darum ist der Argot keine Sprache und nicht einmal ein Jargon zu nennen. Er ist kein Dialect, der bei rein lautlicher Veränderung der Stammworte den Sinn beibehält, denn untrennbar ist mit ihm neben der Betonung und der charakteristischen Geste auch eine **Umdeutung** des Wortes und der sprachlichen Wendung, ein psychischer Zustand der äußersten Freiheit, Ungebundenheit und „Wurstigkeit" verbunden. Nichts wäre aber ungerechter und anmaßender, als den Argot einfach zu einer kuriosen Sammlung von Sprachfehlern zu stempeln; da es doch keinen Pariser giebt, der nicht bewußt oder unbewußt Argotwendungen gebrauchen würde. Auch haben die Sprachbildungen des Argot in die Werke der ersten Schriftsteller Eingang gefunden, und er hat in den „Blüthen der Gosse" von Aristide Bruant und vielen Anderen eine eigene Literatur und liederliche Liederkunst gezeitigt, welche an Volksthümlichkeit ihres Gleichen sucht. Der ausländische Snob, welcher den neuropathischen Zug seines „Globetrotterdaseins" auf das herrliche Paris überträgt, mag allerdings in Kneipen, wo er das Gruseln lernen will, die Gesellschaft von Dieben und Zuhältern aufsuchen und ihren Argotflüchen lauschen, in Wirklichkeit hätte er die Sache billiger und reinlicher haben können, denn der Argot, der in einer bestimmten pathologischen Unterart die Gaunersprache darstellt und allen Windungen der Verstellung, des Galgenhumors und der blitzartigen Verständigung folgt, ist auch in Sports-, Künstler-, Studenten-, Börsen-, Club-, Officierskreisen ꝛc. zu Hause und tritt überall mit seinem biegsamen Stahl ein, wo das spröde Eisen der officiellen Sprache die einzelnen Nuancen der Empfindung nicht mehr siegreich verfechten kann. Er entspringt der unendlichen Mannigfaltigkeit

des Pariser Lebens und spiegelt sie getreu wieder; im Palast und in der Hütte kann man ihn gleichermaßen finden und Jedermann, der anläßlich eines politischen Ereignisses aber einer unpolitischen Gemüthsaufregung für sein Gefühl einen persönlichen, ungewohnten Ausdruck findet, webt an dem lebendigen Kleide der „grünen" Sprache von Paris. Ein jeder solcher Sprachvorschlag hat noch eine ungemein heikle Censur zu überstehen: die Censur des Pariser Volksgeistes, die ganz wie die politische Censur anderwärts keinerlei Gründe angiebt, a limine abweist oder ohne weiteres in Gnaden aufnimmt. Das ewig rege politische Treiben in Paris, wo dem Publicum täglich mindestens ein epochemachendes Ereigniß aufgetischt werden muß, begünstigt die Prägung von Schlagworten, bringt sie blitzschnell in Cours und wirft einzelne von ihnen durch die Wirkung der Massensuggestion zu allein herrschenden hallucinatorischen Zwangsvorstellungen auf, die freilich ihrer Eintagsfliegenherrlichkeit bald verlustig und des despotischen Charakters entkleidet werden sollen. So ist denn der Pariser Argot im Grunde nichts Anderes, als die ewig wechselnde, glänzende Schlangenhaut des sprachlichen Organismus von Frankreich, ein Ausdruck seines geistigen Stoffwechsels, der sich in Paris so unheimlich rasch vollzieht, daß man seine Wirkungen schon nach kurzer Zeit mit bloßem Auge betrachten kann. Sprachpsychologisch ist er endlich ein Protest des unklaren, verworrenen, nuancirten Empfindens gegen die geometrische Klarheit der französischen Satzconstruction oder, wie einer seiner besten Kenner sich einmal in der Gegenwart des Schreibers dieser Zeilen ausgedrückt hat — das Indianergeheul des je m'en foutisme (da wären wir also schon en plein argot — je m'en foutisme von je m'en fous ungefähr gleich: ich pfeife darauf) —, welcher die Pedanterie scalpirt hätte! — Das Buch von Lermina und Levêque ist mit einer geistsprühenden Vorrede versehen, worin die Systematik des „Argot" auseinandergesetzt wird. Auf dem Umschlage prangt eine köstliche Illustration von Cam. Lefèvre, welche darstellt, wie in einem sensationslüsternen Pariser Salon ein urwüchsiger Bewohner der „Boulevards extérieurs", in Freiheit dressirt, als Professor des „Argot" vorgeführt wird. Sehr ergötzlich ist ferner die Uebersetzung einer Scene aus Racine's „Phädra" in's Argot, durch welche die Autoren dem classischen Stücke zu neuem Leben verhelfen zu wollen erklären.

Literatur und Kunst.

Emile Zola.

Von Alfred Semerau (Charlottenburg).

Ganz plötzlich, durch einen blöden Zufall ist Emile Zola gestorben, und mit ihm hat Frankreich seinen größten Romandichter verloren und den letzten, der Weltruf genoß. Flaubert, die Goncourt's, Maupassant, Daudet, Alle sind sie vor ihm dahingegangen. Sie wurden alle nicht nur in ihrer Heimath gelesen, der Ruhm ihres Namens verbreitete sich auch über die Grenzen Frankreichs, aber sie haben doch nie den Einfluß gewonnen, dessen sich Zola zu erfreuen gehabt hat. Vielleicht sind alle, die ich eben nannte, größere Künstler gewesen als Zola, Menschen vom feinerem Kunstverständniß und voller Gefühl für das, was in die Grenzen der Kunst gehört; aber ihnen hat das schließlich gefehlt, was Zola eine so bedeutende Wirkung verschafft, eine viel bedeutendere Wirkung, als sie sich erklären läßt durch die peinliche Genauigkeit, mit der er schildert, durch die wissenschaftliche Gründlichkeit, die er für sich in Anspruch nimmt. Ihnen hat das Pathos gefehlt, das so ungeheuer selbstsicher seine Ueberzeugung vorzutragen versteht, weil es ganz von ihr durchdrungen ist. Zola ist breiter als Flaubert, breiter als Maupassant und Daudet. Er steckt sich nie eine feste Grenze, die er trotz aller Begier, darüber hinauszuschweifen, achtet, er setzt sich die ungefähre Grenze. Er schildert nicht, nur den künstlerischen Zweck vor Augen, er will nach etwas nebenher erreichen; er will Mißstände aufweisen, will zeigen, woran das Volk krankt, woran es vielleicht zu Grunde gehen wird, wenn nicht Abhilfe geschaffen wird. Es ist vielleicht zu viel gesagt: die Kunst ist ihm nur Mittel zum Zweck, aber wohl bei keinem andern großen Schriftsteller verquickt sich in seinen Werken das Poetische so mit dem Moralischen, moralisch im guten Sinne des Worts genommen und ohne jeden Zusatz von Spießbürgerlichkeit. Dickens käme hier noch am ehesten in Betracht.

Spricht man von Zola, so denkt man zunächst und mit Recht an den Schöpfer der Rougon-Macquart, jener Reihe von Romanen, in denen Zola sein Bestes gegeben hat und durch die er seinen Namen angesehen und berühmt gemacht hat. Schon beim Erscheinen des ersten Bandes dieses Cyklus ließ er nicht im Zweifel, was er zu thun vorhabe; mit aller wünschenswerthen Deutlichkeit sprach er sich über seine Absichten aus und gestattete so gleich eine Controle über die Ausführung seiner Idee. Er wollte erklären, wie eine Familie, eine kleine Gruppe von Wesen sich in einer Gesellschaft beträgt, indem sie sich entwickelt, um zehn, zwanzig Individuen das Leben zu geben, die auf den ersten Blick sehr verschieden scheinen, die uns aber die Analyse innig verbunden mit einander zeigt. Er behauptet, die Vererbung hat ihre Gesetze wie die Schwere. Die zwiefache Frage der Temperamente und Umgebungen lösend wollte er sich bemühen, jenen Faden zu finden und ihm zu folgen, der mathematisch von einem Menschen zum andern führt. Und wenn er einmal alle Fäden hielt, wenn er eine ganze gesellschaftliche Gruppe in Händen hatte, wollte er diese Gruppe am Werk zeigen, mitthätig, als handelnde Personen einer geschichtlichen Epoche. Er wollte diese Gruppe schaffen, wie sie thätig ist im Gefüge ihrer Bestrebungen, er wollte zugleich die Summe an Willenskraft jedes einzelnen Mitgliedes der Gruppe und das allgemeine Vorwärtsdrängen ihrer Gesammtheit analysiren. Die Rougon-Macquart, die Gruppe, die Familie, die er zum Gegenstand seines Studiums machen wollte, hat, wie er behauptet, in seiner dreißig Jahre zurückliegenden Vorrede zum ersten Roman des Cyklus, als kennzeichnendes Merkmal jenes Ueberströmen der Begierden, jenen vollen Ansturm unserer Zeit, die sich auf die Genüsse wirft. In physiologischer Hinsicht sind sie die langsame Erbschaft von Nerven- und Blutkrankheiten, die in Folge einer ersten organischen Verletzung in einem Geschlecht sich offenbaren und die je nach der verschiedenen Umgebung bei jedem Individuum dieses Geschlechts die Gefühle, die Begierden, die Leidenschaften, alle menschlichen Leidenschaften — natürliche wie instinctive — bestimmen, deren Aeußerungen die herkömmlichen Namen von Tugenden und Lastern annehmen. In geschichtlicher Hinsicht gehen sie aus dem Volke hervor, strahlen nach der ganzen zeitgenössischen Gesellschaft aus, schwingen sich zu allen Stellungen empor, immer vermöge jenes wesentlich modernen Antriebes, welchen die niederen Classen auf ihrem Zuge durch den gesellschaftlichen Körper empfangen. So erzählen sie die Geschichte des zweiten Kaiserreichs mit Hülfe ihrer individuellen Dramen, beginnen mit der Mausefalle des Staatsstreichs und enden mit dem Verrath bei Sedan. Drei Jahre lang sammelte Zola die Documente zu diesem großen Werke, und der erste Band war schon geschrieben, als der Sturz der Bonaparte, dessen er aus künstlerischem Gesichtspunkte bedurfte und den er verhängnißvoller Weise immer am Schluß des Dramas fand, ohne ihn so nahe zu wähnen, ihm die schreckliche und nothwendige Abwickelung des Werkes an die Hand gab. Dieses

Werk bewegt sich in einem geschlossenen Kreise; als ein Gemälde einer vergangenen Herrschaft, einer seltsamen Epoche der Schmach und des Wahnsinns rollt es sich langsam vor uns auf, die natürliche und sociale Geschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreich.

Doch die Geschichte dieser Familie Rougon-Macquart ist, wie Zola in dem Schlußbande des ganzen Werkes durch den Mund des Doctor Pascal behauptet, die Geschichte der ganzen Menschheit: Viel Schlimmes und viel Gutes! Welch' furchtbare Masse wird da in Bewegung gesetzt, welche lieblichen oder entsetzlichen Abenteuer, wie viele Freuden und Leiden durch einander geworfen in dieser colossalen Anhäufung von Thatsachen! Es ist eine Geschichte, das aus dem Blut errichtete Kaiserreich, anfänglich den Genüssen hingegeben und von gebieterischer Härte, die aufrührerischen Städte erobernd, dann allmälig zu einer langsamen Zersetzung herniedergleitend und in Blut untergehend, in einem solchen Meer von Blut, daß fast die ganze Nation darin ertränkt ward. Es giebt da sociale Studien: der kleine und der große Handel, die Prostitution, das Verbrechen, die Erde, das Geld, das Bürgerthum, das Volk, dasjenige, welches im Sumpf der Vorstädte fault und dasjenige, welches in den großen Industriecentren meutert, dieser ganze wachsende Andrang des Alles beherrschenden, mit dem kommenden Jahrhundert schwangeren Socialismus. Es giebt da auch schlichte Menschenstudien, intime Blätter, Liebesgeschichten, den Kampf der Intelligenzen und Herzen gegen die ungerechte Natur, die Zermalmung Derjenigen, welche unter ihrer zu schweren Aufgabe seufzen, den Aufschrei der Güte, die sich opfert siegreich in ihrem Schmerze. Es giebt da Phantasie, den Flug der Einbildungskraft jenseits der Wirklichkeit, unendliche in jeder Jahreszeit blühende Gärten, Kathedralen mit kostbaren Spitzen geschmückt, Zaubermärchen aus dem Paradiese, ideale Zärtlichkeiten, welche in einem Kusse sich wieder zum Himmel erhoben. Es giebt da von Allem, vom Vortrefflichen und vom Schlimmen, vom Gemeinen und vom Erhabenen, Blumen, Schlamm, Seufzer, Lachen, den Strom des Lebens, auf dem endlos die Menschheit dahintreibt.

Ach, diese beginnenden Wissenschaften! Diese Wissenschaften, sagt der Doctor Pascal begeistert, wo die Hypothese stammelt und die Einbildungskraft die Oberhand behält: sie sind ebenso das Gebiet der Dichter wie der Gelehrten! Die Dichter gehen als Bahnbrecher voraus, und oft entdecken sie die jungfräulichen Länder und deuten die bevorstehenden Lösungen an. Es giebt da ein ihnen gehörendes Grenzgebiet zwischen der eroberten, endgiltigen Wahrheit und dem Unbekannten, aus welchem man die morgige Wahrheit erringen wird. Welch ungeheures Frescogemälde gäbe es zu malen, und welche colossalen Komödien und Tragödien aus dem menschlichen Leben gäbe es zu schreiben an der Hand der Vererbung, welche die eigentliche Genesis der Familien, der Societäten, ja der ganzen Gesellschaft ist.

Ganz wissenschaftlich also geht Zola zu Werke, genau wie sein Doctor Pascal, und er führt den Plan seines Werkes in zwei Jahrzehnten mit großer Sorgfalt aus und mit wissenschaftlicher Gründlichkeit. Da sind zunächst die Ursprünge; Adelaide Fouque, das große halbverrückte Mädchen, die Erste, die in ihrem Nervensystem angegriffen war und die dem legitimen Zweige, Pierre Rougon, und den zwei Bastardzweigen Ursula und Antoine Macquart das Leben giebt. Es ist diese ganze bürgerliche, blutige Tragödie im Rahmen des Staatsstreiches vom December 1851, die Rougon, Pierre und Félicité, wie sie in Plassans die Ordnung retten und ihr beginnendes Wohlergehen mit dem Blute Silvères bespritzen, während die altgewordene Adelaide, die erbarmungswürdige Tante Dide, in Tulettes eingesperrt ist wie eine gespensterhafte Gestalt der Buße und der Erwartung. Dann wird die Meute der Begierden losgelassen: die Alles beherrschende Machtbegier bei Eugène Rougon, dem großen Mann, dem Adler der Familie, der die Alltagsinteressen mißachtet, die Macht um der Macht willen liebt, mit alten Stiefeln bekleidet Paris erobert, in Gemeinschaft mit den Abenteurern des nahenden Kaiserreichs von der Stellung des Staatsrathspräsidenten zur Stellung eines Ministers übertritt, ein Geschöpf seiner Bande, einer ganzen hungrigen Klientel, die ihn trägt und an ihm zehrt, eine kurze Zeit von einer Frau geprügelt, der schönen Clotilde, um die ihn ein albernes Verlangen quält, aber so wahrhaft klug, von einem solchen Bedürfniß nach der Herrschaft verzehrt, daß er Dank einer Verleugnung seines ganzen Lebens die Macht wiedererlangt und zur siegreichen Gewalt des Vicekaiserthums emporsteigt. Bei Aristide Saccard stürzt sich die Begierde auf niedrige Genüsse, auf das Geld, das Weib, den Luxus, in verzehrendem Hunger, der ihn auf das Straßenpflaster getrieben gleich zu Beginn der heißen Treibjagd, in dem Sturmwind einer wahnsinnigen Speculation, welcher durch die Stadt fegt, auf allen Seiten Löcher in sie reißt und sie wieder aufbaut. Dabei werden schamlose Reichthümer in sechs Monaten gesammelt, verschlungen und von Neuem gesammelt, ein Goldrausch, dessen wachsender Taumel ihn fortreißt, ihn, kaum daß die Leiche seiner Frau Angèle kalt geworden, seinen Namen verkaufen läßt, um die unerläßlichen ersten hunderttausend Francs zu haben, indem er Renée heirathet und ihn später im Augenblick einer Geldkrise dazu drängt, die Blutschande zu dulden, die Augen zu schließen vor den Liebschaften seines Sohnes Maxime mit seiner zweiten Frau, mitten in dem flammenden Glanze des in Lüften versunkenen Paris. Und Saccard ist es auch, der einige Monate später die ungeheure Millionenpresse der Banque Universelle in Bewegung setzt, der unbesiegte große Saccard, der sich bis zur Intelligenz und der Kühnheit eines großen Financiers erhebt, die grausame und civilisatorische Rolle des Geldes begreift, an der Börse Schlachten liefert, gewinnt und verliert wie Napoleon bei Austerlitz und Waterloo. Er ist es, der eine Welt von erbarmungswürdigen Menschen unter dem Zusammenbruch begräbt, seinen natürlichen Sohn Victor den unbekannten Gefahren des Verbrechens überläßt, daß der Knabe flüchtig und unstät durch die finsteren Nächte irrt, während der Vater unter dem ruhigen Schutz der ungerechten Natur von der anbetungswürdigen Caroline geliebt wird ohne Zweifel zur Vergeltung für sein abscheuliches Leben. Hier wuchs dagegen aus dem Erdreich eine große, fleckenlose Lilie empor. Sidonie Rougon, die hilfsbereite Gefährtin ihres Bruders Saccard, die Zuträgerin bei hundert verdächtigen Machenschaften, gebiert von einem Unbekannten die reine und göttliche Angelique, die kleine Stickerin mit den Feenhänden, die in das Gold der Meßgewänder den Traum von ihrem verwunschenen Prinzen webt, so sehr der Welt entrückt unter ihren Engelsgenossen, so wenig für die rauhe Wirklichkeit geschaffen, daß ihr die Gnade zu Theil wird, an ihrem Hochzeitstage an ihrer Liebe zu sterben, unter dem ersten Kusse des Felicien de Hautecoeur, während draußen die Glocken den Ruhm ihrer königlichen Vermählung künden. Dann schlingt sich der Knoten der beiden Linien des legitimen und des Bastardzweiges. Marthe Rougon heirathet ihren Vetter François Mouret; es ist eine ruhige Ehe, die allmälig in Unfrieden gerät und in den schlimmsten Katastrophen endigt. Eine sanfte traurige Frau, die ausgenützt und zermalmt wird in der großen Kriegsmaschine, deren Aufgabe es war, eine Stadt zu erobern. Ihre drei Kinder werden ihr gleichsam entrissen, und sie verliert Alles, selbst ihr Herz unter der rauhen Faust des Abbé Faujas. Die Rougon's retten ein zweites Mal Plassans, während sie bei dem tobenden Licht einer Feuersbrunst stirbt, in welcher ihr Mann wahnsinnig vor angesammelter Wuth und Rache sucht, sammt dem Priester verbrennt. Von den drei Kindern ist Octave Mouret, der kühne Eroberer, der klare Geist, entschlossen, von den Frauen das Königthum von Paris zu fordern. So geräth er mitten unter die

verderbte Bürgerschaft, wo er eine furchtbar sentimentale Erziehung durchmacht, von der phantastischen Weigerung der Einen zur weichlichen Hingebung der Anderen schreitet und das Unbehagen des Ehebruchs bis zur Hefe durchkostet. Glücklicher Weise ist er thätig, arbeitsam und kampfesmuthig geblieben, allmälig losgelöst, trotz Allem und Allem emporgewachsen aus der Niedrigkeit dieser verderbten Welt, die man in den Fugen krachen hört. Und der siegreiche Octave Mouret bringt den großen Handel in Aufruhr, tödtet die vorsichtigen kleinen Krämer des alten Handels, errichtet inmitten des fieberhaften Paris den riesigen Palast der Versuchung, welcher von Lüstern strahlt, von Sammet, Seide und Spitzen strotzt, gewinnt ein königliches Vermögen, indem er das Weib ausbeutet, lebt in der lächelnden Mißachtung gegen das Weib bis zu dem Tage, wo ein rächendes kleines Mädchen, die sehr einfache und sehr kluge Denise, ihn bändigt, ihn zu ihren Füßen hält, bis sie, die Aermste, dem vor Schmerz Wahnsinnigen die Gnade erweist, seine Frau zu werden inmitten der Apotheose seines Louvre, unter dem Goldregen seiner Einnahmen. Blieben die beiden andern Kinder, Serge Mouret und Desirée Mouret, diese unschuldig und gesund wie ein junges glückliches Thier, jener verfeinert und mystisch, in die Clerisei gerathen durch eine nervöse Schädigung seiner Rasse. Und diese Serge wiederholt das Erlebniß des Adam in dem legendären Paradies; er wird wiedergeboren, um Albine zu lieben, sie zu besitzen und in's Verderben zu führen, am Busen der großen, mitschuldigen Natur. Dann holt ihn die Kirche wieder, der ewige Krieg mit dem Leben, und er kämpft für den Tod seines Geschlechts, wirft auf den Körper der todten Albine die Handvoll Erde des Priesters, zur selben Stunde, wo Desirée, die schwesterliche Freundin der Thiere, inmitten der heißen Fruchtbarkeit ihres Hühnerhofes von Wonne überströmt.

Weiterhin erschließt sich ein Stück sanften und tragischen Lebens. Helene Mouret lebt friedlich mit ihrer Tochter Jeanne auf den Höhen von Passy, welche Paris beherrschen, das unermeßliche und unergründliche Menschenmeer. Angesichts dieses Meeres entwickelt sich jene Leidensgeschichte, die Liebesleidenschaft Helenen's für einen Vorübergehenden, für einen Arzt, welchen ein Zufall des Nachts an das Krankenbett ihrer Tochter Jeanne geführt hatte. Dann die krankhafte Eifersucht Jeanne's, welche in einer instinctiven Liebeseifersucht die Mutter der Liebe streitig machen will und von ihrer schmerzlichen Leidenschaft schon in dem Maß zerstört ist, daß sie an dem Fehler stirbt, als furchtbarer Preis für eine Stunde des Verlangens in einem so vernünftigen Leben. Arme theure kleine Todte, die dort oben bleibt unter den Cypressen des stillen Kirchhofes, angesichts des ewigen Paris! Mit Lisa Macquart beginnt der Bastardzweig, in ihr frisch und kräftig, das Gedeihen des Bauches darstellend, wenn sie auf der Schwelle ihres Wurstkramladens, mit der weißen Schürze angethan, den Centralhallen zulächelt, wo der Hunger eines Volkes, die hundertjährige Schlacht der Fetten und Magern tobt. Hier der magere Florent, ihr Schwager, den die dicken Fischweiber und Krämerinnen verabscheuen und verfolgen und den die dicke Wursthändlerin selbst, ein Weib von absoluter Ehrlichkeit, aber unerbittlich, als bannbrüchigen Republikaner verhaften läßt, überzeugt, daß sie so für die glückliche Verdauung aller rechtschaffenen Leute arbeitet. Von dieser Mutter wird die gesündeste und menschlichste der Töchter geboren, Pauline Quenu, die Gemessene, Vernünftige, die Jungfrau, welche das Leben kennt und es mit dem Leben aufnimmt, von einer solchen Leidenschaft in ihrer Liebe zu den Anderen, daß sie trotz der Empörung ihrer fruchtbaren Jungfräulichkeit, ihren Verlobten Lazare einer Freundin giebt, dann das Kind des uneinigen Paares rettet, seine wahre Mutter wird, immer geopfert, immer zu Grunde gerichtet, triumphirend und heiter, in ihrem Winkel stiller Einsamkeit, angesichts des unendlichen Meeres inmitten einer kleinen Schaar von Leidenden, die vor Schmerz heulen und nicht sterben wollen. Dann kommt Gervaise Macquart mit ihren vier Kindern, die hinkende hübsche arbeitsame Gervaise, welche ihr Liebhaber Lantier auf das Pflaster der Vorstädte wirft, wo sie dem Zinkarbeiter Coupeau begegnet, dem guten nüchternen Arbeiter, welcher sie heirathet. Im Anfang ist sie sehr glücklich, hat die Arbeiterinnen in ihrem Wäschereiladen. Später verfällt sie sammt ihrem Mann der unvermeidlichen Verderbtheit ihrer Umgebung. Er wird allmälig eine Beute des Alcohols, versinkt in Wahnsinn und Tod. Sie selbst fällt dem Laster anheim, wird eine Müßiggängerin; die Rückkehr Lantiers giebt ihr den Rest, sie lebt fortan in der ruhigen Schmach einer Ehe zu Dreien, ein erbarmungswürdiges Opfer des mitschuldigen Elendes, welches eines Abends sie, die Verhungerte, vollends tödtet. Ihr älterer Sohn Claude besitzt das schmerzliche Genie eines aus dem Gleichgewicht gerathenen großen Malers, die ohnmächtige Raserei wegen des Meisterwerkes, welches er in sich fühlt, ohne daß seine widerspenstigen Finger es hervorzuholen vermögen; ein Ringkämpfer, der immer wieder niedergeschlagen wird, ein gekreuzigter Märtyrer des Kunstwerkes, der das Weib anbetet, sein Weib Christine, das so liebevoll und so geliebt eine kurze Zeit war, dem ungeschaffenen Weibe opfert, welches er als eine Göttin erschaute und welches er nicht in seiner allmächtigen Nacktheit aufzurichten vermag. Das ist eine verzehrende Leidenschaft des Erzeugens, ein ungesättigtes Schaffensbedürfniß, so jammervoll und so furchtbar, wenn man es nicht befriedigen kann, daß er sich schließlich erhängt. Jacques brachte das Verbrechen mit, die Erbsünde, die sich zu einer instinctiven Gier nach Blut entwickelt, nach jenem frischen Blute, welches aus der Brust eines Weibes strömt, der Erstbesten, einer Vorübergehenden von der Straße. Es ist ein abscheuliches Uebel, gegen das er ankämpft, und welches ihn wieder erfaßt im Laufe seiner Liebschaften mit Severine, der unterwürfigen sinnlichen Severine, welche ihrerseits in den unaufhörlichen Schauer einer tragischen Mordgeschichte geschleudert worden und welche er an einem kritischen Abend erdolcht, toll bei dem Anblick ihres weißen Halses. Alle diese thierischen Ungeheuerlichkeiten wickeln sich ab, während die Schnellzüge hin- und herrasen, während des Grollens der Maschine, die er bedient, der geliebten Maschine, die ihn eines Tages zermalmt und dann, ihrer Zügel ledig, ohne Führer dem unbekannten Unheil des fernen Horizontes preisgegeben ist. Etienne seinerseits, verjagt, verirrt, trifft in einer eisigen Märznacht im schwarzen Lande ein, steigt in den gefräßigen Schacht hinab, liebt die traurige Catherine, welche ein Brutaler ihm stiehlt, lebt mit den Kohlengräbern ihr düsteres Leben voll Elend und niedriger Vermischung bis zu dem Tage, da der Hunger einen Aufruhr herbeiführt, das heulende Volk der Elenden, welches nach Brot schreit, durch die flache Erde jagt, mitten unter den Einstürzen und Feuersbrünsten, unter der Drohung der Truppen, deren Gewehre von selbst losgehen. Eine furchtbare Convulsion, welche das Ende der Welt ankündigt. Nana wird fortan die Vergeltung, das Mädchen, das aus dem socialen Kehricht der Vorstädte hervorgesprossen, die Goldfliege, die aus der untersten Fäulniß aufgeflogen, die man duldet und verbirgt, die in der Vibration ihrer Flügel den Gährstoff der Zersetzung verbreitet, die an der Aristokratie hinankriecht und sie in Fäulniß versetzt, die die Männer in ihren Palästen, wo sie durch die Fenster eindringt, vergiftet, bloß indem sie sich auf sie setzt, ein unbewußtes Werk der Zerstörung und des Todes. Ein solcher Ansteckungsstoff liegt in der verpesteten Luft der Zeit, daß Nana selbst in Zersetzung geräth und an den schwarzen Blattern stirbt, welche sie sich vom Todtenbett ihres Sohnes Louiset holt, während unter ihren Fenstern Paris trunken vorüberzieht, vom Kriegswahnsinn ergriffen, fortstürzend, um Alles in Trümmer zu legen. Endlich kommt Jean Macquart, der Arbeiter und der Soldat, der wieder Bauer geworden im Kampf liegt mit der harten Erde, welche jedes Getreide-

korn mit einem Schweißtropfen sich bezahlen läßt, im Kampf besonders mit dem Landvolk, welches das gierige Verlangen, die lange und schwere Eroberung des Bodens in einem unablässigen Bedürfniß nach dem Besitze sich aufzehren läßt. Da sind die alt gewordenen Jouans, die ihre Felder so unwillig abtreten, als sollten sie ein Stück ihres Fleisches hergeben; die erbitterten Buteaus, die bis zum Vatermorde gehen, um rascher zur Erbschaft eines Stück Kleefeldes zu gelangen, die hartnäckige Françoise, die an den Folgen eines Sensenstreiches stirbt, ohne die Lippen aufzuthun, weil sie nicht will, daß auch nur ein Krümchen dieser Erde aus der Familie komme. Dieses ganze Drama der Einfältigen und Instinctiven, die kaum befreit sind von der ehemaligen Wildheit; all' dieser menschliche Schmutz auf der großen Erde, welcher allein unsterblich bleibt, die Mutter, aus der man hervorgeht und zu der man zurückkehrt, sie, die man liebt bis zum Verbrechen, die immer neues Leben schafft für ihren unbekannten Zweck trotz des Jammers und der Abscheulichkeit der Wesen. Und wieder ist es Jean, der, nachdem er Witwer geworden und bei dem ersten Kriegslärm sich von Neuem hat anwerben lassen, den unerschöpflichen Vorrath mit sich bringt, die Grundlage ewiger Verjüngung, welchen die Erde bewahrt, Jean, der ergebenste, der ausdauerndste Soldat des endgiltigen Zusammenbruches, von dem furchtbaren und verhängnißvollen Sturmwind fortgerissen, welcher von der Grenze bis Sedan tobte, das Kaiserreich hinwegfegte und das ganze Vaterland zu vernichten drohte; Jean, immer vernünftig, besonnen, fest in seiner Hoffnung, in brüderlicher Liebe seinem Kameraden Maurice zugethan, dem aus dem Gleichgewicht gerathenen Sohn des Bürgerthums, dem der Sühne geweihten Opfer; Jean, welcher blutige Thränen weint, als das unerbittliche Geschick ihn selbst dazu ausersieht, das verdorbene Glied abzuhauen. Dann, nach dem Ende von Allem, als die fortwährenden Niederlagen kommen, der abscheuliche Bürgerkrieg, Provinzen und Milliarden als Kriegsentschädigung verloren gehen, setzt er sich wieder in Bewegung, kehrt zu der Erde zurück, die ihn erwartet, zu dem großen und schwierigen Werke, Frankreich von Neuem aufzubauen.

Als Pessimist begann Zola, aber er ist immer hoffnungsfreudiger geworden, und dieser Glaube an das Leben kommt am stärksten und reinsten zum Ausdruck im letzten Band der Rougon-Macquart. Ein Mann, dem man lange vorwarf, er sei, was er sich nenne, ein Naturalist, er vertiefe sich mit einem sonderbaren, bisweilen empörenden, für rohe Naturen nur anziehenden Behagen in immer schmutzigere Wirklichkeit, um sie mit möglichst photographischer Treue darzustellen, ein Mann, dessen eigentliche Specialität die Naturtreue in der Wiedergabe des Schmutzes sein, der unter seinem Pessimismus eine unreine Freude am Gemeinen verbergen soll, dieser Mann hat Bilder geschaffen von solcher Märchenhaftigkeit, daß sie für seinen Idealismus das beste Zeugniß ablegen. Er baut lustige und lustige Utopien auf, er glaubt, so wie er es schaut, wird es einst kommen, mag es auch noch so lange währen: einst wird es so sein. Und mitten in das Bild voller Elend, Verzweiflung, Schmutz, Finsterniß fallen einige helle Strahlen und geben ihm doch noch etwas Mildes, Versöhnliches, Etwas, das in uns den Glauben an das Edle und Schöne im Menschen aufrichtet, kräftigt, Etwas, was der Dichter nicht allein um des künstlerischen Gegensatzes willen sich geschaffen hat, sondern auch seiner selbst wegen, sich zum Trost ein wenig warmes Licht für diese kalte Welt. Mitten in diesem grausamen Bilde, das er uns im Todtschläger entrollt, tauchen Gestalten auf wie die des schlichten, so einfach und richtig denkenden, so tief und treufühlenden Schmieds Goujet, wie die zarte rührende der kleinen Lalie. Eine große Vorliebe hat Zola für die symbolische Behandlung kleiner wirklicher Züge. Im Haus, das Gervaise Coupeau bewohnt, ist eine Färberei, und das Wasser, das von ihr auf die Straße fließt, spiegelt seiner Farbe nach ihre Gedanken. Hellgrün ist's, als sie guter Hoffnungen voll ihren Laden bezieht, schön violett, als sie sich mit Coupeau versprochen hat, dunkelschmutzig, als sie, eine Dirne, sich preisgeben will, um des wüthenden Hungers willen. Coupeau's Ehe mit Gervaise wird symbolisirt durch die Kehrichtwolke, die der Küster aufwirbelt, der die Kirche fegt, gerade als sie von einem armen Priester hastig getraut werden. Nana ist nicht allein die Cocotte, sie ist Frankreich unter dem zweiten Kaiserreich, und ihr Tod symbolisirt den Zusammenbruch des Staates. Mit einer gelehrtenhaft sorgsamen Genauigkeit wird die Symbolik und Allegorie im Roman „Die Sünde des Abbé Mouret" durchgeführt: dieser verwilderte Garten wird zum Paradies, Serge und Albine zum ersten Menschenpaar, das in glücklichster Unschuld Leben und Liebe genießt und dann aus Eden hinaus getrieben wird in den Zwang und den Tod.

Vor Zola kam nur ein Franzose auf den Gedanken, das Leben seines Zeitalters in einer Romanreihe zu schildern: Balzac, Zola's Vorbild. Doch Balzac kam erst spät auf diesen Gedanken und führte ihn auch nicht consequent und scharf durch. Der Zusammenhang unter seinen einzelnen Romanen ist viel äußerlicher als bei Zola. Daß es Zola zu Balzac hinzog, begreift man leicht, denn wie man richtig bemerkt hat, eine gewisse Aehnlichkeit in der Naturanlage war zwischen ihnen: Zola sprach das Unverdrossene an dem großen Arbeiter und das Colossale in seiner Arbeit an. Er fand bei ihm den Sinn für das Moderne: Balzac hatte als Dichter sein eigenes Zeitalter dargestellt; und den Sinn für das Wirkliche: Balzac hatte nicht verschönern wollen; endlich den Sinn für das Umfassende: die Idee, alle die einzelnen Romane zu einem großen Ganzen zu verbinden. Bei Taine sah Zola zum ersten Mal Balzac nach Verdienst geschätzt, und diese Werthschätzung spornte natürlich seinen eigene Muth und seinen eigene Hoffnung an. Außerdem fand er bei Taine eine Kunsttheorie, die ihn ganz befriedigte. Es war die alte, hier nur von aller Metaphysik befreite Lehre der deutschen Aesthetik, daß das Ziel des Kunstwerks das ist, irgend eine wesentliche oder hervorragende Eigenschaft, irgend eine wichtige Idee klarer und vollständiger zu offenbaren, als die wirklichen Gegenstände es thun. Diese Definition kam sowohl seinem Drange nach Wirklichkeit wie seinem Drange nach Persönlichkeit in der Kunst entgegen. Und er drückte denselben Gedanken mit seinen eigenen Worten aus, indem er sagte: Ein Kunstwerk ist ein Stück Natur, durch ein Temperament gesehen. Und durch dies Temperament gestaltet er die wirklichen Dinge um, belebt das Leblose, verleiht diesem Leblosen — sei es nun ein Geschäft, eine Fabrik, eine Grube —, dämonische Züge, ein übermenschliches Leben, so daß es zum Symbol der Mächte dient, die über die Lebensweise und die Verhältnisse eines ganzen Standes oder einer ganzen Menschenclasse walten. Bald wirken sie als bloße Sinnbilder, bald als überirdische gute oder böse Wesen, ungefähr wie die Götter in den Heldengeschichten des Alterthums oder wie das unerbittliche Schicksal der Tragödie. Zola schildert selten Menschen, die sich entwickeln, vielmehr nimmt er ihre Eigenthümlichkeit als bleibend und fest. Niemand versteht besser als er große Gruppen, breite Massen zu charakterisiren. Am liebsten schildert er, was so wenig wie möglich sich ändert; die einfachsten seelischen Zustände bevorzugt er; typische Züge, große Totalitäten faßt er scharf auf und giebt sie scharf wieder. Nach den Rougon-Macquart schrieb er die Trilogie Lourdes, Rom, Paris und die beiden Theile der vier Evangelien: Arbeit, Fruchtbarkeit, Werke die sich mit den besten jenes großen Romancyclus nicht messen können, aber noch immer Zeugniß ablegen nicht allein von dem Fleiß ihres Schöpfers, sondern auch von seiner Fähigkeit, das Leben zu erfassen und zu spiegeln. Denn dieser Naturalist, der so viel vom Romantiker hatte, war der größte Wirklichkeitsschilderer seiner Zeit.

Das Porträt des Herrn W. H.

Von Eugen Reichel.

Der bekannte englische Schriftsteller Oscar Wilde, der vor nicht langer Zeit gestorben ist, hatte in den Tagen seiner besten Kraft auch dem viel behandelten Sonettenproblem (einem Nebenmotiv des Shakespeare-Problems) seine Aufmerksamkeit zugewandt. Johannes Gaulke hat jetzt das allerdings nur einen Curiositätswerth beanspruchende Schriftchen übersetzt und unter dem anfechtbaren Titel „Das Sonettenproblem des Herrn W. H." bei Max Spohr in Leipzig herausgegeben.

Wilde's Arbeit ist ein geistreicher Scherz. Man weiß, was für eine Rolle der Fälscher bei den Forschungen gewisser englischer Shakespeare-Gelehrten gespielt hat und noch spielt. Um irgend einen dunklen Punkt (und in der hergebrachten Shakespeare-Forschung giebt es bekanntlich nur dunkle Punkte) aufzuhellen und sich dadurch eine bescheidene „Unsterblichkeit" zu sichern, haben verschiedene Leute Handschriften &c. „entdeckt", die zum Theil bereits als Fälschungen gebrandmarkt worden sind, zum Theil aber noch in aller Welt einige Geltung besitzen. An diese „Thatsachen" knüpft Wilde an, um eine sehr launige Satyre zu schreiben, von der man allerdings nie recht weiß, ob der Verfasser sie nicht doch bis zu einem gewissen Grade ernst gemeint hat.

Er selbst scheint zwar fest daran zu glauben, daß der geheimnißvolle W. H. der bekannten geheimnißvollen Widmung kein Anderer als Graf Pembroke gewesen sei; obwohl es heutzutage für unerlaubt gelten muß, zu glauben, daß Jemand um 1609 noch hätte wagen dürfen, den inzwischen zum „Earl" beförderten ehemaligen William Herbert schlechtweg „Mr. W. H." zu nennen. Aber es geht uns hier am Ende gar nichts an, was Wilde für das Richtige gehalten hat, sondern wir haben es nur mit der hier vorgebrachten neuen „Hypothese" zu thun; und die ist es immerhin werth, betrachtet zu werden, schon des „Romanes", wegen dem sie ihre Entstehung verdankt.

Wilde führt uns zunächst seinen Freund Erskine vor, in dessen Besitz sich ein kleines Bildniß befindet — angeblich das Bildniß eines, allerdings nicht nachweisbaren Schauspielers Willie Hughes. Die eine Hand des jungen Künstlers ruht auf einem Buche, das einige entscheidende Worte der Sonettenwidmung zeigt. Erskine hat es von einem inzwischen verstorbenen Freunde Cyril Graham erhalten, der eben in der Stille die Ansicht vertrat, daß dieser Willie Hughes der geheimnißvolle „W. H." gewesen.

Die Geschichte dieses Bildes ist nun sehr merkwürdig. Als Graham seinem ungläubigen Freunde Erskine die ersten Mittheilungen über seine Hypothese gemacht hatte, war er durch dessen ablehnende Haltung so gereizt worden, daß er, zur besseren Unterstützung seiner unhaltbaren Theorie, auf eine Fälschung sann: er ließ sich von einem Maler das bewußte Porträt malen und überraschte dann eines Tages Erskine mit der „Entdeckung" des „alten" Bildes, das selbst Wilde, als er es erblickt, für „eine wundervolle Arbeit" erklärt. Erskine will sich bereits, durch diesen merkwürdigen Fund seines ehrlichen Freundes beeinflußt, zu der neuen Theorie bekennen, als er zufällig den Schöpfer des Herrn Willie Hughes kennen lernt: einen Maler, der, gewissermaßen aus Noth in Graham's Auftrag das Bild gemalt und entsprechend hergerichtet hatte. Erskine ist natürlich empört über den Betrug; als er wieder mit Graham zusammentrifft, sagt er in einem Wortwechsel dem Freunde so harte Worte, daß Graham tief gekränkt vom ihm scheidet. „Am nächsten Morgen war er todt" — schließt Erskine seine Erzählung. Graham hatte sich erschossen — aber nicht ohne vorher schriftlich zu betonen, daß er nach wie vor an seiner Hypothese festhalte.

Wilde wird jetzt lebhafter gefesselt und beschließt, der Sache nachzugehen, da Erskine es verschmäht, sich mit der „durchaus unhaltbaren Theorie" zu beschäftigen. Wilde beschließt, „die Theorie dort wieder aufzunehmen, wo sie Cyril Graham aufgegeben hat, um der Welt zu beweisen, daß Graham wirklich Recht gehabt hat."

Er durchforscht nun die Sonette gründlich, und kommt schließlich zu der Ueberzeugung, daß Graham's Theorie unanfechtbar sei; und die Art, wie das, an der Hand etlicher Strophen und Verse, nachzuweisen versucht wird, ist ebenso geistreich wie fesselnd. Auch die Möglichkeit, daß der Musiker Will Hews, der bis 1576 im Dienste des alten Lords Essex gestanden hatte, der besungene Liebling sein könnte, wird gestreift, aber nicht weiter in Betrachtung gezogen; dafür wird angenommen, daß der besungene Willie Hughes oder Willie Hews ein Sohn oder doch Abkömmling jenes Will Hews gewesen sei. Wilde vertieft sich schließlich so sehr in seine Forschung, daß er die Theorie Graham's auch trotz der von diesem begangenen Fälschung für einzig wahr hält und nun in Erskine dringt, die Sonetten-Auslegung Graham's, die Erskine als ein Vermächtniß des gestorbenen Freundes im Besitz hat, der Welt bekannt zu geben. Kaum aber hat er seinen enthusiastischen Brief an Erskine abgesandt, als sich seiner „eine höchst seltsame Reaction" bemächtigt. Die Suggestion verläßt ihn — er sieht die Dinge mit kritischen Augen an und kommt zu der nüchternen Einsicht, daß Willie Hughes „eine bloße Mythe" sei und daß, mit der Unmöglichkeit, die einstmalige Existenz dieses Schauspielers nachzuweisen, auch die ganze geistreiche Hypothese in sich zusammenbreche. Er begiebt sich dann nach einiger Zeit zu Erskine, um ihm zu sagen, daß er alles in seinem Briefe Vorgebrachte widerrufen müsse. Aber inzwischen hat sich Erskine durch Wilde's Brief beeinflussen lassen: er ist ein begeisterter Vertreter der Hughes-Hypothese geworden und hat beschlossen, sein Leben der Begründung jener Theorie zu widmen. Als er dann alles aufgeboten hat, um die Willie Hughes-Theorie zu beweisen, aber schließlich daran verzweifeln muß, begiebt er sich nach Cannes und — stirbt. In einem letzten Schreiben an Wilde sagt er: „Ich glaube immer noch an Willie Hughes, und wenn Du dies empfangen haben wirst, bin ich um seinetwillen in den Tod gegangen — ja um seinetwillen und um Cyril Graham's willen, den ich durch meinen seichten Skepticismus und bedauerlichen Mangel an Glaubenszuversicht in den Tod getrieben habe. Die Wahrheit war Dir einst offenbart, und Du hast sie abgewiesen. Jetzt kehrt sie zu Dir zurück, befleckt mit dem Blute zweier Menschen — weise sie nicht wieder von Dir."

Wilde ist natürlich erschüttert. Zum Glück verräth ihm der Arzt, welcher Erskine behandelt hat, daß dieser keineswegs im Selbstmord geendet, sondern — an der Schwindsucht gestorben ist. Das „Märtyrerthum" Erskine's hatte also gerade so viel auf sich, wie das Graham's, der, wie sich's herausstellte, keineswegs um seiner Theorie willen in den Tod gegangen war, sondern sich nur durch einen unglücklichen Zufall tödtlich angeschossen hatte.

So löst sich denn am Ende die Willie Hughes-Theorie in Wohlgefallen auf; sie ist eben nur ein scherzhafter Versuch, das durch die Shakespeare-Forscher alten Styls ungelöst gebliebene Problem durch einen neuen Mythus zu lösen.

Gaulke giebt zum besseren Verständniß des Scherzes eine kurze Geschichte der bisherigen Lösungen des „W. H."-Problems; er nennt Delius, Gildemeister, Goedeke, Massey und Lee — an **meiner** Aufklärung geht er schweigend vorüber, obwohl sie seit 1886 vorliegt (S. Shakespeare-Literatur S. 451—63). Was ich 1886 geboten hatte, war nur eine **erste** Lösung; ich stellte dort fest, daß der größte Theil der Sonette von Francis Bacon herrührt und theils an — die Königin Elisabeth, theils an den Grafen Essex gerichtet ist: theils aber auch Monologe vorstellt, die Bacon auf Grund dieses „Verhältnisses" und der Thatsache, daß er bei der „zehnten Muse" durch den jungen Essex verdrängt worden war, zur eigenen Erleichterung gehalten hat. Heute weiß ich über alle diese Dinge sehr viel mehr; heute weiß ich auch,

daß nur ein geringer Theil der Sonette von Bacon selbst herrührt, daß der größere Theil vielmehr von Essex gedichtet ist. Ueber kurz oder lang gedenke ich über alles das nähere Mittheilungen zu machen; sie liegen seit Jahren unter meinen unverwertheten Manuscripten.

Was den geheimnißvollen „W. H." anbelangt, so neige ich der Ansicht zu, daß er wirklich „der Beschaffer" des größten Theils der Sonette gewesen ist, nämlich aller jener, die von Essex herrühren. Der Vater des Grafen Robert Essex besaß nämlich, wie schon erwähnt, einen musikalisch gebildeten Lustknaben Namens Will Hews — und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die wenigen Gedichte, die dem musikalischen „Geliebten" gewidmet sind (denn nur ein ganz kleiner Bruchtheil der Sonette gilt diesem Lustknaben; man hat die meisten der Gedichte, welche entweder die Königin feiern oder auch dem jungen Essex als schmeichelnde Buhlerverse gewidmet sind, für perverse Liebesgedichte gehalten, weil man aus der verworrenen Anordnung des Sonetten-Cyclus nicht klar erkennen konnte, wem die oft geradezu widerlichen Stücke gelten), vom alten Lord Essex herrühren, der mit ihnen seinen musikalischen Liebling in aller Stille feiern mochte. Nach Robert Essex' Tode wird dann wahrscheinlich der ganze „poetische Nachlaß" Roberts in den Besitz des inzwischen um 25 Jahre älter gewordenen, dem Hause Essex treugebliebenem Will Hews gelangt sein und von diesem muß sie dann Bacon erhalten haben, der mittlerweile vielleicht selbst in „herzlichere" Beziehungen zu „W. H." getreten war, und deßhalb gern auch die diesem gewidmeten Gedichte verwendete.

Der „W. H." ist, seit ich festgestellt habe, daß die große Masse der Sonette gar nicht an einen unzüchtig geliebten „Freund", sondern an Elisabeth und Essex gerichtet sind, für das Sonettenproblem ganz belanglos geworden; er behielte nur dann ein gewisses Maß von „historischer Bedeutung", wenn Bacon thatsächlich durch ihn die von Essex herrührenden Sonette und mit ihnen die, wahrscheinlich vom alten Essex an ihn selbst gerichteten Sonette erhalten hätte. Dadurch würde nämlich einiges Licht vielleicht auch auf das Geheimniß fallen, wie Bacon zu dem Material gekommen ist, aus dem er die Shakespeare-Dramen zusammenflicken ließ. Im „Hamlet" befinden sich nämlich, wie dies Hermann Conrad aufgedeckt hat, Stellen, die wörtlich in einem Briefe von Robert Essex zu finden sind. Es wäre also nicht ausgeschlossen, daß auch in den Shakespeare-Dramen Einiges aus dem Nachlaß des, bekanntlich ebenfalls „dichtenden", Liebhabers der Elisabeth zur Verwendung gekommen sind.

Der „W. H." aber hat, wie gesagt, für das eigentliche Sonettenproblem gar keine Bedeutung; man sollte ihn endlich ruhen lassen. Er bedeutet keinen Flecken auf dem reinen Schilde Shakespeare's; und wahrscheinlich nicht einmal einen Flecken auf dem fleckigen Schilde Bacon's. Er hat überhaupt mit dem Shakespeare-Problem nichts zu schaffen und darf höchstens als „Vermittler" in Frage kommen. Als solcher freilich könnte er am Ende noch recht „interessant" werden.

Die griechische Literatur über das Entwickelungsproblem der Völker.*)

Von Prof. Dr. G. Ruhland.

Nichts ist nach Eintritt der Geldwirthschaft in die Geschichte der griechischen Völker schärfer hervorgetreten, als das Rennen und Jagen nach dem Gelde. Die Aufgabe der Politik der Staaten war von da ab selbstverständlich ausnahmslos auf eine Mehrung des Reichthums an Gütern gerichtet. Als in den ionischen Staaten es sich zuerst zeigte, wie diese Sucht nach Reichthum viel Unglück und Unheil im Gefolge habe, da war die sogenannte ionische Moral bestrebt, das Unglück ohne einen Versuch zur Besserung, so gut es eben ging, zu ertragen und das Glück, wo es sich fand, zu genießen. Die Proletarier aber wollten von jetzt ab lieber im Kampfe gegen die Reichen sterben, als in der Armuth verhungern. Mit dem wachsenden Nothstande der Volksmassen geht das Verschwinden der Achtung vor dem Ueberlieferten Hand in Hand. Die Griechen plündern jetzt die Heiligthümer ihrer Götter und erbetteln selbst von den Persern Gold. Während der Vaterlandsverrath die Väter zittern machte, wurde den Söhnen bange, von Vaterlandsliebe zu hören. Nach der Unmöglichkeit, eine friedliche und wirksame Politik in der Heimath zu betreiben, gewöhnte man sich daran, die Welt als Ganzes, als Heimath zu bezeichnen. Die praktische Moral der Reichen lautete inzwischen: sich im Genusse nicht zu verwöhnen. Man müsse den Purpurmantel ebenso geschickt wie den Bettlermantel zu tragen verstehen. Es sei unklug für die Reichen, kein Handwerk zu erlernen, denn leicht könne man durch Verlust seines Vermögens darauf angewiesen sein, sich seinen Unterhalt selbst zu verdienen, und dann würde ein solches Erlernen in der Jugend später gute Dienste leisten.

Schon die Sage von dem phrygischen König Midas wendet sich gegen diese gefährliche einseitige Jagd nach dem Reichthum. Der habsüchtige Wunsch des Midas, daß Alles, was er berührt, zu Golde werde, soll ihm bekanntlich erfüllt worden sein. Als er dann aber seinen Hunger und Durst nicht mehr stillen kann und mithin in der Sucht nach dem Reichthum das tägliche Brod verloren hatte, fleht er zu den Göttern: ich habe gesündigt, habt Erbarmen mit mir, rettet mich aus meinem „goldenen" Elend. Am schärfsten tritt die unbedingte Verurtheilung der einseitigen Politik des Nationalreichthums in der griechischen Literatur hervor, als nach dem Ende des peloponnesischen Krieges der Zusammenbruch der griechischen Culturwelt für jeden unbefangenen Beobachter als unabwendbar bevorstehend erkannt wurde. Jetzt schießen die socialistischen und communistischen Projecte wie Pilze aus der Erde, und die hervorragendsten griechischen Denker wie Sokrates, Demokrites, Antisthenes, Plato, Aristoteles, Xenophon, Plutarch u. A. sind alle darüber einig: es war der größte Fehler der griechischen Staaten, so lange und so ausschließlich die Politik des Nationalreichthums gepflegt zu haben. Niemand hat diese Ueberzeugung schärfer, eingehender und klarer zum Ausdruck gebracht als Plato, dessen Ausführungen ich nach den ausgezeichneten Zusammenstellungen von Pöhlmann folgende Sätze entnehme:

Das Unheil im Staate und in der Gesellschaft beginnt mit jenem zersetzenden, die socialen Bande auflösenden Egoismus und mit der „Jagd nach dem Golde", welche zunächst wenigstens für einen Theil der Gesellschaft die allgewaltige Triebfeder des Handelns geworden ist. Diese Wandlung erzeugt eine Classe von Menschen, deren Götze das Geld ist, das sie insgeheim mit roher Leidenschaft verehren. Ihre Hauptsorge gilt ihren Geldschränken und ihren Depots bei den Banken. An ihren Wohnungen schätzen sie vor Allem die Mauer, die sie von der Außenwelt scheidet. Denn sie sollen ihr „ureigenstes Nest" sein, in dessen Dunkel sie ungestört dem Genusse leben und ihre Handlungen dem Auge des Gesetzes entziehen können. Sie werden erfinderisch in neuen Formen des Aufwandes und modeln darnach selbst die Gesetze um, die Bürgen alter Einfachheit des Lebens.

Der goldgefüllte Geldschrank der Reichen beginnt nun aber sehr bald seine Anziehungskraft auf die Allgemeinheit auszuüben. Es wird unter diesen selbst ein förmlicher Wett-

*) Mit Erlaubniß des Verfassers entnehmen wir seinem demnächst erscheinenden Werke: „System der politischen Oekonomie" (W. Issleib, Berlin) obige interessante Studie. D. Red.

kampf um den materiellen Besitz entfesselt, der die Erwerbsgier stetig steigert, während andererseits die anderen Güter in der öffentlichen Werthschätzung sinken. Eine Entwickelung, die auf den Volksgeist nothwendig entsittlichend wirken muß.

Das größte aller Uebel ist dabei die dem Geiste der Wirthschaft entsprechende absolute Freiheit der Veräußerung und des Erwerbes der Güter (Freihandel). Es entsteht dadurch jene ungesunde Anhäufung des Capitals, welche Einzelne überreich macht, während Andere in einen Zustand hoffnungsloser Armuth herabsinken. Es ist zweifelsohne, daß der zügellose Capitalismus die Tendenz in sich schließt, den Abstand der kleinen Leute von der Aristokratie des Besitzes stetig zu steigern.

Dazu kommt die durch den Mammonismus großgezogene Classe der Müssiggänger und Verschwender, die Plato als „Drohnen" bezeichnet. Dieses Drohnenthum ist ein Krebsschaden der Gesellschaft. Aus ihm recrutirt sich besonders das in der plutokratischen Gesellschaft so zahlreiche Contingent der Diebe, Beutelschneider, Tempelräuber und Anstifter aller sonstigen Unbill, deren die Staatsgewalt nur mit Mühe Herr werden kann. Neben diesem Drohnenthum tritt uns als typische Charaktererscheinung der plutokratischen Gesellschaft auch noch das Speculantenthum entgegen: Leute, welche Begehrlichkeit und Geldgier auf den Herrschersitz in ihrer Seele erhoben und mit Stirnbinden, goldenen Ketten und Ehrensäbel angethan zum König in ihrem Innern erkiesen. Um sich aus niederer Lage emporzuarbeiten, geht ihr ganzes Sinnen und Trachten auf den Erwerb. Während aber ihre Habe durch beharrliche Sparsamkeit und unermüdliche Thätigkeit sich mehrt, verarmen sie an Geist und Gemüth, indem sie beides zum Sclaven der Erwerbsgier machen und den Verstand über nichts Anderes sinnen und forschen lassen, als wodurch ihr Vermögen sich mehrt, das Herz aber nichts anderes bewundert als den Reichthum und den Reichen. Schmutzige Seelen, die ihren Ehrgeiz auf weiter gar nichts richten, als auf Gelderwerb und was ihm etwa förderlich ist, die aus allem und jedem Nutzen zu ziehen wissen für den einen Zweck, die Capitalanhäufung. Alles Bildungsinteresse geht ihnen ab, denn wie könnten sie sonst das Spiel des blinden Zufalls zum Reigenführer ihrer Speculation erwählen? In diesen Menschen beginnen sich Begierden zu regen, sobald sich ihnen die Möglichkeit zur Ausbeutung von Schwachen, sobald sich bei der Verwendung fremder Gelder eine Gelegenheit bietet, ungestraft Unrecht zu thun. Und dabei können diese Leute im geschäftlichen Verkehr als ehrenwerthe Männer dastehen, denn sie sind klug genug, ihre Begierden zurückzudrängen, weil sie wohl zu berechnen wissen, daß ihnen die Unehrlichkeit theurer zu stehen kommen wird als der Verzicht auf widerrechtlichen Gewinn. Sie erscheinen anständiger als viele Andere, obgleich sie von der echten Tugend einer mit sich einigen harmonisch gestimmten Seele himmelweit entfernt sind.

Das Princip der Capitalwirthschaft arbeitet diesem Speculantenthum außerordentlich in die Hand. Der Unersättlichkeit der capitalistischen Gesellschaft, die von dem, was sie als das höchste Gut betrachtet, niemals genug haben kann, entspricht jener schrankenlose Freihandel, welcher Jedem gestattet, beliebig über seinen Besitz zu verfügen und beliebig und viel daran zu veräußern, damit nur ja das Capital Gelegenheit bekommt, sich durch Darlehnsgeschäfte aller Art und schließlich durch den Zusammenkauf der verschuldeten Güter zu bereichern.

Diese Handelsfreiheit bringt vor Allem Denjenigen den Ruin, welche der Tendenz des capitalistischen Zeitalters zum unwirthschaftlichen Consum und zum Luxus erliegend den Geldmännern in die Hände fallen. Geduckt sieht man diese Geldmänner umherschleichen wie das leibhaftige böse Gewissen. Ohne sich irgendwie um ihre Opfer zu kümmern, schleudern sie den unheilvollen Pfeil der Capitalgewinne auf die Gesellschaft und erzeugen dadurch Drohnen und Bettler die Menge im Staate.

Nicht die Begünstigung der Ansammlung eines möglichst großen Nationalreichthums, sondern der Kampf gegen Armuth und Reichthum ist die weitaus wichtigste Aufgabe aller Gesetzgebung, bei welcher der Staatsmann gar nicht rasch und entschieden genug zu Werke gehen kann. Denn der wahre Staatsmann erstrebt nach der Ansicht von Plato das Glück der Bürger. Und da wirkliches Glück nicht ohne Tugend erreichbar ist, auch die Sittlichkeit der Bürger Steigerung des Reichthums bedeutet an sich noch keine Steigerung des Glückes, wenn die, welche ihn besitzen, die erste Bedingung dazu nicht leisten und erfüllen. Ist aber gerade vom Reichen die Erfüllung dieser Bedingung zu erwarten? Plato glaubt diese Frage überall da verneinen zu müssen, wo der in einer Hand vereinte Besitz ein gewisses Maß überschreitet. Nach seiner Meinung kann der Besitzer außerordentlichen Reichthums kaum ein sittlicher Mensch sein. Denn wer einerseits alle Wege der Unsittlichkeit und Bereicherung streng meidet und andererseits der dem Besitz obliegenden Verpflichtungen zum Opfern für edle und gute Zwecke ganz und gar gerecht wird, bei dem wird es kaum zur Anhäufung übermäßiger Schätze kommen. Ueberhaupt besteht zwischen Reichthum und Sittlichkeit ein solcher Antagonismus, als lägen beide in den Schalen einer Wage und zögen stets nach entgegengesetzten Richtungen.

Bei aller Verschiedenheit im Einzelnen sind die bedeutendsten griechischen Denker darüber einig, daß der die Völker vernichtende Capitalismus aus der Gesellschaft nur dann beseitigt werden könne, wenn der Zins vom Gelde verschwinde und die Politik auf den so sehr vernachlässigten Ackerbau wieder zurückgreife, um von agrarischer Basis ausgehend die nationale Volkswirthschaft in harmonischer Weise aufzubauen. Sokrates faßt deshalb seine Anschauung dahin zusammen, daß er sagt: „Wenn der Ackerbau gedeiht, so gedeihen mit ihm alle anderen Künste, geht er aber zurück, so verfallen mit ihm auch alle übrigen Erwerbszweige, sei es zu Lande, sei es zu Wasser." Pythagoras auf Samos legt ganz besonderen Werth darauf, daß der Ackerbau mit Handel und Industrie in harmonischer Proportion stehe.

Aristoteles, welcher die Grundsätze seiner Politik aus der Entwickelungsgeschichte von 158 Einzelstaaten abgeleitet hat, ist der Ueberzeugung, daß für einen politisch gut geleiteten Staat alles darauf ankomme, daß er „sich selbst genug sei" in allen wichtigen Dingen des täglichen Bedarfs. Kommt aber die einseitige Entwickelung zum Handels- und Industriestaat zur Herrschaft, so erhöht sich mit der steigenden Abhängigkeit des Volkes vom Ausland naturgemäß die Gefahr einer Vernichtung der Volkswirthschaft fortschreitend. Mehr concret gesprochen kann diese Aufgabe: die Autarkie der Volkswirthschaft möglichst zu bewahren, nur durch eine consequente Mittelstandspolitik gelöst werden. Aristoteles bringt diese Anschauung etwa in folgenden Sätzen zum Ausdruck: der Zweck des Staates ist nicht die Ansammlung eines möglichst großen Reichthums an wirthschaftlichen Gütern, sondern ein glückliches und menschenwürdiges Dasein seiner Bürger.

Nun giebt es in allen Staaten drei Classen von Bürgern: sehr reiche, sehr arme und solche, die in der Mitte zwischen diesen beiden stehen. Der mittlere Besitz von Gütern ist der beste von allen, denn diese Bürger folgen am leichtesten der Vernunft, aber die allzu Reichen werden leicht übermüthig und in großen Dingen schlecht und die allzu Armen Bösewichter und in kleinen Dingen schlecht. Ein Staat, der nur aus Reichen und Armen gebildet wird, ist ein Staat von Neidern und Verächtern, die sich immer gegenseitig feindlich gesinnt sind und leicht zum Bürgerkriege kommen. In einem Staate aber, in welchem der Mittelstand vorherrscht, herrscht auch die Freundschaft, die zu jeder Gemeinschaft wie zum dauernden socialen Frieden gehört. Die besten Gesetzgeber

sind immer aus dem Mittelstande hervorgegangen, wie Solon, Lykurg, Charondas und die meisten Uebrigen.

Das etwa sind in großen Zügen die wichtigsten Consequenzen, welche die bedeutendsten griechischen Denker aus dem trüben Zusammenbruch der griechischen Welt gezogen haben.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Rabenhügel.

Von Rudolf Krauß (Stuttgart).

Meine Frau und ich saßen auf der offenen Veranda des Hôtels und tranken Kaffee. Wir hatten am Vormittag einen tüchtigen Marsch ausgeführt und empfanden deshalb das Bedürfniß, den Nachmittag still zu liegen. Ein Herr trat auf uns zu: er war Professor am hauptstädtischen Gymnasium und galt für einen besonders gründlichen Pädagogen. Von der Residenz her nur ganz oberflächlich mit einander bekannt, waren wir in der Sommerfrische, wo wir bei Tisch neben einander saßen, rasch in engere Fühlung gekommen.

Ich zog die Uhr. „Bald halb vier Uhr," begann ich. „Sie wollten ja punkt Drei die große Tour nach dem Rabenhügel antreten."

„In der That," entgegnete er gemächlich. „Ich bin ein wenig verschlafen."

„Nun, dann kommt es auch nicht mehr auf ein weiteres Viertelstündchen an," scherzte meine Frau. „Setzen Sie sich hier her und trinken Sie mit uns ein Täßchen Kaffee!"

Er verbeugte sich und nahm einen Stuhl. „Wenn Sie gestatten. Aber es macht heute so warm. Ich ziehe ein Glas Bier vor."

Der Kellner brachte das Verlangte. Ehe wir's uns versahen, saßen wir wieder auf dem Steckenpferde des Professors, der Pädagogik, und da meine Frau, wie gewöhnlich, sich in der Rolle des Opponenten gefiel, wurde die Debatte recht lebhaft.

„Als meine oberste Aufgabe betrachte ich es" — so docirte er — „meine Schüler zur Entschlußfreude zu erziehen. Nichts kann unser Staat, unsre Gesellschaft weniger brauchen als entschlußscheue Menschen. Meine Jungens wissen, daß ich ihnen Alles eher verzeihe, als wenn sie mitten in der Ausführung eines Planes stecken bleiben, einen gewonnenen Anlauf nicht ausnutzen. Ein Fehler, ja ein Vergehen, consequent durchgeführt, ist auf jeden Fall besser als Umkehr auf halbem Wege."

Meine Frau war unhöflich genug, es für Eigensinn zu erklären, wenn man einen als falsch erkannten Pfad nicht verlasse oder auf einem unbequem gewordenen Vorsatz beharre. Im Eifer des Redens und Hörens hatte der Professor ausgetrunken und die Frage des herbeieilenden Kellners, ob er noch ein zweites Glas befehle, überhört. Dieser hatte die ausgebliebene Antwort als Bejahung aufgefaßt, und so schaute der überraschte Pädagoge plötzlich aus seinen Brillengläsern auf ein zweites Viertel Liter Bier, das er nothwendig als sein rechtmäßig, wenn auch unfreiwillig erworbenes Eigenthum betrachten und darum genießen mußte. Er konnte sich jedoch der Bemerkung nicht enthalten, daß er sich mit diesem Geschäfte beeilen müsse, um noch vom Rabenhügel rechtzeitig zum Abendessen zurück zu sein. Es geschah denn auch so rasch, als das wieder in Schwung gekommene pädagogische Duell gestattete. Als er just zum letzten Schluck ansetzte, blinzelte mir meine Frau schelmisch zu, schaute zum Himmel empor und sagte: „Sie werden sich einen Regenschirm holen müssen, denn dort stehen ein paar drohende Wolken."

„Meinen Sie?" versetzte er bedenklich. „Ich hasse Spaziergänge mit dem Regenschirm in der Hand."

„Nun, dann warten Sie noch ein Weilchen, bis sich das Gewölk verzogen hat. Wenn Sie tüchtig ausschreiten, reicht es immer noch."

Der Professor gehorchte und ließ sich vom Kellner zum dritten Glas Bier verdammen.

„Ein zielbewußteres Geschlecht möchte ich heranziehen, das sich nicht von blinden Zufälligkeiten schieben, durch Kleinigkeiten von großen Thaten abschrecken läßt," setzte er seine Vorlesung fort, in deren weiterem Verlauf er seine Ansichten mit Beispielen aus dem internationalen Heldenthum von Achilleus bis auf Christian Dewet begründete und schließlich bei der bekannten Fabel von der Spinne anlangte, die durch ihre unerhörte Beharrlichkeit irgend einem Könige die Lection ertheilt haben soll, wie man einen verlorenen Thron zurückgewinnt. Mir zog sich die Sache allmälig doch zu sehr in die Länge, und ich erhob mich, indem ich zu meiner Frau bemerkte: „Wir wollten ja unsere Briefe schreiben."

„Gewiß, hinter dem Haus unter den Tannen," stimmte sie bei und fügte lächelnd gegen den Professor hinzu: „Und für Sie wird es nun auch Zeit sein. Das Gewölk hat sich wirklich verzogen, und ein tadellos blauer Himmel lacht über Ihnen."

„Für mich wird es zu spät sein," meinte er nachdenklich. „Und überdies hat mich das Bier etwas matt gemacht."

„Also auf Wiedersehen beim Abendessen!"

Wir gingen auf unser Zimmer, um Schreibzeug zu holen, und als wir nach fünf Minuten wieder herunterkamen, bemerkten wir den Professor noch immer einsam vor seinem dritten Glas Bier sitzen. Das Briefschreiben wurde mit Gründlichkeit von uns betrieben und nahm zwei volle Stunden in Anspruch: Geschäftliches von meiner Seite, während Schilderungen aus der Sommerfrische an Freundinnen ihrer flinken Feder entflossen. Endlich waren wir fertig; es war für meine Frau höchste Zeit, zum Abendessen Toilette zu machen. Als wir an der Veranda vorbeigingen, drang das Wort „entschlußfroh" zu uns herüber. Wie auf Verabredung richteten sich unsere Blicke auf den Professor, der noch immer denselben Platz einnahm und noch immer ein Bierglas vor sich hatte; es war aber schwerlich mehr das dritte. Einige Damen und Herren saßen um ihn herum, die den Worten seiner Weisheit andächtig zu lauschen schienen. Bei der Abendtafel war er dagegen recht einsilbig und ließ sich nicht einmal von meiner Frau zu einem pädagogischen Wortgefecht verlocken.

Am andern Tage regnete es in der That, ebenso am übernächsten, und zwar so entschieden, daß von einem größeren Spaziergang keine Rede sein konnte. Und in der Frühe des dritten mußte der Professor abreisen, da seine Ferien zu Ende waren. Wir warteten am Portal, um uns von ihm zu verabschieden. Schon war der Omnibus, der zwischen dem Kurhôtel und der Bahnstation hin- und herpendelte, zur Abfahrt bereit, schon gaben die Insassen Zeichen des Verdrusses und der Ungeduld von sich und erklärte der Kutscher, es sei allerhöchste Zeit: als der Erwartete athemlos herbeieilte. Noch ein flüchtiger Händedruck und gegenseitige freundliche Wünsche für die kommenden Tage: dann sprang er in den Wagen, der im nächsten Augenblick um die Ecke bog und aus unserem Gesichtskreis entschwand.

Der Professor war liebenswürdig genug gewesen, das schlechte Wetter mit sich zu nehmen, und so kamen wir nach Tisch einmüthig auf den Gedanken, an seiner Stelle dem Rabenhügel einen Besuch abzustatten. Wir hatten es nicht zu bereuen. Denn die mäßige Anstrengung wurde köstlich belohnt. Die gereinigte Atmosphäre eröffnete uns die herrlichste Aussicht weithin in die Lande. Wir gedachten nicht ohne Bedauern unseres Tischnachbars, der sich um diesen Genuß hatte bringen lassen.

Wie groß war aber unser Erstaunen, als wir im Herbst in den hauptstädtischen Zeitungen einen Aufruf fanden, der um Beiträge zum Bau eines Aussichtsthurmes auf dem Rabenhügel warb, und an der Spitze des dem heimathlichen Gebirgsverein angegliederten Comités dem Namen unseres Professors begegneten! In schwungvoller Sprache war die Fernsicht vom Berge gepriesen: „Hinweg über grünende Auen und lachende Fluren, aus denen die Spitzen der Kirchthürme schelmisch hervorlugen, zu den das Panorama begrenzenden, in bläulichem Dufte schwimmenden Riesen der Berge!" Und dergleichen mehr. Schließlich wurde auf das erzieherische Element hingewiesen, das in dem Unternehmen liege: wie müsse es, zumal der Jugend, das Selbstbewußtsein heben, die Vaterlandsliebe stärken, wenn sie von stolzer Höhe herab sich gewissermaßen mit e i n e m Blicke die ganze Heimath in Gegenwart und Vergangenheit, Natur und Geschichte zu eigen machen könne. An dieser Wendung erkannten wir sofort die Feder unseres Freundes aus der Sommerfrische.

Nachdem ich meiner Frau den Artikel vorgelesen hatte, begannen wir in ein übermüthiges Gelächter auszubrechen.

„Paraphrase über ein Bädekersches Grundmotiv aus Mangel an Autopsie," bemerkte sie boshaft.

„Seien wir höflich und nennen es Divinationsgabe!" versetzte ich. „Schiller hat ja auch seinen Tell schreiben müssen, ohne je das Geringste vom Alpenglühen geschaut oder vom Kuhreigen vernommen zu haben."

Sie zuckte die Achseln. Ich aber ging an meinen Schreibtisch und holte einen Fünfmarkschein hervor, um ihn in ein Couvert zu stecken und mit ein paar verbindlichen Begleitworten an den Professor zu übersenden — als Beisteuer zum Bau des Aussichtsthurmes auf dem Rabenhügel.

Aus der Hauptstadt.

Aus unseren Kunstsalons.

Der Leser erinnert sich wohl noch des Porträts, das in den Spalten dieser Zeitschrift vor etwa anderthalb Jahren von M e l c h i o r L e c h t e r entworfen wurde. Ich versuchte die Wesenszüge des Menschen und des Künstlers festzuhalten. Und drei Momente namentlich sind es, die sich in diesem Wesen als die hervorstechendsten erweisen: seine Herkunft aus dem erzkatholischen Münster mit all' seiner romantischen

Mystik oder mystischen Romantik, die ihn in frühen Jahren schon empfänglich machte für alle verwandten Einflüsse und Eindrücke, wo immer sie ihnen später begegnete, und die Künstlerträume in ihm weckte, die ihn in ein seltsames Reich blühender Phantasie und bestrickender Farbensymbolik führten; sein ungemein feines und tiefes lyrisch-musikalisches Empfinden, das ihm Musikklänge zu Farben und Linien werden und ihn mit Farben musikalische Wirkungen erzielen läßt; endlich, daß er vom Handwerk kam, so daß er in der Glasmalerei, wie in der Oel- und Temperamalerei über eine sehr hochstehende und eigenartige Technik verfügt, die Frucht zum Theil auch seiner gründlichen Studien altitalienischer Meister.

Damals hatte ich auch schon Gelegenheit, von dem großartigen Auftrage zu berichten, der ihm durch den mittlerweile verstorbenen Kölnischen Großindustriellen Jakob Pallenberg zu Theil wurde: im dortigen Kunstgewerbemuseum einen 18 × 8 × 8 großen Prunksaal herzurichten ganz nach eigenen Entwürfen und ohne Ansehen der Kosten. An der Hand von Cartons, Farbenskizzen und Studien lernte ich diesen Saal kennen und entwarf auch eine Schilderung von ihm, einem Prunkraum von ungeheurer Kostbarkeit, der aber durch die streng eingehaltene Stileinheit bei aller erstaunlichen Mannigfaltigkeit der Ornament-Ideen doch nicht üppig oder gar protzenhaft wirkt. Aus einem Guß ist Alles, von einer Grundempfindung und einem Grundgedanken ausgehend und malerisch und architektonisch zu ihnen zurückkehrend.

Die eine Längswand dieses Saales ist mit einem großen Flügelbilde geschmückt. Nachdem nunmehr dieses Gemälde vollendet ist, hat es Lechter auf Drängen seiner Freunde im Oberlichtsaal bei **Keller & Reiner** ausgestellt. Mit Widerstreben, denn wie es hier zu sehen ist, sogar ohne den originalen Rahmen, ist es doch immer nur ein herausgerissener Theil aus einem organischen Ganzen. Die Wirkung muß im Kölner Museumssaal natürlich noch größer sein. Aber auch hier schon übt das Tafelwerk eine zwingende Wirkung aus auf Jedermann, der fähig ist, das Wesen Lechter'scher Kunst zu erfassen. Denn allerdings muß es seiner Kunst gegenüber immer heißen: „c'est à laisser ou à prendre“. Etwas Mittleres giebt's hier nicht. Nur Eines: Kunst aus zweiter Hand, wie man die Lechter'sche wohl hier und da genannt hat, ist sie nicht. Lechter ist kein Nachahmer und Nachempfinder. Die bestimmten Eindrücke nach Studien, die seine Kunst zu einer großen ausreifen ließen, vermochten das, weil sie einem persönlichen Umwerthungsproceß durch den Geist und die Empfindungen des Künstlers unterzogen wurden. So gelang es Lechter in seiner monumentalen „**Weihe am mystischen Quell**“, die nicht bloß ein Dokument einer umfassendsten Künstlerwesens-Aeußerung, sondern gleichzeitig auch ein Triumph der Arbeit ist, die Sprache Wolfram von Eschenbach's und Richard Wagner's in das Malerische zu übertragen und die Ausdrucksmittel mystischer Frühgothik und mittelalterlicher Romantik zu solchen eines eigenen Stilempfindens umzumodeln.

Auch der Entwurf selbst, der das große Mysterium des Schaffens in Farben und Linien zum Ausdruck zu bringen sucht, ward hier vor Jahr und Tag eingehend beschrieben, zum Theil mit Lechter's eigenen Worten. Und den Reiz der Farben-Gegensätze und Harmonien schildern — ja, läßt der sich denn mit Worten wiedergeben? Man sehe nur, wie das Gemälde auf unser so blasirtes und skeptisches Publicum wirkt. Es steht still und feierlich, fast möchte man sagen andächtig vor diesem Jüngling mit verzücktem Gesichte, der vor dem goldgleißenden Tempel des „mystischen Quells“ knieend von der Hohenpriesterin den Weihetrunk aus krystallener Schale empfängt, während Orgeltöne aus dem Tempel herklingen und Weihrauchwolken aufsteigen und aus der Höhe der Gesang von Genien herabtönt ...

Das Tafelwerk bildet den Mittelpunkt der Ausstellung, die im Uebrigen eine große Zahl von Studien, Skizzen, Carton-Entwürfen in natürlicher Größe zu diesem Gemälde und zu allen Einzelheiten des Pallenbergsaales bietet, auch zu dem großen bunten Fenster an seiner anderen Längswand, das selbst bereits 1900 in Paris zu sehen war. Diese Skizzen und Studien werden Jedermann davon überzeugen können, wie Lechter zu der großen Wirkung seiner mystisch-romantischen Malereien auch immer nur auf dem Wege eines streng naturalistischen Zeichenstudiums gelangt ist. Es war gut, daß er diese Studien alle ausgestellt hat, wie es auch gut ist, daß er eine Reihe von Copien und farbigen Eindrucksnotizen nach Werken italienischer Meister des 14. und 15. Jahrhunderts zeigt. Man überzeugt sich dadurch des Weiteren davon, welche Umwerthung zwischen der ursprünglichen „Anregung“ und dem endlichen „Styl“ Lechter's liegt.

Vervollständigt wird die Ausstellung — die erste, die Lechter nach jener vor 10 Jahren veranstaltet, die ihn plötzlich in den Vordergrund des Interesses Berliner Kunstkreise schob — durch eine reiche Sammlung von Buchschmuck-Arbeiten, die alle den gleichen Geist seiner Kunst zeigen. Seine malerischen Traumphantasien, d. h. Bilder, stellt er dieses Mal nicht aus: sie sind ihm zu sehr der Ausdruck intimsten Seelenlebens, als daß er sie der Oeffentlichkeit preisgeben könnte.

* * *

Und aus diesem Reiche phantasiereicher Romantik, mystischer Sinnenlust, musikalisch-philosophischen Empfindens jetzt in die freie, wirkliche Natur.

Zwei Landschafter, schwedische Künstler, stellen zur Zeit bei **Eduard Schulte** größere Sammlungen aus: Gottfrid **Kallstenius**, den wir schon vor zwei Jahren auf der „Großen Berliner Kunstausstellung“ schätzen lernten, und ein „Neuer“ — Gustav Adolf **Fjaestad**.

In Fjaestad stellt sich uns eine starke Persönlichkeit dar. Der Künstler, der irgendwo im nördlichen Schweden hausen muß, hat was von Bruno Liljefors in der Auffassung der Natur, giebt aber seine Eindrücke anders wieder als jener, ist auch nicht Thiermaler, sondern lediglich Landschaftsschilderer. Ihm hat es vornehmlich der Winter angethan. Der nordische Winter mit seiner tiefen Einsamkeitspoesie und seinen zauberhaften Farbenspielen tagsüber, wenn die Sonne am dunstigen Himmel steht und Abends, wenn sie hinter den Waldhügeln und Felskuppen verschwindet, oder wenn der Mond sein mildes Licht über Schneetriften und eisglänzende Seen ergießt. Und wie Fjaestad diese Poesie und Farbenreize sieht, haben sie für ihn immer einen decorativen Werth in erster Linie. Sei's einer der Farbe oder der Form. Gar seltsam sind daher mitunter seine Motive. Horizontlos schneidet er hier ein Stück gelblich und grau schillernder Eisfläche aus, um die Perlenschnuren gleichenden Reifkügelchen, die sie bedecken, zu malen. Dort fesselt ein auf einsamer Höhe in die türkisblaue Luft ragender, schneeschwerer Ast einer Fichte seine Aufmerksamkeit. Und er giebt ihn so, wie er ihn sieht, mit einem rosafarbigen Schimmer überglänzt, denn dort weit am Horizont, hinter bläulichen und röthlichen verschneiten Wäldern und Hügeln, die einen eisgefesselten Fluß umsäumen, steigt eben in gelblich-grünen Dünsten die Sonne herauf. Oder er zeigt uns eine abendliche Frühlingsstimmung im hohen Norden: leuchtender Schnee auf zum Theil bloßgelegten Felskuppen. Selbst eine grauweiße hügelige Schneetrift unter weißgrauem Himmel weiß er malerisch aufzufassen. Dann wieder interessiren ihn die Schnörkel des Triebschnees auf spiegelglatter Eisfläche eines Sees, dessen bräunliches und grünliches Wasser so unendlich tief unter dem durchsichtigen Eise hervorschimmert am Rande leicht beschneiter mit Fichten und Tannen bestandener Hügel. Das Glitzern dünnen Schlammeises und der Reifkruste eines Bootes in geheimnißvoll stiller Mondnacht reizt ihn nicht weniger. Aber auch in den sommerlichen regendunstigen Forst führt er uns, dort wo er am dichtesten ist und sich mit wunderlich gezeichneten Felsblöcken in dunklem Wasser spiegelt. Besonders interessant ist, daß der Künstler sich technisch nicht an eine bestimmte Manier hält. Er malt, je nach den Motiven, ganz verschieden, jetzt mit einem bis zur Plastik pastosen Farbenauftrag und dann wieder ganz dünn und durchsichtig; und wenn er hier die Zeichnung durch scharf ausgeführte Umrisse betont und die so entstandenen Flächen gleichförmig färbt — z. B. bei einem Tannenzweig — so giebt er dort die Umrisse nur durch richtige Abschätzung der Wechselwirkung nebeneinander stehender Tonwerthe wieder. Es ist alles Realismus, aber — „nature vue à travers un tempérament“.

Kallstenius ist Realist schlechtweg. Er giebt die Dinge so wie sie sind mit einer Ehrlichkeit, die immer überzeugend wirkt. Nicht als ob nicht auch Fjaestad durchaus ehrlich wäre, und als ob Kallstenius' Auge nicht auch das eines Künstlers wäre. Aber diesem kommt es vor Allem auf den Gesammteindruck an, Fjaestad legt den Hauptnachdruck auf das Einzelne. Kallstenius giebt uns daher auch gerne größere Naturausschnitte. Er malt ein ganzes Panorama von Wäldern und Hügeln und Flußläufen; er führt uns in die Stockholmer Skären oder in einen Wald, wo wir die Köhler bei der Arbeit sehen. Wer je eine nordische Sommernacht, nicht die ganz tollen, opalfarbenen, sondern die etwas späteren im Juli, auf einem schwedischen Küsteneiland durchträumt oder auch durchkneipt oder durchsungen hat, der wird den ganzen Zauber des „Abends in den Skären“ auf sich wirken lassen, wo die Mondsichel hinter der Felseninsel aufgestiegen ist und eine schimmernde Brücke baut über das blauviolette Meer zu der großen Insel vorne, auf der kräftig geformte Baumsilhouetten dunkel in die lichtere Wasserfluth hineinragen. Der Mond spielt auf manchem anderen Bilde noch eine Rolle. Dort spiegelt er sich in einem Wasser von Spiegelglätte und Krystalldurchsichtigkeit mit weißen und rothen Häusern, die vor einem Walde stehen; hier schimmert er goldroth durch Baumstämme hindurch, vor denen Kohlenmeiler qualmen mit phantastisch geformten, auf und ab tanzenden Rauchwolken. Von außerordentlichem Reiz ist die Studie einer Morgenstimmung. Das Tagesgrauen, das hier auf der Waldwiese liegt, der gelbe Luftton, der hinter dem Walde aufsteigt und gleich — gleich — sich roth färben wird, das ist ebenso echt, wie auf jener großen Lind: — auf einer anderen Studie — das leise vibrirende Mondlicht. Ganz anderer Art ist ein Motiv, wo auf dem ersten Plan langstielige Lilien ragen, die sich unter einer gewaltigen Esche in bräunlicher Abendluft wie eine kunstvolle Riesenspitze vom dunkleren Hintergrunde abheben.

Obschon die beiden schwedischen Sammlungen nicht in den gleichen Räumen hängen, wie die Landschaften des Belgiers Emile **Claus**, des Müncheners **Kadierschky**, des Berliners **Zaeper**, so leiden diese doch unter dem starken Eindruck der skandinavischen Bilder. Man thut daher gut, sich die Schweden bis zuletzt aufzusparen.

Die Figurenmalerei vertritt dieses Mal hauptsächlich Hanns **Fechner**, von dem wir aber eigentlich schon Besseres gesehen haben, als diese junge Dame in Grau und Weiß und Lila, die den Engländern etwas nachempfunden ist, und auch als das Bildniß des Kronprinzen, und der leicht etwas grelle Brüsseler **Potvin**, von dessen Bildern die Damengruppe am Kamin am harmonischsten im Tone wirkt. J. Norden.

Offene Briefe und Antworten.

Noch einmal Friederike Brion und das Straßburger Goethe-Denkmal.

Einige der Sätze der „wissenschaftlichen Untersuchungen“ des Herrn Prof. Dr. Froitzheim in Nr. 40 der Gegenwart 1902 dürften ihren Wesenheitswerth am deutlichsten, vernehmbarer für unsere Cultur, die sie beeinflussen wollen, unter Voranstellung einiger Goethe-Sätze offenbaren. Es sei daher im Interesse der allgemeinen Höhentendenz unserer Zeit gestattet und empfohlen, einige der Ausführungen Froitzheim's unter Voranstellung folgender Goethe-Sätze nochmals still-betrachtend defiliren zu lassen (Aus Werther's Leiden, 12. April): „Daß ihr Menschen, um von einer Sache zu reden, gleich sprechen müßt: das ist thöricht, das ist klug, das ist gut, das ist bös! Und was will das Alles heißen? habt ihr deßwegen die inneren Verhältnisse einer Handlung erforscht? wißt ihr mit Bestimmtheit die Ursachen zu entwickeln, warum sie geschah, warum sie geschehen mußte? hättet ihr das, ihr würdet nicht so einseitig mit euren Urtheilen sein.“

Es ist dort (Werther, 12. April) auch noch dieses Goethe-Wort zu finden und zu empfinden: „Wer hebt den Stein auf gegen das Mädchen, das in einer wonnevollen Stunde sich in den unaufhaltsamen Freuden der Liebe verliert! Unsere Gesetze selbst, diese kaltblütigen Pedanten, lassen sich rühren und halten ihre Strafe zurück.“

Auch das muß noch festgestellt sein: Es giebt weder wissenschaftliches Recht noch Pflicht über Sachen führend zu reden, die einem etwa nicht liegen. — „Denn nur in so fern wir empfinden, haben wir Ehre*), von einer Sache zu reden.“

Und nun zu Herrn Froitzheim's überfeiner — oder übergrober? — Moral, welche er zur leitenden für Künstler erheben möchte, bei Gestaltung der Denkmäler, welche das Volk dankbar erschauernd seinen herrlichsten, geheimnißreich organisirten führenden Geistern und allen denen, die sie durch Liebe so herrlich bildeten — widmet. — Herr Froitzheim schreibt: „Ich ließ in Nr. 5 der Gegenwart 1901 die abfälligen Zeugnisse des Pfarrers Brion über seine Tante Friederike folgen.“ (Zwecks Entfernung Friederiken's vom Denkmal Goethe's — weil „geschichtlich“-anrüchig! —) „Aber seltsamer Weise entfernte man vom Denkmalsentwurf die geschichtlichen Personen (Lenz, Stilling 2c.), um Friederike als dichterische Schöpfung festhalten zu können.“ (— Was Menschen auf künstlerischem und allgemein menschlichem Standpunkte nur sympathisch berührt.) „Meines Erachtens sehr mit Unrecht“ — fährt Herr Prof. Dr. Froitzheim, dessen Standpunkt eben der „wissenschaftliche“ ist, fort. Und seine Forschung ergab — ganz richtig! — daß Friederike durchaus kein blaßer Begriff, nämlich ein „echt deutsches Mädchen“ — vielmehr ein „weichherziges Wesen“ war! — Ob „normannisch-französisch“ — das ist dem nichtchauvinistischen Menschen und Künstler gleich.

Wie muß der „blumenhold“-milde Geist Friderikens im Gefilde der Seeligen lächeln, wenn deutsche Professoren von 1902 es noch als „Wissenschaft“ bezeichnen, ihre nebenamtliche Zeit angenehm auszufüllen mit Feststellungen wie folgenden: „Die Altstraßburger haben ihren und des (späteren ?) katholischen Pfarrers Reinbold Sohn, der als Pastetenbäckerjunge durch die Wirthschaften ging, wohl gekannt! — Er hieß Lorenz Blumenhold.“ — Wie muß es einer blumenholden Mutter wie Friederike am Herzen genagt haben, ihren Sohn sehen zu müssen, wie er vor Altstraßburger Spießbürgern Pasteten in Kneipen verhandelt! — Ein Glück, daß er nur von 1787—1807 lebte.

„Außerdem hatte sie ein Verhältniß mit dem Studenten der evangelischen Theologie Gambs, während dessen sie im Herbst 1779 einen Sohn gebar, der 1782 im Findelhaus in Straßburg starb.“

Friederiken's Geist müßte angerufen werden: Verzeihe! Aber Herr Prof. Froitzheim vermuthet „wissenschaftlich“, daß besagter Theologe Gambs, der „nach bewegter Vergangenheit — wahrscheinlich (!) wegen seiner Liebschaft mit Friederike und der Folgen“ — erst nach deren Tode in seiner Heimath würdig befunden wurde, an der Aurelienkirche zu Straßburg als Prophet und Sittenrichter zu mimen und diese wichtige Anstellung erhielt! — Dergleichen Feststellungen lassen nicht Friederike, wohl aber ihre Zeit und deren Gesellschaft als entmenscht erscheinen.

Der erwähnte reiche Straßburger Brodherr Gambs, welchem dieser als Student zum Vorleser und als Zielscheibe cynischer Witze diente, wie solcher: daß er Gambs beim Mahle „auf den Kopf zusagte, daß er verliebt sein müsse — weil dies das gewöhnliche Loos der Theologen sei, daß sie in die Netze einer alten oder alternden Jungfer fallen, die, nachdem sie Ovid's Bücher von der Kunst zu lieben in früheren Jahren mit Offizieren, Medicinern und Juristen durchstudirt, endlich ihre letzten Künste an einem Theologen versuche, der in seiner Lebensweise durch seinen Stand beschränkt, und doch voll heißer Sehnsucht nach Liebesgenuß gern vorlieb nimmt und das Entgegenkommen der abgefeimten Dirne (! Das mit Bezug auf Friederike —) für unwiderstehliche Liebe hält.“

Auch wenn ein 20jähriger brünstiger und feiger Theologe wie dieser Gambs schließt — mit Bezug auf Friederike: „Gerade dies war der Fall, gerade so war mir's gegangen, so war ich gelockt, geködert worden“ — so sollte der wissenschaftlich wägende Professor doch anders schließen als: „Wenn man dies liest“ (— sogar richtig vermuthend, daß dieses alten Gambs' Darstellung seiner Beziehung zu Friederike großentheils erbärmlich unedle Selbst-Weißwascherei sei — und dennoch bemerkend: „aber darum wird Friederiken's Kind nicht aus der Welt geschafft!“ —), „so erhält man von Friederike ein Gesammtbild, das sich zu allem Anderen eher als zu monumentaler Verherrlichung eignet.“ — Außer diesem letzteren, sogar sachlich falschen Schluß Froitzheim's, daß eine Friederiken-Reminiscenz an Goethe's Monument „monumental“ dargestellt werden müsse — dazu eignet sich das Idyll an sich überhaupt nicht! — offenbart der übliche einseitige Gelehrtenstandpunkt solcher forschender Herren evident, daß so sublime Stoffe wie die Friederiken-Liebe gerade unter den Händen der grundgelehrten Doctoren und Professoren die miserabelsten Sublimationen ergeben; die herrlichsten poetischen Ursachen zur Liebe lassen sie bei Vornahme ihrer Forschungen ungeprüft verflüchtigen und halten sich nur an das compacte Sublimat —: das Kind! — Die Straßburger Goethe-Denkmal-Schöpfer und dessen Comité scheinen sowohl die besondere Feinheit des Stoffes als auch das Problematische — aus Natur oder Milieu resultirend — der einsprechenden Herren erkannt zu haben. — Hier in Leipzig z. B. war man nicht so glücklich im Punkte seines jugendlichen Goethe: Hier wurde jetzt ein Goethedenkmal unter weniger günstigem Stern gezeugt! — „Natürlich“ hat man Käthchen Schönkopf sittsam ferngehalten und einen Heros-Studio geposirt — wie wenn Goethe's herrliche Mutter diesen herrlichen Sohn „in der Furcht“ empfangen hätte! so steigt er die Stufen der Akademie herunter: — bloß egal Jura studirend! — Und das Leben? — Wo lernte er, wer lehrte ihn die Hieroglyphen entzaubern, im Räthselbuche des Lebens lesen — die Leipziger und Straßburger Professoren oder die Frauen? — Darum eine Künstler-Bitte an den Herrn Gelehrten: Man lasse im Empfinden des deutschen Volkes kein fremdes Bild von der Geliebten Goethe's entstehen; keins, als welches er uns gab! — Er wußte, was uns frommt. Aus Prüderie verschleierte er gewiß nicht — was Unteroffiziere und jüdische Händlerweiber mit allem Stank überliefern — so „gut“ es diese Guten eben verstehen.

Die „Wahrheit über Sesenheim“ kann nur empfunden werden; rohe Data und Fakta scheinen nur wahr — sind Irrthum. Und wenn ein Argumentiren in difficilsten Fragen des Lebens mit todten Unteroffizieren und Handelsfrauen als Kronzeugen „deutsche Wissenschaft“ heißt, dann bewahre ein freundlicher Gott die deutsche Kunst vor dieser Wissenschaft.

„Alle menschlichen Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit.“ Die Frage um die „Wahrheit über Sesenheim“ ist hiernach also längst vor Froitzheim — giltig gelöst. Maler E. Klotz.

*) Immer noch Goethe.

Notizen.

Anläßlich des hundertjährigen Geburtstages Lenaus hat der Cotta'sche Verlag eine Miniaturausgabe von Lenau's Gedichten veranstaltet, die sich durch sehr geschmackvolle Ausstattung empfiehlt und sich den anderen Gedichtsammlungen dieses Verlags würdig anreiht. Gleichzeitig hat die Deutsche Verlagsanstalt eine Ausgabe sämmtlicher Werke des Dichters in einem hübschen Bande veranstaltet. O. Fr. Gensichen hat diesem eine die neuesten Forschungen berücksichtigende biographische Skizze des Dichters beigegeben, dessen Bildniß den Band ziert. Besonderen Werth erhält die Ausgabe durch die Tagebücher und Briefe des Dichters, die über dessen Persönlichkeit werthvolle Aufschlüsse bieten.

Ida Boy-Ed, Ich, Roman, 2. Auflage (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt). Wenige unserer schreibenden Damen wissen die Welt, in der ihre Helden und Heldinnen leben, so gut wie Ida Boy-Ed zu schildern. Der Bankier Meßmer mit seinem gewissenlosen Leichtsinn und seiner gutmüthigen Schwäche, seine Frau Agnes, die über all' ihren gesellschaftlichen „Pflichten“ die Pflicht gegen ihr einziges Kind vergißt, und ihm gegenüber der ernste Albert Meßmer, das sind Gestalten, die aus dem Vollen geschöpft sind. Nur Eines möchte an dem Roman auszusetzen sein: die Verfasserin ist nach Frauenart zu parteiisch gegenüber ihren eigenen Geschöpfen. Sie übertreibt Gut und Böse in's Extreme. Ihre Frau Agnes muß an ihrer Selbstsucht sterben, und ihr letztes Wort im Tode ist „Ich“! Ihr Albert Meßmer hingegen ist die personificirte Vollkommenheit. Ein etwas weniger wäre hier mehr gewesen.

Bismarck im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtschersti Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Eine **sehr gut erhaltene**

literarische Privat-Bibliothek

ist sofort zu verkaufen.

Näheres durch die Expedition der „Gegenwart“.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Soeben erschien:

Franz Liszts Briefe an die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein.

◂ 3. und 4. Teil. ▸ Herausgegeben von **La Mara.**

2 Bde. Mit je 2 Abbildungen. Etwa 24 und 26 Bogen. 8°. Jeder Band geh. ℳ 6.—, geb. in Ganzleinw. ℳ 7.—

A. u. d. T.: Franz Liszt, Briefe. Gesammelt und herausgegeben von La Mara. Band VI u. VII.

Hiermit gelangen Liszts Briefe an die Fürstin Wittgenstein zum Abschluss. Die letzten 25 Jahre seines Lebens umfassend, geben sie von der unentwegten Treue seiner Beziehungen zu ihr Kunde. Über seinen Eintritt in den geistlichen Stand, sein Verhältnis zu den ihm Nächststehenden, zu Wagner u. Bayreuth, zu den Besten u. Grössten seiner Zeit, über sein Schaffen, Denken u. Fühlen empfangen wir Aufschluss in diesen intimsten Bekenntnissen, die sich als das herrliche Vermächtnis des grossen Künstlers und Menschen an das Interesse aller Gebildeten wenden.

Bismarcks Nachfolger.

Roman von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Soeben ist erschienen:

Allgemeine Theorie der gesellschaftlichen Produktion

von

Dr. jur. A. Nordenholz.

X, 292 Seiten. gr. 8°. Geh. 7 ℳ.

Epische Dichtungen von **Richard Nordhausen.**

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. x. Kurkapelle: 42 Musiker, 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

C. J. v. Dühren,

Atelier für Kunst-Photographie,
Berlin W., Lützowstraße 97.
Telephon: VIa 11809.

Dem **kunstliebenden Publikum** empfehle ich mich zur **Anfertigung von Photographien jeder Art.** — Für die künstlerische Vollendung meiner Arbeiten bürgt das Interesse, das hervorragende Künstler und Kunstkenner an denselben nehmen.

Ich lade die verehrlichen Interessenten zur **Besichtigung der Ausstellung in meinem Atelier** ein, und bitte mir etwaige Weihnachtsaufträge möglichst zeitig zukommen zu lassen. — **Vorherige Anmeldung** der Aufnahmen wäre erwünscht. **C. J. v. Dühren.**

Dem Geschmacke eines **gebildeten** Leserkreises entsprechende

Feuilletons

im Umfang von 250—1000 Druckzeilen werden gesucht vom

Verlag der Wochenschrift
Die Oberen Zehntausend
G. m. b. H.
Leipzig, Georgi-Ring 19.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart“, sowie für wissenschaftliche 2c. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Wir erlauben uns unsere Leser auf die in dieser Nummer beigelegten Beilagen von „Der Türmer“, Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart und Richard Sattler, Verlagsbuchhandlung in Braunschweig, aufmerksam zu machen.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kaiserstr. 4 C. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 43. Berlin, den 25. October 1902. 31. Jahrgang
Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Stein.*)

Von Kurd von Strantz (Berlin).

Deutschlands Edelstein, Preußens Grundstein nannte die dankbare und bewundernde Mitwelt den letzten Freiherrn von Stein, der das moderne Preußen geschaffen und bereits das neue Reich zu Stande gebracht hätte, wären das neidische Ausland und die verächtliche Selbstsucht der deutschen Fürsten nicht damals noch unüberwindliche Hindernisse gewesen, die erst sein glücklicherer Nachfolger und Geistesverwandter Bismarck unter einem verständigeren Herrscher besiegen konnte. Aber der rheinische reichsunmittelbare Ritter im preußischen Dienst ist sein freilich weniger glückhafter Vorgänger und jedenfalls der einzige große deutsche Staatsmann zu Beginn des 19. Jahrhunderts gewesen, das noch die Wiedergeburt des damals vernichteten Deutschen Reiches sah. Wie Bismarck der Meister der äußeren Politik war, so ist Stein im Innern vorbildlich, und beide sind die Schöpfer des kleindeutschen Reiches geworden, das den Kern unseres Volkes bildet, nachdem das undeutsche Geschlecht der lothringischen Anjou-Guise der deutschen Sendung der Habsburger vollends vergessen hat.

Stein war kein Neuerer im Sinne der französischen Revolution und des späteren deutschen Liberalismus, sondern der Erneuerer der uralten deutschen Volksfreiheit, deren schwache Trümmer sich in den ständischen Verfassungen der zusammengewürfelten preußischen Lande des Westens erhalten hatten. Das undeutsche absolutistische Fürstenthum nach dem Vorbild des Sonnenkönigs von Frankreich verwarf er nicht nur als der stolze Reichsfreiherr, der in den größeren Genossen des Reichsfürstenthums bloß die Zerstörer der Einheit des deutschen Vaterlandes sah. Als Beamter hatte er den Segen der ständischen Mitwirkung, die wir jetzt auf ihrer allgemeineren Grundlage Selbstverwaltung nennen, in Rheinland-Westphalen in den verschiedenen Stellungen bei den dortigen preußischen Kriegs- und Domänenkammern, den späteren Regierungen, kennen und schätzen gelernt. Ihm war es ja später nur vergönnt, in der Städteordnung dem Grundsatz der Volksvertretung in der Staatsverfassung zum Siege zu verhelfen, aber auf diesem Werke beruht unsere ganze organische Entwickelung. Ohne die Schwäche und den beschränkten Eigensinn seines unfähigen Königs, der einen solchen Edelmann in des Wortes hehrster Bedeutung um schlechterer Diener willen entlassen konnte, hätte schon Stein uns die moderne Verfassung geschenkt und uns das tolle Jahr von 1848 erspart. Um so heller strahlt das Verdienst des kaiserlichen Sohnes, der einem zweiten Stein blind und zu Deutschlands Ehre und Heil vertraute. Betrübende Vergleiche mit unserer epigonenhaften Gegenwart lassen sich leider bei der Prüfung der Geschichte des unbegabten Friedrich Wilhelm III. und seines ältesten, geistreichen und edlen, aber charakterschwachen Sohnes nicht abweisen. Mögen uns die folgenschweren Enttäuschungen jener Zeit erspart bleiben.

Als Vorsitzender der Centralverwaltung in den Befreiungskriegen war Stein der Reichskanzler des wieder aus seiner Schmach erwachenden Vaterlandes und hätte mit einem thatkräftigeren König das alte Reich wieder zusammengeschmiedet und die elende Kleinstaaterei fortgefegt, die uns noch heute den Einheitsstaat vorenthält. Die Rheinbundsstaaten waren von Napoleon's Gnaden und daher mit Recht dem Tode geweiht, als ihr französischer Beschützer selbst thronlos geworden war. Gegen die volks- und reichsverrätherischen Fürsten hatte sich stets der edle Zorn des stolzen Reichsritters gerichtet, wie seine Rechtsverwahrung gegen die rheinländische Besitznahme seines reichsunmittelbaren Eigens durch den Herzog von Nassau-Usingen zeigt. Sie war eine förmliche Staats- und Bekenntnißschrift wider das raubsüchtige Fürstenthum, das die Grenzen des Vaterlandes preisgab, um sich im Innern auf Kosten der schwächeren Landesgenossen zu bereichern. Schon damals erkannte Stein, daß die Hoffnung Deutschlands auf Preußen und Oesterreich beruhe. Sein guter Stern führte ihn nach Preußen, aller Familienüberlieferung entgegen und doch bewußtermaßen. Das neue Vaterland dankt ihm viel und seinen Anregungen eigentlich seine ganze Zukunft. Wäre Hardenberg ihm ein ebenbürtiger, diplomatischer Gehülfe gewesen, so wäre vielleicht das Werk Bismarck's schon von Stein und Hardenberg gethan worden, freilich ohne den Dualismus der beiden deutschen Vormächte zu lösen, aber dafür ausgiebiger gegenüber dem durch seinen Verrath gebrandmarkten Fürstenthum. Der Feuerkraft des Städte- und Bauernbefreiers fehlte nur der unterstützende königliche Wille, wie ihn Bismarck fand. Treitschke's mildes Urtheil über diesen schwächlichen Herrscher kann aber diese Säumniß nicht beschönigen. Sie ist schlimmer als Bismarck's Entlassung, der sein Hauptwerk schon vollendet hatte und nur an der Ausführung verhindert war, deren Mangel freilich auf colonialem Gebiete uns unersetzlichen Schaden gebracht hat.

*) Max Lehmann, Freiherr von Stein, 1. Theil. Vor der Reform 1757—1807. Leipzig 1902, S. Hirzel.

Das Loos des letzten Trägers seines Namens war aber härter. Er überlebte lange die Tage seines staatlichen Schaffens, das unvollendet geblieben war, und mußte machtlos dem Treiben seiner zum Theil unfähigen und bösartigen Nachfolger und ehemaligen Amtsgenossen zuschauen. Erst von der Nachwelt ward er in seinem Stückwerk gebliebenen staatsmännischen Schöpfungen als einer der erleuchtetsten und edelsten Geister unseres Volkes erkannt, neben dem selbst Hardenberg und Humboldt als überschätzte und wenig thatkräftige und zielbewußte Staatsmänner verschwinden, die eine große Zeit zu klein gefunden hat. Hardenberg war zu sehr Lebemann und faul, wenn auch hochbegabt, Humboldt ein schöngeistiger Gelehrter von undeutschem Classicismus erfüllt. Nur die Erbärmlichkeit der nachfriedericianischen Zeit und ihrer späteren Gehülfen lassen sie über die Stufe der Mittelmäßigkeit hervorragen, wie begabt und von besten Absichten getragen sie auch waren. Der Ausgang des Wiener Congresses für Preußen-Deutschland hat bewiesen, daß sie nicht den zähen Trotz Stein's besaßen, um einer Welt von fremden und deutschen Widersachern zu begegnen, welch' letztere schamlos den dynastischen Vortheil über das allgemeine Vaterland und dessen Ehre setzten. Preußens Sieg hätte aber zugleich Deutschlands Wiederherstellung in seinen alten Grenzen bedeutet und sogar Belgien in seiner ursprünglichen Ausdehnung als die Südniederlande des alten Reiches mit Artrecht und Kammerich (Artois und Cambray) wäre für Preußen zu erlangen gewesen, hätte nicht der Hüter der preußischen Ehre, der König selbst, die zweifelhafte und eigennützige oranische Verwandtschaft zum Schaden seines Staates dem eigenen Landerwerb vorgezogen, obwohl der starrköpfige Holländer die katholischen Vlamen und unsicheren Wallonen kaum 15 Jahre unter seinem Scepter halten konnte. Der kaltgestellte Stein konnte mit seinem deutschen Vaterlandsgefühl, das nicht preußisch verbildet war, nicht eingreifen, obwohl er Elsaß-Lothringen und die alte niederländische Grenze für Deutschland gefordert hatte. Wir dürfen hierbei nicht vergessen, daß wir heute noch nicht das ganze Elsaß, nur den vierten Theil Lothringens und die sog. französischen Niederlande trotz ihrer niederdeutschen Bevölkerung überhaupt noch nicht dem Reiche wiedergewonnen haben und daß in Belgien die französische Sprache trotz aller vlämischen Gleichberechtigungsbestrebungen noch amtlich herrscht. Der sittenreine, als Hausvater treffliche König duldete lieber eine Günstlingswirthschaft, deren Creaturen sich seinen engherzigen Anschauungen anschmiegten, als daß er dem freilich unbequemen und stolzen Genie des wahrhaft deutschen Staatsmannes Raum und weitere Entfaltung verstattet hätte Die Demagogenriecherei und die Metternich'sche Zeit zog herauf, wo Preußen wieder der Bediente des österreichischen Kaiserstaates wurde. Inzwischen schied Stein angesichts der Trümmer seiner Stammburg im fremden, kleinen Nassau thatenlos aus dem Leben und mit ihm der Name seines Geschlechtes. An Begabung eiserner Thatkraft und lauterem Charakter dem Altreichskanzler mindestens ebenbürtig, wenn er auch vielleicht an diplomatischer Klugheit und allzu stolzem Gradsinn ihm nachstand, blieb ihm leider die Gunst des Schicksals versagt, einem verständnißvollen Herrscher dienen zu dürfen, der ihn frei walten und schalten ließ, wie später der ebenfalls nur bescheiden begabte, aber charaktervolle Sohn und erste Kaiser seinen ersten Diener und Freund. Daß Friedrich Wilhelm III. einen Stein in seiner kleinlichen Seele verabscheute und fallen ließ, wird ihm unser Volk niemals verzeihen. Der unbändige Stolz des selbstbewußten Reichsritters war berechtigt und verdient, des Herrschers Empfindlichkeit und seine Unkenntniß dieser ersten Kraft seines Staates verdammenswerth, die Furcht des subalternen Geistes vor dem schöpferischen Genie.

Der vorliegende Theil des neuen actenmäßigen Lebensbildes Stein's geht bloß bis zur ersten Entlassung des Staatsmannes als Handels- und Finanzministers, um uns der heutigen Bezeichnung zu bedienen, im Unglücksjahre 1807. Er steht also erst vor seinen Reformwerken, die seinen Namen unsterblich machten. Aber schon seine Vorbereitungszeit, und er war damals bereits 50 Jahre alt, zeigt den Staatsmann, der auch im kleinen Kreise schöpferisch wirkt. Als studirter Bergmann ist er im gewerbreichen Ruhrthal thätig, um bereits mit 27 Jahren als Oberbergrath zu Wetter den rheinisch-preußischen Bergbau ertragreicher zu gestalten, nachdem er mit 24 Jahren ohne Examen in den preußischen Staatsdienst auf Veranlassung des ihm wohlgeneigten Ministers Heinitz getreten war. Trotz der berechtigten Selbstherrlichkeit des großen Königs hatte gerade er tüchtige Mitarbeiter, wie diesen Sachsen Heinitz, Hertzberg u. A. um sich versammelt. Auch sein unwürdiger Nachfolger und der beschränkte und ängstliche Friedrich Wilhelm III. konnten den guten Stamm thatkräftiger leitender Beamten nicht ertödten. Freilich hinderte deren wohlthätigen Einfluß das Uebergewicht des kgl. Cabinets, das unter dem Soldatenkönig und seinem Sohne nur ein höherer Registratur gewesen war, da die beiden Herrscher in den übersichtlichen Verhältnissen ihres kleinen Staates selbst regierten, das sich aber unter den schwachen Nachfolgern zwischen die Person des Herrschers und seine Minister schob. Jedoch die lediglich durch königliche Gunst getragenen Minister und Cabinetsräthe trugen bald den Sieg über ihre tüchtigen Amtsgenossen davon, die sich nicht zu Parteigängern der Maitressen und zu blaßen Höflingen erniedrigen wollten. Trotzdem war die Verwaltung im Innern später unter Friedrich Wilhelm III. verhältnißmäßig geordnet und zuverlässig, wenn auch der Generalminister Schulenburg trotz seiner Unfähigkeit die führende Rolle spielte. Stein war bald zur allgemeinen Verwaltung als klevisch-märkischer Kammerdirector übergegangen und sodann Kammerpräsident und Oberpräsident in Westphalen geworden. Leider sah er seinen Wirkungskreis zunächst durch die linksrheinischen Abtretungen an Frankreich, denen auch schnell das übrige Kleve folgte, beschränkt, bald aber auch durch die geistlichen Entschädigungslande Münster und Paderborn erheblich vergrößert. Bezeichnend ist es für den inneren Organisator des preußischen Staates, daß er beharrlich den Eintritt in den diplomatischen Dienst ablehnte, einmal freilich in dem ihm bekannten erzbischöflich-kurfürstlichen Mainz für den Fürstenbund thätig war. Der Fürstenbund war nicht bloß eine Sicherung gegen österreichische Uebergriffe, sondern die Anfänge eines preußischen Deutschlands, die erst der neue Hohenzollernkaiser wieder unter Bismarck's Leitung aufgenommen hat. Friedrichs ohnmächtige Nachfolger ließen diesen Bau unter starker Einbuße des preußischen Einflusses im Reiche verfallen, ohne eine Kräftigung des Staates in den polnischen Erwerbungen zu finden, für deren Verschmelzung und Verdeutschung die alte Monarchie zu schwach und schwerfällig war. Stein blieb auch als preußischer Beamter stets ein Deutscher und tadelte scharf den preußischen Verrath im Baseler Frieden, dem freilich der österreichische Abfall vom Reiche im Vertrage von Campo Formio und dem Lunéviller Friedensschluß bald folgte. Da er erst 1804 Minister im Generaldirectorium wurde, nach heutigem Sprachgebrauch Staats- und Fachminister im Gegensatz zu den Provinzialministern, unseren gegenwärtigen Oberpräsidenten, so war er nicht im Stande, dem Franzosenfreunde Haugwitz, der später von dem Corsen förmlich fascinirt ward, das Handwerk zu legen, wie er auch selbst als Minister den schmählichen Schönbrunner und Pariser Vertrag von 1805 nicht hindern konnte, der Preußen fast zum Rheinbundsgenossen machte und es seine alten Verbündeten treulos verlassen ließ, um sich willenlos dem französischen Kaiser zu unterwerfen. Aber der kriegescheue, um nicht zu sagen feige König war ganz mit Haugwitz einverstanden, dem er sogar befahl, um jeden Preis den Frieden zu wahren. Unter den Civilministern war allein Stein von der Unzertrennlichkeit Preußens mit Deutschlands Schmach durchdrungen und forderte den Krieg im Bunde mit den alten Mächten. Das Zaudern des preußischen Königs und die

selbstsüchtige Feigheit des ihm gleichgesinnten österreichischen Kaisers führte zum vorzeitigen Friedensschluß, nachdem der Corse bei Austerlitz Oesterreicher und Russen geschlagen hatte. Stein hatte schon die Mittel bereit gestellt und weitere Maßnahmen getroffen zur Durchführung des Kampfes, wobei ihm natürlich das Cabinet des Königs hinderlich entgegentrat. Er kennzeichnet diesen Staat Friedrich Wilhelm's III., den eigentlichen Urheber der schwächlichen Neutralitätspolitik, treffend: „Wir amüsiren uns mit Kunststücken der militärischen Tanzmeisterei und Schneiderei, und unser Staat hört auf, ein militärischer Staat zu sein und verwandelt sich in einen exercirenden und schreibenden." Diese Schilderung müssen wir auch für unsere Gegenwart beherzigen, wo ebenfalls eine sichtbare Neigung besteht, die äußere prunkende Form über den allein werthvollen Inhalt zu stellen. In Hamm, Kleve, Minden, Münster und schließlich Berlin, überall entfesselte er die schlummernden Kräfte des Staates und regte die verknöcherte und in den Formen ersterbende Bureaukratie zu eigener Wirksamkeit an. Er fand auch bald gleichgesinnte Gehülfen, die nur von den schlechteren Amtsgenossen zurückgedrängt waren. Wie hätte auch in der Zeit der Noth und in den Befreiungskriegen der Staat eine solche große Schaar hochbegabter und thatkräftiger Männer erstehen sehen können, wenn sie nicht schon an unbedeutenderen Stellen des Dienstes vorhanden gewesen wären! Stein gebührt das Verdienst in der Verwaltung, die rechten Männer auf den rechten Fleck gestellt zu haben, wodurch er sich freilich den nicht bloß harmlosen Grimm der entsetzten unfähigen Beamten zuzog. Auch der König fühlte sich von diesem Genie in seiner Beschränktheit bedrückt und gab seinen bösartigen Widersachern nur allzu willig Gehör.

In dem harten Soldatenstaat Friedrich Wilhelm's I. und seines großen Sohnes trat Stein schon als junger Beamter für die Milderung der Aushebung ein, die sich auf die Bauernschaft beschränkte, da die Städte schon länger Befreiung von der Cantonspflicht erlangt hatten. Andererseits war er ein treuer Bundesgenosse Scharnhorst's bei der Schaffung der Landwehr, die unserem heutigen Landsturm entsprechen würde und deren Vorbereitung noch in Stein's Ministerzeit nach den Unglückstagen von Jena fällt. Der neidische und verleumderische Schön, den Lehmann in zwei tapferen Streitschriften*) richtig dahin charakterisirt, daß er ein bewußter Geschichtsfälscher zu eigenem Lob und zum Ruhm des vormärzlichen Liberalismus gewesen ist, hat auch versucht, den Retter des Staates, ohne dessen Drängen die Russen schwerlich die preußische Grenze als Befreier überschritten hätten, als Widersacher des Volksheeres und als russischen Parteigänger hinzustellen, wie er sogar die Städteordnung für sich in Anspruch nahm, weil er nach den bestimmten Weisungen Stein's als vortragender Rath den Entwurf verfaßt hatte. Dann würde auch die Reichsverfassung Lothar Bucher's und nicht Bismarck's Werk sein. Freilich war Bucher wirklich auch ein staatsmännischer Kopf, während Schön nur ein schöngeistiger, eingebildeter Beamter und über Gebühr geschätzter, bloß leidlicher Oberpräsident war. Der Emporkömmling hatte an einem Tage 1000 Rittergüter wegen Steuerrückstände zur Zwangsversteigerung stellen lassen, um den altangesessenen Adel seine Macht zu zeigen. Es ist dann vorgekommen, daß ein Schäfer das verschuldete Gut seines Herrn gekauft hat. Der altpreußische Adel hat aber Gut und Blut für das Vaterland und seinen König geopfert, dessen erster Provinzialvertreter so schmählich seine Pflichten gegen die heldenmüthigen Edelleute vergaß, denen er sich sonst so gern gesellte und gleich dünkte. Schön hat es auch erreicht, daß Stein später als Reactionär verschrieen wurde, dessen liberale Gesetzgebung eigentlich des verkannten Schön's Werk sei. Es ist wesentlich Lehmann's Verdienst, den lügnerischen Parteimann und Götzen des Liberalismus so gründlich entlarvt zu haben.

Die gedachten Schutzschriften für Stein und Scharnhorst gestatten auch den Antheil Stein's an der ostpreußischen Erhebung nach der Convention von Tauroggen geschichtlich in's rechte Licht zu rücken. York hatte wohl den Muth zum Abschluß gefunden, den russischerseits ausschließlich preußische Officiere und Stein selbst als Bevollmächtigte des russischen Kaisers vermittelt und erleichtert hatten, aber geistig war er den Folgen nicht gewachsen, sollte die That nicht im Sande verlaufen. Der ängstliche König befand sich dabei noch im Machtbereich der Franzosen zu Berlin und mußte schon aus berechtigter Furcht für seine persönliche Sicherheit öffentlich den Schritt mißbilligen, da er sich nicht gleich zur Abreise nach Breslau entschließen konnte und damit unter den Schutz der russischen Bajonette stellte, die größtentheils von deutschen Officieren geführt wurden. Da Preußen förmlich Feindesland für Rußland war, so hatte sich Stein eine weitgehende Vollmacht vom Kaiser ausstellen lassen, Kraft deren er alles Land für ihn in Besitz nahm. Sein Person bürgte dafür, daß damit allein Preußens deutscher Besitzstand voll und ganz erhalten wurde. Später hat Schön auch diese Vollmacht bekrittelt, die er zur fraglichen Zeit in seinem amtlichen Berichten als allein der Sachlage angemessen hielt. Thatsächlich haben die undankbaren Ostpreußen dem üblen Landsmann Schön mehr geglaubt, als dem lauteren Charakter eines Stein's. Der Gedanke und die Ausführung der Erhebung Ostpreußens wider den Corsen ist Stein's muthige That. Von Klausewitz in Stein's Gefolge und aus dessen Auftrag rührt der Landwehrentwurf her, der sich eng an Scharnhorst's gleichzeitiges Gesetz schloß. Die Ostpreußen verschlechterten die allgemeine Volksbewaffnung, indem sie die garstige entsittlichende Stellvertretung zuließen, was leider die Kaufleute der großen Städte benutzten, um sich dem höchsten Opfer für den Staat, der Einsetzung der eigenen Person zu entziehen. Der altpreußische Adel stellte sich aber als Officier an die Spitze der Landwehr, wie schwer es auch dem einseitigen Soldatendünkel der alten Berufsofficiere werden mußte, an der Spitze solcher schlechtbewaffneten und ungeübten Bauernhaufen gegen den größten Feldherrn seiner Zeit zu marschiren. Der Civilist Schön hat dieses Wunder vollbracht.

Wahrscheinlich hat sich Stein's Haß gegen die Formelsucht und die Bevormundung der Bureaukratie, deren schönste Zierde er ja in längerer Laufbahn fast von der Pike auf bis dahin gewesen war, damals in beinahe unbilliger Weise herausgebildet, zumal er schon längst die Schwächen des unpraktischen Schreiber-Regiments trotz aller Pflichttreue und Tüchtigkeit erkannt hatte. Statt freudig auf Stein's patriotische Anregung einzugehen, erwog der sonst und später gut deutschgesinnte Präsident v. Auerswald ängstlich die etwaige Beeinträchtigung des preußischen Kronrechts, das sein eigener König so wenig hatte wahren können, und legte sich schließlich in's Bett, bis der feurige Staatsmann seinen Willen auf dem von ihm berufenen Landtag durchgesetzt hatte und zu größerem Beginnen nach Schlesien zu seinem alten Herrscher aufbrach. Ohne Stein's fast heftigen Druck wäre der König auch nach dem „Aufruf an sein Volk" noch nicht zum Abfall von Napolean zu bewegen gewesen, da ihm die deutsche Vaterlandsliebe wohl fast ganz gefehlt hat, wie auch seinen gekrönten Genossen im Reiche und späteren Bunde. Nur während des Kampfes find sich Karl August v. Weimar und einige vertriebene Kleinfürsten ihrer nationalen Pflicht bewußt geworden. Nach dem verhältnißmäßig leichten Sieg, dessen Opfer hauptsächlich auf Preußens Schultern lagen, verflog die deutsche Gesinnung des selbstsüchtigen, erst durch Bonaparte höchst unverdientermaßen souverän gewordenen Fürstenthums, was gerade Stein bitter empfand. Für ihn begann die schönste Aufgabe seines Lebens, die ihn

*) Max Lehmann, Stein, Scharnhorst und Schön, Leipzig 1877. S. Hirzel u. — Knesebeck und Schön, Leipzig 1875, S. Hirzel.

zum Lenker des Geschickes unseres Volkes nach Bismarckischer Art gemacht hätte, wäre der dynastische Eigennutz zu brechen gewesen. Er wollte mit dem unbotmäßigen hohen Adel Deutschlands aufräumen, der seit Karl's V. fremdländischer Regierung das Vaterland nicht nur nach schlimmer reichsfürstlicher Sitte verrathen, sondern auch seinen Boden dem raublustigen Nachbarn für ihre gefährliche Hülfe stückweise überlassen hatte. Die schwerste Schuld hatte freilich das kaiserliche Erzhaus auf sich geladen, das sogar sein Stammland Lothringen und schließlich die reichen Südniederlande, also den größten Theil des burgundischen Kreises und Kaiser Maxens reiches Heirathsgut für Toscana und Galizien aufgegeben hatte. Trotzdem trug Stein den wirklichen Machtverhältnissen Rechnung und schlug die Theilung Deutschlands mit seinen alten Grenzen bis zur Maas und den Vogesenausläufern unter Oesterreich und Preußen vor, da die übrigen Fürsten als Rheinbündler ihr Herrscherrecht verwirkt hatten oder schon landlos durch den Corsen geworden waren. Die ausländische Verwandtschaft des deutschen Fürstenthums in London und Petersburg, sowie der habsburgische Neid auf den preußischen Emporkömmling ließen diese zum Heile des Vaterlandes dienende Abrechnung nicht zu und die Kleinstaaterei wurde verewigt. Auch Bismarck's Schöpfung hat die Staatseinheit unseres Volkes selbst im kleinen Rahmen des neuen Reiches nicht hergestellt und Oesterreich ist aus einem östlichen Hort des Deutschthums zum undeutschen Slavenfreund geworden.

Freilich dürfen wir nicht vergessen, daß der König 1804 Stein überhaupt nicht zum Minister hatte ernennen wollen, trotzdem er bereits übergangen war und die beiden königlichen Vertrauten, Minister Schulenburg und Cabinetsrath Beyme, seine Ernennung empfohlen hatten. Seinen Antheil an der schließlichen Berufung bezeichnete der König mit den Worten „ich gab nach“, was kein Beweis seiner Menschenkenntniß ist. Er hatte sogar in bezeichnender Kleinlichkeit den neuerungsüchtigen Brausekopf theilweise völlig ungerecht durch den später berüchtigten Obersten v. Zastrow, aber mit der königlichen Unterschrift, in schroffster Weise bei seinem mannhaften Eintreten für seine Provinzial-Eingesessenen vor militärischer Willkür in mehreren Cabinetsordren tadeln lassen. Stein war ihm daher auch später unsympathisch, da er die Größe des deutschen Staatsmanns nicht fassen konnte. In der berühmten Denkschrift vom 27. April 1806, also dicht vor dem Sturz Preußens und nach den schmählichen Abmachungen Haugwitzen's zu Schönbrunn und Paris, forderte Stein in der kritischsten Lage des Staates, die er mit hellem Seherblick erkannte, die Aenderung der bisherigen Regierungsweise, deren Hauptschuldiger der König in seiner Schwäche und Unentschlossenheit freilich selbst war, und zwar die Aufhebung der unwürdigen Cabinetsregierung, die die verantwortlichen Minister zu Handlangern herabwürdigte. Obschon sich Prinzen des königlichen Hauses und Generäle dem hochherzigen und selbstlosen Schritte Stein's anschlossen, blieb er erfolglos und brachte dem Urheber selbst den Abschied, wo sein Bleiben eine Staatsnothwendigkeit war. Seine Zurückberufung erfolgte auch bald. Aber gerade dieser Stachel für den verletzten königlichen Stolz wirkte nach, als der König und nunmehr gezwungenermaßen den verdienten Minister auf Befehl des französischen Gewalthabers entließ. 1813 kehrte er als Sieger und als Leiter des deutschen Verwaltungsrathes zurück, der alle deutschen Lande für die Verbündeten in Besitz und Verwaltung nahm. Zuerst Sachsen, das äußerste rheinbündische Satrapenland, dessen Herrscher schließlich allein seine Untreue gegen sein größeres Vaterland mit der Hälfte seines Erbbesitzes bezahlen mußte, während die schlimmsten Sünder, wie Bayern und Württemberg straffrei ausgingen, obschon sie viel schuldiger waren und sogar ihren Raub von Napoleon's Gnaden bis heute behalten haben, was wir ihnen nicht vergessen wollen, wenn der süddeutsche Partikularismus von den vermeintlichen angestammten bajuvarischen und schwäbischen Landen spricht.

Leider rächte es sich bitter, daß Stein ohne eine amtliche preußische Stellung war, da der deutsche Verwaltungsrath bei dem Bündel souveräner Mittel- und Kleinstaaten völlig in der Luft hing und eines starken Rückhaltes an den beiden deutschen Großmächten bedurft hätte, um wirksame Maßnahmen treffen zu können. Oesterreich hätte ja ganz gern Süddeutschland, besonders Kaiser Joseph's II. altes Augenmerk, Bayern, genommen, gönnte aber Norddeutschland Preußen nicht und schützte dadurch die geängstigten Dynastien, denen alles vergessen wurde. Der stolze Reichsritter hatte den Verlust seiner eigenen Reichsunmittelbarkeit für nöthig erachtet, aber nicht zu Gunsten des macht- und zuchtlosen Kleinfürstenthums, insonderheit eines Herzogs v. Nassau-Usingen, sondern zur endlichen Schaffung des einigen Vaterlandes, wie England und Frankreich schon längst kraftvolle Nationalstaaten bildeten. Zum Spielball dynastischer Launen und territorialer Willkür war ihm Deutschland zu gut. Aber das schwache Preußen konnte kaum selbst seine alten Grenzen erhalten und ging beim Wiener Congreß, nach Einwohner- und Meilenzahl ziemlich geschädigt aus den Verhandlungen hervor, da es ganz Süd- und Südostpreußen verloren hatte. Auf dem Länderschacher zu Wien hatte Stein, der doch bis dahin Deutschlands Verwaltung geleitet hatte, überhaupt keine Stimme, und Hardenberg wie Humboldt waren den Schwierigkeiten trotz aller Geschicklichkeit nicht gewachsen. Stein's Gedanke der Einigung des Vaterlandes fand keine Verfechter, und der schwerenttäuschte Deutsche zog sich dauernd in's Privatleben zurück. Er war sich schon im preußischen Dienst seines größeren deutschen Vaterlandes stets bewußt geblieben, obwohl gerade ihm der Staat seiner Wahl so unendlich viel dankt.

Es entbehrt nicht des geschichtlichen Reizes, Stein's Reformvorschläge und Anschauungen schon vor dem staatlichen Zusammenbruch kennen zu lernen, die deutlich zeigen, daß es für ihn nicht erst des allgemeinen Unglücks bedurfte, um völlig modernen und doch nur geschichtlich sich ergebenden Gedanken gesetzliche Gestalt zu geben. Bereits 1802 erwog er die allgemeine Wehrpflicht, ohne die unbillige Befreiung der Städter, da 2½ Million Einwohner cantonfrei waren. Ausdrücklich sagt er: „Diese muß zu einem Gegenstand der Nationalerziehung gemacht werden.“ Er war bereits in Münster ein erklärter Freund der Gewerbefreiheit und unterstützte später als Minister amtlich die Hebung der unzulänglichen technischen und handelswissenschaftlichen Kenntnisse im Gewerbe- und Kaufmannsstand. Bei einer Auseinandersetzung mit dem Provinzialminister für Schlesien, Grafen Hoym, sprach er sich über den Zunft- und Handelszwang dahin aus: „Die Vermuthung ist im Gegentheil für die natürliche Freiheit: man müßte dann der Meinung einiger Rechtsgelehrten sein, welche behaupten, das Recht zu Arbeiten und zu Handeln sei eine Regal, welches das Oberhaupt des Staates ertheilt und der Arbeiter von ihm erkauft . . . Eine weise Staatsverwaltung ist bemüht, den Geist der Innungen zu zerstören und den Codex von Verordnungen, den Habsucht und Unwissenheit geschmiedet, zu vernichten.“ Und dieser Mann wurde später als wirthschaftlicher und politischer Finsterling von den Nachbetern Schön's verschrieen! Auch sein zweites Werk, die Bauernbefreiung, war längst von ihm geplant. Waren doch seine westphälischen Bauern überhaupt nicht erbunterthänig, sondern saßen auf freiem Eigen seit den Tagen Karls des Großen, wie schon vorher als der seßhafteste Stamm unseres Volkes. Als Oberpräsident hatte er bereits stets auf eine billige Frohnde gesehen, die Gutsherrn und Dienstpflichtigen in unparteiischer Weise gerecht wird. Uebrigens sind Ansätze zur Ablösung der Frohnden sowohl von den preußischen Königen wie von der Ritterschaft bereits seit Friedrich Wilhelm's I. vorhanden gewesen und in ein-

zelnen Landestheilen zur Ausführung gekommen. Aber auch zur modernen Steuerverfassung hat er bereits den Grund gelegt, freilich noch in der bescheidenen Form einer vorübergehenden Kriegssteuer, um alle Einnahmequellen des Staates flüssig zu machen. Es handelt sich um nichts Geringeres, als die gerühmte Miquel'sche Steuerreform, eine fortschreitende Einkommensteuer mit Selbsteinschätzung. Bei der Kriegssteuer, wo es galt, alle Kräfte des Volkes bis auf's Aeußerste anzuspannen, scheute er vor einem Steuerfuß von 30% schon von 30 000 Mark Einkommen nicht zurück, was selbst unsere heutigen Socialdemokraten befriedigt hätte. Dabei handelte es sich nicht um die Zeit der Erniedrigung und Noth, sondern um die Kriegsvorbereitung vor Jena. Alles Einkommen unter 100 Mark, was damals schon viel bedeutete, blieb steuerfrei. Die Gegenwart erscheint bei solchen Vorgängen keineswegs so schöpferisch wie es die Unbescheidenheit und Selbstgefälligkeit unserer Zeit es uns glauben machen möchte. Der conservative, reichsunmittelbare Freiherr war liberaler und einsichtiger, als seine späteren liberalen Gegner, die sein Andenken verunehrt haben.

Die trefflichen Lehmann'schen Studien haben sich ein großes Verdienst um das Gedächtniß dieses großen deutschen Staatsmannes in einer Zeit des Zerfalles und der nationalen Schwäche erworben, die auch die Befreiungskriege nicht geheilt haben. Erst jetzt sind wir auf dem Wege der Besserung, jedoch noch nicht der Genesung. Natürlich ist auch Stein nicht frei von Charakterfehlern gewesen, die auch gerade zur Schmälerung seiner Verdienste um den preußischen Staat und unser Volk beigetragen haben. Er war ein Starrkopf und voll aufbrausender Heftigkeit; die Kunst des geschickten Diplomatisirens zur Erreichung großer Zwecke lag ihm fern. Seine offene Natur sträubte sich gegen die Benutzung der Schwächen Anderer und der Hinterthüren, die häufig sicherer als der offene Weg zum erwünschten Ziele führen. Darin war ihm Bismarck überlegen, der vielleicht auch dem Schwächling Friedrich Wilhelm III. ein mannhaftes Thun eingeblasen hätte. Leider bedarf der Staatsmann solcher wenig anmuthender Mittel, um die hohlen Größen dieser Welt an die Stelle und zu der Handlung zu bringen, die eben eine Staatsnothwendigkeit ist, soll das Werk gelingen. Die Monarchien sind vielleicht schlechter daran, da dort Alles von einem Einzelwillen abhängt. Aber die demagogischen Mittel zur Gewinnung einer vielköpfigen Volksvertretung sind wesentlich schlechter, als die Einflußnahme auf einen persönlich ehrenwerthen Herrscher. Die Wortführer in den Republiken sind häufig höchst anrüchige Streber, wie Frankreich und Nordamerika mit Panama und Tammany nur allzu deutlich zeigen. Bismarck wurde mit seinem alten Kaiser trotz der Hofkamarilla und den Weiberröcken und dem Bundesrath viel leichter fertig, als mit dem Reichstag, der doch gerade ein Gegengewicht des nationalen Willens wider den dynastischen Eigennutz bilden sollte. Die Volksvertretung ist noch heute bei uns der Tummelplatz elenden Parteigezänks und unwürdiger Interessenjägerei, wo das volkliche Belangen viel schlechter als bei den Bundesregierungen gewahrt ist. Das Wesen eines großen, echt deutsch gesinnten Staatsmannes aus der Zeit unseres ersten nationalen Erwachens wider den undeutschen Humanismus und die Französelei der Nachwelt zu enthüllen, ist daher ein rühmliches und zeitgemäßes Beginnen. Die Freiheitskriege für unser Volk sind noch nicht abgeschlossen, im Westen und Osten schmachtet noch unser unterdrücktes Volksthum unter welschem und slavisch-magyarischen Joch, das zu brechen unser sehnlichster Zukunftswunsch sein muß.

Die elterliche Pädagogik in der kritischen Jugendzeit.

Von Dr. Hans Schmidkunz.

Vierzehn Jahre lang, vielleicht ein, zwei Jahre weniger oder mehr, ist das Kind unter den Händen der Eltern und der Schule aufgewachsen; Erzieher und Lehrer haben mit ihm manch' liebe Noth gehabt, doch die Sache ging mehr oder minder gut, und die Schwierigkeiten in der kindlichen Entwickelung scheinen so weit überstanden zu sein, daß das junge Wesen nun in glatterem Zuge dem Reifezustand entgegenwachsen kann.

Da ändert sich auf einmal, meist sehr rasch und mit geringen Vorzeichen, die Lage des kindlichen Daseins. Es gehen mit ihm leibliche Veränderungen vor, die bekannten Merkmale der beginnenden Geschlechtsreife: Functionen treten, in besonderer Deutlichkeit beim Mädchen, ein, die vordem unter normalen Verhältnissen nicht dagewesen waren; durch den Leib geht es wie Risse und Brüche; die Stimme „bricht sich“ und schlägt beim Knaben schließlich in die um eine Octave tiefere männliche Lage, beim Mädchen nur eben in eine neue Klangfarbe über; die Leibesformen gestalten sich rascher als bisher zu ihrer späteren Vollendung; der kindliche, wenig ausgeprägte Gesichtsausdruck bekommt „Physiognomie“ &c. Das Alles wäre bereits genug, um die Erzieher besorgt zu machen, wie sie wohl in der Pflege des jungen Wesens diesen Wandlungen gerecht werden mögen. Allein damit ist es lange nicht gethan. Den leiblichen Veränderungen gehen seelische und solche, die Seele und Leib zugleich betreffen, parallel. Das vorher vielleicht so muntere Kind wird trübe in der Stimmung, unleidlich im Fühlen und Gebahren, extravagant im Denken und Handeln, voll von Contrasten gegen früher und auch innerhalb seines jetzigen Zustandes selber. Es kommen Situationen, vor denen die Eltern rathlos oder selbst verzweifelt dastehen und das Gefühl haben, das Kind und mit ihm die bisherige Erziehungsmühe seien so gut wie verloren und könnten höchstens durch ganz specifische Maßnahmen noch gerettet werden, die nur eine eigene pädagogische Kunst an die Hand gebe. Und Dem, der ruhiger über diesen Dingen steht, scheint es mit Recht, daß etwaige Sünden der Eltern, wenn irgendwo, sich gerade hier an den Kindern für Lebenszeit rächen.

Dem Bedürfniß aller dabei Betheiligten, über diese Dinge einmal ein offenes Wort zu sagen, das nicht bloß klagt, sondern auch positive Weisungen an die Hand giebt, kann und soll zum Theil entsprochen werden; aber nur zum Theil — denn das Entscheidende wird dabei immer die individuelle Kunst des praktischen Zugreifens sein, die in gewissem Maße angeboren ist, in gewissem Maße vor jedem gegebenen Falle neu entsteht und selbst bei der besten theoretischen Unterstützung sich erst in der lebendigen Wirklichkeit vollendet. Trotzdem läßt sich hier immer noch von der Pädagogik als einer Wissenschaft und Kunst so viel an Belehrung geben, daß ein Verweilen bei dem Thema gerechtfertigt sein mag.

Vor Allem ist es dringend nöthig, daß einerseits alle Betheiligten die fraglichen Erscheinungen im Allgemeinen und andererseits die einzelnen Erzieher der einzelnen Kinder sie jeweils im Besonderen erkennen lernen. Leider haben Psychologie und Pädagogik gerade hier noch wenig vorgearbeitet; was sich in ihrem Sinne doch schon sagen läßt, ist hauptsächlich folgendes. Man bezeichnet jene Entwickelungsperiode gern mit dem Ausdruck „Flegeljahre“ und spricht vom „Flegel“, vom männlichen wie auch vom weiblichen; oder man stellt den letzteren unter einer anderen Auffassung als „Backfisch“ oder dergleichen dar. Damit sind nun aber die Thatsachen einigermaßen verwischt. In Wirklichkeit ist die Entwickelungsstufe des „Flegels“ eine andere als die der „Pubertät“; sie kann in der Zeitfolge mit ihr zusammenfallen, geht ihr jedoch meistens wenigstens zum Theil voraus.

Sie kennzeichnet sich äußerlich durch eine Ueppigkeit und Ungeschlachtheit der Muskelbewegungen — beim Mädchen nur eben in mäßigerem Grad — und innerlich durch entsprechend dazugehörige Erscheinungen: durch eine Ueppigkeit und Ungeschlachtheit auch des Denkens, Fühlens und Strebens, insbesondere durch eine Gefühllosigkeit selbst gegen die vertrauteste Umgebung, durch Trotz und Emancipation in mannigfachen Formen, die ganz besonders jene rathlosen Situationen ergeben. Tritt nun die Entwickelungsstufe der „Pubertät" ein, so können jene Eigenarten, namentlich beim männlichen Geschlecht, noch weiter dauern; in der Hauptsache aber ist diese Stufe, zumal beim Mädchen, jenem Flegelthum sogar entgegengesetzt. Wie bei diesem die Entladungen nach außen das Charakteristische waren, so sind es jetzt sozusagen — und man kommt hier ja schwerlich ohne vergleichsweise Redewendungen aus — Entladungen nach innen. Das Kind wird zeitweilig ein Stimmungsmensch, leidet an seelischen Trübheiten und auch Entflammungen, vornehmlich an einem eigenartigen Sehnen in's Unbestimmte, und geräth in ein Phantasieleben, das seine leibliche und seelische Entwickelung abspiegelt. Namentlich geht die Phantasie von dem Märchenhaften der eigentlichen Kindheit und vom Abenteuerlichen, das sich schon vorher oder jetzt eingestellt hat, zum Heroischen in einem mehr excessiven Sinn und zum Lyrischen mannigfacher Art, mit einem eigenen dichterischen Drang, und schließlich zum Heroischen im Sinn des edel Heldenhaften über — alles mit den natürlichen Verschiedenheiten zwischen Knaben und Mädchen und selbstverständlich auch mit den unerschöpflichen Verschiedenheiten der Individuen. Und noch eines kennzeichnet diese Stufe: der Drang, sich solchen Personen unterzuordnen, die gerade auf das junge Wesen einen specifischen Eindruck machen. Er entfaltet sich theils als Hingabe an Autoritäten, theils als die nun auf diesem neuen Boden des leiblichen und seelischen Zustandes erst mögliche Liebe im engeren Sinn des Wortes.

Wie nun wir alle diese Erscheinungen in ihren ständigen Typen kennen sollen, so ist es Sache der Eltern, sie an ihren Kindern im Einzelnen zu erkennen. Der Eintritt der Flegelzeit, der Eintritt der Pubertät und der Verlauf beider müssen zunächst dem Beobachter zum Bewußtsein kommen, sowohl in ihren überall gleichen Formen wie auch in den speciellen Gestalten, die sie gerade bei dem einzelnen Kind annehmen. Nicht genug daran: eine andere, ganz selbstverständliche Forderung gilt hier verschärft, die nämlich, die Eigenart des betreffenden Kindes überhaupt zu kennen, sowohl in ihrer sonstigen Weise wie auch gerade in der Form, in der sie sich innerhalb dieser neuen Entwickelungsstufen entfaltet. Denn daß verschiedene Kindernaturen die kritischen Erscheinungen anders und anders ausgestalten, und daß diese Verschiedenheiten zugleich mit der Achtung auf das Typische beachtet und behandelt werden müssen, liegt auf der Hand. — Soviel vom Erkennen des Thatsächlichen.

Was nun das **praktische Verhalten** zu den Thatsachen betrifft, so gilt als **nächster Grundsatz** der, daß alle solche Entwickelungsstadien nichts Krankhaftes, sondern eben nur eine normale Entwickelungssache sind, wohl aber eine Empfänglichkeit und Empfindlichkeit für krankhafte Störungen ergeben. Daraus folgt die **Regel**, an dem bisherigen Behandeln des Individuums, sofern es nur hygienisch und erzieherisch richtig war, der Qualität nach nichts zu ändern, dem Grade nach jedoch die Aenderung eintreten zu lassen, daß nun die Gesundheitspflege erst recht beachtet und daß in dieser wie auch in jedem sonstigen Verhalten eine „vernünftige" Schonung und Vorsicht gehandhabt werde, ein Fernhalten specieller Störungen, aber mit Verhütung eines Verweichlichens. Wie das alles zu machen sei, ist Sache der allgemeinen Hygiene und Erziehung und der dem betreffenden Kindesindividuum ohnehin schon gebührenden; als specifisch tritt wohl nur ein besonderes Achten auf das Schonen der Stimme — Vermeidung jedes Singens und Schreiens — und auf das Verhüten von Einengungen der Brust und des Unterleibes hinzu.

In dem Gesagten liegt aber nun eine **zweite Regel**, bei deren rechtzeitigem Versäumen allerdings guter Rath wirklich theuer wird. Der Schwerpunkt der Behandlung dieser Entwickelungsstufen, zumal der Pubertät, liegt nämlich in der Zeit **vorher** und zwar schon von der Geburt an. Wie die Eltern ihr Kind bisher erzogen haben, so wird es sich im Wesentlichen auch zur kritischen Zeit gehaben. Was jetzt an maßgebenden Schäden auftaucht, ist hauptsächlich nur die erste natürliche Wirkung des in der vorkritischen Zeit Versäumten; die Rathlosigkeit, die Verzweiflung der Eltern vor jetzt auftretenden unüberwindlichen Situationen bedeutet hauptsächlich nur das Ergebniß ihrer früheren Rathlosigkeit und Sorglosigkeit und ihrer bisherigen Fehler.

Ist hingegen auch vorher die Behandlung des Kindes richtig und erfolgreich vor sich gegangen, so werden die jetzt auftauchenden Schwierigkeiten in der Hauptsache bloß scheinbar sein. Die Rathlosigkeit und Verzweifeltheit vor vermeintlich unerfaßbaren Situationen ist dann nur eine Ueberängstlichkeit der Eltern: sie haben sich durch Naturerscheinungen verblüffen lassen. Daran knüpft sich nun folgende **dritte Regel**: In dem Maß, als die sonderbaren Erscheinungen der kritischen Entwickelungszeit unvermittelt, sprunghaft, mit grellen Contrasten einsetzen, in eben dem Maß sind sie weniger bedenklich und werden ebenso wie manche plötzlich aufgetretenen Merkwürdigkeiten oder Unarten der früheren Kindheit (z. B. das mechanische Nachsprechen von Worten) in geraumer Zeit von selber ihre Ausgleichung, ihr Ausheilen finden. In dem Maß hingegen, wie jene Erscheinungen schon vorbereitet waren und allmälig anwuchsen, in eben dem Maß sind sie bedenklich und werden nicht so bald oder gar nicht abklingen. Es ist hier wie mit Krankheiten, zumal Geisteskrankheiten: ihr plötzliches Auftauchen ist ein günstigeres, ihr allmäliges Anwachsen, zumal von Vererbung her, ist ein ungünstigeres Symptom. Leider aber wird man in solchen Krankheitsfällen wie auch in jenen Entwickelungsfällen gerade auf das Schleichende, Gefährlichere am wenigsten und auf das momentan Aufspringende, Ungefährlichere am meisten aufmerksam. Die Eltern mögen also gerade vor den grellsten Contrasten am wenigsten und vor dem minder Contrastirenden am meisten auf der Hut sein. Treten Abnormitäten im Verhalten des Kindes auf diese allmälige Weise, in Zusammenhang mit Früherem, ein, dann müssen eben neue Erziehungsanläufe genommen werden, wie sie in gewöhnlicheren Fällen die Pädagogik überhaupt anweist und in außergewöhnlicheren Fällen leider nur die „pathologische Pädagogik", die Behandlung entarteter Kinder, lehrt — hier womöglich unter Führung eines specialkundigen Arztes. Was sich an dieser Stelle ganz kurz als besonders wichtige Art des Vorgehens anrathen läßt, ist außer früher Gesagtem zumeist die Benützung des kindlichen Autoritätstriebes und — die wirksame Atmosphäre eines im Gefühlsleben vorbildlichen, zumal durch die gegenseitige Liebe der Eltern gegründeten Heimlebens.

Nun aber das Heikelste in dieser ganzen Entwickelungslage, das, was den Eltern schon durch seine landläufige Unantastbarkeit ganz besondere Rathlosigkeit und Kummer bereitet: die Störungen im kindlichen Körper und Geist durch das erwachende **Geschlechtsleben**. Allein auch hier ist der springende Punkt das, was vorher war. Ist hier richtig vorgegangen worden, so regelt sich auch die Krise eher von selbst; gab es dort Fehler, so kommt die Reue zu spät oder bedarf zu heilsamen Folgen außerordentlicher Anstrengungen. **Erste Weisung**: das Kind mußte bisher möglichst hygienisch gehalten werden — mit den Hauptforderungen frischer Luft, freier Bewegung, milder, d. h. mehr pflanzlicher und süßer und unter allen Umständen bedingungslos alkoholfreier Kost; und im Wesentlichen gilt diese Hygiene auch weiter. **Zweite**

Weisung: mit der Verheimlichung der Kenntniß des Geschlechtslebens muß ganz entschieden gebrochen werden; sie wirkt in ihrer Weise seelisch nicht minder aufreizend, wie es der Alkohol leiblich thut. Ein ernstes und immer wieder ernstes, sonst aber von jeder auffälligen Nuance freies Eröffnen der Thatsachen ist nun einmal erforderlich. Nur muß in dem Ernst auch Gefühlswärme enthalten sein; Rousseau in seinem sonst keineswegs immer mustergiltigen „Emil" hat hier ein beachtenswerthes Vorbild gezeigt. Zu unterscheiden ist die Geschlechtsbelehrung vor der Pubertät und die von ihrem Eintritt an zu gebende. Dort genügen gelegentliche, an Kindesfragen anknüpfende Aufschlüsse mit Betonung des Geschlechtsverhältnisses zwischen Eltern und Kind; hier ist nun die Zeit zu einer systematischen Unterweisung gekommen, mit Betonung des Verhältnisses zwischen den Geschlechtern selber und seiner intellectuellen, ethischen wie auch ästhetischen Seiten. Dritte Weisung: das junge Wesen werde jetzt gewöhnt, mit Geschlechtsproblemen dort umzugehen, wo sie nicht als solche reizen, sondern in ein höheres Interesse aufgehen; dies geschieht in theoretischen Beschäftigungen, d. h. im Befriedigen des allgemeinen und des wissenschaftlichen Erkenntnißtriebes, also durch Kennenlernen tieferer menschlicher Schicksale, Eigenarten u. s. w., und es geschieht noch weit mehr in richtiger, freier Beschäftigung mit der Kunst. Wer sich gewöhnt, sozusagen artistisch zu denken, Künstlerisches um der bloßen Vorstellung, nicht um eines Wirklichkeitsinteresses willen in sich aufzunehmen, wird auch das darin enthaltene Geschlechtliche „uninteressirt" aufnehmen lernen. Unsere angeblich sittliche Einschränkung der Kunst wirkt bis in die geschlechtliche Entwickelung des Menschen verderblich nach.

Alles Andere, was zu unserem Thema sonst noch zu sagen wäre — Mitwirkung der Schule, Beachtung der sonstigen „kritischen" Entwickelungspunkte wie besonders des Kindesalters von 2 Jahren mit seinem Kampf zwischen Eigenwille und Autoritätswille, u. dergl. mehr: all das steht an Wichtigkeit hinter dem Gesagten zurück. Auch mit Nennung von Literatur, in der Näheres zu finden oder nicht zu finden ist, soll der Leser verschont bleiben. Mußte ja auch Schreiber dieses sich in den Hauptsachen ohne „Autorität" helfen. Nur die vielen fruchtbaren Anregungen, die er einem Pädagogen von dem Range Professor Wilhelm Münch's verdankt und in diesen Zeilen mit seinen eigenen Gedankengängen zusammengearbeitet verwerthen konnte, seien hier als eine besondere Ausnahme von dem Schweigen der Berufenen anerkannt.

Literatur und Kunst.

Goethe's Briefe.*)

Von Prof. Dr. Th. Achelis (Bremen).

„Verlangte ich zu meinen Gedichten eine wahre Unterlage, Empfindung oder Reflexion, so mußte ich in meinem Busen greifen; forderte ich zu poetischer Darstellung eine unmittelbare Anschauung des Gegenstandes, der Begebenheit, so durfte ich nicht aus dem Kreise heraustreten, der mich zu berühren, mir ein Interesse einzuflößen geeignet war. In diesem Sinne schrieb ich zuerst gewisse kleine Gedichte in Liederform oder freierem Silbenmaß; sie entspringen aus Reflexion, handeln vom Vergangenen und nehmen meist eine epigrammatische Wendung. Und so begann diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige, was mich erfreute oder quälte oder sonst irgendwie beschäftigte, in ein Bild, in ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit mir abzuschließen, um sowohl meine Begriffe von den äußeren Dingen zu berichtigen, als mich im Inneren deshalb zu beruhigen. Die Gabe hierzu war wohl Niemand nöthiger als mir, den seine Natur immer aus einem Extrem in das andere warf. Alles daher, was von mir bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Confession, welche vollständig zu machen dies Büchlein (gemeint ist Wahrheit und Dichtung) ein gewagter Versuch ist." Dies Selbstporträt des Altmeisters, das noch durch viele andere Belege vervollständigt werden könnte, — ich beziehe mich nur noch auf die bekannte Aeußerung Eckermann gegenüber bezüglich der Entstehung des Werther: „Es waren individuell nahe liegende Verhältnisse, die mir auf die Nägel brannten und mir zu schaffen machten, ich hatte gelebt, geliebt und sehr viel gelitten" — erhält nach der rein menschlichen Seite hin gerade in seinen Briefen eine wundervolle Ergänzung. Nichts ist geeigneter uns deshalb die unlösliche Einheit des Dichters und Denkers und des Menschen in der umfassenden Natur Goethe's so recht empfinden zu lassen als eben ein Studium dieses die allerunbedeutendsten Kleinigkeiten des alltäglichen Lebens ebensowohl würdigenden wie die tiefsten und erhabensten Gedanken ausdrückenden Tagebuches, wie man es auch nennen könnte, nur daß es durch die unmittelbare persönliche Wendung zu Verwandten, Freunden und zur Geliebten die unvergleichliche Frische und Lebendigkeit erhält, die wir mit Recht schon am Styl des Verfassers bewundern. Was der Herausgeber insonderheit vom ersten Bande dieser Sammlung sagt, der die Jahre 1764 bis 1775 umfaßt, läßt sich unbedenklich verallgemeinern: Die vorliegenden Briefe bilden eine eigenartige Ergänzung zu Wahrheit und Dichtung, in gewissem Sinne sogar eine Controle. Sie zeigen die Stimmung und die unmittelbaren Kundgebungen des Jünglings, den ein Halbjahrhundert später der Greis geschildert hat. Sie zeigen Goethe in seiner leuchtenden Jünglingsgestalt. In vollem Lebensgenuß steht er da, dem Augenblick froh hingegeben und dann wieder schon früh Wertherstimmungen offenbarend, von dem Banne der Ueberlieferung, selbst von dem Zwange des Alexandriners sich loslösend. Dann führt ihn Herder zur Natur und zu Shakespeare, und er ruft jubelnd: Natur, Natur! Nichts so Natur als Shakespeare's Menschen! Und an den Colossalgestalten Shakespeare's erstarkt seine Phantasie und wendet sich von den Kleinen, von Weiße und Gellert und Gleim, erstarkt gleichzeitig am Studium Lessing's, zu colossalischen Plänen: die Helden seiner Entwürfe sind Cäsar, Mahomet, Prometheus; und, aller Dichtung Meisterwerk, der Faust zeigt sich in seiner Urgestalt. Wie in der Schülerscene, so wird schon in den Briefen des Leipziger Studenten Universitäts-Pedanterie verspottet, während ihm da vom Vater her noch ein pedantisch-pädagogischer Zug eigen ist, wie seine lehrhafte Art in den Briefen an Cornelie wiederholt zeigt. Diese Briefe liest der Vater, und darum verschweigt in ihnen der Student Wolfgang so vieles. Darum wohl auch findet sich kein einziger Brief an die Mutter. Man fühlt, ihr müßte er schreiben, wie's ihm um's Herz ist, ihr gegenüber könnte er nicht so ehrbar thun, ihr gegenüber müßte er aufjubeln in Lust und verzweifeln in Leid, wie in den Briefen an Behrisch: himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt (Vorwort S. VIII).

Man hat sich gewöhnt, die ersten sieben bis acht Jahre des Weimarer Aufenthaltes lediglich als Sturm- und Drangperiode des jungen, langsam aus schweren Kämpfen zur Klarheit und Vollendung emporringenden Dichters anzusehen, aber gegenüber dem ungezügelten Lebensgenuß, den auch

*) Goethe-Briefe mit Einleitungen und Erläuterungen herausgegeben von Philipp Stein. Berlin, O. Elsner 1901. Bislang sind zwei Bände erschienen.

Goethe gar nicht in Abrede stellt, wird vielfach eben diese ernste innere Arbeit und Läuterung übersehen. Sagt er doch selbst:

> Mich nach- und umzubilden, mißzubilden
> Versuchten sie seit vollen fünfzig Jahren;
> Ich dächte doch, da könntest Du erfahren,
> Was an Dir sei in Vaterlands Gefilden.
> Du hast getollt zu Deiner Zeit mit wilden
> Dämonisch genialen jungen Schaaren,
> Dann sachte schlossest Du von Jahr zu Jahren
> Dich später an die Weisen, göttlich milden.

Und doch stammt aus jener von den wildesten Leidenschaften und anderseits wieder von bitterem Scepticismus erfüllten Epoche das folgende Bekenntniß, das aus dem Munde eines Dreißigjährigen überraschen könnte:

„Das Tagewerk, das mir aufgetragen ist, das mir täglich leichter und schöner wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart; diese Pflicht wird mir täglich theurer, und darin wünscht ich's den größten Menschen gleich zu thun und in nichts Größerem. Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles Andere und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu. Ich darf nicht säumen, ich bin schon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte, und der babylonische Thurm bleibt stumpf unvollendet. Wenigstens soll man sagen, es war kühn entworfen, und wenn ich lebe, sollen, will's Gott, die Kräfte bis hinauf reichen." Und nun folgt, echt goethisch, das individuelle Moment und Motiv: „Auch thut der Talisman jener schönen Liebe, womit die Stein mein Leben würzt, sehr viel; sie hat meine Mutter, Schwester und Geliebten nach und nach geerbt, und es hat sich ein Band geflochten, wie die Bande der Natur sind." In einem Brief an Wieland (II, 36) gesteht Goethe: „Ich kann mir die Bedeutsamkeit, die Macht, die diese Frau über mich hat, nicht anders erklären als durch die Seelenwanderung. Ja, wir waren einst Mann und Weib! Nun wissen wir von uns — verhüllt, in Geisterduft." Ein Gedanke, der in dem folgenden Gedicht seinen wundervollen Ausdruck findet:

> Sag, was will das Schicksal uns bereiten?
> Sag, wie band es uns so rein genau?
> Ach, Du warst in abgelebten Zeiten
> Meine Schwester, oder meine Frau.
> Kanntest jeden Zug in meinem Wesen,
> Spähtest, wie die reinste Neue klingt,
> Konntest mich mit einem Blicke lesen,
> Den so schwer ein sterblich Aug' durchdringt.
> Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,
> Richtetest den wilden, irren Lauf,
> Und in Deinen Engelsarmen ruhte
> Die zerstörte Brust sich wieder auf,
> Hieltest zauberleicht ihn angebunden
> Und vergaukeltest ihm manchen Tag.

In rührender Weise fleht er nicht etwa um Erhörung, sondern um sittliche Kraft, um Trost und Zuspruch in dem harten Kampf um's Dasein: „Setzen Sie Ihr gutes Werk fort und lassen Sie mich jedes Band der Liebe, Freundschaft, Nothwendigkeit, Leidenschaft und Gewohnheit täglich fester an Sie binden. Wir sind in der That unzertrennlich." Oder unter Anwendung eines ganz eigenartigen Vergleiches: „Die Juden haben Schnüre, mit denen sie die Arme beim Gebet umwickeln; so wickle ich Dein holdes Band um den Arm, wenn ich an Dich mein Gebet richte und Deiner Güte, Weisheit, Mäßigkeit und Geduld theilhaftig zu werden wünsche. Ich bitte Dich fußfällig, vollende Dein Werk, mache mich gut. Du kannst's, nicht nur wenn Du mich liebst, sondern Deine Gewalt wird unendlich vermehrt, wenn Du glaubst, daß ich Dich liebe." Auf der anderen Seite erfaßte ihn wieder gelegentlich eine melancholische, pessimistische Stimmung, der er auch unverhohlen Ausdruck giebt: Gleichmuth und Reinheit erhalten mir die Götter auf's Schönste, aber dagegen welkt die Blüthe des Vertrauens, der Offenheit, der hingebenden Liebe täglich mehr. Sonst war meine Seele wie eine Stadt mit geringen Mauern, die eine Citadelle auf dem Berge hinter sich hat. Das Schloß bewachte ich, und die Stadt ließ ich in Frieden und Krieg wehrlos, nun fange ich auch an, sie zu befestigen, wär's nur indeß gegen leichte Truppen." Wie ihn wieder das Gefühl übermannt: „Mir möchten manchmal die Kniee zusammenbrechen, so schwer wird das Kreuz, das man fast ganz allein trägt, wenn ich nicht wieder den Leichtsinn hätte und die Ueberzeugung, daß Glaube und Harren Alles überwindet. Es könnte ja tausend Mal bunter gehen und man müßte doch aushalten. Eine Liebe und Vertrauen ohne Grenzen ist mir zur Gewohnheit geworden", denn, wie es in einem Brief an Auguste Gräfin v. Stollberg heißt

> Alles geben Götter, die unendlichen,
> Ihren Lieblingen ganz,
> Alle Freuden, die unendlichen,
> Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.

Wenn Bismark einst erklärte, mit einem Bande Goethescher Gedichte gern Jahre lang auf einer einsamen Insel leben zu wollen, so gilt das vollends von diesen Briefen, auch schon um deßwillen, weil sie uns gerade die schönsten Perlen der Lyrik mitbescheeren, und uns dadurch der Genuß noch erhöht wird, daß wir ihr unmittelbares Entstehen aus der schöpferischen Stimmung und Situation (was beides eins ist für Goethe) belauschen können. So, um nur einen Fall anzuführen, das wundervolle Wandrers Nachtlied: Der Du von dem Himmel bist, alle Freud und Schmerzen stillest u. s. w., das unter dem Eindruck der ablehnenden Haltung Charlottens v. Stein gedichtet wurde. Das rein Menschliche, das uns im Bilde des überragenden Olympiers vielfach nur allzu sehr zurücktritt, hebt sich hier mit immer leuchtenderen Farben hervor. Dafür noch ein Beleg. Meist glauben wir, weil Goethe von der gemeinen Nothdurft der Dinge und ihrer Erbärmlichkeit nicht berührt wurde, habe er auch kein Verständniß für die Armen und Nothleidenden besessen, die nur unter harten Entbehrungen kümmerlich ihr Dasein fristen, und das bekannte wenig ansprechende Porträt des stolzen, kaltabweisenden Geheimrathes ist fertig. Nur Wenige wissen, daß der mit allen möglichen Geschäften überlastete Mann unter der Hand nach Kräften half, wo eine Unterstützung wirklich am Platze war, so z. B. einem arbeitslosen Secretär und Lotteriecollecteur, dem er Kleidung und Geld in ausreichendem Maße zukommen ließ. Wie liebenswürdig und aufmunternd und doch wieder ernst klingen die Worte: „Nehmen Sie das Wenige, was ich Ihnen geben kann als ein Brett, das ich Ihnen im Augenblick zuwerfe, um Zeit zu gewinnen. Fassen Sie wieder Fuß auf der Erde! Man lebt nur einmal. Ich weiß im ganzen Umfange, was es heißt, sich das Schicksal eines Menschen mehr zu den übrigen Lasten auf den Hals binden, aber Sie sollen nicht zu Grunde gehen. Sie sind mir nicht zur Last, vielmehr lehrt mich's wirthschaften, ich vertändle viel von meinem Einkommen, das ich für den Nothleidenden sparen könnte. Und glauben Sie denn, daß Ihre Thränen und Ihr Segen Nichts sind? Der der hat, darf nicht segnen, er muß geben, aber wenn die Großen und Reichen dieser Welt Güter und Rangzeichen austheilen, so hat das Schicksal den Blinden zum Gleichgewichte den Segen gegeben, nach dem der Glückliche zu geizen nicht versteht. Vielleicht findet sich bald, wo Sie mir nützlich sein können; denn nicht der Projectenmacher und Versprecher, sondern der im Geringen treue Dienste anbietet, ist dem willkommen, der so gern was Gutes und Dauerhaftes thun möchte." — Zum Schluß noch ein Wort über das Verhältniß Goethe's zu Friedrich dem Großen. Dieser hatte 1780 in seiner Schrift De la littérature allemande den Goetz als eine abscheuliche Nachahmung Shakespeare's bezeichnet, so daß sich der Angegriffene zu einer (leider verloren gegangenen) Entgegnung

genöthigt sah. Wie vornehm diese gehalten war, mögen die folgenden Aeußerungen veranschaulichen: „Wenn der König meines Stückes in Unehren erwähnt, so ist es mir nichts Befremdendes. Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit einem eisernen Scepter führt, muß die Production eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden. Ueberdies mochte ein billiger und toleranter Geschmack wohl keine ausgezeichnete Eigenschaft eines Königs sein, so wenig sie ihm, wenn er sie hätte, einen großen Namen erwerben würde, vielmehr dünkt mich das Ausschließende zieme sich für das Große und Vornehme. Lassen Sie uns darüber ruhig sein, mit einander dem mannigfaltigen Wahren treu bleiben und allein das Schöne und Erhabene verehren, das auf dessen Gipfel steht. Es hätte sich kein Mensch über die Schrift des alten Königs gewundert, wenn man ihn kannte, wie er ist. Wenn das Publicum von einem Helden hört, der große Thaten gethan, so malt es sich ihn gleich nach der Bequemlichkeit einer allgemeinen Vorstellung sein hoch und wohlgebildet; ebenso pflegt man auch einen Menschen, der sanft viel gewirkt hat, die Reinheit, Klarheit und Richtigkeit des Verstandes zuzuschreiben. Man pflegt sich ihn ohne Vorurtheile, unterrichtet und gerecht zu denken. Dies ist der Fall mit dem Könige; und wie er in seinem verschabten, blauen Rock und mit seiner bucklichten Gestalt große Thaten gethan hat, so hat er auch mit seiner eigensinnigen, voreingenommenen, unrectificirlichen Vorstellungsart die Welthändel nach seinem Sinne gezwungen."

Soviel steht fest, daß wer Goethe wirklich kennen und verstehen lernen will, der muß außer den Gesprächen mit Eckermann (gleichfalls eine unerschöpfliche Fundgrube) immer wieder den so ungemein vielseitigen Briefwechsel des Dichterfürsten zur Hand nehmen.

Altitalienische Novellen.*)

Von Johannes Gaulke.

Es ist im hohen Grade ersprießlich, wenn man den Blick dann und wann von den Erscheinungen des modernen Culturlebens abwendet und in jene Zeit versenkt, die uns Geistesschätze in solcher Fülle hinterlassen hat, daß kaum ein Menschenalter ausreicht, sie auch nur einigermaßen zu übersehen. Das Erbe der Renaissance ist uns indessen nicht mühelos in den Schooß gefallen; um es als unser Eigenthum zu besitzen, müssen wir es erst erwerben. Seitdem in Deutschland einige schüchterne Versuche unternommen worden sind, das Leben mit Kunst zu durchtränken oder einer ästhetischen Cultur den Weg zu bahnen, sind auch allen Orten Schönredner und Propheten in nicht geringer Zahl auferstanden, die unter gänzlicher Verkennung des Begriffes Renaissance unserer Zeit diese Auszeichnung beilegen. Die Renaissance des deutschen Kunstgewerbes ist fast schon zu einem Schlagwort geworden. Wenn irgend ein kluger Theater- oder Variété-Director oder ein fahrender Sänger mit einer neuen Attraction auf der Bildfläche erscheint, dann ist auch die Renaissance des Tingeltangels fix und fertig.

Es scheint, daß alle künstlerischen und literarischen Unternehmungen unserer Tage von vornherein mit dem Fluch der Lächerlichkeit belastet sind. Und dabei läßt es sich nicht in Abrede stellen, daß die Durchschnittsbegabung heute sehr bedeutend ist und daß die Menschen viel mehr Fleiß und Kraft für ihre Sache aufwenden als je zuvor; ja es wird der Mensch, der künstlerisch schaffende nicht ausgeschlossen, seines Lebens überhaupt nicht recht froh. Auf diesen Umstand hat Paul Ernst in der Einleitung zu seiner Uebersetzung der altitalienischen Novellen sehr eindringlich hingewiesen, und er führt die Zerfahrenheit, die unsere Zeit auszeichnet, auf die Gleichwerthigkeit der gesellschaftlichen und staatlichen Zustände in allen Culturstaaten zurück. Es kommt heute sehr selten vor, daß ein Volk unter solchen Verhältnissen lebt, die seinem Charakter und seiner Begabung angemessen sind. Je größer ein Staatswesen ist, um so größer ist auch die Gefahr, daß sein Geistesleben nivellirt wird. Es ist keine zufällige Erscheinung, daß zu allen Zeiten auf künstlerischem und literarischem Gebiet die kleinen Staaten, wie die griechischen Städterepubliken, später die italienischen Aristokratien und die demokratischen Niederlande, das Höchste geleistet haben. Denn es liegt auf der Hand, daß nur auf einem begrenzten Staatsgebiet ein gründlicher Meinungsaustausch der Menschen durchführbar ist, der sie die ihrem Artcharakter angemessene Staats- und Gesellschaftsform erkennen lehrt. Letztere übt dann weiter den entscheidenden Einfluß auf die Gestaltung des Geisteslebens der Nation, der Kunst und Literatur aus.

Paul Ernst hat durch seine vorzügliche Uebersetzung einer Auswahl altitalienischer Novellen, die sich auf einen Zeitraum von etwa drei Jahrhunderten, von 1350—1650 erstrecken, die Bestätigung obiger Anschauung erbracht und uns zugleich ein werthvolles Document des Geisteslebens des Renaissancemenschen erschlossen. Was die Erzählungen bei aller Schlichtheit des Vorwurfes auszeichnet, ist die Echtheit des Empfindens und die außerordentliche Naivität, die aber mit einem starken Selbstgefühl gepaart ist. Es dürfte in der etwas archaisirenden Uebersetzung, die aber nichts weniger als ledern und geschraubt ist, kaum etwas von dem ursprünglichen Reiz der Erzählungen verloren gegangen sein; jedenfalls hat man bei der Lectüre auch nicht einen Augenblick die Empfindung, als wären sie aus einer fremden Sprache übertragen. Man fühlt auch kaum heraus, daß fast jede Novelle ihren eigenen Verfasser hat, so einheitlich ist der Styl und die in ihnen ausgedrückte Weltanschauung. Die Menschen, die dort geschildert sind, sind gesund, ehrlich im Denken und Empfinden, kraftvoll im Handeln. Das Wesentlichste aber ist, daß der Mensch überall im Mittelpunkt der Welt steht. Mag er gleich unter der Herrschaft einer unbändigen Leidenschaft stehen oder im Bann einer Idee, der Gottesfurcht, der irdischen oder der himmlischen Liebe, stets bleibt er Herr der Situation. Je nachdem es die begleitenden Umstände mit sich bringen, geht er als Sieger aus einem Conflict hervor oder er geht als der starke Held in dem ihm von Außen aufgedrungenen Kampf zu Grunde. Diese Menschen führen ein ganzes Leben, sie fragen nicht lange nach dem Wie und Warum, nach dem Wohin und Woher, während der moderne Mensch ängstlich alle Eventualitäten zu einander abwägt und darüber die zum Handeln nöthige Kraft vollends einbüßt.

Benvenuto Cellini hat uns in seinen Memoiren ein ähnliches Document seiner Zeit hinterlassen, er selber ist der Typus des Renaissancemenschen par excellence, eine echte vornehme Verbrechernatur, welche die kleinlichen Gesetze und Schranken, die meistens von recht schwachen Menschen errichtet sind, zerbricht, eine Kraftnatur, welche die Aureole des Märtyrers verachtet und in kühnem Wagemuth die Hände nach den „heiligsten" Gütern der Menschen ausstreckt. Cellini wird abwechselnd zu einem Dieb und Mörder, Tempelschänder und Wegelagerer, weil er es auf Grund seiner Naturanlage werden muß. Alle seine Handlungen kennzeichnen ihn als einen echten Naturburschen, der keine sittliche Norm kennt, noch einen krankhaften Altruismus, was überhaupt als eine Eigenart, wenn nicht als ein Vorzug, seiner Rasse gelten mag. Trotzdem besaß er aber ein stark aus-

*) Ausgewählt und übersetzt von Paul Ernst. Leipzig im Insel-Verlag 1902.

gebildetes Gerechtigkeitsgefühl; er trat für die Schwachen und Wehrlosen jederzeit mit seiner ganzen Persönlichkeit ein, strafte aber auch die kleinen Schreier, die ihn beleidigten, am liebsten gleich mit dem Tode — aus Achtung für seine eigene Person. In jener Zeit galt ein Menschenleben wenig, aber man dachte dennoch höher vom Menschen. In dem Ausleben seiner Persönlichkeit war er nicht eingeschränkt durch tausend Gesetzesvorschriften und Polizeiverordnungen, auch war er nicht durch tausend Bande an die Familie, den Staat und die Gesellschaft gebunden. Dem Starken gehörte die Welt, heute führen meistens recht große Schwächlinge das Scepter; wir haben ein verbrieftes Recht, die Renaissance kannte dergleichen nicht. Unsere Zeit mag keine starken Persönlichkeiten leiden, jedem Staatsbürger ist sein Freipaß für diese Welt in die Wiege gelegt, das Gesetz schreibt ihm seinen Lebensgang, das Maximum seiner Lebensintensität und Daseinslust vor. Wer darüber hinaus wirthschaftet, ist ein Verbrecher. Aber es sind oft nicht die minderwerthigen Individuen, die hinter Kerkermauern schmachten . . . . .

Bei der Lectüre der italienischen Novellen wird man unwillkürlich zu diesen oder ähnlichen Betrachtungen und zu Vergleichen der Zustände der Renaissance mit denen unserer Zeit angeregt. Vor uns taucht eine Welt auf, die reicher, freier und schöner als die unserige ist, und Menschen, die von allen erdenklichen Leidenschaften und Gegensätzen beherrscht. im Vergleich zu dem unserigen ein potencirtes Dasein führen, die ein Ideal besitzen, das den modernen Menschen in Folge einer Weltanschauung, die uns zu einem willenlosen Product der Verhältnisse stempelt, längst verloren gegangen ist.

Sei Du selbst! Dieses Leitmotiv klingt durch alle Erzählungen hindurch. Nicht die ihn umgebenden Verhältnisse, noch die Beeinflussungen und Chicane der lieben Mitmenschen bestimmen den Werdegang des Renaissancemenschen, sondern er selbst erhebt sich ohne die Hülfe der Anderen aus den Wirrnissen des Lebens; Alles, das Gute wie das Schlechte, das Hohe wie das Niedrige, kommt aus seinem eigenen Wesen, oder mit anderen Worten: was er ist, ist er durch sich geworden. Darum können die altitalienischen Novellen als eine gesunde Geistesnahrung empfohlen werden, den Alten wie den Jungen, namentlich aber den Jungen, die noch nicht von einer fatalistischen Weltanschauung angekränkelt sind. Sind doch die Novellen selbst Erzeugnisse eines jugendfrischen Geistes. Sie wären ein guter Ersatz für die banausische Jugendlitteratur, die gegenwärtig — allen Göttern Griechenlands und der Christenheit sei's geklagt! — so üppig in's Kraut schießt.

Der Geist des Schachspiels.

Von Max Bewer (Dresden).

I.

Auf den Thron der Fürsten Indiens
War ein junger Prinz gestiegen,
Alle seine Ahnen suchte
Er durch Stolz noch zu besiegen.

Wer ihn nur durch eine Miene
Kränkte oder durch Geberden,
Sollte noch am selben Tage
Durch das Schwert gerichtet werden.

Denn er dachte, wenn ein Herrscher
Herr ist über Tod und Leben,
Soll das Volk mit seinem Blute
Auch dafür ein Zeugniß geben.

Und mit jedem Haupt, das rollte,
Höher trug der Fürst das Seine,
Selbst die Edlen beugten vor ihm
Ihren Nacken wie Gemeine.

II.

Da geschah es, daß den König
Einst ein Bauersmann beim Mähen
Nicht begrüßte, weil beschäftigt
Er den Fürsten nicht gesehen.

In der Sänfte ließ der Herrscher
Sich zu ihm hinübertragen,
Denn ihm selbst kam das Gelüste,
Diesen Kopf vom Rumpf zu schlagen.

„Warum knieteſt Du nicht nieder?“
Rief er, fast der Sinne baar.
„„Weil ich,““ sprach der Bauer ruhig,
„„Ganz bei meiner Arbeit war!““

Rother Zorn durchschoß den Fürsten,
Der das Schwert riß aus der Scheide,
Und der Kopf des Bauern tanzte
In die frischgemähte Weide!

„Also, Bauern wallen trotzen,
Wo kein Edler wagt zu sprechen?
Nun, so will ich eigenhändig
Diesen frechen Hochmuth brechen!

„Bauern hat mein Land so viele,
Als wie Hunde in ihm traben,
Und sie sollen's jetzt noch schlechter,
Als wie meine Hunde haben! . . .“

Und seit dieser Zeit begannen
Für den Landmann böse Stunden,
Bis das Reich und aller Wohlstand
Bluteten aus tausend Wunden.

III.

Tiefe Trauer, Angst und Sorge
Lagerten auf jeder Seele,
Doch der Fürst erließ erbittert
Immer schärfere Befehle.

Da erschien ein junger Weiser
Aus des Volkes Priesterkaste
In der Stadt mit einem Brettspiel
Und bat Einlaß im Palaste.

Und der König ließ ihn nahen,
Und mit edelster Geberde
Neigte sich der schöne Jüngling
Vor dem Herrscher bis zur Erde.

Von des Fremdlings edlem Anstand
Blieb der Fürst nicht unberühret,
Und er fragte ihn fast freundlich,
Welcher Zweck ihn hergeführet.

„Mitgefühl mit Deinem Loose,
Herr, Du, über Tod und Leben,
Dem auf Gottes weiter Erde
Nicht ein Gleicher ward gegeben!

„Wir in uns'rem stillen Kloster
Leben heiter wie Geschwister,
Ach, wie muß ein Fürstenleben
Kalt und einsam sein und düster.

„Nie vermesse sich im Reiche
Jemand, sich Dir gleich zu achten,
Aber darum brauchst Du dennoch
Nicht in Einsamkeit zu schmachten;

„Denn ist auch kein Mensch geboren,
Der sich Dir darf ähnlich fühlen,
Kannst Du doch mit Deinesgleichen
Hier auf diesem Brette spielen!

„Sechzehn weiße, sechzehn schwarze
Völlig ebenwerthe Krieger
Tummeln sich auf seinen Feldern,
Bis zuletzt bleibt Einer Sieger.

„Selbst dem ärmsten Deiner Sklaven
Bist an Macht Du nicht mehr über,
Setzt Du Dich an diesem Brette
Ihm zum Spiele gegenüber.

„Freundlich kannst Du ja als Herrscher
Dich mit Jedermann verbrüdern,
Jedem giebt es Königswürde,
Ohne selbst Dich zu erniedern!“ ...

Wie befreit von einer Wolke
Lächelte der König gütig;
„„Lehr' dies Spiel mich, das die Menschen,
Wie Du sagst, macht ebenblütig!““ ...

IV.

Ganze Tage, halbe Nächte
Spielte er mit seinem Lehrer,
Und bewundernd ward der König
Dieses edlen Spiels Verehrer.

Manchmal stand er wie zum Siege
Fest verschanzt wie eine Mauer,
Doch bei seinem Gegner siegte
Meistens doch ein freier Bauer!

Kann ein kleiner Bauer nämlich
In die letzte Reihe dringen,
Kann er es zu jeder Würde,
Selbst zu einer Kön'gin bringen.

„Thöricht ist es,“ rief der Herrscher,
Durch solch' Endspiel stark verdrossen,
„Daß dem dummsten Bauer offen
Steh'n die höchsten Ehrensprossen!“

Ernst versetzte der Brahmine:
„„Wolle nicht die Bauern schmähen,
Was wohl wäre diese Erde,
Wallt' kein Bauer sie besäen?

Wie ein Auge ohne Wimpern
Ständ' der Acker ohne Aehren,
Selbst kein König würde leben,
Wenn nicht erst die Bauern wären.

Alle unf're Ahnen waren
In der Urzeit Ackersleute,
Ob wir Prinzen, Krieger, Priester
Kastenhaft uns nennen heute.

Denn der Bauer war der Anfang
Allen Daseins hier auf Erden,
Darum darf in uns'rem Spiele
Er zuletzt das Höchste werden!

Niemals wird ein König siegen,
Der die Bauern läßt verheeren,
Schonend lerne er in Jedem
Seines Standes Urbild ehren!““

„Nun versteh' ich,“ rief der Herrscher,
„Warum Du dies Spiel erfunden!“ ...
Und die Bauern hatten wieder
Rings im Lande frohe Stunden.

Manches Bauern Sohn und Enkel
Ward zu hohem Loos berufen,
Und als Ritter und Minister
Schirmten sie des Thrones Stufen.

Anmerkung des Verfassers:

Man glaubt allgemein, das Schachspiel stamme aus Indien. Der Verfasser möchte meinen, daß es eher ein nordisches Spiel ist. Darum schreibt auch dies freierfundene Gedicht die Erfindung des Spiels einem Brahminen zu, die hellhäutig und manchmal sogar blauäugig, noch heute in einigen Stammresten die Annahme rechtfertigen, daß diese indische Priesterkaste einer über den Himalaya nach Indien gewanderten nordarischen Rasse angehörte. Sie kann sehr wohl die Kenntniß dieses besonnensten aller Spiele aus dem Norden mitgebracht haben. Das Wort „Schach“ hat, wie Manche von diesem „Königsspiel“ glauben, mit dem Wort „Schah“ nichts zu thun. Im Nordischen heißt es Skak. Man pflegt dort zu sagen, wenn eine Sache schief zu gehen droht, steht sie „paa Skakke“. Vielleicht ist hier die Sprachwurzel für das Spiel zu finden, für dessen Wesen es geradezu bezeichnend ist, daß es mit der weißen oder der schwarzen Spielführung stets schief gehen kann; einer oder gar beide Spieler stehen stets, sobald die ursprüngliche Balance des Spiels verlassen ist, „paa Skakke“.

Mehr als das Wort, spricht der Geist des Spiels dafür, daß es nicht dem heißen Hazardtemperament des Südens entsprungen, sandern von der kühl abwägenden Besonnenheit des Nordens planmäßig erdacht ist. Sein quadratischer Grundriß, seine innere Gerechtigkeit und vor Allem seine Bauerntaktik sind von nordgermanischer Physiognomie. Nirgends stand der Bauer tiefer, als in Indien und nirgends höher, als im skandinavischen Norden, dem einzigen Lande, wo der Bnuer niemals eine Leibeigenschaft kannte, er vielmehr die natürlich-freie Quelle des Adels und des Königthums bildete. Von Frithjof, der ja auch schon das „Brettspiel“ liebte, sagte die Ursage: „han drap Illmenne og grimdarfulle Vikingar; men Bönder let han vera i Fred,“ Schreckensmänner und grausiggrimme Wikinger tödtete er auf seinen Heldenzügen, aber Bauern ließ er in Frieden. Dieser urgermanische Zug der Achtung vor dem Bauernstand sollte in einer Zeit der bäuerlichen Mißachtung, wo weder ein Bildniß Caprivi's noch eins des augenblicklichen Reichskanzlers in einem deutschen Bauernhause zu finden ist, wahl auch politisch etwas zu denken geben.

Vielfach schon hat man sich darüber gewundert, daß im heutigen Schachspiel die draufgängerischste Ralle einer zarten — Königin zufällt. Den Königinnen Indiens ist das nicht angeboren; sie ließen sich, wenn ihr Gatte starb, ruhig verbrennen. Darum meint man, die jetzige Königin sei ursprünglich des Königs „Vezier“ gewesen, was aber die unbeholfene Gangart des Königs selbst nicht erklärt. Passender scheint es, in der Figur der jetzigen „Königin“ den alten nordischen Heldenkönig zu erkennen, der blitzartig alle Schlachtreihen durchstürmt, während die nur schrittweise sich fortbewegende Figur in Wahrheit die Königin zu sein scheint. Auch der Umstand, daß sie nicht „geschlagen“, sandern nur gefangen gesetzt werden kann, läßt nach germanischen Begriffen auf ihre weibliche Königswürde schließen, während sich der König zu ihrer Rettung ritterlich opfern kann.

Merkwürdig ist auch, daß gerade die stürmischste Eröffnung des Spiels das „nordische Gambit“ genannt wird, wie ja auch die skandinavischen Helden oft mit einer wahren Berserkerwuth, d. h. nordisch wörtlich ohne Panzerhemd (ber serkr) nackten Oberleibes in den Kampf sprangen.

Vielleicht kann ein in der nordischen und indischen Literatur mehr bewanderter Leser weitere Fingerzeige geben; denn es ist wohl der Mühe werth, ein Spiel, das sich die Bewunderung aller Völker errungen hat, der germanischen Ideenwelt zurückzugewinnen, wenn es in Wahrheit von ihr ausgegangen ist.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Eine wie Alle.

Von M. Fehme.

Ein discret erleuchteter Corridor des fashionablen Curhôtels eines Weltbades, jeder Schritt durch dicke Läuferstoffe gedämpft. Es ist ausnahmsweise die mitternächtige Stunde herangekommen, ehe sich, aus den Gesellschaftssälen strömend, die letzten Nachtvögel vor ihren Nummern trennen.

Lebhaft angeregt durch Musik, Tanz, Wein und Witz sinken die Stimmen zum beredten Flüstern.

Ein Stern vom Kunsthimmel der sächsischen Residenz und eine junge Ausländerin, beide noch nicht lange in der Badeliste verzeichnet und bei den wiederkehrenden Réunions zum ersten Mal sichtbar geworden, haben den Vogel abgeschossen, erstere um des klingenden Namens willen, letztere durch die unwiderstehliche Grazie des Geistes.

Beider persönliche Bekanntschaft hatte sich vor diesem Abende eingeleitet an einem Morgen auf dem molligen Corridor: sie hatten ihren magenrenovirenden Brunnen zur selben späten Stunde getrunken, sich auf der Promenade als Hausgenossinnen und leidenschaftliche Toiletterivalinnen erkannt, sie waren zur selben Stunde in's Hôtel zurückgekehrt und hatten von dem Zimmermädchen a tempo Dienstleistungen verlangt. Die deutsche Diva hatte gemuckt, einen rothen Kopf bekommen und war aufgetreten, Madame R— lachte nur, Alles an ihr lachte, und der Erfolg war: man berücksichtigte sie zuerst. Aber in ihrer angenehmen Umgänglichkeit bat sie die schmollende Dame vom Theater, bei ihr einzutreten. Ein Zweibund war geschlossen.

An diesem Abende wäre es beinahe in Stücke gegangen. Nicht wegen der Persönlichkeitsrivalität, denn die ist ausgeschlossen, sondern bloß um des äußeren Menschen willen. „Ich werde Weiß tragen,“ hatte die Diva verraten, sie trug natürlich Schwarz.

„Ich werde Blau tragen,“ sagte Madame R—, sie trug natürlich Roth.

So umrahmte nun im großen gesellschaftlichen Kreise eine der anderen Gestalt mit raschem Blick, in dem sich intensive Kritik und gemachtes Erstaunen mischen. Die Deutsche trägt eine Toilette von raffinirter Einfachheit und verfügt über eine wundervolle, vornehme Berufsgrazie. Madame R— ist unfähig zu siegen, sie muß sich mit Gleichberechtigung begnügen.

Da der Abend trotzdem amüsant verläuft, regt sich die Lust in ihr, ihn zu Zweien noch auszudehnen unter Glossiren und Mokiren.

Der Gesellschaftsanzug wird schnell mit dem Négligée vertauscht, einer wunderbaren Ausgeburt der Dame Mode, nur einmal gefertigt und das Modell erworben — so fein und unmerklich die Rache!

Und husch geht's auf dem dicken Läufer bis zur nachbarlichen Zimmerthür, durch die Madame R— deutlich hören kann, daß der große Geist noch nicht ruht. Trotzdem wird ihr nicht geöffnet, im Gegentheil, alles Leben dahinter ist jäh verstummt.

Madame R—: „Aber Sie schlafen ja noch gar nicht.“

Stille . . .

Madame R—: „Ich habe Sie gehört.“

Stille . . .

Madame R—, halblaut: „Sie sind eine falsche Katze!“

Stille — tiefste Stille; denn hier drinnen bebt eine arme Seele. Entsinnt sich Madame R— der Eventualität einer unverschlossenen Thür und läßt es auf eine Probe ankommen, dann ist die Blamage vollendet.

In heimlicher Ecke des Zimmers, im schneeweißen Nachtgewande steht die jugendliche Tragödin, einen wohlgeformten, eleganten Lederstiefel über die Linke gezogen, während die Rechte das Bürstchen mit einem Geschick hantirt, das zu denken giebt . . .

Noch im allerletzten Zögern fällt Madame R—s Blick auf ein Paar wundervolle, winzige Stiefelchen, die vor der Thür stehen.

Sie hebt sie sacht: „Bei Gott, dieselbe Nummer und dazu die imposante Figur!“

Ihre Augen lachen und funkeln, als sie leise in's Schlüsselloch hinein flüstert: „Gute Nacht, Mademoiselle peton!“

Nach eines Athemzugslänge Zeit fliegt auch ihre Chaussure hinaus scheinbar nicht so neu, so tadellos, denn geht sie nicht an die Füße zu streifen, dann doch an die Hände. Man macht, lässig auf den Leib gestreckt, fleißige Laufbewegungen damit auf der Chaiselongue und findet die Söhlchen echt. Und die langen schmalen Kähne, die sich jetzt so wundervoll unter den weiten, schleppenden Gewändern verstecken, kommen natürlich auch niemals an's Tageslicht.

„Ja, gelernt haben die Deutschen vieles, aber es fehlt das Angeborene!“

Mit diesem köstlichen Bewußtsein entschlummert Madame R—.

Aus der Hauptstadt.

Politische Tagebuchblätter.

Die Erledigung der Konitzer Angelegenheit hat immerhin zwei und ein halbes Jahr gedauert. So lange warten preußische Gerichte sonst nicht, bis sie einen der Behörde angethanen Schimpf rächen. Ihren bessernden, heilsamen und abschreckenden Zweck verfehlt die Strafe in diesem Falle ganz und gar: Wilhelm Bruhn und sein Redacteur büßen unvorsichtige Worte, deren sich heute kein Mensch mehr erinnern würde, wenn sie nicht aus den Acten verlesen worden wären. In zwei und einem halben Jahre vergißt man ganz andere Dinge als ein paar wuthschnaubende Zeitungsartikel. Wilhelm Bruhn und sein Redacteur gehen in's Martyrium, und der Obermärtyrer wird rechtzeitig genug daraus zurückkehren, um mit großer Kraft in die Juni-Agitation eingreifen zu können. Wer unsere ostöstlichen Bezirke anders als vom Hörensagen kennt, der weiß, was für Dinge sich dort vorbereiten. Sie sind reif für Ahlwardt. Die überaus strenge Strafe im Konitz-Processe ist gerichtstechnisch bedeutungslos, weil sie viel zu spät kommt; politisch ist sie ein schwerer Fehler. Alle politischen Missethäter gelten in den Augen ihrer Anhänger für beträchtliche Genies. Das Strafmandat macht lächerlich: die Verurtheilung zu einem Jahre Gefängniß, zumal wenn ihr so geschickt fanatische Vertheidigungsreden vorangehen, wie die der beiden Angeklagten waren, diese Verurtheilung erhebt den Mann zum todesmuthigen Vorkämpfer für Freiheit und Volksrechte. Unsere Richter sind wirklich viel zu sehr Rächer und viel zu wenig Menschenkenner.

Voraussichtlich wird die geheimnißvolle Mordthat selbst ungesühnt bleiben. Mag sein, daß der allzu verschlagenen List des Thäters die Criminalpolizei von vornherein nicht gewachsen war; mag sein, daß gleich zu Beginn der Untersuchung Mißgriffe gethan worden sind, die die Spur verwischten. So viel ist gewiß: Hüben wie drüben hätte unverzüglich Alles aufgeboten werden müssen, um Licht in das verworrene Dunkel zu dringen. Vor zwei Jahren hätte einem geschickten, rücksichtslos durchgreifenden Untersuchungsbeamten die Aufhellung des Geheimnisses glücken müssen. Es gab Anhaltspunkte genug. Die Konitzer Jugend hatte seltsame Gepflogenheiten. Wem die Liebe bereits mit sechzehn Jahren keine holde Jugendeselei, kein verlegenes Anschmachten eines rothen Seidenbändchens im schwarzen Zopfe mehr ist, sondern eine verdammt ernsthafte Sache, wer die Liebe so auffaßt, wie es die Freundesschaar um Ernst Winter that, dem kann es leichtlich passiren, daß er nicht nur gehörig durchgeprügelt, sondern unter Umständen auch todtgeschlagen wird. Ernst Winter's Tod, für den es möglicherweise eine sehr simple Erklärung giebt, nahm gespenstische Dimensionen in dem Augenblicke an, wo der finstere Verdacht, daß ein Ritualmord vorliege, auf die Scene trat. Juden und Judengegner hätten jetzt mit gleichem Eifer dafür sorgen müssen, daß dieser Spuk sofort wieder versinke. Verschwenderisch hohe Geldpreise auf das Haupt des Mörders, unerhört rege und strenge Nachforschungen waren geboten, waren Pflicht der Selbsterhaltung. Mit Stumpf und Stiel mußte, gerade im Interesse der Israeliten, der scheußliche Verdacht ausgerottet werden; aber auch die, denen die unerbittliche Bekämpfung des modernen Judenthums nöthig scheint, hatten

allen Anlaß zu dem Wunsche, daß die Möglichkeit eines Ritualmordes sogleich feierlich verneint werde. Es giebt keine nützliche Aufklärungsarbeit außer der, welche das Gesetz gestattet. Der Blutgeruch reizt die Bestie; ein unbegreiflich finsteres Verbrechen macht die Massen toll und wirr, hindert das ernste Reformwerk des Gedankens. Die That von Konitz ist nicht darum ein Unglück für Deutschland, weil sie das Schicksal von zwanzig anderen Mordthaten theilt, weil der Mörder dem Henker entrann. Ihr schreckliches Sphinxgesicht droht vielmehr aus dem Dunkel hervor, das sich um die Ursachen des Verbrechens gelagert hat. Mit einem Obermedicinal-Gutachten ist dann kein Zweifler mehr zu überzeugen, wenn es erst volle zwei Jahre nach der That erstattet wird. Am selben Tage, wo das Ritualmord-Gerücht durch die Gassen von Konitz schlich, hätte es erwürgt werden müssen. Damals wurde das unumgänglich Nöthige versäumt. Dem ersten schlimmen Mißgriff gesellte sich zwei und ein halbes Jahr der schlimmere, vielleicht verhängnißvolle: daß man das schon verschollene Gespenst neu bewaffnete und zehn ganze Tage lang Berliner Gerichtssäle durchwandeln ließ. Die Todtengräber graben sich, wie Friedrich Nietzsche meint, den Tod an.

*

Der freisinnige Tschechenclub im Wiener Reichsrathe hat durch seinen Redner Pacak den Ministerpräsidenten Koerber der Infamie bezichtigen lassen und einstimmig beschlossen, gegen die Regierung „den schärfsten Kampf mit allen im Wiener Parlamente üblichen Mitteln“ zu eröffnen.

Die üblichen Mittel sind, wie man weiß, Pultdeckel, Tintenfässer, Kindertrompeten, Stinkdüten und Schlagringe. Da die freisinnige Linke im deutschen Reichstage ganz wie die freisinnigen Jungtschechen beständig mit der Obstruction droht und eine Erledigung des Zolltarifes in der gegenwärtigen Tagung „mit allen Mitteln“ verhindern will, wäre es wünschenswerth, daß die Jungtschechen sich nunmehr ernsthaft an die Arbeit machen und neue gute Beispiele geben. Wenn der Parlamentarismus vernichtet werden soll, so geziemt es sich, daß die sogenannten Reactionäre, die ihm von jeher nicht recht grün waren, sittsam bei Seite stehen und die Hinrichtung von dem Freisinn, dem tschechischen und dem deutschen, vollziehen lassen.

*

Beim Einzug der Burengenerale in Berlin wurde die englische Botschaft von Schutzleuten in Civil bewacht.

Das war darum möglich, weil diesmal, im Gegensatz zu anderen festlichen Einzügen, keine Beamten in Civil dem Hurrahrufen oblagen.

*

Im königlichen Theater von Kopenhagen hielt Sarah Bernhardt, die demnächst auch uns beehren wird, keins der gewöhnlichen Ankleidezimmer für passend zu ihrer Garderobe und richtete deßhalb das Foyer der Künstler zu diesem Zwecke ein. Dieses Foyer wird aber von der königlichen Familie als Durchgang zur Königsloge benutzt, und die Folge davon war, daß der König von Dänemark, die Königin Alexandra von England, die Kaiserin-Wittwe von Rußland und der Großfürst sich einer Stehleiter bedienen mußten, um über die Bühne zu ihren Plätzen zu gelangen.

Ehe die loyale Presse diesen Vorfall bespricht, wird sie genaue Aufklärung darüber abwarten müssen, ob die Majestäten den Weg über die Stehleiter aus Leutseligkeit, Galanterie und Kunsteifer benutzten, oder ob sie sich ganz einfach von einer angejahrten, dreisten Komödiantin in's Bockshorn jagen ließen. Die loyale Presse sollte deßhalb so gefährliche Anecdoten nicht bringen, bevor sie amtliche Aufklärung erlangt hat. Keinesfalls durfte das Ereigniß ohne eine geistvolle Bemerkung der auf der Stehleiter befindlichen, allerhöchsten Herrschaften in die Welt posaunt werden. Wie es jetzt erzählt wird, schädigt es den monarchischen Gedanken, für den Stehleitern kein geeignetes Fundament sind.

*

Am Tage des Einzugs der Burengenerale wurden folgende Ordensauszeichnungen veröffentlicht: Das Großkreuz des Rothen Adlerordens erhielt der englische Kriegsminister John F. Brodrick; den Rothen Adlerorden erster Klasse Generallieutenant Kelly-Kenny und Generallieutenant John French; den Rothen Adlerorden zweiter Klasse Oberst Sclater; den Rothen Adlerorden vierter Klasse Lieutenant Dudley-Marjoribanks; den königlichen Kronenorden erster Klasse Generalmajor Jan Hamilton.

Ob auch die genannten britischen Militärs von den drei Burengeneralen geschlagen oder gefangen genommen worden sind, und ob man gerade deßhalb, ihnen zum Troste, am ungemüthlichen Donnerstag Balsam auf die Wunden legen wollte, entzieht sich leider der Kenntniß jener 50 Millionen Deutscher, welche treulos und unpatriotisch von den Buren Notiz genommen haben, also nicht zu den amtlichen Kreisen gehören.

*

Der frühere Pastor Göhre erzählte in einer socialdemokratischen Versammlung in Hartmannsdorf, eines Tages wäre bei ihm ein Geheimer Rath (aber nicht aus dem Civilcabinet des Kaisers) erschienen und hätte ihm nahe gelegt, eine Audienz nachzusuchen. Dasselbe sei ihm später einmal von einem hohen Officier offerirt worden. „Hätte ich,“ so rief Göhre begeistert aus, „die Aussichten, die sich mir boten, ausgenützt, wie es viele Andere thun, so wäre ich vielleicht heute schon irgendwo Hofprediger.“ Göhre ist noch immer der alte Idealist. Ich glaube, er wäre heute nicht irgendwo Hofprediger, sondern bereits wieder Hofprediger — a. D.

Prinz Vogelfrei.

Dramatische Aufführungen.

Monna Vanna. Schauspiel in drei Acten von Maurice Maeterlinck. (Deutsches Theater.) — Wienerinnen. Lustspiel in drei Acten von Hermann Bahr. (Berliner Theater.) — Das Theaterdorf. Lustspiel in drei Acten von Oskar Blumenthal und Gustav Kadelburg. (Lessing-Theater.)

Ueber Monna Vanna, Maeterlinck's sogenanntes Renaissancedrama, haben A. Brunnemann und Eugen v. Jagow in diesen Blättern bereits so viel gesagt, daß dem Berliner Theater-Chronisten zu sagen fast nichts mehr übrig bleibt. Mir persönlich brachte das Schauspiel Enttäuschung nach zwei Seiten hin. Man hatte uns darauf vorbereitet, daß Maurice, der „belgische Shakespeare“, in der Monna Vanna den Sprung aus seinen früheren Fabelreichen in die Wirklichkeit gethan habe, den Sprung des Kühnen und des Siegers. Statt Niflheim die Tage der Renaissance! Ein Condottiere, der sich herrenhaft gegen seine Auftraggeber empört und aus eigener Machtvollkommenheit die schon eroberte Stadt freigeben will, wenn das schönste Weib drinnen, die nie vergessene Jugendgeliebte, für eine Nacht in sein Zelt kommt. Wahrhaftig, das ist ein Renaissance-Gedanke, ist der Malatesta würdig. Dann Monna Vanna, die wie Judith sich zu dem schrecklichen Opfer bereit erklärte über ihre Liebe zum Gemahl die Liebe zur Vaterstadt stellt, über die eigene Ehre das Leben der Dreißigtausend in Pisa. Voll süßer und tiefer Poesie dann die Idee, im Zelte Prinzivalli's das ewig Weibliche über die Bestie im Mann siegen zu lassen, am farbigen Beispiele aufzuweisen, wie Liebe die Leidenschaft nicht nur adelt, sondern glorreich niederzwingt. Der Vorwurf ist prächtig; mit der Ausführung aber hapert's bedenklich. Prinzivalli's rohe und grausame Herrschernatur müßte mit starken Strichen gezeichnet werden; ein Kerl, der solche Forderungen stellt wie er, darf sich nicht nur in gelegentlichen Worten, muß sich in wilden Thaten als reißender Löwe zeigen. Dann erst wüchse die schwüle Scene, in der er seiner stolzen Liebsten als der Gewaltige, als der Eroberer mit den frechen Sultansgelüsten gegenübersteht, zu dichterischer Größe an. Jetzt aber imponirt Prinzivalli nur so, wie Einem jeder gute Kerl imponirt, der leicht zu rühren ist und dann in edelmüthiger Sentimentalität macht. Maeterlinck ist doch nicht der Theaterkundige, für den ihn seine Knappen vorzeitig ausgeschrien haben; das Gesetz der Contrastwirkungen muß er noch gründlicher studiren. Auch der Schluß, der allzu versöhnende Schluß ist effectlos. Hübsch ausgedacht, aber garnicht renaissancemäßig und nur zwischen Pappendeckel und Leinewand unter geschminkten Leuten möglich. So ließ sich ein in seiner Ehemannsehre schwer beleidigter Sismondi nicht ausführen,

und so liebenswürdig umsichtig arrangirte ein Walter von Monreal seine dritten Acte. Graus und Verderben, nicht die gemüthliche Aussicht auf neues Eheglück und reichen Kindersegen mußte diese Liebestragödie beschließen.

Neben Maeterlinck sind in den vergangenen Wochen noch drei andere Lieblinge des Publicums zu Worte gekommen: Hermann Bahr und die Doppelfirma Blumenthal und Kadelburg. Bahr's Lustspiel „Wienerinnen“ hat sich vor zwei Jahren am Deutschen Volkstheater in Wien nicht behaupten können. Ich fühle es Lindau nach, daß er so lange zögerte, ehe er die Plauderei in drei Acten an seiner Bühne aufführte. Immerhin, im Vertrauen auf Alt Heidelberg durfte er es schließlich wagen. Bahr bedient sich auch diesmal, wie in seinen früheren Werken, der alten Theatermaschine; alle die Figuren und Scenen und Situationen, die er früher als unerbittlich strenger kritischer Richter und Besserwisser zermalmte, läßt er jetzt in den eigenen Werken aufmarschiren. Mit vernichtender Satire wendet sich der gelenke Geistbold und Modenhändler gegen die Geistreichelei und die neuesten Moden: ein einziger ehrlicher Arbeiter, so ruft er aus, ist mir lieber als all' Euer unproductiver Witz und Geist. Der biedere Architekt, der diese Donnerrede gegen die Secessionisterei hält, erobert sich dadurch sein nach Stylisirung strebendes Eheweib zurück, und wundersam versöhnt geht Alles nach Hause. Es wird im Stücke den Weibsen wie den Mannsen gehörig der Text gelesen. Den Weibsen, weil sie in ihrer närrischen Wuth, Alles mitzumachen und über Alles mitzureden, ihr schönes Herz und Gemüth vernachlässigen und den Gemahlen und Bräutigamen zur Qual werden. Den Mannsen, weil sie schmarotzend und Kunstgente heuchelnd ihre Tage in Müßiggang verbringen, oder weil sie solchen Müßiggang bei Anderen bewundern. Bahr's Lustspiel ist also auch moralisch. Das kann man Blumenthal's und Kadelburg's neuer Schöpfung zum Glücke nicht nachsagen. Dagegen zerfasert sie genau so wie die feuilletonistische Plauderei der Allerweits-Wiener und ist noch langweiliger. Blumenthal kämpfte gegen den extremen Naturalismus, als Niemand ihn mehr ernst nahm; heute führt er sein schweres Geschütz gegen die überwundene Theaterspielerei der Gebirgsbauern auf. Er macht bei dieser Gelegenheit einen Witz, der längst bekannt ist, und bringt bekannte Personen auf die Scenen — 27 Personen, bemerkt bewundernd Herr Philipp Stein im Berliner Local-Anzeiger. — Die Hauptpersonen des Theaterdorfs sind aus älteren Stücken Blumenthal's, die Witze sind nicht von ihm. Letzterer Umstand hätte dem Stücke Segen gebracht, wenn die Sammlung fremder Scherze reichhaltiger ausgefallen wäre. Aber Oskar war heuer entweder verschämt, oder er hatte nicht fleißig genug gelesen. So fiel das Lustspiel kläglich ab. Zwei Acte wurden von den Freibillet-Inhabern schweißtriefend beklatscht; den dritten vermochte kein Freund zu retten. Es war ein furchtbarer Abend.

Aus unseren Kunstsalons.

„... Ich war in einen dunklen Raum eingetreten, erleuchtet durch ein kleines, längliches, horizontal liegendes Fensterchen, das heißt, ein viereckiges Loch, das Nachts oder bei Unwetter mit einer Luke verschlossen werden konnte. Grell schien das Licht durch das Viereck und zeichnete sich auf dem Steinflur ab. In der Nähe dieser Oeffnung stand ein langer Tisch mit schiefen Beinen, und darüber lag ein großes, weißes Pergament, das beinahe ganz den Tisch bedeckte und mit einer Rolle nach unten hing. Da saß hinter dem Tisch der jüdische Gesetzschreiber, beide Arme auf das Pergament gestützt, und wandte sein fürstliches Haupt mir zu; dieses Haupt schien viel zu groß für den Körper, der unter dem langen Tisch im Schatten schwer zu unterscheiden war. Es war ein prächtiges Gesicht, fein und durchsichtig bleich wie Alabaster; Falten, kleine und große, liefen um die kleinen Augen und die große, gekrümmte Habichtsnase. Ein schwarzes Käppchen bedeckte den weißen Schädel, und ein langer, weißgelber Bart legte sich in großen Strähnen über das beschriebene Pergament. Er saß in einer Art Lehnstuhl ohne Rückenlehne, und zwei Krücken lagen neben ihm auf der Erde. Wie gern hätte ich mein Skizzenbuch hervorgeholt: der edle Kopf mit dem Bart, der mit dem Pergament und dem Lichte des Fensters eins war, umgeben von dem Dunkel des finstern Raumes — aber vor dem strengen Blick des Gesetzschreibers wagte ich nicht, mein Vornehmen zur Ausführung zu bringen. Er zeigte mir mit Stolz die Schönheit seiner Schrift, die Herrlichkeit der großen Buchstaben, und wie Alles gleichmäßig ohne Linien geschrieben war. Er nahm würdevoll den großen Gänsekiel, tauchte ihn tief in das schwarze Fläschchen, das neben ihm stand, und zeigte mir dann, wie er schrieb ...“

So erzählt Meister Josef Israëls in seinem prächtigen Buche „Spanien“ von seinem Erlebniß in Tanger, wo er aus künstlerischer Neugierde einen der „großen viereckigen Steinklumpen“, Haus geheißen, betrat und über den dunklen Flur mit dem hohen Radbrunnen weiter schreitend eine finstere Treppe entdeckte, die ihn vor das Bild führte, das er später so plastisch und farbig beschrieb. Nicht bloß beschrieb. Er entwarf nach dem seltsamen Besuch bei dem greisen Stammesgenossen, der ihn rauh empfing und mit dem Aronischen Segen entließ, später in seinem Skizzenbuch eine Zeichnung davon, die als Vignette das Capitel „Tanger“ in seinem Buche schmückt. Mittlerweile hat Israëls dann diese Skizze zu einem großen Bilde verwandt. Es war begreiflich, daß gerade ihn die erlebte Scene auch rein künstlerisch mächtig anziehen mußte. Und er hielt sich dabei genau an das wirkliche Geschaute, nur daß er die Krücken hinten an die Wand lehnte. Der „edle“ Kopf leuchtet wundervoll aus dem Halbdunkel hervor, und es ist überhaupt erstaunlich, wie der 75jährige Altmeister rein aus dem Gedächtniß dieses Bild mit all' seinen intimen Tonwerthen hat malen können. Und dazu der tiefe seelische Gehalt!

Das Gemälde ist jetzt bei Paul Cassirer zu sehen zugleich mit einer Reihe anderer neuester Arbeiten des hochbetagten und doch noch so frisch und rüstig schaffenden Künstlers, der genau vor jetzt 45 Jahren im Pariser „Salon“ zum ersten Mal Zeugniß ablegte von dem bedeutsamen Umschwung, der sich in ihm, Schüler des akademischen Jan Kruseman, im Laufe eines Jahres bloß vollzogen hatte und ihn zum reformatorischen Führer einer neuen ganz und gar intimen, von Heimathsgefühl und Persönlichkeitsreiz durchtränkten niederländischen Kunst machen sollte.

Außer dem „Thoraschreiber“, der, wie gesagt, alle bezeichnenden Elemente der Kunst Israëls' aufweist — das Dämmerige und das Rembrandt'sche Helldunkel, die Vergeistigung der Persönlichkeit, die er malt, und daß sie dem Kreise der Armen und Bedrückten entstammt, die scheinbar flüchtige Behandlung der Formen — begegnen wir noch einem prachtvollen auch mit „Schmerz und Schatten“ gemalten „Arbeiter“ (Kniestück in Lebensgröße), der auf seine Schaufel gestützt uns voll ansieht mit einem müden Blick, dem Bildniß einer „Jüdin“ in Profilstellung, ein Kopf von leuchtendem Incarnat, der sich vom tiefdunklen Hintergrunde abhebt, einem Porträt des Capellmeisters Rediczeck, das in lichteren Tönen gehalten ist, wie auch das Aquarell „Frau mit Säugling im Felde“, mehreren flotten und doch immer so strichsicheren Handzeichnungen und drei großen Aquarellblättern von wiederum sehr tieftönigem graubraunen oder grüngrauen Farbengehalt: ein „Angler“ unter einem Baum, „Sandkärrner“ am Ufer eines Flusses, auf deren anderer Seite sich die Silhouette einer Stadt hinzieht, ein „Badender Knabe“. Alles Arbeiten, die davon Zeugniß ablegen, wie der Fünfundsiebenzigjährige sich noch immer seine volle Frische bewahrt hat

Wie er damals Schule gemacht hat, das beweisen auch hier einige andere niederländische Bilder. Ein schöner Breitner'scher „Winterabend in Amsterdam“ mit dunklen blaugrauen und braunrothen Häuserreihen, silhouettengleichen Menschen und Fuhrwerken im feuchten, sich zusammenballenden schmutzigen Schnee und einem von orangefarbigem Licht schimmernden schweren Wolkenhimmel am Ende der Straße. Sodann eine Landschaft aus der Umgebung vom Haag in jenem vornehmen und doch so farbig wirkenden Silbergrau des Gesammttons, wie es Jakob Maris, den Verstorbenen, auszeichnete ... Solche Bilder sind Geist vom Geiste Israëls', wenn auch natürlich mit eigener Handschrift niedergeschrieben.

Ein Curiosum: als ich so zwischen den Bildern Israëls umherstand, war auch ein junges Paar da, Marke „Berlin W.“ Er steht sinnend vor dem „Arbeiter“ und sagt plötzlich: „Du — weißt Du, wie der den Liebermann copirt!“ „Sie“ lächelt verständnißinnig. Nach einer kleinen Pause fügt er sinnend hinzu: „Oder vielleicht ist es auch umgekehrt!“ „Sie“ lächelt verständnißinnig ... Ob Liebermann in Berlin W. viele solcher verständnißvoller Bewunderer hat? ...

Es wäre indiscret gewesen, den Kunstbetrachtungen des Paares weiter zu lauschen. Ich ging also weiter.

Auch im Oberlichtsaale hängen eine Menge Trübner's. Man wird dieser ewigen Wiederholungen der Motive aus dem Garten des Klosters Amorbach und aus der nächsten Umgebung von Schloß Lichtenberg, und dieser Porträts der schwarzen Dogge allmälig herzlich überdrüssig. Neues ist über sie jedenfalls nicht mehr zu sagen. Eine Abwechslung bringt in diese Sammlung ein „Christus im Grabe“ aus dem Jahre 1874 hinein, ein schwarzbärtiger Christus in der denkbar stärksten Verkürzung gesehen, so daß der etwas aufgerichtete Kopf nicht weit von den großen Füßen liegt. Ein Act eigentlich nur, aber interessant durch die Factur, die dem Künstler damals eignete und die sich der Leibl'schen Vortragsweise so sehr verwandt zeigte.

In den vorderen Räumen fesselt neben einem sehr kräftigen, naturalistisch gegebenen Grunewald-Motiv von Walter Leistikow, einem hellichtigen sonnigen bretonischen Dorf-Ballsaal von Lucien Simon, wo die Schiffers- und Fischertöchter so erwartungsvoll im Festschmuck an den Wänden herumsitzen, und einem Toulouse-Lautrec, der mir als Placatmaler und Caricaturenzeichner weit, weit lieber ist, als in diesem

pointillistischen Freilichtbildniß einer Dame mit blau und roth getupftem Gesicht — neben diesen Bildern fesselt die Aufmerksamkeit eine Sammlung alter japanischer Farbenholzschnitte. Sie ist lange nicht so reichhaltig, wie die vor ein paar Jahren bei Amsler & Ruthardt gezeigte, aber sie enthält doch einige recht interessante Blätter von Maronobu, einem der hervorragendsten Maler um die Wende des 17. Jahrhunderts, von Harunobu, der in der Mitte, von Utamaro, der zu Ende des 17. Jahrhunderts glänzte, von Hokusai, dem Meister im Anfang des 19. Jahrhunderts.

Unlängst erst hatte ich Gelegenheit, hier mich eingehender mit der Kunst Japans zu beschäftigen. Ich hätte jetzt nichts hinzuzufügen.

J. Norden.

Notizen.

Friedrich Spielhagen. In zwölfter Stunde. Illustrirt von Carl Zopf. (Carl Krabbe, Stuttgart.) Schon der Name des Verfassers als Romanschriftsteller ist eine Art Freipaß für den Weg seiner Producte durch die Lesewelt. Der Inhalt gilt vorzugsweise der Liebe und schildert die Lebensschicksale eines Paares, das in letzter Stunde sich als nächste Verwandte erkennt.

Paul Heyse, Tantalus. — Mutter und Kind. Zwei Erzählungen. Illustrirt von René Reinicke und Fritz Reiß. (Carl Krabbe, Stuttgart.) Ueber Heyse's Kunst, über seine Eigenart noch etwas Neues zu sagen, ist nicht gut möglich. Es ist erstaunlich, mit welcher Sicherheit er die verschiedensten Naturen in knappen Linien auf's lebendigste und innerlichste charakterisirt. Es gelingt ihm, Menschen zu schaffen, die nicht nur künstlerisch erfreulich, sondern im höchsten Sinne liebenswerth sind. In einer Zeit, die sich literarisch fast nur mit problematischen Ueber- und Greuelmenschen befaßt, hat das Liebenswerthe einen besonderen Reiz.

Die Völker der Erde. Eine Schilderung der Lebensweise, der Sitten, Gebräuche, Feste und Ceremonien aller lebenden Völker von Dr. Kurt Lampert. Mit etwa 650 Abbildungen nach dem Leben. 35 Lieferungen zu je 60 Pfennig. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Das Wort, daß die Welt klein geworden sei, finden wir durch Lampert's neues Werk vollauf bestätigt. Die entlegensten Erdtheile werden uns durch fesselnde Schilderungen vor Augen gerückt, und einen treuen und zuverlässigen Begleiter hatte der Verfasser im Photographen, der mit sicherer Hand das festhielt, was im bunten Völkergemisch unserer Welt durch Eigenart besonders hervorragt. Soweit sich bis jetzt überblicken läßt, greifen in dem Werke Text und Bild vorzüglich ineinander. Die Illustrationen, Musterleistungen der Technik, sind durchweg charakteristisch für die einzelnen Gebiete unseres Erdtheils, und in glücklichster Weise hat der Verfasser die Aufgabe gelöst, streng wissenschaftliche Auffassung mit einer anziehenden, allgemein verständlichen Darstellung zu verbinden. So wird denn hier zu ungewöhnlich wohlfeilem Preise ein volksthümliches Prachtwerk ersten Ranges geboten, das Anschauung und Belehrung angenehm verbindet.

Mit seinem neuen historischen Romane „Hans Georg Portner“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) ist August Sperl ein Werk von urwüchsiger Kraft und ungewöhnlich fesselndem Reiz gelungen. Er versetzt die Leser in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges, und wenn er dessen Schrecken um der historischen Treue willen auch nicht umgehen konnte, so stellt er ihnen doch Scenen von idyllischer Anmuth gegenüber, und über dem Ganzen ruht verklärend der Hauch echter Poesie. Man erkennt wohl, daß der Dichter seinen Stoff aus beglaubigten Urkunden geschöpft hat, aber der Darstellung haftet nichts vom archivalen Staube an, vielmehr ist die Schilderung durchweg von erquickender Frische, und die reich bewegte Handlung entwickelt dramatische Spannung.

Römisches Fieber. Roman von Richard Voß. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Was der Dichter in zwanzig Jahren eindringender Beobachtung römischen Lebens geschaut und erfahren, hat er in diesem, seinem neuesten Werke zu einem machtvollen Bilde menschlicher Schicksale zusammengefaßt. Aus dem Münchner Künstlerleben tritt die Heldin hervor, die eine geheimnißvolle Macht nach Rom zieht, wo sie ihre Künstlerschaft erst zur vollen Blüthe zu bringen hofft. Aber bald wird sie aus dem Kreise der deutschen Künstler, aus dem zwei früh gebrochene, nur noch in phantastischen Illusionen lebende Existenzen hervorragen, durch unsichtbare Fäden auf die Höhen der römischen Gesellschaft gezogen. Zwischen Palast und Künstlerklause spinnen sich die Fäden enger und enger bis zu einer tragischen Verwickelung zusammen, aus der nur der Tod retten kann. Der Dichter hat die Katastrophe so vorzubereiten verstanden, daß der Leser sie als nothwendig empfindet.

Juda, der Unberühmte. Roman von Thomas Hardy. Aus dem Englischen übersetzt von A. Berger. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Thomas Hardy ist neben George Meredith und Rudyard Kipling der einzige ernst zu nehmende englische Erzähler der Gegenwart, leider wird er, der bereits an der Schwelle des Alters steht, in Deutschland nicht entfernt seiner Bedeutung entsprechend gewürdigt. Hardy ist der Romancier des Landlebens und treffend der literarische Nachfolger George Eliots' genannt worden. Alle seine Romane haben seine Heimath, das liebliche Wessex, zum Schauplatz. „Juda, der Unberühmte“, die Tragödie eines ländlichen Träumers und Idealisten, dessen Lebensschiff an den Klippen der rauhen Wirklichkeit scheitert, ist unfraglich Hardy's Meisterwerk, das Höchste, was er in stufenweisem Fortschreiten erreicht hat.

Unter den Frauenthürmen. Roman aus dem Münchner Leben von Maximilian Krauß. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Das Leben und Treiben in der glanzvoll aufstrebenden Hauptstadt des schönen Bayernlandes ist wohl nirgends frischer geschildert worden, als in dem vorliegenden Roman. In gleichem Maße ist der Autor vertraut mit den Aeußerungen des ursprünglichen Volksthums wie mit den mannigfaltigen Erscheinungen des künstlerischen und literarischen München von heute, und zwar gilt seine Darstellungskunst weniger den gefeierten, allgemein anerkannten Größen Isar-Athens als den Werdenden und Wachsenden des jüngeren Geschlechtes. Wie es in diesen gährt und stürmt, wie sie hoffen und ringen, wie hier dem Einen der Erfolg winkt, dort einen Anderen herbe Enttäuschung niederdrückt, das führt der Autor in scharf gezeichneten Bildern wirkungsvoll vor Augen.

Das einzige Drama Multatuli's „Fürstenschule“ ist soeben in der Uebertragung Wilh. Spohr's bei J. C. C. Bruns, Minden i. W., erschienen. Beinahe sollte man meinen, Multatuli habe, als er vor dreißig Jahren dieses Drama in Deutschland schrieb, die Gegenwart Hollands voraus geahnt, als er eine regierende Königin, einen nicht regierenden König-Gemahl und eine Königin-Mutter zeichnete. Die Königin faßt ihre Aufgabe, dem arbeitenden Volke eine sorgende Mutter zu sein, sehr ernst auf und sie findet in politischen und höfischen Intriguen, in die sich selbst der König verstricken läßt, Gelegenheit genug, ihren Verstand wie auch ihr gutes Herz zu zeigen. Das Stück entbehrt, soweit sich dies beim Lesen beurtheilen läßt, der dramatischen Wirksamkeit keineswegs.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangten Manuscripten mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kalckreuthstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 44 Berlin, den 1. November 1902. 31. Jahrgang. Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Ein Capitel von der Loyalität.

Von einem altpreußischen Officier.

Nun ist der Reichstag ja wieder glücklich versammelt. Nicht lange, so wird er sich, trotz Zolltarif und Etat, auch wieder mit militärischen Vorlagen zu befassen haben. Den genau unterrichteten Vertretern der Heeresverwaltung werden dann abermals, wie das des Landes der Brauch ist, Männer gegenüberstehen, die von militärischen Dingen kaum als Reserve-Officier haben Etwas läuten hören. Wie bisher werden einwandfreie Sachkundige, also zum Beispiel verabschiedete Militärs, sich nicht einmal dann vernehmen lassen, wenn sie hierzu im Grunde unmittelbar aufgefordert werden durch Anordnungen und Aeußerungen Seitens amtlicher militärischer Stellen, die in allen Kreisen der Officiere, der activen sowohl wie der inactiven, berechtigtes Befremden erregen. Ist es nun etwa Mangel an Interesse für unsere öffentlichen Angelegenheiten oder gar Zaghaftigkeit, welche die Allgemeinheit um das strenggenommen unentbehrliche Urtheil militärischer Sachverständiger bringt? Keines von Beiden. Lediglich falsch verstandene Loyalität und Vaterlandsliebe tragen die Schuld. In ihrer langjährigen activen Dienstzeit haben sie es nicht anders gelernt, als daß Alles, was die Regierung vollführt, wohlgethan ist, und daß es unpatriotisch wäre, an ihr abfällige Kritik zu üben. Wer in dem Heere die „ultima ratio“ des Staatsoberhauptes in allen politischen Fragen, inneren wie äußeren, erblickt, der wird sich über solche ebenso selbstlosen wie ehrerbietigen Anschauungen nur aufrichtig freuen. Sobald der Officier aber des Königs Rock auszieht, kann und darf er sich ihrer entschlagen. Denn dann tritt er in den Genuß aller staatsbürgerlichen Freiheiten, welche unsere Verfassungen verbürgen. Wer aber verspürt die Neigung, von ihnen Gebrauch zu machen? Würde man nicht auf Den als einen Illoyalen und Unpatriotischen mit dem Finger zeigen, welcher der Regierung offen in das Gesicht sagen würde: „Das gefällt mir nicht an Dir“? Nach der nicht landes-, aber standesüblichen Ansicht ist es einem militärischen Volksvertreter oder Politiker nur dann gestattet, sich zum Worte zu melden, wenn er den Machthabern eben Honig um den Mund schmieren oder in der Bedrängniß zu Hülfe kommen will. Ohne Frage steht er sich hierbei persönlich zum Mindesten nicht schlecht. Sehr wenig oder richtiger gar nicht ist damit aber dem allgemeinen Ganzen gedient. Hat nicht die Heeresverwaltung in allen Fragen ausschließlich militärischen Charakters vollkommen freies Spiel, wenn sie niemals mit einer sachkundigen Correctur ihrer Ansichten zu rechnen braucht? Wäre es möglich gewesen, den militärischen Gerichtsherrn in die neue Militär-Strafproceßordnung hinüberzunehmen, wenn Die, welche ihn kannten, gesagt hätten, was für Unheil er anstiften kann? Wäre wohl seiner Zeit der volle Friedensetat des Lehr-Infanterie-Bataillons in Potsdam für das *ganze* Jahr im Gegensatz zu der bisherigen Praxis, in welcher dieses Bataillon in dem *Winterhalbjahr* auf eine Stamm-Compagnie reducirt wurde, von dem Reichstag bewilligt worden, wenn Sachkundige nachgewiesen hätten, daß es für die Ausbildung unserer Infanterie absolut keine Bedeutung hat, der Armee aus ihm nur unnütze endlose und zugleich kostspielige Scherereien erwachsen? Und geht nicht außerdem Urtheil und Erfahrung einer großen Genossenschaft für die Pflege der allgemeinen Interessen verloren? Zählt das deutsche Officier-Corps nicht nach Tausenden, und scheiden nicht alle Jahre viele Hunderte von Officieren aus dem activen Dienst aus? Werden diese bei den jetzt giltigen loyalen und patriotischen Anschauungen nicht dazu verurtheilt, ihre Kenntnisse und Fähigkeiten verkümmern zu lassen? Bei Niemandem erfüllen sich die Voraussetzungen zu einer segensreichen Betheiligung an der Führung der öffentlichen Geschäfte in dem Maße wie bei dem gebildeten verabschiedeten Officier, Niemand hat so sehr das Zeug zum Politiker als er, und Niemand hält so ängstlich mit seiner wirklichen politischen Ueberzeugung zurück als wieder er. Um Himmels willen nur nicht anstoßen, damit man nicht in den Geruch der Illoyalität und des mangelnden Patriotismus geräth.

Mitten im Leben, und weil dieses selber fast immer ein unaufhörliches Kämpfen ist, auch mitten im Kampf steht der Officier. Nur ein äußerst geringer Procentsatz unseres Officierscorps verbringt seine Tage am Schreibtisch. Wo aber sind nun die Reibeflächen größer als in dem Dienst der Armee? Nirgends steht die Person der Person so nahe gegenüber als hier, nirgends bringen sich auch die einander widerstrebenden Willensmeinungen, welche ja die Ursache aller Reibungen sind, so unmittelbar zur Geltung als hier. Unaufhörlich hat der Officier Frictionen nach oben wie nach unten zu bewältigen, wenn er nicht straucheln will. Nach oben hat er mit Vorgesetzten zu thun, in deren Hände sein Schicksal gelegt ist, nach unten mit Untergebenen, die insofern auch bei der Gestaltung seiner Laufbahn mitsprechen, als das Maß ihrer Empfänglichkeit für die militärische Erziehung und der Bereitwilligkeit, diese auf sich wirken zu lassen, die

Beurtheilung seiner Leistungen in hohem Grade beeinflußt. Immer liegt er so zu sagen auf der Lauer. „Wie hast Du den Vorgesetzten wie den Untergebenen zu nehmen, damit Du eine gute Nummer erhälst?". Diese Frage beschäftigt ihn nicht bloß daheim, wenn er dort mit sich zu Rathe geht, sondern vor Allem auch draußen im Dienst, der ihn täglich, nein stündlich mit den Gegenständen seines unfreiwilligen Studiums zusammenbringt. Und mehr denn je ist er unter dem gegenwärtigen Curse zu dieser Wachsamkeit genöthigt. Gleichen jetzt nicht namentlich die preußischen Truppentheile einem Taubenschlag? Wie lange bleibt denn ein Vorgesetzter heute noch an seinem Platz? Hat er sich einigermaßen in dem neuen Wirkungskreis zurechtgefunden, wird er entweder aufgefordert, sich in das Privatleben zurückzuziehen, oder auf einen höheren Posten berufen. So häufig ist der Wechsel der Vorgesetzten, daß nicht selten in verschiedenen, auf einander folgenden Jahren Compagnien und Batterien neue Führer vom Hauptmann bis zum commandirenden General hinauf erhalten. Wollte der Officier aber auch nur mit einem der gestrengen Herrn es verderben, so wäre es um ihn geschehen. Jedem Einzelnen hat er es recht zu machen. Unvergeßlich ist mir die tragisch-komische Scene in einem Officier-Casino, in das mit der Nachricht von der Besetzung des Regiments mit einem anderen Commandeur auch die Mittheilung gelangte, daß der „Neue" sich nicht der besten Verdauung erfreue. Sind nicht Leute mit schlechter Verdauung in der Regel auch schlechter Laune und in Folge dessen in ihren Anforderungen schwerer zu befriedigen? Muß einem solchen Vorgesetzten nicht ganz anders begegnet werden als einem Lebensfrohen, der sich von körperlichem Unbehagen frei weiß? Wie flüchtig ist auf der anderen Seite das Verweilen des Mannes bei der Compagnie, seitdem mit der Herabsetzung der Dienstzeit für die Fußtruppen auf zwei Jahre dem Centrum und der liberalen Opposition die Unterstützung für Flottenvermehrungen und abenteuerliche Weltpolitik abgekauft worden ist! Kaum ist sein Hauptmann dahintergekommen, weß' Geistes er ist, und wie er aus ihm einen tüchtigen Feldsoldaten machen kann, so geht er bereits wieder seiner Wege, und es tritt ein Anderer an seine Stelle, der auch ergründet sein will. Sicherlich kann auch der Richter, der Arzt und der Lehrer sich dem eingehenden Studium Derer nicht entziehen, die den Gegenstand seines Berufs bilden. Aber es kostet ihn noch nicht Kopf und Kragen, wenn er es etwas lauer betreibt, als es eigentlich geboten wäre. Bei dem Officier aber heißt es: „der Bien muß". Und wie wirksam ist diese Triebkraft! Ohne daß er es darauf anlegt, wird also der intelligente Officier ein vollkommener Menschenkenner. Wer aber seines Gegenübers letzte Gedanken zu erkennen vermag, ohne daß dieses sie selber enthüllt, der hat gewonnenes Spiel, der irrt sich selten aber nie in der Wahl der Mittel, um an das Ziel der eigenen Wünsche zu gelangen. Bismarck las deutlich in den Herzen der Persönlichkeiten, die in der europäischen Politik den Ausschlag zu geben hatten. Er kannte Wilhelm I., Alexander II. von Rußland, den österreichischen Kaiser und durchschaute Napoleon III., und hierauf bauten sich zum nicht geringen Theil seine gewaltigen Erfolge auf. Caprivi hatte als Soldat vorwiegend am Schreibtisch gesessen und trat bei der Uebernahme des Reichskanzlerpostens in eine ihm völlig fremde Welt. Ganz selbstverständlich war es, daß er in der kürzesten Zeit so gründlich Fiasko machte! Zur Tactik gehört Menschenkenntniß; und so unbequem es für den einzelnen Officier auch sein mag, unausgesetzt auf der Lauer zu liegen, für sein Wirken auf dem Gefechtsfeld kommt es ihm außerordentlich zu Statten. Was ist aber Politik anders als Tactik? Der Begründer des deutschen Reiches wußte dies sehr genau, und wohl deßhalb wählte er mit Vorliebe seine hervorragendsten politischen Agenten aus den Reihen hochbegabter Officiere. Wie oft war nicht der Feldmarschall Edwin von Manteuffel auf dem Wege zwischen Berlin einerseits und Wien und Petersburg andererseits! Der General von Schweinitz war unter ihm Botschafter am österreichischen und am russischen Hofe, der General von Werder als deutscher Militärbevollmächtigter in Petersburg politische Vertrauensperson bei zwei Kaisern. Tactik aber treibt der Soldat schon von dem Augenblick ab, wo er die Gefreitenknöpfe erhalten hat, während die Angehörigen der bürgerlichen Stände sich mit ihr erst befassen, wenn sie bereits den politischen Kampfplatz betreten haben.

In dem Treberproceß zu Cassel wurde als Zeuge auch ein Oberstleutnant a. D. vernommen, der auf Ersuchen seines Schwagers als Revisor der Geschäftsführung der Actien-Gesellschaft fungirt hatte, und am Schlusse der Verhandlungen betonte einer der Vertheidiger ganz besonders, daß dieser Oberstleutnant nicht etwa zur Decoration angestellt worden, sondern ein Mann sei, der sich mit den Handelswissenschaften gründlich vertraut gemacht und seine Aufgabe sehr ernst aufgefaßt habe. Ich lasse es dahingestellt sein, ob der verabschiedete Officier sich bei der Uebernahme einer Aufgabe, welche selbst den findigsten und geschäftskundigsten Bücherrevisoren zumuthete die härtesten Nüsse zu knacken, nicht doch ein Wenig überschätzt hat. Niemals aber kann es ihm verübelt werden, daß er sich überhaupt an kaufmännische Aufgaben heranwagte. Er hat selber erklärt, daß er reiche Erfahrungen auf kaufmännischem Gebiete habe sammeln können. Zwar hat er nicht gesagt, wo. Indessen, muß nicht der Officier auch Kaufmann sein, wenn er das Casino einer großen Garnison zu verwalten oder den Cantinenbetrieb eines Bataillons zu beaufsichtigen hat? Wie will er sich gegen Regreßansprüche decken, wenn er unbesehen unter Alles seine Unterschrift setzt? Wohl oder übel muß er sich mit den Praktiken des Kaufmannes bekannt machen. Und nicht bloß als dieser hat der Officier sich nebenher zu bewähren. Einer meiner Lehrer auf der Kriegsschule meinte, er müsse auf allen Gebieten des praktischen Lebens zu Hause sein. Und dies war wirklich keine bloße Redensart. Hat er nicht die Arbeiten des Schuhmachers, des Schneiders, des Büchsenmachers ebenso genau zu prüfen wie die Güte der für die Bataillonsküche gelieferten Kartoffeln und des von der Intendantur überwiesenen gefrorenen Fleisches, die Leistungen der Regimentsmusik und der Tambours? Wenn er sich eben mit den Köchen über das Maß von Zimmet und Nelken aus einander gesetzt hat, das morgen an die Bohnensuppe zu thun ist, so begegnet er vielleicht einem seiner Hauptleute, den er über die Hebung des sittlichen Ernstes der ihm unterstellten Mannschaften zu belehren hat. Daß jeder Officier auch richterliche Obliegenheiten erfüllen muß, weiß jetzt alle Welt. Daß er auch Gelehrter, der die wissenschaftlichen Arbeiten der Leutnants zu kritisiren, Architekt, der über Baupläne sich zu äußern oder selber bauliche Vorschläge zu machen, sogar Schulinspector, der Prüfungen in der Regiments- oder Bataillonsschule abzuhalten hat, sein muß, dürfte weniger allgemein bekannt sein. Ja, auf welchem Gebiete braucht er denn eigentlich nicht zu Hause zu sein? Natürlich ist die Zahl derer sehr groß, welche sich nur oben auf der Oberfläche bewegen. Wer von den Officieren aber tiefer zu schauen vermag, dessen praktische Erfahrung wiegt doppelt schwer, weil er sie sich in der gleichen Weise wie die beträchtliche Menschenkenntniß unter dem Druck schwerer Verantwortung aneignet. Auch hier heißt es: „der Bien muß". Freilich beherrscht er kein bürgerliches Gebiet so erschöpfend wie das militärische. Männer wie Albrecht Dürer wiederholen sich kaum in Jahrhunderten. Aber die Summe der praktischen Erfahrungen ist doch so groß, daß er leicht den Kernpunkt auch der Dinge im bürgerlichen Leben erfassen kann. Wenn vielleicht manche kaufmännische Größe über den eigenthümlichen militärischen Bücherrevisor der Trebergesellschaft mitleidig gelächelt hat, so hat er damit nur seine Unkenntniß von dem Wesen des heutigen Officiers bekundet. Ist

dieser ausreichend mit Gaben des Geistes ausgestattet, so kann er, gestützt auf das in der Ausübung seines militärischen Berufs Erlernte sich fast in allen Fragen mit Erfolg sachkundig bethätigen.

Scheuklappen hat im Grunde jeder Fachmann. Ganz genau erkennt der Jurist die Schwächen des Mediciners, der Mediciner die des Philologen. Was um ihn herum in seinem eigenen Fache vorgeht, nimmt er nicht wahr. Für das, was der Mensch, auch der Gebildete, täglich sieht, geht ihm eben der Blick verloren. Nur ein Nichtartillerist wie der Cavallerist Podbielski Vater konnte die preußische Artillerie von dem wissenschaftlichen Ballast befreien, der allein ihre minderwerthigen Leistungen im Feldzug 1866 erklärt, und sie zu einer ausschließlich tactischen Waffe erheben, deren Ebenbürtigkeit mit der Infanterie heutzutage außer Frage steht. Nur der Infanterist Stosch vermochte diejenigen Momente zu erkennen, welche die Entwickelung der deutschen Marine bis zu seinem Eingreifen gehemmt hatten. Fachleute sind in ihrem Sinne auch die Politiker. Seit dem Augenblick, wo sie in das ernste Leben treten, wenn nicht schon früher, sitzen sie mitten in der Politik, sind sie gleichsam geaicht auf eine bestimmte politische Partei, über deren Zaun nach den Zielen und Auffassungen der anderen Parteien einmal auszuschauen sie niemals in Versuchung gerathen. Und nun vollends unsere Politiker von Beruf, die in den Parlamenten die Führung der Geschäfte an sich gerissen haben! Welcher Gegenstand auch auf der Tagesordnung stehen mag, unschwer läßt sich voraussagen, wie sich die parlamentarischen Machthaber über ihn äußern werden. Zwanzig, dreißig Jahre behaupten sie schon ihre Sitze in den hohen Häusern; immer sind sie dieselben. Der Wandel der Zeiten hat keine Macht über sie. Nur unter dem einen Gesichtspunkt ihrer Partei können sie überhaupt noch das politische Leben betrachten. Allesammt tragen sie Scheuklappen, allesamt vermögen sie nicht mehr zu sehen, was um sie eigentlich vorgeht. Wenn der verabschiedete Officier in die bürgerliche Freiheit hinaustritt, erfreut er sich noch der Unbefangenheit des Blickes für nichtmilitärische Dinge, ist er vor Allem als Politiker noch der reine Thor. Nur als stiller Beobachter hat er im activen Dienstverhältniß den politischen Begebenheiten folgen können. Noch politisch unverdorben wendet er sich nach dem Ausscheiden aus dem Heere der praktischen Politik zu. Und noch ein Anderes. Welches sind denn seit einem Jahrzehnt die wirklichen Triebfedern aller unserer politischen Parteien? Nur dem Nickel jagen sie nach. Was nicht unmittelbar auf ihren materiellen Vortheil hinausläuft, dafür geht ihnen jeder Sinn und jedes Verständniß ab. Werden nicht durch den endlosen Kampf um den unglückseligen Zolltarif alle edleren Regungen in denen, die in ihn verwickelt sind, vollständig erstickt? Was haben wir nicht Alles in ihm schon erlebt? Bisher war der Umfall in Gesinnung und Meinung nur die Specialität der Centrumsleute. Jetzt bekammen ihn alle Parteien fertig, wenn es darauf ankommt, sich profitverheißende Chancen zu verschaffen. Was heute mit tausend heiligen Eiden betheuert wird, hat schon morgen keine Giltigkeit mehr; und für einen Dummkopf gilt, wer hierüber sich noch aufregen kann. Um alle Ehrbarkeit bringt das Jagen nach dem Nickel die Kämpfenden. Sonst meinte man, das Spiel verderbe den Charakter. Ach, dieses ist es nicht mehr allein. Heute rüttelt an der Rechtschaffenheit unseres Volkes die leidige **selbstsüchtige Politik**. Das ganze Dasein des Officiers bis zu seiner Verabschiedung ist aber bei Lichte betrachtet nur eine ununterbrochene Kette von ideellen, oft auch materiellen Entsagungen und Entbehrungen. Keiner lernt so gründlich wie er das allgemeine Interesse über das eigene stellen; und es ist nicht anzunehmen, daß er im bürgerlichen Gewande anders denken wird als in dem Waffenkleide. Nur den äußeren, aber nicht den inneren Menschen legt er mit ihm ab. „Es will Frühling werden", rief einst begeistert ein bayerischer Abgeordneter im deutschen Zollparlamente, dem Vorläufer unseres Reichstags, aus. Und es wurde auch in Wahrheit Frühling. Die deutschen Stämme einten sich zu einem gewaltigen, waffenstarken Reich. Steht auch dieses Reiches Bau auch noch auf festen Pfeilern, schon lange ziehen böse Winterstürme über ihn hinweg, die des aufrichtigen deutschen Mannes Herz erbeben machen. Frühling wird erst dann wieder, wenn Diejenigen, welche an der Führung der öffentlichen Geschäfte betheiligt sind, sich wieder dazu verstehen, das eigene Ich zu Gunsten des Ganzen zu verleugnen, und sich dessen bewußt werden, daß in ihrer Parteipolitik sich noch nicht die Quintessenz aller politischen Weisheit wiederspiegelt. Wer wäre mehr dazu geeignet, der ersehnten Wiederkehr des Frühlings die Bahn frei zu machen, als der gebildete verabschiedete Officier mit seinem von Uneigennützigkeit so sicher beschirmten unbefangenen, politischen Urtheil? Wer mehr befähigt unser gesammtes politisches Leben auf einen reineren, edleren Ton zu stimmen?

Aus Loyalität und Patriotismus haben sich die verabschiedeten Officiere politisch bisher im Hintergrunde gehalten. Ließe sich nicht eigentlich aus Obigem der Vorwurf der Illoyalität und des mangelnden Patriotismus construiren? Handelt etwa der loyal und patriotisch, der weiß, in welchem Grade er dem Vaterlande mit seinen Fähigkeiten nützen kann, und sie dennoch nicht in seinen Dienst stellt? In den Augen der jeweiligen Regierenden mag er loyal und auch patriotisch sein. Aber sind denn diese und das Vaterland unter allen Umständen dieselben? Unternehmen die Regierenden nicht viele Dinge, die außerordentlich stark nach Eigennutz schmecken und nach der Ansicht des Volkes dem Vaterlande zu offenkundigem Nachtheil gereichen? Ist es loyal und patriotisch, auch hierzu Ja und Amen zu sagen? Es wäre wirklich an der Zeit, daß eine Correctur der verkehrten Anschauungen eintritt; nicht bloß damit die Heeresverwaltung unter einer genaueren Controle wie bisher stehe und ihr Gefühl für Verantwortung der Nation gegenüber geschärft werde, sondern auch damit die hervorragenden politischen Fähigkeiten, welche dem gebildeten Officier eigen sind, nach seiner Verabschiedung nicht weiter brach liegen und allmälig verkümmern, vielmehr zu Nutzen und Frommen der Allgemeinheit verwandt werden können.

Nichtamtlich.

Ein unermeßliches Gewoge. Ich weiß nicht, sind es zehn-, sind es zwanzig- oder dreißigtausend Menschen, die den Platz im breiten Ringe umlagern, alle einmündenden Straßen sperren und mit dem Druck einer ungeheueren, schwarzen Schlange alles hastige Leben, das sonst hier pulst, allen Verkehr erwürgen. Hüben und drüben sammeln sich unendliche Wagencolonnen. Sie kommen nicht mehr vorwärts. Kaum bricht sich die Straßenbahn noch einen Weg durch's schwirrende Gewühl. Man hat die Empfindung, daß diese sich mit jeder Minute vermehrenden Massen nun gleich den Bahnhof stürmen, die Geleise besetzen und vor lauter wilder Liebe den Zug mit den drei Generalen gar nicht einfahren lassen werden. So habe ich das Volk von Berlin noch nicht gesehen — und es ist das Volk von Berlin. Die Geheimräthe, der redefrohe Oberbürgermeister, die Soldaten sind sämmtlich daheim geblieben. Kein glitzerndes Spalier, keine weißflatternden Helmbüsche, keine magistratlichen Ehrenjungfrauen. Nicht einmal geflaggt haben die Häuser. Dennoch ist es schon jetzt, wo die Ersehnten noch zwischen märkischen Kiefern, zwischen Sand und Wasser dahinsausen, wo sie den heißen Athem der Stadt noch nicht spüren, dennoch ist es

schon jetzt gewiß, daß dieser Einzug der prangendste sein wird, den das Millionennest je gesehen hat. Fieberisches Licht glüht in allen Augen. Kehrten die Söhne unseres Landes sieggekrönt von blutiger Wahlstatt heim, lechzte ihnen die Liebe von Vätern und Müttern und Bräuten entgegen — höher könnten die Herzen nicht schlagen als in dieser feierlichen Stunde. Heil den Besiegten! Den aufrechten Männern, die uns wieder an reines Heldenthum glauben machten, uns aus dem Trott des Alltags aufrüttelten durch ihre unerhörte That; die alle noblen Instincte unseres Volkes weckten! Sie nahen, um bei uns zu betteln, bei uns, die wir so tief in ihrer Schuld stehen ...

Dieselbe Sonne, die jetzt in abendlicher Pracht hinter dem herbstlich bunten Blattwerk da drüben verlodert, grüßt auch sie, ruft in ihren Seelen die Empfindungen wach, die diese harrende Menge erfüllen. Es ist ein Sonnenuntergang gewesen, wie die Geschichte wenige kennt. Ein Erlöschen, dem finstere Nacht, dem aber ebenso sicher neuer, hellerer Morgen folgen wird. Der Tag war dunstig und regenschwer; erst als der Abend kam, zersprengte das Licht die Wolkenbarren und tropfte in flackerndem Brande über den Himmel hin. Der Brand von Tweebosch ... Delarey nimmt Lord Methuen gefangen ... Eine Feuersäule für die Ewigkeit: den letzten glorreichen Schlag im Felde führten die Geschlagenen. Das ist ein Trost und ein Versprechen zugleich.

Das welke Laub funkelt wie von innerem Glanze. Zerrissenes, dünnes Gewölk flattert über die Kuppel und verbrennt in rother, gelber, grüner Gluth. Die Stadt hat keine Fahnen auf die Dächer und keine Lichter in die Fenster gestellt: für den Flaggenschmuck und die Illumination sorgt der Alte da oben. Er war wieder einmal mit den stärkeren Bataillonen, aber es machte ihm gleichzeitig ein göttliches Vergnügen, die armselige Schwäche dieser Stärkeren zu zeigen. Vielleicht ist der Rächer schon unterwegs, der ohne den Untergang der Buren nie den Muth zur That gefunden und die Gebrechlichkeit der Meerkönigin nie erkannt hätte.

Das Feuerwerk ist vorüber. Rasch dämmert die graue Herbstnacht herein. Lind und freundlich liegt sie auf der Stadt. Aus den Tausenden steigt ein Murmeln und Flüstern auf, wie die Stimme der Finsterniß, und man meint, daß sie ganz insgeheim Schwüre tauschten. —

Gleich halb sechs. Langsam fährt, wunderhübsch im Glanz seiner Lichter anzuschauen, ein Zug über den Viaduct. Das sind sie. Plötzlich wird es ringsum sehr still.

*

Es ist wahr, die Masse begeistert sich leicht. Von den Wortführern der socialen Demokratie ist das sehr undemokratische Wort „Hurra-Kanaille" geprägt worden, als Peitsche für die Immer-Bereiten, die heute dem König Behanzin, morgen irgend einem Cecil Rhodes zujauchzen, die am Palmensonntag Hosiannah schreien und am Charfreitag ebenso laut und überzeugt: Kreuzige! In der festlich erregten Menge, die beim Anblick der drei Burencommandanten in eine Raserei des Jubels gerieth, hat es an solchen rasch Entzündlichen sicher nicht gefehlt. Dafür aber fehlte es an Arrangeuren der Begeisterung. Jene karg besoldeten Wackeren, die die letzte Kraft ihrer Lungen hergeben, wenn eine fremde Majestät durch's Brandenburger Thor kutschirt; jene nützlichen Beamten, die bei derartigen Anlässen das Publicum theils zu überwachen, theils patriotisch zu entflammen haben, sie bethätigten sich an dem denkwürdigen Donnerstage nicht. Nicht das mindeste Verschulden trifft sie an dieser Explosion der Freude. Die Geheimräthe waren ostentatio zu Hause geblieben, und die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" hatte schnell noch einmal in Sperrdruck erklärt, daß die amtlichen Kreise Berlins von dem Besuche keine Notiz nehmen würden. Es gab also keine officielle, keine organisirte Hingerissenheit. Zwischen den Leuten, die dicht gedrängt das Spalier bildeten, war weder eine Verabredung getroffen worden, noch fanden sich Stimmungsmacher unter ihnen. Wenn trotzdem die Jubelrufe mit orkanischer Wucht, wie ein tobender Rausch des Entzückens, über den Dreien zusammenschlugen, wenn die Massen trotzdem, alle Schutzmannsketten bei Seite schiebend, an die Wagen herandrängten, Jeder in der geheimen, zitternden Erwartung, einen Blick oder ein Lächeln der Theueren zu erhaschen; wenn sich ernste Männer, würdige Damen wie verrückt geberdeten und ihren Lieblingen nachzurennen anhuben, dann muß es sich wohl am Donnerstag um etwas mehr als einen normalen Einzugsrummel gehandelt haben. Es war ein deutsches Volksfest. Daß man ganz unter sich war, erhöhte den köstlichen Reiz der Stunde.

*

Trauerflore um den Vierkleur und die Fahne des Oranjefreistaates; der weite Saal, den sie melancholisch schmücken, wieder mit Tausenden gefüllt. Das sind aber nicht die Burenfreunde von der Straße, die Zaungäste der großen Feier, sozusagen; das sind allesammt gar reputirliche Leute, die sich den Zutritt zu hohem Preis erkauft haben. Ein beängstigendes Andrängen — unaufhörlich fluthen neue Menschenwellen in die weißschimmernde Riesenhalle. Dabei steht draußen, Kopf an Kopf, ein noch stärkeres Aufgebot, das mit allen Eilen hierherstrebt und nur nicht den Muth hat, die doppelte Wachtkette, die doppelte Billetcontrole zu durchbrechen.

In der üppigen Lichtfülle scheinen uns die drei Helden menschlich näher gerückt als im geheimnißvollen Dunkel der Herbstnacht, durch die sie, reitende Schutzleute vor sich, zu beiden Seiten die pressende, orgiastisch tobende Menge, dahin sausten. Sie hatten auch im Wagen nichts eigentlich Heroisches an sich, posirten keine Secunde lang, sondern grüßten die Jauchzenden, wie man alte Bekannte, Menschen aus derselben Schicht, grüßt. Mit einiger Verlegenheit dabei, als überrasche sie der Empfang und als fänden sie sich in dem unerwarteten Getümmel nicht gleich zurecht. Dennoch hatte Dewet's hoch aufgerichtete Gestalt — er stand im Wagen und winkte unermüdlich mit der Rechten — etwas bezwingend Gewaltiges. Zumal wenn sie sich schwarz vom Schein der Laternen abhob und die prächtige Silhouette des Kopfes mit dem spitzgeschnittenen Barte zur Geltung kam. So mag er durch die südafrikanische Nacht dahin gebraust sein, als er mit vierhundert Mann den General Baden-Powell, der viertausend unter sich hatte, zur Uebergabe aufforderte ... Im Glanze der Lüsters ist nichts Dämonisches mehr an den Burenführern. Botha mit seinem einfachen, immer freundlich lächelnden Gesichte; Delarey der Typ eines mäßig wohlhabenden, ältlichen Landwirthes aus dem afrikanischen Süden, wie Dewet auch mit den zerarbeiteten Händen des Landmannes. Ihrer Aller Züge verwittert und in verwüstendem Kampfe der weltmännischen Gefälligkeit beraubt, wenn sich diese überhaupt je darin ausgesprochen hat. Dennoch — wie viel Güte und edle Menschlichkeit liegt auf den rauhen Angesichtern; wie unendlich rührend, bis in's tiefste Herz ergreifend ist der Anblick der Wackeren, die heldenhafter als irgend ein Athener oder Spartaner um die Freiheit ihres Volkes gerungen haben und dann, als sie das Schwert in den Winkel werfen mußten, für ihr niedergetretenes Volk betteln gingen! Es sind nicht die Reden der Drei, die wie elektrische Schläge durch die Versammlung zucken; mit der Unmittelbarkeit des Gedankens ergreift Jeden von uns die Erinnerung an das Unerhörte, das sie vollbracht haben und noch vollbringen. Botha's kernhafte, schlichte Worte; Delarey's leises, fast ängstliches Stammeln; Dewet's entschiedene, witzige und kluge Manier — sie wirken in wundervoller Steigerung zusammen. Schon als Dewet's Name gerufen wird, donnert das Meer zu seinen Füßen auf. Man saugt sich mit den Augen an dieser steinernen Stirn fest, die von unerschütterlichem Willen

spricht, an diesen bald verschmitzt, bald gutmüthig aufleuchtenden, kleinen Augen voller List und humaristischer Ueberlegenheit. Alle Hände strecken sich ihm entgegen, sein Name braust wie Feldgeschrei von allen Lippen; Blumen, Blicke und Händedrücke streben zur Tribüne hinauf...

Welch' ein Sieg! „Wir wollen Euch diese Tage nie vergessen," sagt er zum Schlusse. „Brüder von Berlin! Herzensgroßes, deutsches Volk..."

*

Im Dunkel der Nacht sind sie gegangen, wie sie gekommen sind: vom Tumult der Liebe umbrandet, eine Offenbarung und ein Glück für Alle, die an Menschengröße und Männertugend glauben. Unsere Geheimräthe aber können jetzt wieder unbelästigt über die Straße spazieren.

Caliban.

Literatur und Kunst.

Etwas von der Lyrik.

Von O. Wentorf.

Lyrik! — Bei dem Klange dieses Wortes denken manche von den ernster Gebildeten sofort an leeren Kling-Klang, an Zuckerbrod für weichliche Magen, an himmelblauen Unsinn oder verschrobenen Tiefsinn, der nur die Menschen angeht, die mit diesem Un- oder Tiefsinn correspondiren. Sie thun einen Blick in die Familienblätter und Zeitschriften bis zu den vornehmsten — und gehen sich bekreuzend zurück an ihren Arbeitstisch, um ihren wissenschaftlichen Aufsatz oder ein großes, gedankengebendes und gedankenfesselndes Lebensbild vorzunehmen. Gedichtlesen ist eine Beschäftigung für Backfische und Unmündige, wie das Gedichtemachen der Beruf unreifer Jünglinge.

Diese unter ernsten Leuten nicht ganz seltene Anschauung findet, wie schon angedeutet, ihre Erklärung in der Kritiklosigkeit, mit der großentheils die lyrischen Schubkästen der Redactionen gefüllt werden. Aber ebenso sehr ist sie verursacht durch das Gebahren der Vertreter der Lyrik selbst. Da kommen grell geputzte Papageien, die schreiend kaum von Baum zu Baum klettern. Wie sollten sie aus dieser Welt Niedrigkeit und Dumpfheit zu befreiendem Flug über Höhen hinreißen und erheben können? Da pfeifen Dampfaffen ihre alten brav gelernten Lieder. Wer mag sie noch hören? Da machen endlich einige Elstern im Harlekinskleide ihre Harlekinskünste und versichern, ihre Unterhaltung wäre das Beste am Leben. Wer wendet sich nicht voll Scheu ab? Und doch ist die Geringschätzung der Lyrik ein Unrecht. Taugt der vollsaftige Gravensteiner darum nicht, weil man kleine, unschöne, verkrüppelte, gestoßene, verrottete Aepfel auf den Markt bringt? Nun, echt lyrische Gedichte sind solche vollsaftige, Gesundheit strahlende Früchte, in welche die Kräfte des ganzen Baumes geflossen sind, welche Leben in sich concentriren. Es lohnt sich aber, die Bedeutung der Lyrik ein wenig näher zu untersuchen und sie nicht mit einem flüchtigen Bilde abzuthun.

Das Wort Lebenskunst ist aufgetaucht und die Kunst in Verbindung damit genannt worden. Fassen wir, um nicht mißverstanden zu werden, Lebenskunst als die Kunst, in dem an Widerwärtigkeiten und feindseligen Einflüssen reichen Leben das innerste Selbst zu bewahren, an die Freude sich nicht zu verlieren, an dem Leide nicht zu zerbrechen, sondern sich so zu beherrschen, daß innere Harmonie die Entfaltung aller Kräfte zu immer neuen, bewußten Schritten aufwärts gestattet. Dies Ziel zu erreichen, soll uns die Kunst ein Mittel sein. Diese Auffassung hat Nichts mit jener zu thun, die in Lebenskunst die Fähigkeit sieht, den Widerwärtigkeiten möglichst aus dem Wege zu gehen, aus dem Leben möglichst viel Annehmlichkeiten und Genuß zu ziehen, und die zu diesem Zwecke auch die Kunst als Mittel benutzt. „Unsere Großstadtnerven ertragen keine ‚große' Kunst mehr, die einen Abend anspannende Aufmerksamkeit verlangt; also gehen wir in's Variété, oder da uns das doch mitunter zu dumm und roh ist, in's Ueberbrettl!" Das sind Lebenskünstler ihrer Art. Aber ich glaube nicht, daß man dem Sehnen nach einer Lebenskunst gerecht wird, wenn man sich deßhalb geringschätzig die Achsel zuckend, abwendet. Nach meiner Meinung versteckt sich unter diesem Namen auch das Greifen nach jenem oben bezeichneten Ziel, das Ringen nach einer Lebensphilosophie, einer Weltanschauung. Der moderne Mensch ist hierzu besonders gezwungen. Ihn führt nicht, wie einst seine Vorfahren, die Mutter Kirche, nicht Katechismus und Bibelwort in fester, vorgezeichneter Bahn durch's Leben. Er ist auf sich selbst gestellt. Er mag sich selber mit der Lösung des dunklen Daseinsräthsels abquälen; das erste Capitel der Bibel hilft ihm nicht. Er wird versengt von den Flammen der Sünde und hat sie selbst zu löschen. Ihn läßt das grausame Schicksal stehen, beraubt aller Lieben und aller Liebe; er hat sich selbst zu trösten und in sich zu überwinden. Er hat sich eine Sittlichkeit zu erringen, die nicht auf dem Gebot Anderer ruht, und hat für sie in sich selber den Grund zu bauen. O Kant, der du diese Wahrheit und Erlösung brachtest, fühltest du auch, was du damit auf Menschenschultern legtest? — Wenn man solche Lebensaufgaben nun Lebenskunst nennt, was ist dagegen einzuwenden? Und wenn man in der Kunst ein Mittel sieht, die zur Entfaltung der Kräfte nöthige Harmonie zu erringen und zu bewahren, wer fürchtet dann noch in dem Setzen der Kunst als Mittel eine Erniedrigung?

In dieser Kunst nun als Mittel zur Lebenskunst räume ich der Lyrik einen hervorragenden Platz ein. Ein Blick in unsere Seele lehrt uns, daß sowohl Entschlüsse zu bedeutenderen Thaten als besonders auch unsere Lebensführung im kleinen Alltäglichen, das Verhalten gegen unsere Mitbrüder, gegen Untergebene, die Ausübung kleiner täglicher Berufspflichten sehr abhängig sind von einer Stimmung, einem allgemeinen Gefühl, das man wohl am besten Lebensgefühl nennt. Jeder weiß, wie sehr dies Lebensgefühl ursprünglich vom Körperlichen bedingt ist. Sagte doch selbst Schiller, der wie Wenige des Körperlichen Herr geworden, als er einst zu sterben meinte, zu den Seinen: „Sorgt für Eure Gesundheit; man kann ohne das nicht gut sein." An diesem Lebensgefühl kann nun die Lyrik einsetzen, kann mehr wirken als Gedankenarbeit, als andere Zweige der Kunst, Musik ausgenommen. Der Tag mit seinen grauen Sorgen ist mir zu schwer, er beugt mich. Da klingt Storm's Octaberlied. „Der Nebel steigt, es fällt das Laub; schenkt ein den Wein, den holden! Wir wollen uns den grauen Tag vergolden, ja vergolden! Und geht es draußen noch so toll, unchristlich oder christlich, ist doch die Welt, die schöne Welt, so gänzlich unverwüstlich." Meine Stimmung wandelt sich, unaufhaltsam: „Und wimmert auch einmal das Herz, — stoß an und laß es klingen! Wir wissen's doch, ein rechtes Herz ist gar nicht umzubringen." — Oder ich bin meines Glückes übersicher, von Erfolgen trunken. Wie durchschauert mich da Mörike's „Denk es, o Seele!" In wie viel Fällen sind uns tief lyrische Gedichte nicht Erlösungen unserer Seele, wie oft veranlassen sie nicht gleichsam ein Ausströmen einseitig gerichteter Spannkräfte, die unser inneres Gleichgewicht störten. Vielleicht wendet man ein, das leiste jede andere geistige Beschäftigung, ja jede Arbeit überhaupt. Man verkennt aber dann die Thatsache, daß das Gefühlsleben der Seele Eindrücken am leichtesten und nach-

haltigsten zugänglich ist. Man versuche nur einmal, sich eine ärgerliche Stimmung durch philosophische, geschichtliche, naturwissenschaftliche Lectüre oder durch ein Drama wegzulesen: gewöhnlich wird die Hand eher das Buch bei Seite geschoben haben, ehe das Gelesene stark genug war, die Stimmung zu ändern. Ein anspruchsloses Lied erweist sich meistens stärker. Die Lyrik wäre also eine Art geistiger Medicin, und zwar für mich „ein ganz besonderer Saft". Sie giebt den Titel zu einem wichtigen Capitel in der Diätetik der Seele.

Viele freilich verachten ja überhaupt die Medicin. Nun gut, die Lyrik bietet auch mehr, sie ist Speise. Es ist ein Irrthum zu glauben, die lyrischen Dichtungen müßten gedankenarm sein. Sie bieten dem Geiste Stoffe zur Verarbeitung wie nur andere Kunstgattungen, nur das die Arbeit von dem Gefühl her eine bestimmte Richtung, zugleich aber auch besondere Frische und Energie erhält. Es giebt keine Frage der Weltanschauung, die nicht durch Lyrik in uns angeregt werden könnte. Freilich wird es nie allein die Arbeit des logischen Verstandes sein, keine Vermehrung von Kenntnissen im gewöhnlichen Sinne des Wortes; aber unser Geistesleben ist mehr als Thätigkeit des Verstandes, und gerade die großen, entscheidenden „Kenntnisse", will sagen unser Leben bestimmendes Wissen, stammt nicht daher. Es ist übrigens eine alte Wahrheit, daß der Mensch den Menschen am Meisten interessirt, und da die Lyrik gerade die verschiedensten Stimmungen einer Menschenseele widerspiegelt, werden von ihr so leicht psychische Probleme in unser Geistesleben geworfen.

Die Bedeutung der Lyrik ist endlich zu finden in dem ästhetischen Genuß, den sie uns verschafft. Darauf beruht zum großen Theil schon ihre Bedeutung für die Diätetik der Seele. Zweierlei wird nun hier die Lyrik den andern Dichtungsarten immer voraus haben: das rhythmische und musikalische Element. Es liegt sowohl in dem äußeren Umfange als auch in der Natur der Stoffe begründet, daß Epos, Drama und Roman darin mit ihr nicht wetteifern können.

Aber man kann von der Bedeutung der Lyrik nicht sprechen, ohne zugleich ihr Wesen klar zu legen. „Lyrisch" bezeichnete ja ursprünglich das Singbare, Gesangmäßige. In der ältesten Lyrik sind zweifellos Wort und Ton stets vereint der Ausdruck des Gefühls gewesen, und es gilt wohl als erwiesen, daß nicht, wie man früher annahm, in dem Epos die Urpoesie zu suchen ist, sondern daß die Anfänge aller Dichtung in der Lyrik stecken. Die Erfahrung bei den noch lebenden Naturvölkern bestätigt das. Die ursprüngliche Verbindung von Ton und Wort war naturgemäß und dem Wesen der Lyrik, als Ausdruck des Gefühls auf das Gefühl zu wirken, entsprechend. Ja man kann behaupten, daß noch heute die stärkste lyrische Wirkung so erreicht wird. Man denke an die Perlen unter den Volksliedern. Aber der Umfang und damit der Begriff der Lyrik hat sich bis in unsere Zeit so erweitert, daß von dem Singbaren allgemein gar nicht mehr geredet werden kann. Einen wie breiten Raum nehmen z. B. die sogenannte Gedankenlyrik und die sociale Lyrik ein! Zunächst, hat das Lyrische mit Gedanken überhaupt etwas zu thun? Storm sagt ja bekanntlich, daß der bedeutendste Gedankengehalt, und sei er in die wohlgebautesten Verse eingeschlossen, in der Poesie — also auch in der Lyrik — keine Berechtigung habe und als todter Schatz am Wege liegen bleiben werde, wenn er nicht seinen Weg zuvor durch das Gemüth und die Phantasie des Dichters genommen und dort Wärme, Farbe und womöglich körperliche Gestalt gewonnen habe. Gegen diesen Grundsatz, den wir für die Lyrik ohne Drehen und Deuteln annehmen, ist freilich in den der Lyrik neu eroberten Gebieten wohl am häufigsten gesündigt. Aber die Möglichkeit, bedeutenden Gedankengehalt in lyrischer Poesie vorzutragen, ist doch gegeben. Der Gedanke muß nur in der Seele des Dichters seiner Abstraction beraubt sein, muß „körperliche Gestalt, Wärme und Farbe" gewonnen haben, muß mit anderen Worten sich nicht an den logischen Verstand wenden, sondern ein Gefühl auslösen, wie er in der Seele des Dichters gleichsam in die Wellen des Gefühls hinab- und aus ihnen emportauchte. Natürlich wird bei einem Gedicht das Urtheil oft schwankend sein. Besonders auch werden Zweifel entstehen, wenn das Gefühlsmäßige in Verbindung mit epischen oder dramatischen Formen auftritt. Vielleicht ließe sich die Lyrik durch folgenden Begriff begrenzen: Lyrisch sind die Dichtungen, die ihren Urboden in einer Stimmung oder einem Gefühl des Dichters haben, von diesen getragen und in allen Theilen zusammengehalten werden, so daß ihre Wirkung in der Auslösung von Gefühlen besteht, die die übrigen geistigen Vorgänge beherrschen. „Wanderers Sturmlied", „Prometheus", „Der Fischer", „Erlkönig" wären darnach lyrisch, nicht „Der Sänger", „Der Zauberlehrling". Es sei kurz bemerkt, daß größere lyrische Dichtungen psychologisch und darum schließlich künstlerisch widersinnig sind. Der Geist erlaubt nicht, daß längere Zeit so vorwiegend das Gefühl angespannt werde. Das Gefühl wird dem Gesunden geradezu erstickt, wenn es für die Dauer bestimmt eingestellt und auf einer gewissen Höhe gleichsam festgeschraubt wird. Darum erscheinen die früheren, rein auf's Gefühl gestellten Dramen Maeterlinck's, von denen man so viel Wesens machte, vollständig verfehlt. Lyrische Dramen sind ein Unsinn. Ein kurzer Zauberschlag genügt zur Weckung des Gefühls, und wer erinnert sich nicht, daß die Mehrzahl der besten lyrischen Gedichte sich auszeichnet durch Kürze?

Ich forderte bei der Abgrenzung des Gebietes der Lyrik, daß sie einer Stimmung entsprungen, der gesammte Inhalt von dieser Stimmung getragen werden müsse, so daß die Wirkung in ihrer Uebertragung bestehe. Selbstverständlich ist nicht immer ein Gefühl von genau gleichbleibender Farbe vorhanden. Sehr oft wird eine Nuancirung, ja vielleicht ein völliger Umschwung zum Ausdruck kommen. Man denke an Goethe's „Wanderers Sturmlied", „An den Mond". Aber die gegebene Erklärung von Lyrik ist doch insofern leer, als die allgemeine Form von Entstehung und Wirkung nicht durch Bestimmtes ausgefüllt ist. Von der Entstehung zu reden, liegt ja nicht in dem Kreis der gewöhnlichen Sterblichen. Wie aber wollen wir die Wirkung eines lyrischen Gedichts, den Zauber, mit dem es uns packt, fortreißt, emporhebt, niederpreßt, erkennen und beschreiben und in Forderung stellen? Einer unserer größten Lyriker — Storm — that das so: „In seiner Wirkung soll das lyrische Gedicht zugleich eine Offenbarung und Erlösung oder wenigstens eine Genugthuung gewähren, sei es nun, daß es unsere Anschauungen und Empfindungen in ungeahnter Weise erweitert und in die Tiefe führt, oder, was halb bewußt in Duft und Dämmer in uns lag, in überraschender Klarheit erscheinen läßt." Offenbarung und Erlösung — sind das nicht zu hohe Forderungen? Die mögen gestellt werden an Goethe's Nachtlied, Keller's Abendlied oder Stille der Nacht, Hebbel's Herbstlied oder Requiem, Mörike's Peregrinalieder. Aber können sie für alle lyrischen Gedichte gelten? Was haben z. B. „Der lustige Ehemann" oder „Die Musik kommt" mit Offenbarung zu thun? In dem ersteren läßt sich wohl schwerlich etwas Offenbarendes entdecken. Aber bei dem Liliencron'schen Gedicht könnte man es schon übernehmen, es herauszufinden. Wenn man nämlich nach Storm's Erklärung die Offenbarung darin erblickt, daß Anschauung und Empfindung erweitert und in die Tiefe geführt, daß unklar Schlummerndes zu deutlichem Leben geweckt wird, so trifft das auf dies Gedicht gewiß zu. Was sich bei dem Vorüberzug der Musik wohl unklar in uns regte, ist hier wirklich zur Deutlichkeit und Vertiefung geführt. In der Veränderung, in der Einstellung des Gefühlslebens liegt zugleich die Erlösung oder, wie Storm abschwächend sagt, die Genugthuung. Man könnte so parador sagen: die Offenbarung ist Erlösung, und die Erlösung wirkt

Offenbarung. Bei solcher Fassung von Offenbarung und Erlösung wird man von den Storm'schen Forderungen Nichts abmarkten können. Sie sind wirklich an jedes lyrische Gedicht zu stellen, das mitgezählt werden will. Aber, wirft man ein, welches Gedicht soll denn dem bedeutenden Manne mit hochgebildetem Gefühlsleben noch eine Erweiterung, Vertiefung, Klärung geben? Und wenn das Gedicht das schon einmal leistete, so kann es das doch zum zweiten, dritten, vierten Male wieder thun. Wenn das Geheimniß der Wirkung in der Erfüllung dieser Forderungen bestände, so könnte man die Gedichte doch nicht mit immer steigendem Genusse lesen, wie das jeder erfahren kann. Der erste Einwand führt uns zu einer Bestätigung. Thatsächlich kann man sich eines lyrischen Gedichts nicht freuen, wenn es uns nicht nach irgend einer Seite hin etwas zu bieten hat, was wir selbst nicht besitzen. Daraus erklärt es sich ja, daß man „anspruchsvoller" wird. Manchem lyrischen Dichter bewahren wir von jugendlichem Alter her ein pietätvolles Andenken, aber im Uebrigen zählen sie für uns nicht mehr mit. Die Goethe, Hebbel, Storm, Mörike, Keller treten an ihre Stelle. Und wenn wir keine Zeit mit dem Lesen der Familienblattlyrik verschwenden, ist es nicht im letzten Grunde deßhalb, weil sie uns Nichts zu offenbaren hat, weil sie keine erlösende Kraft besitzt? Aus der Vielseitigkeit des Gemüthslebens und der unendlichen Feinheit der Einzeltheile ist es zu erklären, daß die in Rede stehende Wirkung auch bei Dichtern unter einander gilt. Storm schätzt einen Mörike und umgekehrt, weil Jeder dem Andern doch Etwas zu geben hat.

Der zweite Einwand, der aus den Storm'schen Forderungen folgert, man könne bei wiederholtem Lesen nur abgeschwächten Genuß haben, verliert zweierlei aus den Augen. Zunächst hat jedes gute lyrische Gedicht Feinheiten, die uns beim ersten Lesen entgehen. Wie oft thut sich nicht, selbst bei altbekannten Gedichten, immer noch ein Neues auf. Dann aber wird das Gedicht unser Seelenleben stets in anderem Zustande treffen. Es hat auf's Neue eine Bearbeitung, eine Einstellung des Gefühlslebens zu leisten, so daß uns auch auf's Neue das Gefühl der Erlösung überkommt. Freilich kann dadurch der Reiz des wiederholten Lesens nicht allein erklärt werden, und so führt uns dieser Einwand auf eine Forderung in Bezug auf die Form, während bis jetzt nur der Inhalt berücksichtigt ist. Das lyrische Gedicht hat uns durch seine Form einen ästhetischen Genuß zu bieten, der sich bei der Wiederholung steigert. Der Lyriker, der die Form vernachlässigen wollte, brächte sich um den größten Theil seiner Wirkung. Auf die Form kann gar nicht genug Kraft verwendet werden. Was Viele leider so nehmen, daß die Form möglichst glatt, fein, gekünstelt sein müsse: nur aparte Bilder, neue Wendungen, gesuchte Reime! Man vergißt, daß die Form zunächst nur allein aus ihrem Verhältniß zum Inhalt bestimmt wird und daß hernach die größte Einfachheit immer die größte Schönheit ist. Es liegt mir also fern, in der Form etwas Aeußerliches zu erblicken. Tadelloses Versmaß, reine Reime machen sie noch nicht. „Ist die Form auch fest geschlossen, immer noch ist's kein Gedicht, wenn um den Gedanken nicht stetig sich das Wort gegossen. Werfen noch die Worte Falten, kein lebend'ger Leib, nur Kleid, was sie sagen, Lust und Leid wird im Hörer bald erkalten!" Da ein näheres Eingehen auf die Bedeutung der Form des lyrischen Gedichtes eine große Menge von Beispielen erfordert, womit ich diese Arbeit nicht belasten möchte, mag es genügen, zwei Gedichte herzusetzen, die in ihren Gegensätzen deutlich genug sprechen. Das erste, „Nachmittag", erfreut sich auf einem Stollwerckbilde weitester Verbreitung. „Es schweigt der Lerche Singen, der Hase schläft im Klee, nur hin und wieder springen die Fische auf im See. Die Sonnenblume selber senkt müd' ihr stolzes Haupt; die Gräser werden gelber, versengt nun und bestaubt. Der Hirte schläft im Schatten, sein Hund bellt ab und zu, und auf den stillen Matten liegt Friede nun und Ruh." Daneben lese man Liliencron's erstes Haidebild, das so ähnlich zu sein scheint. „Die Mittagsonne brütet auf der Haide, im Süden droht ein schwarzer Ring. Verdurstet hängt das magere Getreide, behaglich treibt ein Schmetterling. Ermattet ruh'n der Hirt und seine Schafe, die Ente träumt im Binsenkraut, die Ringelnatter sonnt in trägem Schlafe unregbar ihre Tigerhaut. Im Zickzack zuckt ein Blitz, und Wasserfluthen entstürzen gierig dunklem Zelt. Es jauchzt der Sturm und peitscht mit seinen Ruthen erlösend meine Haidewelt." Das unsagbar Platte, das wir beim Lesen des ersten Gedichtes fühlen, rührt im letzten Grunde daher, daß die Form nur todtes Kleid, nicht wie bei Liliencron lebendiger Leib des Darzustellenden ist.

Nach den Mitteln, mit denen das Ziel des lyrischen Gedichts erreicht wird, kann man drei Gruppen der Lyrik unterscheiden. Es kann, wie „Der du von dem Himmel bist" oder „Wer nie sein Brod mit Thränen aß" es zeigen, das Gefühl aus dem Dichter hervorbrechen und in uns überströmen, ohne daß doch etwas Anderes benutzt wird als die einfache Sprache. Oder der Dichter benutzt Naturschilderungen, Schilderung von Situationen, um daraus das Gefühl erwachsen zu lassen. Beispiele sind: Ueber allen Wipfeln ist Ruh', An den Mond, Mailied. Oder drittens endlich giebt der Dichter eine Erzählung, eine Handlung, die aber vom Gefühl durchzogen und umspült wird, wie alles Körperliche vom Aether. Das ist der Fall bei Haidenröslein, dem Fischer, Erlkönig.

Die erste Gruppe ist nur klein. Keller's Abendlied, Hebbel's Schlafen, schlafen, nichts als schlafen oder sein Gebet, Storm's Octoberlied, Heine's Frühlingslied, Mörike's Nimmersatte Liebe gehören dahin. Ich halte es für die größte Kunst, solche Lieder zu schaffen. Sie erfordern eine Stärke des inneren Erlebens, eine Sammlung des Gefühls und eine elementare Gewalt der Form, wie sie nicht Vielen beschieden ist. Eine Bestätigung meiner Meinung finde ich in der verhältnißmäßig geringen Anzahl der Lieder, sowie auch darin, daß wir sie bei unseren Größten am häufigsten treffen.

Viel zahlreicher sind die Gedichte, die der zweiten Gruppe angehören, auch wenn man nur die guten berücksichtigt. Sonst ist ihre Zahl Legion. Die Dilettanten unter den Lyrikern sowie die lyrischen Wurststopfer und Hackfleischverkäufer benutzen diese Form. Wozu lassen sie sich nicht brauchen, der Frühling, der Herbst, der Wald, das grüne Thal, das rauschende Bächlein, die jagenden Wolken u. s. w. Wie dankbar erweisen sie sich! Da schmilzt der Schnee, die Lüfte werden lind, die Knospen springen, der blaue Himmel lacht, weiße Wölkchen ziehen, mir wird, ich weiß nicht wie — fertig ist das Gedicht. Oder der Herbststurm reißt die Blätter in den Staub, kalte Schauer „peitschen" das Gesicht, man zittert in der Oede, Schauer des Sterbens „weht" durch die ahnende Brust — fertig ist das Gedicht. Und doch, wie köstliche Blüthen hat die Lyrik in dieser Form getrieben! Man denke an Keller's Stille der Nacht, Hebbel's Herbstbild, Mörike's Mein Fluß, Das verlassene Mägdlein, an die prächtigen Liliencron'schen Gedichte: Tod in Aehren; Der Maibaum, an so viele Lieder Storm's und Groth's.

In der dritten Gruppe treffen wir die Gedichte, die gewöhnlich unter der Marke lyrisch-episch gehen. Wenn man aber der oben entwickelten Anschauung über Lyrik zustimmt, muß man doch Manches ausweisen. Schiller's Graf von Habsburg, wie die meisten seiner Balladen, Die Künstler, Die Ideale, Das Ideal und das Leben, haben mit der Lyrik Nichts zu thun. Dagegen wären Der Wirthin Töchterlein, Das Schloß am Meer von Uhland, Die Tochter der Haide von Mörike, Das Kind am Brunnen, Das Kind von Hebbel, Liliencron's Wer weiß wo, und eine ganze Anzahl von Fontane's Dichtungen hierher zu rechnen.

Neue Stylerklärung.*)

Von A. L. Plehn (Berlin).

Wie ein König, der incognito einhergeht, ist vor Kurzem unter unscheinbarem Titel ein fachwissenschaftliches Werk erschienen, das den Grund für eine neue Art der Kunstbetrachtung legt. Sie dürfte für die kommenden Jahrzehnte ebenso maßgebend werden, wie für die eben abgelaufene Periode dasjenige war, gegen dessen Grundgedanken sich die neue Darstellung wendet: Gottfried Semper's Werk über den „Styl in den technischen und tektonischen Künsten".

Wer würde hinter der Bezeichnung: „Die spätrömische Kunstindustrie" Untersuchungen von solcher Tragweite suchen? Denn es handelt sich um nichts Geringeres als die Prüfung der Frage, welches der entscheidende Factor sei für das Zustandekommen einer Gesetzmäßigkeit des Schaffens. Was macht die mit Nothwendigkeit eintretende Wiederholung gleicher Formen aus den Werken einer und derselben Periode, welche doch dem scheinbar freien Ermessen verschiedener Einzelwillen entspringen?

Es ist in gewissem Sinn zu bedauern, daß der Verfasser dieses wichtigen Buches keine deutlichere Ankündigung seiner Absicht für angemessen fand. Zwar sichert der Klang des Namens Riegl der Neu-Erscheinung auf alle Fälle die Theilnahme und das Studium der Fachgelehrten. Aber über diesen Kreis hinaus werden, selbst vom großen Publikum abgesehen, nicht Viele vermuthen, daß diese Auseinandersetzungen sie angehen könnten. Und doch ist das Buch außer einer Fachabhandlung noch etwas Anderes, nämlich das Bekenntniß einer Kunst und Weltanschauung.

Die letzte Antwort großen Styls auf die Frage, wie die Uebereinstimmung der Einzelerscheinungen des künstlerischen Schaffens zu Stande komme, hat Semper in dem angeführten Buche gegeben. Sie ist von seiner Zeit mit Befriedigung aufgenommen worden. Semper's Aufmerksamkeit richtete sich vor Allem auf die Erscheinung, daß die Grenzen eines Styls nicht unbedingt von Raum und Zeit gezogen werden, sondern daß es in erster Linie der Culturstandpunkt eines Volkes ist, der bestimmte Kunstformen hervorbringt. Dasselbe Ornament findet sich bei Völkern, die durch den halben Erdumfang von einander getrennt sind, obgleich Niemand Botschaft von Einem zum Andern trug. Da wir nun das Niveau eines Volkes nach den Werkzeugen zu beurtheilen pflegen, die es besitzt und nach den Naturstoffen, die es sich dienstbar zu machen gelernt hat, so mußte die Folgerung gezogen werden, daß in Stoff und Werkzeug die Entstehungsursache der primitiven Kunstformen liege. Wie der Steinmeißel das Holz oder der Fingernagel den weichen Thon ritzen, darin wurde die Erklärung für die stete Wiederkehr gewisser Linienführungen des Ornaments gefunden.

Die Wichtigkeit dieser Auffassung bleibt mit der Thatsache auch weiterbestehen, daß hier zum ersten Mal mit ganzem Nachdruck die Herrichtung eines Materiellen zum Zwecke geistigen Genusses als das Wesentliche der bildenden Kunst hingestellt wurde. Wo es sich um vielfach sehr einfache Bethätigungen des Schönheitstriebes handelte, da fiel die Aufmerksamkeit auf das Inhaltliche fast gänzlich fort. Man beobachtete die Wiederholung simpler Striche um ein Vasenrund oder die Aneinanderreihung von Steinen, Zähnen oder Muscheln. Das bedeutet Nichts. Der Geist scheint also ohne Beschäftigung zu bleiben. Und doch ist nicht zu leugnen, daß ein ästhetisches Vergnügen sich beim Betrachten dieser Gesetzmäßigkeit einstellt. Diese Beobachtung mußte es offenbar machen, wie die bildende Kunst es ausdrücklich nur mit den Augen zu schaffen hat.

Aber diese Art der Betrachtung wurde zunächst nur demjenigen Schaffen zugewendet, das in engster Beziehung zum menschlichen Leben steht, weil auf den niederen Culturstufen, auf denen man vorzugsweise die Entstehung von Stylregeln beobachten mußte, jeder Formtrieb ganz direkt einem Zwecke gilt. Die Betrachtungsweise war auf Kunsthandwerk und Architektur beschränkt, und damit wurde die Trennung betont, welche zwischen diesen Zweigen der bildenden Kunst einerseits und Malerei und Skulptur andererseits seit einer Reihe von Jahrhunderten besteht, die aber im Grunde nicht nothwendig ist.

Die Wichtigkeit, welche Semper und seine Schule dem Material, der Technik und dem Zweck für die Entstehung der Kunstformen zuschrieben, wurde von ihren Zeitgenossen bereitwillig als zutreffend angenommen. Die Frage nach der Entstehung des Styls schien gelöst. Aber dennoch blieben für aufmerksamere Denker Zweifel bestehen. Denn es wirkt ein geheimnißvoller Zwang zur Gesetzmäßigkeit auch für das Schaffen, welchem eine schon befreite Technik zu Gebote steht. Die Werke eines Zeitabschnittes werden durch eine bestimmte Familienähnlichkeit mit einander verbunden, selbst wenn die Künstler das Aussehen des Stofflichen nach Belieben zu gestalten vermögen. Noch in vorgeschrittenen Zeiten, in denen man versteht, dem Material so gut diese wie die entgegengesetzte Form und Oberflächenbeschaffenheit mitzutheilen, werden doch stets ganz bestimmte technische Proceduren entschieden bevorzugt. Daraus erkennt man, daß der Wille gerade auf diese Art von Gesichtseindruck gerichtet ist, welchen er, wenig beeinflußt durch handwerkliche Schwierigkeiten, durchzusetzen weiß, was in Zeiten einer ungeübten Technik nicht ebenso gelingen würde. Ferner haben Gemälde und Statuen mit irgend welchen Zwecken viel weniger zu thun als das künstlerisch behandelte Geräth. Und doch bleiben auch die Kunst des Meißels und des Pinsels immer unter dem Einfluß einer verborgenen Macht, welche ihre Erscheinungsweise je nach der Entstehungszeit in bestimmter Richtung beeinflußt. Endlich können gewisse übereinstimmende Merkmale in der Bearbeitung verschiedener Stoffe in gewissen Stylperioden nicht allein aus gegenseitiger Beeinflussung erklärt werden.

Von diesen Erwägungen ausgehend mußte die wissenschaftliche Auffassung unserer Zeit endlich als unbefriedigend zurückweisen, was der vorigen als Stylerklärung gegolten hatte. Riegl thut dies mit der Motivirung, daß Semper's Lehre historisch zu verstehen sei als der Ausdruck für die materialistische Geistesrichtung des betreffenden Zeitabschnittes, in welchem die Bedeutung des äußerlich Faßbaren überschätzt zu werden pflegte.

Der Kampf, den der Vertreter der neuen Anschauungsweise gegen die frühere führen sollte, stellt sich demgemäß dar als eine Wandlung der philosophischen Gesammtauffassung. Unsere Zeit will wieder die geistige Seite in allen Vorgängen mehr betont wissen. In Folge dieser Tendenz war schon Riegl's früheres Werk wenn auch in noch weniger entschiedener Form ein Eintreten für die Künstlerabsicht als dem Entscheidenden im Gegensatz zu den äußeren Mitteln, die angewendet werden (Stilfragen, 1891).

Damals handelte es sich um den Nachweis, daß die Nachbildung von Naturformen als ein freies künstlerisches Spiel am Anfange alles Kunstschaffens gestanden habe, daß also ein bewußtes Kunstwollen und nicht die Technik die Form hat entstehen lassen. Weiterhin wurde auseinander gesetzt, wie auch später die Wiederholung bestimmter Wirklichkeitsbilder, die einst symbolische Bedeutung hatten, sich durch die Jahrhunderte vererbten, freilich unter Formen, in denen die ursprüngliche Absicht schwer erkennbar war. Dadurch erklärt sich, daß die Semperschule dieselben Erscheinungen in ihrem Sinne auslegen konnte.

Der Riegl von heute richtet sich nicht mehr gegen einzelne Meinungen und Nebendinge, sondern gegen den Leitsatz selbst. Ihm sind Material, Technik und Zweck nichts als die „Reibungscoëfficienten", gegen die sich in jeder einzelnen Epoche

*) Vgl. das Buch von Alois Riegl: „Die spätrömische Kunstindustrie", Wien 1902.

ein bestimmtes Kunstwollen durchsetzt. So geistreich wie dieser Vergleich ist auch die Ausführung des Gedankens. Wieder ist es ein Gebiet des Kunsthandwerkes, welches als Ausgangspunkt für die Untersuchung dient. Es ist die bisher wenig beachtete Zeit der spätrömischen Kunstentwickelung, welche auf die schwebende Frage hin geprüft wird. Bisher ist nur der erste Band des Werkes erschienen, dem ein zweiter folgen soll. Aber schon aus dem, was vorliegt, sind die leitenden Gedanken des ganzen Planes zu entnehmen. Dieser beschränkt sich keineswegs auf die Untersuchung römischer Sarkophage und der Geschmeidefunde aus jener Zeit, sondern ein umfassender Rückblick vermittelt die Einsicht in den Zusammenhang des Kunstwollens vom ägyptischen Alterthum an durch die Zeit der griechischen Kunst bis in die frühchristliche Epoche.

Nach Riegl war es das Streben der antiken Kunst, die Form mit der Ebene zu verbinden unter Ignorirung des Raums. Consequenter Ausdruck dieser Absicht war die ägyptische Architektur, welche nur ungegliederte Flächen dem Auge entgegenstellte, um nicht ein Ding hinter dem andern sehen zu lassen. Schon bei der Auffassung der menschlichen Gestalt in Malerei und Relief meldeten sich allerdings Widersprüche, weil die theilweise in der Vorderansicht gebildeten Körper die Vorstellung an ein Bewegen zum Beschauer hin erwecken müssen, während die Profilstellung von Gesicht und Gliedern und die Reihung in der Fläche neben einander die Illusion einer zweidimensionalen Welt zu erwecken geeignet sind.

Die griechische Kunst wird dargestellt als eine solche, welche die Form mit der Ebene verbindet und den Raum trotzdem deutlicher ahnen läßt. Zu der modernen Auffassung, welche die Form mit der Unendlichkeit des Raumes verbindet, bildet der spätrömische Styl den Uebergang. In dieser Epoche, welche unkritischem Geschmack als eine Verfallszeit erschien, weil sie das antike Schönheitsgesetz verlassen hat, weist Riegl ein bestimmtes ästhetisches Ideal nach, welches darauf gerichtet war, die Form in der Ebene zu isoliren. Erst nachdem dies Durchgangsstadium überwunden war, erschien es möglich, den nun in seiner Bedeutung erkannten Raum im modernen Sinne in der Kunst anschaulich zu machen.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, dieser kurzen Andeutung des Inhalts eine genauere Skizzirung der Gedankenverbindungen hinzuzufügen. Sie würde unter keinen Umständen der Beschäftigung mit dem Buche selbst entheben.

Meine Absicht ist vielmehr, darauf hinzudeuten, daß hier der Versuch einer Stylerklärung gemacht worden ist, wodurch die Trennung für die sogenannte angewandte und freie Kunst beseitigt werden soll. Ausdrücklich betont Riegl, daß es nur dasselbe Ideal sein könne, welches sich in der Behandlung künstlerischen Geräthes wie auch in Architektur, Plastik und Malerei ausspricht. Freilich sei dieses ästhetische Ziel in Kunsthandwerk und Baukunst leichter erkennbar als in Malerei und Sculptur, weil in diesen das eigentliche Kunstwollen vielfach verdeckt sei durch religiöse oder poetische Vorstellungen, welche der Inhalt vermittelt. Wie könnte auch für irgend einen Zweig des Bildens eine andere Triebfeder wirksam sein als für alle übrigen, wenn thatsächlich das Entscheidende die Beeinflussung des Geistigen durch Gestaltung des Materiellen ist, überliefert durch das Medium des Auges. So gehört alles sichtbare Menschenwerk unter dasselbe Gesetz. Aus welchem Stoff, mit welchem Werkzeug und für welchen Zweck auch ein Ding gemacht sei, es wird denselben Regeln folgen müssen, wenn es den durch den Einfluß einer bestimmten Zeit beherrschten Augen schön heißen soll. Daß außer diesem vom Sichtbaren umgrenzten künstlerischen Wollen gewisse Formen der bildenden Künste sich durch ihren Inhalt auch an den denkenden Geist wenden, daß eine Statue einen Gott vorstellen und ein Bild die in einen Moment zusammengedrängte Essenz einer Handlung mittheilen kann, fällt nach dieser Betrachtungsweise aus der Beurtheilung heraus. Es wird vielleicht dieses der Punkt sein, von welchem aus einmal diese Theorie überwunden wird, wie es früher oder später mit jeder Anderen geschieht. Vielleicht wird man einmal eine Definition für die bildende Kunst verlangen, innerhalb deren auch diejenigen von ihren Aeußerungen Platz finden, welche mit der Dichtung verwandt sind. Einstweilen aber ist viel gewonnen durch den starken Hinweis auf die andere Seite der bildenden Kunst, auf diejenige, welche sie von allen anderen Aeußerungen des Menschen unterscheidet.

Endlich ist es bezeichnend für Riegl's Anschauungsweise, wie sie in diesem Buche zum Ausdruck kommt, daß überall auf das Kunstwollen nicht des einzelnen Künstlers, sondern vielmehr auf dasjenige der Epoche hingewiesen wird. Daß die Individualität niemals aus der geistigen Atmosphäre ihrer Zeit heraustreten kann, wird freilich in keinem Augenblick klar erkannt, so lange er Gegenwart ist. Jeder Lebende glaubt nach freier Willkür zu handeln, und erst die Unbefangenheit späterer Generationen erkennt, daß jedes Wollen ein Müssen war, und daß es für das Müssen niemals einen Stillstand giebt. Es geht ohne Aufhalten vorwärts, ohne daß Jemand weiß, wohin. Denn diese ganze Einsicht ist nichts Anderes als das auf das Gebiet der Kunst angewandte Gesetz der Entwickelung. Und gegen dieses Gesetz verstößt doch noch täglich unser Denken und Urtheilen über alle Kunst und besonders über die gegenwärtige. Jeder muß, wie er thut, es ist Niemand so verdienstvoll, aber auch Keiner so schuldig, wie er scheint. Darum darf von diesem Standpunkt aus keinem Willen eine Norm vorgehalten werden, und wer sich berufen fühlt, über das Schaffen Anderer zu sprechen, der darf ihm nur einen klaren Spiegel scharf entgegen halten. Es werde gefragt, wo ist hier das Neue, das was vorwärts will, aber man hüte sich, dasjenige Neue zu verkennen, welches unhaltbar gewordenes Alte verwirft und sich auf einen Punkt zurückbegiebt, der vorher schon überschritten schien. So that die spätrömische Kunst, welche das antike Kunstziel verwarf, damit einmal ein Neues erreicht werden könne.

Für jede Gegenwart enthalten diese Erwägungen einen Trost, sofern sie mit dem Gesicht nicht zufrieden ist, welches die Zeit grade macht. Auch die noch unverstandene Entwickelung wird nothwendig und darum berechtigt sein. Denn es giebt nur zweierlei: Absterbendes und Werdendes. Das Erste ist immer schlecht, und das Andere kann gar nicht anders als gut sein. Schön und einfach erklärt Riegl, was er unter einer Verfallzeit versteht: In ihr wird das Gleiche wie in der Blütheepoche noch einmal, aber schlechter gemacht. Aus diesem Grunde vertheidigt er den bisher so hart beurtheilten Kunststyl, welcher ihm als Ausgangspunkt seiner Untersuchungen dient. Er repräsentirt ein eigenes Ideal, und darum gehört er einer Werdezeit an, wenn auch das, was damals geschaffen wurde, dem heutigen Geschmack nicht gefällt.

Darum darf auch heute dem kein Vorwurf gemacht werden, der etwas Neues will. Die Frage wird nur in jedem Augenblicke sein, ob es thatsächlich etwas Neues ist, was da vor uns steht. Daß dies Neue in der bildenden Kunst in dem gesucht werde, was durch das Kunstwerk sichtbar gemacht wird, dafür ist dies Buch auch der modernen Kunstbetrachtung ein sehr willkommener Mahner. Niemals wird hier nach dem gefragt, was die Form bedeute, sondern nach den Eigenschaften, welche als unmittelbar sichtbare Kennzeichen sich den Augen darstellen. Die Bedeutung des Bildes oder der Statue nach dem Inhaltlichen wird ganz bei Seite gelassen. Riegl forscht auch nicht mehr wie bei jener früheren Untersuchung nach Uebereinstimmungen zwischen der griechischen Palmette und dem ägyptischen Lothosornament, so wenig wie ihn das Herkommen dieses oder jenes Architekturtheils zu interessiren scheint. Es wird vielmehr festgestellt, in welcher Weise

dieselbe Form früher in Stein oder Metall ausgedrückt wurde, und wie man es damit später hielt. Das geschieht nicht etwa mit so allgemeinen Ausdrücken, wie Realismus oder Stylisirung, wahr oder unwahr, sondern mit so unmißverständlich klaren Bezeichnungen, daß kein Zweifel über die Meinung entstehen kann. Die Aufmerksamkeit richtet sich auf die Art, wie dem Auge Eindrücke von Licht oder Dunkel geschaffen werden. Dazu müssen sich die Kanten an Relief und Rundplastik eine Untersuchung gefallen lassen, denn davon, ob sie abgemildert und rundlich sind oder scharf und eckig, wird die Beschaffenheit des Schattens abhängen, den die erhabene Stelle in die Vertiefung wirft. Von Wichtigkeit ist der Umstand, wie die Formen in jedem einzelnen Falle umgrenzt werden, und wie die Farbe ausgenutzt wird, um auf bestimmte Punkte hinzuweisen oder sie der Aufmerksamkeit zu entziehen.

Die Feinheit, mit der dieser Standpunkt bei allen Untersuchungen festgehalten wird, ob es sich nun um eine skizzirte Entwickelungsgeschichte der Umrißlinie oder um die Behandlung von Schattengebung und Hintergrund im Relief handelt, ist ein meisterhaftes Vorbild für die Betrachtung auch der modernen Kunst, für welche solche Gesichtspunkte noch so wenig in Betracht kommen. Nicht der Grad der Naturtreue, nicht das Maß von Schönheit oder die Bedeutung irgend welcher Formenverbindungen werden mit Nachdruck behandelt, sondern ob die Grenze um eine Figur scharf eingeschnitten ist oder weich in den Hintergrund übergeht, ob die vertieften oder die erhabenen Stellen eines Reliefs, ob Licht oder Schatten, der farbige Stein oder die Metallfassung, die ihn umgiebt, sich als „Musterung“ darstellen und dadurch ihren Gegensatz als „Grund“ charakterisiren.

Auch die Statue und das Gemälde üben ihre tiefsten und unmittelbarsten Wirkungen durch Eigenschaften aus, welche durch solche Eigenthümlichkeiten wie die angeführten bestimmt werden. Wir müssen unsere Augen daran gewöhnen, sie schärfer zu verfolgen, wenn wir die Geheimnisse des Künstlerischen tiefer ergründen wollen, als dies bisher geschehen ist.

Zum Schluß noch einmal: dies ist ein Buch, an dem eine lange Zeit zu lernen haben wird. Daß hier ein Gelehrter von den philosophischen Grundanschauungen unserer Zeit her an die Betrachtung seines Themas geht, und daß er seine fachmäßigen Untersuchungen nach so großen Gesichtspunkten gruppirt, das macht dieses Werk nicht nur belehrend, sondern zu einem der anregendsten Bücher, die man lesen kann.

Ausstellung der neuen Frauentracht.

Von Heinrich Pudor.

Am 1. October wurde im Berliner Kunstgewerbehaus Hohenzollern eine Ausstellung „für die neue Frauentracht“ eröffnet: der Vorsitzende der Ausstellungsleitung ist Paul Schultze-Naumburg, von dem die Initiative zur Abhaltung einer derartigen Ausstellung ausgegangen ist. Die Grundsätze der neuen Frauentracht werden folgendermaßen formulirt: „Es darf keinerlei Art von Corset oder Reformcorset verwendet werden; das Kleid muß von den Schultern getragen werden: die Kleider dürfen nicht aus Rock und Blouse der alten Form bestehen; sind Büstenhalter oder weiche, lose Leibchen beim Tragen des Kleides vorgesehen, so dürfen es nur solche sein, die von den Schultern aus getragen werden, nicht solche, die auf oder unter dem Rippenkorbe oder auf den Hüften ihren Halt finden.“ Diese Grundsätze sind sicherlich im Allgemeinen anzuerkennen, und vielleicht gelingt das, was den Theoretikern nicht gelungen ist, nämlich das Corset aus der Welt zu bringen, diesen in der Praxis stehenden Leuten. Ob freilich der Grundsatz, die ganze Last der Kleider von den Schultern tragen zu lassen, hygieinisch einwandfrei ist, ist eine andere Frage; denn die Schultern umschließen die Lungen, und die Lasten, die die Schultern aufnehmen, drücken auf die Lungen.

Da nun einmal als Hauptgrundsatz galt, daß die Kleider von den Schultern getragen werden sollen, von den bisherigen Kleidungsstücken aber allein das Hemd und der Mantel diese Forderung erfüllen, so ergab sich von vornherein eine bewußte oder unbewußte Anlehnung an diese Kleidungsformen. Man kann in dieser Ausstellung, welche gegen hundert Reformkleider zeigt, folgende Typen unterscheiden: 1. Kleid in Hemdform und zwar a) ganz und gar aus einem und demselben Stoff; b) der obere Theil aus anderem Stoff; 2. Unterkleid in Hemdform, darüber ein Rock, der mit Hülfe von Trägern, die über die Schultern laufen, gehalten wird; 3. Kleid in Hemdform mit Jäckchen; 4. Kleid in Hemdform mit Mantel. Der dritte Typus ist weitaus am zahlreichsten vertreten und lehnt sich in der That an die herrschende Frauenkleidung verhältnißmäßig am engsten an. Ich erwähne die Kleider ausgestellt von H. D. Leipheimer, P. v. Blonkenburg, Hermine Bortisch, Bertha Troriep, Adele Kompfmeyer, Margorete Trontwein, Gertrud Achenbach, Eugen Sterner, Itty Löscher, C. Möller-Coburg. Unter den Formen 1a sei Frau Dr. Porsenow, unter 2 Elsbeth Lehmann, Emy Friling, unter 4 S. Baum genannt.

Die besten Kleider, die ausgestellt sind, rühren von Else Oppler, Nürnberg her, die man von Turin her kennt. Sie allein ist dem Baue des weiblichen Körpers gerecht geworden, sie allein hat der Busenform im Kleide Ausdruck gegeben, sie allein hat Sinn und Gefühl für den Bau des weiblichen Körpers. Das von ihr ausgestellte Gesellschaftskleid vermittelt zwischen den ästhetischen Reformkleidern der Van de Velde'schen Richtung und den hygieinischen der Schultze-Naumburg'schen Richtung. Die meisten anderen Kleider dagegen sind so gebaut, als ob die weibliche Brust ein Brett sei.

Der bemerkenswertheste Nachtheil dieser neuen Frauentracht liegt darin, daß sie von einem Bestehen-Sollenden als Bestehenden ausgeht. Wir haben mit der Thatsache zu rechnen, daß der weibliche Körper durch das Corset verbildet ist und in den meisten Fällen heute eine natürliche Taille thatsächlich aufweist. Wenn nun über einen solchen Körper das Reformkleid in Hemdform gezogen wird, so ergiebt sich, daß zwischen Taille und Kleid ein freier Raum steht — dies aber gerade macht einen durchaus decadenten, noch mehr decadenten Eindruck als das enganliegende Corsetkleid. Man wolle nur ja nicht übersehen, daß die Bewegung für Frauenreformkleidung zum Theil wiederum von der weiblichen Eitelkeit und Gefallsucht getragen wird. Es ist bezeichnend, daß die Trägerinnen dieser Bewegung zum großen Theil nicht die starken, gesunden, natürlich-gebauten Frauen, sondern die — nun sagen wir einmal, „die anderen“ sind. Das Corset wird heute nicht deßhalb weniger getragen, weil es unhygieinisch ist, sondern weil es den Mann nicht mehr reizt. Der Mann ist allmälig dahinter gekommen, daß dieses Corset eine Art Surrogat ist, daß es Falsches vorspiegelt, daß es eine Art „Bandage“ ist. Schopenhauer hat einmal sehr geistvoll gesagt, daß der Grund, warum die Geschlechter selbst im Bade sich noch voreinander verhüllen, der ist, daß sie dies der zukünftigen Generation zu Liebe thäten, weil nämlich diese — andernfalls nicht zu Stande käme. Nächst Schopenhauer hat sich H. Driesmans in seiner Culturgeschichte der Rassen-Instincte über diese Dinge recht schlagend geäußert.

Aber nur zum Theil hat die Bewegung für Frauenreformkleidung die angeführten Gründe, zum Theil hat sie ganz im Gegentheil darin ihren Grund, daß die Frau nicht länger den delikatesten und sensibelsten Theil ihres Körpers mit Corsetstäben umschnüren will. Denn das Corset ist Theatermaschinerie.

Ein großes Bedenken habe ich freilich bei dieser Bewegung, auch insoweit sie mir sympathisch ist, nämlich, daß das schließliche Endergebniß — eine neue Mode sein wird. Eine Mode neben jeder anderen Mode. Während es doch darauf ankommt, daß Jeder sich nach seinem Kopfe kleiden soll. Nicht eine neue Mode, individuelle Frauentrachten brauchen wir. Gerade diese Berliner Ausstellung scheint mir diese Gefahr nahe zu legen: die Frauen kommen hierher und suchen sich genau wie in einem Modebazar ein Modell aus — ohne selbst zu denken, ohne ihre eigene Persönlichkeit durchzusetzen. Für mich ist von jeher unter den drei Gründen, die es für Einführung neuer Trachten giebt — der hygienische, der ästhetische, der psychologische (individuelle) — der Letztere der Wichtigste gewesen. Die Berliner Ausstellung dagegen betont vor Allem den hygieinischen Standpunkt, fast gar nicht den ästhetischen und denkt nicht an den individuellen. Die ästhetische Van de Veld'sche Richtung betont den individuellen Standpunkt schon etwas mehr. Es wäre für die Folge ein Zusammengehen oder gegenseitiges Durchdringen der hygieinischen und ästhetischen Richtungen und eine Stärkung beider nach Hinsicht des Individuellen sehr wünschenswerth. Die Van de Velde'sche Richtung kann ebenso viel von der Schultze-Naumburgischen lernen, wie diese von jener. Denn Jene kümmert sich um den Bau des Körpers sehr wenig; die Reform, die sie anstrebt, ist weniger eine Reform des Schnittes, als des Besatzes. Der Liniencultus des Van de Velde'schen Kunstgewerbes treibt hier üppige Blüthen. Wie ein Teppich wird das Kleid behandelt und Flächenmuster wie auf einer Tapete werden dafür entworfen.

Auf die Reform des Schnittes des Kleides dagegen kommt Alles an. Und der Schnitt muß sich nach dem Bau des weiblichen Körpers richten. Nun gehen alle diese Reformkleider im wesentlichsten Punkte nicht radical genug vor. Denn sie beseitigen nicht den Rock. Das Weib hat nicht nur Arme, sondern auch Beine, wie weder eine Schneiderin noch eine Gräfin bestreiten kann. Was hat nun mit diesem Bau des weiblichen Körpers der Rock zu thun? Mag sein, daß der nach unten offene Rock nach irgend welcher Beziehung doch Anklänge an den Bau des weiblichen Körpers aufweist, aber den Formen des menschlichen Körpers, der gabelförmig auf der Erde steht, nicht aber tannenartig, wird er nicht im Entferntesten gerecht. Deßhalb war die Reform, welche auf dem Sportgebiete dem Weibe das Beinkleid bescheerte, sehr freudig zu begrüßen. Konnte denn nun die Bewegung für Frauenreformkleidung hieran nicht anknüpfen? Aber in der ganzen Berliner Ausstellung ist nicht ein einziges Sportkostüm zu sehen.

Freilich gehörte zu einer Reform, welche in dem eben berührten Punkte Ernst macht, Muth, sehr viel Muth, ja sogar Rücksichtslosigkeit und vielleicht sogar Selbstverleugnung und Selbstaufopferung. In einer anderen Hinsicht aber kann den Organisatoren dieser Ausstellung der schärfste Vorwurf nicht erspart werden: die Aermel sind in fast allen Fällen ganz und gar im Styl der heutigen Mode, also in Schlauchform entworfen und tragen dem Bau des Armes nicht im Geringsten Rechnung. Sie sind am dicksten da, wo der Arm am dünnsten ist, nämlich am Handgelenk, und sie ignoriren vollständig den Ellenbogen. Das ist unverzeihlich und ist im Stande, die ganze Bewegung zu desavouiren, bloß zu stellen und lächerlich zu machen.

Auch die wiedererwachte Farbenlust unserer Tage hätte noch mehr zu ihrem Rechte kommen müssen. Einige Künstlerinnen haben wohl hieran gedacht und haben sie gefühlt, aber im Allgemeinen tritt die Farbe in dieser Ausstellung durchaus nicht in den Vordergrund.

Ich wende mich nunmehr zur Betrachtung der einzelnen „Modelle“, um die es sich leider auch hier wieder zu handeln scheint, wobei aber verschiedentlich recht glückliche Ideen zu verzeichnen sind.

Ich rechne dahin die Behandlung des Aermels bei einigen wenigen Kleidern, bei denen nämlich der Stoffärmel nur bis zum Ellenbogen geht, gleichsam um für die Bewegung im Gelenk an dieser Stelle Raum zu schaffen. Bei einem anderen Kleide (Emmy Friling) ist der Aermel der Längsseite nach offen, so daß ein Schlitz entsteht, dessen beide Theile durch Schnüre zusammengehalten werden; der Beweggrund war offenbar auch hier das Bestreben, dem Arm Bewegungsfreiheit zu verschaffen und diese auch äußerlich zum Ausdruck zu bringen. Aehnliches that Olga Schirlitz, München, wenn sie am Aermel gesteppte Längsfalten bis zum Ellenbogen führt, aber der Verein für Verbesserung der Frauenkleidung in Dresden, wenn er bei einem Kleide, das mit einer Kleinhempel'schen Bruststchnalle in wirkungsvoller Weise geschmückt ist, die Aermel in gesteppten Falten verlaufen läßt, mit Ausnahme der Ellenbogen, wo der Stoff glatt liegt, um Raum zu schaffen. Durchaus gesund ist auch der häufig wiederkehrende Gedanke, um den Oberarm ringförmig ein Band zu legen; diese Idee klingt an die uralte Sitte an, am Oberarm Goldreifen zu tragen, die die Rundung eines schönen Armes zur wirkungsvollen Erscheinung bringen und wie eine Betonung wirken. Diese Stoffarmbänder finden wir z. B. bei den von Helene Schwarz ausgestellten, recht interessanten Costümen. Die Schlauchärmel verschmäht freilich auch sie nicht, dagegen war sie bestrebt, auch nach der Rücksicht der Farbe hin originell zu wirken. Eine Dame hat sehr verkehrter Weise diese Stoffarmbänder mit den Brustträgern quer über dem Busen verbunden, so daß die Arme sich nicht rühren können.

Da der Mensch aus einem Stück gegossen ist, nicht aber aus zwei Theilen besteht, die in der Taille durch Charniere verbunden sind — so nämlich scheint es manchmal, wenn man moderne Ueberbrettlfiguren ansieht — ist zu fordern, daß auch das Kleid aus einem Stück besteht. Das Auseinanderfallen des Kleides dagegen in Rock und Blouse ist als durchaus unorganisch zu verwerfen. Den Programmen der Berliner Ausstellung nach konnte auch hiervon streng genommen nicht die Rede sein. Aber der eingefleischten Gewohnheit zu Folge half man sich mit einem Ausweg, indem man die Blousen beibehielt und den Rock an der Blouse oder am Leibchen anheftete. Auf diese Weise ist dem Gebot, daß das Kleid von den Schultern getragen werden soll, nicht zuwidergehandelt, und dennoch hat man die geliebte Blouse und den geliebten Rock beibehalten. Man hat es da mit einer der Unwahrheiten und im Grunde genommen betrügerischen Tricks zu thun, an denen gerade das Toilettenleben so reich ist. Eine gesunde Kleiderreform muß dagegen vor Allem fordern, daß ebenso wie der Mensch ein Ganzes ist, auch sein Kleid ein untrennbares Ganzes ist, und daß dieses Kleid aus einem und demselben Stoff gearbeitet sei.

Naturgemäß sind nur wenige Künstlerinnen so weit gegangen, monumentale Wirkungen beim Kleiderschnitt zu versuchen und das Kleid aufzubauen, so daß gleichsam, wie der Tempel das Kleid der Gottesidee, das Kleid selbst der Tempel der menschlichen Seele sei. Eine derartige monumentale Wirkung ist von Fräulein Oppler bei ihrem Gesellschaftskleid in Rosa mit mattgrünem Besatz erzielt worden, bei dem die Träger sich über der Mitte der Brust vereinigen, unter dem Busen sich trennen und dann gerade abwärts fallen. Hierdurch ist dem Kleid von vornherein eine feste und klare und doch organische Structur gegeben; das Kleid selbst hat gleichsam Gerüst bekommen. Ganz ähnlich entworfen ist übrigens Pauline Winker's Gesellschaftskleid in blauer Seide mit grünem Plüschbesatz. Einige betonen dabei die Leibesmitte, indem sie an eine uralte Sitte anknüpfen, durch einen großen, schildartigen Metallknopf. Ursprünglich, also in den ältesten Zeiten, wurden diese Schildknöpfe in bedeutender Größe in der Leibesmitte getragen. Interessante Beispiele dieser Art sieht man im dänischen Nationalmuseum.

Bei den meisten Kleidern dieser Ausstellung ist naturgemäß die Erinnerung an die Tracht der Königin Louise wirksam gewesen, indem man unterhalb des hochgetragenen Busens ein Brustband laufen läßt. Diese Tracht hat ohne Zweifel der Königin Louise entzückend gestanden. Wir können uns die erhabene Königin kaum anders denken. Das Band wirkt hier auf der Brust ähnlich wie jenes Stoffband um den Oberarm als Nachahmung des Goldreifes: die Form der Brust wird betont. Freilich darf dieses Band durchaus nicht eine Art Gürtel sein. Ein Gürtel hat immer nur oberhalb der Hüften Sinn. Hierin aber eben begehen viele Künstler einen Fehler, indem sie sich in naiver Weise die Taille ein paar Centimeter höher gerückt denken und den Taillengürtel direkt unter den Busen setzen. Dies aber wirkt unorganisch und ist unorganisch — zumal bei dem Bau des heutigen Weibes, das in den meisten Fällen eine ausgesprochene Taille thatsächlich hat. In diesem Falle kann Nichts unnatürlicher wirken als der um einige Centimeter hochgerückte Taillengürtel. Also immer nur um ein Band, gleichsam um einen Reif darf es sich bei dieser Louisentracht handeln, nicht um einen Gürtel!

Selbst tricotartige Kleider fehlen nicht, und Schultze-Naumburg selbst stellt ein Brautkleid aus, bei dem die Brust mit Seidenbändern mumienartig umwickelt ist. Das Brautkleid der Ottilie Kummer ist dagegen mehr duftig, sie betont die Form der weiblichen Brust durch eine Rüsche. Sterner's Gesellschaftskleid richtet sich bedenklich nach der Mode: es paßt ausgezeichnet in den Salon und wird doch von den Schultern getragen; aber die Aermel sind am Handgelenk so weit wie die Oeffnung eines Orhoft. Auch Gräfin Geldern-Egmond ignorirt, obwohl ihr Kleid der Zeichnung nach wie ein Kunstwerk wirkt, den Bau des Körpers, nämlich den Bau der weiblichen Brust vollständig; das Kleid selbst ist in Falten gereiht wie eine Papiermanschette.

Daß Schultze-Naumburg's Kleider am Wenigsten ästhetisch glücklich wirken, liegt darin, daß er bestrebt ist, vor Allem die hygienischen Forderungen zu erfüllen; vielleicht aber liegt es auch an dem Modell, das ihm diente. Am Vortheilhaftesten wirkt sein Blusenkleid in Schwarz und Grün mit Trägern, die durch eine Schnalle in Form eines Schmetterlings über der Brust verbunden sind.

Für die Zukunft möchte ich den Costüm-Künstlern und den Frauen einen naheliegenden Rath geben. Die Ersteren sollen nicht auf dem Tisch zeichnen und nicht im Kopfe entwerfen. Sondern sie sollen es ähnlich machen, wie es Maler und Bildhauer thun. Sie sollen sich ein Modell nehmen und am lebenden unbekleideten Körper ihre Ideen austragen. Allein auf diese Weise ist es möglich, daß wir in technischem Sinn individuelle und daß wir organische Kleidung bekommen.

Für die Frauen aber bleibt der natürliche Weg, daß jede Frau sich selbst ihr Kleid entwirft und hierbei nicht der Mode, sondern ihrem Geschmacke und dem Bau ihres Körpers folgt. Das Kleid soll, um es kurz zu sagen, drei Forderungen erfüllen: es soll dem Bau des weiblichen Körpers im Allgemeinen gerecht werden, es soll dem betreffenden individuellen weiblichen Körper gerecht werden (hierbei spielt die Farbenharmonie eine bedeutende Rolle), und es soll endlich im Detail und im Schmuck die Seele, das Sinnen, Fühlen und Schmecken der betreffenden Frau offenbaren oder leise andeuten und vielleicht sogar symbolisch deuten. Erst wenn diese letztere Forderung erfüllt würde, hätten wir das, was ich früher forderte: daß das Kleid, wie der Tempel das Gottesbild, die menschliche Seele hüte und deute.

Zuerst war das Kleid der Mantel der Sünde und bedeutete die Flucht vor der Sünde. Dann wurde es zum Sündenreiz. Und es wird einst noch selbst zur Sünde werden. Einstweilen aber sei die Mode die Sünde und das individuelle Kleid die Erlösung.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Mizzi's Taschengeld.

Von Friedrich Kroff (München).

Mizzi Robbing feierte ihren zwanzigsten Geburtstag.

Ausnahmsweise sah man aus diesem Anlaß bei Robbing's Gäste zu Tisch: den Onkel Commerzienrath, einen äußerst gemüthlichen, gesprächigen alten Herrn, und einen Hauptmann mit seiner Gattin, der Schwester von Frau Robbing, „nette“, klug und offen in die Welt blickende Leute. Mit dem Sohn und der Tochter des Hauses waren das schon sieben Personen. Mehr hätten gar nicht Platz gehabt um die blühweiß gedeckte Tafel.

Helle Sonne lag im Gemach. In ihren Strahlen wirbelte feiner, blauer Cigarrenrauch. In blinkenden Gläsern funkelte goldiger Wein. Darüber neigten sich von der Mitte der Tafel bunte, duftende Blumen. An einer Seitenthüre umrahmten grüne Guirlanden eine flott gemalte Aufschrift: „Ausstellung“.

Das war das Werk und annoch das Geheimniß von Mizzi's Bruder, dem Studenten, der sich an den Fragen der Neugierde weidlich ergötzte und die Erklärung wieder und wieder verschob.

Man war nach einer gesegneten Mahlzeit bei weinfroher Siesta angelangt. Das Gespräch drehte sich um die Heldin des Tages. Mit instinctiver Dankbarkeit verwandten die Eingeladenen heute ihr zärtlichstes Interesse auf die gefeierte Veranlasserin solch' behaglicher Atzung.

Mizzi war ein hübsches, brünettes Mädchen mit ausdrucksvollen Augen und energischen Zügen, gehoben durch die geschmackvolle Tracht ihres vollen, dunkeln Haares, kaum mittelgroß, schlankhüftig und lebhaft.

Eben trat sie wieder in das Zimmer, da sie sich's nicht nehmen ließ, bei der Bedienung der Gäste mitzuhelfen. Der Onkel Commerzienrath räusperte sich vernehmlich und begann zu reden:

„Kinder, ich kann trotz des Verbotes jetzt, nachdem wir initium fidelitatis haben, nicht umhin, eine ganz kleine Ansprache zu halten. Ich bin unter Euch sozusagen der Vertreter des Praktischen. Wir Kaufleute sind von Stand aus unabhängig von Rücksichten, Vorurtheilen &c. Als alter Praktiker nun möchte ich heute an ihrem zwanzigsten Geburtsfest meiner lieben kleinen Großnichte feierlich und öffentlich meine Bewunderung und Anerkennung aussprechen für die energische Weise, mit der sie in's Leben hinausgetreten ist und als Tochter eines wohlbestallten Beamten, frei von allem Zwang, ihr Können und ihre Kraft dazu verwendet hat, um sich pekuniär von ihren Eltern etwas unabhängig zu machen, sich ihr Taschengeld selbst zu verdienen. Was ich besonders betone: frei von allem Zwang. Sie braucht es nicht. Sie kann, wenn sie will, zu Haus das schönste Leben haben, wie andere auch. Und trotzdem verläßt sie früh Morgens das warme Nest, geht vier Mal am Tag bei allem Wetter einen weiten Weg — zumal jetzt, wo ihr so weit herausgezogen seid, bringt sich um die behagliche Ruhe ihres Mittags und kommt Abends müde und abgearbeitet nach Haus — — alles aus freien Stücken. Dies ist es, was wir vor Allem bewundern und loben. Es ehrt ihren Fleiß und ihren Muth und ihren Verstand. — Zum heutigen Tag wünschen wir ihr, daß die drei Eigenschaften so weiter blühen mögen wie bisher und daß sie ihr zum Lohn schließlich zu einem Mann verhelfen mögen, der ebenso gut versteht, was er an ihr hat, wie wir heute. Darauf trinken wir!“

Die Gläser klangen hell zusammen.

Dazwischen hörte man Mizzi's Stimme: „Aber Onkel, Du bringst mich mit Deinem Lob ja ganz in Verlegenheit.“

„Papperlapapp. Was wahr ist, muß man sagen, und was man ist, muß man auch zeigen. Nur so kommt man vorwärts.“

Nachdem man sich allerseits zugetrunken hatte, commandirte Mizzi's Bruder: „Jetzt zur Ausstellung, wenn ich bitten darf,“ ging voraus und lüftete die Portière unter den Guirlanden.

Ein allgemeiner Ruf der Anerkennung lohnte seinen hübschen Einfall, als man in das kleine Nebenzimmer trat und seine Erklärung vernahm: „Was die Herrschaften hier sehen, hat sich unsere Mizzi durch ihre Thätigkeit im Verlauf von drei Jahren verdient.“

Mizzi protestirte zwar ein wenig, daß der liebenswürdige Bruder so ungenirt ihre Habe, Altes und Neues, sogar manches abgelegte Stück, ausgebreitet hatte. Aber man war am Ende doch unter Verwandten und das staunende Lob der dankbaren Runde ließ sie nicht unberührt.

Da lagen, auf das Geschmackvollste arrangirt: ein ausnehmend schönes Hauskleid von gluthrother Farbe und aparter Machart, ein lichtgrüner Abendmantel mit Pelz verbrämt, seidene Blousen von allen Farben, feine Stiefelchen und Schuhe aller Arten, verschiedene Hüte mit theueren Federn, goldene und silberne Ketten zu mancherlei Gebrauch und vieles Andere.

Herr Robbing erläuterte, daß Mizzi alles Nöthige sehr wohl aus seiner Casse bekäme; nur zu solchem Luxus, zur Befriedigung ihres anspruchsvollen Geschmackes würde es nicht reichen. Seine Tochter sei für reiche Auswahl und tadellose Ausführung in jeglicher Kleidung und wolle obendrein nur echte und solide Stoffe.

Auch aus dieser Eigenschaft nahmen die Gäste Anlaß, Mizzi tüchtig zu loben.

„Ich wollte nur, ich hätte schon wieder Stellung," sagte das Mädchen plötzlich unvermittelt. „Jetzt suche ich bald zwei Monate und kann nicht unterkommen."

„Sag' nur, warum bist Du von der Bank weggegangen?" rief der Commerzienrath. „Eines unserer ersten Institute, und Du hast mit Deinen Empfehlungen dort so warm gesessen."

„Die Empfehlungen fehlen eben jetzt," meinte Herr Robding. „Aber dort bleiben neben dem Buchhalter, das konnte sie nicht, wenn sie auf sich etwas hielt. Das hast Du selbst zugegeben, Onkel. Sie kann warten. Sie braucht es nicht."

„Natürlich, das kann sie. Das ist ja das Schöne," wiederholte der Onkel auf's Neue, „daß sie Alles thut, ohne daß sie es nöthig hat."

Alle stimmten lebhaft bei.

Man kehrte in das Speisezimmer zurück. —

Eh' man dieses Thema endlich verließ und nochmals zum Schluß, als sich die Gäste verabschiedeten, wünschte man Mizzi von Herzen, daß sie bald wieder eine recht gute und ganz entsprechende Stellung finden möchte.

Sie dankte mit leuchtenden Augen, die sagten: „Habt keine Sorge; ich will mich schon umthun."

* * *

Bei aller Energie war Mizzi Robding doch Weib genug, daß die aufgewandte Mühe am Ende nur Kleinigkeiten bezweckte, ihr Fleiß und ihr Sparen kindlichem Eifer zur Erlangung von Spielzeug glich. Sie hatte einen erlesenen Geschmack, sich zu kleiden, und diesen zu befriedigen war der Hauptbeweggrund, daß sie sich selbst an ihrer Freiheit Abbruch that.

Bei ihren Anschaffungen ging sie förmlich planmäßig vor. Sie hatte ein bestimmtes Costüm nach allen Einzelheiten im Sinn und ruhte nicht eher, als bis alles Zusammenstimmende ihr eigen war.

Zur Vollendung ihrer Abendtoilette für Concerte und Theater, die sie während der „Saison" nicht selten besuchte, fehlte ihr einzig noch ein schönes Spitzentuch. Fünfzig Mark brachte sie dafür in Anschlag; das war gerade ein Monatssalair; denn mehr konnte sie ohne Specialkenntnisse und bei der bequem gehaltenen Arbeitszeit, wie sie es wünschte, nicht verlangen.

In das Trachten nach einem solchen Tuch fiel jäh diese unfreiwillige Muße.

Die Saison nahte bereits mehr und mehr. Eigenwillig und ehrgeizig wie Mizzi war, hätte sie nichts mehr geärgert, als wenn sie auf das letzte Stück und die Vollendung des Ganzen aus eigenen Mitteln hätte verzichten müssen.

Tag für Tag durchsuchte sie mit wachsender Ungeduld die Zeitungen. Einige Besuche hatten in letzter Zeit wieder fehlgeschlagen. Die Einen stellten zu hohe Anforderungen, bei den Anderen war die Arbeitszeit zu streng.

Da eines Morgens traf wieder ein graues Couvert an sie ein und bald darauf rannte Mizzi aus dem Haus, ohne daß sie der Mutter auf mehrfaches Fragen verrieth, wohin sie ginge.

Mit der Straßenbahn fuhr sie in das Centrum der Stadt und trat bald darauf in einen der Bankpaläste, die dort hinter prunkendem Sculpturenzierath, hohen, hellen Scheiben und schwarzen, schnörkeligen Gittern ihre Millionen durcheinander treiben.

Nach Anweisung des Portiers kam sie in den Vorplatz zu dem Zimmer des Directors. Der Raum war — wie alle — von reicher, vornehmer Gediegenheit mit grüngepolsterten Eichenholzbänken.

Sie fand bereits eine Wartende vor.

Indem sie sich mit einer — gegen ihre sonstige Art — nicht ganz ungekünstelten eleganten Gelassenheit auf die Polster niederließ, musterte sie die Andere mit forschenden Blicken.

Offenbar war es eine Concurrentin. Scheu und bescheiden stand sie nächst der Eingangsthüre und hielt ein Couvert in der Hand, vermuthlich ihre Zeugnisse. Recht armselig war sie: ein einfaches, gar nicht neues schwarzes Kleidel, ein weißer Strohhut mit einem blauen Band und zertragene Handschuhe, das war ihre Toilette. Ihre Figur ließ sich bei dem Schnitt ihres Kleides gar nicht beurtheilen. Das Gesicht war weder schön noch häßlich; nur die Augen hatten etwas Eigenes, so etwas rührend Reifes, wie es das Leiden giebt. Und reiches blondes Haar hatte sie: das war ihr schönster Schmuck.

Mizzi constatirte mit Befriedigung, daß sie sich vor dieser Concurrentin nicht fürchte.

Bald that sich die Thüre zum Salon des Directors auf. Ein Mädchen kam heraus mit traurigem Gesicht. Hinter ihr spähte der Director in den Vorplatz. Er wandte sich Mizzi zu, die ihm etwas näher war, und lud sie ein mit einem kurzen „Bitte", dem ein sehr artiges Compliment folgte, als sie sich mit ihrer eleganten Gestalt erhob und seiner Einladung folgte. — —

Kaum ein Augenblick war es gewesen, daß Mizzi mit einem raschen Blick auf die Andere zögerte. Diese that unwillkürlich einen Schritt vorwärts. Doch der nächste erstarb bereits in ihrer scheuen Bescheidenheit. Der Director bemerkte gar nichts und hatte in der nächsten Secunde die helle Eichenthüre hinter der Eintretenden geschlossen.

Die Andere stand wieder allein. Ein angstvoller Seufzer entrang sich ihrer Brust. Unverständliches Gemurmel zweier Stimmen war drinnen vernehmbar — so still war's. — — —

Der Director nahm Mizzi's Offerte aus einem Stoß von vielleicht dreißig anderen, fragte sie allerlei, strich sich den langen Bart und sah vor sich hin, als dächte er über ihre Auskünfte nach.

Als sie die Empfehlungen erwähnte, die sie an ihre vorige Stelle gebracht hatten, leuchtete es auf in seinem Gesicht, und von da an schien er vollends Alles, was sie vorbrachte, nur von der besten Seite zu nehmen. Sogar ihre etwas außergewöhnlichen Ansprüche in Bezug auf Freizeit brachten ihn nicht aus seiner guten Laune.

Zwar ohne bestimmte Zusage, aber doch mit guten Hoffnungen, die sie dem zuvorkommenden Benehmen des Directors entnahm, ward sie entlassen. Er drückte ihr die Hand und verneigte sich an der Thüre — nicht anders, als ob er nur einen Besuch empfangen hätte.

Der draußen Wartenden wollte es bei diesem Anblick fast leichter werden. Das konnte wohl keine Bewerberin sein.

Der Director forderte jetzt sie auf, näher zu kommen und sah ihr mit kritischen Blicken entgegen. Mit leichtem Neigen des Kopfes erwiderte er ihren Gruß.

Ebenso wie die Andere hörte er sie an. Als Empfehlungen reichte sie ihm ihre Zeugnisse im Original.

Er sah sie mit halber Aufmerksamkeit durch. Das ermuthigende Aufleuchten in seinem Gesicht aber blieb aus.

„Sie haben sehr gute Zeugnisse, wie ich schon sah. Sie haben Buchhaltung gelernt. Aber fünfzig Mark geben wir nur. Sie hatten bisher siebzig."

„Wenn es wenigstens sechzig sein könnten," wagte sie zu bitten.

„Na ja, das würde am Ende keine Rolle spielen." Er nagte an seinem Bart. „Freilich brauchen wir eben bloß eine Comptoiristin."

„Wenn es nicht anders sein könnte, ich würde am Ende auch mit fünfzig zufrieden sein," sprach sie mit bebender Stimme. „Meine Mutter und vier Geschwister ..."

Der Director richtete sich rasch auf, legte die flache Hand schwer auf seinen Schreibtisch und erhob sich.

„Wir wollen sehen," sprach er mit geschäftsmäßiger Kürze. „Ich werde Sie eventuell wieder benachrichtigen lassen."

Mit einem knappen Gruß entließ er sie. — — —

Drei Tage später war Mizzi angenommen. Die Andere hörte nichts mehr davon.

* * *

Mizzi hatte ihren Herzenswunsch gestillt. Concerte und Theater begannen bereits. Als sie wieder in Stellung war, da erst ließ sie sich von ihrem Vater das Geld vorstrecken und erwarb ein gar hübsches und feines Spitzentuch — höchst discrete Blumenmusterung, weiß mit leichter Tönung in's Strohgelbe. Es kostete sogar sechzig Mark. Aber den Ueberschuß hatte sie noch als Spargeld in Händen.

Als sie am ersten Abend, zum Theater gekleidet, vor den hohen Pfeilerspiegel trat, konnte sie sich volle Zufriedenheit mit ihrem Aeußeren selbst nicht versagen, und die Ihrigen waren eins in dem Urtheil, daß sie ihrem Fleiß und Geschmack wieder eine ganz ausnehmende Erscheinung verdanke.

Das dunkle Haar unterlegte das duftige Filigran der hellen Spitzen und quoll in welligen Flechten über die Stirne darunter hervor. Und zu dem lichtgrünen Abendmantel wie zu ihrem rothüberhauchten dunkeln Teint bildete das weiche Weiß des Tuches den anmuthigsten Contrast.

Die Brust voll stolzer, glückseliger Zufriedenheit verließ Mizzi das Haus.

Als sie in den unfreundlichen Herbstabend hinaustrat, versank der Tag soeben frühzeitig in Nebel. Ein rauher Wind blies durch die geraden, noch sehr lückenhaft bebauten Straßen.

Sie besann sich einen Augenblick und sah nach der Uhr. Da sie gewahrte, daß sie in der Aufregung reichlich zu früh daran war, beschloß sie, zu Fuß zu gehen, und begann, das Stadtviertel schräg nach dem Innern der Stadt zu durchqueren.

Allenthalben standen dort draußen, wo einer der fashionabelsten Stadttheile im Entstehen begriffen war, zwischen den reichen, hohen Häusern noch die armseligen Hütten der Vergangenheit voll Schmutz und Elend.

Die verschiedenartigen Gewerbe hatten sich dahin zurückgezogen, weil sie mancherlei Ungelegenheiten für anspruchsvolle Leute anhaften haben und andererseits auch die theueren Miethen in den Neubauten scheuten. Sie hielten sich durchwegs in den Höfen. Vornheraus nach den Straßen fristeten kümmerliche Krämerbüdchen da und dort ihr Dasein auf Kündigung. Die spärliche Oellampe beleuchtete den bunten, armseligen Kram: — den Zuckerhut neben Holzpantoffeln, verstaubte Kaffeebohnen neben Kienholzbündeln. Da war noch Alles wie vor dreißig Jahren, als stille Feldwege kreuz und quer die lose über das grasige Land zerstreuten Heimstätten verbanden. — —

Plötzlich vernahm Mizzi vor sich am Weg lautes Schimpfen und Streiten. Leute von der Straße liefen herzu, zu sehen, was es gäbe.

Augenblicklich gedachte sie weit im Bogen auszuweichen. Als sie aber bemerkte, daß die Sache sich abseits vom Wege abspielte, blieb sie auf dem Fußsteig und lauschte im Weitergehen zur Seite.

In dem schmutzigen Hof eines alten, einstöckigen Hauses lamentirte eine Frau mit einem Polizisten. Ein paar ärmliche Möbelstücke standen umher. Ein rußiger, ungeschlachter Kohlenhändler, dem das Anwesen zu gehören schien, mischte sich darein und erklärte: Er bestehe

auf seinem Recht. Die Leute müßten hinaus, nachdem sie ihm drei Monate Zins schuldig seien, die Wohnung bereits weiter vermiethet sei und diesen Abend noch bezogen werde.

Mehr hörte Mizzi nicht. Sie war am Zaun vorbei. An dem niederen Erdgeschoß waren die Fensterchen erleuchtet. Sie verhielt ihren Schritt und blickte in's Innere einer ärmlichen Behausung.

Ein paar handfeste Kerle trugen eben einen Kasten weg. Auf einem alten, zerschlissenen Canapee saß, umdrängt von vier weinenden Geschwistern ein Mädchen — schwarz gekleidet, mit reichem blondem Haar, einem weißen Strohhut mit blauem Band darüber, — — aufgelöst in herzbrechende Thränen.

Mizzi erkannte sofort „die Andere“ vom Vorzimmer des Bankdirectors. Dann war sie am Haus vorüber.

Etwas wie eine Gewissensfrage regte sich in ihr. War sie damals nicht mit Unrecht zuerst eingetreten? — Aber rasch antwortete sie sich, daß sie nichts dafür könne. Es war Zufall. Die Andere hätte bloß vorzutreten brauchen. — Und sonst — — hatte sie sich — nichts — — vorzuwerfen. — —

Vor einer nebelfeuchten Böe zog sie das weiße Tuch enger um das Kinn und ging schneller — dem warmen, strahlenden Tempel der Dichterträume entgegen.

Aus der Hauptstadt.

Politische Tagebuchblätter.

Officiös ist beklagt worden, daß Graf Bülow leider zu sehr beschäftigt sei und zu wenig Zeit habe, um sich gleich anderen Sterblichen auch einmal das Vergnügen eines Theaterbesuches leisten zu können. Herr v. Poschinger erzählt nun aber in einer Hamburger Plauderei: „Hamburg besitzt eine reizende Umgebung. Wie bekannt, lebt der Reichskanzler Graf Bülow jedes Jahr mehrere Wochen auf der von einem herrlichen Park umgebenen Villa des mit ihm verwandten Geheimen Legationsrathes Rücker-Jenisch bei Flottbeck an der Elbe. Beim Besuche des Parkes kam der vierte deutsche Kanzler zwei Mal an mir vorüber, und zwar in Begleitung seiner Gemahlin und eines Diplomaten. Mit Wichtigkeit erzählte er der Gräfin, so daß ich, sechs Schritte weit entfernt, es hören konnte, von dem Repertoire des Deutschen Schauspielhauses in Hamburg und von den Stücken, die er sich dort angesehen. Er war des Lobes voll, und dies hat mich mit seiner trompetenartigen Stimme etwas ausgesöhnt.“

*

Daß die Halbamtlichen trotz allem Redactionswechsel in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung doch immer noch nicht bei der Wahrheit bleiben können und sogar den Theaterfreund Bülow in einen Abstinenzler verwandeln wollen!

*

Andrew Carnegie, der Begründer meherer Universitäten, Bibliotheken, Lesehallen und anderer Bildungsinstitute, der berühmte Wohlthäter und Menschenfreund, hat seiner Philantropie neuerdings die Krone aufgesetzt. Er ermuthigte nämlich in längerer Rede den deutschen Kaiser dazu, die Vereinigten Staaten von Europa in Form einer politischen und industriellen Union zu schaffen. Wilhelm II., so prophezeite er, könnte eines Tages eine große Rolle spielen als der Erlöser Europas vor der Kriegsfurcht; er könnte die übrigen Herrscher Europas dahin beeinflussen, einen neuen Schritt zur Sicherung des Friedens zu unternehmen.

Carnegie überträgt dem deutschen Kaiser diese Aufgabe, weil er selbst außer Stande sei, zu helfen. Der Milliardär spielt etwas ungeschickt den höflichen und bescheidenen Mann. Er ist Souverän unter Souveränen, weiß das sehr genau und hat die Bestätigung dieser Ansicht in der Thatsache gefunden, daß das W. T. B. und die Norddeutsche Allgemeine Zeitung seine Darlegungen unverzüglich an hervorragender Stelle veröffentlichten. Wenn Carnegie trotzdem unserem Kaiser die so dankbare Erlöser-Thätigkeit zuschanzt und sich mit dem Ruhm des intellectuellen Urhebers begnügt, dann hat er unzweifelhaft sehr gute Gründe dafür. Carnegie I., dieser Menschenfreund en gros, befürchtet offenbar, als europäischer Reform- und Friedens-Oberkaiser mit den Schatten seiner Vergangenheit kämpfen zu müssen.

Derselbe Mann, der die Schrecken des Krieges, Mord und Todtschlag so ergreifend zu schildern weiß, der für die ausgebeutete Menschheit erglüht und zwar kein sonntägliches Topfhuhn, aber doch ein Lesebuch für jeden Armen stiftet, dieser Mann hat vor kaum zehn Jahren auf seine streikenden Arbeiter die Pinkerton-Banden losgelassen, Revolverschützen im Privatsolde, die mit den Ausständigen auch den Ausstand niederknallten. Der Schöpfer der europäischen Union, der jetzt zum Verzweiflungskampfe gegen Amerikas Vordringen aufruft, hat für seinen Theil Alles gethan, um Amerikas wirthschaftliche Ueberlegenheit zu schaffen. Es ist erfreulich, daß er im gesättigten Alter die Fehler seiner erwerbsgierigen Jugend erkennt. Sein Gebahen erinnert aber doch einigermaßen an Larochefoucauld's sinnige Maxime von den Greisen, die den jungen Leuten gute Lehren geben, weil sie ihnen keine bösen Beispiele mehr geben können.

◆

Sarah Bernhardt ist sofort nach ihrer Ankunft aus Kopenhagen einer Einladung des Berliner Presseclubs gefolgt, der diesen Namen dem Umstande verdankt, daß auf seinen Veranstaltungen Angehörige aller Berufszweige, nur keine Mitglieder der Presse zu finden sind. La reine des gestes ging den Leidensweg und duldete mit frommem Märtyrerlächeln einen frankfurtisch-französischen Toast Ludwig Fulda's auf die grande tragédienne und die femme supérieure, weil sie der festen Zuversicht war, durch das Presseclub-Bankett mit der Berliner Kritik in Fühlung zu kommen. Sarah unterzieht sich bei ihren Jahren und ihren Lebensanschauungen keiner nutzlosen Strapaze. Sie litt den kalten Rehrücken, die wahnsinnige Hitze im Saale und den Gestank des Magnesiumlichtes, das ihren photographischen Eintritt in die Woche beschien, wie sie Fulda's Geistreichthum gelitten hatte. Nachher, so meinte die Dame, würde sie Cercle halten und die Größten unter den großen Berliner Recensenten kennen lernen. Richtig drängte sich eine fanatisch begeisterte Menge um sie; sprühend witzige Band-Agenten mit ihren interessanten Damen, secessionistische Seifenfabrikanten, geniale Spediteure und Bezirksvorsteher, die sehr häufig die Theaterzettel an den Anschlagsäulen lesen. Ihnen allen lächelte die illustre Dulderin freundlich zu, für jeden hatte sie einen Fünfzehnmark-Augenaufschlag und eine graziöse Bewegung des großmütterlichen Hauptes, das zwar kein Freibillet, aber einen Verzicht auf Elsaß-Lothringen versprach. Und die Band-Agenten, die Seifenfabrikanten, die Spediteure und Bezirksvorsteher schwammen in Gratis-Entzücken.

Fräulein Bernhardt aber raufte sich am nächsten Morgen unmittelbar vor der frischen Färbung das goldblonde Haar. L'impératrice des attitudes et du tam-tam hat niemals großen Aufwand schmählicher und unfruchtbarer verthan.

Prinz Vogelfrei.

Dramatische Aufführungen.

Rausch. Tragikomödie in 4 Acten (8 Scenen) von August Strindberg. Deutsch von Emil Schering. (Kleines Theater. Schall und Rauch.)

Das Kleine Theater sollte den Untertitel „Schall und Rauch“ ganz fallen lassen. Er paßte, als es noch eine Heimstätte für das Ueberbrettlthum war. Dieses aber hat ausgerungen. Weßhalb also noch sein Titel? Er gemahnt an Vergangenes und besser, wenn man nicht daran gemahnt wird. Das Kleine Theater hat es jetzt ja auch nicht mehr nöthig, durch literarische Clownsspäße zu reizen, es verfügt augenblicklich über Schauspieler, die jeder ersten Bühne zur Zierde gereichen könnten und über ein Zusammenspiel, das nahezu mustergültig ist. Es hat durch die Aufführung von Strindberg's Tragikomödie gezeigt, daß es vor schwierigen Aufgaben nicht zurückzuschrecken braucht und getrost in den Wettkampf mit den ersten Bühnen erfolgreich eintreten kann. Außer dem Deutschen Theater weiß ich keine Bühne, die im Stande gewesen wäre, Rausch so aufzuführen, wie es hier der Fall war. Es gehören dazu Schauspieler, die edel und dabei doch natürlich sprechen können und die über ein erheblich Maß von Feingefühl verfügen. Eine einzige Ungeschicklichkeit, eine einzige falsche oder absichtliche Betonung, eine einzige übertriebene oder verkehrte Geste, und das Stück ist unrettbar verloren, wirkt dann als Parodie. Es steht auf der äußersten Kante des darstellerisch Möglichen. Die Schauspieler befinden sich wie auf einem Grat. Rechts und links gähnen die Abgründe der Lächerlichkeit. Wenn an einer vom Dichter ernst gemeinten Stelle nur ein einziges Mal gelacht wird, dann wird fortwährend gelacht. Die Beweise dafür sind oft schon gegeben worden. Und daß die Aufführung ohne jegliche Entgleisung stattfand, die Dichtung, trotz grober technischer Unbeholfenheiten in keinem Augenblick den Eindruck des Erhabenen verlor, stellt dem Können der Darsteller und der Spielleitung ein glänzendes Zeugniß aus.

In dem Beleuchten seelischer Zustände zeigt sich Strindberg als ein Dichter von Gottes Gnaden. Es sind Scenen in Rausch, die wie in Poesie getaucht anmuthen. Dabei ist die Sprache bei allem rhetorischen Schwung von einer bewunderungswürdigen Kraft und Deutlichkeit des Ausdrucks. Leider aber hat das Stück auch eine Handlung. Und diese wirkt schädigend auf das Ganze. Sie ist äußerlich, geschmacklos auf krasse Sensation zugestutzt und kindlich unbeholfen aufgebaut. Sie sei hier nur kurz gestreift. Der dramatische Dichter Maurice hat eine Geliebte, der er des Kindes wegen, das diesem Verhältniß entsprang, die Ehe versprach. Er ist gut und edel, will sein Wort halten, aber erst den Erfolg seines Stückes abwarten. Dieses wird aufgeführt und macht ihn über Nacht zu einem berühmten Manne. In derselben Nacht aber wird er durch Henriette, die Geliebte seines besten Freundes, eines Malers,

zum Treubruch verleitet. In derselben Nacht stirbt auch sein Kind. Es trifft ihn der Verdacht, es ermordet zu haben. Er wird verhaftet, aber wieder freigelassen, als sich herausstellt, daß das Kind doch eines natürlichen Todes gestorben ist. Die Liebe der Beiden verwandelt sich in Haß. Sie wollen sich trennen, fühlen sich aber durch die gemeinsame Schuld wie aneinander gekettet. Erst als aller Verdacht von dem Manne fortgenommen, beide dem Wahnsinn nahe gebracht sind, geht sie von ihm. Er sucht Tröstung in der Religion und wird reuig in die Arme seiner ihm verzeihenden ersten Geliebten zurückkehren.

Rausch ist ganz Psychologie. Das Seelenleben dieser zwei Menschen, von denen der Eine, der Mann, symbolistisch das Gute, der Andere, das Weib, symbolistisch das Böse vertreten sollen, wird uns mit einer Anschaulichkeit, einer Schärfe und einer Klarheit vorgeführt, die anstaunende Bewunderung herausfordert. Das Tiefinnerste dieser Beiden offenbart sich uns. Zuerst sind es nur unklare Empfindungen, die sie bewegen. Ein Ahnen, ein Dämmern, ein Wogen von Gedanken. Nur allmählig werden diese zu Vorstellungen. Es kommt wie eine suggestive Macht über den Helden. Angst beklemmt ihn. Er fühlt sein Schicksal nahen, er möchte ihm entrinnen, aber er kann nicht; er kämpft, obgleich er weiß, daß er unterliegt. Und sie weiß, daß sie siegen wird. Sie umgarnt, umklammert, berauscht ihn, macht seinen Willen dem ihren unterthänig, erfüllt ihn ganz mit dem wilden, heißen Sehnen, daß sie selbst beherrscht. Sie verschmelzen sich in Eins. Aber nicht lange dauert diese Harmonie. Ein einziger Stoß vom Schicksal, und das ganze Gebäude ihres Glücks stürzt zusammen. Sie verstehen sich plötzlich nicht mehr. Wie sie sich vordem durch einander angezogen fühlten, so fühlen sie sich jetzt gegenseitig abgestoßen. Ihre Liebe wandelt sich in Haß, nimmt immer mehr zu, raubt ihnen allen Halt; sie vermögen nicht mehr klar zu folgern, ihre Gedanken überstürzen sich, sie geben sich nur ganz ihren Empfindungen hin: unklaren, verworrenen; das Psychologische steigert sich bis zum Pathologischen.

Das Stück hat neben einer Ueberfülle von Schönem auch viel Verwirrendes. Die Charaktere sind mit einer wunderbaren Plastik gezeichnet, aber weil die Beweggründe ihres Handelns unwahr sind, erscheinen sie es selbst. Und das Alles verschuldet die Handlung. Es ist geradezu unfaßbar, daß ein Mann, der so tief empfindet wie Strindberg und dabei so zart und doch kraftvoll das innerste, seelische Leben zu enthüllen versteht, so unbeholfen und deutlich werden kann, wenn er gezwungen ist, Aeußerliches, auf die Handlung sich Beziehendes vor Augen zu führen. Durch diesen Zwiespalt von innerlich Wahrem und äußerlich Verlogenem fühlt sich der Zuschauer bedrückt. Er folgt dem Gange der Handlung wohl mit hohem Interesse, aber nur mit dem Kopf und nicht mit dem Herzen. Aber trotz aller Mängel hebt sich das Werk hoch über die conventionelle Alltagswaare der meisten modernen Stücke empor, und die Direction des Kleinen Theaters verdient Dank dafür, daß sie uns vorgeführt hat.

Daß die Darstellung nahezu mustergültig war, habe ich bereits gesagt. Die beiden Vertreter der Hauptrollen: **Emanuel Reicher** als Maurice und **Gertrud Eysoldt** als Henriette boten Leistungen großzügiger Kunst. Besonders Reicher war ganz Natur. Unvergeßlich bleibt Einem die Figur im Gedächtniß. Jeder Ton, jede Bewegung war charakteristisch, und bei der Fülle feinster Details verwischte er nicht in einem Augenblick die Grundlinien der ganzen Figur. Er schien die Rolle mitzuleben. Auch Gertrud Eysoldt hatte sich tief in das Wesen der Henriette versenkt. Das Schlangenhafte, Einschmeichelnde, Sinnliche, katzenhaft Wilde, gelang ihr ebenso gut wie die Ausbrüche der Eifersucht und des Hasses. Das Zusammenspiel der Beiden kann kaum überboten werden. Neben diesen fiel Herr **Licho** als Adolphe, der Freund des Maurice, durch eine frappirend wirkende Natürlichkeitstreue ganz besonders auf. In kleineren Rollen seien noch Herr **Waßmann** als Arbeiter und Frl. **Hus** als Jeanne genannt. Der Abbé des Herrn **Ballentin** hatte wenig Rückgrat. Die Zeichnung war verschwommen, vor Allem im Ton zu jung gehalten. Aehnliches gilt auch für die Madame Cathérine der Frau Zachow-Ballentin. Aber keiner der Darsteller wirkte störend; auch die Vertreter der kleinsten Rollen halfen die Stimmung des Ganzen heben und fördern.

Hoffentlich schreitet das Kleine Theater erfolgreich auf der neuen Bahn weiter.

J. M. Lepanto.

*

Yvette. Schauspiel in vier Acten nach Maupassant's gleichnamiger Novelle von O. **Berton**.

Herr Berton, der uns in seiner Zaza bereits ein herzlich unglaubwürdiges und sentimentales, dabei doch gewisse Zuschauerkreise eroberndes Theaterstück geliefert hat, ist diesmal dem armen Guy de Maupassant zu Leibe gegangen. Leider nahm er ihm gleich das Beste fort. Yvette, dies Kronjuwel der modernen Novellistik, ist in einen ordinären Coulissenschmuck verwandelt worden. Man kennt die rührende Historie des jungen Mädchens, das ahnungslos im Sumpfe blüht, Nichts von dem horizontalen Berufe und dem falschen Marquisenthum ihrer Mutter weiß und über dem dennoch, bei aller Unschuld und Naivetät, schon der Anhauch der Sünde liegt. Es treibt und reißt auch sie. Aber der Mann, dem sie sich in die Arme werfen will, soll sie heirathen. Das fordert sie als etwas Selbstverständliches. Der Lebeherr glaubt sich verpflichtet, die Dame seines Herzens sehr gründlich aufzuklären. Frauen Deiner Herkunft, so sagte er ihr, liebt man zwar, heirathet sie aber nicht. Yvette verliert alle Sicherheit und alles Vertrauen. Sie ertappt die Mutter auf einem unzweideutigen Abenteuerchen. Da fleht sie die Talmimarquise an, dies Lasterleben aufzugeben, mit ihr zu fliehen, weit, weit fort, in die Reinheit. Madame hat als Antwort in der Hauptsache nur ein höhnisches Lachen. Jetzt kommt schwarze Verzweiflung über das Mädchen. Doch die Dosis Chloroform, die Yvette zu sich nimmt, reicht nicht aus. So erwacht sie aus dem Todesschlafe. Mit der Mutter und dem Arzte harrt der Geliebte an ihrem Krankenlager. Die unbändige Lust zum Leben, die Empfindung, daß sie jung und schön sei und ein Recht auf Glück habe wie jede Andere, trotz alledem, erwacht in Yvette. „Du wirst mich doch recht lieb haben?“ flüstert sie dem Anbeter verheißend zu ...

Aus der duftigen und seltsam ergreifenden Novelle hat Berton ein Stück recht nach der Kunst gemacht. Erstens heirathet der reuige Servigny die kleine Yvette. Das ist zwar, wie Maupassant die Dinge erklärt, unmöglich; bei Berton dagegen mag's passiren. Er steuert durch die Felsriffe des Lasters von vorn herein auf die kirchliche Trauung zu. Zweitens putzt er die unechte Marquise prächtig auf. Sie wird bald und bald Emilia Galotti. Diese Dame hält eine Rede gegen die schlechten Männer und die Verführer ihrer Jugend, die sich gewaschen hat. Hei, wie das donnert und kracht und einschlägt! Der Theaterdonner, dessen jedes rechtschaffene Stück bedarf. Drittens malt der Bearbeiter mit unendlichem, schwitzendem Fleiße aus, was Maupassant in genialer Leichtigkeit hinzupinseln verstand. Die schlimme Umwelt, in der Yvettchen aufwuchs. Diese nachgemachte Aristokratie, dies wüstbacchantische Treiben, das Yvettens zärtliche, weiße Gestalt doppelt zärtlich und weiß erscheinen läßt, wirkt bei Berton famos. So hat er alle Ingredienzien zusammengeschüttet, darnach es einem Theaterpublicum gelüstet, und ihm den ersehnten Trank gebraut. Daß die Dichtung Maupassant's dabei zerstört, flach und öde und gedankenlos geworden ist; daß ihre rührende Wahrhaftigkeit zur aufgeschminkten Lüge entartet ist, das hat den Bearbeiter nicht zu kümmern. Man muß die Eier zerschlagen, wenn man Eierkuchen haben will.

Notizen.

In dem soeben erschienenen 4. Hefte der vom Großen Generalstabe (Kriegsgeschichtliche Abtheilung II) herausgegebenen „**Urkundlichen Beiträge und Forschungen zur Geschichte des preußischen Heeres**“ (bei E. S. Mittler & Sohn, Berlin) wird die Darstellung der Kriegsereignisse vom Jahre 1756 aus der Feder des Prinzen Ferdinand von Braunschweig veröffentlicht und beurtheilt. Sie enthält viel Beachtenswerthes und Intimes über den inneren Zusammenhang der Ereignisse, über Personen, Ansichten und Stimmungen jener Kriegszeit und ist unter Benutzung umfangreichen handschriftlichen Materials verfaßt, das der Prinz mit großer Sorgfalt gesammelt hatte, zudem unmittelbar nach Ablauf des Jahres, dem die Schilderung gilt.

Spemann's „Kunstkalender für 1908“ (W. Spemann, Stuttgart) ist ein eigenartiges Unternehmen, das die Sympathie der Kunstfreunde vollauf verdient. Es bringt für jeden Tag des Jahres die Wiedergabe einer hervorragenden Schöpfung alter oder neuer Kunst, der es mit verständigen, erläuternden Worten das Interesse des naiven Beschauers zu erobern sucht. Bei gediegener Ausstattung kostet das Werk, thatsächlich ein Schmuck für jedes Arbeits- und Wohnzimmer, nur 2 Mark.

Cotta'sche Handbibliothek (Hauptwerke der deutschen und ausländischen schönen Litteratur in billigen Einzelausgaben. Nummer 1—10. Stuttgart und Berlin, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.) verdient, nach den vorliegenden Proben zu urtheilen, lebhafte Förderung seitens aller Literaturfreunde. Schon in den ersten jetzt ausgegebenen vierzig Nummern wird eine Anzahl von Literaturschätzen bedeutend leichter zugänglich gemacht, als es bisher der Fall war. So sind Grillparzer's Dramen, Erzählungen und Ausgewählte Gedichte, wie seine Selbstbiographie fortan durch diese Sammlung in einzelnen Heften äußerst wohlfeil erhältlich. — Anastasius Grün's herrliche Lenau-Biographie erscheint in dem neuen Unternehmen zum ersten Mal als selbstständige Schrift, vermehrt durch einen Anhang Briefe von und an Lenau, ausgewählt und erläutert von Johannes Proelß. — Des Grafen Schack vortreffliche Uebersetzung der Strophen des Omar Chijam soll in der hier gebotenen billigen Ausgabe dem genialsten und witzigsten Spruchdichter, den die orientalische Literatur aufzuweisen hat, auch in Deutschland die gebührende Verbreitung verschaffen. Die Namen: Droste-Hülshoff, Goethe, Hauff, Heine, Hölderlin, Homer, Lenau, Lessing, Rückert, Schiller, Schopenhauer, Uhland, welche außerdem in der Sammlung vertreten sind, beweisen, daß die Verlagshandlung bemüht war, den verschiedensten Ansprüchen Rechnung zu tragen. Große Schrift, scharfer Druck, holzfreies Papier und gute Heftung empfehlen die Cotta'sche Handbibliothek, von welcher eine Anzahl Bände auch gebunden zu haben ist, schon äußerlich.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 9; Expedition: Berlin W 57, Kaplerstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 45. Berlin, den 8. November 1902. 31. Jahrgang. Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. | Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. | Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Flammenschrift an der Wand

Seit Graf Bülow das Reichskanzleramt verwaltet, also seit vollen zwei Jahren märchenhafter Stetigkeit, herrscht in Regierungskreisen ein freier und gebildeter Ton. Man merkt das zunächst, und merkt es allerdings ausschließlich an den Citaten, die unsere Staatsmänner bei öffentlichen Reden anwenden. Die Gepflogenheit des ersten Beamten hat sich auf Collegen und Untergebene übertragen; jeder Regierungspräsident, der etwas auf sich hält, ruft in Ermangelung eigenen Geistes den Geist verstorbener Schriftsteller und sonstiger Geistesheroen wach. Jetzt ist auch Graf Posadowsky der Versuchung erlegen. Mit gewaltigen Worten malte er die erschütternden Folgen aus, die eine Ablehnung des Zolltarifes unweigerlich nach sich ziehen würde. Er sprach von Scylla und Charybdis, von gefährlichen Klippen, in deren Nähe sich hinfort kein Schiff mehr wagen dürfe, und rief zuletzt die Erinnerung an jene grause Nacht wach, da dem König Belsazar das spukhaft leuchtende Mene tekel an weißer Wand erschien.

Der Graf ist zweifellos unser tüchtigster und befähigtster, daneben auch unser sympathischster Staatsmann. Nur in der Sorge um sein Kind, das ihm besonders lieb ist, weil es auf so dünnen Beinchen steht, hat er sich zu einer Poesie Entfaltung hinreißen lassen, die sonst nicht seine Schwäche ist. Er greift zu Theatermitteln, um Theaterwirkungen zu erzielen, malt düstere Perspectiven und kündet mit zitternder Stimme drohendes Unheil, vernichtenden Gewittersturm, während er doch das Donnerblech und die Blitzmaschine hinter den Coulissen in guter Hand weiß. Den Daniel, den er aufruft und an dem es uns angeblich fehlen soll, würde er bei einigem Suchen in jeder Kreisblatt-Redaction finden. Nicht an weißer Wand im Königshause steht es geschrieben, aber von allen Dächern pfeifen es die Spatzen, daß der Zolltarif unter Dach ist. Dank den aufopfernden Mühen der Centrumsleute, der von Bayern, der vom Rhein, die den Zoll-Wahlkampf um jeden Preis vermeiden müssen. Denn so stolz sie thun — wenn sie das Getreideproblem nicht vor'm Juni nächsten Jahres in die Versenkung geschoben haben, kommen sie nrg in's Gedränge. Montabaur ist ein Fanal und Mainz auch eines. Der katholische Landwirth hat andere Interessen als der katholische Industrie-Arbeiter; gelingt es den Caplänen nicht, diesen Riß zu verkleistern, ehe er offenkundig klafft, dann ist auch der Riß im Centrumsthurme kaum zu vermeiden. Die klugen Diplomaten aus dem Reich der Mitte verzeihen deßhalb der Regierung sogar den unglaublichen Streich, daß sie mit ihrem Zolltarif erst im Sommer 1902, statt schon im Frühling 1901 gekommen ist, was leicht zu ermöglichen gewesen wäre und jede Obstruction der Linken zwecklos gemacht hätte. Dem Centrum liegt indeß aus guten Gründen daran, daß das Geschrei, will sagen der rhetorische Kampf um die Zollerhöhung sich nicht über zwei ganze Jahre, sondern nur über eines erstreckt. Von solch unangenehmen Dingen darf man nicht zu viel Summs machen. Je kürzer das Verfahren, desto besser.

Posadowsky's zürnende Worte der Anklage sind für den harmlosen Zuschauer, nicht für den Partner berechnet; sein Bild von der Flammenschrift an der Wand ist ein Vexirbild. Immerhin freut man sich des gewandten Spiels, wie man sich des feinen Centrumskniffes freut, der mitten in der Hatz dringender Geschäfte um zweier katholischer Feiertage Willen vier Tage Pause machte. Nun soll noch Einer sagen, daß wir es unanständig eilig haben und diligentiam prästiren! Uns liegt so blutwenig an dem Tarif, daß wir uns mitten in der Arbeit längere Ruhepausen gestatten. Flammenschrift an der Wand schreckt uns nicht. Denn, wie gesagt, wir wissen, daß sie mit Phosphor und Colophonium aus den Vorräthen des Theatermagaziniers hergestellt wird.

Caliban.

Vom Wesen des Capitals und des Capitalismus.

Von Johannes Gaulke.

Das Capital ist ein wirthschaftlicher Factor, wenn man will, eine Institution, die weit zurückreicht, deren Anfänge man wohl an die Morgenröthe der Civilisation setzen kann, doch unterscheidet sich das moderne Capital sehr wesentlich von seinen primitiven Abarten, dem Handels- und Wuchercapital. Letztere sind zwar Werthe, die sich selbst verwerthen; indessen ist ihre Verwerthung nur auf Kosten anderer Leute, durch eine mehr oder weniger durchsichtige Uebervortheilung möglich. Das moderne Capital tauscht dagegen gleich große Werthe aus und erzeugt dabei neue Werthe. Diese Wertherzeugung geht in der Zwischenzeit zwischen den

einzelnen Tauschgeschäften vor sich. Bevor das Capital diese, ihm gegenwärtig anhaftende Eigenschaft erlangen konnte, bedurfte es vieler gewaltiger Umwälzungen im Wirthschaftsleben und vielfacher Umgestaltungen der Beziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, desgleichen zwischen Producent und Consument.

Der Begriff Capital und Capitalismus ist vielfach und meistens in der widerspruchsvollsten Weise definirt worden. Aeltere Oekonomen erblicken in dem Capital ein Werthobject, das durch vorausgegangene, angesammelte oder angehäufte Arbeit entstanden ist, gewissermaßen die Concentration geleisteter Arbeit, die jederzeit in neue Werthe mittels eines wohlerdachten Wirthschaftsapparates ausgelöst werden kann. Nach Bastiat besteht das Capital aus dreierlei Dingen: aus Stoffen zur Verarbeitung, aus Werkzeugen und aus Vorräthen, die während der Dauer jeder Arbeitsverrichtung verbraucht werden. Diese Definition berücksichtigt indessen nur die äußeren Merkmale des Capitals, läßt uns aber über seine Wesensart vollends im Unklaren. Nehmen wir an, sämmtliche materiellen Vorbedingungen seien erfüllt, so könnte der Besitzer der Productionsmittel nicht damit beginnen, stände ihm nicht die menschliche Arbeitskraft in irgend einer Form, sei es als Sclaven- oder Lohnarbeit, zu jeder Zeit und in jeder Höhe zur Verfügung. Der Latifundienbesitzer im alten Rom, der Feudalherr des Mittelalters verfügte über ein, im Verhältniß der Sclaverei resp. der Erbunterthänigkeit zu ihnen stehendes Arbeitscontigent, das ihre Scholle ohne Anspruch auf eine entsprechende Gegenleistung zu beackern hatte. Die an die Scholle gebundene Arbeiterschaft repräsentirte gewissermaßen einen Theil des primitiven Capitals, ähnlich wie heute der Viehstand einen Theil des modernen agrarischen Capitals darstellt. In dem Umstande, daß in jenen Zeiten die zur Verwerthung des Grund und Bodens oder der Rohproducte nothwendige menschliche Arbeitskraft dem Eigenthümer als ein persönliches Besitzthum gehörte, liegt der wesentliche Unterschied zwischen dem primitiven und modernen Capital. Rohmaterialien, Werkzeuge und Vorräthe nehmen überhaupt erst die Eigenschaften von Capital im modernen Sinne an, das heißt von einem Sachgut, das ohne persönliche Arbeitsleistung des Besitzers Einkommen verschafft, sobald die Arbeit frei wird. Der Arbeiter muß erst in die Lage versetzt werden, seine Arbeitskraft auf dem Markte anzubieten und somit den Besitzern der Capitalgüter in Form von Rohstoffen, Werkzeugen und Vorräthen, oder in Form von Geld, die Möglichkeit der Capitals- und Arbeitsnutzung zu gewähren.

Wir gelangen damit zum socialistischen Capitalbegriff, der von **Karl Marx** (Das Capital. Kritik der politischen Oeconomie) dahin fixirt worden ist: Capital im modernen Sinne sind nur solche Güter, welche zur Verwerthung der Waare Arbeitskraft verwendet werden und es daher dem Besitzer ermöglichen, in Lohn den vollen Tauschwerth der Waare Arbeitskraft zu zahlen und durch Benutzung der Gebrauchswerthe dieser Waare wirklichen, reellen Werth zu schaffen und als Eigenthum zu behalten. Capital ist also sich vervielfältigender Werth, ein Werth, der sich selbst vermehrt und verwerthet.

Nachdem die Arbeitskraft derart frei geworden ist, oder mit anderen Worten: zu einer Waare geworden, die auf dem Markte in jedem Umfang und zu jedem Zweck zu haben ist, ist die capitalistische Unternehmung erst lebens- und ertragsfähig geworden. Der Unternehmer kauft von der Waare Arbeitskraft, soviel er für seine Zwecke gebraucht, der Arbeiter steht zu ihm in einem Arbeitsverhältniß auf Zeit. Sobald die Zwecke der capitalistischen Unternehmung erfüllt sind, ist das Verhältniß gelöst. Unternehmer und Arbeiter stehen demnach zu einander in dem Verhältniß des Waarenkäufers und Verkäufers. Dieser höchst beachtenswerthe Umstand hat zur Folge, daß ein Capital, auch das kleinste, zu jeder Zeit nutzbringend angelegt werden kann. In vorcapitalistischen Zeiten konnte der Eigenthümer von Sachgütern (oder deren Werthäquivalent in Form von Geld) diese nur im Handel oder Wucher nutzbar anlegen, nie konnte er aber, wie leicht ersichtlich, zu einem Waarenproducenten werden, da er die hierzu nothwendige menschliche Arbeit als Kaufobject auf dem Markte nicht vorfand.

Wir wollen uns nunmehr, nachdem wir die wertbildenden Eigenschaften des Capitals erkannt haben, mit dem Wesen der capitalistischen Wirthschaftsform oder schlechthin mit dem Capitalismus beschäftigen. Unter Capitalismus versteht man diejenige Wirthschaftsform, deren Zweck es ist, ein Sachvermögen durch eine Reihe von Vertragsabschlüssen über geldwerthe Leistungen und Gegenleistungen zu verwerthen, oder mit anderen Worten: es profitabel anzulegen. Ein Abstractum, das Sachvermögen, wird damit zum Mittelpunkt des wirthschaftlichen Getriebes und somit die capitalistische Unternehmung zum vollendetsten Typus der Erwerbswirthschaft. **Sombart** (Der moderne Capitalismus) charakterisirt das durch den Capitalismus geschaffene Verhältniß zwischen Wirthschaftssubject und Object höchst zutreffend dahin: „Sofern das Wirthschaftssubject — der capitalistische Unternehmer — gleichsam nur Repräsentant seines Sachvermögens ist, so ist er auch vertretbar. Nicht sein individuelles Können entscheidet nothwendig über die im Rahmen der capitalistischen Unternehmung vollzogene Thätigkeit (wie etwa im Handwerk), sondern die durch die Nutzung des Sachvermögens ausgelösten Kräfte und Fähigkeiten beliebiger anderer Personen. In diesem Umstande liegt die Erklärung für die ungeheure Energie, die alle capitalistische Wirthschaft zu entfalten vermag." Der capitalistische Unternehmer denkt und handelt rationell im Gegensatz zu dem in der Abgeschlossenheit wirkenden mittelalterlichen Handwerker. Ist es die Eigenart jeder künstlerischen und wissenschaftlichen Production, daß sie eine gewisse Abgekehrtheit von der Welt beobachtet, so steht die capitalistische Unternehmung inmitten des weltlichen Getriebes; in der Einsamkeit müßte der Unternehmer verkümmern; da er auf den Absatz seiner Producte angewiesen ist, muß er fortwährend bestrebt sein, sich neue Absatzgebiete zu erschließen.

Die subjective Voraussetzung des Capitalismus ist demnach die Existenz von Geldbesitz und zwar die in den Händen einzelner Wirthschaftssubjecte erfolgte Geldaccumulation. Diese wäre aber an sich hinfällig, wenn nicht als zweite Bedingung das Vorhandensein des capitalistischen Geistes des Geldbesitzers mit erster Voraussetzung zusammenfiele. Denn das in Gold- und Silberbarren aufgespeicherte Capital wäre ohne die Dazwischenkunft eines Vermittlers, der es zu einem bestimmten Zweck circuliren läßt, ein werthloses Object. Als objective Bedingungen könnte man diejenigen gelten lassen, die dem capitalistischen Unternehmer die Möglichkeit einer Vertragsschließung mit dritten Personen gewähren, also in erster Linie die Loslösung des Arbeiters von der Scholle, was die Umwerthung der menschlichen Arbeitskraft zu einer kauffähigen Waare zur Folge hat.

Die capitalistische Unternehmung hat Zweck und Ziel der Production gänzlich verschoben. In der vorcapitalistischen Zeit wurde, selbst noch auf der vorgeschrittenen Stufe des einfachen Waarenumtauschs, ein Gebrauchsgut producirt, entweder zum eigenen Bedarf oder zum Zwecke des directen Austauschs gegen ein Gebrauchsgut anderer Art. Dieser Umtauschproceß läßt sich auf folgende Formel bringen: Waare — Geld — Waare. Das Geld gilt in diesem Fall als reines Austauschmittel, als ein Werthmesser, in dem gewissermaßen alle Werthe wiederkehren. Anders in der capitalistischen Wirthschaft. Das Geld hat seinen ursprünglichen Charakter als Werthmesser eingebüßt, es wird zu einem thatsächlichen Werth, mit dem sich neue Werthe reproduciren lassen. Das Geld ist nunmehr eine Erscheinungsform des Capitals geworden, denn das Capital macht im Laufe seines Ver-

werthungsprocesses mehrere Metamorphosen durch, derart, daß es immer in der Geldform beginnt und immer in ihr endet. Die capitalistische Formel des Productions- und Umtauschprocesses lautet: Geld — Waare — Geld. Das Geld ist das Mittel, das dem Unternehmer zum Ankauf der sachlichen (Rohstoffe &c.) und der persönlichen Productionsfactoren (Arbeitskraft) dient, die zur Herstellung der Waare nöthig sind. Je nachdem das Capital zum Ankauf von sachlichen oder persönlichen Productionsfactoren dient, wird es in constantes und variables Capital unterschieden. Karl Marx hat im „Capital“ zuerst auf diese Doppelnatur des Capitals hingewiesen. „Der Theil des Capitals also, der sich im Productionsproceß, d. h. in Rohmaterial, Hülfsstoffe und Arbeitsmittel umsetzt, verändert seine Werthgröße nicht im Productionsproceß (constantes Capital) ... Der in Arbeitskraft umgesetzte Theil des Capitals verändert dagegen seinen Werth im Productionsproceß. Er producirt sein eigenes Aequivalent und einen Ueberschuß darüber, Mehrwerth, der selbst wechseln, größer oder kleiner sein kann. Aus einer constanten Größe verwandelt sich dieser Theil des Capitals fortwährend in eine variable (variables Capital).“

Nach Marx ist das variable Capital im Arbeitsproceß ausschließlicher Erzeuger von Werth; auch Adam Smith, der Vater der Volkswirthschaft, hat schon in seinem 1770 erschienenen Werk „Reichthum der Nationen“ diesen Gedanken geäußert: „In jedem Gut ist der Werth einer gewissen Arbeitsmenge enthalten, die wir gegen etwas anderes eintauschen, das zur Zeit als den Werth einer gleichen Arbeitsmenge darstellend betrachtet wird. Arbeit war der erste Preis, das ursprüngliche Kaufgeld, das für alle Dinge bezahlt wurde.“ Nach der Werththeorie von Karl Marx besteht der Werth jeder Waare in der zu ihrer Herstellung aufgewendeten allgemein menschlichen, gesellschaftlich nothwendigen Arbeit, gemessen nach Zeit.

Es steht außer Frage, daß der Rohstoff, den die Natur in jeder Menge und Beschaffenheit uns bietet, an sich werthlos ist, erst nachdem er durch Hinzutritt des Menschen zu einem bestimmten Zweck (Gebrauchszweck) verarbeitet ist, erhält er Werth. Demnach müßte der Arbeiter von Rechts wegen den vollen Ertrag des durch seine Arbeit erzeugten Gebrauchsgutes erhalten, in Wirklichkeit erhält er aber nur den jeweiligen Marktpreis seiner Arbeitskraft ausgezahlt, der Rest fließt als Profit oder Mehrwerth in die Taschen des capitalistischen Unternehmers. An dieser Thatsache läßt sich kaum rütteln, nun glaubt aber Marx den Profit des Unternehmers einzig aus den zurückbehaltenen Lohntheilen des in seinem Dienste stehenden Arbeiters herleiten zu können. Diese Auffassung ist in letzter Zeit vielfach und nicht ohne Geschick bekämpft worden. Nach Sombart setzt sich der Profit zusammen aus einbehaltenen Arbeitserträgen der Lohnarbeiter, ferner aus Antheilen, die dem Capitalisten von Arbeitserträgen selbstständiger Producenten (Handwerker und Bauern) zufließen. „In dieser Thatsache liegt die Begründung eingeschlossen für die Existenzmöglichkeit capitalistischer Handelsunternehmungen inmitten handwerksmäßiger oder bäuerlicher Production: ein Fall, den Marx bekanntlich immer nur als anormale Erscheinung hat deuten können.“ Wie hieraus ersichtlich, kann die Mehrwerthbildung immer nur auf Kosten Anderer vor sich gehen. Kurzum, einbehaltene Lohnantheile der eigenen Arbeiter zusammen mit den Antheilen an dem Arbeitsertrage fremder, aber selbstständig producirender Arbeiter bilden die Quelle des Profits.

Weiter ist zu berücksichtigen, daß die relative Productivität der Arbeit außerordentlich durch Dazwischentreten des Kaufmanns gesteigert werden kann. Volkswirthschaftlich betrachtet, trägt die disponirende Thätigkeit des capitalistischen Unternehmers wohl ebenso viel, unter Umständen auch mehr, zur Wertherzeugung bei als die technische Arbeit selbst. Es fragt sich nur, ob die Profitrate des Unternehmers unter allen Umständen seiner disponirend-calculatorischen Arbeitsleistung entspricht. Doch hier gelangen wir zu einem neuen Problem: die Bewerthung der menschlichen Arbeit überhaupt. Vom Standpunkt des Volkswirthes betrachtet, lebt die ganze Gesellschaft von dem Arbeitsertrag eines Theiles der Bevölkerung, das Staatsoberhaupt nicht minder als der Gelehrte, der dramatische Dichter wie der Drehorgelspieler und Bettler, die Primadonna wie die Courtisane und die Cocotte der Straße — sie alle leben von den Mehrerträgen, welche durch die Arbeit der technischen Arbeiter erzielt werden. Aus dieser Thatsache leitet der Socialist das Recht des technischen Arbeiters auf den vollen Arbeitertrag ab. Bei der vielfachen Verschlingung der wirthschaftlichen Betriebe und der Complicirtheit des capitalistischen Wirthschaftssystems läßt sich der Arbeitsertrag des Einzelnen aber nicht in Ziffern feststellen, wodurch sich neue Complicationen ergeben. Weiter ist zu berücksichtigen, daß auch viele Angehörige der nichtproducirenden Stände, der Wissenschaftler, der Ingenieur und Andere, durch neue Erfindungen und Entdeckungen, durch Verbesserungen der Productionsmittel die Productivität der technischen Arbeit steigern. Wir gelangen damit zu der Differencirung der productiven Arbeiter in technische und Kopfarbeiter, daneben bleibt aber das große Heer der „Parasiten“ der Gesellschaft, der Rentenempfänger, der Couponschneider, der Bänkelsänger und der Cocotten, als Aneigner des Mehrwerthes der technischen Arbeit bestehen. Extreme Socialisten rechnen selbst die Zwischenhändler in diese Kategorie. So unter anderen Bebel (Die Frau und der Socialismus): „Die täglich zunehmende Menge der Zwischenpersonen hat aber noch andere Uebelstände im Gefolge. Obgleich meist stark sich mühend und in Sorge arbeitend, ist diese zahlreiche Classe in allen ihren Schichten eine Classe von Parasiten, die unproductiv thätig ist und ebenso von dem Arbeitsproduct Anderer lebt, als die eigentliche Unternehmerclasse.“ Nicht minder scharf zieht Marx gegen die Parasiten zu Felde: „Der Unterschied zwischen höherer und einfacherer Arbeit beruht zum Theil auf bloßen Illusionen oder wenigstens Unterschieden, die längst aufgehört haben, reell zu sein und nur noch in traditioneller Convention fortleben ... Uebrigens muß man sich nicht einbilden, daß die sogenannte höhere Arbeit einen quantitativ bedeutenden Umfang in der Nationalarbeit einnimmt. Laing, vor Kurzem Schatzkanzler von Indien, rechnet, daß in England die Existenz von 11 Millionen von Aristokraten auf einfacher Arbeit beruht. Nach Abzug einer Million von Aristokraten und einer zweiten Million von total Verarmten, Vagabunden, Verbrechern, Prostituirten und dergl. von den 18 Millionen der Bevölkerungszahl zur Zeit seiner Schrift, bleiben vier Millionen Mittelclasse mit Einschluß kleiner Rentner, Beamten, Schriftsteller, Künstler, Schulmeister &c.“

Man ersieht aus beiden Citaten, daß die Grenze zwischen productiver und unproductiver Arbeit, Werth und Mehrwerth großen Schwankungen unterworfen ist und ihre Festsetzung schließlich immer vom subjectiven Ermessen des ökonomischen Kritikers abhängig ist. Für unsere Zwecke ist indessen der Streit um die Werththeorie von geringem Belang, ebenso wie die Höhe der jeweiligen Profitrate des Unternehmers und die Vertheilung des Mehrwerthes. Uns interessirt allein die Thatsache, daß der Capitalismus die ökonomische Basis zur Aneignung des Mehrwerthes fremder Arbeit geschaffen hat, sei es nun durch die unmittelbare Ausbeutung der Waare Arbeitskraft Seitens des capitalistischen Unternehmers oder durch die mittelbare Ausbeutung der Arbeitskraft durch Investirung eines Capitals. Der Capitalismus schafft fortwährend neue Modalitäten für die eine Gruppe von Personen sich den Mehrwerth der Arbeit Anderer anzueignen. Der Profit ist des Capitalismus liebstes Kind! Die Erzielung von Gewinn ist der erste und letzte Zweck jeder Production geworden, damit hat die Production zugleich aufgehört, ein Problem

technischen Könnens zu sein, und sie wird zu einem Problem speculativer Berechnung. Der Producent ist nicht mehr technischer Arbeiter, sondern in erster Linie Kaufmann (Fabrikant). Die neue Zwecksetzung der Production, nämlich die Erzielung von Profit, hat nicht nur unserem gesammten Wirthschaftsleben, sondern auch dem geistigen Leben und nicht zum Geringsten auch dem modernen Menschen das eigentliche Colorit gegeben. Ziehen wir das Alles in Erwägung, so schrumpfen alle Anderen, unser Culturleben bewegenden Factoren, die sog. Imponderabilien, die spontan entstehenden religiösen und politischen Ideen, das Aufkommen einer großen Persönlichkeit u. A. in nichts zusammen, oder sie können im besten Fall nur als eine vorübergehende Erscheinung in Betracht gezogen werden. In früheren Zeiten, die weniger von dem Princip der reinen Erwerbswirthschaft beherrscht waren, mögen die Imponderabilien eine unvergleichlich größere Rolle gespielt haben, heute leitet das vorherrschende wirthschaftliche Princip das Leben des Einzelnen wie der Völker. Der Capitalismus hat ein Moment in das Culturleben hineingetragen, für das die Weltgeschichte kein Analogon bietet. Auf der Bildfläche ist ein neues Geschlecht erschienen, nicht der vielfach citirte und gänzlich mißverstandene Uebermensch Nietzsche's, sondern der capitalistische Mensch, der aus kleinlichen, engherzigen Motiven handelt, weil ihm der Profit das Höchste gilt, auf den aber auch mit vollem Recht Mephisto's Selbstcharakteristik gilt, nämlich der da ist:

„Ein Theil von jener Kraft,
„Die stets das Böse will und stets das Gute schafft."

Wir gelangen damit zur Psychologie des capitalistischen Menschen, deren Darstellung für einen folgenden Artikel vorbehalten sei.

England und die Unterseeboote.

Von Major a. D. Karl von Bruchhausen.

Auf der Haager Conferenz war England für das Verbot von Dum Dum- und ähnlichen Geschossen nicht zu haben. Es hätte aber mit Freuden zugestimmt, wenn die Conferenz, wie ursprünglich in Aussicht genommen, auch den Unterseebooten als einer unfairen, grausamen Waffe zu Leibe gegangen wäre. Denn diese kleinen Dinger waren dem meerbeherrschenden Albion, so sehr es sie in einem Gemisch von selbstgefälliger Ueberhebung und schier unglaublicher Rückständigkeit*) mit Spott und Verachtung übergoß, entschieden unheimlich. Der erste Lord der Admiralität, Mr. Goschen, wollte sie herablassender Weise allenfalls für Seemächte zweiten und dritten Ranges gelten lassen. Kaum war aber dieser Herr von seinem Posten abgetreten, so erfolgte ein entschiedener Umschlag. Großbritannien selbst wurde nicht weniger als das Ausland durch die im März 1901 Seitens des Vertreters der Admiralität abgegebene Erklärung überrascht, daß im Flottenhaushalt für 1901/2 ein Posten für den Bau von fünf Unterseebooten nach dem Hollandmuster (Holland ist ein amerikanischer Ingenieur) eingestellt worden sei. Noch größer wurde das Staunen, als man erfuhr, daß die leitende Behörde gar nicht erst die Genehmigung des Parlaments abgewartet, sondern schon 1900 — wie es heißt im September — die fünf Unterseeboote bei Vickers, Sons and Maxim zu Barrow in Auftrag gegeben hatte.

Bei jener ersten Ankündigung hob der Finanzsecretär der Flottenverwaltung, Mr. Arnold-Forster, noch hervor, daß Deutschland und Amerika den Unterseebooten nicht gewogen seien. Für Deutschland traf das zu; in Bezug auf die Vereinigten Staaten wäre aber das gerade Gegentheil zu sagen gewesen. Solche grobe Unkenntniß ist eigentlich nur einem englischen Staatsmann gestattet! — Aber auch anderer Orten zeigte sich Aehnliches. So z. B., wenn noch im Mai 1900 der „Engineer" seine wider die Unterseeboote gerichtete Weisheit dahin abgab, daß als Motor für sie nur die Dampfmaschine in Betracht komme, während eine solche aus Gründen, die einem Kinde einleuchten müssen, für die Fahrt unter Wasser ganz und gar ausgeschlossen ist. Das nebenbei.

Daß England zunächst das in jedem einzelnen Theile bekannte, weil in keiner Weise geheim gehaltene Hollandboot übernahm, war durchaus vernünftig. Man legte sich zwar von vornherein noch einer bestimmten Richtung hin fest, aber man ersparte sich auch zeit- und geldraubende Vorversuche und war gewiß, eine einigermaßen — das Hollandboot ist sowohl verbesserungsbedürftig, wie -fähig — brauchbare Kriegswaffe zu erhalten. Und das rasch; wenn auch nicht so rasch, als man sich in der Zeit der Verachtung der Unterseeboote gedacht hatte. Damals hieß es: wollen wir Unterseeboote, so können wir sie in beliebiger Zahl innerhalb weniger Monate und mit geringen Kosten bauen. Nun stehen aber, wenn plötzlich ein Krieg ausbricht, auch nicht „wenige Monate" mehr zu dergleichen Rüstungen zur Verfügung, und dann scheint es mit den wenigen Monaten auch seine besondere Bewandtniß zu haben. Im September 1900 wurde, wie schon gesagt, mit dem Bau begonnen und so viel man weiß, gleich mit allen fünf Booten. Nun liefen vom Stapel: das erste Boot Anfang October 1901, das zweite im Februar, das dritte im Mai, das vierte im Juni und das fünfte im August 1902! Mit dem Stapellauf sind die Boote obendrein noch keineswegs fix und fertig.

Rasch kann man das nicht nennen. Und auch mit der Billigkeit hapert es, denn nach von verschiedener Seite ausgegangenen Meldungen belaufen sich die Baukosten für jedes auf 5000000 Mark. Somit hätte man an Stelle der fünf kleinen Boote einen gepanzerten Kreuzer von beträchtlicher Tonnenzahl haben können!

Die in England gebauten Unterseeboote sind 63 Fuß 4 Zoll lang und 11 Fuß 9 Zoll breit. An der Oberfläche werden sie durch eine Naphtha-Maschine getrieben, untergetaucht durch einen elektrischen Accumulatoren-Motor. Die Geschwindigkeit beträgt an der Oberfläche 9 und unter Wasser 7 Knoten in der Stunde. Das für eine Besatzung von 7 Köpfen eingerichtete Boot hat eine Wasserverdrängung von 120 Tonnen. Ob dies das zweckmäßigste Maß ist? Die Franzosen, die allmälig bis zu einem Unterseeboot von 226 Tonnen hinaufgegangen waren, haben in der letzten Zeit nur noch Boote von 70 Tonnen Wasserraum gebaut.

Bei Bestellung der Boote war man in England, wie amtlicherseits mit Nachdruck betont wurde, von ihrer Brauchbarkeit noch keineswegs überzeugt. Man that den Schritt nothgedrungen, fast widerwillig. Aber allmälig erwachte das Interesse an dem gefährlichen Fahrzeug; erst im Lande und dann gar in der Admiralität selbst. Ende August 1901 war in der „United Service Gazette" zu lesen: „Es ist keine Frage, daß viel von dem Interesse, welches das Haus der Lords dem Flottenbauplan widmete, der Frage der Leistungsfähigkeit von Unterseebooten galt. Die in Frankreich gemachten Erfahrungen stellen es außer Zweifel, daß die Unterseeboote in einem zukünftigen Kriege eine äußerst störende (most disturbing) Thätigkeit entfalten werden . . . Unsere Admiralität behält den Bau von Unterseebooten sorgfältig im Auge, und obgleich noch einige Zeit vergehen wird, bevor die ersten fünf Boote fertig gestellt sind, hat sie bereits ein sechstes, in mancherlei Beziehungen verbessertes Boot in Auftrag gegeben."

*) Nach 1900 erklärte die „Army and Navy Gazette", die Unterseeboote seien seit ihrer Erfindung vor 250 Jahren (?) in keiner Weise vervollkommnet!

In der That fielen die ersten Versuche mit den fertigen Hollandbooten durchaus ermuthigend aus. Aber belustigend wirkten auf Jeden, der dem Entwickelungsgange der Unterseeboote in England einigermaßen gefolgt war, die triumphirenden Meldungen über diese Versuche. Heute wurde mit naiver Selbstgefälligkeit berichtet, wie viel Stunden die Mannschaften in dem über dem Wasserspiegel hermetisch verschlossenen Bootskörper ausgehalten; morgen, wie lange sie das Gleiche unter Wasser gethan, übermorgen wurde die Anbringung eines Periskops bejubelt. Alles Dinge, die anderwärts längst bis zur unantastbaren Gewißheit festgestellt waren.

Very satisfactory indeed — hieß es mit einem kindlichen Stolze, der deutlich von der Rückständigkeit Englands auf diesem Gebiete Zeugniß ablegte. Als die fünf ersten Boote fertig waren, schrieb der „Morning Leader“: „Diese Unterseeboote waren zunächst nur zur Probe gebaut, aber sie zeitigten so befriedigende Ergebnisse, daß die englische Unterseebootflotte (!) jetzt als eine der ersten der Welt angesehen werden kann (!!!).“

Selbstverständlich steht im Uebrigen die britische Schiffsbaukunst zu hoch, als daß die Firma Vickers-Maxim im Verlaufe des Baues nicht allerlei Verbesserungen des ursprünglichen Musters hätte herausfinden sollen. Die Admiralität that gleichfalls das Ihrige, und es ist als gemeinsames Patent der Beiden (Vickers und Admiralität) das bereits erwähnte sechste Boot, auch A 1 genannt (was auf eine Serie solcher Boote schließen läßt), entstanden. Ganz abgesehen von dieser Schlußfolgerung bemerkte Mr. Arnold-Forster kürzlich: „Die Admiralität gedenkt mit dem Bau von Unterseebooten fortzufahren.“

Vom sechsten Boot ist nur mit Sicherheit bekannt geworden, daß es 100 Fuß lang ist — also von noch viel größeren Abmessungen als Nr. 1 bis 5 — und daß es die für solche Fahrzeuge ganz ungewöhnliche Geschwindigkeit von 15 Knoten an der Oberfläche erreichen soll. Auch wird das von Sir Howard Grupp inzwischen ersonnene und an diesem Boote angebrachte Kleptoskop, das ist eine Vorrichtung zum Projiciren der über dem Wasserspiegel sich zeigenden Bilder nach dem Bootsinnern gleich dem Periskop, sehr gerühmt. Vor ein paar Jahren galt es noch jenseits des Canals wie auch bei uns als anumstößliche Doctrin: das Unterseeboot ist blind geboren und wird ewig blind bleiben. Ob sich die in England auf das Kleptoskop — auch in Italien ist ein verbessertes Instrument dieser Art erfunden — gegründeten Erwartungen verwirklichen werden, bleibt abzuwarten. Warum aber sollte die schier unbegrenzte technische Kunst unserer Zeit nicht auch der hier vorliegenden Schwierigkeiten, zum Wenigsten für nicht zu sehr bewegte See, Herr werden?

Um das Bild zu vervollständigen, habe ich neben der amtlichen auch noch der privaten Unterseebot-Bauthätigkeit in England zu gedenken. Sie knüpft sich an den Namen des Franzosen Goubet und ist erst im Entstehen begriffen. Der Erfinder hatte in seinem Vaterlande kein Glück und wandte sich nach England. Alsbald gründeten zur Ausbeutung der Erfindung englische Capitalisten die British Submarine Boat Company. Goubet will ganz kleine Boote von 11 Tonnen für 120 000 Mk. und größere für 600 000—800 000 Mk. bauen. Er handelt sich hier also ganz und gar um ein Privatunternehmen; keineswegs hat, wie vielfach geschrieben wurde, die englische Regierung Goubet's Erfindung angekauft.

Das ist der Stand der Unterseebootfrage in England. Vorsichtige und im Grunde des Herzens den Unterseebooten wenig geneigte Beurtheiler, wie die Army and Navy Gazette (v. 30. August d. J.) sagen: „Die mechanische Möglichkeit der unterseeischen Schifffahrt ist jetzt zweifelsohne (abundantly) festgestellt, aber der Werth dieser Fahrzeuge als Kampfmittel ist noch nicht erwiesen.“ Andere gehen in der Werthschätzung noch weiter, und es ist nicht zu verkennen, daß im Ganzen ein günstiger Wind für die Unterseeboote weht. Entwickeln sich die Dinge so weiter, so wird England vielleicht in einigen Jahren seine Wettbewerber überflügelt und thatsächlich das Unterseeboot am Besten ausgebildet haben.

Dann wird Deutschland sich vielleicht auch besinnen.

Literatur und Kunst.

Der Nobelpreis.

Eine Betrachtung zu Schiller's Geburtstag.

Von Max Bewer (Dresden).

In Stockholm wurden die Berathungen darüber eröffnet, wer in diesem Jahre die fünf Nobelpreise erhalten soll. Für einen Mediciner, einen Chemiker, einen Erfinder, einen Dichter idealer Gesinnung und einen Friedensförderer stehen alljährlich je 150 000 Kronen aus dem Riesenvermächtniß des verstorbenen Dynamitkönigs zur Verfügung. Für die edle Beruhigung des menschlichen Gemüths durch die Musik und die Erhebung der Seele durch die bildende Kunst, die Malerei, die Bildhauerei und die monumentale Gewalt der Architektur ist merkwürdiger Weise kein Preis bestimmt worden. Wenn ein guter Freund des ideal gesinnten Verstorbenen nur in ihm den Gedanken angeregt hätte, auch die erziehende Gemüthswirkung dieser Künste mit einem anfeuernden „Culturpreis“ zu bedenken, es wäre gewiß geschehen. Aber Niemand dachte daran, und so wird in Ewigkeit aus formalen Gründen unterbleiben, was greifbar im Geist des Testamentes liegt. Männer, wie Carnegie, die Millionen von Dollars für öffentliche Volksbildungszwecke geben, könnten sich vielleicht überlegen, ob sich nicht durch ein Anschluß-Testament an die Nobelstiftung das latente Idealrecht der vier versehentlich übergangenen Künste nachträglich noch befriedigen läßt. Zusammen, die in amerikanischen Bibliotheken für die übrige Welt unerreichbar bleiben, könnten dann wie ein befruchtender Samen über den ganzen Erdkreis geworfen werden, wo immer nur still sinnende Künstler am Erziehungswerk des menschlichen Geschlechts begriffen sind, sei es durch den Wohllaut der Farben, der Formen oder der Töne.

So wird unter allen Künstlern „nur“ ein Dichter gesucht; und zwar soll es ein idealgerichteter sein. Wenn der arme Schiller noch lebte, wäre die Wahl nicht schwer. Aber dann würde auch Goethe noch leben, und der alte Streit, wer größer sei, würde sich von Neuem erheben.

> Immer noch streitet man sich, ob Goethe größer als Schiller;
> „Goethe natürlich“, so denkt heut' Nicolai's Berlin;
> Kleiner erscheint auch mir der im Aether leuchtende Schiller,
> Doch weil Goethe sich nur näher der Erde bewegt!

so begann ich eine Reihe von literarischen, politischen und philosophischen Sprüchen, die unter dem Titel „Xenien“ *) die geistigen Kämpfe unserer Zeit beleuchten sollen. Somit glaube ich, daß Schiller den Vortritt vor Goethe erhalten hätte, zumal es sich hier um einen geistigen Wettstreit handelt, der weniger auf die Fülle der Fähigkeiten als auf die ideale Kraft der Grundgesinnung seine Bedingungen baut. Schiller genießt bezeichnend genug gerade bei den Skandinaven mehr Verehrung als Goethe, der, dunkelhaarig und braunäugig, ebenso weit nach der finnlichen Reise Italiens gravitirt, als Schöpfer der Mignon und der venetianischen Elegien, wie der rothblonde und hochgewachsene Schiller nach den reineren Sphären des Nordens. Dies Hyperboräische in der

*) „Xenien von Einem“, 111 S. 1,50 Mk. Dresden, Glöß 1901.

abstract-ätherischen Poesie Schiller's empfinden die Skandinaven deutlich; er wirkt auf sie wie ein Nordlicht aus dem — Süden. Geheime Rassebeziehungen liegen hier zu Grunde. Durch Schwaben streiften nordgermanische Cimbern. In den „Xenien“ sagte ich etwas von diesem geheimen Verrollen und Wiederauftauchen des Blutes. Holsteinische Edelleute gewährten dem seelisch sich aufrichtenden Schiller die erste Geldhülfe, ohne die er in Mitteldeutschland vielleicht zusammengebrochen wäre, wie sein Seelenbruder Hölderlin in Schwaben. Der skandinavische Nobelpreis wäre ihm gleichfalls sicher gewesen, denn keines Dichters Bild entspricht so sehr den inneren Absichten dieser Preisstiftung als die geklärte Gestalt Friedrich Schiller's, der im wesenlosen Scheine hinter sich zurückließ, was uns mit Goethe alle bändigt.

Wenn sich dieser Reichthum aus dem Norden in sein mit giftigen Arseniktapeten dürftig ausgestattetes Professorenstübchen ergossen hätte, er hätte vielleicht noch bei Zeiten seine kranke Brust in der Sonne Italiens, schaffend an der Braut von Messina, oder in der Bergluft eines idyllischen Schweizerthales am Tell arbeitend, wieder gesund baden können. Man machte den brustschwächlichen Mann zum Professor, man verpflichtete ihn, in einem trockenen Schulraum lange Geschichtsvorträge zu halten, während vielleicht ein Wort von Goethe beim Herzog von Weimar genügt hätte, die Mittel zu beschaffen, den sich aufreibenden Dichter in das Land der Goldorangen zu schicken, wo ein milder Wind aus warmem Süden weht. Aber Goethe dachte nicht daran, wie Niemand daran gedacht hat, dem Dynamitkönig bei Zeiten zu sagen, daß auch Künstler, wie Beethoven, Richard Wagner, Thorwaldsen, Anselm Feuerbach, Böcklin und Gottfried Semper, Zeiten hatten, wo sie einen Nobelpreis von 150 000 Kronen sehr gut hätten brauchen können. Goethe hätte gewiß für seinen Freund Schiller an eine italienische Reise denken können; vielleicht weiß Jemand nachzuweisen, daß er es auch gethan hat; ob aber der Herzog die Mittel gegeben hätte? In den Weimarer Kämmerei-Rechnungen soll sich der Nachweis gefunden haben, daß der Umgang mit einer russischen Gräfin dem Fürsten mehr kostete, als die Berufung Goethe's, Schiller's, Herder's und Wieland's nach Weimar zusammengenommen.

„Ich möchte noch fünf Jahre leben,“ rief Schiller, nur um die gereift vor ihm leuchtenden Früchte seines Geistes dem Volk und der Menschheit noch in den Schooß werfen zu können. Er hoffte bestimmt, diese fünf Jahre noch aushalten zu können, dann wollte er gern wie ein edler Renner an seinem Ziel, kaum fünfzigjährig, zusammenbrechen — aber vierzehn Tage nach diesem Ausspruch rührender Hoffnung war er todt; „Handwerker trugen ihn“. Der Fürst war auf Reisen; Goethe hatte die Grippe … es war ein Begräbniß, als wenn Kinder eine erfrorene Nachtigall verscharren …

Wenn man in den Erinnerungen des Sohnes von Johann Heinrich Voß liest, wie Schiller, sich unwohl fühlend, einmal sein Töchterchen zum Spielen zu sich auf's Sopha nahm, es schäkernd herzte und küßte, es dann plötzlich zur Erde ließ, sein Gesicht der Wand zukehrte und, von der Gewißheit seines nahen Todes übermannt, bitterlich zu weinen begann, so kann man wohl zum Himmel die bittere Frage thun, warum Niemand bei Zeiten der frühen Zerstörung dieses edlen Geistes durch ein wenig Ruhe und Muße und Liebe Einhalt that. 58 oder gar 68 Groß- und Kleinfürsten gab es damals auf deutschen Thronen, viele sehr reich, die meisten stark oder doch gut vermögend, alle gewiß im persönlichen Ueberfluß lebend, aber kein Einziger war unter ihnen, der gegen diesen Geistesfürsten auch nur ein Zehntel — Nobel war; keines Mediceers Güte lächelte, nur die dunkle Fürstengruft öffnete sich ihm …

Les rois s'en vont. Die Schiller sind todt, und die Sully Prudhomme's bekommen die Nobelpreise. Nun, wenn man keine Statue zum Bekränzen hat, so thut es auch eine vase brisée … jedenfalls besser, als ein realistischer Spucknapf. Einen ausgesprochenen Naturalisten zum Nobelpreis vorzuschlagen, wie es geschehen ist, heißt den Geist des Erblassers beleidigen. Denn mag in der Gegenwart oder in der Zukunft zeitweilig der Naturalismus größere oder interessantere Dichtungen hervorbringen, als der Idealismus, so wollte der Verstorbene doch keineswegs diese als dichterische Leistungen überhaupt ausgezeichnet wissen, als vielmehr gerade im Gegensatz zu ihnen den unter dem Druck der naturalistischen Erfolge zurückgebliebenen Idealismus wieder angefeuert sehen. Das stärkste realistische Talent wird also im Kampf um den Nobelpreis einem Idealisten, auch wenn er rein-schriftstellerisch weniger begabt ist, unproductiver, unplastischer und problemloser, a priori doch im Nachtheil sein. An dieser Grundgrenze zwischen Idealismus und Realismus gilt es, die wie Motten an das Preislicht drängenden Erscheinungen streng zu scheiden; und die schwedischen Skandinaven skandiren gut. Sie schnitten am Naturalismus kalt ab, indem sie, unbeirrt um den tausendfachen Zuruf „Zola“ mit dem Lorbeer auf Sully Prudhomme zuschritten, das idealistische Veilchen, das im Verborgenen blühte …

So liegt es in der Natur der Sache, daß die literarische Zutheilung des Nobelpreises vielleicht immer ein überraschendes Befremden erregen wird; denn das Licht der Realisten wirkt stärker auf die Netzhaut des Tages, auf die Zeitungsredactionen, die Kaffeehausliteraten, die Clubs und die Cliquen der Modernen, als das weltfern aus ewigen Höhen erst langsam in einzelnen Gemüthern sich verbreitende Licht des Idealismus. Multatuli ist heute in aller Leute Munde, aber trotzdem schätzten ihn vor zwanzig Jahren kaum sechs oder sieben persönliche Bekannte. Wer kannte vor zwanzig Jahren Gobineau, den Dichter der Renaissance? Multatuli und Gobineau hätten den Nobelpreis wohl verdient, aber hundert Mal eher hätte ihn damals Berthold Auerbach bekommen. Den kannten Alle, aber diese Niemand, obschon sie gleichzeitig lebten. Wie es Sterne giebt, deren Licht man erst sieht, wenn sie schon längst ihren Platz gewechselt haben, so giebt es auch Geister, die man erst sieht, wenn sie längst nicht mehr auf Erden weilen. Man spürt, daß die Aufgabe der Nobelpreisvertheiler nicht leicht ist; die realistischen Größen liegen grell zu Tage, für kurze Zeit, der Himmel des Idealismus ist tief und dunkel … er birgt die Ewigkeit!

Einen Chemiker, einen Mediciner und einen Erfinder kann man leichter nach seinem Menschheitswerth bestimmen; denn ihre Leistungen sind handgreiflich sichtbar und nach den exacten Maßstäben der Wissenschaft auszumessen.

Streit wird sich jedoch, wie um den Lorbeer des Dichters, um die Palme des Friedens erheben. Wie man Zola für die Poesie vorschlug, so könnte man dem Minister Chamberlain die Friedensprämie geben; denn Zola schrieb Romane, ist also ein „Dichter“, und Chamberlain schloß Frieden, ist also ein Friedensförderer. Die Welt und die Engländer müßten nicht so närrisch sein, wie es Shakespeare vor dreihundert Jahren schon den Todtengräber im Hamlet wissen ließ, wenn es nicht heute thatsächlich und leibhaftig Leute in England geben sollte, die Chamberlain's „humane Friedensreden“ zur Prämiirung nach Stockholm schickten. Jedenfalls haben die Männer in Amt und Würden mehr Gewalt über Krieg und Frieden als die idealsten Friedensgeister, die mit bewundernswerther Ausdauer, aber auch mit beklagenswerthem Mißerfolg ihr „Die Waffen nieder!“ in den Lärm der — Waffen rufen! Und darum möchten ohne Scherz im vollen Ernst diese Randglossen zum Nobelpreis mit einem anderen Spruch aus meinem kleinen „Xenien“-Buch beschlossen sein:

Dem ist verheißen ein Preis, der am meisten gewirkt für den Frieden;
Die's mit der Feder gethan, strömen schon schnatternd herbei:
Ehre, wem Ehre gebührt! So gebt ihn dem Kaiser von Deutschland,
Der das siegreichste Schwert hält mit der Myrthe umkränzt!

Emile Zola als Theoretiker und Dichter.

Von Anna Brunnemann (Dresden).

Emile Zola ist plötzlich dahingeschieden. Angesichts dessen sehen wir uns gezwungen, das gewaltige Lebenswerk dieses aus rüstigster Schaffenskraft abberufenen Schriftstellers als abgeschlossen zu betrachten. Seinen letzten Band „Arbeit“ in der Hand, schauen wir zurück zu den Tagen, in denen der kühne Schilderer der Nachtseiten des Lebens, der rücksichtslose Ankläger der menschlichen Gesellschaft den Romanschriftstellern neue, nach unbetretene Wege zeigte, Wege, die man in der französischen Literatur eine Zeit lang als einzig erstrebenswerth hinstellte, so daß Zola ein gefürchtetes Oberhaupt der Naturalistenschule wurde und eine wahre „Schreckensherrschaft des Naturalismus“ heraufbeschwor. Diese Ereignisse, die sich in den 70er bis 80er Jahren des 19. Jahrhunderts abspielten, haben inzwischen eine durch das Fließen aller Dinge leicht erklärliche Umwandlung erfahren. Viel staunenswerther sind die inneren Wandlungen, die sich in dem Naturalistenführer selbst vollzogen, der wunderbarer Weise heute als „reiner Idealist“ vor uns steht und mit seinem letzten vollendeten Werk „Travail“ in weltbeglückenden Utopien schwelgte. Weisen wir diese langsame Evolution an Zola's Hauptwerken nach.

Emile Zola, der arme Angestellte der Buchhandlung Hachette, hatte zunächst tastend und unsicher nach sich selbst gesucht und einige kleinere Bücher veröffentlicht: die „Contes à Ninon“, in denen der spätere Zola kaum zu erkennen ist, und „La confession de Claude“, eine uninteressante Autobiographie. Seine erste bedeutende literarische That war der Roman „Therèse Raquin“, der, später dramatisirt, ein Markstein für das naturalistische Drama wurde. Nachdem ihm der Verleger Lacroix (später Charpentier) die Existenz gesichert hatte, — durch ein Abkommen, nach welchem Lacroix dem Dichter ein monatliches Gehalt von 500 Frcs zahlte, wofür sich dieser verpflichtete, einen Band pro Jahr fertig zu stellen — ging der junge Mann, seinem Vorbild Balzac getreu, muthig an die sich selbst gestellte Aufgabe, die Natur- und sociale Geschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreich zu schreiben. Es entstanden die Rougon-Macquart, die 1871 mit „La fortune des Rougon“ begonnen und 1893 mit „Docteur Pascal“ vollendet wurden.

Zola hatte hierbei zwei gewaltige Ziele im Auge. Einmal wollte er durch dies Riesenwerk die verlotterte Gesellschaft des zweiten Kaiserreichs an den Pranger stellen, die nach dem Staatsstreich, von gierigem Hunger nach Millionen, von wahnwitziger Genußsucht besessen, im neu aufblühenden Paris schwelgte, während eine ungezählte Schaar von Enterbten und Unterdrückten immer tiefer in materielles und moralisches Elend hinabgestoßen wurde. Sodann sollte damit eine Romangattung geschaffen werden, die er mit dem Namen Experimental-Roman bezeichnete. Um zunächst auf seine neuen künstlerischen Absichten hinzuweisen, schickte er dem Romancyclus eine Programmschrift voraus, „le roman expérimental“, in welcher er eine Studie des berühmten medicinischen Forschers Claude Bernard über experimentale Medicin auf die Romantechnik ummodelte. „Wenn die experimentale Methode, so folgert Zola, in der Medicin zur Kenntniß der physiologischen Bethätigungen des Menschen führt, so muß sie dem Romanschriftsteller auch die Erkenntniß des geistigen und moralischen Lebens vermitteln.“ Der Schriftsteller hat sich also zunächst zum Beobachter zu machen. Er hat den Menschen und seine Umgebung zu studiren, wie sie ihm das Leben bietet. Hierbei aber darf er nicht stehen bleiben. Er soll seine dem wirklichen Leben entnommenen Gestalten aus ihrer unmittelbaren Umgebung herauslösen, sie sich unter ganz anderen Bedingungen und Verhältnissen entwickeln lassen, als die, worin er sie kennen lernte, um dann auf geradezu wissenschaftlichem Wege nachzuweisen, wie ihre angeborenen, ererbten Neigungen und Anlagen auf ganz bestimmte Einflüsse reagiren. Mit einem Wort, er soll **experimentiren**.

Zola's geistiger Führer war bei Aufstellung dieses Programms kein Geringerer als Taine gewesen, und der große Naturalist machte sich zum eifrigsten Verfechter der Theorie des einflußreichen Philosophen, nach welcher das Individuum ein Product von Rasse, Milieu (Umgebung) und Zeitpunkt ist. Fortan war er bemüht, zu untersuchen, was die und die Leidenschaft, in dem und dem Milieu unter ganz bestimmten Zeitverhältnissen in Bezug auf das Individuum und die Gesellschaft hervorbringt. An die Theorie Taine's knüpfte er mit wissenschaftlichem Ehrgeiz eine zweite, eigene, von der erblichen Belastung. Die Vererbung wollte er zur praktischen Darstellung bringen, und obwohl er eingesteht, „daß wir in solch' precären Fragen nur stammeln“, ist er in der Ausführung bei Weitem nicht so bescheiden. Die wahre Aufgabe des „roman expérimental“ erblickt er darin, das Unbekannte zu erschließen und sich durch ein nahezu wissenschaftliches Verfahren zum Herrn der Natur zu machen. So „zieht er die menschliche Maschine auf“, um sie unter den verschiedenartigsten, von ihm selbst gestellten Bedingungen ablaufen zu lassen.

„Ich will erklären,“ heißt es im Vorwort zu den Rougon Macquart, „wie sich eine Familie, eine kleine Gruppe von Wesen in einer Gesellschaft benimmt, die zehn bis zwanzig Individuen das Leben giebt, welche anfangs ganz ungleich erscheinen. Die Analyse wird jedoch ergeben, wie innig sie miteinander verkettet sind, denn **die Erblichkeit hat ihre Gesetze wie die Schwere**.“ Das Experiment beginnt unter folgenden Voraussetzungen: Adelaide Fouque die reiche, excentrische Tochter eines Grundbesitzers aus Plassans, hat den kräftigen, hartnäckigen Bauern Rougon geheirathet. Nach dessen Tode ist sie dem tollkühnen Schmuggler Macquart, einem Säufer, verfallen, hat mit ihm in wilder Ehe gelebt und ist, nachdem der Geliebte erschossen wurde, wahnsinnig geworden. Die Nachkommen, theils Rougon's, theils Macquart's, zerstreuen sich als Kind und Kindeskind in alle Schichten der Gesellschaft des zweiten Kaiserreiches, in Folge ihrer ererbten Eigenschaften treffliche Objecte für Zola, den Theoretiker. Sie müssen unter den tausendfachen widersprechenden Einflüssen des verlotterten Paris zu Geschöpfen Zola's werden, d. h. sich nach der Gesetzmäßigkeit entwickeln, die dieser ihnen vorschreibt. Dieses anscheinend wissenschaftliche Verfahren entpuppt sich im Verlauf der Geschehnisse als ein Verfahren größter Willkür und geradezu als eine Vergewaltigung der Natur, die der Hauptvertreter des Naturalismus anfangs so abjectiv als möglich darstellen wollte. Statt sie in ihrer Mannigfaltigkeit zu erfassen und zu schildern, wie es sein Vorbild Balzac, der gewaltige Schöpfer der „Comédie humaine“ gethan hatte, carrigirte er sie und bändigte sie in noch unbestätigte, der Physik entlehnte Gesetze. Die Gefahr lag für ihn nahe, zu einem allzu schematischen Verfahren verleitet zu werden, und er entging dieser Gefahr nicht. Hierin liegt die Wurzel all' seiner Schwächen. Zola, der Theoretiker, der Schöpfer des Experimental-Romans, war sein eigner Feind.

Hoch über ihm steht der Dichter; sein künstlerisches Temperament durchbricht in seinen Meisterwerken alle Theorie und stürmt dahin, ein gewaltiger Strom heißen, zuckenden Lebens. In der Schilderung angehäuften, zusammengedrängten Lebens, gewaltiger egoistischer Triebe, die rücksichtslos ihr Ziel erreichen wollen, liegt Zola's geniale Dichterkraft. Ergiebt diese Schilderung des Egoismus zunächst ein durchaus pessimistisches Weltbild, von dem wir auf's Tiefste erschüttert werden, sucht er die angefaulte Gesellschaft des zweiten Kaiserreichs nur als etwas dem Untergange Geweihtes darzustellen, so vollzieht sich in ihm selbst eine tiefgehende Evolution. Immer mehr beachtet er in dem verlotterten, einen größ-

lichen Vernichtungskampf herbeiführenden Treiben den starken, neues Leben bergenden Unterstrom der menschlichen Gesellschaft, die neuen Lebens- und Haffnungsquellen in der Menschheit selbst. In der Darstellung dieses gleichsam unterirdischen Gährens und Ringens nach Neugestaltung der gesellschaftlichen Ordnung entfaltet er seine Kraft.

Ich denke hier vor Allem an Zola's Meisterwerk, „Germinal", das gewaltige Epos des Arbeiterelends, von der grandias-schauerlichen Poesie mittelalterlicher Todtentänze. Aus Blut und Leichen heraus läßt er hier die Haffnung auf die keimende Saat hervarbrechen, auf die endliche Erlösung der Geknechteten durch Arbeit, Wissenschaft und Liebe. Noch ist hier jedoch der pessimistische Zug vorherrschend: die Nachtseiten des Lebens lasten auf uns mit erdrückender Wucht und niederschmetternder Hoffnungslosigkeit. Doch schon im Künstlerroman „L'œuvre" finden wir, daß Zala's Pessimismus activ wird. Er will die Welt von allen Trafttosigkeiten durch den Mahnruf „arbeitet" erlösen. „Allons travailler!" rufen sich hier die Freunde eines gescheiterten Künstlers am Grabe dieses besiegten Kämpfers zu. Es ist das Leitmativ, welches fortan Zola's Schriften durchziehen wird. Ist die Arbeit heute nach fruchtlos, sa bietet sie doch die einzige Möglichkeit, die Menschheit dereinst zu retten und zu beglücken. Je mehr die „Rougan-Macquart" ihrem Ende zugehen, desta deutlicher vernehmbar wird dieses Leitmativ. Immer mehr ringt sich Zola von dem trostlosen Pessimismus los, Kraft seiner fanatischen Liebe zu Arbeit und Wissenschaft. Im „Docteur Pascal" klingt sein gewaltiger Romancyclus aus in einem Hahelied auf die Wissenschaft, auf die reine Liebe und auf das Leben selbst, das zuletzt siegreich über alles Kranke triumphirt, in der Hoffnung auf eine graße, bessere Zukunft des Menschengeschlechts, herbeigeführt durch uneigennützige Arbeit für die Menschheit. Diese Arbeit wird sich vollziehen im Laboratorium der Chemiker und Aerzte. Sie wird aber unterstützt werden müssen durch die übermächtige, erbarmende Liebe für die Menschheit.

Diesem Gedanken, der sich allmälig aus den Rougon-Macquart entwickelt hat, verleiht Zola, seiner in's Colassale gehenden Phantasie entsprechend, einen neuen monumentalen Ausdruck durch die Trilogie der Städte „Laurdes", „Rome", „Paris". Sie bedeuten den gewaltigen Zusammenbruch der drei morsch gewordenen Stützen der alten Culturwelt, des Wunderglaubens (Lourdes), der katholischen Hierarchie (Rame) und der christlichen Barmherzigkeit (Paris). Dieser Zusammenbruch vollzieht sich in der Seele des jungen Abbé Pierre Frament, des Seelsargers einer der ärmsten Gemeinden van Paris. Pierre ist nach heftiger Glaubenskrisis, zu welcher ein Besuch der neuen Wunderstätte Lourdes den ersten Anlaß gegeben, ein eifriger Anhänger des socialen Katholicismus geworden. Nicht strengstes Festhatten am Dogma, nach mittelalterlicher Wunderglauben kännen die Menschheit erlösen: die Rückkehr zur reinen Maral des Evangeliums allein ist im Stande, dereinst einen Ausgleich zwischen dem namenlosen Elend der Enterbten und der Genußsucht der Besitzenden zu treffen. In seinem Eifer, der guten Sache zu dienen, und diese ihm gewordene Ueberzeugung so viel als möglich zu oerbreiten, hat er ein Buch: Das neue Rom veröffentlicht, in welchem er alle Wohlgesinnten beschwört, in solchem Sinne dem facialen Elend Abhülfe zu schaffen. Von der Kirche erhafft er die endgiltige Erlösung der geknechteten Menschheit — und diese Erlöserin wird dann noch immer ihren Sitz in Rom haben. Rom, das uralte, wird sich verjüngen und, von der zeitlichen Macht, die es so aft in Schuld und Unwürde stürzte, allmälig sich befreiend, wird es rein und geläutert als geistiger Mittelpunkt unter den Völkern der Erde stehen, die von ihm beschirmt einem neuen goldenen Zeitalter entgegensehen. Die kathalische Kirche hat sich nicht überlebt, ihre äußere Hülle nur ist marsch gewarden, sie wird von selbst zerfallen. Ihr geistiger Gehalt aber wird, ein edler Phönix, aus Schutt und Asche emporsteigen und über die Welt hinschweben: das neue Rom.

Dieses mit voller ursprünglicher Begeisterung geschriebene Buch hatte Pierre viel Freunde und wohlwallende, hochgestellte Gönner erwarben. Da traf ihn wie ein Blitzstrahl die Nachricht: sein Buch sei der Gesellschaf[illegible]s Interdicts als gefährlich bezeichnet worden.

Pierre kann es nicht fassen. Safort eilt er nach Rom, um selbst als warmer Fürsprecher seiner Sache aufzutreten. Oberflächliche Geister nur mußten es flüchtig durchblättert haben. Der graß denkende, warm fühlende Leser aber konnte unmöglich die tiefe Wahrheit und die hohe, edle Mission des Buches verkennen. Nur solchen will er seine Ideen entwickeln und mit heiligem Freimuth den Papst selbst für seine Sache zu gewinnen suchen. Er kommt in Rom an. Reich an Illusianen geht er an die Vertheidigung seines Buches; Enttäuschung auf Enttäuschung trifft ihn. Auch verzögert sich seine Abreise van Woche zu Woche, da die Audienz beim heiligen Vater erst durch eine Unzahl von Empfehlungen und Befürwortungen ermöglicht werden kann. Die Pfarten des Vatikans sind keineswegs dazu da, daß jedes bedrückte Kind der Kirche ohne Weiteres da anklopfen und sich Trost halen kann. Schlimmer als bei jedem weltlichen Fürsten sind sie von einer Unzahl von Würdenträgern umstanden, die alle, stntt in christlicher Eintracht zu handeln, gegen einander intriguiren. Endlich wird er von Lea XIII. in geheimer Audienz empfangen. Er wirft sich vor ihm nieder. Die Begeisterung, mit der er sein „Neues Rom" geschrieben, überkommt ihn. Er fühlt sich als Abgesandter der ganzen leidenden Menschheit. Ihr Angstschrei ist's, der jetzt von Pierres Lippen ertönt, der dem Stellvertreter Gottes auf Erden in die Seele schneiden und sein Herz mit unendlichem Erbarmen erfüllen muß. Den Papst der Versöhnung, Leo XIII., fleht er an, und dieser muß ihn hören. Er wird ihn verstehen und den ersten Stein zu dem erhabenen Geistesbau legen, van welchem er geträumt: zum neuen Rom. — Da richtet sich der heilige Vater auf, streng, hart und kalt. Er hat Pierre nicht verstanden. Der junge Priester hat Lourdes verdammt, am Dogma gerüttelt und die weltliche Macht der Kirche verkannt. Sein Buch ist nicht nur thöricht, sandern gefährlich. „Studire eifrig die Schriften des heiligen Thomas von Aquino, mein Sohn," beschließt der Papst sein Verdammungsurtheil, „und dein Glaube wird sich wieder befestigen!" Und Pierre beugt sich var ihm und zieht sein Buch zurück. Wozu noch weiter kämpfen, wenn dem abersten Schirmherrn der Kirche die scholastische Weisheit eines Thamas von Aquino zur Führung durch alle brennenden Fragen der Zeit genügt; wenn er sich nur den Kapf an dem Jahrhunderte alten Gebäude leerer Aeußerlichkeiten stößt, in dem er Herz und Geist, zu dem er einst hindurchzudringen glaubte, vergebens sucht! Nur eine Revolution wird den hohlen Bau stürzen und der Menschheit ihr Recht zum Glück wieder verschaffen können.

Blutenden Herzens, in all seinen Hoffnungen enttäuscht, verbringt er die letzten Stunden in Rom. Da fällt ihm beim Packen ein unscheinbares Buch in die Hände, ein Handbuch der Naturwissenschaften. Wie ein erlösender Hauch weht es ihm daraus entgegen. Ja, vergebens versteifen sich kleinliche, engherige Menschen darauf, die alten unhaltbar gewordenen Illusionen zu wahren. Dieses unscheinbare Büchlein wird sie langsam, aber sicher zerstören. Es wird keiner Gewalt bedürfen: die Wissenschaft schreitet nie gewaltsam varwärts. Auch kann sie nie bankerott machen, denn sie verspricht nie das Absolute. Allmälig nur zerstört sie den Irrthum und erobert die Wahrheit.

In „Paris" richtet sich der innerlich gebrochene Pierre unter wackeren Geistesarbeitern an der Hand der Wissenschaft wieder empor. Gewnltige, farbensatte Bilder, die großartigen Eindrücke, die der Dichter von den verschiedenen Stimmungen der Riesenstadt giebt, bilden den Rahmen dieses graßen

Ideengemäldes. Wir sehen die außen glänzende, doch an vielen Stellen angefaulte Oberfläche von Paris; wir sehen die Schätze, die in seiner Tiefe ruhen. Ein Hinweis auf die verborgenen Lebens- und Zukunftsquellen ist von erhabener Größe; es liegt darin ein befreiender Optimismus, der uns mit so vielen Nachtseiten von Zola's Werken wieder aussöhnt. Der Dichter setzt seine ganze Hoffnung auf die Jugend. „Mitten in den traurigsten socialen Zuständen der Ungerechtigkeit und Corruption sitzt die wahre Jugend, die man nicht kennt, in den Schulen, Laboratorien und Bibliotheken. Diese Jugend arbeitet; sie wird den Morgen herbeiführen... Diese Jünglinge gehen mit dem Jahrhundert. Sie haben keine einzige seiner Hoffnungen verworfen und schreiten, entschlossen die Arbeit ihrer Vorläufer fortzusetzen, immer mehr dem Lichte, immer mehr der Freiheit entgegen." Welche Perspective! Zola eröffnet sie und verkündet, nachdem er zuvor die revolutionäre Gewalt als zwecklos zurückgewiesen, mit dem wahren Fanatismus eines Propheten den neuen Glauben: „Durch Wissenschaft und Liebe gestaltet man die Welt."

Er ist in die dritte Phase seines Schaffens eingetreten: nachdem er auf rein experimentale Weise die Naturgeschichte der Menschennatur und nur zu oft der menschlichen Bestie geschrieben, nachdem er sich als kühner Zerstörer alter Culturmächte gezeigt, tritt er als socialer Prophet auf, der begeistert die sich ihm offenbarte Religion der Zukunft predigt. Eine abermalige Romanserie, die „Vier Evangelien", sollte diese neue Religion theoretisch und in ihren praktischen Ergebnissen für die Menschheit darstellen. Aus dem Naturalisten ist ein Idealist, aus dem Pessimisten ein Optimist, ein Reorganisator und Menschheitsbeglücker geworden.

„Fécondité" eröffnete diese Serie von Laienpredigten. Hier schreibt Zola a priori den Völkern ihre socialen Pflichten vor; er will sie zur gesunden Vermehrung führen, indem er Beweise dafür erbringt, daß ihre Verminderung und Verfeinerung nur Ursachen traurigsten Verfalles sind, daß Laster und Krankheit als nothwendige Folge aus dieser Verfeinerung hervorgehen. „Fécondité" ist ein kühnes Buch, das nur ein Franzose schreiben konnte, ein Buch der furchtbarsten Anklage an seine Landsleute, die die Entvölkerung Frankreichs begünstigen. Er schließt mit einer Hymne auf das Leben, auf die ewig fruchtbare Natur, auf jeden neuen ihr entsprossenen Keim, den er als einen neuen Segen preist. Den sich vermehrenden Völkern zeigt er Wege zum Wohlstand durch den Hinweis auf Colonisationsbestrebungen. Und noch weiter geht der Optimist Zola. In „Travail" stellt er den Traum von einer neuen Menschheit in einer völlig neu organisirten Gesellschaft bereits als verwirklicht hin. „Travail" ist im Gegensatz zum „Germinal", diesem erschütternden Nachtstück, das Buch des Tages. Dort das gebückte Elend, über das der Ausbeuter triumphirt, hier die Arbeiterschaft, der die Stunde der Freiheit schlägt, und die sich nun, ihrer Menschenwürde bewußt, stolz erheben darf als freie Bürgerschaft einer brüderlichen Gesellschaft, in der Friede geboren wird aus der gerechten Vertheilung von Arbeit und Reichthum. Und nicht durch gewaltsame Revolution ist ihr diese Befreiung geworden, sondern durch die langsame, friedliche Evolution der liebenden und denkenden Menschheit.

Die Jugend, die Zola verborgen am Glück der Zukunft arbeiten sah, gründet die ideal-anarchistische Industriestadt nach dem System Fourier's. Der Mann der Wissenschaft als Erfinder, der Capitalist und der Arbeiter vereinigen sich zur idealen Trilogie von Capital, Arbeit und Vernunft. Lukas, ein Sohn Pierre Froment's, ist die Seele dieses Idealstaates, und bringt ihn zu höchster Blüthe. Er führt den denkbar glücklichsten Zustand des Arbeiters herbei, der sich solidarisch fühlt in der Ueberzeugung, daß das größtmögliche Glück eines Jeden in der größten Summe von Glück besteht, die für die Gesammtheit erreicht wird. „Wir arbeiten für uns, wenn wir für die Anderen arbeiten." Wir finden in „Travail" die vollkommene socialistische Utopie verwirklicht. Die Erfüllung aller Cooperativbestrebungen, aller communistischen und collectivistischen Ideale erzeugt in fabelhaft kurzer Zeit Liebe, Friede, Fruchtbarkeit und Wohlstand. Auf die absurden, geradezu lächerlichen Einzelheiten, in deren Schilderung sich der überzeugte Utopist freudig ergeht, ist unlängst an dieser Stelle bereits hingewiesen worden. Neben der großzügigen, fortreißenden Darstellungskraft, Zola's Stärke, treten in diesem letzten vollendet erschienenen Buch Zola's Schwächen immer schärfer hervor.

Seine Stärke beruht in der Wucht der Collectivdarstellung, in der Kunst, gewaltige Massen in Bewegung zu zu setzen und sie zu ungeheurer Machtfülle anschwellen zu lassen, so daß der Leser förmlich hypnotisirt wird. Er besitzt einen visionären Zug, der ihn die großartig düstere Poesie einer geschlossenen Masse herausfühlen läßt, die nur ein Gedanke beseelt. Selbst dann, wenn unserem Gedächtniß Einzelheiten seiner Romane entfallen sind, behalten wir den Eindruck zurück von einem kraftvollen Auf- und Niederwogen gewaltiger Lebensfluthen, die sich behaupten wollen. Ein weiterer charakteristischer Zug seines dichterischen Könnens ist das Zusammenstimmen im Großen erfaßter äußerer Dinge und Geschehnisse mit dem stark pulsirenden, inneren Lebensstrom seiner Werke, so daß dabei oft eine grandiose Symbolik herauskommt.

Und die vielfachen Schwächen Zola's? Es ist auf sie schon bei Betrachtung der theoretischen Seite seines Werkes hingewiesen worden; sie bestehen zunächst in einem argen Mißbrauch der Theorie der Vererbung. Die Forderung „Natur!" verleitete ihn bald immer mehr dazu, nur Schatten im Schmutz zu sehen, da wo im wirklichen Leben Licht und Schatten, Gutes wie Böses weit gleichmäßiger vertheilt sind. Zola's Naturalismus und mit ihm der Naturalismus überhaupt, entartete; nach den Romanen „Nana" und „la Terre" reichten sogar seine früheren Anhänger einen Protest gegen ihn ein. Das Zeitbild, was er uns mit den „Rougon Macquart" gegeben hat, ist bei aller Großartigkeit einseitig.

Wenn er sich nun auch in seinen jüngeren und jüngsten Romanen ganz andere Ziele steckte und sich zum kühnen Verfechter des Fortschrittes der Menschheit durch Arbeit, Wissenschaft und Liebe machte, konnte er sich trotz vorzüglicher Einzelheiten, trotz seines kühnen Eintretens für Wahrheit und Gerechtigkeit die Gunst seiner Landsleute nicht wieder erobern. Er war für den französischen Geschmack zu weitschweifig und zu grobschlächtig geworden. Die französische Kritik unterschätzte, indem sie die Quantität des Gebotenen verurtheilte, die Qualität, die das Ausland besser zu würdigen verstand, Uebertreibungen und Vergröberungen weise ausscheidend. Immerhin muß auch ich die mannigfachen Schwächen in Zola's letzten Werken zugeben. Er wandert gleichsam mit Siebenmeilenstiefeln durch alle socialen und moralischen Fragen und thut sie mit den Schlagwörtern „Wahrheit" und „Gerechtigkeit" ab. Er liebt die Vergröberung und bevorzugt die allzu einfachen Lösungen. Von jeher war er der feineren Psychologie abhold; das Individuum trat ganz hinter der Collectivdarstellung zurück oder wurde zum ungeheuerlichen, symbolischen Vertreter eines furchtbaren Lasters (vergl. „Nana", „La Bête humaine", „l'Argent"). In „Fécondité" und „Travail" verliert er die Grenzen der Wirklichkeit fast völlig aus den Augen und verkörpert in seinen Menschen ohne Rücksicht auf deren naturgemäße, individuelle Entwickelung seine jeweiligen Theorien. Er schiebt sie in Massen heran, wie er sie braucht, und seiner Beweisführung zu Liebe müssen sie gut oder böse, fruchtbar oder steril, social oder antisocialempfindend sein. So entsteht in seinen letzten Büchern eine reinliche Scheidung von Schafen und Böcken, und wie im Ammenmärchen geht es dem Guten gut, den Bösen aber bedrohen alle Arten des furchtbarsten Unterganges. Zola hat darin seine dichterischen und künstlerischen Ziele ganz seinen

socialen Theorien geopfert. Der Roman ist nicht mehr um seiner Selbst willen da, sondern wird zu einer Art Parabel, frei erfunden, um seine Lehre zu illustriren. Mehr und mehr treten auch die fesselnden Einzelschilderungen zurück, durch die sich der einstige Naturalist auszeichnete. Seine Bilder sind gleichsam Zeichnungen im Plakatstyl, nicht auf die Darstellung localer Einzelheiten ausgehend, sondern nach großen, oft auch groben Zügen strebend, die von der ganzen Menschheit gesehen werden sollen.

Der Theoretiker und Socialpolitiker hat allmälig den Dichter verdrängt; die Literatur schien Emile Zola immer mehr zu verlieren. Da es ihm jedoch nicht vergönnt worden ist, die „Vier Evangelien“ zu beschließen, ist man heute nicht im Stande, endgiltig festzustellen, was die Menschheit etwa dafür an ihm gewonnen hat, welch' weitere Perspectiven er ihr nach dem utopistischen Traum „Arbeit“ eröffnet.

Erst das Erscheinen von „Vérité“ und die Herausgabe seiner gewiß längst fertig vorliegenden Pläne zu „Justice“ werden ein abschließendes Urtheil über ein Lebenswerk gestatten, das in seiner Größe als Schöpfung eines Mannes fast einzig in der Literatur dastehen dürfte.

Feuilleton.

Ihr glücklichster Augenblick.

Von Therese Rösing.

Es klingelte am Windfang.

Der Herr, der die Glocke gezogen hatte, wünschte Fräulein Baumeister zu sprechen.

Erstaunt blickte das Dienstmädchen ihn an und dachte nach. Dann schlug sie ihm vor:

„Sie meinen wohl Frau Möller?“

Der fremde Herr lächelte in den Hut hinein, den er höflich in der Hand hielt, und wiederholte mit sanfter Stimme:

„Nein, ich möchte Fräulein Baumeister sprechen.“ Nach kurzem Ueberlegen setzte er gedämpften Tones hinzu: „Ich habe dem Fräulein Geld auszuzahlen.“

In diesem noch nie dagewesenen Fall sah sich das Dienstmädchen nach Hülfe um, und es war gut, daß Gertrud, die älteste, fünfzehnjährige Tochter des Hauses, aus der Wohnstubenthür guckte, um zu sehen, wer sich eigentlich am Windfang unterhielte.

Der fremde Herr lächelte ihr zu, und sie kam näher.

„Der Herr will,“ das Dienstmädchen schluckte noch rasch „Tante Johanna“ hinunter, „Fräulein Baumeister sprechen.“

„Tante Johanna?“ fragte Gertrud erstaunt.

„Er will ihr Geld bringen,“ fuhr das Dienstmädchen fort, stolz darauf, eine so überraschende Neuigkeit mitzutheilen.

„Geld?“ wiederholte Gertrud. „Von wem denn?“

Der fremde Herr lächelte abermals, machte ein geheimnißvolles Gesicht und sagte:

„Das kann ich nur dem Fräulein selbst eröffnen.“

Gertrud und das Dienstmädchen blickten sich an. Was für ein unerhörtes Vorkommniß!

„Mama ist nicht zu Hause,“ sagte endlich Gertrud unschlüssig.

„Ich wünsche auch nur mit Fräulein Baumeister zu sprechen,“ wiederholte der fremde Herr.

Man konnte nicht umhin, den Beharrlichen in's Wohnzimmer zu führen, und Gertrud rief laut durch's Haus nach Tante Johanna.

Die Gesuchte kam die Küchentreppe herauf, war sehr betroffen, als sie hörte, um was es sich handle, schwankte einige Minuten, ob sie, die Unverheirathete, noch nicht ganz Sechsunddreißigjährige, einen unbekannten Herrn empfangen dürfe, band auf das Zureden ihrer Nichte, die vor Neugier brannte, ihre Küchenschürze ab, rieb sich die Hände daran rein und trat, äußerlich ziemlich gefaßt, in das Wohnzimmer.

Der fremde Herr verbeugte sich ehrfurchtsvoll und schloß die Thür nach dem Eßzimmer, wo Gertrud auftauchte.

Fräulein Baumeister schwankte wieder, ob sie ihm einen Stuhl anbieten solle, oder ob eine solche Aufforderung zu längerem Bleiben allzu vertraulich wäre ... Was für ein Unglück, daß ihre Schwester gerade ausgegangen war!

Der fremde Herr hatte wieder seinen Hut betrachtet, den er noch in der Hand hielt, und sagte sanft: „Ich habe Ihnen Geld zu bringen, gnädiges Fräulein ... nicht gerade viel ... eigentlich nur eine Kleinigkeit ... aber man nimmt es doch gern.“

Gerührt und in Eile überlegte das Fräulein, wer der Wohlthäter sein könne, der ihr den freundlichen Mann mit dem Gelde zuschickte. Elf Brüder ihres Großvaters waren nach Indien gegangen, wie man in der Familie erzählte — — — vielleicht ein Legat von einem von ihnen? — Jeden, auch den kleinsten Zuschuß zu ihrem mageren Einkommen konnte sie herrlich gebrauchen.

Sie sammelte sich und fragte voll Geistesgegenwart:

„Von wem denn?“

„Ihr Loos ist mit einem kleinen Gewinn herausgekommen.“

„Ach Gott,“ sagte das Fräulein und ein ganzes Kartenhaus von Hoffnungen fiel ihr zusammen. „Ich spiele ja gar nicht in der Lotterie.“

„Nicht?“ fragte der fremde Herr erstaunt. „Habe ich denn nicht die Ehre, mit Fräulein Burmeister zu sprechen?“

Sie schüttelte betrübt den Kopf. „Ich heiße Johanna Baumeister.“

Er überlegte sich den Fall reiflich. „Sind Sie denn nicht die Schwester von Herrn Architekt Burmeister?“

„Ich habe gar keinen Bruder. Nur eine einzige Schwester, Frau Möller. Sie ist leider gerade nicht zu Hause.“

Dem fremden Herrn that der Irrthum sehr, sehr leid. „Ich muß gestehen, gerade Ihnen hätte ich gern einen Gewinn gebracht ... Aber freilich, wenn Sie überhaupt nicht spielen ...“

Eine Weile blickten sie sich schweigend an, dann begann er von Neuem:

„Neulich brachte ich Frau Dr. Ellinghaus einen Lotteriegewinn ... Vielleicht ist Ihnen die Dame bekannt?“

Nein, Fräulein Baumeister hatte nie von ihr gehört.

„Es war auch nicht gerade viel ... ein paar hundert Thaler, aber Frau Dr. Ellinghaus war natürlich doch sehr erfreut darüber ... Und können Sie rathen, was sie mir als Trinkgeld gab? ... Zwanzig Pfennig gab sie mir! ... um ein Glas Bier zu trinken!“ Seine Stimme bebte vor Entrüstung. „Aber wissen Sie, was ich that? Ich machte ihr eine vornehme Verbeugung ... so ... legte die zwanzig Pfennig auf den Tisch und sagte: Mit solcher Kundschaft will ich nichts zu thun haben! ... das sagte ich ... So sind Sie nicht, Fräulein Burmeister ... Sie hätten das nicht gethan.“

„Baumeister,“ verbesserte sie ihn und bestätigte seine gute Meinung von ihr: nein, das hätte sie nicht gethan.

„Was man so in seinem Beruf erlebt,“ fuhr er zutraulich fort und trat ihr einen Schritt näher. „In dieser letzten Ziehung kommt Frau Kleinmichel mit einem Gewinn heraus ... fünftausend Mark ... Sie kennen die Dame doch gewiß! Die dicke Wittwe in der Mühlenstraße ... der Mann war Bäcker ... nach seinem Tode hat sie das Geschäft sehr vortheilhaft an einen Fremden verkauft ... an einen Hamburger ... nein! ich glaube, der Herr war aus Süddeutschland ... Vielleicht wissen Sie, Fräulein Burmeister?“ ...

„Baumeister,“ verbesserte das Fräulein schüchtern.

Nein, sie wußte aber nicht, sie hatte überhaupt niemals den Namen Kleinmichel gehört, nur einmal, wie sie glaubte, auf einem Theaterzettel gelesen.

„Merkwürdig,“ sagte der fremde Herr ... „Na, die Frau Kleinmichel braucht's nicht, aber sie freute sich doch ... fünftausend Mark! wenn einem das sozusagen in den Schooß fällt, ist man nicht böse! ... Also ich bringe ihr das Geld, und können Sie denken, was sie mir gab, Fräulein Burmeister?“

„Baumeister,“ flüsterte das Fräulein, aber wieviel der fremde Herr von Frau Kleinmichel erhalten hatte, konnte sie nicht denken.

„Drei Mark gab sie mir,“ sagte er schmerzlich. „Wissen Sie, wie ich das nenne? ... Schäbig nenne ich das.“

Das Fräulein nickte. Sie hatte mit großem Interesse zugehört und fand es auch schäbig.

„Sie hätten das nicht gethan,“ sagte der fremde Herr mit Ueberzeugung und betrachtete wieder seinen Hut. „Ja, dann muß ich das Geld also zu Fräulein Burmeister bringen ... Schade! Ich hätte es Ihnen viel lieber dagelassen ... aber freilich, wenn Sie gar nicht spielen! ...“ Er that langsam einige Schritte nach der Thür hin und blieb dann stehen. „Warum thun Sie es denn eigentlich nicht? — — Man sollte wirklich dem Glück die Hand bieten ... Das ist Menschenpflicht.“

Fräulein Baumeister schüttelte den Kopf. Ihre Familie hatte niemals in der Lotterie gespielt. Sie wußte daher gar nicht, wie man das überhaupt machte.

Der fremde Herr trat wieder näher zu ihr heran und sagte in geheimnißvollem Ton:

„Möchten Sie mir einmal Ihre Hand zeigen? Offen, die Handfläche nach oben?“

Sie gehorchte. Er betrachtete eine Weile schweigend die rauhe, ausgearbeitete Hand, lächelte befriedigt und stellte seinen Hut auf den Tisch. Bedächtig wählte er dann aus einer fettigen Brieftasche, die er unter seiner Weste hervorzog, ein rosa Lotterieloos heraus, wickelte es um den Zeigefinger und legte die kleine Rolle sänftiglich dem Fräulein in die geöffnete Hand.

„Sehen Sie die Sympathielinien?" rief er entzückt. „Wie sie gerade auf das Loos zulaufen? Darauf würden Sie gewinnen ... ganz gewiß ... vielleicht den Hauptgewinn von hunderttausend Mark ... die Ziehung ist schon im nächsten Monat."

Hunderttausend Mark! ... Fräulein Baumeister starrte das rosige Papier an, das ihr federleicht und doch schicksalschwer in der Hand lag, seufzte tief, schüttelte den Kopf und legte die kleine Rolle behutsam auf den Tisch neben den Hut. Soviel Geld, um in der Lotterie zu spielen, hatte sie gar nicht übrig ... keinen Groschen hatte sie übrig.

Der fremde Herr nahm das Loos, glättete es, las halblaut die Zahl darauf, schob es langsam in die Brieftasche und steckte sie an ihren Platz. Wieder machte er einige Schritte nach der Thür hin, blieb stehen, kam zurück, holte seinen Hut, betrachtete ihn und fragte:

„Die hübsche junge Dame war Ihr Fräulein Nichte?"

„Meine Nichte Gertrud. Die älteste Tochter meiner Schwester Marie ... nächsten Ostern wird sie confirmirt," antwortete das Fräulein.

„Könnten Sie sich nicht entschließen, mit dem jungen Fräulein zusammen ein Loos zu spielen? Wir haben in unserer Collecte immer die Bemerkung gemacht, daß es Glück bringt, wenn zwei Fräulein zusammen spielen ... besonders ein ... hm ... ein junges und ein ganz junges."

Fräulein Baumeister sah plötzlich zerstreut aus und machte eine unruhige Bewegung. Ihr fiel der Braten ein, der schon zu lange ohne Aufsicht und mittlerweile gewiß ganz ausgedörrt war.

Vielleicht schien dem standhaften Gast der Fall hoffnungslos und er entlassen zu sein, er verbeugte sich höflich und ging wieder zur Thür. Die Hand auf dem Drücker, wendete er sich noch einmal nach ihr um und sagte vorwurfsvoll:

„Wie kann man nur so halsstarrig sein!"

Sie aber war durch das Eßzimmer davon gestürzt und kam ihrem Braten gerade im Augenblick der höchsten Noth zu Hülfe ...

Schon an der Hinterthür erfuhr die heimkehrende Hausfrau, was sich in ihrer Abwesenheit zugetragen hatte. Sie traf dort mit dem Dienstmädchen zusammen, das noch rasch eine Handvoll Petersilie zum Garniren des Bratens aus dem Garten holen wollte und nun zwischen Thür und Angel wiederholte, was Fräulein Johanna in der Küche von dem merkwürdigen Besuch erzählt hatte.

Als Frau Möller die Treppe hinaufging, stürzte Gertrud ihr entgegen, folgte ihr in's Schlafzimmer und verkündete, während die Mutter Hut, Schleier und Spitzenboa abnahm, ausschüttelte und in den Schrank that, daß Tante Johanna beinahe den Hauptgewinn in der Lotterie gewonnen hätte.

„Schlenkere nicht mit dem Bein, Gertrud," mahnte die Mutter und bürstete sich vor dem Spiegel über ihr schönes, volles Haar.

„Sie spricht immer von dem fremden Herrn, der hier gewesen ist, Mama, es war aber nur ein Mann."

Bei Tisch erzählte Tante Johanna, was ihr begegnet war. Sie sprach gern davon, denn es war an und für sich interessant, und außerdem fühlte sie, daß sie dabei Vernunft, Würde und Selbstständigkeit bewiesen hatte. Jedoch ihre Schwester sagte nicht die anerkennenden Worte, die sie von ihr erwartete, sondern lächelte nur vor sich hin. Die arme Johanna! Wieviel Wesens sie von einer solchen Kleinigkeit machte! Das kam, weil sie so gar nichts erlebt hatte. Immer im Krankenzimmer des Vaters, bis der vor drei Jahren gestorben war ... Wenn sie dagegen an ihr eigenes Schicksal dachte! ... Sie seufzte. Erst vierunddreißig Jahre alt und schon zwei Männer begraben! Den zweiten noch vor der Geburt seines jüngsten Kindes, des blassen, kleinen Mariechens.

Inzwischen war Paulchen, der einzige Sohn und eigentliche Herr des Hauses, der etwas langsam dachte, von der Aufregung der Anderen angesteckt worden.

„Ich weiß, was Du gethan hättest, Tante Johanna, wenn der fremde Mann Dir einen Sack mit Geld gebracht hätte."

„Es war ein Herr, Paulchen," verbesserte die Tante.

„Du hättest ein Rad gekauft! ... ein Rad für mich!" rief er. „Ebenso schön wie Karl Reinhard seins ... oder noch schöner!"

„Zum Radfahren bist Du viel zu klein," sagte Gertrud. „Du würdest Dir nur das Nasenbein zerbrechen, wie neulich Karl Reinhard. Er sieht jetzt ganz scheußlich aus ... wie ein Seehund ... Nein, wir würden für das viele Geld eine Reise machen. Nach Friedrichroda, wo Heine's hin sind ... oder nach Italien, wenn's so weit langt, nicht wahr, Tante Johanna?"

Frau Möller seufzte. Der Teppich im Wohnzimmer war sehr abgetreten und sie hätte auch gern einen Gasbadeofen gehabt.

Tante Johanna lächelte und fühlte sich glücklich und wichtig als Mittelpunkt des allgemeinen Interesses ... Ob Gott! Das große Loos zu gewinnen! Hunderttausend Mark! ... Wieviel Zinsen sie dann wohl hätte! Sie wollte es sich nachher wirklich ausrechnen! ... das große Loos! Ihr war zu Muthe, als ob das Glück vor der Thür stünde und nur darauf wartete, daß sie „Herein" riefe ...

* * *

Nach dem Mittagessen ging sie mit den Kindern in den Garten, damit Schwester Marie nicht in ihrer Siesta gestört würde. Mariechen setzte sich neben den Stopfkorb der Tante auf die Bank, ihre Puppe im Arm. Sie war ein besonderes Kind, wie Jeder fand, und sagte nicht viel, aber in ihrem Kopfe hausten allerlei Gedanken, und zuweilen kamen ihr die auf die Lippen.

Paulchen, der sie immer auslachte, tummelte sich außer Hörweite unten im Garten herum, Gertrud hatte die himmlische Goldelse vor sich und beide Daumen in die Ohren gesteckt, da dehnte sich Mariechen weit zurück gegen die Banklehne, drückte ihre Puppe fester an sich, kreuzte die Füße, erhob den Blick zu dem tiefen Blau des Himmels und begann laut zu träumen. Tante Johanna störte sie dabei nicht, die war ihre Vertraute.

„Wenn wir einmal einen ganz, ganz großen Klumpen Gold finden, wie Hans im Glück, dann kaufen wir uns ein ganz kleines weißes Haus. Das steht mitten im grünen Wald, wo die Hirsche und Rehe wohnen, oder auf einer schönen grünen Wiese zwischen all' den bunten Blumen und Hühnern und Enten ... Und in dem kleinen weißen Haus sind viele blanke Fenster ... und in alle blanken Fenster scheint die Sonne hinein ... und mitten im Haus brennt ein lustiges Feuer, und auf dem Feuer steht ...

„Auf dem Feuer steht eine Pfanne, und darin backe ich für Mariechen einen schönen Pfannkuchen," fiel Tante Johanna ein.

Die Kleine sah sie starr an und fuhr dann in gleichmäßigem Tonfall fort: „Und auf dem lustigen Feuer steht ein großer Topf, und in dem Topf kochen wir ein schönes Mittagessen für die Hühner und die Enten und die Hirsche und die Rehe ... Und um das Haus rund herum ist ein großer, großer Garten ... und mitten in dem Garten steht ein Baum und der hat lauter goldene Blätter ... und oben darauf" ...

„Und oben darauf," unterbrach Tante Johanna sie abermals, „sind rothe Aepfel, und die pflücken wir für Mariechen ab."

Das Kind schüttelte den Kopf und blickte unverwandt zum Himmel hinauf, als sei dort alles zu sehen, was es schilderte.

„Nein! ... Oben darauf sitzt ein schöner Vogel. Und der hat einen silbernen Schwanz ... und der hängt bis auf die Erde hinunter ... und einen goldenen Schnabel ... Und wenn er den goldenen Schnabel aufmacht, dann singt er und das ist so schön, daß alle, die es hören, lachen müssen ... oder weinen! ... Horch!" Das Kind erhob den Zeigefinger und lauschte andächtig.

Tante Johanna ließ den löcherreichen Strumpf fallen, den sie gerade in den Händen hin- und herdrehte, ungewiß, ob er noch ausbesserungsfähig sei und sah schläfrig in den Himmel hinauf. Ein leiser Wind trieb dort oben die weichen, weißen Wolken langsam durch das sonnige Blau und flüsterte hier unten mit Gras und Blättern ... Es klang fast wie ferner Gesang, süß und seltsam.

Am Windfang klingelte es, durch die geöffneten Fenster hörte man es bis hierher. Tante Johanna erschrak und nahm rasch den Strumpf wieder zur Hand. Wie kam sie nur dazu, sich so zu verträumen? In der letzten Zeit war ihr das öfter geschehen. Sie wußte auch, seit wann.

Seitdem sie neulich zum ersten Mal in ihrem Leben eine Reise ganz für sich allein gemacht hatte ... nicht weit, nur ein paar Stunden Eisenbahnfahrt und eine Stunde mit dem Wagen ... zu ihrer Cousine Emma auf's Land.

Als Kinder waren sie beide fast unzertrennlich gewesen, aber Emma hatte sich jung mit einem Gutsbesitzer verheirathet, und sie mußte ihren gelähmten Vater pflegen, denn die Mutter war schon lange todt. Als der Vater gestorben war, hatte Emma sie zu sich eingeladen. Damals paßte es nicht so recht, aber in diesem Sommer, als Marie mit den Kindern in's Seebad ging, war sie dort gewesen.

Wie sehr hatte sie sich über alles gefreut! Ueber Emma's Wirthschaft, in die alles ganz umsonst hineinwuchs, über das Vieh auf der Weide und das Brod im Backofen, über die blanken Milcheimer und die Ferkelchen, die appetitlich wie Marzipanschweinchen aussahen ... und am meisten über Emma's rothbäckige, sonnenverbrannte Kinder und ihren guten, guten Mann.

Sie hatte sich Heimweh nach dort mitgebracht und ein Gefühl unbestimmter Erwartung. Jeden Morgen dachte sie, heute, heute! jeden Abend: morgen, morgen! ... Aber es kam nicht ... Heute Vormittag, der fremde Herr! einen Augenblick hatte sie gedacht, da wäre es! und obgleich er sich nur geirrt hatte, merkwürdig war es doch gewesen!

Und jetzt ... jetzt! das zweite merkwürdige Ereigniß an diesem einen Tage: ein dicker, eingeschriebener Brief an Fräulein Johanna Baumeister. Der Briefträger hatte ihn eben gebracht, Frau Möller hielt ihn in der Hand, betrachtete ihn von allen Seiten, wunderte sich und rief durch's Fenster: „Johanna, Johanna! rasch!"

Die Adressatin mußte den Postschein unterschreiben.

Der Ruf zerriß die mittägliche Stille, aber Mariechen träumte mit offenen Augen weiter und Gertrud hatte, dank ihrer Daumen, überhaupt nichts gehört.

Johanna eilte herbei, Frau Möller reichte ihr einen Bleistift: „Unterschreibe nur gleich, der Briefträger wartet."

Jetzt hielt Johanna den Brief in der Hand, betrachtete ihn von allen Seiten und wunderte sich ihrerseits. Prachtvolles, dickes, rosiges Papier, unbekannte, ungelenke Schriftzüge. Der Umschlag sah aus, als ob er nach dem Zukleben wieder vorsichtig geöffnet und geschlossen sei.

Von wem der dicke Brief wohl sein könnte? Johanna's Herz fing an zu klopfen.

„Lies doch nur," drängte Frau Möller. „Es ist ja ganz merkwürdig."

Johanna lachte aufgeregt und machte Miene, mit dem Brief die Treppe hinaufzueilen, um ihn in Gertrud's und ihrem Zimmer für sich allein zu lesen. Aber das litt Frau Möller nicht. Sie schob die Schwester in's Wohnzimmer, stellte sich neben sie, um mit ihr zusammen zu lesen, sagte ungeduldig: „Mach' ihn doch endlich auf!" und griff nach dem Brief.

Zum zweiten Mal heute zeigte Johanna Selbstständigkeit, hielt den Brief fest, ging an's Fenster und setzte sich dort auf Frau Möller's Privatplatz am Nähtischchen, was sie sonst nie wagte. Mit der großen Schneiderscheere schnitt sie den Umschlag auf, zog zwei dicht beschriebene Bogen heraus, glättete sie mit bebender Hand und begann zu lesen ... langsam ... mit immer trüber werdenden Augen.

Frau Möller war am Sophatisch stehen geblieben und beobachtete sie aufmerksam. Johanna konnte nicht zu Ende lesen, schluchzte ohne Thränen auf und ließ den Brief in den Schooß fallen, ihn mit den Händen zudeckend.

Erhobenen Hauptes saß sie da, den Blick in das sonnige Blau des Himmels gerichtet. Horch! — — — war das nicht ferner Gesang, süß und seltsam?

„Was steht denn eigentlich in dem Brief?" fragte Frau Möller ungeduldig, „von wem ist er überhaupt?"

Johanna wurde roth, räusperte sich, setzte zweimal an und sagte endlich gepreßt:

„Von Herrn Hegelmann!"

„Hegelmann?" Frau Möller war sehr verwundert. „Wer ist denn das?"

„Er war Inspector bei Emma's Mann ... Jetzt will er sich einen kleinen Hof kaufen und ... und ... mich heirathen."

Frau Möller fiel auf den nächsten Stuhl.

Johanna versuchte noch einmal den Brief zu lesen, es ging jedoch nicht, die Buchstaben verschwammen ihr vor den Augen. Aber sie wußte ja auch genug. Das Glück stand vor der Thür und wartete nur darauf, daß sie es hereinriefe, das große Loos, wieviel besser, wie unendlich viel besser als hunderttausend Mark! Jemand sehnte sich nach ihr ... sie war Jemand nothwendig!

Sie dachte nicht an Herrn Hegelmann's schwarze Nägel, an seine grobe Stimme und seine ungepflegten Manieren, sie dachte an ein kleines weißes Haus voll Sonnenschein, und am Heerd stand sie und backte und kochte für ihren Mann, der von Morgens früh bis Abends spät für sie arbeitete.

Frau Möller hatte sich etwas von ihrem Schrecken erholt und kam näher.

„Dich heirathen?" fragte sie scharf, „das ist ja einfach unmöglich ... Du denkst doch wohl nicht an solchen Blödsinn?"

Sie war sehr besorgt. Nicht weil Johanna's schmale Zinsen eine willkommene Erhöhung ihres eigenen, nicht übermäßig reichlichen Einkommens waren, auch nicht, weil Johanna's Fleiß ihr ein Dienstmädchen ersparte — — das nicht ... sondern weil sie für die Ehre der Familie fürchtete und wußte, daß mit Johanna's Starrkopf unter Umständen nichts anzufangen war ... Solch' ein Unsinn — — solch' eine unerhörte Blamage! ... Ein Inspector, ein ungebildeter, unbemittelter Mann! — — Und ihr Vater war Landgerichtspräsident gewesen!

„Es ist einfach unmöglich," sagte sie peremptorisch und legte ihre Hand der Schwester auf die Schulter. Johanna, die unsichere, unselbstständige, die jeden Menschen um Rath fragte, hob die Augen zu ihr auf. Sie standen voll Thränen, Thränen der Glückseligkeit und ein fester, unerschütterlicher Entschluß schimmerte hindurch.

Mochte kommen, was da wollte, mochte Mühe und Arbeit sie an Herrn Hegelmann's Seite erwarten, sie fürchtete sich nicht; — sie besaß einen Talisman, der sie stark machen würde: die Erinnerung an diesen Augenblick, den glücklichsten ihres Lebens!

Aus der Hauptstadt.

Politische Tagebuchblätter.

Fräulein Dr. jur. Anita Augspurg forderte in Weimar einen sie nach Namen und Ort fragenden Schutzmann auf, sie nur gleich mit zur Wache zu nehmen. Dem Polizeibeamten, der nachher ihre Personalien feststellte, erklärte sie, eigentlich habe sie den Schutzmann mit hergebracht und nicht der Schutzmann sie. Der Vorfall komme ihr gerade recht, sie brauche solches Material ꝛc.

Anita Augspurg's Vorgehen inaugurirt eine neue Aera. Sobald der freie Bürger gar nicht erst abwartet, bis er verhaftet wird, sondern den Schutzmann flehentlich um seine Sistirung bittet, schwinden mit einem Schlage alle Mißhelligkeiten, welche früher den freundschaftlichen Verkehr zwischen Behörde und Unterthan oft genug störten. Der Regierte sieht in seiner Verhaftung nichts als die edle Absicht der Regierung, ihm Material zu liefern, seinen Namen bekannt zu machen, ihn mit den Zeitungen in Verbindung zu bringen — was besonders aufstrebenden jungen Schriftstellern von Wichtigkeit sein wird. Die in letzter Zeit wiederholt vorgenommene Fesselung von Redacteuren gewinnt im Lichte des Augspurg'schen Systems ein ganz anderes Aussehen. Gerade in der Fesselung wird man von nun an einen höheren Grad behördlichen Vertrauens erblicken und die Executivbeamten flehentlich um diese Gnade bitten. Gefängniß und hohe Geldstrafen verlieren gleichfalls alle Schrecken. Wir brauchen solches Material.

*

In einem Gründerprocesse wurde einer der Angeklagten zu 30 Mk. Geldstrafe wegen Ungebühr vor Gericht verurtheilt. Er hatte dem Gerichtshofe schriftlich mitgetheilt, daß er den Vorsitzenden wegen Beleidigung verklagt habe, weil dieser ihm auf seine Angabe, er sei Ingenieur bei Siemens & Halske gewesen, erwidert hatte: „Wohl zum Stuben reinemachen?"

Die Strafe wegen Ungebühr ist mit Recht verhängt worden. In einer Zeit, wo die hervorragendsten Lustspiel- und Schwankdichter, wo selbst Sarah Bernhardt's Hamlet kein schallendes Gelächter mehr zu erwecken vermögen, ist saftiger Humor an Gerichtsstelle doppelt köstlich. Es mag sein, daß die Angeklagten, gemeinhin mürrische, menschenfeindliche Gesellen, für einen fidelen Spaß auf ihre Kosten schon darum kein Verständniß haben, weil sie ihn nicht sofort zurückgeben dürfen. Was bedeutet ihre Mißstimmung aber gegenüber der herzlichen Heiterkeit, die ein guter Witz in den Seelen aller anderen Anwesenden entfesselt? Unsere Angeklagten sollten altruistischer denken lernen und die kleingeistige Empfindlichkeit abstreifen, in der sich wehrlose und verängstigte Menschen oft befinden. Humor wirkt stets befreiend, und er wirkte auch in diesem Falle so. Die Angeklagten wurden nämlich sämmtlich freigesprochen. Na also!

Prinz Vogelfrei.

Dramatische Aufführungen.

D' Mali. Schauspiel in vier Aufzügen von Max Bernstein. — Das Gastspiel der Frau Bernhardt im Königlichen Schauspielhause.

Der Münchner Rechtsanwalt, der schon zehn kleine Versuche gemacht hat, ein großer Herr im Breiterreiche zu werden, ist diesmal vom Glücke etwas mehr begünstigt worden. Sein Schauspiel „D' Mali" fand nach dem zweiten und dritten Acte recht günstige Aufnahme; nach dem ersten und letzten zischten die Unzufriedenen. Der zweite Act ist sehr theatermäßig, aber nicht theatralisch gebaut. Ein biederer Münchner Schuhmachermeister, der die Weißwurst und die Maaß Hofbräu nach der Predigt liebt, kommt durch seine kirchenfrommen Fragen hinter das G'spusi der Tochter. Die übliche ergreifende Scene, voll Vaterschmerz, Fluch und Mädchenjammer, leitet zu dem Entschlusse des Alten über, sich auf der Stelle mit dem Erzeuger des Verführers, dem Herrn Landgerichtsdirector, auseinanderzusetzen. Während des ganzen, übrigens viel zu langen, dritten Actes wird dann die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Ehe zwischen Hoch und Niedrig gewissenhaft durchgesprochen. Die stürmische Jugend und das klugerwägende Alter, der naive Plebejer und der correcte Patricier, sie Alle kommen zum Worte und dürfen ihre Ueberzeugung aufsagen, ohne daß der Autor ihnen mit subjectivem Empfinden in die Parode fährt. Bernstein läßt alle Marktweisheit, den Pfennigschatz der geistig Armen klingeln. Daß in der Ehe die Leidenschaft stirbt; daß gebüßte Lust die Sehnsucht nach ihr ertödtet; daß ein gebildeter Amerikaner uns näher steht als ein Gerbergesell', der mit uns im selben Hause wohnt — ähnliche Axiome werden zu Dutzenden servirt. Sonderlich unterhaltsam ist das eben nicht, und auf die Bühne gehören solche Disputationen in solcher Breite kaum.

Bernstein macht nicht in Gewaltsamkeiten. Nur im ersten Act, wo lustige Walzerklänge die Betende vom Muttergottesbilde fortzwingen und zu einem flotten Tänzchen zwingen, beleidigt seine Forschheit. Hier war schärfere und eindringlichere Begründung geboten. Auch daß d' Mali, das fromme, verständige, in kleinbürgerlichen Anschauungen aufgewachsene Mädel nach der ersten Redoute fällt — ich nehme wenigstens an, daß sie fällt; recht klar wird man sich nicht darüber, und am Ende ist es der Verfasser selber nicht — auch diese Zumuthung befremdet. Bernstein wollte uns zeigen, was doch nur ein Dichter zeigen kann: wie der Arme schuldig wird. Bei diesem Bemühen scheiterte der Rechtsanwalt. Alles Menschliche ist ihm fremd. Um so besser kennt er sich im Landrecht und im B.-G.-B. aus. Zwänge ihn die Bühnenconvention nicht, einen Schlußact zu schreiben, und taumelte er während

dieses Schlußactes nicht hülflos zwischen seinen eigenen Gestalten und seinen eigenen Absichten hin und her, dann wäre vielleicht Alles gut ausgegangen. So aber läßt er sich vier oder fünf Möglichkeiten, theaterwirksamen Schluß zu machen, offen, bereitet den Hörer auf alle vier oder fünf vor und entscheidet sich nach zehn Uhr Abends für die simpelste. Wird der socialdemocratische Bruder Malis den Verführer erstechen? Wird der Vater in seinem Schmerz zum Verbrecher werden? Wird die Mali sich tödten? rc. rc. Hebbels Maria Magdalena, Schnitzlers Christian, Sudermann's und Hartleben's Mädchen aus dem Volk — sie Alle geben sich in der Mali Rendezvous. Wie in einem Anwalts-Zimmer. Dr. Bernstein soll doch lieber Advocat bleiben.

*

Fedora und Tosca. Der Kassenerfolg Sarah Bernhardt's ist bedeutend gewesen; auch die Billethändler sind hoffentlich auf die Kosten gekommen. Weiter ist von der Sensation — als solche hat man den Berliner Besuch Sarah's seit Wochen dröhnend ausposaunt — nichts Besonderes zu berichten, denn es wurde uns nichts Besonderes gegeben. Die Fedora Sardous, in der Frau Sarah nach ihrem Debut im sogenannten Presseclub auftrat, soll eine Paraderolle Madames sein. Alle wilde Gluth der slavischen Frauenseele, die den geliebten Mann ermordet vor sich liegen sieht und ihn an seinem Mörder zu rächen schwört; alles entsetzliche Leid des Weibes, das diesen Mörder im neuen Geliebten entdeckt und nun zwischen Haß und Leidenschaft hin und her taumelt; die Erkenntniß endlich, daß der Getödtete ein Unwürdiger war und sie schamlos betrog — das Alles und mehr noch findet sich in Sardou's Fedora. Von den spannenden Scenen ganz zu schweigen, wo der gute Boris vor den Häschern verborgen werden muß, und ganz zu schweigen von dem schönen Tod, den die Heldin sich am Ende giebt. Fedora mag eine unerträgliche Coulissenreißerei in vier Acten sein; für die Komödiantin großen Styls ist das Stück eine Prachtnummer. Frau Bernhardt stylisirt nun freilich, stylisirt bis zum tz, mit durchtriebener Künstelei, aber großzügig ist sie nicht. Sie versagte überall da, wo Sardou Trumpf ausspielte. Die wilde Leidenschaft liegt ihr durchaus nicht, oder doch nicht mehr. In früheren Jahren hat sie vielleicht auch darin geglänzt; heute, wo sie mit beneidenswerther Rüstigkeit auf die Siebzig los marschirt, muß sie sich vor Ausschreitungen hüten.

Neben dieser Furcht vor den wuchtigen Scenen, die doch Herz und Rückgrat des Sensationsstückes sind, und ohne die es zwecklos wird, fällt Frau Sarah's allzu starke Neigung zur Pose unangenehm auf. Bei jedem Schritt, den sie thut, bei jeder Handbewegung, jedem Augenaufschlag, jeder Phrase macht sie darauf aufmerksam, daß sie mimt. Ja gewiß, die Grazie ihrer Gesten ist groß, ihr Mienenspiel erstaunlich rege, und der Wohlklang ihrer Stimme bezaubert noch heute. Aber das Alles bleibt tönende Schelle, weil man das Herz dahinter vermißt. Oder weil die Bernhardt doch nicht Schauspielerin genug ist, um uns dies Herz vorzutäuschen. So vergißt man keine Secunde lang, daß sie Nichts als Kunsthandwerk treibt; daß sie, statt in Menschenseelen, in geschliffene Spiegel schaut, daß ihre Leistung so genau abgezirkelt und ausgerechnet ist, wie die Lösung einer geometrischen Aufgabe. Wir, die wir auf den Brettern ein Bild des wirklichen, blutwarmen Lebens da draußen sehen, die wir athemlos dem Fluge des Poeten folgen wollen, uns haucht es aus dieser Maschinenarbeit eisig an. Jedes innere Interesse schwindet. Man beobachtet theilnahmsvoll die tausend Kniffe und Pfiffe der Dame, staunt ihre hoch entwickelte Technik an, wie man einen geschickten Seiltänzer anstaunt; wünscht auch wohl, daß unsere Schauspieler bei der Bernhardt sprechen lernten — aber ebenso rasch drängt sich Einem bei ihren Uebertreibungen ein Lächeln auf die Lippen.

Es kommt hinzu, daß sie sich allzu häufig wiederholt. Gewisse, an sich recht wirkungsvolle Geberden werden immer von Neuem präsentirt; immer von Neuem wählt die Schauspielerin Stellungen, bei denen ihr Profil zur Geltung kommt. Kurios ist dabei, daß eine so kluge Frau die Zuschauer für so wenig klug hält, ihnen auch dann noch Comödie vorzuspielen, wenn der erste Beifall aufgerauscht ist. Da posirt sie in der Haltung der seelisch Aufgelösten, von ihrer Rolle noch ganz Hingenommenen. Seht, so schreit diese Geberde, wie weit ich mich vergesse, wenn ich auf den Brettern stehe, wie unbarmherzig der künstlerische Dämon in mir meinen armen Leib zerfleischt! Paßt auf, — gleich stürze ich vor Ermattung und Erregung zu Boden!... Wenn man unverfälschte Komödie sehen will, muß man die vor die Gardine gerufene Sarah sehen.

Der zweite Abend gab sich feierlicher als der erste und war wirksamer als er. In der Hofloge das Kaiserpaar; in Parkett und Rängen zahlreiche stolze Uniformen; die Damen zum Theil mit allem Toilettenprunk der Saison behangen. Draußen im Vorraum aber drängte sich die dichte Schaar der Lakaien und Kammerkätzchen. Das Ganze sah nach einem literarischen oder gesellschaftlichen Ereigniß aus.

Nun ist Sardou's Tosca leider kein literarisches Ereigniß. Das krasse, an wilden Erregungen und nervenpeitschenden Effecten reiche Schauspiel hat vor langen Jahren, mit dem damals hochberühmten Fräulein „Barkany“, in Berlin sehr gefallen. Die schreckliche Folterscene im dritten Act, die Ermordung Scarpia's und seine seltsame Aufbahrung durch die Mörderin — Alles das rechnet mit den brutalsten Instincten des Publikums. Hier kann eine Virtuosin der Technik, wie die Bernhardt es in unendlich mühevoller Selbstzucht geworden ist, dröhnende Triumphe feiern. Und sie erließ uns Nichts. Gewiß, auch in dieser Rolle gab sie sich keine Mühe, die schaurigen Geschehnisse aus dem Komödiantischen in's Menschliche zu übersetzen; aber die Kunst, die sie an Sardou's grobdrastisches Machwerk verschwendete, hatte etwas Imposantes. Bis die bei dem Alter der Künstlerin und nach so gewaltiger Kraftverausgabung erklärliche Müdigkeit eintrat, der der letzte Act zum Opfer fiel. Vorher leistete sie im Zusammenspiel mit Scarpia Erstaunliches. Wie alle Studien der Angst, wahnsinniger Verzweiflung, stummen Entsetzens sich auf diesem ausdrucksvollen Antlitz spiegeln; wie ihr Mienenspiel unter der grausigen seelischen Marter bebt, die der Unbarmherzige über sie verhängt, das ist packend und zuweilen hinreißend. Ich für meinen Theil bewundere noch mehr die kluge Gewandtheit der Bernhardt, mit ihrer Kraft Haus zu halten und sich selbst auf dem Höhepunkte, während der Entscheidung nicht völlig zu verpulvern, sie behielt für die beiden Hauptspiele des Abends die Trümpfe sicher in der Hand, und wer nach dem Tode Scarpia's das Haus verließ, ging mit einem starken Eindruck davon. Der Schlußact enttäuschte dann freilich um so nachhaltiger.

Die Bernhardt ist keine Schauspielerin von der Art, die wir lieben. Niemals geht ihr das Herz mit dem Verstand durch. Niemals siegt bei ihr das heiße Temperament, das rothe Blut über die glänzende Technik; niemals vermag diese glänzende Technik die Nähte zu verdecken, womit das Drama zusammengeheftet ist. Die Kunst der Bernhardt ist überstilisirt, übercultivirt, überreif. In Paris entzückt das, und wir haben kein Recht, uns darüber aufzuhalten. Ganz und gar nicht. Diese fein ciselirte, prunkvolle Arbeit sucht ihresgleichen, wir können ihr nichts Ebenbürtiges an die Seite stellen. Immerhin kann es unser Wunsch nicht sein, daß die Bernhardt Schule macht. Im letzten Grunde ist ihre Kunstübung alexandrinisch. C.

*

Hamlet. Als vierte Gastrolle gab Frau Sarah Bernhardt den Hamlet. Es war „schaudervoll, schaudervoll, höchst schaudervoll!“ Mit dieser Sensationsnummer verdarb sie sich den guten Eindruck, den einzelne Scenen ihrer Tosca, vor Allem aber die drei letzten Acte der Cameliendame hervorgerufen hatten. Da war ihre Technik von einer so imponirenden Größe, daß man nicht mehr unterscheiden konnte, was Pose, was Wahrheit war. Es ging etwas wie Unmittelbarkeit von ihr aus, sie schien wirklich zu empfinden, wirklich die Rolle zu leben. Das Gefühl: die Künstlerin unterschätzt zu haben, schlich sich ein, denn neben ihrem Virtuosenthum glaubte man auch ein wenig Seele zu verspüren. Diesen schönen Wahn hat sie nun mit ihrem Hamlet grausam wieder zerstört. Sie ließ uns durch ihn einen tiefen Blick in die Werkstatt ihrer Kunst thun, zeigte in unverhüllter Deutlichkeit das Rüstzeug, über das sie verfügt, demonstrirte förmlich, wie sie in Liebe, in Haß, in Kälte und in Leidenschaft, in thränender Rührung und in jauchzender Freude „arbeitet“, wie sie die tausendfältigen Regungen der menschlichen Seele künstlich erzeugt, ohne sich selbst dabei irgendwie aufzuregen. Aber sie zeigte auch gleichzeitig, daß die Mittel, mit denen sie ihre Siege erficht, im Grunde doch beschränkt sind, daß ihr der große tragische Zug fehlt, den die Wolter mehr noch als die Duse, die auch überschätzt wird, hatte; daß das Gebiet, das sie souverän beherrscht, über rührsame Empfindsamkeit, wilde, nervöse Ausbrüche der Leidenschaft, leichtes Tändeln und liebliche Schelmerei nicht hinausgeht. Die Rollen, in denen sie Meisterin ist, ähneln sich daher alle mehr oder weniger. Beim Hamlet überschritt sie die Grenze, die sie sonst in kluger Abwägung der zu beabsichtigenden Wirkung genau innehielt, um ein Beträchtliches. Was sie bot, war ein Zerrbild und hatte mit Natur nicht das Geringste gemein. Wenn sie wenigstens interessant, geistreich, überraschend in Einzelheiten gewesen wäre! Aber Nichts dergleichen. Sie war langweilig. Der Gehalt der Dichtung Shakespeares blieb ihr ein Buch mit sieben Siegeln, das zu öffnen ihr wohl niemals gelingen dürfte. Sie stand der Rolle völlig haltlos gegenüber und versagte nach jeder Richtung hin. Ihr Organ, das sie sonst nur in Halbtönen gebraucht und das sie in tiefer Lage stimmen kann wie ein Instrument, klang brüchig, alt und widerspenstig. Und wie sprach sie! Einmal in schwerem, wuchtigen Pathos, die Verse skandirend; dann wieder trocken, lehrhaft, jedes Wort, jede Silbe, jeden Buchstaben endlos dehnend; gleich darauf wieder im leichtesten, flüssigsten Konversationston. Auch ihr Körper, der sonst eine so beredte Sprache spricht, drückte Nichts aus. Sie sah aus und spielte wie ein verwöhnter, ungezogener Junge. Dem Polonius trat sie auf den Fuß, die Köpfe von Rosenkranz und Güldenstern stieß sie aneinander. In der Schauspielscene kletterte sie wie eine Katze die Brüstung zum König hinauf und hielt ihm, als er wegstürmen wollte, eine brennende Fackel vor die Nase. Noch eine Nüance sei erwähnt. Sie fängt, um den Wahnsinn zu markiren, eine Fliege und deutet, als sie ihr wieder entschlüpft, das Summen und Brummen an. Es war eine Versündigung an Shakespeare. Die übrige Darstellung war es noch mehr. L.

Notizen.

In seiner „Medea“ (Carl Krabb, Stuttgart) motivirt Paul Heyse fein und folgerichtig die That einer Kindsmörderin, die in ihrer Wildheit heutzutage beinahe unmöglich erscheint. — Milderen Sinn athmet die Novelle „Er soll dein Herr sein“. Die Stimmung vor dem Aufbruch der Truppen in den Krieg wird mit wenig Strichen sicher mitgetheilt und mit feinem Humor eine Liebesepisode zu gutem Ende geführt. Der Held erringt die Dame seines Herzens eben dadurch, daß er einer Bedingung, die sie ihm stellt, nicht Folge giebt. René Reinicke hat das Buch mit reichem Illustrationsschmuck ausgestattet und ihm künstlerisch-vornehmes Aussehen gegeben.

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. (Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A.-G., München, Kaulbachstraße 51a.) Es ist Herbst geworden. In den Alpen stehen die Wälder in der Farbenpracht, warmer, brauner und gelber Stimmungen, die den Wanderer mahnen an das allgemeine Absterben in der Natur. Schon ist der große Strom der Bergfreunde nach sommerfrischen Tagen wieder an die Berufsarbeit zurückgekehrt, und angenehme Erinnerungen an die Wanderungen in den Bergen werden wach. Da sind die „Alpinen Majestäten“ geradezu geschaffen, eine Lücke auszufüllen durch Festhaltung der prächtigsten Bilder aus der Alpenwelt und der Gebirge. Die uns vorliegenden zwei Hefte IX und X bringen großartige Aufnahmen aus den Oetzthaler Alpen, einer Welt von kühnen Zinnen und Spitzen, bedeckt von ewigem Schnee. Aus den Allgäuer Alpen zeigt uns eine außerordentlich gelungene Aufnahme die gewaltigen Bergriesen Trettach-Spitze und Mädelegabel, und der hochalpine Heilbronner-Weg, einer der großartigsten alpinen Höhenwege, enthüllt uns überwältigende Blicke in diese Welt grandioser Gebirgsformationen der bayerischen tiroler Grenze, der südlichsten Spitzen des Deutschen Reiches. Im Heft X, das uns in die West-Alpen versetzt, blicken wir vom Col du Geant auf das mächtige Mont-Blanc Massiv; wir durchwandern die lieblichen Hochgebirgsthäler der Berner-Alpen, das Kanderthal und das Engstligenthal. Die Sella-Spitzen versetzen uns wieder in die Südrhätischen Alpen. Von italienischer Stimmung angehaucht zeigt uns die Gilf-Promenade in Meran mit der Zenoburg, und von diesen prächtigen Bildern der West- und Ost-Alpen hinweg, werden wir in das wilde zur Küste schroff abfallende Gebirge der schönsten aller Inseln Madeira versetzt. Die Vielseitigkeit des X. Heftes „Alpine Majestäten“ zeigt wieder, wie die Verlags-Anstalt bemüht ist, reiche Abwechslung zu bringen aus der Gebirgswelt aller Herrenländer.

Von dem groß angelegten Werke „Thüringer Wanderbuch“ ist nunmehr der achte Band erschienen, und das Werk hat damit seinen Abschluß gefunden. (J. C. C. Brun's Verlag, Minden i. W.) August Trinius hat in diesen acht Bänden ein Werk geschaffen, das für immer einen ehrenvollen Platz in der deutschen Heimaths-Literatur einnehmen wird. Sechszehn Jahre sind über das Erscheinen des Werkes hingegangen, nun es vollendet vorliegt, ist es erst möglich, einen Ueberblick über seine gewaltige Stofffülle zu gewinnen und einen Blick in die Tiefe seiner Schätze zu werfen. Das Thüringer Land mit all' seinen Schönheiten und seiner herzerhebenden Pracht, seine Geschichte und Sage thut sich in diesen Wanderbüchern vor unseren Augen auf. Aber Trinius wollte noch ein Anderes, Höheres: Die Liebe zur Heimath stärken, das Nationalgefühl heben, die Anhänglichkeit an die vaterländische Scholle kräftigen — das sind die großen Ziele, die Trinius unablässig im Auge behalten und denen er einen Theil seines Lebens gewidmet hat. — Möge das Thüringer Wanderbuch auch in Zukunft Vielen ein treuer Begleiter auf ihren sommerlichen Fahrten durch das schöne Thüringer Land sein, ein Begleiter, der das Auge erfreut, der Herz und Geist erquickt.

Der Nordstern und Anderes. Helene Pichler's, bei Adolf Bong & Co. in Stuttgart erschienenen, acht Seenovellen werden den Ruf der Verfasserin weiter befestigen. Wir haben uns mit innigem Vergnügen in die Scenerie am Meer versenkt, die die poetische Darstellungskraft der Verfasserin so anschaulich vor unsere inneren Augen zu zaubern versteht. Namentlich ist die Naturschilderung meisterhaft, aber nicht weniger interessiren die markigen und eigenthümlichen Gestalten, welche kraftvoll und lebendig einherschreiten und die Scenerie mit ihren Leidenschaften beleben. Der „Nordstern“ insbesondere ist eine schön ausgereifte poetische Schöpfung, die sich auch durch vornehme Schreibart auszeichnet. Nicht nur Damen allein, welche die warme Empfindung, die alle Novellen belebt, vielleicht am deutlichsten herausfühlen, sondern auch Männern kann die Lectüre dieses Novellenbuches warm empfohlen werden. Da das Buch sehr elegant ausgestattet ist, so eignet es sich auch als Festgeschenk.

Das Nibelungenlied. Uebersetzt von Karl Simrock. 56. Aufl. (Stuttgart und Berlin, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.) Die neue Auflage der Simrock'schen Uebersetzung des „Nibelungenliedes“ erweckt besonderen Antheil durch das zum ersten Mal beigegebene Porträt Simrock's. Herman Grimm, der im vorigen Jahre verstorbene Aesthetiker, Sohn Wilhelm Grimm's, hat es 1852 mit kunstfertiger Hand gezeichnet, und von einem Enkel Simrock's, Heinrich Reifferscheid, wurde es jetzt in einer vornehm wirkenden Radirung wiedergegeben. Mit dieser Beigabe wird die Simrock'sche Nibelungenlied-Uebersetzung auch fernerhin ihren Weg finden zu allen Freunden unserer erhabenen altdeutschen Heldensage.

Abstammung des Menschen und die Bedingungen seiner Entwickelung. Für Naturforscher, Aerzte und gebildete Laien dargestellt von Dr. Moritz Alsberg. Mit 24 Abbildungen. (Verlag von Th. G. Fisher u. Co. in Kassel. Während sich vor etwa einem Jahre die Anthropologie fast ganz auf die vorgeschichtliche Archäologie und die Ethnologie zurückgezogen hatte, ist neuerdings die somatische Anthropologie, die Lehre von der Körperbeschaffenheit des früheren Menschen im Vergleiche zum jetzigen, wieder in den Vordergrund getreten, und die Entwickelungslehre hat auch hinsichtlich der Entstehung des Menschen wesentliche Förderung erfahren. Das vorliegende Werk stellt sich nun zur Aufgabe, alle die einschlägigen Forschungen und die auf sie gegründeten Annahmen übersichtlich zusammenzutragen und giebt so dem Leser Gelegenheit, sich nicht nur mit dem neuesten Stande der Wissenschaft vertraut zu machen, sondern auch sich selbst ein Urtheil zu bilden über die Berechtigung der vielfach im Kampfe mit einander liegenden Ansichten. Es darf deßhalb als im hohen Maße zeitgemäß bezeichnet werden.

Braune-Roßla erzählt in seinem „Arbeitsteufel“ (Hermann Seemann Nachf., Leipzig) Geschichten aus dem Kandidaten- und Lehrerleben auf den Domanialgütern. Wer das gemüthliche Kleinleben, wie es sich auf dem Lande und besonders in Thüringen abspielt, noch nicht liebgewonnen hat, den befreunden die Dorfgeschichten von Braune-Roßla sicherlich damit.

Auch in Lulu v. Strauß-Torney's „Bauernstolz“ (Dorfgeschichten aus dem Weserlande (Hermann Seeman Nachfolger, Leipzig) wird das Gemüthsleben der norddeutschen Bauernwelt lebendig. Ein Herausklingen alles Heimathlichen und Volksthümlichen ist in diesen Bauerngeschichten. Dazu kommt eine volle Beherrschung des heimischen Dialekts.

Von Hans Kraemer's „Weltall und Menschheit“ ist jetzt der erste Theil als ein fünfhundert Seiten starkes Buch von der Firma Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin, ausgegeben worden. Wirklich ein prächtiges Buch, das dem nach Wissen Strebenden zu einer unerschöpflichen Quelle hohen Genusses werden muß. Der erste Band bringt eine über drittehalb hundert Seiten sich ausdehnende Abhandlung des Professors Dr. Karl Sapper-Tübingen über die Erforschung der Erdrinde, dem sich der zweite Theil „Erdrinde und Menschheit“ desselben Verfassers anschließt. Den dritten Abschnitt bildet die „Erdphysik“ vom Privatdocenten Dr. Adolf Marcuse-Berlin, der darin nach einem historischen Ueberblick zunächst den Magnetismus und die elektrischen Kräfte der Erde behandelt und sodann über Ebbe und Fluth und die atmosphärische Hülle der Erde eingehender spricht. Sehr schön sind die zur Erläuterung des Textes dem Werke eingefügten farbigen Tafeln ausgeführt.

Elisabeth Gnade, Docendo discimus. Briefe eines Weltverbesserers. (Dresden und Leipzig, Karl Reißner.) Ein im Ganzen gut componirter Romans, der besonders durch treffliche Schilderungen des ländlichen Milieus und jener freien, starken, selbstherrlichen Naturen anspricht, die so fest mit dem heimathlichen Boden verwachsen sind. Der Fehler des Roman ist aber, daß er in Briefen geschrieben ist, denn die Verfasserin weiß keine guten Briefe zu schreiben. Dadurch wird bei ihr die Erzählung viel zu breit, dadurch vieles Ueberflüssige und Störende hinein. Wenn die Verfasserin wenigstens statt eines Helden eine Heldin hätte schreiben lassen! Aber diesen Briefen glaubt es Niemand, daß ein Mann sie geschrieben hat. Ein Mann schreibt nicht so geschwätzig, vor Allem nicht so zärtlich, ein Mann vermag auch nicht, seine eigenen Worte, die er während des Tages gesprochen, im Briefe, wörtlich und ausführlich, durch scenische Bemerkungen unterbrochen wiederzugeben. Das vermag überhaupt Niemand, der ursprünglich denkt und spricht und sein Leben nicht wie ein Schauspiel durchführt, bei dem er selber bewundernd zuhört. Alle diese Fehler machen das Buch zu keiner sonderlich anziehenden Lectüre. Starke Kürzungen sind unbedingt nothwendig.

Ludwig Volkmann, Die Erziehung zum Sehen. (Leipzig, R. Voigtländer's Verlag.) Das richtige Sehen ist schwerer, als man glaubt. Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß wir oft nicht im Stande sind, die Farbe der Haare und Augen sogar gut bekannter Personen uns genau zu vergegenwärtigen. Unser Auge ist durch die einseitige Ausbildung des Verstandes unausgebildet; es ist, wie Schultze-Naumburg ohne allzu viel Uebertreibung einmal sagt, „für den Durchschnitts-Gebildeten nur noch ein Organ zur geistigen Vermittelung von Gedrucktem und zur Verhütung des Anstoßens an Laternenpfähle auf der Straße.“ — Wer den lebendigen und beredten Worten Volkmann's folgt, wird aus seiner Schrift reichen Gewinn ziehen. Wer „sehen“ kann, entdeckt daran auch zwei reizvolle Aeußerlichkeiten: eine prächtige, vorzüglich lesbare Druckschrift und als Umschlag ein ganz eigenartig gemustertes Papier. Die Schrift ist reichlich hundert Jahre alt: „Breitkopf“-Fractur; der Umschlag besteht, zwar auch nach alten Recepten, aber sehr jugendfrisch, aus einem bei Breitkopf & Härtel hergestellten „Kleisterpapier“. Das innerlich und äußerlich so erfreuliche Heft sei bestens empfohlen.

Republikanische Wandelbilder und Porträts von Dr. Friedr. Locher (Th. Schröter, Zürich). Der Verfasser, „zielbewußter“ Agitator und Parlamentarier der sechziger und siebenziger Jahre, hat als deus ex machina der gegenwärtigen freisinnigeren zürcherischen Staatsverfassung zum Durchbruch verholfen und schildert in seinem Buche sowohl Ereignisse als hervorragende Persönlichkeiten jener Periode mit aristophanischer Schärfe. Das Buch Locher's ist ein politisch-historisches Kaleidoskop, das gerade für den Nicht-Republikaner von außerordentlichem Interesse sein muß.

„Urkundliche Beiträge und Forschungen zur Geschichte des preußischen Heeres“, herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte II, drittes Heft: „Das Gaudi'sche Journal des Siebenjährigen Krieges. Feldzüge 1756 und 1757. Von Jany, Oberleutnant“ (Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin). Diese Veröffentlichung darf eines weiten Interesses in den Kreisen der Armee und der Geschichtsforscher, sowie Aller, die sich für jene Kriegsjahre interessiren, sicher sein. Es wird u. A. dargelegt, wie das Journal von den verschiedensten Darstellern des Siebenjährigen Krieges ausgenutzt worden ist, wie es, vom König Friedrich Wilhelm II. aus der Hinterlassenschaft des Generals angekauft, zu Vorlesungen für jüngere Offiziere verwendet und auch weiter bekannt wurde. Später schlug das Urtheil um. Gaudi's Darstellung ist nur dort, wo er persönlich zugegen war, Originalquelle; wo er nicht zugegen war, ist das „Journal“ ein Mosaik aus Bruchstücken verschiedenster Herkunft. Eine nach solchen Gesichtspunkten vorgenommene Prüfung des Gaudi'schen Journals in seiner Gesammtheit ermöglicht erst die rechte Würdigung der einzelnen Abschnitte als Geschichtsquelle. Den dankenswerthen Untersuchungen des Generalstabes, die überall auf die Grundbestandtheile des Journals zurückgehen, gebührt das Verdienst, durch die vorliegende Veröffentlichung Licht und Klarheit über die Bedeutung der Gaudi'schen Nachrichten verschafft zu haben. Das Heft bildet einen neuen wichtigen Beitrag zur Geschichte des Siebenjährigen Krieges.

Friedrich Spielhagen's neue Novelle „Die schönen Amerikanerinnen“ (Carl Krabbe, Stuttgart) ist eine treffliche Satire auf unsern Ausländerei-, Namen- und Geld-Cultus. Der Dichter besitzt noch immer die hohe Kunst, fast unmittelbar für seine Gestalten erwärmen zu können: die schönen Schwestern, die edlen Freunde, der geriebene „Jaguar-Vater“, der hochstaplerische Graf, der geschmeidig schlaue Badearzt und die ganze ausländertolle Kurgastgesellschaft sind gut beobachtet und wiedergegeben. Reicher, künstlerischer Illustrationsschmuck ziert in harmonisch angenehmer Weise die geistreiche Erzählung.

Hanns v. Zobeltitz' „Prinzeß Huttmelchen“ (Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart) ist ein echtes Hoflust-Buch. Da finden wir das reizende, unwiderstehliche „Prinzeß Hommelchen“ in seiner kindlichen Naivität, seinem kecken Uebermuth, seiner wahren Herzensgüte. Die schöne Fürstentochter bringt natürlich überschäumendes Leben an den kleinen Hof und dem eigentlichen Liebespaar sein Verlobungsglück. Reznicek's flotte Illustrationen verdienen ein besonderes Lob.

Erzählungen zu den Wundern der alten Welt. Von Marie Gräfin Witzleben (Verlag von Fischer & Franke, Berlin W.). Aus verschollener Wunderzeit ragen in unsere Tage die egyptischen Pyramiden hinein, dürftige Trümmer nur lassen die einstige Herrlichkeit von König Mausolos' Grabgemach ahnen oder erzählen von der Pracht des schimmernden Altars, die die attalidischen Fürsten auf der Königsburg zu Pergamon zu Ehren ihrer Schirmgötter errichten ließen. All' dies und mehr zieht, in diesem Buche lebensvoll gestaltet, an uns vorüber. Mit geschickter Hand und feinem Sinn wird jene halb reale, halb mythische Welt, die die Einbildungskraft der Griechen und Römer sich schuf, wiedergespiegelt. Die prächtigen Zeichnungen, mit denen Franz Müller-Münster den Text begleitet, stempeln das schöne Buch zu einem stattlichen Festgeschenk.

Hans Heiling's „Märchen aus dem alten und neuen Jahrhundert“ (Friedrich Fehsenfeld, Freiburg i. Br.) verdienen nicht allein wegen ihres echten Märchentones Anerkennung. Hinter der harmlosen Fabulirerei taucht manches kluge und geistvolle Wort, manche feine Beobachtung auf. Wir wünschen diesen Märchenspielen verständnißvolle Leser nicht allein bei den Kleinen. Die ruhelosen Menschen auf irgend einem fernen Stern, die fieberhaft das Land der Glückseligkeit suchen, das auf einem anderen Sterne liegt; der Rachsüchtige, der im Zauberspiegel das Bild seines bittersten Todfeindes zu erblicken wünscht und sein eigenes schaut; das harmlose Prinzeßchen, das Alles glaubt, was man ihm weismacht, nur nicht, daß sein Großvater und des Schweinehirten Großvater im Himmel auf einer Bank sitzen — das sind so Beispiele dieser Art.

Deutsche Burschenschaft von Prof. Dr. Eduard Heyck, (Heimathverlag Georg Heinrich Meyer). Die Eisenacher Weiherede Heyck's mit der stolzen Absage des burschenschaftlichen Redners an den „Dividendenpatriotismus“ und das neueste Byzantinerthum, erscheint hier in durchgesehener authentischer Fassung. Die Publication erhält einen weiteren Werth durch die Verbindung der Eisenacher Rede mit der, welche Professor Heyck am 18. Januar 1902 zur Gründungsfeier des Deutschen Reiches gehalten hat. Wenn sie auch vor akademischer Jugend und „alten Herren“ der Burschenschaft gehalten worden sind, so gehen diese Reden doch jeden Gebildeten an und behandeln dringende Fragen des Deutschthums. Sie empfehlen sich daher den Zustimmenden und Gleichgesinnten zu werbender Verbreitung.

Assessor Assemacher in Italien, von Albert Zacher. (Neuer Frankfurter Verlag G. m. b. H. Frankfurt a. M.) Ein braves Buch, voll Laune und Munterkeit. „Assessor Assemacher“ ist ein „kölsche Jung“, der zum Lohn für sein bestandenes Staatsexamen von seiner frommen Tante auf eine Wallfahrt nach Loreto geschickt wird und zugleich hiermit einen Besuch Capris, Neapels und vor allen Dingen Roms verbindet, wo er noch den Anfang der Heiligjahrfeier mitmacht. Auf der ganzen Pilgerfahrt wird seine gutkatholische Gesinnungstüchtigkeit fortwährend auf harte Proben gestellt, — besonders durch das übermüthige deutsche Journalisten- und Künstlervolk, das sich in Italien dauernd angesiedelt hat. Die Wellen der römischen Weinfröhlichkeit und Ketzerei schlagen hoch über seinem Haupte zusammen, — aber unser braver „kölsche Jung“ weiß doch seine Seele vor dem drohenden Abgrund zu retten. Zacher hat sich auch in diesem Werke wieder als der vortreffliche Kenner von Land und Leuten und als der feine Stylist gezeigt, dessen Arbeiten dem verständnißvollen Leser allewell einen köstlichen Genuß bedeuten.

Amiens — St. Quentin. Von Carl Bleibtreu. Mit Illustrationen von Chr. Speyer. (Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.) Mit gewohnter Unparteilichkeit hat Bleibtreu auch in diesem Buche die beiderseitigen Truppenleistungen gewürdigt, ohne jedoch in das unbedingte Lob auf die französische Nordarmee einzustimmen, das auch von deutscher Seite ihr gezollt wurde. Besonders Faidherbe erscheint in keineswegs günstigem Lichte. Scharf und bestimmt hebt sich seine Gestalt handelnd und redend von seinem bedeutenderen Gegner Goeben ab, dessen eigenartige germanische Heldenerscheinung mit liebevoller Sorgfalt gemalt. Stärkenverhältnisse und Verluste der Franzosen sind genau ermittelt, alle Angaben einer genauen Prüfung unterzogen.

Eine hervorragende Stelle in der neueren deutschen Geschichtsforschung und der darauf sich gründenden Geschichtsschreibung nimmt das 634 Seiten umfassende Werk des Geschichtsprofessors Dr. Ottokar Lorenz zu Jena ein, das im Verlag von Gustav Fischer, Jena, im October d. J. zur Ausgabe gelangt ist: „Kaiser Wilhelm und die Begründung des Deutschen Reichs 1866—1871 nach Schriften und Mittheilungen betheiligter Fürsten und Staatsmänner.“ (Preis 8 Mark, für ein gebundenes Exemplar 10 Mark.) Das Vorwort bedauert den Mangel archivalischer Quellen und die Unzugänglichkeit wenig vorhandener und erkennt dankend die Munifizenz der Fürsten an, dank der er mit reichhaltigen Materialien für sein Werk versehen wurde. Außer den vom Herzog Ernst II. von Koburg herausgegebenen Denkwürdigkeiten aus den Jahren 1866—1871 standen dem Verfasser dessen Excerpte und Diktate, sowie die von dem Herzog geführten Tagebücher und Acten nebst Briefschaften des Herzogl. Ministers v. Seebach zu Gebote. Auszüge aus der Correspondenz des Herzogs Ernst mit dem Herzog von Meiningen, sowie aus weimarischen Ministerialacten und aus dem wichtigen Tagebuch des Großherzogs Karl Alexander von Weimar lagen ebenfalls vor; aber nur dank dem unbegrenzten Vertrauen des Großherzogs von Baden, durch das dem Verfasser die meisten Materialien zugänglich gemacht waren, ist es ihm möglich geworden, „ein schärfer gemaltes Porträt des Kaisers besonders in den Jahren der Reichsgründung zu zeichnen“ und zwar mit dem Bestreben, als Geschichtschreiber sich die von einem solchen geforderte unabhängige Stellung zu wahren und lediglich der Wahrheit zu dienen. Die Einleitung bringt eine gedrängte Uebersicht der Reichs- und Kaiseridee seit 1815 bis 1866, deren allmälige Durchwindung mit dem Emporarbeiten Preußens zur norddeutschen Vormacht gegen Oesterreich und die Souveränitätsgelüste der süddeutschen Staaten die Grundlage der deutschen Reichseinheit vorbereitet. Cap. I schildert die Friedensschlüsse von 1866 und den Norddeutschen Bund, Cap. II die süddeutschen Bundesabsichten, Cap. III die souveränen Kleinstaaten und die europäische Politik, Cap. IV Ausbruch des Krieges von 1870/71, Cap. V casus foederis und die neutralen Mächte, Cap. VI die Verhandlungen über den Anschluß der süddeutschen Staaten an den Norddeutschen Bund, Cap. VII der deutsche Kaiser, Cap. VIII Versailles und der Friede, Cap. IX der Abschluß der Reichsgründung und die allgemeine politische Lage. Dazu sind in einem Anhang auf S. 555—626 Bemerkungen zu dem Text angefügt und den Schluß bildet ein alphabetisches Sach- und Namenregister. Der durch vorzügliche Formgebung hochinteressante Inhalt sichert dem Lorenz'schen Werk einen großen Erfolg und vielseitige Anerkennung.

Dr. Herm. Ortloff.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kaplerstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 46. Berlin, den 15. November 1902. 31. Jahrgang. Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. | Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. | Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Englandfahrt.

Die Royal Dragoons und ihre Officiere haben sich musterhaft benommen. Nicht nur zogen sie an dem kaiserlichen Gaste in tadellosem Parademarsch vorbei, nicht nur saßen ihnen die neuen Uniformen trotz oder wegen des Regenwetters wie angegossen — nein, sie thaten noch ein Uebriges und ließen den hohen deutschen Chef so gut wie Nichts von der tiefen Verstimmung des freien englischen Volkes merken. Auf den Schlachtfeldern Südafrikas haben sich die kühnen Krieger mit dem Telegramm an Ohm Paul ausgesöhnt, und die Geschmackvollen unter ihnen sind vielleicht sogar so weit gegangen, secundenlang die Beschimpfung des im Casino aufgehängten Kaiserbildes zu bereuen. Denn wirklich, während sie gegen die Mausergewehre der Handvoll Buren anstürmten, brauchten sie keinerlei deutsche Einmischung zu fürchten. Dasselbe Reich, welches den Jamesonzug so scharf verurtheilt und den Präsidenten Krüger dazu beglückwünscht hatte, daß er mit den Eindringlingen fertig geworden war, ohne die Hülfe befreundeter Mächte in Anspruch nehmen zu müssen; mit einem Worte, das Deutschland des seligen Bismarck hatte mit England ein Geheimbündniß geschlossen. Ein Geheimbündniß, das deutscher Selbstlosigkeit ein unerhört glänzendes Zeugniß ausstellte. Damals lag es in unserer Hand, Paragraphen zu dictiren. Gaben wir die Buren preis, so konnten wir dafür reiche Beute einheimsen. Wir gaben die Buren preis, aber Beute einheimsen — nein! Nichts dergleichen ist geschehen. Wir treiben keinen Schacher mit heiligen Gefühlen. Gleichzeitig mit dem afrikanischen Geheimvertrag ist wahrscheinlich ein Yangtse-Abkommen getroffen worden. Die englische Presse rechnet uns das bloße Vorhandensein dieses Abkommens als beseligend großes Geschenk an, dessen wir uns unter allen Umständen in gerührter Dankbarkeit zu freuen hätten. Vermuthlich besagt der Hauptartikel des Yangtse-Abkommens, Deutschland habe nöthigen Falls die berechtigten Ansprüche Englands auf das Yangtse-Thal mit Waffengewalt gegen jeden fremden Eingriff zu schützen. Auch gegen Rußland.

Im großen Ganzen haben also die Royal Dragoons Anlaß gehabt, Wilhelm II. einen liebenswürdigen Empfang zu bereiten. Nicht so befriedigt wie sie äußerte sich die englische Presse, die ja auch keinem hohen Chef militärischen Gehorsam schuldet. Sie wies darauf hin, daß die kaiserliche Englandfahrt sozusagen ein Buß- und Bittgang wäre, der den Zweck habe, Großbritanniens Verzeihung für die deutsche Burenfreundlichkeit der letzten drei Jahre zu erwirken und gewisse Unarten der deutschen Zeitungen, des deutschen Reichstages vergessen zu machen. Londons Leitartikelschreiber sind indeß fest geblieben. Standard verzeiht uns unsere grundlose Thorheit nicht, Daily Mail kann die feindselige Haltung der öffentlichen Meinung Deutschlands während des Burenkrieges nicht verwinden, Daily Chronicle will kein Bündniß mit einem Rivalen, der eben erst giftige Gehässigkeit gezeigt habe. Die Times bleiben bei aller Bewunderung für die lebendige, anziehende Persönlichkeit des Kaiser der von der deutschen Regierung verfolgten, englandfeindlichen Politik eingedenk. Wie schmerzlich muß Bernhard Bülow dies herbe Urtheil empfinden, er, der nur ein einziges Mal, bei der Granitbeißer-Phrase, entgleiste!

Die englische Regierungspresse ist unversöhnt. Das Opfer, das der deutsche Herrscher mit seiner Fahrt über den Aermelcanal gebracht hat; der Nichtempfang der Burengenerale in Berlin; die Weigerung, dem Präsidenten Krüger eine Audienz zu bewilligen; die freundschaftliche Neutralität während der südafrikanischen Kämpfe, hundert frühere Liebenswürdigkeiten Wilhelms II. — nichts vermag die Grollenden wieder zu gewinnen. So lange nicht Deutschland ein Vasallenstaat wie Portugal geworden ist, der sich widerstandslos finanziell zerfetzen läßt, seine Handelsschiffe ausliefert, seine Kriegsschiffe verbrennt und gegen kärglich bemessene Subsidien Truppen zur Vernichtung Rußlands liefert, so lange wird sich der Zorn Londons nicht legen. Ein Mittel gäbe es allerdings, ihn rasch zu bändigen. Wir hätten nur nöthig, eiskalt zu sein, bei jeder Gelegenheit unerschütterlich auf unserem Recht zu bestehen und niemals auch nur den kleinsten Schritt zu thun, der uns als Nachlauferei ausgelegt werden könnte. England würde unter solcher kalten Douche alsbald zur Vernunft kommen. Schade, daß uns die Courage für dergleichen heroische Mittel fehlt.

Caliban.

Deutschland und Skandinavien.

Von Dr. Cajus Moeller.

Bei seinem Regierungsantritt vor acht Jahren soll sich Nikolaus II. als den künftigen „Zar-Volkserzieher“ bezeichnet

haben, in Parallele mit dem Großvater Alexander II., der bekanntlich „der Zar-Befreier“ heißt. Mit jenem seinem Erziehungswerk ist der begabte und wohlwollende Herr bis jetzt bei dem eigenen Volke nicht weit gekommen, wie die Niederlage des „Aufklärungsministers“ General Wannowskij gegenüber dem Synodsprocurator Pobjedonoszew bewiesen hat; da das letztgenannte Amt auf westeuropäisch annähernd Kirchenminister heißt, so könnte man mit einem älteren preußischen Witzwort äußern, daß in Rußland „der Cultus den Unterricht erschlagen“ hat. Dagegen sind die erzieherischen Erfolge des russischen Selbstherrschers bei den skandinavischen Nachbarnationen ganz unverkennbar; diese werden durch ihn dem Großgermanenthum angenähert. Die Abneigung in Nordeuropa ist gegen uns stellenweise von 1864 her noch immer recht lebhaft, am lebhaftesten wohl in Norwegen; aber das Schicksal Finlands hat doch in dieser Hinsicht recht aufklärend und ernüchternd gewirkt. Am Meisten natürlich in Schweden, dessen bekannte nationale Leichtlebigkeit in der Bedrohung der nordgermanischen Cultur des benachbarten Großfürstenthums so etwas wie eine an der Wand erscheinende Flammenschrift erkennen könnte.

Hier im Frühjahr 1901 und neulich wieder in der norwegischen Heimath hat Herr Björnstjerne Björnson für das Großgermanenthum das Wort genommen. Das will gewiß etwas heißen von einem Manne, der nicht nur vor einigen Jahren in jütischen Grenzorten Agitationsreden gegen die deutsche Herrschaft in Schleswig hielt, sondern später in seinem Schwedenhaß sogar russischen Blättern Warnungen vor Stockholmer Rückeroberungsabsichten auf Finland zugesandt hat. Seinem persönlichen Gegner Professor Georg Brandes aus Kopenhagen wurde es neulich in Christiania leicht, dem fast siebzigjährigen Dichter politische Inconsequenz vorzuhalten; aber was er selbst dann über den Zusammenschluß der skandinavischen Völker gegen Deutschland vorbrachte, erhob sich recht wenig über die herkömmliche Katheederpolitik. An schwedisch-dänischen Verbrüderungen unter Akademikern fehlt es nicht, aber die Gesinnung der Massen ist gegentheilig. Erst vor einigen Jahren erhielt der Eroberer des ostsundischen Dänemarks König Karl X. Gustav ein Reiterstandbild in Malmö und vor einigen Monaten der Wiedereroberer des Landes aus der während des Nordischen großen Krieges erfolgten dänischen Occupation Graf Magnus Stenbock ein solches in Helsingborg; die Commentare der dänischen Blätter bei diesen Anlässen waren recht wenig freundschaftlicher Natur. Die von 1397—1524 unter beständigen Bürgerkriegen formell aufrecht erhaltene skandinavische Union hat zu bittere Erinnerungen hinterlassen, als daß ihre Erneuerungen etwas anderes sein könnte als der Traum einiger Gelehrter; mehrfach sind Anläufe zu ihrer Wiederherstellung gemacht worden, aber stets vergeblich geblieben. 1659 hatte jener Karl Gustav ganz Dänemark erobert außer Kopenhagen selber, unter Vorangang des brandenburgischen Friedrich Wilhelm entriß ihm die europäische Politik die Beute wieder bis auf die vorgenannten ostsundischen Provinzen. 1743 wollte das schwedische Landvolk den menschenfreundlichen dänisch-norwegischen Kronprinzen Friedrich zum Thronfolger ernannt haben, womit die dynastische Union hergestellt gewesen wäre; es ist der spätere König Friedrich V., der Klopstockmäcen.

Aber der in Schweden regierende Adel wollte das nicht, und Rußland setzte in Stockholm eine Holstein-Gottorffische Seitenlinie ein. Wieder in den sechziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts schlug der dritte königliche Bernadotte Karl XV. in Kopenhagen eine dynastische Union vor, nach der die Herrschaft über alle drei Länder stets nur von einem Manne geführt werden, und darin zwischen beiden Königsfamilien abgewechselt werden sollte. Das neue dänische Herrscherhaus nahm das an, aber unter Modalitäten, die eine beabsichtigte Uebervortheilung des schwedisch-norwegischen Hauses unverkennbar an der Stirn trugen; mit einem derben Witz brachte dann der Enkel des gascognischen Marschalls die Verhandlungen zum Abschluß. Schon 1848/49, als während des deutsch-dänischen Krieges schwedisch-norwegische Truppen die Insel Fünen besetzt hatten, war man in Kopenhagen mißtrauischer gegen sie als gegen die officiellen Feinde; 1864 wollte jener Karl XV. zwar den Dänen zu Hülfe kommen, aber nicht unter dem Kommando des „kleinen Glücksburger“, sondern als selbstständiger Kriegsherr. Im Grunde war man dann am Oeresund froh, als ihn die Furcht vor einer russischen Einmischung an der Erfüllung seiner Absicht hinderte. Im Sommer 1863 hatte bei einem Zechgelage ein jüngerer Bruder des Königs Karl dem bald nachher verstorbenen dänischen Friedrich VII. gemüthlich gesagt: „Wenn Dir jetzt die Preußen deine Herzogthümer nehmen, dann nehmen wir die Inseln, und Du kannst dann ohne Sorgen in Jütland leben, lieber Friedrich.“ Empört interpellirte am nächsten Tage der nüchtern gewordene Däne telegraphisch bei dem Schwedenkönig, aber die Antwort lautete: „Wenn Du meinen kleinen Bruder noch einmal volltrinkst, dann nimmt er Dir auch noch Jütland“. Die Vermählung des neuen dänischen Kronprinzen mit der einzigen Tochter jenes Königs Karl ersetzte lediglich die bisherigen Mißtrauensursachen durch neue. Ohne König Oskar II. und dessen Söhne wäre der Enkel Karls XV. eines Tages König des gesammten Skandinaviens, und das weiß man gleich gut in Kopenhagen und in Stockholm; obgleich eine Schwester des vormaligen Herzogs von Nassau, ist Königin Sofie von Schweden und Norwegen stets ein entschiedener Anwalt eines intimen Einvernehmens mit Deutschland gewesen. In der dänischen Aristokratie aber kann man gelegentlich noch immer Aeußerungen des Inhalts hören, wie lange es wohl dauern könne, bis der große schwedische Geschichtsadel die Nachkommen des Advokaten von Pau zu Gunsten des mit St. Petersburg und London verschwägerten neuen dänischen Königshauses vor die Thür setzen werde? Auf den jährlichen südschwedischen Jagdpartien können die Stockholmer Fürstlichkeiten darüber das Geeignete erfahren. Die größte schwedisch-dänische Schlacht in jenen Kämpfen um das Ostufer des Oeresund ist am 4. December 1676 bei der schonenschen Bischofsstadt Lund geschlagen worden, ein hartbestrittener aber vollständiger Sieg des 21jährigen Karls XI. über den 30jährigen Christian V. Noch als Däne geboren, errichtete einige Jahre nachher ein schwedischer Bischof von Lund auf dem Schlachtfeld einen Gedenkstein mit einer Alexandrinerinschrift: „Die hierunter liegen, waren Blut von einem Blut, Mark von einem Mark und auch von demselben Glauben, aber sie konnten nicht in Frieden neben einander wohnen“. Die Verse sind in der skandinavischen Geschichtsschreibung berühmt geworden; in gewissem Sinne gelten sie noch immer.

Weit eher könnten sich beide Völker jedes für sich mit Deutschland verständigen und dann durch dieses Letztere in höherem Sinn eine politische Einheit mit einander bilden. Die schwedische Annäherung an uns ist ja längst constatirt; dort hegt man keine Schmerzen wegen einiger schleswigscher Grenzstreifen. Die gemeinsamen Erinnerungen der Deutschen und des größten skandinavischen Volkes sind überwiegend sympathischer Natur. In den größeren schwedischen Städten sieht man häufig deutsche Blätter ausliegen, was weniger in Norwegen und am allerwenigsten in Dänemark der Fall ist. Der schwedische junge Kaufmann lernt Englisch und Deutsch, der dänische Englisch und Französisch; was von Beidem geschäftlich richtiger ist, darüber sind die unparteiischen Stimmen durchaus einer Meinung. In Schweden sind wir auch neuerdings volksbeliebt, soweit unsere Nation im Ausland liebenswürdig zu sein pflegt; der deutsche Touristenverkehr nach der wunderschönen Mälarresidenz ist im großen Aufschwung begriffen, und das sehr geschichtskundige Volk weiß, was es uns verdankt. Man wird dort fast nie eine geschichtliche Persönlichkeit finden, die nicht irgendwie deutsches Blut in den

Adern trüge. Uns aber kann die nähere Befreundung mit einem Volk nur willkommen sein, das zweifellos zu den begabtesten der Erde gehört und dessen geographische Belegenheit es uns zu einem werthvollen Vertheidigungsgenossen gegen den östlichen Riesen machen würde.

Bisher wurde in dieser Hinsicht an der Ostsee sozusogen ein Whist gespielt: die Partner Deutschland und Schweden, Rußland und Dänemark saßen einander gegenüber. Diese Constellation bestand schon unter dem großen Friedrich und dessen Schwestersohn Gustav III., und die Wiederherstellung eines mächtigen Deutschen Reiches hat die Anfangs gänzlich von St. Petersburg abhängigen Bernadotte's nach dieser Richtung wieder erheblich freier gestellt. Jetzt regen sich auch in Dänemark Stimmen für ein besseres Einvernehmen mit Deutschland. Das würde uns sehr willkommen und von Nutzen sein, da ungeachtet aller geschichtlichen Feindschaft die Däoen das uns am meisten blutsverwandte nordenropäische Volk sind und eine deutsch-dänische Freundschaft die letzte Möglichkeit französischer Flottenangriffe auf unsere Küsten ausschließen würde. Der Potsdom-Berliner Aufenthalt des dänischen Kronprinzen und dessen Kasseler Rede haben in den entscheidendsten dänischen Kreisen eine versöhnlichere Stimmung gegenüber Deutschland erkennen lassen und die angekündigte Besuchserwiderung durch den deutschen Kronprinzen wird die dynastischen Beziehungen in einer gegen früher gesteigerten Intimität zeigen, auf diese kam es am Oeresund bisher besonders an, denn außerhalb gewisser literar-politischer Koterien ist die Masse des dänischen Volkes gewiß nicht principiell dentschenfeindlich. Aber zur Versöhnung gehören stets Zwei, und so lange sich dänische Staatsbeamten an Demonstrationen gegen den deutschen Besitz an Schleswig betheiligen dürfen, können wir dort eine ernstlich ausgestreckte Freundschaftshand nicht erkennen. In Kopenhagen muß jeder Gedanke an die vermeintliche „Rückkehr“ schleswigschen Gebietes nach Dänemark endgiltig und ehrlich aufgegeben werden. Dann ließe sich auch die meist übertrieben dargestellte preußische Zwangspolitik in den schleswigschen Grenzdistricten mildeen; sie war ohnehin niemals etwas Anderes ols eine nach langer Geduld erfolgte Antwort auf schrankenlosen nationalen Terrorismus. Können und wollen die Dänen die berufsmäßige Protestagitation in unseren Grenzdistricten finanziell und morolisch fallen lassen, dann sollen sie uns als Freunde herzlich willkommen sein, andeeen Falls nicht. Sie stehen dann auch dem russischen Einfluß unabhängiger gegenüber, und wie schwer dieser trotz aller Verwandtschaft empfunden wird, zeigt die Thatsache, daß die berühmte Kopenhogener Familienpolitik notorisch stets lieber nach London als nach dem doch mächtigeren St. Petersburg hinüber neigte. Auch darüber kann man am Oeresund lehrreiche Aeußerungen hören.

Aber in diesem Fall muß der kleinere Theil mit der Freundschaft und dem Entgegenkommen vorangehen. Das ist auch durchous keine kränkende Zumuthung, denn im Grunde muß er dies stets und überall.

Liebe und Ehe.

Von Privatdocent Dr. E. Platzhoff-Lejeune (Genf).

In seinem gedankenreichen, von Anregung aller Art strotzenden und zum Widerspruch herausfordernden Buche über „Die plastische Kraft in Kunst, Wissenschaft und Leben“ hat Heinrich Driesmans über die künftige Gestaltung des Verhältnisses der Geschlechtee sich ausgesprochen. Statt des prophetischen Tons, den er in ehrlicher Begeisterung für sein Thema anschlägt, hätte ich gerne praktische Vorschläge gesehen, die mit den angenblicklich herrschenden Zuständen rechnen und sie beseitigen helfen. Mon gestatte mir, in diesem Sinne, von Driesmans methodisch abweichend, sochlich oft übereinstimmend, mich zu äußern, d. h. die Deiesmans'schen Gedanken praktisch anzuwenden und in ihren Consequenzen zu beleuchten.

I.

Worum handelt es sich? Im Grunde nur um eine einzige Frage: wie stellen wir das naive Verhältniß der Geschlechter wieder her? Durch Auflehnung gegen die Sitte, antwortet Driesmans, durch Einrichtung eines Liebescultus, einer Religion des Ungeborenen, einer Weihe des Geschlechtstriebes. Gesetzt, diese Forderungen wären ein erstrebenswerthes Ideal, so kennen wir datum noch nicht den zu ihm führenden Weg. Der aber ist long, gewunden und beschwerlich. Darum lassen wir einstweilen ein gar zu hoch gestecktes Ziel aus dem Auge und streben nach näher liegenden, sicherer erreichbaren Resultaten.

Gewiß, die Naivität fehlt uns im Verkehr der Geschlechter. Sie uns wieder näher zu bringen, haben wir zwei Mittel: die sogenannte „Coeducation“ und die Aufklärung über geschlechtliche Vorgänge, zwei Ziele, die ich hier nur streifen kann und auf die Andere vielleicht ansführlicher zurückkommen. — Die gemeinsame Schulerziehung der Geschlechter ist möglich und in vielen Schulen auf dem Lande, in Schweden sogar fast allgemein, für jedes Alter und selbst in der Stadt durchgeführt. Die sich dabei ergebenden Mißbräuche sind selten und können als abnorme Fälle bezeichnet werden; der Gewinn aber ist groß. Die Unbefangenheit, die Knabe und Mädchen etwa im zehnten Jahre zu verlieren pflegen, um sie erst nach Ueberschreitung der Dreißiger wiederzugewinnen, bleibt ihnen bei der gemeinsamen Erziehung erhalten. In dem Alter, in dem sich die Geschlechter diffeeenciren und einander fremd zu werden pflegen, verhindert das räumliche Nahesein eine allzu große Entfernung. Sind Mädchen und Jüngling zur Ehe reif, so stehen sie einander nicht mehr wie zwei unentdeckte Welten gegenüber. Sie weeden sich seltener in einander täuschen; was zusammengehört, wird sich schneller finden. — Ob freilich auch eine gemeinsame Internatserziehung beider Geschlechter möglich sein wird — da nömlich, wo heute getrennte Internate bestehen, denn die Familienerziehung wird immer die Regel bleiben müssen — können erst vermehrte Versuche lehren. Daß im Anfang auch bei bee gemeinsomen Schulerziehung sich ernstliche Mißstände ergeben werden, darf Niemanden erstounen noch gegen die Neuerung einnehmen. Die gegenwärtigen Verhältnisse sind so künstlich und gespannt, daß eine freiheitliche Bewegung nothwendig Mißbräuche vorübergehend zur Folge haben muß.

Andees steht es mit dem zweiten Wege zur Wiederherstellung der geschlechtlichen Unbefangenheit: mit der Aufklärung über geschlechtliche Vorgänge. Hier sind unsere Erfahrungen quantitotiv noch ungenügend und qualitativ unbefriedigend. Sehe ich recht, so stehen wir vor einer Alternative: entweder durch die Praxis der Geheimhaltung das Verlangen der Heronwachsenden nach Aufklärung zu reizen und auf Schleichwege zu drängen, dabei aber naive und geschlechtlich schwach empfindende Kinderseelen zu schonen — oder den sexuellen Wissensdrang offen zu befriedigen und ihn durch Beseitigung aller Geheimthuerei vielleicht zu dämpfen, aber auch die noch Indifferenten in die damit nothwendig verbundenen Kämpfe mit hereinzuziehen.

Bevor wir uns entscheiden, müssen wir uns klar darüber sein, welche Gruppe zahlreicher ist; lieber die Minorität schädigen, als die Majorität. Es ist schließlich nicht von großem Belang, ob aus Rücksicht auf die reiferen Kinder die unreifen ein oder zwei Jahre früher erfahren, was sie doch alle einmal wissen und durchmachen müssen. Denn es ist eine Thorheit zu glauben, geschlechtliche Versuchungen träten an gewisse Kinder überhaupt nie heran. Das ist bei normaler Entwickelung eine physiologische Unmöglichkeit, deeen

Leugnung höchstens beweist, wie geringes Vertrauen die Kinder zu uns haben. Es kann sich nur um Gradunterschiede, um ein stärkeres oder schwächeres Empfinden der gleichen Noth handeln. Im Allgemeinen ist das Mädchen schon durch seine körperlichen Functionen mit dem Problem früher vertraut geworden und auf Belehrung eher und dringender angewiesen als der Knabe. Es weiß auch von sich aus mehr über sexuelle Vorgänge und verschließt vielleicht gerade darum sein Wesen fester unter einer naiv-sittsamen Hülle. Denn es ist ja nicht „anständig“, solcherlei zu wissen, zu sehen und zu sagen; die Phantasie beschäftigt sich darum nur um so intensiver mit dem Problem.

Wir sollten ruhig einräumen, daß wie durch zeitige geschlechtliche Aufklärung in manchem Kindergemüth Unfrieden und Sturm erregen, der ohne uns später und schwächer eingetreten wäre. Dafür sollen die Gegner aber auch zugeben, daß die Majorität bei vollständiger Aufrichtigkeit nur gewinnen kann. Beispiele und Erfahrungen liegen für beide Möglichkeiten vor; sie werden nur für die erstere von denk- und thatenfaulen Menschen mit solcher Entrüstung ausgebeutet, daß man sie für zahlreicher hält, als sie sind. Freilich, die Schule sollte sich nicht mit dergleichen befassen, sie griffe dadurch in die unveräußerlichen Rechte des Elternhauses. Die Schule, so lange sie Externat ist, kann und soll nur ganz indirect erziehlich wirken, durch Mittheilung des Wissensstoffes und Antriebe zu seiner individuellen Aneignung. Aber das Haus erzieht und hat die Aufgabe, auch in geschlechtlichen Dingen bei der ersten Frage des Kindes Rede zu stehen, der Vater für den Sohn, die Mutter für die Tochter. Versäumt es diese Pflicht, so wird es bald erleben müssen, daß das Kind Mittel und Wege findet, sich das nöthige Wissen zu verschaffen und daß wieder einmal der Teufel durch Beelzebub ausgetrieben wurde. Eins sollte doch Freunden und Gegnern meiner Vorschläge feststehen: Es ist eine Gedankenlosigkeit sonder Gleichen, daß wir die Kinder durch unser Schweigen zwingen, sich ihr Wissen über eine der wichtigsten Lebensfragen nach und nach im Verborgenen aus schmutzigen Quellen zu schöpfen.

II.

Was soll das Alles in einem Aufsatz über Liebe und Ehe? Es sollte zwei Wege zeigen, die zu der gar zu oft zerrissenen Identität beider Begriffe zurückführen sollen. Es kann ja über solche intimen Dinge keine Statistik geben, aber es wäre doch werthvoll, zu wissen, wie viele Ehen a) von den Eltern geschlossen, b) aus rein sexuellem Trieb und Neugier eingegangen, c) auf rein geschäftlichen, politischen und finanziellen Motiven begründet, d) in völliger Unkenntniß über den Charakter des Anderen begonnen worden sind. Eine selbstständige und gemeinsame Erziehung der Geschlechter wird in allen vier Fällen einige Besserung schaffen, sie wird die unter a und d genannten Motive völlig aufheben. Und zwar muß hier der erste Schritt von dem zur Unabhängigkeit erzogenen Mädchen gethan werden, das in der bisherigen Ehepraxis am meisten mißbraucht, als Sache behandelt und als Werthgegenstand verschachert wurde. Es muß vor Allem der Ueberzeugung zum Durchbruch helfen, daß eine gesetzliche Ehe nicht nothwendig eine sittliche ist. Sie ist es einmal nicht, wenn statt der gegenseitigen Zuneigung irgendwie fremde Elemente mitgewirkt oder gar den Ausschlag gegeben haben. Sie ist ferner unsittlich, wenn beide Theile in gemeinsamen Angelegenheiten nicht das gleiche Recht zur Durchsetzung ihres Willens haben, wenn sich also die Frau z. B. gegen ihre Ueberzeugung und Neigung fügen muß; sie ist es endlich, wenn die eheliche Gemeinschaft zum Vorwande geschlechtlicher Excesse wird. Man hat darum von „Unsittlichkeit in der Ehe“ gesprochen und mit Recht das ebenso naive wie gefühlsrohe Erstaunen verurtheilt, das die öffentliche Meinung bei einer „ganz aus Neigung“ geschlossenen Heirath, zumal wenn geschäftliche Rücksichten verletzt werden, ungeheuchelt zur Schau trägt. Und doch, woher soll die Einsicht kommen, daß die Ehe ohne Liebe ein Concubinat ist, wenn die gebildeten Classen sie mit Vorliebe pflegen und die Führer der Nation von „höchster Stelle“ das Beispiel geben?

Das Verhältniß von Ehe und Liebe ist also thatsächlich gestört. Man hat völlig vergessen, daß jene ein Symptom dieser, also eine Consequenz war und stets sein sollte. Alle kraftlosen und unfreien Epochen haben das Symptom mit dem Zustand verwechselt, den Zustand durch das Symptom, den Inhalt durch die Form, den Kern durch die Schale ersetzt. Wir gehen direct auf das Symptom los, d. h. wir schließen eine Ehe, wir wollen aber nicht durch den Zustand hindurch: wir verschmähen die Liebe. Der Schein ist gewahrt, das Gesetz erfüllt; Alles, was unser lieber Nächster controliren und bemängeln könnte, ist in Sicherheit gebracht. Da aber, wo Keiner hinschaut als die Betheiligten selbst, da gähnt der Abgrund, da blutet die Wunde, da wird das Heilige mit Füßen getreten, und wilde Gemeinheit blüht mit zuchtloser Willkür und roher Selbstsucht in üppiger Pracht.

III.

Gut also, sagen die Gegner. Es giebt eine Unsittlichkeit außer der Ehe und in der Ehe; es giebt gewiß auch eine Sittlichkeit in der Ehe; warum sollte es keine Sittlichkeit, keine völlige Einigung der Geschlechter außer der Ehe geben? Ihr habt Ehe ohne Liebe; wir wollen Liebe ohne Ehe. Soll eine so persönliche Entscheidung wie das Zusammenleben der Liebenden durch eine abstracte Größe wie den Staat, durch einen dabei völlig unbetheiligten, uns gänzlich unbekannten Menschen wie den Priester geregelt werden? Bedürfen wir etwa der Mitwirkung Beider, um unsere Gemeinschaft zu heiligen? Müssen wir sie um Erlaubniß fragen, wann sie beginnen darf oder abzuschließen hat? Die geschlechtliche Gemeinschaft mit der Geliebten, die gestern von der Gesellschaft als im höchsten Grade unsittlich gebrandmarkt worden wäre, ist heute, nachdem ein Beamter in seine Listen eine Eintragung gemacht, nachdem ein fremder Herr ein paar ernste Worte zu uns gesprochen hat, nicht nur erlaubt, sondern unser gutes Recht, eine ganz natürliche Handlung, die man von uns erwartet; deren Unterlassung, wenn sie bekannt würde, als prüde Ziererei belächelt würde?

Die ganze Schlußkette scheint so folgerichtig, das ganze Raisonnement so klar, die zu gebende Antwort so eindeutig und nothwendig wie nur möglich: Nein und tausendmal nein, das Alles ist Unsinn! Wenn ich liebe, was geht es Staat und Kirche an! Aber ehe wir diese Antwort unterschreiben, seien doch noch einige Erwägungen gestattet. — Warum sollen denn Liebe und Ehe nicht zusammengehen, warum wollen zwei Menschen sich nicht gesetzlich — um die Kirche einmal aus dem Spiel zu lassen — zusammenthun? Der am seltensten angegebene Grund liegt am häufigsten der Weigerung zu Grunde: man fürchtet, sich zu binden; man ahnt, daß die Gemeinschaft nicht von Dauer ist. Der ganze moderne Sturmlauf gegen die Ehe hat vielleicht in zwanzig von hundert Fällen materielle, in zehn Fällen Gewissensbedenken zur Ursache — in den siebenzig anderen die Unbeständigkeit, das Verlangen nach flüchtigem, zu Nichts oder zu Wenig verpflichtendem Genuß. Er kann die Ehe in vielen Fällen unsittlich ist und zahllosen Schamlosigkeiten zum Vorwand dienen muß, so war das doch durchaus nicht immer der Fall. Ihre Einrichtung, ihr Fortbestehen hat einen guten Grund, einen rechten, werthvollen Sinn und eine tiefe Bedeutung. Es ist das Schiller'sche „Drum prüfe, wer sich ewig bindet“. Der Entschluß zur Ehe verlangt von uns eine Analyse unseres Empfindens. Er legt uns die Frage vor, ob unsere Liebe ein rein sinnliches Wohlgefallen und Verlangen ist, oder ob sie sich auf eine geistig-seelische Verwandtschaft gründet, ob sie eine Ergänzung und Möglichkeit des Zusammengehens der

beiden Temperamente auch unter schwierigen Verhältnissen bietet; ob sie endlich die Aussicht eröffnet, daß die beiderseitige Charakterentwicklung in Zukunft nicht zu unausgleichbaren Differenzen führen. Diese Erwägungen setzen eine Urteilsreife und Menschenkenntniß voraus, über die unsere jungen, falsch erzogenen Männer und Mädchen von heute in den seltensten Fällen verfügen. Das sinnliche Element, worunter nicht nur der Geschlechtsgenuß, sondern überhaupt das Wohlgefallen an der sinnlichen Erscheinung des Anderen verstanden sein soll, wird und soll bei dieser Entscheidung natürlich seine Rolle spielen. Es sollte aber weder ausschlaggebend sein, noch die Thatsache übersehen, daß es mit Verhältnissen zu rechnen hat, die im Laufe der Zeit sich bedeutend ändern: es sollte mit anderen Worten mit der Zukunft rechnen und einer Wandelung und Vergeistigung fähig sein. Unsere modernen Sturmläufer gegen die Ehe sehen aber in ihren Beziehungen zum Weibe meist nur den Geschlechtsgenuß und die Schönheit. Sie verpflichten sich leichtfertig, um diese Güter zu erlangen, zu „ewiger Treue“ und reißen nach kurzer Frist schon an der schier unlösbaren Fessel, denn unsere Genußfähigkeit ist beschränkt und eines nur als Genußobject benutzten Menschenwesens werden wir bald überdrüssig. Die zwischen uns und den Besitz des Weibes oder Mannes sich stellende Eheverpflichtung soll ein Hinweis auf die Schwierigkeiten dauernder intimer Gemeinschaft und auf ihre mannigfachen Formen und durch die Länge der Zeit bedingten Wandlungen sein. Wer das übersieht und sein Erbe um ein Linsengericht, seine zukünftige Freiheit um einen Augenblick flüchtigen Genusses hingiebt, dem ist mit einer gründlichen Ernüchterung kein Unrecht geschehen. Er hat unsittlich gehandelt, einerlei ob seine Genußsucht ihn zur Uebernahme der ehelichen Verpflichtung gedrängt hat oder ob er den Genuß sich mit einer Dirne verschaffte. Gar zu viele Vorkämpfer der freien Liebe möchten sich mit einem zeitweisen Zusammenleben mit dem Mädchen ihrer Wahl begnügen und, wenn „der Rahm abgeschöpft“, wenn der physische Genuß auf ein Minimum reducirt ist, freie Hand zum Wechsel haben. Das aber heißt das Wesen der Liebe verkennen, die aus einer unlöslichen Mischung physischer und geistiger Anziehungskraft besteht, bei der zuerst das Physische, dann das Geistige die Oberhand hat. „Lieben“ heißt mit dieser Doppelnatur und dieser Entwickelung der gegenseitigen Anziehung rechnen. Das thun unsere Ehestürmer in der Regel nicht, und darum ist ihr Liebesjauchzen und Liebesglück so wenig ernst zu nehmen wie ihre Klagen über den knechtenden Bann der Ehe und ihre Tiraden gegen die unwürdige Fessel der geschworenen Treue.

IV.

Mag sein, versichert man uns. Einige Wenige führen den Kampf gegen die Ehe aus unlauteren Motiven. „Wenn aber zwei solcher Menschen, die von der Natur für einander und zu einem höheren Menschenzweck bestimmt sind, sich durch sittliche, conventionelle oder materielle Bedenken und Schranken abhalten lassen, die „heilige Ehe“ einzugehen, dann begehen sie die größte Sünde, die nie verziehen werden kann — die Sünde wider den heiligen Geist des Lebens.“ (Driesmans a. a. O. S. 185). Ich weiß nicht, welche sittlichen und conventionellen Bedenken der Verfasser hier im Auge hat. Was er aber mit den materiellen Scrupeln meint, wird wohl Folgendes sein: zwei geschlechtsreife Menschen wollen einander angehören, es fehlen ihnen aber die Subsistenzmittel. Soll nun aus Rücksicht auf den Sittenkodex unserer Gesellschaft Enthaltsamkeit geübt, der Geschlechtstrieb unterdrückt werden und mit der förmlichen Eheschließung gewartet werden, bis die nöthigen Mittel sich einstellen, bis der Geschlechtstrieb verkümmert, die Fortpflanzungsfähigkeit sich also verschlechtert und vermindert? Worin in aller Welt versittlicht und heiligt das nicht mehr obligatorische Priesterwort und die kalte Formel des Standesbeamten unseren Bund? Was hat die Unmöglichkeit, eine Frau zu erhalten, mit unserer Liebe zu thun?

Das ist das Problem von Liebe und Ehe in seiner ganzen Schwere. Aber noch einmal müssen wir einen Fall ausscheiden, der die Zahl der Conflicte unnütz erhöht. Ich denke an folgende, in gebildeten Kreisen sehr häufige Situation: Die Braut oder die Eltern eines der beiden Theile sind vermögend. Es gilt aber für anständig, daß der Gatte durch eigenes Verdienst seine Frau erhalte: solange er es nicht kann, wird ihm die Hand des Geliebten versagt. In Künstler- und Gelehrtenfamilien ist diese Tragödie alltäglich, die Verlobung wird einem unsinnigen Vorurtheil zuliebe Jahre lang hinausgezogen oder aufgelöst. Die gleichen Eltern würden einen Schwiegersohn willkommen heißen, der nichts arbeitet, aber eigenes Vermögen besitzt und von seinen Renten lebt; der Andere, der arbeitet und nichts verdient, wird zurückgestoßen. Die hier zu Tage tretende Verbohrtheit wäre himmelschreiend, wenn sie nicht in unserem eigenen Empfinden einen Rückhalt fände, wenn wir uns nicht gedemüthigt und beschämt fühlten, unser Schaffen nicht in Geldwerth umsetzen zu können. Als wenn die Schuld an uns läge; als wenn sich geistige individuelle Arbeit überhaupt in Geldwerth ausdrücken ließe! Genug, unsere Kinder werden lernen, was noch nicht in unsere Seele und unseren Kopf will: daß Arbeit ohne Geld sittlicher ist, als Geld ohne Arbeit, daß bei einer Ehe die materiell — einerlei durch wen — gesichert werden kann, kein Hinderniß den Liebenden entgegengestellt werden darf und daß die ihnen gewährte Daseinsmöglichkeit keine gnädige Unterstützung ist, sondern ein verdienter Ehrensold.

Aber das ist das Problem nicht. Wir Armen und Enterbten, einerlei welchen Bildungsstandes und Berufes, wir lieben uns, wir glauben uns für einander bestimmt. Uns hilft Keiner aus der Noth und alle Aussicht fehlt, daß es je besser werde. Mit welchem Recht hältst Du uns vom Geschlechtsgenuß zurück?

Mit dem des Kindes, das ihr in's Leben rufen wollt und nicht am Leben erhalten könnt. Oder denkt ihr nur an den Genuß, nicht an seine Folgen? Wollt ihr die Folgen nicht, beseitigt ihr sie gar mit Absicht? Das eben ist das Unsittliche, in der Ehe sowohl, fälschlich legitimirt durch Staat und Kirche (wenigstens in der Auffassung der Gesellschaft), fälschlich zu hart beurtheilt außerhalb der Ehe. Der Staat kann nur strafend eingreifen, wo er der Thatsache des Verbrechens gegen das keimende Leben gegenübersteht, es ist aber Sache der Betheiligten, sich da schon als unsittliche Verbrecher zu fühlen, wo sie dagegen in gesetzlich noch nicht strafbarer Weise sündigen. Der Geschlechtsgenuß ist unrecht als Selbstzweck, mag man auch tausendmal „für einander bestimmt“ sein. — Nichts soll uns aber hindern können, anzuerkennen, daß unsere Gesellschaft von unerbittlicher Härte gegen die Liebenden ist, denen sie die Kinderzeugung durch Versagung der Lebensbedingungen unmöglich macht. Sie verlangt durch die wachsende Verspätung der Heirathsmöglichkeit in allen Kreisen einen sittlichen Heroismus, dessen der Ungebildete und Unerzogene nur selten fähig ist. Sie sollte also dementsprechend die durch die Unmöglichkeit der natürlichen Befriedigung des Geschlechtstriebes überall sich breitmachenden Verirrungen sich zur Schuld anrechnen, sie nur nach ihren Wirkungen bekämpfen, sie nach ihren Motiven verstehen und verzeihen. Es ist wunderbar, woher unsere Reichen den Muth zum Ueberfluß und Luxus hernehmen, wenn sie durch die Vorenthaltung ihres Ueberflusses dem Armen die schwersten sittlichen Prüfungen auferlegt, um ihn, wenn er sie nicht besteht, hart zu strafen. Es ist kindisch, zu verlangen, daß ein Künstler oder Gelehrter leben solle wie ein Fabrikarbeiter, es ist aber ein Verbrechen, über den mit dem Beruf nothwendig verbundenen Standesluxus

hinauszugehen und auf Kosten des eigenen Wohles zu verprassen, was Andere umsonst erbitten und dringend benöthigen. Hier mündet die sittliche Frage in die sociale Frage ein, die Beantwortung dieser bringt zugleich die Lösung jener anderen.

V.

Zwei Punkte scheinen mir noch bei unserem Problem der Erörterung werth. Einmal die von Driesmans als „sittliche und conventionelle Bedenken" bezeichneten Hindernisse der Eheschließung zweier Liebenden. Ich kann mir darunter nur etwa den Einwand vorstellen, Staat und Kirche hätten sich in unsere intimen Angelegenheiten nicht zu mischen. Die Civilehe hat diesen Bedenken mit Bezug auf die Kirche ein Ende gemacht, der Staat hat aber auf seine Einmischung in der Ehefrage offenbar aus zwei Gründen nicht verzichten wollen: die Namensänderung der Gattin und die zu erwartenden Kinder zwingen ihn dazu. Wir sehen einstweilen noch nicht, wie er darauf verzichten könnte, und müssen uns mit der Forderung einer möglichst milden, taktvollen und individualisirenden Einmischung wohl noch auf lange hinaus begnügen. Wir sind auch unseren Kindern die Erfüllung der staatlichen Formalitäten in der Ehefrage einstweilen noch schuldig und halten es für nützlich und heilsam, daß auch jene sich ihr unterwerfen, die in ihnen eine sittliche Sanction des geschlossenen Bundes nicht erblicken können. Es ist zwar schwer, die Einmischung gleichgiltiger Dritter auf unser Zusammenleben irgend welche innere Bedeutung zuzumessen. Wie stehen z. B. die Dinge, wenn keine Opportunitätsgründe zur staatlichen Eheschließung vorliegen, wenn z. B. keine Kinder vorhanden sind oder gar kein Geschlechtsverkehr stattfindet? Ich stehe nicht an, eine Ehe wie die zwischen George Eliot und Lewes geschlossene sittlich zu nennen. Die Empörung der öffentlichen Meinung ändert daran nichts. Sie wird sich legen, wenn Andere nachfolgen. Vielleicht sind wir von den Zeiten nicht weit, in denen der Staat den Namenswechsel der Frau nicht mehr verlangt und nicht mehr nach den Ehen, sondern nur nach den Kindern fragt. Bis dahin kann man zur Noth begreifen, daß unter besonderen Verhältniß das Eingreifen des Staates in das Eheleben als peinlich empfunden und darum vermieden wird. Sich aber um dieser Zurückweisung des staatlichen Interesses willen als Märtyrerin aufzuspielen, wie es die Heldin des Grant Allen'schen Romans Woman who did unternimmt, entspricht denn doch nicht der Geringfügigkeit des gethanen Schrittes. Dem Staate in solchen Dingen gewähren, was er verlangt, heißt nur in ganz seltenen Fällen unsittlich handeln; es bedeutet meist eine sittlich-opportune, aber gleichgiltige Handlung, eine billige Concession an den Thatbestand, die vielleicht Niemandem nützt, sicher Keinem schadet. — —

Viel wichtiger ist der zweite noch zu berührende Punkt: Die modernen Ehe- und Liebesphilosophen machen aus unserem Problem einen rein sexuellen Vorgang. Für sie steht nur in Frage, ob der Geschlechtsumgang außerhalb der Ehe erlaubt ist, sie nicht überflüssig macht, den Staat angeht u. s. w. So wird die Frage nach der Ehe einseitig zu einer Genuß- und Züchtungsfrage. Die Braut scheint in dem Geliebten nur einen Zuchtstier zu erblicken, der ihren Verhältnissen angemessen ist; der Volkserzieher scheint darauf bedacht, möglichst gesunde Exemplare zusammenzubringen, um eine kräftige und reine Rasse zu erzeugen. Man mag Staatsmännern, die mit der Abschließung von fürstlichen Heirathen beauftragt sind, diese Darwin'schen Reminiscencen zu Gute halten, unter Bürgerlichen, dünkt mich, riechen diese Erwägungen zu sehr nach dem Pferdestall. Das vorurtheilsloseste, unterrichtetste Mädchen wird sich seinen Geliebten hoffentlich unter anderen Gesichtspunkten erwählen. Wenn wir das Körperliche am Menschen schätzen, so geschieht es doch nur als Ausdruck eines geistigen Gehaltes. Der Gedanke an das Kind wird im Empfinden des Bräutigams wohl nur die zweite Rolle spielen. Was er sucht, ist eine Gefährtin, ein Mensch anderer Art, sein Wesen verstehend und ergänzend. Seine Liebe zu ihr wird sich in wachsender stark sinnlicher Weise äußern, er wird aber nach dem Geschlechtsgenuß nicht etwa meinen, den Höhepunkt des Ehelebens überschritten zu haben, noch wird ihn die erkannte Unfruchtbarkeit seines Weibes zu einem Scheidungsantrag veranlassen. Das Problem der Ehe ist vielmehr gerade dieses: Wie wird aus dem Gefühl starker Anziehung das Verlangen zu geschlechtlichem Genuß? Wie findet neben der Sinnenfreude die Pflege geistiger Gemeinsamkeit Platz? Wie vermag sich diese wiederum neben dem um das Kind concentrirten Interesse zu behaupten? Was verbindet endlich die Ehegatten nach dem Verzicht auf geschlechtlichen Umgang, bei Kinderlosigkeit, oder nach dem Scheiden der Kinder aus dem Elternhause? Die Propheten der freien Liebe zeigen nur für die erste der vier Etappen des geschlechtlichen Gemeinschaftslebens Interesse, sie vergessen, daß es ein Durchgangspunkt, eine, wenn auch noch so wichtige, Episode ist. Alle ihre Vorschläge und Postulate übersehen daß, wenn die sinnliche Liebe der intensivste, leidenschaftlichste Ausdruck der Zusammengehörigkeit ist, er nicht der ethisch höchste und letzte sein kann. Der ist eben die neben, über und aus der leiblichen Gemeinschaft erwachsende Zusammenklang der Seelen, das Ineinander-Einleben zweier Individualitäten, das starke einander stützende Zusammenstehen im Sturm des Lebens, das treue Aushalten bis an's Ende.

Ich gebe gerne zu, daß unsere Verhältnisse unhaltbar sind. Eine andere Erziehung muß die Geschlechter aneinander gewöhnen, eine andere Arbeitsvertheilung ihnen die Eheschließung bald nach Eintritt der vollen Pubertät ermöglichen. Die Liebe allein soll dabei den Ausschlag geben. Aber wir wollen nicht vergessen, nachdem der Idealismus in dem Menschen nur den Geist sah, daß er auch nicht nur ganz Leib ist.

Zerstörte die Sitte muthwillig die Rücksichten und Hindernisse, die der Eheschließung heute entgegenstehen, so beraubte sie auch die Betheiligten zugleich jener Wartezeit und Muße, während deren sie sich über die Tragweite ihres Schrittes klar werden können. Denn es bleibt dabei: keine Geschlechtsliebe ist unter Menschen sittlich ohne dauernde Gemeinschaft, ohne leibliches und geistiges Zusammenleben. Man mag die Scheidungen noch so sehr erleichtern — und es wird gut sein — sie müssen immer als Ausnahmen, als späte Reue eines ungenügend überlegten Schrittes gelten. Je häufiger die Scheidungen, desto schwieriger sollte die Eheschließung gemacht werden. Es wird leider immer kurzsichtige Menschen geben, die man auch in so intimen Dingen bevormunden muß. —

Eine Bitte noch zum Schluß: Mögen Alle, die eine neue Sittlichkeit lehren, nach der alten leben; mögen Alle, die das neue Evangelium zur That machen wollen, öffentlich darüber schweigen! Man wird diesen Rath feige und schwach nennen; er ist auch nur für Uebergangszeiten wie die unseren nothwendig. Der böse Schein muß nun einmal gemieden werden. Ein Mensch, der das Herkommen verletzt und zugleich propagandistisch für diese Verletzung eintritt, kann sich von dem Verdachte nicht reinigen, nach seiner Praxis seine Theorie gestaltet zu haben. Seine Weisheit verliert an Ansehen, wenn sie als Ausfluß fleischlicher Schwäche verstanden werden darf. Sie hat einen starken Wiederhall, wenn sie zunächst einmal als Theorie verkündet wird. Wer möchte Nietzsche in seinen Werken lieben, wenn der Mensch nicht so rein und liebevoll, so weich und treu gewesen wäre! „Die Natur gestattet dem Menschen nicht zwei Kühnheiten auf einmal", sagte Renan. Stürzen wir uns nicht in unüberlegtes Thun, ehe wir über Weg, Ziel und Kräfte denkend im Klaren sind!

Literatur und Kunst.

Kunst und Rasse.

Von Heinrich Driesmans.

Einer unserer namhaftesten zeitgenössischen Dichter erzählt in seinen Reiseerinnerungen aus Italien, er habe einst hoch oben in den Apenninen ein armes Hirtenmädchen gefunden, das ihn durch ein erstaunliches Improvisationstalent überraschte. Eines Tages habe dies Geschöpf ihm ein wunderbar poesievolles Lied gesungen, am folgenden Tage habe es das Thema variirt und so jedesmal anders in Form und Rhythmus vorgetragen, doch immer sei ein vollendetes Kunstwerk heraus gekommen. Als er das Mädchen einmal darüber befragt, habe es ihm erstaunt versichert, gar nicht darum zu wissen, das Lied so oder anders gesungen zu haben. Es singe, wie es ihm gerade einfalle und gefalle.

Ein anderes Beispiel, welches das große Improvisationstalent der Italiener darthut. Professor Billroth, der namhafte Mediciner, wurde auf einer Reise durch Italien zu einem Bauern gerufen, um ihm seine ärztliche Hilfe zu leihen. Es handelte sich um eine Verwundung, die er untersuchen und verbinden sollte. Als er aber an Ort und Stelle kam, fand er bereits einen Verband angelegt, und zwar so geschickt, daß, wie er in einer medicinischen Abhandlung berichtet, einer seiner geschultesten Assistenten ihn nicht hätte besser machen können. Wie erstaunte er daher, als er auf seine Nachfrage erfuhr, daß ein „Nachbar“ des Bauern das vollbracht habe! Billroth erklärt dies überraschende Geschick an einem einfachen, ungeschulten Manne aus dem starken, unmittelbaren Erfassungsvermögen, dem lebendigen Blick des Italieners für die realen Verhältnisse und Erfordernisse, welche Begabung so hoch entwickelt ist, daß der Italiener mit ihr selbst unter den romanischen Völkern einzig dasteht. In der That, jener italienische Bauer ist ein Improvisator wie das erwähnte Hirtenmädchen, er steht diesem an natürlichem Talent nicht nach. Es ist bei Beiden dasselbe Talent, das sich einmal auf dem lyrischen Gebiete, das andere Mal in technischer Hinsicht äußerte. In jedem Falle wurde ein „Kunstwerk“ vollbracht. Der schlichte Bauer erwies sich als ein geborener Künstler in der Behandlung einer Verwundung, in der Anlegung eines Verbandes, wie seine Volksgenossin als eine Künstlerin in der rhythmischen und melodischen Abwandlung eines lyrischen Themas.

Wir ersehen aus diesen Beispielen, insbesondere aus dem zweiten, daß dem Italiener eine Begabung, die wir Formgewandtheit nennen, angeboren ist, welche der Nordländer sich erst durch mühsames Studium und unausgesetzten Fleiß erwerben muß, und die selbst bei seinen genialsten Vertretern erst spät und unter Aufgebot großer Selbstzucht völlig reif wird. Die Formgewandtheit, welche für unsere Dichter nur durch unermüdliche Uebung und langjährige Versuche zu erreichen ist, legt der Genius des italienischen Volkes seinen Hirtinnen in die Wiege; die Handfertigkeit und Geschicklichkeit, den Blick für die realen Erfordernisse, zu deren Erwerbung unsere Mediciner Semester auf Semester studiren, schöpft ein italienischer Bauer aus seiner Natur.

Der Gedanke liegt nahe, daß der Mensch überhaupt die Begabung, welche der Italiener aus dem Volke in so hohem Grade zeigt, von Natur besitzt, und daß er erst durch die Cultur daran irre gemacht worden. Wenn wir die Naturvölker beobachten, dann müssen wir in der That bekennen, daß der Naturmensch künstlerisch veranlagt ist. Darf man als das Primitiv-Künstlerische das Zweckentsprechende eines jeden Instruments, das ihrer Bestimmung genau Angemessene einer jeden Hantierung betrachten, dann ist jedes Geräth des Wilden, jede Arbeit, die er vollbringt, ein Kunstwerk. Es ist nichts Ueberflüssiges, nichts, das nicht zum Ganzen stimmt, nichts „Geschmackloses“ in Allem, was er thut. Ich möchte daher als das Criterium des Unkünstlerischen das Geschmacklose bezeichnen. Das Thier ist im Verfolg seines instinctiven Trieblebens „Künstler“: es weiß genau ab- und zuzuthun, es überschreitet nie die Grenze des Zweckentsprechenden, ihm Angemessenen. Es schlingt nur so viel Nahrung, als es braucht; es überißt und übertrinkt sich nicht. Das Thier durchschwimmt den Fluß, ohne Schwimmen gelernt zu haben, es überhastet sich nicht und bekommt es nicht mit der Angst, wie der Mensch, der, seine instinctive Sicherheit verlierend — was man im Sprachgebrauch „den Kopf verlieren“ nennt — im Wasser anfängt zu zappeln, die Arme in die Höhe streckt und in die Luft oder nach Strohhalmen greift, anstatt sie regelrecht zu bewegen, damit er oben bleibe. Das Thier geht sicher am Abgrund entlang, es wird von keinem Schwindel erfaßt und thut keinen Fehltritt. Und wo es arbeitet und baut, als Biene, Ameise, Biber, da vollbringt es sein Werk mit solcher künstlerischen Vollendung, mit solcher Sicherheit und Angemessenheit dem jeweiligen Zweck entsprechend, daß der Mensch von ihm lernt und in seinen Bauwerken die Structur derjenigen nachahmt, welche die Natur ihm durch den Instinct der Thiere vor Augen gestellt hat. Der Naturmensch ist „Künstler“, insofern sich die thierische Instinctsicherheit in sein menschliches Leben hinübergerettet hat; das Beste, was ihm eigen ist, sein größter Vorzug liegt in dieser Sicherheit, und der höhere Naturmensch, der Künstler, wie er aus der Cultur hervorgeht, hat auf diesen Namen nur insofern Anspruch, als sich die Instinctsicherheit bei ihm in das höhere Culturleben hinübergerettet hat. Was er vermag, vermag er kraft seines sicheren Instinctes, der ihn die natürliche Zweckmäßigkeit und Angemessenheit herausfühlen, gestalten und in Kunstwerken in einer höheren abgeklärten Form vor Augen rücken läßt. Der Culturmensch hat diese Sicherheit verloren, seine Instincte sind verworren, und je weiter die Cultur fortschreitet, um so haltloser wird er in seinem Innern, um so unsicherer tastet und tappt er nach allen möglichen Formen und Ausdrucksweisen, ohne die zu treffen, die ihm angemessen ist. Man betrachtet diesen Zustand als Dekadenz, in welchem der Culturmensch gewissermaßen „den Kopf verloren“ hat, Zierath auf Zierath, Ueberladung auf Ueberladung sinn- und planlos häuft, alle Stilarten durchprobirt und durch einander wirft, ohne je zu einem eigenen neuen Stil, zu einer höheren Weltanschauung, welche alle früheren in sich begriffen und organisch verbunden hätte, ohne je zu einem Sinn seines Daseins zu gelangen. Alles, was der primitive (Wilde) und der höhere Naturmensch (Genie) thun, hat „Sinn“ und „Bedeutung“; es stimmt harmonisch zusammen. Der alles Instinctlebens bare Culturmensch allein ist sinnlos, planlos, geschmacklos in Allem, was er thut. Er muß, wie der Assistent des Professors Billroth, mühsam erlernen, was der italienische Bauer instinctiv kann; er muß durch unermüdliche Uebung seine künstlerische Anlage zu der Höhe emporschulen, auf der der Geist der italienischen Hirtin sich spielend bewegt.

Wenn wir sonach die natürliche Instinctsicherheit als das Fundamentalwesen des Künstlerischen betrachten dürfen, dann müssen wir den modernen Völkern die Befähigung dazu in dem Grade zuerkennen, als sie jene Sicherheit in ihr Culturleben hinübergerettet haben. Jedes Volk ist von Natur zur künstlerischen Gestaltung seiner Lebensformen vorherbestimmt und treibt sie mit derselben Naturnothwendigkeit aus sich heraus, wie Bienen und Ameisen ihren Genossenschaftsstaat. Ich sagte, es „treibe sie heraus“: denn in der That sind diese Formen nichts Anderes, als das in das Außenleben verlegte Knochenskelett: sie sind ein Abbild des inneren organischen Lebens des Individuums, gleichsam ein Abguß, den das instinctive organische in dem gesellschaftlichen Leben ausgeprägt. Alle ursprünglichen Gesellschaftsformen zeigen darum einen durchaus künstlerischen Charakter;

sie nähern sich den erwähnten Thierstaaten und sind im Grunde nur Weiterbildungen und Uebersetzungen der Letzteren in's bewußte Leben. Sie verlieren diesen künstlerischen Charakter, je *bewußter* das Leben wird, je höher die Cultur sich entwickelt, da mit dieser Entwickelung, mit dem gesteigerten Bewußtsein die Aussetzung des instinctiven Lebens, die Verwirrung und Zerrüttung desselben Hand in Hand geht. Die Unsicherheit wächst in dem Maße, wie ein Volk sich vom Naturzustand entfernt. Der Verlust der instinctiven Sicherheit drückt sich in den inneren religiösen und politischen Kämpfen, in den wissenschaftlichen und künstlerischen Gegensätzen aus. Jedes Culturvolk hat den *Sinn* seines Lebens in gewissem Grade verloren und sein ganzes Culturtreiben ist im tiefsten Grunde nichts Anderes als das Bestreben, diesen Sinn wieder zu gewinnen oder einen neuen Sinn, einen höheren Inhalt seines Lebens zu erlangen. Der verlorene Sinn ist die verlorene *kunstgeistige* Lebensgestaltung, die selbst auf der primitivsten Stufe höher steht, denn das *verworrene* Culturleben.

Wir erkennen hieraus, daß Cultur und Instinct in gewissem Maße als Gegensätze zu betrachten sind. Jene wirkt zersetzend auf diesen, dieser verhält sich spröde gegen jene, er erwehrt sich ihrer. Alles Leben lebt nur in Gegensätzen, und der „Gegensatz" ist der Prüfstein für jeden „Satz". Kein Pol ist ohne Gegenpol denkbar, kein höheres Leben ohne Cultur. Die Cultur ist der Prüfstein des Instinctes bezw. der Instinctsicherheit. Sie vollzieht eine Auslese der Volksindividuen, wie der alltägliche Kampf um's Dasein eine solche der Einzelindividuen. Je stärker das Instinctleben von Natur ist, desto größere Gewähr bietet es dafür, daß ein Volk die *Prüfung der Cultur* besteht, daß es seine gesunde instinctive Sicherheit in das höhere Culturleben hinüberrettet. Die Befähigung für künstlerisches Wesen ist der Ausdruck dieser „Rettung der Instincte". Die verschiedenen europäischen Völker haben diese Prüfung verschieden bestanden und demgemäß ihr Instinctleben in verschiedenem Grade „gerettet". Die Stärke und Widerstandsfähigkeit des Letzteren hängt von der *Natur* der Völker ab, und die Frage nach ihrer Befähigung für künstlerisches Wesen ist somit in gewissem Grade eine *Rassenfrage*, sie hängt mit ihrer Rassenhaftigkeit zusammen. Im Allgemeinen läßt sich sagen, daß die romanischen Völker an ihrem Instinctleben zäher haften als die germanischen; die Letzteren sind für höhere Cultur empfänglicher, aber sie geben ihre Natur, ihre Rassenhaftigkeit leichter preis. Aus dieser Thatsache glaube ich die *höhere* Befähigung der Romanen für künstlerisches Wesen ebenso wie ihre *geringere* für höhere Geistescultur einerseits, und andererseits das umgekehrte Verhältniß bei den Germanen erklären zu können. Die höhere Cultur ist die Todfeindin des künstlerischen Wesens! Das mag paradox klingen. Aber man täuscht sich, wenn man glaubt, jene begünstige dieses, sie sei seine Ernährerin. Sie ist vielmehr seine Zerstörerin! Man verwechselt dabei das, was man im modernen Sinne unter „Kunst" versteht, nämlich die Kräftezersplitterung in der künstlerischen Productivität, mit dem *künstlerischen Wesen*, welches Kraft- und *Styleinheit* voraussetzt. Die fieberhafte Thätigkeit, welche in der „Kunstblüthe" einer Cultur in allen möglichen Formen und Geschmacksrichtungen zu Tage tritt, ist gerade ein Zeichen der Zersetzung, der Auflösung, des Verfalles des Instinctlebens durch die Cultur. Jede Zersplitterung ist der Ausdruck einer inneren Unsicherheit und Haltlosigkeit. So war die politische Zersplitterung der Deutschen seit dem Mittelalter die weitestgehende von allen europäischen Völkern, das Merkmal ihrer früh verlorenen Instinctsicherheit; so ist die moderne künstlerische Zersplitterung wiederum in Deutschland am ausgeprägtesten, als ein anderes Merkmal ihrer instinctiven Unsicherheit. Die deutschen Einheitsbestrebungen sind wohl eigentlich im tiefsten Grunde ein Ringen nach der Instincteinheit. Sie sind bis zu einer äußeren politischen Einheit gediehen, aber noch nicht bis zu einem einheitlichen Geist, einer einheitlichen Natur. Daß wir Deutsche uns so viel, daß wir uns *mehr* abarbeiten müssen als andere Völker, daß wir mehr „lernen" müssen und in der That auch mehr „gelernt" haben und „wissen" — daß Andere es um so viel „leichter" haben als wir, das hat seinen Grund in der geringeren Mächtigkeit unseres Instinctlebens und der größeren jener. Die anderen Völker sind „einiger" und „einheitlicher" als wir durch ihre Instincteinheit. Diese ist eine Tragkraft, welche ein Volk im Kampf um's Dasein oben erhält.

Man könnte nach dem Vorigen glauben, daß ich den Germanen die Befähigung zur Kunst absprechen will. Das ist keineswegs meine Meinung. Ich unterscheide zwischen künstlerischer *Schaffenskraft* und künstlerischem *Wesen*. Jene ist den Germanen in hohem Grade zu eigen. Ihre Kunst und Dichtung zeugen davon; an Tiefe der Auffassung und Mächtigkeit der Gestaltungskraft werden ihre Dichterwerke von keinem Romanen erreicht. Dieses mangelt ihnen in hohem Grade. Die Formgewandtheit und Virtuosität, die Unmittelbarkeit und das Improvisationstalent der Romanen ist ihnen mehr oder weniger versagt. Diese verschiedenartige Begabung hat ihren Grund in dem geübten Sinnenleben der Romanen und dem ungeübten der Germanen. Die klare formen- und farbenreiche Natur des Südens hat die Sinneswerkzeuge jener in höherem Grade geschult und erhält sie stetig wach und thätig; in der nebligen, formen- und farbenarmen des Nordens sind die Sinne dieser unentwickelt geblieben oder in gewissem Maße eingeschläfert worden. Daher die Verinnerlichung und Tiefe des germanischen Geistes, daher die vorwiegende Sinnlichkeit und unerreichte Formgewandtheit des romanischen. Der Germane hat eine „gebildete" Seele bei „ungebildeten" Sinnen; der Romane verbindet „gebildete" Sinne mit einem rohen Gemüth. In dieser verschiedenartigen „Bildung" beruht die verschiedenartige Begabung der beiden Rassen und ihre ungleiche Befähigung für die Kunst. Die Sinne sind die Tastorgane des instinctiven Lebens. Der menschliche Geist kann sehr wohl bei zerstörten oder verkümmerten Sinnen existiren und sich gar zu großer Tiefe und Mächtigkeit entfalten. Aber der abgeschnittene und beschränkte Verkehr mit der Außenwelt beeinträchtigt die Orientirungsfähigkeit, läßt das instinctive Leben verkümmern, läßt die Formgewandtheit und Ausdrucksfähigkeit, welche allein durch ein reges Sinnenleben gebildet und gesteigert werden kann, ungeübt. Ein derartiger Geist kann große Schöpferkraft besitzen, aber seine Erzeugnisse bleiben formlos und farblos. Die „Sinnesleitung" bestimmt und differenciert die künstlerische Begabung; sie verleiht dem Nordländer bei großer Schöpferkraft ein sehr unkünstlerisches Wesen, dem Südländer bei vollendeten künstlerischen Lebensformen geringere Schöpferkraft und Tiefe.

Ich verstehe also unter künstlerischem Wesen *Lebenskunst* und behaupte, daß diese, nämlich eine kunst- und stilgemäße Lebensführung den modernen Culturmenschen verloren gegangen ist. Sie können sich nicht oder nicht mehr in die Natur hineinfinden, sich nicht auf ihre Umgebung stimmen. Neuerdings erschallt in Deutschland der Ruf, die Kunst in's Leben überzuführen, das Leben kunstgeistig zu gestalten. Ich empfinde diesen Ruf als einen Aufschrei der deutschen Seele über den grellen Widerspruch zwischen künstlerischem Können und Leben, über den Kontrast zwischen dem Reichthum ihrer Schaffenskraft und der künstlerischen Dürftigkeit ihres Lebens. Man erzählt von einem Berliner Architekten die Anekdote, er nehme, so oft er in Gesellschaft gehe, einen Pack Westen von allen möglichen Farben mit, um seinen Anzug wenigstens einigermaßen auf das Milieu des Raums zu stimmen, in dem er zu verweilen habe. So komisch sie klingt, eine so tragische Bedeutsamkeit hat diese Anekdote. Die „Westomanie" jenes Architekten wäre von dem

Drang dictirt, einen Ausgleich zu schaffen zwischen künstlerischem Bedürfniß und unkünstlerischer Wirklichkeit, zwischen innerem Stimmungsreichthum, geistigem Harmoniegefühl und der öden Stimmungslosigkeit, Verstimmung, Disharmonie des äußeren alltäglichen Lebens. Der Einfall des Architekten ist ein wenig sonderbar, aber er kennzeichnet den Mangel, das Leiden, die Tragik des modernen Wesens. Andere gerathen auf andere Einfälle. Die Darmstädter Künstler siedeln zu einer Künstlercolonie zusammen, sie bauen eine rechte Kunststadt und placiren ihre Werke, anstatt sie zu einer Ausstellung zusammenzuhäufen, in ihren Wohnräumen. So leben und weben sie in der Atmosphäre ihrer Werke: ihre Colonie ist ihre Kunstausstellung, ihre Gemälde und Statuen hängen und stehen in Gebäuden, die selbst Kunstwerke sind. Sie haben eine große Kunstsymphonie geschaffen und sich inmitten ihrer eingewohnt, um ihr Leben auf ihre Kunst zu stimmen, um eine Harmonie zwischen Aeußerem und Innerem, zwischen Wirklichkeit und Ideal anzubahnen. So „anders“ dies klingt, eine so erfreuliche Erscheinung dieses „Kunstleben“ in unserer stimmungslosen Zeit ist — es ist dennoch aus demselben Drang geboren, wie die „Westomanie“ des Architekten, und es ist gleichermaßen eine Anomalie im modernen Leben. Wir sind trotz aller derartiger Bemühungen bisher über einen gewissen „todten Punkt“ nicht hinausgekommen. Diese bleiben vereinzelt, sie leben ein Leben für sich, blühen auf wie gefüllte Blumenkronen, ohne fruchtbaren Samen zu hinterlassen.

Der Humor in der Musik.

Von C. Gerhard.

Die Kunst, die Musik zum Ausdruck jenes göttlichen Humors zu machen, der, indem er uns im tiefsten Innern erschüttert, uns doch lächelnd die Seelenruhe wiedergiebt, ist auf Josef Haydn zurückzuführen.

Zwar begegnen wir schon vor seiner Zeit vereinzelten Werken humoristischen Charakters, so der „Vogelcantate“ des Niederländers Gambert, den „Italienischen Villanellen“ von Lassus, der berühmten „Katzenfuge“ des Scarlatti, zwar finden wir bei Bach und Händel bereits Blitze unbewußten musikalischen Humors, z. B. in des Ersteren „Fuga über die Cornetta di Postiglione“, in den graziösen Motiven der Cis-dur- und D-dur-Präludien des „wohltemperirten Claviers“, in Händel's Chor in Israel: „Und es kamen unzählige Fliegen und stechende Mücken“, und bewußt ausgeführte musikalische Scherze wie Bach's „Bauern- und Kaffee-Cantate“, seine dramatische Cantate: „Streit zwischen Phöbus und Pan“, ferner humoristisch gezeichnete Personen, wie den Polifemo in Händel's „Acis und Galathea“, zwar schrieb Gluck zwei komische Opern, den „Cadi dupé“ und „Die Pilgrimme von Mekka“ — aber Haydn's Verdienst ist es, den Humor nur durch Töne, ohne Unterstützung durch das Wort, zur lebendigen Wirkung gebracht zu haben. Er ist daher als der eigentliche Begründer, der Vater des Humors zu betrachten.

Der Humor war eine Seite seines Wesens, er durchdrang sein Denken und Schaffen, und daher vermögen diejenigen seiner Schöpfungen, die aus Scherz und Ernst, Heiterkeit und Wehmuth wunderbar gemischt sind, auch dem traurigen Menschen ein Lächeln zu entlocken und ihn mit des Lebens Ernst zu versöhnen.

Die angeborene Heiterkeit half Josef Haydn, die Noth und Armuth, die Entbehrungen seiner Kindheit und Jugend zu ertragen. Sie blieb ihm treu in den Widerwärtigkeiten seiner Ehe mit seinem zänkischen, geizigen Weibe und verklärte noch sein Alter. In hohem Grade war ihm die Kunst zu eigen, an allen Dingen die guten Seiten herauszufinden; stets liebte er es, dem Gespräche eine launige Wendung zu geben, und er bezeichnete noch als Greis das Leben als eine köstliche Sache. Mozart's Urtheil über ihn charakterisirt sein Wesen und Schaffen: „Keiner kann Alles, schäkern und erschüttern, Lachen erregen und tiefe Rührung, und Alles gleich gut, wie Josef Haydn.“

Die unerschöpfliche Heiterkeit seiner Natur zeigt sich von den ersten kleinen Menuetten seiner Jugendzeit bis zu den im reifen Mannesalter geschriebenen „Jahreszeiten“. Er wirkte scherzhaft, indem er ein Motiv in den drolligsten Verschiebungen und Verstellungen auftreten, indem er alle Instrumente einem nachahmen ließ und durch Brechen des Rhythmus und Greifen der Intervalle überraschte. Seine coloristische Begabung diente ihm als ausgezeichnetes Mittel zur Entfaltung seines Humors.

Dem Menuett verlieh er eine ihm bisher fremde Heiterkeit und gab ihm einen festen Platz in seinen Quartetten und Sinfonien. Im Jahre 1751 schrieb er eine komische Oper: „Der krumme Teufel“, 1776 die Zwischenactsmusik zu Regnard's Lustspiel: „Il Distratto“. Aeußerst komisch schildert er im Mittelsatz des Allegros den Zerstreuten, indem er sechs Takte nach dem Eintritt des zweiten Themas seines Streichorchesters plötzlich stocken, beim letzten Motiv bleiben, allmälig ersterben läßt, als wäre ihm der Fortgang entfallen, bis plötzlich ein donnerndes Tutti die Melodie wieder in Fluß bringt. Gewissermaßen schreckte der komisch wirkende Stoß den Zerstreuten aus seinen Träumereien empor.

In liebenswürdigster Weise zeigt sich Haydn's Humor in der sogenannten „Abschiedssinfonie“. Im Sommer 1766 wollte Fürst Esterhazy seine Capelle zwei Monate länger als sonst auf seinem Schlosse Esterhaz behalten. Da die Verheiratheten unter den Musikern sich darüber grämten, schrieb Haydn, ihr Capellmeister, eine Sinfonie. Bei der Aufführung brach plötzlich eine Stimme ab, der Künstler verlöschte sein Licht und verschwand. Bald danach verstummte eine zweite, eine dritte Stimme, immer leerer, immer dunkler wurde es im Orchester, auch Haydn ging; nur der erste Geiger spielte den Schluß. Darauf erhob sich der Fürst. „Wenn sie Alle gehen, müssen wir auch gehen“, sagte er, und zu Haydn im Vorzimmer: „Haydn, ich habe es verstanden, die Herren können morgen reisen.“ In London schrieb der Meister die „Sinfonie mit dem Paukenschlag“, von den Engländern „the surprise“ genannt. Da die Lords und Ladies nach ihrem späten dinner zuweilen in den Concerten einnickten, ließ Haydn auf eine sanfte Melodie einen scharfen, die Hörer weckenden Paukenschlag folgen.

Haydn's Tonmalerei zeigt sich nach der scherzhaften Seite in seinem bekannten „Ochsen-Menuett“.

Ein Teil der „Jahreszeiten“ hat ebenfalls einen komischen Stoff, aber seine derbe Art sagte dem Componisten nicht zu. Besonders mißfiel ihm der Text: „Heisasa, hopsasa, es lebe der Wein, es lebe das Faß, das ihn verwahrt, es lebe der Krug, aus dem er fließt!“ Um die Gleichförmigkeit der Worte zu beleben, malte er am Schluß die Betrunkenheit und nannte ihn „die besoffene Fuge“.

Als Visitenkarte für seine Freunde setzte er im Alter folgende Worte in scherzhafte Tonform:

> „Hin ist alle meine Kraft,
> Alt und schwach bin ich.“

Auch Mozart war der göttliche Humor angeboren. Wie anziehend zeigt sich des Knaben liebenswürdige Heiterkeit im Verkehr mit Mutter und Schwester, welche witzigen Schilderungen enthalten seine Reisebriefe, welche zärtlich-komischen Bemerkungen! Der Mama küßt er „1 000 000 000 Mal die Hände und der Nannerl Gesicht, Nase, Mund und Hals“. Welche Späße verübt er mit dem Bäsle in Mannheim, mit dem zusammen er „die Leute foppt“! Und welch' einen

schmerzhaften Humor beweist er, als er aus Paris heimkehrt und seine Jugendgeliebte Aloysia Weber nichts mehr von ihm wissen will! Flugs setzt er sich an den Flügel und singt: „Ich laß das Mädel gern, das mich nicht will!"

Mit welcher Seelenheiterkeit trägt er später Noth und Sorgen mit seiner Gattin Constanze, der Schwester jener Aloysia! Mit Rührung hören wir, daß das junge Paar, um sich zu erwärmen, im ungeheizten Zimmer tanzt, und lesen Mozart's zärtliche Briefe an „Stanzerl", die er außerdem „Spitzbub', Krallerballer, Spitzignas, Bagatellerl, Schluck und Druck" anredet! Das Ernste und Heitere, welches sich in seinem Wesen zu so wundervoller Harmonie einte, zeigt sich auch verbunden in seinen Schöpfungen. Diese Verschmelzung des Tragischen und Komischen, die wir in ein und demselben Werke, oft in ein und derselben Person finden, steht einzig da. Durch die befreiende Macht des Humors gelang es Mozart, im „Figaro" das gleichnamige frivole Lustspiel des Beaumarchais zu idealisiren. Typen bezauberndster Heiterkeit sind Figaro und Susanne, und ewiges Leben werden ihre sonnigen Arien haben: „Dort vergiß leises Fleh'n, süßes Wimmern", „Ihr, die Ihr Triebe des Herzens kennt", und „Neue Freuden, neue Schmerzen". Der Humor im „Don Juan" streift oft an den Shakespeare's; nur das Zerlinchen ist voll holdester Schalkhaftigkeit. Die gesunde Komik und übersprudelnde Laune der „Entführung aus dem Serail" machte das Werk gleich beliebt; ebenso zündete die originelle und reizvolle Musik zur komischen Oper „Cosi fan tutte". Neben tiefem Ernst waltet auch der Humor in der unsterblichen „Zauberflöte".

Beethoven war einer der größten Humoristen, die je gelebt, aber er besaß einen dämonischen Humor, dessen musikalischer Ausdruck häufig voll überwältigender Erhabenheit war. Ernst ging er durch sein ernstes Leben, doch Witz und Sarkasmus standen ihm immer zu Gebote, und wenn er „ganz aufgeknöpft" war, wie er sich selbst ausdrückte, so verschonte er Niemand mit beißenden, satirischen Bemerkungen. Als sein reich und hochmüthig gewordener Bruder ihm eine Visitenkarte mit der Aufschrift: „Johann van Beethoven, Gutsbesitzer" sandte, schickte er ihm dieselbe mit der umseitigen Bezeichnung zurück: „Ludwig van Beethoven, Hirnbesitzer". Wenn seine geistreichen Improvisationen auf dem Claviere seine Zuhörer zu Thränen erschüttert hatten, pflegte er in lautes Lachen über ihre Empfindsamkeit auszubrechen; hatte er sonst Anlaß zur Heiterkeit, so sprang er auch noch im Alter über Tische und Bänke. Als ihm in seiner letzten Krankheit der sogenannte „Bauchstich" gemacht wurde, sagte er humoristisch, der Operateur komme ihm vor wie Moses, der mit dem Stabe an den Felsen geschlagen, und er tröstete sich mit den Worten: „Besser Wasser aus dem Bauch als aus der Feder".

Den Humor, der Shakespeare's Dichtungen durchweht, finden wir in Beethoven's Tonschöpfungen; selten ist er neckischen Charakters wie in den Schlußsätzen der Sonaten op. 10 und 14 (Nr. 2) und im Scherzo des Streichquintetts op. 29, selten harmlos komisch wie in dem Tonstück: „Wuth über den verlorenen Groschen"; meistens äußert er sich in großartiger Ironie, in einer aus Schmerzen geborenen Heiterkeit. In anziehendster Weise tritt er so in den großen Scherzo-Sätzen seiner Sinfonien, am bezauberndsten im Molto vivace der neunten Sinfonie auf.

Weber schloß sich in den komischen Gestalten seiner Opern an Haydn an. Die Schalkhaftigkeit und Jovialität im geistigen Ausdrucke seines Gesichtes waren der Abglanz des ihm innewohnenden Humors. Seine Freunde und Mitschüler beim Abt Vogler konnten manch' Stücklein von seiner Heiterkeit erzählen, und voll reizender Schelmerei sind einige seiner Briefe an seine Braut, die Opernsängerin Caroline Brandt. „Ach, armer Muks, all' die schönen Federn (als Papagena) zu verlieren, Hermelin und Atlas mit der Küchenschürze zu vertauschen, nur applaudirt vom hungrigen Magen, nur herausgerufen vom Carl beim Küssen! Ach, Du gute Perle, wirst aufgelöst im Essig des Ehestandes, verschluckt von Sorgen und dem brummbärtigen Muks!" Caroline wurde das Urbild des neckischen Aennchens im „Freischütz", und diese Gestalt, wie manche andere echt deutschen Humor athmenden Personen seiner Opern gewannen ihm besonders seines Volkes Herz.

Echt komische Opern voll gesunder Heiterkeit schrieben Albert Lortzing und Otto Nicolai. Des Ersteren „Czar und Zimmermann", „Die beiden Schützen", „Der Wildschütz", „Der Waffenschmied" nähern sich freilich dem Burlesken, sind aber doch werthvolle Zeugen echten Humors, wie in noch höherem Grade des feinsinnigen Nicolai „Die lustigen Weiber von Windsor".

Erwähnt sei hier noch eines Ausländers ewig junge Opernschöpfung, Rossini's „Barbier von Sevilla", welche von köstlichstem Humor erfüllt ist. Dr. Bartolo und Basilio sind Urbilder des Komischen, und in Almaviva und Rosina verkörpert sich die jauchzendste Lebenslust und das wärmste Empfinden. Hellster Uebermuth, sonnigster Frohsinn und bezaubernde Grazie einen sich in der Musik des italienischen Meisters.

In einer Oper mit ähnlichem Titel, dem „Barbier von Bagdad" von Peter Cornelius, finden wir auch einen feinen Humor, der uns lächelnd den Tönen lauschen läßt, deßgleichen im „Tod des Verräthers", desselben Componisten. Voll heiterer, oft ausgelassener Laune sind manche Tonstücke Ed. Grieg's, besonders seine „Humoresken".

Robert Schumann's auf Jean Paul fußender Humor trägt einen anderen Charakter; er tritt wie eine feine Satire in seinen Phantasiestücken, seinen Davidsbündlertänzen, in den genialen Scherzi und feurigen Allegros seiner Orchesterwerke auf.

Die Heiterkeit, welche Felix Mendelssohn, den Glücklichen, beseelte, fand auch beredten Ausdruck in manchen seiner Werke, dem entzückenden Scherzo seiner A-moll-Sinfonie, in dem übermüthig fröhlichen Finale der A-dur-Sinfonie und im „Sommernachtstraum". Hier mischt sich auf's Lieblichste das Sentimentale, Phantastische mit dem Heiter-Neckischen.

Auch bei Chopin, dem melancholischen Träumer, begegnen wir in seinen Walzern, Mazurkas und Scherzis zuweilen einem scherzhaften oder feurig lebendigen Humor; doch ist er bei ihm nur eine Ausnahme, wie auch bei Brahms, der ihn hauptsächlich in seiner akademischen Festouverture, welche von Leben und Lust überschäumt, beweist.

Von dem Antlitze Liszt's, das oft einen mephistophelischen Ausdruck trug, wenn er lachte, konnte man unschwer ablesen, daß er eine humoristische Ader besaß. Eine Schülerin berichtet über sein Aussehen beim Vortrage eines Stückes: „Es scheint, als ob ein neckischer, kleiner Kobold hervorblitzte und Versteckens mit Euch spielte." Sein Tadel war stets in die Form feinster Ironie gekleidet. Ein Funke dieses Humors leuchtet auch hin und wieder in seinen geistvollen Werken; ganz von ihnen getragen ist die „Vogelpredigt" in der „Franziskaner-Legende" und der „Nieschor" im „Wartburg-Festspiel".

Kommen wir last not least zu Richard Wagner. Auch ihm war jener Humor eigen, der aus dem Mitleiden mit den Schmerzen des Daseins stammt, auch er besaß jene „goldhelle, durchgegohrene Mischung von Einfalt und Schalkhaftigkeit", die er als köstlichen Trank allen denen eingeschenkt hat, welche tief am Leben gelitten haben und sich ihm gleichsam mit dem Lächeln der Genesenden wieder zukehren. Sein Humor triumphirte über Verbannung und Noth und machte sein Glück doppelt reich. Seine frische Art belebte bei Proben und Aufführungen die Sänger und das Orchester; den Ersteren spielte er oft drastisch ihre Rollen vor. Hatte er ein neues Werk in Gedanken schon völlig ausgearbeitet, so

war er so froh, daß er aus dem Freundeskreise aufsprang und sich in einer Zimmerecke auf den Kopf stellte.

Sein musikalischer Humor ist über die „Meistersinger“ und den „Nibelungenring“ ausgegossen; äußert er sich in dem erstgenannten Werke voll Witz und Satyre, so nimmt er im Ringe oft die Form grotesker Komik an; immer aber wirkt er erfrischend. Als zum ersten Male der Cyklus in Bayreuth einstudirt wurde, „entband sich der ungeahnte Humor im Siegfried in einer Weise, daß man das Lachen des Weltalls in einem ungeheuern Ausbruche zu vernehmen glaubte“.



Feuilleton.

Gelandet.

Skizze von Alfred Semerau.

Die Sonne war hinter die Berge gesunken, und ihr letzter röthlicher Schimmer verblich langsam hinter dem Hage von Kiefern und Fichten, die sich auf den Bergspitzen zusammengefunden hatten als ein dürftiger Schmuck für die dünnbemoosten Sandflächen, welche die Berge oben abplatteten.

Die glühenden Feuermassen, welche die Abendsonne am Himmelsrande ausgeschüttet hatte, waren zu grauer Asche geworden, und der Fluß, der vorher durch die lodernden Gluthen geröthet war, schob nun in der fahlen Dämmerung schwerfällig seine Wellen vor sich hin durch den Abend. Der kühle Wind mühte sich vergebens ab, das Wasser zu kräuseln und zu schnellerem Laufe anzutreiben.

Ein leichteres Spiel hatte er mit den Weiden und Erlen, die ihre gelben Blätter, fast ganz verloren hatten und wie verkrüppelte Bettler am Ufer kauernd ihre dürren Aeste gleich abgezehrten Händen ausstreckten, wie um ein Almosen zu heischen.

Sie griffen sogar in die dunkeln Wasser, doch sie erhaschten nichts als Gras und kleine Holzstücke, die sich ihnen aber bald wieder nach heftigem Schwanken und Kreisen entwanden und sich sachte stromabwärts tragen ließen.

Lange erhaschten sie nichts weiter als Grasbüschel und morsches Geäst, dann aber kam etwas Anderes, Größeres langsam den Fluß herab, auf den jetzt die Schatten der mälig näher schleichenden Nacht fielen. Manchmal hielt es an, dann ging's weiter ohne Eile, die Wellen schoben es vor sich hin, die eine drängte es der anderen auf, und so kam es von drüben nach der Mitte, von der Mitte zu den Weiden und Erlen, die es den Wassern entrissen und mit ihren mageren Armen festhielten.

Die Wellen drängten es über das gelbe Gras hin nach dem Sandboden, der unmerklich zum Flusse abfiel.

Am Himmel zogen dunkle Wolken in langen Zügen und verdeckten den Mond und die Sterne, über die sie dahinglitten gleich ruhelosen Wanderern, die ein Ziel suchten. Von Osten brachen sie auf und im Westen hielten sie an und bildeten einen grauen dicken Wall vor der Himmelsburg.

Die Sterne blinzelten schläfrig, nur der wachsame Mond waltete aufmerksam seines Amtes und leuchtete hinab auf die Berge, den Fluß, das Ufer, wo das, was die Weidenarme aufgegriffen und die Wellen auf den Sand geschoben hatten, regungslos lag.

Das bläulichweiße Mondlicht umspielte einen schmächtigen Mädchenleib, ein blasses Gesicht, nasse blonde Haarsträhnen.

Es war beinahe noch ein Kind, das auf dem Sande lag. Schlaff lagen die dünnen Arme neben dem Leib. Die Finger schienen in die Erde zu greifen, wie um sich festzuhalten, als fürchte das Kind, wieder hinaus in die kalte Fluth getragen zu werden, dessen Wasser seine Füße noch bespülte und ihm den dünnen Rock an den Leib gepreßt hatte.

Das Kind wurde nicht in seiner Ruhe gestört. Ringsum war Alles still, nur der Wind strich durch die Bäume und der Fluß murrte dumpf.

Da kamen Schritte am Wasser herauf, derbe Tritte, die die Erde feststampften — zwei Schiffer, die ihren langen flachen Kahn an Seilen stromaufwärts zogen. Sie kamen nur langsam vorwärts, denn das Wasser stemmte sich dem Kahn entgegen.

Plötzlich blieb der Voranschreitende stehen, starrte auf den Uferrand und machte seinem Gefährten ein stummes Zeichen. Sie stierten Beide auf das Kind, sie wußten nicht, was sie thun sollten.

Sie traten unter die Weide und sahen auf den Leichnam herab.

„Is woll schon todt,“ sagte der Eine.

Der Andere nickte nur.

„Wir können's doch nich hier so liegen lassen.“

„Nee, das können wir nich.“

„Dann lauf' man nach'm Dorf und hol' Leute. Ich bleib' hier beim Kahn.“

Indeß der Eine nach dem Dorfe lief, hielt der Andere Wache. Er scheute sich auf das todte Mädchen zu blicken, mit dem er nun allein in der Nacht war.

Unruhig wanderten seine Augen umher, bald nach dem Kahn, der stille und sachte schwankend auf dem Wasser lag und an den die Wellen leise anschlugen, bald nach dem Wege, der in's Dorf führte.

Endlich tauchten Leute auf mit Laternen und einer Tragbahre. Voran lief der Schiffer und zeigte ihnen den Weg.

In scheuer Neugier traten sie an die Leiche heran.

„Der Schulze kommt auch gleich,“ sagte einer zu dem wachehaltenden Schiffer.

„Wir haben keine Zeit nich, auf ihn zu warten. Franz, zieh' an!“

Die Schiffer hakten die Seile über den Leib und schleppten den Kahn weiter.

Die Leute aus dem Dorf blieben allein bei der Leiche zurück; sie warteten auf den Schulzen, der Protocoll aufnehmen wollte. Jetzt zeigte ihnen der Mond das Mädchen ganz deutlich und sie wichen erschrocken zurück.

„Das is ja Anne Dörting!“

„Wahrhaftig, das is sie.“

„Hätt' ich gewußt, wer's is, wär' ich nich gekommen. Was hab' ich mit 'ner Diebin zu schaffen?“

„Man weiß doch nischt Gewisses, ob sie wirklich das Geld gestohlen hat. Nu und wenn — hat der Schulz nicht mehr davon? Er versauft's ohnehin bloß.“

„Ich glaub' nich, daß sie gestohlen hat. Kann sich der Schulze denn nich irren? Und um lumpige zwei Mark hat er sie aus'm Hause gejagt.“

„Bei mir is sie gewesen, ich sollt' sie aufnehmen, dabei hab' ich selbst nischt.“

„Bei mir is sie auch gewesen. Nu — ich werd' doch nich 'ne Diebin in's Haus nehmen.“

„Bei mir war sie auch.“

Sie schwiegen und starrten auf das ernste blasse Mädchengesicht, aber nicht lange. Sie konnten es nicht ansehen. Waren sie nicht mitschuldig am Tode des Kindes? Wenn sie's aufgenommen hätten, wäre es nicht in den Tod gegangen.

Sie standen mit gesenkten Köpfen am Ufer, bis der Schulze kam.

Er schimpfte auf die Schiffer, daß sie nicht mehr zur Stelle waren, machte einige kurze Notizen und befahl die Leiche auf die Bahre zu legen.

Er trat näher, stutzte und wich entsetzt zurück: „Das is ja Anne Dörting.“

Der Schulze vermochte sich nur mühsam zu fassen. Er wollte das Mädchen nicht ansehen, aber wie durch einen Zauber glitten seine Augen immer wieder zu ihrem Gesicht zurück, dem das wechselnde Spiel des Mondlichts einen Schein des Lebens verlieh.

„Wo sollen wir denn mit ihr hin?“ fragte endlich einer der Leute.

Der Schulze mußte sich erst besinnen; er griff in die Tasche und holte einen Schlüssel hervor: „Da — in die Leichenkammer.“ Er brachte kaum die Worte heraus.

Die Leute haben die Bahre und gingen.

Der Schulze stand unbeweglich, die Leute entfernten sich immer mehr. Als er sich nach ihnen umwandte, sah er die Lichter der Laternen nur noch wie helle Punkte durch das Dunkel der Bäume hüpfen, bis sie ganz erloschen.

Er sah auf den Sandfleck, den die junge Leiche bedeckt hatte. Hier hatte Anne Dörting gelegen, zu seinen Füßen — todt. Sie hatte sich ertränkt, nachdem er sie aus dem Hause als eine Diebin gestoßen hatte. Sie hatte sich selbst bestraft. Vielleicht war es so am besten. Und schuldig war sie. Hätte sie sich sonst getödtet?

Der Schulze stand noch immer unter der Weide. Ihm war mit einem Mal, als sähe er auf dem Wasser die Todte herantreiben, gerade auf sich zu und er wandte sich entsetzt ab und stürzte davon, als wolle die Todte ihn packen.

Auf dem Tisch in seiner Stube lag schon der Schlüssel zur Leichenkammer neben dem Lichte und einem Briefe, den er zu schreiben begonnen hatte.

Mit unbeholfenen Worten bat er das Oldesloher Waisenhaus um ein Mädchen, das sein mutterloses Kind warten sollte.

Neben seinem Brief lag ein anderer zerknitterter, den vor einem halben Jahr das Waisenhaus Anna Dörting mitgegeben hatte, als sie bei ihm in den Dienst trat.

Der Schulze stapfte in der Stube auf und ab, nachdenklich; er mußte an das Mädchen denken. Energisch schüttelte er die Gedanken ab, die ihn beunruhigten und belästigten.

Hatte er nicht recht gethan, eine Diebin aus seinem Haus zu jagen? Eine Diebin sollte sein Kind warten?

Er nahm aus dem Wandschrank die Steinkruke mit Weizenkorn und stellte sie auf den Tisch. Er setzte sich und nahm den angefangenen Brief vor.

Er trank einen tüchtigen Schluck und griff die Feder, aber er fand die Fortsetzung nicht trotz allen Grübelns. Er hätte jetzt schreiben müssen, daß Anne Dörting ihm das Geld gestohlen und daß er sie auf die Straße gejagt habe, obwohl sie auf den Knieen ihre Unschuld betheuert hätte, und daß sie in den Tod gegangen sei.

Daß sie die Diebin war, stand für ihn fest. Der Lederbeutel hatte auf der Bank in der Stube gelegen und Niemand war darin gewesen als Anne und sein Kind. Alle seine Leute waren auf dem Felde.

Hatte er aber nicht das Mädchen zum Diebstahl verlockt, hatte er nicht den Beutel unverschnürt auf die Bank gelegt, so daß das harte blanke Geld sichtbar war?

Der Schulze konnte sich vor den ihn bestürmenden Gedanken nicht retten. Er trank hastig, um sich zu betäuben, und wollte den Brief fortsetzen; doch er wußte nicht in Worte zu fassen, was er sagen wollte. Er war auch nicht bei der Sache, er mußte immerfort an Anne Dörting denken.

Jetzt lag sie in der kahlen Leichenkammer und morgen in der kalten Erde im Armensarg — im Kirchhofswinkel abseits von den Anderen.

Der Schulze nahm sich zusammen, er mußte schreiben. Wer sollte denn sein Kind besorgen?

Er horchte nach der Kammer hin, er vernahm keinen Laut. Das Kind schlief. Den ganzen Tag hatte es nach der Anne geschrieen. Das hatte dem Schulzen, als er vom Felde kam, die Frau erzählt, die es zu Bett gebracht hatte.

Der Schulze nahm den Brief des Waisenhauses, um die Adresse auf das Couvert zu schreiben. Als er ihn umblätterte, fielen seine Augen auf die Worte: „Wir hoffen, daß Anne Dörting, die in unserer Obhut herangewachsen ist und die wir als ein fleißiges, treues, bescheidenes, ehrliches Mädchen kennen, in Ihrem Hause eine Heimath finden wird und daß Sie an ihr wie ein Vater handeln werden.“

Fleißig, bescheiden, treu war die Anne gewesen, das mußte der Schulze zugeben, aber ehrlich nicht. Und gut war's, daß sich das so bald gezeigt hatte; sonst hätte sie sein Kind auch noch verdorben. Denn wer stahl, hatte doch alle Laster.

Hatte er aber an Anne wie ein Vater gehandelt? Hatte er auf ihr Flehen gehört, auf ihre Betheuerungen, sie sei unschuldig? Er hörte noch ihr Bitten, ihr Schreien, daß ihr Niemand helfe. Jagt ein Vater sein Kind auf die Straße?

Der Schulze fand nicht die Fortsetzung. Er trank wieder einen tüchtigen Schluck, aber auch das half ihm nicht weiter.

Er glaubte in der Kammer ein Geräusch zu hören und stand schwerfällig auf. Er war seiner Füße nicht mehr sicher. Er griff nach dem Lichte und schwankte in die Kammer. Er mußte selbst Kindermädchen spielen.

Die Leute aus dem Dorfe gaben ihre Töchter nicht in sein Haus; die brauchten sie zur Arbeit daheim und auf dem Felde, die konnten auch in den Fabriken mehr verdienen als bei ihm.

Der Schulze hatte sich getäuscht. Das Kind schlief fest und ruhig. Der Schulze trat näher, so daß das Licht auf das kleine Bett fiel.

Er sah auf den Jungen herab, der die Hände geschlossen hielt; er beugte sich über ihn, strich über die dicken Backen und nahm die kleinen Fäuste, die auf dem carrirten Betttuch lagen und sich sachte öffneten, als sie die Wärme der großen Hand spürten.

Der Schulze fühlte, wie etwas Hartes, Flaches in seine Hand glitt.

Es war das Zweimarkstück, das Anne Dörting gestohlen hatte. Der Schulze ließ es beinah' fallen.

Er rüttelte das Kind auf, das ihn mit schlaftrunkenen Augen erschreckt anstarrte. Er hielt ihm das blanke Geld vor.

Der Junge griff gleich danach: „Mir, mir.“

„Wo hast Du's her?“ schrie der Schulze.

„Von de Bank, is so blank.“ Der Junge schluchzte krampfhaft.

Der Schulze schlug ihm in's Gesicht. „Ruhig bist Du, Bengel, oder ich schlag' Dich todt.“

Der Schulze taumelte zurück in die Stube, das Licht fiel ihm zu Boden und erlosch. Das Geld warf er fort, daß es in der Stube herumsprang. Es brannte ihm in der Hand.

Seine Gedanken liefen durch einander wie ein Bataillon Soldaten auf der Flucht.

Er tastete nach dem Stuhl und sank auf ihn nieder.

Er verstand nur das Eine: Anne Dörting war unschuldig. Weil sie sich zu Keinem flüchten konnte, war sie in den Tod gegangen. Sie wäre wohl auch nicht nach dem Oldersloher Waisenhaus zurückgegangen, aus Furcht, man würde dem Schulzen mehr als ihr glauben. Er hatte sie in den Tod gejagt, ein Kind, an dem er wie ein Vater hätte handeln sollen.

Dem Schulzen graute vor dem Dunkel, das ihn umfing. Er riß die Fensterläden zurück. Das Mondlicht rann durch die Scheiben. Er stieß die Fenster auf, damit die kalte Nachtluft hereinströmte.

Die Kleider brannten ihm auf dem Leibe und Froststschauer liefen über seinen Körper, als stände er bald an einem heißen Feuer, bald unter prasselndem Regenschuß.

Seine Lippen klebten am Gaumen und er griff zur Kruke und trank und trank.

Anne Dörting war schuldlos, war Alles, was er denken konnte, und er schuldig, er hatte sich zu verantworten. Wie sollte er sich rechtfertigen? Das Kind würde ihn vor Gottes Gericht fordern. Dieser Gedanke packte ihn wie ein wildes Thier.

Ein fieberhafter Durst quälte ihn und er trank wieder. Doch je mehr er trank, desto größer wurde seine Gier. Er leerte die Kruke.

Weder die Nachtluft noch der Schnaps kühlten ihm den Kopf, durch den die Gedanken sich drängten und stießen gleich Betrunkenen.

Mit einem Mal zuckte in ihm der Gedanke auf, Anne könne noch leben; er könne sie noch retten. Mußte sie denn todt sein? Er sah sie plötzlich deutlich vor sich auf der Bahre. Sie schlief vielleicht nur, ermüdet, ausgehungert. Er wollte sie wecken. Sie mußte ja noch leben.

Er stürzte hinaus in die Nacht, er fiel und stieß sich, aber er erhob sich immer wieder und schoß vorwärts, als zöge ihn etwas an unsichtbaren Banden nach.

Nun war er an der Kirchhofsmauer und konnte die Leichenkammer sehen.

Plötzlich war's ihm, als riefe wer vom Fluß um Hülfe.

Er horchte, in seinen Ohren sauste es. Wenn das Anne wäre? Hatte er sie nicht schon am Wasser gesehen, auf dem Wasser?

Wieder schien wer durch die Nacht zu rufen.

Der Wind flog über die Bäume, daß seine Flügel ihre Kronen streiften. Der Mond war durch dicke graue Wolken fast ganz verdeckt. Eine Eule schwankte in unhörbarem Fluge über den Kirchhof.

Der Schulze taumelte von der Mauer zurück, zum dritten Male hatte er den Hülferuf vernommen.

Er schoß durch die Nacht den Wassern zu. Er meinte Anne's Stimme zu hören, wie er sie gehört hatte, als er sie aus dem Hause stieß — bittend, flehend, ein angstvoller Hülferuf.

Er taumelte dahin über den unebenen Boden, fiel nieder, raffte sich auf und taumelte weiter, bis er an den Erlen und Weiden war.

Ein ungewisses Licht glitt über den Fluß.

War das nicht eine Hand, die sich hob? War das nicht ein Gesicht, das aus dem Wasser sah? War das nicht ein Leib, der da herantrieb? Trugen die Wellen nicht dort Anne Dörting näher?

Der Schulze stierte auf die grauen Wasser, beugte sich vor und griff hinab, um das Mädchen an's Land zu ziehen.

Er griff in die kalte Fluth und stürzte hinab.

Die Wellen öffneten sich, schlugen zusammen, öffneten sich wieder und ein paar Hände reckten sich über die Wasser. Die Hände verschwanden aber gleich wieder und der Fluß trieb seine Wellen durch die Nacht vor sich hin wie ein Hirt seine müde Heerde, die verspätet ihre Hürde aufsucht.

Aus der Hauptstadt.

Schwedische Reisetage.

Allmälig muß man daran denken, sich den Platz am warmen Ofen zurechtzumachen und die Ecke, in der sich's bei einer Sumatra und einem Kalterer von verschollenen Sommerfreuden träumen läßt. Die graugrünen Wogen der Ostsee, die im Kattegat so über die Maßen ungemüthlich werden können, schäumen wieder auf; abendlicher Wind rauscht und braust wieder um's Achterdeck, wo wir bei trübem Lichte und hellem schwedischen Punsch Wikinger-Gedanken wälzen. Aus dem Dunkel steigt dann im Schmucke schimmernder Perlenketten die Mälarkönigin auf, Stockholm, das unvergleichliche. Wenn man über den See herankommt, sieht man von Weitem schon die Lichter der anmuthvollen Stadt; rechts und links grüßen vorher lampionumhängte Landhäuser, und fröhliches Mädchenlachen hallt lockend durch die Finsterniß. Da ist wieder Kirsten Hansens liebes Gesicht, und die schmucken schwedischen Jungferlein, die am buchenbestandenen Strande von Saltsjöbaden lustwandeln, danken wieder, deutschfreundlich, wie sie einmal sind, unserem Gruße . . .

Kaiser Wilhelm hat die Seefahrten einigermaßen in Mode gebracht. Freilich, so beliebt wie sie es von Rechtswegen sein sollten, sind sie bei uns noch lange nicht. Der Engländer setzt sich während der Ferienzeit für ein paar Wochen auf's Schiff — wenn sich's irgendwie machen läßt, auf ein deutsches, das die beste Küche und die meiste Behaglichkeit bietet —, läßt sich von der Seeluft gehörig durchrütteln und durchtränken, genießt die köstliche Langeweile in vollen Zügen und kehrt mit reparirten Nerven wieder in die nebelige Heimath des business zurück. Michel, der neuerdings doch den Seewind pfeifen hört, scheut die Seekrankheit noch zu sehr. Fährt er schon nach Nordland, so benutzt er die Eisenbahn. Gegen die skandinavischen Bahnen ist gewiß nichts zu sagen, sie funkeln von Sauberkeit, und mit manchen ihrer Einrichtungen beschämen sie uns. So zahlt man für einen Platz im Schlafwagen vier oder fünf Kronen, fünf bis sechs Mark, auf Strecken, wo uns die International Sleeping Car Co. und die Deutsche Schlafwagen-Gesellschaft lächelnd das Dreifache abnehmen dürfen. Dennoch verdient es das Land, daß man es nicht bei Nacht und Nebel durchrattere, sondern sich Zeit gönne

und seine Küsten, seine Canäle und Binnenseen zu Schiff befahre. Trifft man's mit dem Wetter nur ein wenig günstig, dann läßt sich keine andere Reisewonne diesem Dampfbummel vergleichen. Von Malmö qualmt der „Konung Oscar“ gegen Mittag los, in den Sund hinein. Da Essen und Trinken gerade auf Seefahrten den Leib zusammenhält, wird kurz darauf zur Speisung geläutet. Der Schwede liebt gute Nahrung; genügt sie ihm in dieser Beziehung, so tadelt er es nicht, wenn sie reichlich ist. Und was ihm selbst gefällt, mißgönnt er dem Fremdling nicht. Besonders wenn er aus Deutschland kommt. Denn man ist in Schweden recht deutschfreundlich, wie gesagt.

Der Sund wimmelt von Schiffen, prächtigen Seglern vor Allem, und ist schon deßhalb sehr malerisch anzuschauen. Zumal von der dänischen Küste, den Seebädern Klampenborg und Skodsborg aus, in denen sich sommerlang Kopenhagens echte und unechte Aristokratie ergeht. Ueberall steigt unmittelbar am Strande märchenschöner Buchenwald auf, dessen schlanke Silbersäulen köstliche Reflexe auf die blaue Fluth werfen. Schade, daß es in sämmtlichen Seebädern des Nordens, den dänischen wie den schwedischen, mit dem Wellenschlag so schlecht bestellt ist. Das Wasser ist bedeutend salziger als an unserer pommerschen Küste, aber auch bedeutend unbewegter. So etwas Wundersames und Ungewohntes ist den skandinavischen Badelustigen der Wogenprall bei nicht direct stürmischem Wetter, daß sie sich lachend entkleiden, sobald ein Dampfer in Sicht ist, um sich in den von ihm erzeugten Wellen zu tummeln. Ganz entzückend war das Genrebild, zu dem eine flachshaarige Schwedin von siebzehn oder achtzehn Jahren uns verhalf: als das Schiff ungefähr auf der Höhe der von ihr gehüteten Kuhheerde war, warf sie mit unbegreiflicher Schnelligkeit Rock, Mieder und Hemd ab und sprang in's Wasser, den heranlaufenden Dampferwellen entgegen. Die lex Heinze scheint bei unseren Freunden im Norden gar nicht bekannt geworden zu sein.

Links unendliche Buchenhaine und schmucke Villen, die nichts ahnen lassen von dem brennenden socialen Elend der großen Proletarierstadt Kopenhagen; rechts die fruchtbaren Getreidefelder der schwedischen Provinz Schonen — so gleitet das Schiff auf Helsingborg zu. Die schwedische Ergänzung. Sie wissen, zum dänischen Helsingör, wo gläubigen Menschen Hamlet's Grab gezeigt wird, und im Schlosse Kronberg die Terrasse, auf der ihm seines Vaters Geist erschien. Hamlet's Grab und die Terrasse sollen immer noch einiges Geld abwerfen, aber ich bezweifle, daß sie den Dänen auch nur annähernd die hübsche runde Summe einbringen, die ihnen bis in unser Jahrhundert hinein der mit räuberischer Keckheit erhobene Sundzoll trug.

Hat man die Unannehmlichkeiten des Kattegats sieghaft überstanden, — unserem Schiffe bescheerte es einen Sturm, der von ein Uhr Nachts bis gegen die elfte Mittagsstunde dauerte und bei der üppigen Frühkost nur zwei Passagiere von siebzehn erscheinen ließ —, dann läuft man aufathmend im Port von Göteborg ein. „Glücklich der Mann, der sicher den Hafen erreicht hat!“ Wir hatten sieben Stunden Verspätung, und mein Inneres befand sich in einer Verfassung, die an das graueste Elend der Studentenjahre erinnerte, aber die anmuthig auf Granit gemauerte Stadt, der schöne, langgestreckte, mit Schiffen vorzugsweise deutscher Nation wohlgefüllte Hafen, und vor Allem das ruhigere Wasser verfehlten ihre besänftigende Wirkung nicht. Göteborg ist offenbar ein sehr gewerbfleißiger und wohlhabender Ort. Er hat es sogar zu einem stolzen Palmengarten und einem Gasthaus gebracht, wo Schwedens bestes Frühstück und Schwedens beste Aquavite servirt werden. Die Perle der Stadt aber sind die berühmten Trollhättan-Fälle. Wer gehörig viel Zeit hat, kann schon in Göteborg die Fahrt auf dem nicht minder berühmten Göta-Canal beginnen und sich in aller Gemüthsruhe nach Trollhättan hinaufschrauben lassen. Das dauert freilich sieben oder acht Stunden, während die Eisenbahn nur anderthalb braucht, ist dafür indeß auch zweifellos sieben- oder achtmal instructiver. Von den Trollhättan-Fällen hatte ich so viel Herrliches in dem Bildungsbuche gelesen, das man mir zu Beginn meiner schriftstellerischen Laufbahn, in meinem siebenten Lebensjahre, aufzwang, daß ich vor der Wirklichkeit einigermaßen enttäuscht stand. Wasser ist ja allerdings genug drin, und die Felswildniß rundum schafft hier und da hübsche Coulissen, doch mit der wilden Kraft unserer Alpenfälle, der majestätischen Schönheit des Rheinfalles läßt sich der Trollhättan nicht vergleichen. Er braudet und braust aus Leibeskräften und wälzt gewaltige Wassermassen — doch das ist Alles. Die Carbidfabriken an seinen Ufern spenden der Landschaft nicht gerade neue überwältigende Reize.

Von Trollhättan aus lohnt sich für den, der das „Rik“ und die Menschen darin kennen lernen will, eine Fahrt im gemischten Zuge. Man muß zwar drei- oder viermal umsteigen, ehe man nach Karlsborg kommt, von wo die Reise dann zu Schiff weiter geht, doch der behagliche Aufenthalt in einem der sauberen kleinen Landstädtchen, wie Herrljunga, Sköfde u. A. m., entschädigt für mancherlei Unbill. Schweden ist das Gebiet des wegrasirten Granitgebirges. Ueberall liegen die Steinbrocken umher; Wald und Feld sind damit überfüllt, und mühsam muß der Bauer sie aus dem Acker bei Seite tragen. Der Granit kommt selbst in den Städten noch wild fort; zwischen die Häuser schiebt sich plötzlich Gestein, und der Mensch geht ihm respectvoll aus dem Wege. Sogar in Stockholm hat man den Granit noch nicht besiegt. Just diese steinernen Dürftigkeiten und Widerwärtigkeiten jedoch haben ein zähes, tapferes Volk erzogen. Ohne sie hätte Gustav Wasa nicht seine Dalekarlier, Gustav Adolf seine Getreuen erhalten, die Tilly bei Breitenfeld, Wallenstein bei Lützen schlugen. Nur aus dieser Umgebung heraus ist der nicht zu zermalmende Eigensinn des zwölften Karl's begreifen.

In Karlsborg erfuhr ich mit ewigem Schrecken, daß die Dampferstation etwa zwanzig Minuten vom Bahnhofe abliegt. Es war Sonntag und kein Fuhrwerk, kein Träger, kein dienstwilliges Jüngelchen zu haben. Als ich nun noch Raths suchte und nicht fand, sprang ein feiertäglich gekleideter, offensichtlich dem besseren Bürgerstand angehöriger schwedischer Radler von seiner Maschine, und ehe ich, bei meinen immerhin bescheidenen Kenntnissen der Sprache Tegner's, mir über sein Vorhaben völlig klar geworden war, hatte er meinen schweren Koffer auf sein Rad gepackt und schleppte ihn so die zwanzig Minuten bis Rodesund. „Wir sind doch verwandt,“ antwortete er lächelnd, als ich nach Worten des Dankes tastete. Wir sind doch verwandt! Das sagen die gebildeten Schweden den Deutschen gar zu gern. In Stockholm, wo wir bis zur Polizeistunde in der Himmelsleiter, einer deutsches Bier verzapfenden Wirthschaft, saßen, gesellten sich kurz vor Mitternacht ein paar blutjunge schwedische Officiere zu uns. Die Begeisterten aus unserer Corona hatten ihnen ein Hoch gebracht, was vielleicht zunächst nur die Folge des sechsten Bechers Weihenstephan gewesen war. Da traten die jungen Militärs an unseren Tisch heran, salutirten und sangen, so gut sie es vermochten und mit ganz rührendem Ernst, die Wacht am Rhein ...

Allerwärts in Schweden trifft der Deutsche Freunde und Verwandte. Das anmuthige Land, das sich als germanischer Vorposten gegen Moskowien fühlt, verdient es, daß wir es kennen zu lernen suchen. Und es hat genug zu bieten. Wenn der zierliche Dampfer über die mächtigen Binnenseen hinfliegt, in deren Mitte man ihre Ufer nicht mehr, nur noch den Horizont sieht; wenn wir in stiller Vollmondnacht langsam durch die Erlen- und Buchenwälder gleiten, die den Göta-Canal umstehen; wenn man vom Bredablick im Stockholmer Stansen oder von Katarine Hissen auf die wunderherrliche Hauptstadt schaut, die sich zwischen dem Mälar und der Saltsjön dehnt, dann gewinnt man dies Stück urgermanischen Bodens lieb. Es ist nur ein kleines Volk, aber tüchtig, brav und treu im Kern. „Wenn's zur Entscheidung kommt,“ sagte mir ein schwedischer Artillerie-Officier, mit dem ich nach Upsala fuhr, und sagte mir der wackere Capitän Ljungberg, der zwischen Saßnitz und Trelleborg kreuzt, „dann stellt bei uns der letzte Bauer seinen Mann. Die Russen würden in Schweden ihr Transvaal finden.“ Auf dem Norrbro in Stockholm werden schwarze finische Trauermarken verkauft. Niemand hat die Hoffnung aufgegeben ...

Max Kempff.

Aus unseren Kunstsalons.

Heute noch was über Max Klinger's „Beethoven“ sagen zu wollen, der mit einigen anderen Arbeiten des Leipziger Meisters soeben bei Keller & Reiner in sehr würdiger Weise ausgestellt ist — das Werk steht ganz allein im schlicht grau bezogenen Oberlichtsaal — das erscheint mir eigentlich müßig. Nach gerade an dieser Stelle, wo schon von anderer Seite die tiefe Bedeutung des Werkes als künstlerische Idee, und dann später die Summe von Arbeit, die es darstellt, eingehend gewürdigt worden sind.

Und es dürfte am Ende vielen Lesern gleichgiltig sein, was ich persönlich von dem Werke halte, nachdem sie sich selbst doch nun einmal schon eine feste Ansicht gebildet haben. Aber um der Wenigen willen, die vielleicht doch wissen möchten, welchen Eindruck nunmehr das Original auf mich gemacht hat, mag es festgestellt werden, daß es mich weder überrascht, noch enttäuscht hat. Es ist das Werk einer genialen Empfindung, die aber in ihrem gleichwerthigen Ausdruck durch allzu viel technische Grübelei, oder sage ich besser grübelsüchtige Technik? in etwas beeinträchtigt wird. Mit anderen Worten: mich stört der Thron mit all' seinen geistreichen und tiefsinnigen Randglossen. Nicht um dieser willen, sondern er selbst in seiner Form und Größe. Er verdirbt mir die Silhouettenwirkung, auf die es doch bei einer Rundplastik durchaus auch ankommt. Wie da, bei einer Betrachtung von der Seite aus, die Lehne die Figur des Olympiers zerschneidet, der eine Elfenbeinkopf der Rückenlehne sich an das Gesicht herandrängt, der andere unterhalb der rechten Schulter Beethoven's hervorlugt — das wirkt geradezu barock. Missen möchte ich die Randglossen um keinen Preis, aber nicht so möchte ich sie angebracht sehen. Wie muß diese Figur in ihren genial reinsten Schaffensschmerzen, ganz so, wie sie da sitzt mit nacktem Oberkörper, verhüllten übergeschlagenen Beinen u. s. w. — wie muß sie wirken, wenn sie frei da säße auf der Spitze eines Felsenhügels, ganz frei, oder am Ende einer mächtigen hohen Gallerie mit Oberlicht ... Und auch die blankpolirten Ausläufer der Seitenlehnen stören mich mit ihrem Goldglanz, der ein Moment der Unruhe auch in die vordere Ansicht der Gruppe hineinträgt.

Das wäre das Einzige, was ich zu bemerken hätte zu diesem Werke, das ohne Zweifel der 15jährigen Arbeit werth ist, die es den Künstler gekostet hat ...

Noch eine andere neue Arbeit des Meisters ist dort jetzt zum ersten Mal zu sehen: ein Nietzsche-Kopf aus Bronce in cire-perdue Guß; der Hals hinten quer durchschnitten, vorne verlängert, so daß der

Kopf blumengleich auf einem Stengelblatt sitzt. Man kennt Max Kruse's Marmorbüste des Dichterphilosophen. Sie war bekanntlich nach der Natur gearbeitet. Die tiefen Eindrücke, die der Künstler erhielt, wenn er so den vor sich hinbrütenden Schwerkranken modellirte, hat er dann stilisirt wiedergegeben. Man weiß, mit welcher Verinnerlichung trotzdem. Klinger's Schaffensproceß war ein anderer: er mußte Photographien plastisch verlebendigen. Ob er das so, wie er es gethan, hätte erreichen können, wenn die Kruse'sche Büste nicht schon existirte — die Frage möchte ich offen lassen. Tiefer, aber auch düsterer ist Kruse's stylisirter, als Klinger's realistischer Kopf.

* * *

Bei Eduard Schulte zeigt Peter Severin Kroyer eine Sammlung von ungefähr fünfzig älteren und neueren Werken, Landschaften und Bildnisse, darunter viele Studien und Skizzen. Kroyer, der Bahnbrecher der modernen Malerei in Dänemark, wurde dabei von dem bekannten Mäcen Jakobsen sehr wesentlich unterstützt und gefördert. Auch in Deutschland ist er schon längst nach Gebühr geschätzt. Wir bewundern sein feines Farbenempfinden und seine leichte Hand. Sieht man so viele seiner Arbeiten beisammen, so sind das die beiden hervorstechendsten Züge. Es mag sein, daß auch ihm Kämpfe nicht erspart geblieben sind; wir wissen ja auch, daß er längere Zeit schwer krank war — aber er muß ein herrliches Temperament besitzen, das ihm immer wieder über die Misère des Lebens hinweghilft. Freude am Leben — das ist das Zeichen, in dem seine Kunst steht. Nicht bloß etwa in Bezug auf die Motive, die er wählt, sondern noch vielmehr tritt das in der Art und Weise zu Tage, wie er Dinge und Personen anschaut. Etwas Sonniges liegt in seinen Bildern, selbst da, wo sie Scenen bei künstlicher Beleuchtung festhalten. Also meine ich hier unter „sonnig" nicht buchstäbliches Licht. Das Sonnige zeigt sich schon in der zwecksicheren und mittelbewußten Vortragsweise. Da ist nie was Erkünsteltes, Abgequältes; da giebt's auch kein sensationelles Experimentiren. Und wenn er z. B. eine Sitzung des Comités der französischen Kunstausstellung in Kopenhagen malt — das aus dem Jahre 1888 stammende Gemälde befindet sich in dem Museum, das Jakobsen seiner Vaterstadt geschenkt hat — und da das schwierige Problem einer Doppelbeleuchtung löst, der Lampenbeleuchtung im Saal, während durch die Fenster noch nordisch helle Dämmerung hineinschimmert, so hat man sofort die Empfindung, daß er nicht um dieses Problems willen das Bild gemalt hat, daß er die Comitésitzung bei Jakobsen gerade so sah und jener Schwierigkeit dabei einfach nicht aus dem Wege ging. Glänzend aber hat er die Aufgabe gelöst. Hier sehen wir nur eine Skizze zu dem Gemälde, mit dem er sich, wie auch mit dem von ihm oft variirten eines abendlichen Spazierganges junger lichtgekleideter Damen am nordischen Meeresstrande, die Wege auf dem europäischen Continent gebahnt hat. Solcher großen Gruppenbilder hat er eine ganze Reihe gemalt, Skizzen und Studien zu ihnen sind bei Schulte in reicher Fülle ausgestellt. Da ist die Sitzung der dänischen Akademie der Wissenschaft, eine Sammlung prächtiger nordischer Gelehrtenköpfe; oder aus denselben letzten 80er Jahren, wo diese beiden Gemälde entstanden, das berühmte Streichquartett im dichtgedrängt von Gästen und — Tabaksqualm erfüllten Atelier des Künstlers; oder die Kopenhagener Börse, aus dem Jahre 1893 oder 94, zu dem hier eine ganze Reihe Einzel- und Gruppenstudien zu sehen sind. Hierher gehört aus der jüngsten Zeit ein „Diner bei Björnsterne Björnson (1901)." Der Gastgeber in seinem gewöhnlichen hellfarbigen Hausanzuge hält gerade eine Tischrede. Man beachte, wie diese auf die Gäste, namentlich die zahlreichen Damen, unter denen man Familienangehörige erkennt, wirkt; z. B. auf jene Frau, die durch ihr Hörrohr jedes einzelne Wort des Dichters sozusagen in sich hineinschlingt. Und mit welcher Flottheit und Leichtigkeit ist all' dies scharf Charakteristische gegeben. Denn ein feiner Seelenkünder und Menschenschilderer ist Kroyer. Eines der nicht bloß in dieser Beziehung, sondern überhaupt schönsten Bilder ist das kleine „Frühstück" aus dem Jahre 1893. Links im blauen Arbeitskittel der rothblonde Künstler selbst; ihm gegenüber ein Freund, zwischen beiden die graziöse Hausfrau; auf dem Tische weißblaues Geschirr, Karaffen, ein irdenes Gefäß mit gelben Maßliebchen. Viel zerstreutes Licht in dem kleinen Gemach; Alles licht und hell, auch das Kleid der Frau und auch der Ausdruck der gemüthlich Plaudernden. Man möchte sich an der angeregten Unterhaltung betheiligen, man möchte diesen trotz der ruhigen Haltung so temperamentvollen Leuten die Hände schütteln, in der Voraussicht, daß man bald gut befreundet sein wird; man weiß sogar, daß man viele geistige Berührungspunkte mit ihnen hat. Mit den einfachsten Mitteln weiß Kroyer Einen im Milieu zu bannen, das er gerade schildert. So z. B. auch in den Interieurs, in Wasserfarben, die an die trefflichen Blätter aus Carl Larsson's „Ett Hem" erinnern. Es ist ein Genuß, diese junge Frau in ihren Beschäftigungen mit der kleinen Vibeke zu beobachten. Wie da Alles zusammenstimmt, Menschen und Dinge und Vorgänge und Vortragsweise. Der Duft des Interieurs liegt über Allem, und intern ist auch die Technik selbst, die sich hier meist mit einigen Strichelchen und Farbenflecken begnügt. Aber wie viel weiß der Künstler mit ihnen zu sagen.

Diese feine Kunst ist aber bei Kroyer nichts Neues, keine Errungenschaft etwa der letzten Jahre. Aus dem Jahre 1883 schon stammt das „Malerfrühstück" in Skagen. Lauter Bekannte: V. Peters, Anchers, Oskar Björck, Eilif Petersen u. A., jetzt längst zu großem Ansehen gelangte Künstler, Träumer und Philosophen und Draufgänger, bei einem guten starken Trunk, wie ihn die Skandinaver lieben, von ihren Kunstidealen redend. Dicht daneben hängt das lebensgroße Bildniß einer jungen Frau im Reitkleide, auf blau und schwarz gestimmt. Es stammt aus demselben Jahre 1883, zeigt aber eine ganz andere Marke. Hier ist der Einfluß Pariser Bildnißmalerei aus dem Ende der 70er Jahre unverkennbar. Eine starke Glätte und ein raffinirtes Calcül der Wirkung jedes einzelnen Farbenstrichs. Weit freier hat sich Kroyer in späteren Bildnissen gegeben. Zwar vermag ich mich mit seinen überlebensgroßen Freilichtbildnissen von Björnson und von Holger Drachmann nicht ganz zu befreunden, am wenigsten mit dem theatralischen Drachmann (mag übrigens an ihm selbst liegen): man hat die Empfindung, daß bei soviel Licht auch stärkere Schatten vorhanden sein müßten. Aber der Georg Brandes am Schreibtisch und namentlich auf dem Katheder, Jonas Lie in schwarzem Sammtbarett, vor allem der joviale alte Schandorph mit dem Punschglase vor sich in der gemütlichen Sophaecke — sie sprudeln förmlich von Leben. Nur — nur hätte diese Herren und auch die Bildnisse der rothblonden Frau Dr. Langen (Björnsons Tochter) am Kaminspiegel, der brünetten Frau Kroyer im schwarzen Kleide, ebenso gut auch ein anderer bedeutender Künstler so malen können. Sein Ureigenstes giebt Kroyer in ihnen nicht, oder es tritt wenigstens nicht so stark zu Tage, wie in den erstgenannten Bildern. Sie scheinen mir mehr auf den „Effect" hin gearbeitet worden zu sein, obschon natürlich mit der gleichen siegreichen Technik …

* * *

Daneben giebt's noch andere sehenswerthe Bilder bei Schulte. J. Klein-Chevalier, der ehemalige Düsseldorfer, zeigt einige Proben seiner Repräsentationsmalerei, Bildnisse von Damen und Herren der „guten Gesellschaft", denen, d. h. den Bildern, ich jedoch die auf die Fluth wartenden Fischer rein malerisch vorziehen möchte.

Von Interesse sind zwei Münchener: W. L. Lehmann und Ludwig von Senger. Beide sind sehr vielseitig, Lehmann auch in den technischen Ausdrucksmitteln. In seinen Partien von der bretonischen Küste erinnert er an Cottet und Simon mit den glatten, breiten, ruhigen, dunklen Farbenflächen; gegenüber einem Bilde aus dem Kanton Wallis in farbiger Strichelchen-Manier denkt man flüchtig an Segantini, dessen Bergluft-Herbigkeit aber nicht erreicht wird, und sieht man die Dämmerung über dem Meeresspiegel mit ihrem Zusammenklingen zarter, blauer und gelblicher Töne, so mag Manchem im Gedächtniß Kroyer'sche Auffassungsweise auftauchen. Es ist nirgends bewußte Nachahmung, aber es ist doch mehr als bloße motivische Verwandtschaft … Eine sehr scharf ausgeprägte Physiognomie hat Senger. Er liebt hellleuchtende, sonnige Flächen, eine gelbliche Landstraße, eine weiße Hausmauer, eine Sandsteingrube, vor dunklen Hintergründen, braungrünen Laubmassen, regenschwerem Gewölk, gewitterdunstigem blaugrauem Himmel. Sehr decorativ und effectvoll. Seine Sonne blendet förmlich. Aber auch tiefgrauen Stimmungen ist er nicht abhold. Er giebt niederstürzende Regenfluthen über ängstlich gebeugten Pappeln, oder eine Windsbraut, die, zwischen zwei Güssen, zerrissene Wolken über ein verschattetes Dorf hinfegt, nicht minder überzeugend. Es spricht überall ein sehr starkes Naturempfinden aus den Bildern, ein mittheilsames, das reizt und packt. Gleich Lehmann zeigt auch Gustav Wentzel-Arker sehr verschiedene Handschriften. Führt er uns an die ligurische Küste nach Nervi, zeigt er uns da rothes Mauerwerk alter Klöster auf grüngelben Felsen von grellgrünen Schlingpflanzen umrankt, so kann er sich im Farbenbekennen und in Schärfe der Konturen nicht genug thun, und in einem Nachtbilde vom Canale Grande mit Mondschein und buntem Laternengeflimmer, oder in dem anderen Nachtbilde vom Boulevard Clichy, wo in rother Lampionschrift „Moulin rouge" durch das Dunkel glüht, und wieder in tiefwinterlichen Scenerien aus Berglandschaften huscht er über das Einzelne mit impressionistischer Eile hinweg und sucht nur einen Gesammteindruck festzuhalten.

Es wäre eine Unterlassungssünde, wollte ich zuletzt nicht auch noch auf die Aquarellen von Käthe Münzer aufmerksam machen: allerlei Holländisches in Küstenmenschen und Landschaftsausschnitten neben malerischen Notizen aus dem immer mehr verschwindenden Alt-Berlin. Aber sich von ihr porträtiren lassen, möchte ich Niemandem rathen: sehr viel Talent, z. B. in diesem Bilde eines Frl. H. S. in rothem Reformkleide und gewaltigem schwarzem Haargewinde, aber ich habe doch die Empfindung, als wären die Porträtirten für die Künstlerin nur mehr so eine Art Versuchskaninchen auf dem Gebiete impressionistischer Experimente.

* * *

Ganz kurz sei noch der neuesten Ausstellung im „Künstlerhause" erwähnt: sehr viele Bilder, aber sie geben zu keinerlei besonderen Betrachtungen Anlaß. Die Münchener Richard Kaiser, die beiden Schuster-Woldan, Hans von Bartels, v. Canal, A. Fink (eine sehr stimmungsvolle frühwinterliche Abenddämmerung im Buchenwald mit Fluß), Fr. Hoch, Fr. von Uhde marschiren mit älteren und neueren Sachen an der Spitze …

J. Norden.

Opern und Concerte.

Feuersnoth von Richard Strauß. — Der Pfeifertag von Max Schillings. — Das Glockenspiel von J. Urich. — Javotte von Saint-Saëns.

Ein problematisches Ding, die neue deutsche Musikkomödie. Die Meistersinger haben das Ideal in aller Herrlichkeit aufgestellt und die Sehnsucht nach Nachfolge geweckt. Die neue Musikkomödie sollte andern Geistes sein als Mozart's Figaro mit seiner zierlich kleinen Welt, anderen Geistes erst recht als Lortzing's breite Gemüthlichkeit. Sie sollte sich scheiden von der oberflächlich eleganten Opéra comique eines Auber, von der genialen, aber gemüthskalten Heiterkeit der Buffo-Oper Rossini's. Aber es waren doch nur wenige Stille im Lande, die den Zukunftstraum vom neuen deutschen Musiklustspiel träumten. Das Ideal des Erlösungsdramas, die Tristan- und Parsifalmetaphysik erfüllte die Geister noch zu sehr. Bis man neue Altäre baute und in bewußter Reaction gegen die Last der Tragik Heiterkeit und Sinnenfreude zu preisen anhub. Auf das Nebelgrau der Ingwelde folgte der Pfeifertag. Und nach dem Guntram kam die Feuersnoth.

* * *

Um Richard Strauß wird gar viel Kunstpolitik getrieben. Heimlich oder offen nennt man ihn den Nachfolger des Bayreuthers, den berufenen Erben und Mehrer seines Reichs. Die Rolle ist stolz, aber unbequem. Man debattirt nicht nur über das, was er macht, sondern noch mehr über das, was er nach der Parteileute Sinn machen sollte und mußte. Dem Einen dünkt seine ganze Musikdramatik Kraftvergeudung. Die Andern entsetzen sich des Näheren über sein Neuestes, die Feuersnoth, und halten Richard dem Jungen eine Predigt über den Ernst seiner kunstköniglichen Pflichten.

Zum Parteiheiligen paßt nun aber Richard Strauß seinem ganzen Naturell nach herzlich schlecht. Es ist ja gar nichts Feierliches, nichts Programmatisches in seinem Wesen. In altbayerischem Kraftbehagen macht er just das, was ihm einfällt und ihm selbstherrlich beliebt. Und das Stück Schalksnatur, das in ihm steckt, lockt ihn oft zu Scherzen künstlerischer oder höchstpersönlicher Art, die Manchem Pein machen. Was Strauß in seiner Feuersnoth sagt oder durch seinen Dichtergenossen Wolzogen sagen läßt, trägt so recht die Züge einer überlegen geistreichen Persönlichkeitskunst, auf die keine Schablone passen mag. Wundersame poetische Stimmungselemente tanzen darin mit Einfällen einer bizarren Laune zusammen. Mit kecker Hand wird man in eine seltsame, grotesk märchenhafte und doch gemüthlich vertraute Welt versetzt. Sonnenwendjubel im alten München. Von den lärmenden Gesängen der Jugend hallen die abendlichen Gassen wieder. Daseinsfreude, Liebesbegehren regt sich allenthalben und ergreift auch den in altersgraue Künste verlorenen Träumer Kunrad den Ebner. Vor allem Volke raubt er Diemut, dem Bürgermeisterskinde, einen Kuß. Schön Diemut straft den Vermessenen, indem sie ihm zum Schein den Eintritt in's Kämmerlein verspricht ihn aber dann in dem zum Aufzuge bestimmten Korbe zwischen Himmel und Erde hängen läßt und dem Spotte der Spießbürger preisgiebt. Da hilft sich Diemut mit seinen geheimnißvollen Künsten. Durch Zaubermacht bläst er den guten Münchnern Feuer und Licht aus. Nur Diemut, die Spröde, kann die Stadt aus Feuersnoth erretten, indem sie dem wilden Liebhaber ihre Gunst schenkt. Und während noch Alt und Jung auf der finstern Gasse über das Unheil jammert, zuckt und flammt es hinter Diemut's Fenster auf. Bald strahlen wieder die Sonnwendfeuer, und die Stimmen der liebend Vereinten tönen hinaus in die Mittsommernacht. Kunstreich gefaßt hat man darin ein Stück heimathechter, traulicher Volksliedstimmung, derbe Schwankfröhlichkeit mit satyrischen Schlaglichtern beisammen, und über alledem eine heiße Liebeslyrik. Mitten hinein ist die vielberufene Strafpredigt Kunrad's eingeflickt mit ihren von vielen als so anmaßlich und geschmackswidrig empfundenen Anspielungen, von „Meister Reichhart dem Wagner“, den die bösen Münchener aus dem Thor getrieben, vom „Strauß“, der ihnen auf's Neue zu schaffen macht, und dazu manch' andere mehr oder minder versteckte Scherze, die natürlich emsige Auslagen finden. Man kann sie drehen wie man will, aus dem Kleinlichen und Peinlichen lassen sie sich schwer herauswinden. Richard Strauß soll versichern, daß ihm diese persönlichen Dinge eigentlich die Hauptsache seien. Der künftige Straußbiograph wird dies Factum vielleicht mit Wichtigkeit verzeichnen. Warum aber diese Empfehlung des Autors die Werthung seines Werkes beeinflussen soll, ist nicht einzusehen. Richard Strauß kann noch so eifrig behaupten, daß das Werk von den autobiographischen Dingen nicht loszulösen sei. Dem steht die simple Thatsache gegenüber, daß alle diese Scherze mit der Handlung und dem Geiste des Werkes, wie es sich auf der Bühne darstellt, schlechtweg nichts zu thun haben. Man könnte sie herausstreichen, und Niemand würde über eine Lücke klagen. Drum, meine ich, ist es unangebracht, wenn man summarisch gegen das Werk loszieht, weil man gewisse Absichten des Autors nicht schön findet. Auch die Moralentrüstung über die heikle Pointe der Handlung, die Ungeduld über manche verwegenen Stabreimereien des Herrn Barons sollten die Freude nicht verderben. Bei einer so lebendigen, so glänzenden Aufführung, wie sie sich der Componist hier an seiner Berliner Oper geschaffen hat, verschwinden doch am Ende all' diese Ecken und Kanten des Werkes vor dem schlagenden Eindrucke des Ganzen. Man fühlt überall die Eigenart der Conception, man spürt in dem Einzelnen der technischen Arbeit die Hand eines überlegenen, vielleicht unerreichten Meisters. Wie prächtig fügt sich in der Musik alles zum Ganzen, von den plump behäbigen Altmünchener Gassenmelodien, den Kinderchören, der gemüthlichen Walzerrhythmen, bis zu den Lauten sensitiver Liebesleidenschaft. In gewissem Sinne erscheint nur die Feuersnoth geradezu als ein Triumph Strauß'schen Schaffens. Die gewagtesten, die complicirtesten Dinge erscheinen in der Wirkung natürlich und selbstverständlich, als Nothwendigkeiten des Ausdrucks an ihrer Stelle. Das ist wohl das Merkmal reifster Kunst. In keinem andern Strauß'schen Werke finde ich das so ausgeprägt, wie in der Feuersnoth. Als Glanzstück eigenartiger Intuition, als Kunstwerk im Sinne des l'art pour l'art ist die Feuersnoth erstaunlich und wundervoll. Aber freilich, ein tieferer Sinn des Werkes, die Symbolik des ganzen Sonnwendstückes, das innere Wesen der Gestalt des Zaubergesellen Kunrad's klingt nicht voll und rein heraus. Und so bleibt bei der Feuersnoth jenes besondere Ideal der Musikkomödie immer noch in der Weite ...

* * *

Dem Meistersingervorbild steht der Pfeifertag in Manchem bewußt nahe. Die Dichtung des Grafen Sporck greift schon im Aeußeren mit ihrer verwickelten Historie von der Spielmannszunft von Rappoltsweiler auf ein verwandtes Milieu zurück. Seit der Schweriner Premiere vor drei Jahren ist das Werk durch verschiedene Aufführungen im Reich bekannt genug geworden. Die verdienstvolle Berliner Wiedergabe lehrte über das Werk nichts Neues. Schilling und Sporck haben in schöner Eintracht in ihrer Ingwelde ein Werk geschaffen, das den Styl des Wagnerschen Musikdramas mit erstaunlicher Echtheit wiedergiebt. Im Pfeifertag gehen ihre Wege auseinander. Sporcks Dichtung haftet mit ihren umständlichen Verwicklungen, ihrer geschraubten und gequälten Lustigkeit zu sehr an der Sphäre des Kleinlichen und Alltäglichen, welcher die neue Musikkomödie mit aller Macht entfliehen möchte. Um so schwerer wiegt die Kunstthat Schillings. Jede Note seiner Partitur zeugt von dem Bemühen, das Werk in den Bereich des innerlich Bedeutsamen hinüberzuretten. Feinste künstlerische Cultur, ehrliche Begeisterung spricht daraus hervor. Es ist traurig mit anzusehen, wie der absonderliche Text den Flug der Musik immer wieder hinabreißt. Der Dichter holt aus Liebessentimentalität, aus culturgeschichtlichem Kleinkram einen süßsauren Humor heraus. Schilling setzt Alles daran, das Ganze zu einem erhebenden und vielsagenden Kunstwerke zu weiten. Man höre sich das Vorspiel des dritten Aufzugs an, „Von Spielmanns Lust und Leid“ ist es überschrieben. Da singt und klagt der Tondichter in breitem Strom heraus, was ihn im Innersten bewegt. Und da denkt man nicht mehr an die Schnurrpfeifereien des Textes. Schilling hat die Zufälligkeiten des Stoffes in's Allgemeinmenschliche erhoben, soweit es nur in seiner Kraft stand. Auch der Pfeifertag ist nicht die gesuchte Musikkomödie. Aber auf das tonschöpferische Vermögen, das sich bei Schilling in der Richtung dieses Ideals zeigt, gründet sich eine starke Hoffnung.

* * *

In französischer Schule ist Herr Urich groß geworden. Um seiner Salonkunst hat man sich hierzulande mehr bemüht, als sie es verdient. Er ist ein gewandter, allzu gewandter Herr. Wie er mit gefälligen Allerweltsphrasen „Hermann und Dorothea“ vertont hat, erlebte man vor ein paar Jahren im Theater des Westens. Jetzt hat ein neues Opus, das Glockenspiel, sogar Einzug in's Königliche Haus gefunden. Die zwei Acte seiner Oper sind mit allerlei banalen Effekten, mit Kriegslärm und Liebesaffären erfüllt. Er liefert dazu recht saubere musikalische Illustratorenarbeit. Er giebt sich auch sichtlich Mühe, einschmeichelnd und wohlklingend zu schreiben, ohne banal zu werden. Er versteht die Orchesterfarben gar süß und bunt zu mischen. Aber die süßen, allzu süßen Lyrismen verträgt man nicht lange, und zu guterletzt wird man von einer blutigen Meyerbeermäßigen Rachedramatik überfallen. Das magere Vergnügen an einzelnen hübschen Stellen konnte den Erfolg nicht retten. Und die Leute, die sich die erste Aufführung anhörten, vergaßen Herrn Urich wohl leichten Herzens, als nachher Frau Ravoina aus Paris Massenets Navarraise, diesmal in würdigem Rahmen vorführte. — Der Abend der Feuersnothpremière machte noch mit dem neuen Ballet Javotte von Saint-Saëns bekannt. In der Musik, die er zu den durchaus conventionellen Tanzscenen geschrieben hat, liegen ganz aparte Reize. Der feine Kenner alter Musik hat darin reizvolle altfranzösische Tanzformen hervorgeholt und mit feinem Geschmack erneuert. Solch feinstilisirte, graziöse und gebildete Balletmusik hört man nicht oft.

Hermann Springer.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kulmerstr. 4 I. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 47. Berlin, den 22. November 1902. 31. Jahrgang. Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die Volksvermehrung.

Von Dr. Arthur Ruppin.

Seitdem die Nationalökonomie die Furcht vor dem Gespenst der Uebervölkerung, das Malthus an die Wand gemalt hatte, überwunden hat, ist man meist in's entgegengesetzte Extrem verfallen und sieht in jedem Bevölkerungszuwachs einer Nation ein freudig zu begrüßendes Ereigniß. In der deutschen Presse begegnet man oft dem Ausdruck der naiven Freude darüber, daß die deutsche Bevölkerung so rasch zunimmt, während es in Frankreich mit der Vermehrung gar nicht recht vorwärts wolle — etwa so wie eine kinderreiche Mutter mit Stolz ihre Sprößlinge vorweist und auf die kinderarme Nachbarin mit einer Art von Mitleid herabblickt. Nun ist es ja nicht zu bezweifeln, daß viele Culturländer einen Zuwachs der Bevölkerung nach Maßgabe ihrer heutigen Bevölkerungsdichte ohne Schaden oder sogar mit Vortheil für ihre Cultur und ihren Wohlstand ertragen können, und daß jeder Bevölkerungszuwachs einer Nation auch eine gewisse Stärkung ihrer Wehrfähigkeit bedeutet — ein im waffenstarrenden Europa gewiß sehr wichtiger Umstand.

Leider wird nun aber in den Erörterungen über den Bevölkerungszuwachs sehr oft nicht genügend betont, daß es außer der bloßen Zunahme der Menschenzahl auch sehr auf die Altersgliederung dieser Menschen ankommt und daß ein Land, das unter fünf Millionen männlicher Einwohner drei Millionen über 20 Jahre alte und nur zwei Millionen unter 20 Jahren alte zählt, in Bezug auf seine Wehrfähigkeit besser dasteht, als ein Land, das unter sechs Millionen Einwohnern nur $2^1/_2$ Millionen über 20 Jahre alte hat. Und was hier von der Bedeutung der Altersgliederung der Bevölkerung für die Wehrfähigkeit gilt, gilt auch für den Nationalwohlstand und das Nationaleinkommen, weil naturgemäß nur die Erwachsenen zu dessen Förderung beitragen und die Kinder ihn nicht nur nicht vermehren, sondern von ihm zehren. Es muß auf's schärfste betont werden, daß nicht jede Volksvermehrung als Vortheil anzusehen ist, sondern nur eine solche Volksvermehrung, bei der die geborenen Kinder nicht schon in der Jugend fortsterben, sondern das erwerbs- und wehrfähige Alter erreichen. Wie steht es in dieser Beziehung nun in den Culturstaaten der Gegenwart und insbesondere in Deutschland?

Zuvörderst soll darauf hingewiesen werden, daß man, während wir heute jeden Geborenen als Gewinn für die Nation begrüßen und jedes Menschenleben, auch das eines körperlich und geistig zu nichts fähigen Krüppels, mit allen Mitteln zu erhalten streben, in früheren Zeiten hierüber viel kühler — vielleicht wird man sagen: grausamer — gedacht hat. Wenn der altrömische pater familias das neugeborene Kind, das man zu seinen Füßen niederlegte, nicht aufhob und damit als das seinige anerkannte, so war es ohne Weiteres dem Tode verfallen.*) In Schweden bewahrte man noch bis in die neuere Zeit hinein in den Kirchen große hölzerne Keulen, sogenannte Familienkeulen, auf, die dazu dienten, die Greise und hoffnungslos Kranken in feierlicher Weise zu tödten.**) Daß in Sparta alle abnorm gebildeten Kinder ausnahmslos ausgesetzt und dem Tode preisgegeben werden sollten, ist aus der griechischen Geschichte genugsam bekannt, und bei den Naturvölkern ist der Kindermord, insbesondere der Mädchenmord noch heute eine fast über die ganze Erde verbreitete Sitte. Erst die orientalischen Culturreiche des Alterthums (Egypten, Assyrien und Babylonien, auch China) haben anscheinend — vielleicht aus staatlichen Rücksichten — die Volksvermehrung gefördert. Von ihnen dürften die Juden die Anschauung vom hohen Werthe jedes Menschenlebens überkommen haben, um sie dann — eng verbunden mit religiösen Ansichten von der Unsterblichkeit und dem göttlichen Ursprunge der in jedem Menschen wohnenden Seele — dem Christenthum zu überliefern. Vorher hatte auch schon das römische Reich, dessen Bürger in unzähligen auswärtigen und einheimischen Kriegen decimirt und mehr als decimirt waren, die Propagirung der Volksvermehrung auf seine Fahne geschrieben, nachdem das Reich unter Augustus endlich zu friedlichen Zuständen gelangt war. Die lex Julia et Papia Poppaea vom Jahre 9 n. Chr. Geburt bestrafte Unverheirathete und Kinderlose mit Unfähigkeit zum Erwerbe von Erbschaften. Denen, welche mindestens drei Kinder hatten, wurde ein besonderes Privilegium, das jus trium liberorum, verliehen. Diese Bestimmungen, die von späteren Kaisern oft mit äußerster Strenge durchgeführt wurden und mehrere Jahrhunderte in Kraft blieben, wirkten allmälig auf die Volksmeinung ein und ließen den Kindersegen als erwünscht erscheinen. Viel bedeutender war aber der Einfluß des Christenthums, das seine Anschauung vom unendlichen

*) Grosse, „Die Formen der Familie und die Formen der Wirthschaft“. Leipzig, 1898. S. 220.

**) Tylor: Introduction to the Study of Anthropology and Civilisation, deutsch von Siebert. Braunschweig 1883. S. 493.

Werthe des Menschenlebens in alle Culturländer brachte und dem Volksbewußtsein so fest einzuprägen wußte, daß wir heut Alle von Jugend auf in dieser Anschauung aufwachsen. Nicht nur der schon geborene Mensch, sondern auch der Foetus wird heut von den meisten Gesetzbüchern vor vorsätzlicher Schädigung geschützt, und sogar die Verhinderung der Empfängniß erscheint in vielen Kreisen als durchaus verwerflich und nicht viel weniger strafbar als die Tödtung oder Abtreibung der Leibesfrucht nach der Empfängniß.

Fast $1^1/_2$ Jahrtausende hindurch hat die Festhaltung des Satzes vom unendlichen Werthe des Menschenlebens, von der Erhaltung des Lebens à outrance, ganz ohne Rücksicht auf den Nutzen dieses Lebens für seinen Träger, dessen Umgebung oder den Staat, unter den zum Christenthum bekehrten europäischen Völkern äußerst segensreich gewirkt, hat die Dichtigkeit der Bevölkerung befördert und damit unsere heutige Cultur erst ermöglicht. Aber dieser unleugbare Nutzen jenes Grundsatzes für eine bestimmte Zeit und bestimmte Verhältnisse darf uns nicht davon abhalten, zu prüfen, ob er auch für alle Zeiten und alle Verhältnisse Berechtigung hat, ob das Leben eines Menschen an sich selbst ohne jede Rücksicht auf außerhalb seiner selbst liegende Zwecke Werth hat, oder ob es nur dann Anspruch auf Schutz hat, wenn es für höhere Zwecke, z. B. die Zwecke des Staates, von Nutzen ist. Indem ich mit aller Entschiedenheit das Letztere bejahe, möchte ich nochmals darauf hinweisen, daß das heute als ewig und unabänderlich geltende Dogma vom unendlichen Werth des Menschenlebens nur die Perpetuirung und Universalirung eines Satzes ist, der einst wesentlich aus den Bedürfnissen des Staatslebens hervorging*) und nur hierdurch Eingang in die Moral fand. Sollten da veränderte Bedürfnisse des Staates nicht auch eine Revision jenes Satzes nöthig erscheinen lassen? Freilich nicht in der Richtung, in der sich Malthus' Gedanken bewegten. Von Uebervölkerung unseres Planeten kann heute und in absehbarer Zeit keine Rede sein, und Ereignisse, die vielleicht in einigen tausend Jahren bevorstehen, brauchen uns heute nicht viel mehr zu bekümmern als etwa die zunehmende Erstarrung der Sonne, der Zusammenstoß der Erde mit einem Planeten &c. Worauf ich mit meinen Ausführungen hinaus will, ist nicht der Beweis, daß heute zu viel Menschen geboren werden, sondern daß zu viel Kinder geboren werden, deren Leben für sie selbst, ihre Familie und den Staat nutzlos ist, weil sie nicht in das reife, erwerbsfähige Alter gelangen. Mit jedem dieser Kinder wird ein Theil unnütz angewondten volkswirthschaftlichen Capitals in's Grab gelegt. Es ist gar kein Zweifel, daß drei Kinder, die in Folge gesunder und ausreichender Ernährung in's Mannes- und Greisenalter gelangen, für ihre Angehörigen und den Staat von viel größerem Nutzen sind als sechs Kinder, die im Kindes- und Jünglingsalter sterben. Aber während jede Nation mit ihrem Sachcapital sorgfältig Haus hält, fehlt es noch sehr an diesem wirthschaftlichen Sinne in Bezug auf das Menschen-Capital. Hier werden zu Millionen Keime ausgestreut, von denen ein großer Theil seinem baldigen Untergange entgegengeht. In Preußen sind z. B. im Durchschnitt der 25 Jahre von 1875 bis 1899 von hundert Geborenen 3,7 % todtgeboren und weitere 20,5 % vor Vollendung des ersten Lebensjahres gestorben, so daß nur $^3/_4$ aller Geborenen das erste Lebensjahr überleben.*)

Betrachten wir die Sache einmal rein nationalökonomisch. Es ist schwierig, allgemein festzustellen, wann eine Person durch ihre Arbeit die auf sie verwendeten Erziehungskosten wieder eingebracht hat, wann ihr Debet und Credit für die Volkswirthschaft sich die Balance halten. Nimmt man an, daß dieser Zeitpunkt für den gewöhnlichen Arbeiter das 24. Jahr ist, und bedenkt man, daß kaum die Hälfte aller Kinder aus den unteren Classen dieses Alter erreicht, so wird man ermessen können, welche Verluste die Volkswirthschaft durch den Tod so vieler gar nicht in's reifere Alter gelangenden Personen erleidet.

Der bekannte preußische Statistiker Ernst Engel hat übrigens einmal einen Versuch gemacht, die Erziehungskosten des Menschen zu berechnen. Der Mensch ist ein Erziehungsproduct im vollsten Sinne des Wortes. Wie aber jedes Product eine Anhäufung von darauf verwandtem Capital ist, so auch der Mensch. In jedem Stadium seines Lebens repräsentirt er eine Summe finanzieller Aufwendungen.**) Engel stellt, um diese Erziehungskosten zu berechnen, fünf verschiedene Typen auf:

1. Knabe von 15 Jahren mit Elementorbildung,
2. Jüngling von 20 Jahren mit mittlerer Bildung,
3. Junger Mann von 25 Jahren mit hoher Bildung,
4. Mädchen von 15 Jahren mit Elementorbildung,
5. Mädchen von 20 Jahren mit mittlerer Bildung.

Engel nimmt bei der Classe 1 und 4 eine Anfangssumme der Erziehungskosten vor und bei der Geburt von 100 Mk., bei Classe 2 und 5 von 200 Mk., bei Classe 3 von 300 Mk. an, die sich von Jahr zu Jahr um 10 % steigert. Hierzu sind dann 4 % Zinsen regelmäßig zugeschlagen (bei Mädchen, weil sie häusliche Dienste verrichten und dadurch Gegendienste erweisen, nur bis zum 10. Jahre). Engel kommt nun auf Grund dieser Annahmen zu dem Ergebniß, daß die Erziehungskosten betragen:

1. für den Knaben von 15 Jahren mit Elementarbildung	3 738 Mk.
2. für den Jüngling von 20 Jahren mit mittlerer Bildung	12 137 Mk.
3. für den jungen Mann von 25 Jahren mit hoher Bildung	27 547 Mk.
4. für Mädchen von 15 Jahren mit Elementarbildung	3 683 Mk.
5. für Mädchen von 20 Jahren mit mittlerer Bildung	10 655 Mk.

Hierbei sind die Kosten der vor dem Bildungsziele Gestorbenen (nach Maßgabe der preußischen Mortalitätstabellen den Erziehungskosten derjenigen, welche es erreicht haben, zur Last geschrieben.

Diese Zahlen beweisen wohl zur Genüge, von welcher Bedeutung es für den Wohlstand eines Volkes ist, daß die Geborenen nicht bald nach der Geburt oder im Kindesalter wieder fortsterben. Frankreich hat nach Ansicht vieler Nationalökonomen seinen Reichthum und seine (im Verhältniß zur Gesammtbevölkerung) sehr hohe Wehrfähigkeit zum großen Theile dem Umstande zuzuschreiben, daß in ihm in Folge der geringen Geburtenhäufigkeit auch viel weniger Personen in unreifem Alter wegsterben und daß seine Bevölkerung deßhalb eine sehr günstige Altersgliederung hat (relativ viel erwerbsfähige und relativ wenig noch nicht erwerbsfähige). Und bei den Juden, die heutzutage ihre früher viel berufene Fruchtbarkeit wenigstens in Deutschland verloren haben und verhältnißmäßig wenig Kinder zur Welt bringen, dafür aber

*) Eine Parallele hierzu ist vielleicht die Thatsache, daß kurz nach dem westphälischen Frieden in Folge der colossalen Menschenverluste im 30jährigen Kriege in einigen deutschen Staaten die Bigamie erlaubt wurde (Westermarck History of human marriage, deutsch Jena 1893, S. 436). Bei den Mongolen mußten im 18. Jahrhundert die Aufseher über 40 Familien ((Dämätschi) dafür sorgen, daß in ihrer Abtheilung alljährlich vier neue Paare, von je zehn Familien ein Paar, zusammengebracht wurden, bei Strafe von zwei Kamelen, fünf Pferden und zehn Schafen. (Palla's Sammlung historischer Nachrichten über die mongolischen Völkerschaften. 1776, Bd. I, S. 261.) Aehnliche Bestimmungen galten im peruanischen Inkareiche.

*) Vgl. des Verfassers Abhandlung: Die Todtgeburten und Sterbefälle in Preußen im letzten Vierteljahrhundert" in Schmidt's Jahrbüchern für die gesammte Medicin. Bd. 273 (1902), S. 233 ff.

**) Ernst Engel, „Die Tilgung der Erziehungsschuld" in Ehrenberg's Assekuranzjahrbuch, Bd. V, S. 217 ff.

auch eine außerordentlich niedrige Sterbeziffer haben, führt Leroy-Beaulieu*) ihre größere Wahlhabenheit auf diese Verhältnisse der geringen Geburten und Sterbefälle zurück. In der That ist der Unterschied zwischen Christen und Juden in Bezug auf Geburtenhäufigkeit und Sterblichkeit ein sehr großer. So entfallen in Preußen im Jahrfünft 1893/1897 auf 1000 Christen (nach der Volkszählung vom 2. December 1895 durchschnittlich jährlich 38, auf 1000 Juden aber nur 22 Geburten, also beinahe nur die Hälfte. Dafür ist aber die Sterblichkeit der Juden viel geringer. So starben im selben Jahrfünft 1893/97 in Preußen durchschnittlich jährlich unter 1000 Christen 11,47 Personen unter 15 Jahren, unter 1000 Juden aber nur 3,96 Personen unter 15 Jahren, also kaum $^1/_3$ so viel wie bei den Christen. Ich halte es zwar für falsch, wenn man den größeren Wohlstand der Juden allein auf diese geringe Sterblichkeit im noch nicht erwerbsfähigen Alter zurückführt; aber daß gewisse Beziehungen zwischen Wohlstand und Kindersterblichkeit bestehen, scheint mir unbestreitbar. Man könnte zum Beweise dafür auch noch darauf hinweisen, daß die polnische Bevölkerung der Provinz Posen — vielleicht die ärmste Bevölkerungs-Classe in der ganzen preußischen Monarchie — zugleich auch eine sehr hohe Geburtenziffer aufweist. Wahrscheinlich beeinflussen sich Wohlstand und geringe Kindersterblichkeit wechselseitig. Der Wohlstand, der heutzutage ja meist auch Vorbedingung für eine höhere Bildung ist, giebt durch die Bildung ein erhöhtes Verantwortlichkeitsgefühl für die Erziehung der Kinder und wirkt dadurch auf die Kindererzeugung einschränkend ein. Und die geringere Zahl vorhandener Kinder ermöglicht es dann den Eltern, ihnen eine bessere Pflege angedeihen zu lassen und die Sterblichkeit zu vermindern. Andererseits ist die geringere Zahl der Kinder für den Wohlstand der Eltern förderlich, indem 2 oder 3 Kinder natürlich erheblich weniger Erziehungskosten beanspruchen als 6 oder 7.

Zieht man aus all' diesen Ausführungen das Resumé, so ergiebt sich meines Erachtens, daß die Prätegirung der Bevölkerungsvermehrung à tout prix viele Bedenken gegen sich hat. Es wäre sehr häufig zu wünschen, daß in mancher Familie nicht mehr Kinder erzeugt, sondern für die schon vorhandenen besser gesorgt würde. Man spürt den Niederschlag dieser Ansicht auch jetzt schon vereinzelt in der öffentlichen Meinung. Nietzsche mit seiner Verachtung der Viel zu Vielen kann als Symptom dafür angesehen werden, daß man beginnt, die Qualität der Bevölkerung als ebenso wichtig oder noch wichtiger als ihre Quantität zu betrachten. Im 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte man ganz allgemein nur die Erhöhung der Volkszahl im Auge, und das Preußische Allgemeine Landrecht, besonders aber der bayerische Codex Maximilianeus, ließen lediglich aus diesem Grunde eine Erleichterung der Scheidung kinderloser Ehen zu. Es ist sicherlich ein Fortschritt, daß man heute auf die Qualität der Bevölkerung ein höheres Gewicht zu legen beginnt. Man kann ein Gegner der Malthus'schen Uebervölkerungslehre sein und kann doch zugeben, daß eine relative Uebervölkerung überall da besteht, wo die Kinderzahl größer ist, als der Wohlstand der Eltern in angemessener Weise zu ernähren und zu erziehen zuläßt. Und eine Uebervölkerung dieser Art wird man schon heute in Deutschland mit seinen jährlich 1 200 000 Geburten als vorhanden ansehen können. Bei einer Vergleichung der Volksvermehrung Deutschlands mit anderen Staaten wird man nur dann von einem Vortheil Deutschlands sprechen können, wenn die Vermehrung nicht nur Vermehrung der Kinder, sondern hauptsächlich eine Vermehrung der Erwachsenen mit sich bringt.

*) „Israel chez les nations" 1889, S. 143.

Die Schwiegermutter einst und jetzt.

(Ein Bild aus dem Zickzackkurse der Culturgeschichte.)

Von Dr. Eduard von Mayer.

Unter den stehenden Figuren der heutigen Witzblätter nimmt die Schwiegermutter einen ersten Platz ein. Scherzhaft könnte man sie eine der Karyatiden nennen, die dieses Lusthaus unserer geistigen Interessen tragen: und Niemand wird verkennen, daß der Hang und Drang nach den Witzblättern doch jedenfalls einen Theil unserer Gesittung ausmachen. Kräfte des Gemeinlebens werden somit auch hierin ihrer Gestaltung zugeführt, oder sage ich lieber, ihrer Entlastung; und so verdienen sie immerhin Beachtung. Daß unter den socialen Bildungen die Schwiegermutter eine der wichtigsten ist, ist sonnenklar: von jeher hat das Familienleben mit ihr rechnen müssen, hat das Volksempfinden zu ihr Stellung zu nehmen gehabt. Und da zeigt sich ein bemerkenswerther Wandel im Laufe der Zeiten. Nach des Tages Mühen waren früher die Lieder ein Hauptmittel der Unterhaltung, und in den Volksliedern tritt oft genug die Klage wider die Schwiegermutter auf. Heute sind es die Witzblätter oder Possen, die den Feierabend über uns Arbeitsmenschen beschäftigen, und an die Rolle der Schwiegermutter in ihnen habe ich Eingangs erinnert. Beides Beweis genug für die Allgemeinverständlichkeit der Schwiegermutterfrage.

Aber nun ist die Schwiegermutter der Witzblätter nicht die der Volkslieder: ehemals war die Mutter des Mannes die Gefürchtete, heute ist es die Mutter der Frau; ehemals klagte das junge Mädchen oder die Neuvermählte, das Weib, heute jammert der Mann. Daß damit auch eine Umgestaltung des Familienlebens, ja des Familienrechtes zum Ausdruck gelangt, ist unabweisbar; und in Wirklichkeit dämmert noch mehr darin herauf: die unaufhaltsame Verschiebung der Geschlechter in socialer Hinsicht.

Vorab: warum ist es immer die Schwiegermutter und nicht der Schwiegervater, der so vielen guten und schlechten Witzen zinsen muß? Ich denke, weil die innere Verwaltung der Familie naturgemäß der Frau zugefallen ist, der Mann hingegen sie nur rechtlich und wirthschaftlich vertritt, indem der Vater durch seinen Beruf die Mittel des Unterhaltes erarbeitet und der Familie nur äußerlich den Namen und den Stempel giebt: ihren Geist empfängt sie von der Mutter. Bei jeder Neusprossung der Familie, bei der selbstständigen Familiengründung eines bisherigen Gliedes, ist daher die Mitwirkung des Schwiegervaters durchaus mehr formell (so klingend-real sie auch sein mag), weit einschneidender und organischer jedoch der Einfluß der Schwiegermutter. Mit der Schwiegermutter hat daher das neueintretende Glied der weiteren Familie vor Allem zu rechnen: und hiermit ist die wesentliche Bedeutung unserer Frage auch schon berührt. Die neue Familie gliedert sich der alten an, der neue Theil tritt in die alte Familie ein, er wird auf ihren Stamm gepfropft: und heute ist schon wieder die Familie der Frau der Stamm.

Schon wieder: denn uranfänglich war es gerade so, und das Mutterrecht, das so lange durch das Herren-, Gatten- und Vaterrecht fast überwunden schien, beginnt einen neuen Siegeslauf, wie denn überhaupt unsere Culturentwickelung für ein Aeon wieder in das weibliche Machtgebiet zu treten scheint und die männliche Obmacht vorläufig im Rückgange ist. Dafür zeugt neben dem großen Ganzen der Frauenbewegung auch das winzige Symptom der heutigen Schwiegermutterwitze: die Schwiegermutterlieder stammen aber aus der Blüthezeit des Vaterrechts.

Unendlich wiederhallt sich in den Liedern der verschiedensten Völker die Besorgniß der jungen Braut vor der Härte und Unfreundlichkeit der Mutter ihres Geliebten, die nun auch ihre Mutter zu werden hat, aber auch ihre Herrin. Denn die junge Frau tritt als erste Dienerin in das Haus ihres Gatten: wie ja überhaupt die Frau die älteste Sclavin

gewesen ist, als der Mann, seßhafter werdend, ein dauerndes Zusammenleben mit der Genossin seiner zufälligen Liebesbünde begann. Das blieb auch, sich stetig mildernd, weiter so, als es längst nicht mehr eine gnädige Laune des Einzelnen, sondern Zwang der Sitte war, daß Mann und Weib zusammen wohnten. Nur daß die erste Sclavin, die Mutter, den anderen Sclaven übergeordnet war, den leiblichen sowohl, den Kindern, als den fremdblütigen, dem Gesinde. Diese Herrschaft in der Familie war ihr Naturrecht, sie war vordem ihre Macht gewesen, als der Mann sie noch links liegen ließ, sie war auch jetzt ihr nicht zu rauben, als sie die schützende Fürsorge des Mannes mit ihrer freien Selbstständigkeit hatte bezahlen müssen. Die Mutter gebot im Hause, war sie auch selbst dem Vater unterthan, sie gebot ihren Kindern, sie schaltete und waltete auch mit den neuen Kindern, die der Familie zugeführt wurden, mit den Schwiegertöchtern. Gewiß wurde die junge Frau bis zur Geburt des ersten Kindes nach mehr oder minder rücksichtsvoll behandelt: lag es ihr doch ob, den Stammhalter der Familie zur Welt zu bringen. War aber das Flitterjahr um, war ihre große sociale Aufgabe erfüllt, dann wurde sie um so unerbittlicher zu den kleineren Aufgaben des Haushaltes angehalten. Und wer die Aufgaben zuwies, das war die Schwiegermutter, die nach ihrem Gutdünken bestimmte.

Die Schwiegermutter mochte ihrer Schwiegertochter gewiß oft zugethan sein: dennoch sah sie in ihr ihre Nachfolgerin, die schon bei Lebzeiten der Schwiegermutter die Zügel in die Hände zu bekommen suchte und dem mütterlichen Einfluß auf den jungen Ehegatten den wirksamen Einfluß der Gattin entgegenzustellen hatte. Aus diesem erbitterten, eifersüchtigen Kampfe um die innere Herrschaft im Hause des Mannes entspringt also die Stimmung der Volkslieder, in denen es das junge Mädchen als das härteste Loos beklagt, heirathen zu sollen und damit aus der Untergebenen liebender Eltern die Magd liebloser Schwiegereltern, zumal der Schwiegermutter, zu werden. Denn die Heirath löst sie von ihrer eigenen Familie los und fügt sie einer neuen ein: daher diese neue auch auf strenge Ebenbürtigkeit sieht, auf Rassenreinheit, da sonst der Mannesstamm, die Pulsader des Geschlechts, verschlechtert werden könnte. Ueberhaupt ist das Vaterrecht Ausdruck herrenmäßigen, aristokratischen Empfindens: das Kind gehört zum Vater, dessen männliche Rechte es zu erben und auszuüben haben wird; weh dem Kinde, das keinen Vater sein zu nennen hat! weh auch über die Frau, die den Vater ihres Kindes nicht zu nennen weiß! Strengste Schätzung der Jungfräulichkeit, der Heiligkeit der Ehe, Brandmarkung der Unehelichkeit gehören daher ebenso zu dieser Cultur.

Anders war das Mutterrecht gewesen. Die Mutter ist immer gewiß! Die Mutter war der Grundstock der Familie, und der Vater war immer nur Mittel zum Zweck der Kindererzeugung. Das Kind blieb in der Familie, weil es bei der Mutter bleibt, und der Mann, der bei seinem Weibe bleiben wollte, trat in die Familie der Frau ein: daher gehörten auch wesentlich alle Weiber eines Stammes allen Männern dieses Stammes zu, und was wir Ehe nennen, gab es noch nicht. Das Mutterthum, also das Kind, bestimmten die Stellung der Frau, nicht ihr Gattinnenthum, also nicht der einzelne Mann.

*

Auf anderer sittlicher Grundlage, getragen von den Errungenschaften der Jahrtausende männlicher Cultur, beginnt heute wieder das Mutterrecht der Wagschale der Frau die Entscheidung zu bringen. Der Mann hat immer Culturwerthe geschaffen, die Frau sie bewahrt; sie ist die Hüterin der Sitten, die vom Manne ausgehen, und daher gehört die sittliche Hochschätzung weiblicher Reinheit heute zu den Grundpfeilern gerade auch der weiblichen Weltanschauung. Dennoch wirken die Triebkräfte der weiblichen Natur eigentlich in anderer Richtung, als der Mann sie festgelegt hat, und vereinzelte weibliche Heißsporne lassen auch zuweilen den Unterschied voll aufklaffen.

Die frühere landbesitzliche, aristokratische Volkswirthschaft verknüpfte die junge Generation viel fester mit der älteren, als es heute beim freien Kampfe von Handel und Industrie in breiteren Schichten noch möglich ist. Der erwachsene Sohn, der seinen eigenen Beruf hat, verläßt heute die väterliche Familie und stellt sich auf eigene Füße: das heißt, er verfällt der Familie seiner Frau, da ein Familienanschluß nun einmal Bedürfniß ist. Die wichtigste Person für sein ferneres Leben ist nun nächst der Frau eben ihre Mutter, die Schwiegermutter. Mit ihrem Willen platzt sein Wille zusammen, wenn es den Einfluß auf die Frau gilt; und genau wie einstens der Wettbewerb von Schwiegermutter und Schwiegertochter die schon bestehende Ueberlegenheit des Sohnes und Gatten, des Mannes, noch steigerte, so wächst unter dem Wettstreit von Schwiegermutter und Schwiegersohn der umstrittene Gegenstand, die Tochter und Gattin, also das Weib in ihrem Werthe empor. Das Weib hat den Rücken nach zwei Seiten gedeckt, gegen den Einfluß der älteren Generation stützt sie sich auf den Gatten und gegen die Geltendmachung männlicher Vorrechte auf die Mutter: so erobert sie einen Vorposten nach dem andern, und der wahrhaft Unterliegende ist der Mann, die ganze männliche Weltanschauung und Werthung der Dinge. Daß der Mann in seinen außerhäuslichen Seitensprüngen durch die Wachsamkeit und Erfahrenheit der Schwiegermutter behindert wird, ist nur die Form, in der es auch den Stumpfen fühlbar wird, daß mit den Mißbräuchen ihrer Herrschaft auch ihre Herrschaft überhaupt zu Ende geht. Von ihrer Mutter unterstützt, zwingt die Frau den Gatten in die Familie: denn er hat nur für die Familie, für die Frau und ihre Kinder zu leben. Seine Persönlichkeit ist nur soweit zu dulden, als sie den obersten, großen Zweck nicht beeinträchtigt, und auch dann hat sie nur das Mittel des Erwerbes zu sein, nicht das Ziel des Lebens, wie es dem Manne eigentlich vorschwebt. Sprach man früher von dem Ausleben des Mannes, und verstand darunter im höchsten Sinne die Vollentfaltung seines Wesens, im niedrigeren immer doch nach die Bethätigung seiner natürlichen Triebe, so lautet die Parole heute gleichzeitig: Beschränkung der männlichen Ungebundenheit und Ausleben des Weibes. Das Ausleben des Weibes heißt nun aber zugleich: Entwickelung ihrer geistigen und wirthschaftlichen Kräfte, und größtmögliche Erleichterung der Mutterschaft. Dieses letztere Ziel ist nun aber ohne den Mann nicht zu erreichen: darum muß dem Mann seinerseits die Mutterschaft als der Zweck auch seines Lebens hingestellt werden. Und hierbei ist's wiederum die Mutter der Frau, der es obliegt, den Mann in ein angeblich süßes Joch zu zwingen. Und um nun mit einem Scherz den Ernst zu schließen: der wahre Feind der Schwiegermutter ist der Junggeselle, der Mann, der aus diesen oder jenen Gründen, die Aufgabe seines Lebens nicht in der Kindererzeugung sieht, sondern sich die Freiheit seines Thuns und Lassens hat wahren wollen. Mit ihm fühlt im Grunde jeder Mann: denn neben der Liebe steht gleichwerthig die Persönlichkeit.

Daß in dieser neuen Hörigkeit des Mannes aber eben eigentlich eine Demüthigung liegt, zeigt sich gerade in der Lächerlichkeit, der dieser Zustand verfallen ist. Der innere Widerspruch des schwiegermütterfürchtigen Herrn der Schöpfung opfert diesen dem Witze, während die Schwiegertochter der Volkslieder das Mitleid einer Tragik in Anspruch nehmen kann. Sie selbst mögen bei ihrer Frohnarbeit einfachen Rhythmen ihr Leid anvertraut haben: und das lebte durch die Jahrhunderte weiter. Kein Lied aber und kein Heldenbuch meldet von der Knebelung des Mannes: sie bleibt den Toreadors der grellen Posse vorbehalten

.... spotten ihrer selbst und wissen nicht wie! ....

Literatur und Kunst.

Gustav Frenssen und sein Jörn Uhl.

Von O. Wentorf.

„Das Leben ist lang genug, etwas aus sich zu machen, wenn Einer Zutrauen hat und starken Willen." Für dies Wort aus dem Jörn Uhl ist Frenssen's Persönlichkeit selbst der Beweis. Ein Tischlerssohn aus dem Dorfe Barlt in Süder-Dithmarschen, kam er erst mit 13 Jahren nach Meldorf auf's Gymnasium. Hier machte ihm die Mathematik das Leben sauer genug, und er soll einmal erzählt haben, das Wesen der Logarithmen habe ihm viel Schwierigkeit bereitet, und noch im Pfarrhaus zu Hemme sei ihm der binamische Satz im Traum erschienen. Beendet wurde die Gymnasialzeit in Husum, wo der Jüngling zufällig die Stube bewohnte, in der Storm einst geschrieben. Die Universitätsjahre begannen in Tübingen. Wir spüren's im 4. Capitel der „Drei Getreuen". Die Studien wurden fortgesetzt in Berlin zu der Zeit etwa, als die „Jungen" sich in die literarische Revolution stürzten. Allein das Gewoge und Getriebe der Großstadt stieß Frenssen ab. Ihm war es nicht Bedürfniß, sich von den mächtig dahinfluthenden Wogen einer Weltstadt tragen zu lassen wie Hebbel, der einmal bekennt: „Götter, ich fordere nicht viel; ich könnte die Muschel bewohnen. Aber ich kann es nur, wenn sie der Ocean rollt". So war der Student froh, daß er in Kiel seine Studien beenden und ein Examen machen konnte. Und dann ward er Pfarrer. Er hatte Sorgen und Mühe, nicht nur mit seinem Amt, sondern auch mit dem Abtragen der Schulden, die von der Studienzeit her auf ihm lasteten. Er ward 30 Jahre alt. Wer ahnte, daß dieser schlichte Landpfarrer in seinem Leben noch Außerordentliches leisten werde? Zunächst wohl er selbst nicht. Es war nur der Drang in ihm, mit Ernst und Kraft etwas zu leisten. „Wissen Sie, früher glaubte ich, ein Gärtner sei in mir, und dann war ich eine Art Politiker, Nationalsocialer, und dann — dann entdeckte ich endlich den Schriftsteller in mir" (Rehtwisch, Gustav Frenssen). 38 Jahre war Frenssen alt, als er zu schreiben begann. Sein erster Roman war „Die Sandgräfin", sein zweiter „Die drei Getreuen". Dann kam das Werk, das ihn über Nacht fast zum gelesensten Schriftsteller machte. Fast 40 Jahr wurde er, ehe er sich seinen Platz errungen hatte. „Das Leben ist lang genug, etwas aus sich zu machen." — Ich finde es so bedauerlich nicht, wenn die Schriftsteller das 22. oder 25. Jahr verstreichen lassen, ehe sie die Welt mit ihren Werken beglücken. Der Jugend haftet doch natürlicher Weise eine gewisse Unreife an, und wenn auch manche unserer Großen schon früh Erfolge errungen, ihre Hauptwerke entstanden immer nach den Dreißig. Die späte Entwickelung bei Frenssen läßt mich hoffen, was wir bei manchem Schriftsteller unserer Zeit wehmüthig vermissen: Dauer und Entfaltung.

Der vor mir liegende Band des Jörn Uhl ist „43. Tausend" gezeichnet; vielleicht sind, wie ich wünsche, bis Ende 1902 50 000 Exemplare vergriffen. Wie konnte ein so ernstes Buch, das gar keine Rücksicht auf den Geschmack der viel lesenden Menge nimmt, in dem Nichts auf den Effect in bösem Sinne gearbeitet ist, wie konnte das einen so beispiellosen Erfolg erringen? Das hat meiner Ansicht nach zweierlei Gründe. Die einen liegen in uns, die anderen im Dichter. Wir sind in letzter Zeit übersüttert mit den Tendenz- und Problemdichtungen. Da wird ein eng begrenztes Gebiet unseres Seelenlebens zerfurcht, ein Faden unserer Seele, der uns neben hundert anderen an's Leben bindet, wird ergriffen und zerlegt in seine Fäserchen und zerlegt und zerlegt, daß einem vor Feinheit Alles unter der Hand schwindet. Und was das Schlimmste ist: das Leben, das herrlich dahinfluthende Leben, zwängt man in einen künstlichen Canal, damit man das Wasser da habe, wo man es gerade haben möchte. Das Leben wird gemeißert nach der Idee, den Problemen u. s. w., die der Schriftsteller sich eben ausgeheckt hat. Da kammen sie einhergezogen mit ihrem hölzernen Pferd: Problem, und überkleiden es mit einem Stücklein Leben, daß es täusche. Aber wir sind müde des hölzernen Bockes, wir wollen Leben und Kraft zwischen unseren Schenkeln fühlen, wenn wir aufsitzen, um einen Ritt durch das weite Land des Lebens zu machen. Wir sind müde der unkünstlerischen Zerfaserung einzelner Seelenvorgänge. Wir wollen Sammlung, Zusammenfassung unserer Kräfte, Besinnung auf das eine Große, das unserem Leben Werth giebt.

Ein Anderes kommt hinzu. Eine bedeutende Anzahl an sich guter Werke unserer Zeit behandelt Probleme, die ein Künstlerleben angehen. Nun soll selbstverständlich das dem Künstler nicht verwehrt werden. Er muß sich Manches von der Seele schreiben. Ebenso wenig soll behauptet werden, daß eine Dichtung aus diesem Grunde keine tiefe Wirkung auf uns ausüben könne. Aber in den Problemen muß dann das allgemein Menschliche im Vordergrunde stehen. Die Conflicte eines Künstlers liegen uns ferner wie die anderer Stände. Uebrigens hat sich nicht nur in der Problemstellung, sondern auch in der Behandlungsweise eine Richtung gezeigt, die man wohl geradezu Literatenkunst genannt hat. Der Literat schreibt für literarische Kreise, nicht mehr für das Volk, für die Philister. Das Ungesunde dieser Richtung empfinden Viele. Sie dürsten nach Leben, das sie angeht. Dies Beides kam zusammen, dem Jörn Uhl den Erfolg zu sichern: Ueberdruß an der Tendenz- und Problemdichtung und Sehnsucht nach Volkskunst.

Aber das ist nur Negatives. Das Positive — und das ist, wie ich betonen möchte, das Ausschlaggebende — liegt in Frenssen selbst. Was er schuf, ist so groß, daß es ihn auf dem Gebiet des Romans neben unsere Meister, neben Goethe, Keller, Storm und Raabe stellt. Ich möchte annehmen, daß Reuter, Freitag, Storm, Raabe und Keller seine Lehrer gewesen sind. Aber er ist ein größerer Dichter als Reuter und Freitag, er ist herber und kräftiger als Storm, natürlicher als Raabe. Er ist ein eigener und ganzer Mann. Deßhalb kann man sich gar nicht genug freuen, wenn das Echte diesmal nicht erst ein oder zwei Menschenalter nach dem Erscheinen anerkannt wird. Ja, man muß sich selbst der Frenssen-Mode freuen. Ich würde es bedauerlich finden, wenn die Aeußerung des Kunstwart-Herausgebers über die Frenssen-Mode ein wenig retardirend wirken sollte. Er erscheint Avenarius als Pflicht der Kritik ... ich citire nach dem Gedächtniß ... auf die nun hinzuweisen, die das, was Frenssen bringt, noch größer, reicher und tiefer hätten. Mit Verlaub. Reicher sind sie natürlich, denn Frenssen steht erst am Anfang, aber größer und tiefer darum noch nicht. So weit sich das in einem Aufsatz überhaupt beweisen läßt, hoffe ich das in den folgenden Darlegungen zu thun.

Zunächst von der Gestaltung des Stoffes. Das Lebensschifflein, das da vor unseren Augen hinfährt durch felsige Ufer, trostlose Wüsten, durch ein wenig grünes, blühendes Land und dann zwischen Ufern voll ernster, freudiger Mannesarbeit, ist das des Jörn Uhl. Seine Mutter stirbt, als er wenig Jahre alt ist, bei der Geburt seines einzigen Schwesterchens. Sein Vater bringt den Hof, die Uhl, durch Schlemmen und Nichtsthun herunter. Die drei älteren Brüder folgen dem Beispiel des Vaters. Jörn wird als stiller, fleißiger Knabe gehänselt und genarrt. Er fühlt den Trieb in sich nach Wissenschaft und Büchern, er ist bereit, auf der Lateinschule in Meldorf noch einmal mit den Kleinen anzufangen, wozu er durch des Vaters Schuld gezwungen ist. „Er ist jeden Tag in die Stadt gefahren, aber er hat nicht gefragt, ob ich Latein oder Englisch brauchte. Aber einerlei! Ist mir ganz einerlei! Ich will unten anfangen und unter den

Brückeln sitzen." Da gehen ihm zu Hause die Augen auf über die Wirthschaft auf dem Vaterhofe. Niemand paßt auf die Fohlen, der Knecht mißhandelt die Pferde mit Fußstößen, der Acker wird vernachlässigt. Das geht ihm durch's Herz. Er erstickt seine Lieblingsneigung. Er bleibt, um auf dem Vaterhofe zu arbeiten trotz der harten Worte und der Peitschenhiebe des Vaters. Er arbeitet hart und schwer wie ein Tagelöhner, wie ein Tagelöhner wird er geachtet vom Vater und den Brüdern. Das Praktische der Wirthschaft muß er von einem Fremden lernen, und sein erster Lehrer in der Weltweisheit ist auch ein Fremder, der Tagelöhner Jasper Krey. Wenig Licht bringt Lisbeth Junker, seine Knabenliebe. Wilde, gährende Leidenschaft weckt die Sandbäuerin. Auf einem Balle wird er zum ersten und letzten Mal ein Trunkener. Jahre lang wirken diese Erlebnisse auf ihn. Er zieht sich in sich selbst zurück und wird ein Einsamer. Zur Kirche kann er kein Verhältniß gewinnen. Der Pastor, ein fester Trinker und sicherer Kartenspieler, hat seinem Herzen Nichts zu bieten. Bedeutender für sein Innenleben wird einer von den Stillen im Lande, Schneider Rose: „Unser Herz bei Gott, Jörn, und unsere Hände gegen die Hunde, gegen alles Schlechte: das ist das Christenthum."

Er wird Soldat und kehrt wieder zurück, um als Sclave zu arbeiten für den Hof. Vater und Brüder verfallen immer mehr dem wüsten Treiben. Die innig geliebte Schwester Elsbe mit dem heißen Herzen und der Sehnsucht nach Liebe wendet sich dem leichtsinnigen Harro Heinsen zu, der sie verführt und mit ihr nach Amerika entflieht. Mit diesem Schmerz und mit der quälenden Sorge um den Hof muß Jörn Uhl in den Krieg. Kampf und Blut, Leichen und Gräber. Wo ist deine Seele, Jörn Uhl? Nach überstandener schwerer Krankheit kehrt er zurück aus dem fernen Frankreich, um zu sehen, wie auf dem Vaterhof das Elend gewachsen ist. Der Vater stürzt nachts in Trunkenheit auf eine im Wege liegende Pflugschar. Er lebt, aber lebt fortan als Irrer. Die Gläubiger kommen. Sie schicken jenen schlanen Weißkopf, der Jörn den Hof anbietet, damit er durch seine Arbeit den Werth des Hofes steigere. Jörn übernimmt ihn, obgleich der Schulden so viel sind, daß Nichts eigentlich sein eigen ist. Er arbeitet, arbeitet. Und am Sonntag sitzt er mit schweren, düsteren Gedanken. Ein Jahr mildert sich der dumpfe Druck, der auf ihm liegt. Es ist das Jahr der Ehe mit Trina Tarn. Die frühere Großmagd ist ihm eine tapfere Genossin. Sie opfern sich beide auf, um vorwärts zu kommen. Sie stirbt, als sie ihm das erste Kind schenkt. Stumpf und seelenlos von Arbeit und Leid harrt er doch aus, weil er glaubt, den Elternhof halten zu müssen. Es scheint, als ob es gelänge. Er wird nebenher eine Art Landmesser, treibt auch in den freien Stunden Astronomie, wie er es schon früher gethan. Sein Innenleben aber weitert und klärt sich, da er mit dem neuen Pastor in Verkehr tritt. Das Marcus-evangelium, das Buch des Bauernjungen aus Langenhorn, der hernach ein großer Professor geworden ist ... also wohl Fr. Paulsens Ethik ... werden gemeinsam gelesen. „Und so geschah es. Und manchmal sahen die Beiden sich dumm an. Und manchmal schien es, daß der Bauer mehr davon begriff als der Pastor. Der ist niemals ein Weltweiser geworden." Aber schon holt das Schicksal zu den letzten Schlägen aus. Eine große Ackerfläche ist mit Weizen bestellt. Glückt die Ernte, ist er über Wasser. Schlägt sie fehl, ist der Hof verloren. Sie schlägt fehl. Eine Mäuseplage verursacht Mißernte. In einem Gewitter geht der Hof in Flammen auf und der Vater stirbt an dem Tage. Da tritt eine wunderbare Wandlung in Jörn Uhl ein. Er fühlt sich zum ersten Mal in seinem Leben leicht und froh, von der großen Last und Sorge frei. „Tieß," sagt er, „ich bin nun fertig damit. Ich lasse die Uhl nun fahren sammt allen ihren Sorgen. Ich bin ein Mensch, ich habe in fünfzehn Jahren keinen Sonntag gehabt Ich glaube, ich bin ein armer, unglücklicher Narr gewesen. Aber nun, wahrhaftig, nun will ich versuchen, was Du gestern sagtest: ich will sehen, daß ich meine Seele wieder bekomme, die hier in der Uhl gesteckt hat." — „Ich habe die Uhl festgehalten, die mir nicht gehörte, und habe damit die Lüge fortgesetzt, die Vater und Brüder getrieben haben. Ich habe in schrecklich großer Arbeit gestanden, wie ein Pferd am Zieglergöpel, und habe in greulich harten Sorgen gesessen. Ich meinte, meine Lebensaufgabe wäre, die Uhl festzuhalten. Die Uhl ... was ist die Uhl? Was ist die Uhl gegen meine Seele? Und gegen Lena Tarn's Seele?" Leichten Herzens zieht er zu Thieß Thießen auf den Heesehof. Lisbeth Junker, die ihm immer zu „fein" gewesen ist, an deren Liebe er nicht hat glauben können, ist ihm treu in der Noth. Sie wird seinem Kinde Mutter in liebender Fürsorge, und da, vier Jahre nach Trina Tarn's Tode, führt die Liebe sie und Jörn zusammen. Er faßt den Entschluß, noch einmal von vorn anzufangen, besucht zwei Jahre die technische Hochschule in Hannover, arbeitet dann mit an dem Bau des Nordostsee-Canals, „baut Schleusen an der Stör und Buhnen auf Sylt, unterrichtet im Wintersemester an einer großen Fortbildungsschule im Zeichnen und Mathematik und gilt überall im Lande für einen Mann, auf dessen Kenntnisse und Worte man sich verlassen kann." Das böse Sorgen aber und finstere Grübeln, das noch von Zeit zu Zeit wiederkehrt, schwindet allmählich in dem sonnigen Glück seiner Familie. Das ist das Leben Jörn Uhl's, von dem Heim Heiderieter sagt: Dein Leben ist nicht ein geringes Menschenleben. — Was soll man erzählen, Jörn, wenn solch' schlichtes, tiefes Leben nicht erzählenswerth ist?

Welch' ein einfacher, simpler Aufbau! möchte man rufen. Aber auch: Welche Wahrheit des Lebens und der Menschennatur. Nirgends etwas zugespitzt, nirgends etwas zerschnitten, Nichts gekürzt und Nichts gekünstelt — ein starker Strom, nur, daß Nebenflüsse ihre reichen Wasser in ihn ergießen. Die „Drei Getreuen" leiden noch unter der Dreizahl der Helden. Es gelingt dem Dichter nicht immer, die Einheit zu wahren. Eine Entwickelungsreihe stört die andere. Dem Franz Strandiger wird am Ende ganz plötzlich und unnöthiger Weise noch eine Frau beschert, beinahe als ob Alles gut enden solle. Wie fein erweist sich dagegen der Dichter im Jörn Uhl darin, daß er Elsbe und Fiete Krey am Ende nicht zusammenbringt, trotzdem es bei der Jugendliebe Beider doch nicht so fern lag.

Ein Vorwurf kann gegen den Aufbau der Handlung erhoben werden: er ist nicht mit Spannung auf die Katastrophe gearbeitet worden. Ein Vergleich mit Sudermann's Frau Sorge macht das besonders klar. Man liest Jörn Uhl nicht so „in einem Zuge", man legt das Buch ruhig aus der Hand, froh der empfundenen Größe und Schönheit und sinnend, Fäden ziehend aus jenem Leben in unser Leben. Die Gier nach dem Fortgang und Wendung der Handlung bleibt fern. Aber ich sehe eine Größe Frenssen's darin, daß er verschmäht, mit Mitteln zu arbeiten, die dem Aeußeren dienen. Dagegen ist ihm sein Reichthum in einigen kleinen Stücken nicht vortheilhaft gewesen. Er hat scheinbar einen so unerschöpflichen Stoff an Lebensdarstellungen, daß er mehr als verschwenderisch damit umgeht. Die Geschichten von der spröden Bauerntochter, von dem Südafrikaner, der sich in der Heimath eine Braut sucht, und Heim Heiderieter's Erzählung von dem Bootsmann haben nichts mit dem Roman zu thun. Jede von ihnen ist eine Perle, aber die Perlen sind nicht mit auf die Schnur gereiht; sie hängen an schwachen Fäden herunter und man fürchtet für ihren Halt. Viel ließe sich noch im Einzelnen zum Lobe des Aufbaues sagen. Soll ich reden von dem ersten Capitel, das so wundervolle Exposition liefert? Soll ich reden von der Kunst, so viel Charaktere in eine künstlerische Einheit zu bringen? Es sind etwa sechs, die den Haupthelden durch den ganzen Weg begleiten, und sind etwa zwanzig andere, die in den Weg für längere oder kürzere

Zeit mit einbiegen! Freilich, wenn man liest, kommen alle diese Leute gegangen, als ab sie hätten kammen müssen. Man hat sie schon erwartet. Man sah sie noch nicht, aber hörte schan ihren Schritt draußen auf dem Gang.

Doch weuden wir uns nun der Darstellung zu. Frenssen's Styl ist reich. Seine Hauptmerkmale sind Einfachheit, Klarheit, Stärke und unendliche Anschauungskraft. Kein Suchen nach geistreichen Wartspielen, keiu Sand in die Augen streuen mit äußerem Flitter und Geflunker, keine kunstvallen Periaden, keine langathmigen Sätze; eher die Neigung zu herber Kürze. Es ist ein eigener Styl, nicht Storm, nicht Keller, nicht Raabe. Das Gesagte und einiges mehr mögen ein paar Praben zeigen. Der Hauptmann Gleiser mustert seine Batterie vor dem Auszug zum Krieg; ein Gaul wird wild, Niemand kann ihn reiten: „Unter den Reservisten, die noch in ihren Civilkleidern standen, hundert und einigen Mann, stand einer ein wenig abseits, in einem alten, blauleinenen Anzug, auf dem graße, neue Kniestücke frisch aufgesetzt waren. Er war bei ziemlicher Länge und Hagerkeit eine Rassefigur, breitschulterig, gerade und von stalzem, schmalen Gesicht. Mancher Fürst im Vaterlande würde wünschen, daß Gestalt und Gesicht dieses Bauernjungen in seinem Hause erblich wären. Auf dem hellen, fast weißen Haar hatte er eine blaue Schirmmütze und in der Hand hielt er einen mäßigen Kaffer. Den Mann entdeckte Gleiser. „Gefreiter Uhl!“ schrie er. Der kam heran. „Leichtfüßiger sind Sie nicht geworden“, schrie er. „Ist der Alte Halzschuhmacher?“ „Bauer, Herr Hauptmann.“ „Ist mir ganz egal! Können Sie den Deubel reiten oder sind Sie auch sa'n gebeulter Theekessel ... Las!“ Ein andermal wird uns Jörn Uhl als Mann geschildert. Heim Heiderieter liegt im Grase am Goldsaot. „Da hörte er Schritte van unten heraufkammen und sah einen Mann in den besten Jahren, sa in den Vierzigern, dessen Bart und Haar ist wie Raggenstroh, das reif zur Ernte, und das Gesicht ist lang, und die Augen sind merkwürdig tief und wahr. Halb ist es ein Gelehrter und halb ein Bauer.“ Will man van Realismus sprechen, hier ist er. Was Frenssen schildert, steht vor unserem geistigen Auge sa deutlich und wesenhaft, wie kaum vor unserem leiblichen. Er schildert ein Kinderfest: „Wer hat jene Kinderfeste in St. Maricedonn mitgemacht? Er sei Uhl ader Krey: er stehe auf und rede! Wa ging der Zug entlang? Die untere Darfstraße ging er entlang. Da ist guter Marschboden und zu beiden Seiten stehen starke junge Linden, welche sich fast mit den Kranen berühren. Wer ging dem Zug varan? Ein Trommler und ein Pfeifer. Die ganze Landschaft kennt die Beiden. Sie handeln für gewöhnlich mit Bücklingen. Wer ging neben dem Zuge? Das war Lehrer Peters mit weißem Haar. Lang und hager und ernst. Wer ging am Wegrand unter den Linden? Das waren die großen Uhlen mit weinrathen, festfrohen Gesichtern. Haben sie sonst an ihren Frauen und Kindern und an ihrem eigenen Leben schwer gesündigt, da liegt kein geringes Verdienst: wenn sie sich selbst einen Festtag gönnten, sa gönnten sie den Kindern auch einen. Wer ging an der anderen Seite am Wegrand? Das waren die Kreyen, Männer und Frauen, und Alle stalz auf ihre Kinder. Wer stand, wenn der Zug herankam, vor dem Wirthshaus, vor dem alten Strahdach? Da stand Ernst Rapp, der Besitzer vam Kirchspielskrug, und rief laut und eifrig, halb sächsisch, halb plattdeutsch, denn er war ein Eingewanderter, in die Hausthür hinein nach seinem Sahne: ‚Fritze, kumm mal runter! Die Buren, die kammen! Du faßt mal blasen.‘ Und heraus sprang der dicke, vierkantige Fritz Rapp und blies ein lustig Stück auf der Trompete. So hielten sie den Einzug in das Festhaus. Varan die Kinder, dann die Uhlen und dann die Kreyen.“ Ja, Frenssen ist ein großer Realist. Aber er ist mehr. Das Seelische leuchtet überall hervar. Nicht auffällig und prahlerisch, nicht sich aufdrängend. Fein und unmerklich reckt es uns seine Hände entgegen aus dem Aeußeren: Sieh', vergiß mich nicht. Mein Kleid ist schön, aber ich bin schöner. Thieß Thießen fährt mit seinem Neffen Jörn Uhl nach Meldorf, um ihn im Gymnasium unterzubringen. „Sie fuhren im langsamen Trabe im tiefen Sande durch die Heide. Es war kein Triumphzug. Vorne saß Thieß und sah auf die Rücken der Pferde. In seinen kleinen, klugen Augen und in seinem kleinen, mageren Gesicht unter dem hohen, steifen Tadtenhute blinkte und lächelte die Weisheit, welche zu den Leiden sagt: „Ich will leise über euch lachen“, und zu den Freuden: „Ich will leise über euch weinen“, die Weisheit, welche sagt: „Das Menschenleben ist unerklärlich. Duck' dich, Vögelein, und fürchte dich nicht: es ist Alles in eines graßen Gottes Hand.“ Und dahinter saß Jörn in all' seiner frischen Jugend und in all' seinem Reichthum, links Buttertöpfe und rechts Wissenschaft, und sah ernstlich grübelnd var sich hin, als ginge es das ganze Leben hinter dem dunlelbraunen Tadtenhut her in das Grab.

Ich habe van der Bildkraft des Frenssen'schen Ausdrucks geredet. Ich kenne Keinen, bei dem sie größer ist. Kürze und eine gewisse Herbe verleihen ihr besanderen Reiz.

Da wird geredet von schweren Gedanken, die einhergehen wie Müllersknechte, die aber hernach Herrenleute gewarden sind; von der Jugendzeit, da wir ungestützt und unberathen sind, da ein Frühlingssturm nach dem anderen den jungen, überschlanken Bäumen über die Köpfe fährt. Hei, wie das knackte! Wie stoben die Blätter! Wir haben Narben davon an der Seele und kahle Stellen im Gezweig. Augen richten sich auf wie aufspringende Löwen. Jörn geht durch den Zeichenfaal, gebeugt den Rücken wie ein Sackträger, er stößt in die Wissenschaft wie ein Stier mit seinen Hörnern in die Stallverschalung, er führt den Zeichenstift wie einen Spaten und wirft den Tirkel herum wie einen Schwungpflug. Ereignisse treten unter uns wie ein finsterer Riese, die Seelen derer zucken, die er mit seinem Aermel streift. Capitel für Capitel könnte man Haufen salcher Ausdrücke herauslesen, und nie machen sie den Eindruck, als ob sie nachempfunden wären, immer fahren sie frisch mit ursprünglicher Kraft in unsere Seele.

Aber wie steht es um das eigentlich Lyrische, jenes Gebiet der Poesie, das Storm so meisterhaft beherrschte? Um jenes unsagbar Schöne, das wie ein Duft, bald sanft, bald wild berauschend, aus manchen Storm'schen Navellen uns entgegen strömt? Wir finden das Stimmungsschäne nicht sa aft bei Frenssen. Aber daß er seiner Herr ist, möge ein Beispiel zeigen. Es ist in jenem Frühling, der Jörn und Lena Tarn vereinigte. „Im Hause war es todtenstill. Draußen rieselte und plauderte der Regen. Aus den Apfelbäumen kamen weiche Vogelstimmen. Es lag ein weiches Schwellen und Dehnen zwischen den Büschen, und die Zweige tropften schwer, als wenn mit jeder klaren, fallenden Kugel ein winzig feines, schönes Wesen von Zweig zu Zweig zur Erde glitt. Er sah hinaus und wartete und glaubte zu hören, wie es leise lachte und wie die Blätter sich aufthaten. Um's Fenster war ein buntes Regen und Leben: Mücken fuhren auf und nieder, Spinnen machten sich auf, suchten und fanden Genassen und gingen jeder an seine Verrichtung. — Die Nacht brach herein. Es war eine wundervolle, ruhige Nacht. Es rieselte nach ein wenig in den Bäumen, als wenn ein Kind abends im Bett leise weint, weil es verlassen ist und sich fürchtet. Es blitzte ein wenig am Harizant, als wenn eine Mutter mit einem Licht in die Kammer kammt, zu sehen, ob die Kinder schon schlafen. Es wehte ein wenig, als wenn eine Mutter leise ein Wiegenlied summt. Dazu schien der Mand fast vall, nur noch ein wenig schmal im Gesicht, und Sterne am ganzen Himmel warfen tausend goldene Lanzen auf die Erde, daß Alles auf ihr sich duckte und still war. Selbst die Menschen, die unterwegs waren, redeten leise mit einander.“ — Oder man lese den Anfang des 24. Capitels, ader Lena Tarn's Tad, ader die Geschichte vam Boatsmann. Man muß schan zu Starm gehen, um so etwas zu finden.

Was für Charaktere zeichnet Frenssen, und wie weiß er sie uns nahe zu bringen? — Alle, die da vor uns vorüberwandeln, sind Gestalten des Volkes: Bauern und Tagelöhner. Alle frisch aus dem Leben gegriffen. Wenn man in jene Gegend käme, ich meine, man müßte die Einzelnen wieder erkennen. Es ist ganz unmöglich, daß der Dichter alle Gestalten sollte ersonnen haben. Ich denke, wie der Jörn Uhl selbst, so haben auch die Anderen ihre Urbilder. Nur ... und darin steckt das Geheimniß der Größe ... sind die Gestalten des Lebens dichterisch geschaut. Wohl hat einmal ein berühmter Dichter gesagt, nicht das Erfinden, sondern das Finden sei die Hauptsache. Man muß zugestehen: der Dichter, der Alles aus sich herausgraben wollte, wird dem Reichthum des Lebens nicht nahe kommen. Und gewiß ist die Fähigkeit des Stoff- und Charakterfindens auch eine Kunst. Aber Frenssen hat, indem er uns die dichterisch geschauten Gestalten gab, Höheres geleistet. Man sprach und spricht wohl van einem Idealisiren des Lebens. Ich vermeide den Ausdruck. Wer denkt nicht dabei an jene Afterkunst, die mit ihren idealisirten, d. h. innerlich unwahren Helden als Moralspeise an die Jugend in Masse verfüttert wurde und nach wird? Frenssen's Gestalten bleiben innerlich wahr. Es ist ja schwer, den Unterschied zwischen naturalistisch und dichterisch geschauter Gestalt in Formel zu bringen. Mir scheint das Wesen der Letzteren nach der Seite des Inhalts in einer leisen, möglichen und darum wahren Steigerung der Menschennatur zu bestehen. Diese Steigerung erscheint mir nur einmal im Jörn Uhl die Grenze überschritten zu haben, nämlich da, wa Fiete Krey den Kampf seiner Frau und seines Freundes zwischen Liebe und Treue erzählt.

Einen wunderbaren Reichthum an Charakteren finden wir im Buch. Da ist Lisbeth Junker, das feine Mädchen, das scheu die Varhänge vor die Fenster ihrer Seele zieht. Man sieht nicht recht, was dahinter wohnt: Unempfindlichkeit aber Stolz oder Prüderie. Bis sie's dem Jörn enthüllt: In meiner sauberen Stube, hinter den Vorhängen, singe ich oft und lache laut und tanze, und manchmal werfe ich mich längelang auf den Teppich und weine mich satt und weiß nicht, warum ich das Alles thue. Sie wird Jörn's Gefährtin für das Mannesalter. Sie gewinnt Macht über das Harte in ihm, und er muß immer zu ihr kammen, wenn er traurig und verfinstert ist. Da ist Lena Tarn, das starke Mädchen, das arbeitend singt bis an den Abend, das wie ein Kind vom Tage lebt. Eine der schönsten Gestalten, die ein Dichter je geschaffen hat; mir fast die liebste in dem ganzen Buch. Da ist Wieten Penn, deren Auge auf das gerichtet ist, was hinter den Dingen liegt, der die traurigen Bilder, die erlebten, van Leid, Noth und Tod immer vor die Seele steigen, die in ihren Märchen und Wundergeschichten den Kindern die Weisheit einer anderen Welt erschließen möchte und dabei dach in dieser Welt ihr eigenes langes Leben in harter Arbeit aus Liebe zu Anderen apfert. Da ist Thieß Thießen, der Alte mit dem goldenen Herzen, der mit Speckseiten und Brodvorrath seinen Heesehof verlassen will, um in Hamburg oder gar Amerika die entflahene Elsbe zu suchen, weil er glaubt, an ihrem Fall Schuld zu sein. Da ist Fiete Krey, der als Junge sa resalut durch eine Backpfeise seinem Vetter den verdrehten Kapf einrückt, der die Märchendinge Wieten Penn's handhaben möchte wie Spaten und Kälberstock, der seine Augen überall hat, besonders überall da, wa es Verdienst und Fortkammen giebt, der nach Jörn's Wort sich selbst mit dem lieben Gott duzt. Da ist Elsbe, deren Blut stärker ist als die Sitte; die Sandbäuerin, die nicht über Gottes Gebote hinweg kann und endlich den Sieg über ihre Leidenschaft davanträgt. Wa ist das Ende? Es kommen noch Viele; Klaus Uhl, seine Frau, Trina Kühl und Gert Dase, die beiden Pastaren und Schneider Rose, der schlaue Weißkapf und der Pferdehändler, der Kriegskamerad und dessen Mutter und noch Etliche mehr! Alle, auch die Nebengestalten sind so klar und fest gezeichnet, daß sie greifbar vor uns stehen, ihrem Aeußern wie ihrer Seele nach. Es ist wie bei einem Meister der alten Halzschneidekunst. Kein Stück, und sei es auch nur eine Seitenleiste zu dem Werk, wird fertig aus der Hand gegeben, ohne daß der Meister mit Bedacht, Sorgfalt und Liebe sein Messer daran gelegt hat. Ich kann mir nicht versagen, als Beispiel ein Stück aus dem 18. Capitel hierher zu setzen. Jörn Uhl kommt im Sonntagsrock vom Steuerzahlen beim Kirchspielschreiber zurück. Als er auf die Hofstelle einbog, sah er auf der weißen Halzbank zwischen den Linden, seitwärts der Hausthür, einen Mann sitzen, wie einen Tagelöhner im Sonntagsrock. Er war wahl sechzig Jahre alt und hatte um das breite Gesicht einen grauen Vallbart, dazu dichtes, graues Haar, das dick um die Stirn lag, und war bei all seiner breiten Gutmüthigkeit ein Löwe in grauer Mähne. Er hatte beide Hände auf den Eichenstock gelegt und war wegemüde. Lena Tarn stand neben ihm mit einem auffallend ernsten Gesicht, zeigte auf Jörn Uhl und sagte: „Da kammt der Bauer.“ Der Alte stand var dem Bauern auf und gab ihm die Hand und setzte sich wieder und fing nach der Gewahnheit der Gegend vam Wetter und vom Felde an. Lena Tarn brachte stillschweigend den Kaffee, setzte sich ihnen gegenüber und fuhr fort, den französischen Soldatenmantel zu flicken, den Jörn Uhl mitgebracht hatte. „Ich kamme wegen einer Sache,“ sagte der Alte. „Meine Frau läßt mir keine Ruhe. Du hast doch bei der dritten Reitenden gestanden, Hauptmann Gleiser. Na, da stand doch auch Gert Dase, der nach seiner Saldatenzeit bei Dir diente? Ist es nicht sa? Na, siehst Du, das ist mein Sohn ... Was nun seine Mutter ist ...“ „Er war Einer der Ersten, der verwundet wurde.“ „Nun läßt Mutter mir keine Ruhe, sie fragt jeden Abend, wo er wohl den Schuß bekammen hat, und wie es dann ist ... ich meine, ob so Einer sich lange quälen muß. Sie meint neun Tage. Es ist ja junges, gesundes Blut und das Sterben wohl sauer genug. Und ob er wohl noch was gesagt hat.“ „Ja ...“ Der Alte war ein Wenig kleiner gewarden und sah mit großen, stillen Augen über seine Hände weg in den Sand. „Wenn Du mir das erzählen willst, wie das in Wahrheit gewesen ist. Man erzählt sich, daß Du zuletzt bei ihm gewesen bist. Dann kann ich ihr nachher sagen, was sie vertragen kann.“ Da erzählte Jörn Uhl bedächtig von Gert Dose's Wunde, Heimweh und Tod und verschwieg nichts. — Der Alte sagte nicht Viel mehr. Er stand bald auf und ging still davan. Bis zum Ende der Allee gab der Bauer ihm das Geleit. Er hat diese Ehre sanst Niemandem angethan, weder varher noch nachher. Lange stand er und sah ihm nach, wie er so steif und schwer dahin ging, einen rechten Tagelöhnergang. Vier Stunden hatte er zu gehen. Ein schwerer Gang und ein schweres Ankommen.“ — Ersteht nicht in diesen vierzig Zeilen eine ganze Seele vor uns, eine Seele und ihr Schicksal? Und dieser Tagelöhner tritt weder vorher noch nachher in dem Roman auf!

Wie sich überwältigend an diesem Beispiel zeigt, steigt Frenssen bis in die Tiefen der Seele und besitzt die seltene Kunst, Seelenzustände mit wenig Strichen, ohne viel Aufwand darzustellen. Man lese auch die einzige Scene, in der der Dichter Jörn Uhl und Lena Tarn zusammenführt nach jener Nacht, in der sie einander angehört haben. Mit scharfem Griffel wird da gezeichnet, Zug um Zug Seele offenbarend.

Nach einer Seite der Frenssen'schen Kunst müssen wir gedenken: seines Humars. Unsere Zeit pflegt Witz und Satyre, ist aber arm an Humar. Der Witz wendet sich an den Geist, der Humor an das Gemüth. Witz und Satyre verwunden, reißen Wunden auf; der Humor verbindet sie. Witz verträgt sich mit Schadenfreude, Humor nicht. Witz gedeiht in der Kälte, Humar will Wärme. Wir haben viel zu viel des Witzes und der Satyre in unserer Zeit. Wohl können sie aus tiefstem Ernst entstehen. Aber das „blutende Herz“ und der Kampf gegen alle Niederträchtigkeiten und Kleinheiten

des Lebens, mit dem man posirt, ist nur zu oft Lüge. Man sucht nach Stoffen ... was, ist ganz gleichgiltig. Da ist nichts zu ernst, nichts zu groß, das nicht irgendwie zur Lächerlichkeit verzerrt werden könnte. Ich denke an Caricaturen von Klinger's letztem Werk, die es als „Beethoven in der Badewanne“ oder gar „Beethoven auf dem Nachtstuhl“ zu bespötteln suchten. Das zeigt, wie weit wir gekommen sind. Es ist schließlich eine Freude am Kleinmachen. Und die macht klein, erst den Einzelnen, dann das Volk. Besten Falls aber liefert der Witz uns Erheiterung und Unterhaltung für eine Stunde. Das soll nicht verachtet werden. Aber des Humors Kraft ist anders. Seine sonnige Wärme, die unser Inneres belebt, bleibt uns treu über die Stunde hinaus, und wir treten den Dingen draußen um uns mit einem anderen Herzen gegenüber. Der Humar wird in uns eine Kraft, was hart und bitter und schwer ist im Leben, leichter zu tragen. Und sa wirkt Frenssen's Humor. Besonders an den Gestalten des Thieß Thießen und des Fiete Krey kammt er zur Geltung. Er durchwebt mit seinen goldenen Fäden das ganze Werk und mildert den düsteren Einschlag von Noth und Sorge. Man merkt nie, daß er gewollt ist. Er erwächst ganz ahne Wortkunst and Geistreichthum aus den Persanen und Situatianen. Köstlich sind die Schulstunde, in der Fiete Krey seinem Vetter den Kopf einreukt, Thieß Thießen's Kahnsahrt, sein Besuch in Meldorf, seine Wirthschaft in Hamburg, das Viehaustreiben im Frühling, Gert Dose's Lügengeschichten.

Nachdem wir sa die einzelnen Hauptseiten des Werkes kennen gelernt haben, ist es wahl nicht überflüssig, zu fragen: Weß Geistes Kind ist nun das Ganze als Ganzes betrachtet; welche Weltanschauung steht hinter ihm? Der Verfasser ist ein Pastor. Ist es ein frommes Buch? Ja und nein. Nein, wenn man glaubt, der dahinter stehende Geist werde bezeichnet durch Farmeln der Kirche. Das Kirchliche kommt im Ganzen schlecht weg. Schärfer ist der Pastor, der nur Handwerker ist, wohl nicht gegeißelt, wie in jenem Breitspurigen, der so laut und salbungsvall den rechten Glauben zu predigen weiß und daneben ein trunkfester und sicherer Kartenspieler ist. Ein anderer Pastor, dessen Sahn in Gefahr gewesen ist, zu entgleisen, spricht im Jörn Uhl ein tiefes Wort: „Die Religian ist ein feines, zartes Ding und rächt sich an dem, der sie als Beruf hat.“ Klingt aus diesem Wort nicht Kampf und bitterste Herzensnoth? Wahrlich, es mag für Einen, der es ernst nimmt, kein schwerer Ding geben, als Seelsorger sein in unserer Zeit, in der die Gemeinden auch ohne Schuld des Predigers sich mehr und mehr von der Kirche lösen und die Consistorien von oben her die Hände binden, das Wart richten und den Geist, der da lebendig macht, tödten. Frenssen hat in diesem Herbst sein Amt niedergelegt. Doch wahl darum, weil er von seiner neuen Arbeit größere Befriedigung erhofft als von seiner früheren. Und so zeigt es sich dann auch: der Geist, der den Jörn Uhl trägt, ist frei von kirchlichen Formen und Dogmen, aber durchdrungen von Religiösem. Es ist hier nicht jene Weisheit, die da glaubt, an dem genug zu haben, was wissenschaftlich zu ergreifen und zu begreifen ist; die, ihres Wissens frah, sich stolz in die Brust wirft: Das bin ich! Es ist vielmehr das tiefe Durchdrungensein von der Unzulänglichkeit menschlicher Kraft, die Ehrfurcht vor dem, das unseren Augen verbargen ist und der Muth zur That. Wie Jörn Uhl am Schlusse sagt zu Heim Heiderieter: „Gieb mir irgend einen guten deutschen Namen nach Deiner Erfindung und sage zuletzt: Obgleich er zwischen Sorgen und Särgen hindurch mußte, er war dennoch ein glücklicher Mann. Darum, weil er demüthig war und Vertrauen hatte. Aber sei nicht zu weise, Heim, wir können es doch nicht rathen.“

Wenn man den Jörn Uhl gelesen hat, dann athmet man auf als im Westwind: „Das war frisch und schön. Es ist, als käme man aus einem Dome und man hätte da nicht schwächliche, frömmelnde Menschen gesehen mit weichen, losen Händen und demüthigen Augen, sondern den Siegfried mit der Heldengestalt, dem mächtigen Gang und den reinen Augen und Frau Kriemhild an seiner Seite.“ Heim Heiderieter, es ist Dir gelungen, was als Wunsch in Deiner Seele lag. Wir danken Dir, daß Du schriebst, was fromm und stark ist, und das Muth hat.

Erziehung zur Architektur.

Von Dr. Heinrich Pudor (Berlin).

Ist die Architektur eine Kunst, eine Wissenschaft oder eine Technik — zu dieser Frage wird man gedrängt, wenn man sieht, wie die Architektur heute nicht in den Kunstakademien, sandern auf den technischen Hochschulen gelehrt wird, ähnlich wie sie in den Zeiten des Barockstyles in den römischen Collegien als Theil der Mathematik gelehrt wurde. Und damit hängt es offenbar zusammen, daß die Baukunst seit den Zeiten der italienischen Spätrenaissance bis in unsere Zeit hinein wesentlich flächenhaft und decorativ sich entwickelt hat, nicht aber raummäßig und plastisch. Semper bezeichnete es als Eigenthümlichkeit des Barockstyles, daß das Rahmenwerk in ihm selbstständig und zum Organismus wird. Und dasselbe meint man, wenn man von der „decorativen Wirkung und dem leeren Prunk“ des Barockstyles spricht. Denn das Decorative hat nichts mit den Momenten des Raumes und der Massen zu thun, sandern mit der Fläche. Es ist selbst nicht ein architektonisches, sondern ein malerisches oder kunstgewerbliches Princip. Die Architektur dagegen ist ihrem eigentlichen Wesen nach die Kunst der Raumgliederung und der Massengliederung. Jede Kunst ist Gelegenheitskunst. Diese Gelegenheit ist bei der Architektur der benöthigte Raum. Um diese Räume zu gewinnen, werden Mauern aufgeführt. Dadurch kommt zu dem Mament des Raumes dasjenige der Masse hinzu. Die Mauern umschließen einen Raum, und der von Mauern umschlossene Raum bildet eine Masse. Bei dem Gebäude liegt mithin der Schwerpunkt des Raumprincipes nach Innen, der des Massenprincipes nach Außen. Die Kunst besteht nun darin, das Massenprincip in Uebereinstimmung mit dem Raumprincip zu entwickeln, und die Massen zu Gliedern entsprechend dem Raum. Dies ist dem Barockstyl an einigen Bauten gelungen, wie z. B. an der Dresdener Frauenkirche und dem Lusthaus im Königlichen Garten in Dresden. Im Uebrigen komme ich hierauf noch zurück. Weiter sind aber nun die Massen gegründet in der Erde, sie haben eine Basis, von der aus sie sich nach oben entwickeln. Infalge des Gesetzes van der Schwerkraft tragen die unteren Massen die aberen, und die untersten haben in Folge dessen am meisten zu tragen. Hieraus wiederum folgt, daß die Basis am kräftigsten entwickelt werden muß, und dem Auge muß diese an der Basis kräftigste Entwickelung sichtbar zum Ausdruck gebracht werden. Die Baukünstler der italienischen Renaissancezeit wählten zu diesem Behuf das Mittel der Rusticirung und Quaderung der Steine des Erdgeschosses. Oder gar wählte man für das Erdgeschoß Cyklapenmauerung. Die Gathik verfuhr auf andere Weise: sie ließ das Gebäude nach oben sich verjüngen, nach unten dagegen breiter und massiger werden. Von diesem Gesichtspunkt aus steht die Gothik, was den Kirchenstyl betrifft, unter allen architektanischen Stylen obenan, ebensa wie die italienische Renaissance (in ihrer guten Periade), was Profanarchitektur betrifft. Das schlagendste Bild aber für dieses Princip bildet die einfache Pyramide, die nach oben bis zur Spitze sich verjüngt und nach der Basis quadratisch verläuft. Die Profangothik dagegen verfiel in den Fehler, daß sie durch decorativen Ausbau der Giebel in vier bis sechs Stockwerke den Schwerpunkt der

Masse aus der Basis in den Dachausbau verschob. Und mehr noch verkehrte der Barockstyl dies Gesetz in sein Gegentheil. Er behandelt die Basis spielend und leicht, baut die Mittelgeschosse kräftiger aus und setzt dem Ganzen zudem noch eine große, an allen Seiten vorspringende Haube auf, so daß diese Bauten ausschauen wie Wesen mit Wasserköpfen, dicken Leibern und dünnen Beinen. Ausnahmen giebt es auch hier wie das Palais Czernin in Prag, im Uebrigen aber könnten unzählige Beispiele für das Gesagte angeführt werden. Ein besonders markantes Beispiel ist die nach 1775 erbaute Königliche Bibliothek in Berlin, bei der die Erdgeschosse ganz einfach gehalten und sogar zurückprofilirt sind gegenüber den oberen Geschossen. Auch die Hauptfassade im zweiten Hof des Königlichen Schlosses zu Berlin, das Haus Wilhelmplatz 9 aus dem Jahre 1775 in Potsdam sind Beispiele der Versündigung gegen das Gesetz der Massengliederung. Beim Königlichen Zwinger in Dresden (1711) sind die Massen fast ganz aufgelöst in Kleinkunst.

Geradezu charakteristisch für den Barockstyl sind ferner die durch sämmtliche Obergeschosse hindurch gehenden, der Fassade vorgesetzten Säulen oder Halbsäulen, die den Leib des Gebäudes massenhaft erscheinen lassen, während die Basis zurücktritt. Diese Säulen und Halbsäulen betonen zudem die Verticale zu stark, ähnlich wie die durchgehenden Pilaster und Lisenen; hierauf komme ich noch zurück. Weiter sind nun die Räume im Inneren des Baues gegliedert und gestockt in Zimmern und Stockwerken, und dieser Gliederung der Räume muß die Gliederung der Mauermasse correspondiren. Darin besteht die Logik der Construction eines Gebäudes. Man darf freilich nicht, wie man es leider gewöhnt ist, Architekturbauten nur nach der linearen Seite betrachten. Und man muß bei der Betrachtung immer daran denken, daß hinter der Mauerfläche Räume liegen. Die Verwendung des Raumes in den verschiedenen Stockwerken soll die Fassade zum Ausdruck bringen, und sie kann das um so eher, als jedes Stockwerk Fenster hat: das Fenster vertritt an der Fassade das Stockwerk. Die Anordnung der über und unter einander befindlichen Fenster wird also zugleich die Raumverwendung im Inneren offenbaren. Dieses Princip des Verhältnisses der Stockwerke, der Raumvertheilung und deren Charakterisirung an der Fassade durch Anordnung und Ausbau der Fenster hat die italienische Palastarchitektur zuerst begriffen; die Barockperiode hat dies Princip niedergetreten, und bis in die allerjüngste Zeit war es uns verloren gegangen. Gerade für den Barockstyl war die Fassade eine Fläche, die geschmückt werden sollte. Dagegen muß die Fassade so gestaltet sein, daß sie den Aufbau des Skelettes des Hauses offenbart, daß sie sich aus diesem Skelettaufbau ergiebt — mit einem Wort, sie muß durchsichtig sein. Sie muß uns künden, wo im Inneren die Knochen liegen, die tragenden und stützenden Glieder. Als Mittel dazu dienen ihr die Gesimse. Letztere sind ursprünglich nicht nur ein schmückendes Glied, ein lineares Princip, sondern ihre eigentliche Bestimmung ist, die Mauerfläche entsprechend den Räumen und Stockwerken zu gliedern. Die italienische Palastarchitektur in ihrer besten Zeit hat es gethan. Aber schon im Palazzo Strozzi in Florenz entsprechen die Gesimse nicht den Dielen und Decken der Stockwerke, und bei dem Palazzo Rucellai ebendort haben wir schon die Flächengliederung durch Pilaster. Und je mehr die Architektur in den Barockstyl überging, desto mehr vernachlässigte man diese Raumgliederung an der Fassade, welche Letztere schließlich zu einer mit dem Inneren des Gebäudes nur rein äußerlich in Beziehung stehenden decorativen Wandfläche wurde. Man läßt die Pilaster durch mehrere Stockwerke hindurchgehen, man bringt die Mauersimse in der Mitte der Stockwerke an, man läßt die Fensterumrahmungen über die Decke hinausgehen — kurz, Innenraum und Außengliederung stehen in keinem organischen Verhältniß mehr: die echt barocke Täuschung und Unwahrheit hat Platz gegriffen. Und in demselben Maße verschwindet mehr und mehr das Massenprincip und aus der Architektur wird Decorationskunst, Steinplastik, Kunsthandwerk, Kleinkunst.

Zugleich dienen die Fenster auch zur Massengliederung. Denn die Fensteröffnung bedeutet eine Unterbrechung der Massen. Die Fenster gliedern die Massen und lösen die Massen mehr oder weniger auf. Da nun die Basis des Gebäudes am meisten zu tragen hat, ist hier am wenigsten Massenauflösung vermöge der Fenster angebracht, und je mehr das Gebäude nach oben geht, desto mehr können sich die Massen in Fenster auflösen. Deßhalb sind für das Erdgeschoß rechtwinkelige Fenster angebracht und für die oberen Geschosse rundbogige (vgl. den Palazzo Quaratesi in Florenz). Die Fenster der Erdgeschosse dürfen mit kräftigen Keilsteinen umrahmt sein, bei denjenigen der Obergeschosse werden die Entlastungsbogen nur leicht angedeutet. Die Fenster des Erdgeschosses dürfen größer und weniger zahlreich sein, diejenigen der oberen Geschosse kleiner und spielender. Zu viele Fenster tödten die Masse und wirken unruhig — dieser in der italienischen Spätrenaissance (z. B. die Procuratienpaläste) und noch heute häufig begangene Fehler ist weit schlimmer als zu wenige Fenster: die edelsten Bauten, wie der Hallwyll'sche Palast in Stockholm, haben nur ganz wenige Fenster.

Dazu kommt, daß sich in der äußeren Gestaltung der Fassade die Stärke der Mauerwand documentiren muß. Eine dünne Holzwand muß anders gegliedert und geschmückt werden als eine Steinwand und eine vier Ziegelbreiten starke Mauerwand anders als eine zwölf Ziegelbreiten starke. Die Mauerwand selbst ist eine Masse. Die Fassade bietet sich dem Auge nicht nur als Fläche, sondern als Masse dar. Je nach der Größe und Aufgabe (Letztere geht die Räume an) dieser Masse muß daher die Fassade gegliedert und geschmückt werden. Die glatte Putzfassade kommt am meisten der Auffassung als einer Fläche entgegen, und weil wir seit der Barockzeit diese Auffassung hatten, bevorzugten wir die Putzfassade. Im Gegensatz zur glatten Putzfassade kommt die aus der Frührenaissance datirende Rusticafassade (Palazzo Ricardi und Palazzo Strozzi in Florenz) der Auffassung der Fassade als einer Masse entgegen: das Auge sieht, wie hier kleinere Massen an einander gesetzt sind, um eine größere Masse zu bilden. Und da der massenmäßige Charakter der Fassade, da wo am meisten getragen wird, also an der Basis, zu allermeist ausgesprochen werden muß, ist die Rusticirung hier am meisten angebracht.

Alle diese Dinge erscheinen uns heute noch fremdartig, weil wir wesentlich nach der flächenhaften und linearen Seite hin geschult sind. Die Kunst der Fläche, die Malerei ist heute die populäre bildende Kunst. Das Kunstgewerbe entwickelte sich einseitig nach der linearen Seite hin. Und in der Architektur wurden seit den Zeiten des Barockstyles die Momente des Raumes und der Masse gegenüber der Fläche und der Linie vernachlässigt. Darin wesentlich liegt das Unorganische und Lügnerische des Barockstyles. Was hinter der Mauerfläche liegt, ist dem Architekten der Barockfassade vollkommen gleichgiltig. Für ihn ist die Fassade ein Brett, auf das er bunte Blumen malt und Stuckverzierungen anbringt. Er läßt Säulen und Pilaster an der Fassade durch mehrere Stockwerke durchgehen, weil für ihn die Fassade nur eine angeklebte Steintafel ist, nicht aber ein Mittel zum Ausdruck der Gliederung von Räumen und von Massen.

In diesen beiden Momenten aber gerade der Raumgliederung und der Massengliederung liegt der Angelpunkt der Architektur als einer Kunst. Die Künste zerfallen in Künste des Gehörsinnes und des Gesichtssinnes. Diejenigen des Gesichtssinnes gliedern sich in Raumkünste und Flächenkünste. Die Raumkünste sind Architektur und Plastik. Die Materie im Raum ist die Masse. Die Masse gestaltet nach dem menschlichen Körper und der organischen Natur ist die Plastik. Die Masse gestaltet nach dem Gebirge, der unorga-

nischen Natur, ist die Baukunst. Durch die absichtsvolle, gesetzmäßige Gliederung unterscheidet sich der Kunstbau vom Gebirge. Architektur heißt Massengliederung im Raum.

*

Eine der schwierigsten architektonischen Fragen ist die, wie die Begrenzungspunkte hervorzuheben sind. Für die Gothik freilich war diese Frage leicht zu lösen, denn bei der gothischen Kirche war die natürliche Betonung der Ecken in den Pfeilern gegeben. Die Renaissance dagegen hat sich oft vergeblich bemüht, einen passenden Abschluß der Gebäude an den Flanken sowohl wie am Dache zu finden, und bis zum heutigen Tage kommen die Architekten bei der Frage der Betonung der Ecken in Verlegenheit. Als besonders charakteristisches Beispiel sei aus der Zeit der italienischen Renaissance der Palazzo Pitti in Florenz, aus unserer Zeit der Palais d'hiver in Petersburg genannt. Die natürliche Betonung der Ecken zum Zwecke einer Zusammenfassung des ganzen Gebäudes der Breite nach besteht darin, die Rustica-Mauerung anzuwenden. Denn in den Ecken, in denen zwei Mauern zusammenstoßen und sich verbinden, also gleichsam verdoppeln, erscheint eine Verstärkung der Mauerung organisch. Aus demselben Grunde ist es sehr angebracht, nahe den Ecken die Fenster fortzulassen, damit das Auge nachfühlen kann, daß hier das Gebäude und mithin auch der innere Raum gleichsam zu Ende geht. Und in der That ist die Wirkung in diesem Falle, in dem man die Durchbrechung der Mauer durch Fenster nach den Ecken zu nicht eintreten läßt, sehr günstig. — Bei der Rusticirung der Ecken ist die Gefahr zu vermeiden, die Gliederung nach Stockwerken zu ignoriren. Letzteres thut man da, wo man die Rusticirung durch die Stockwerkgesimse nicht unterbrechen läßt. Immerhin ist dieser Fehler hier an den Ecken, wo der Raum durch Masse ersetzt wird, nicht so schlimm als im Mittelfeld der Façade. Dagegen ist durchaus zu verurtheilen, an die Ecken Säulen oder Pilaster zu setzen, die durch mehrere Stockwerke gehen, in welchem Falle wir es wieder mit dem genugsam gekennzeichneten barocken Princip zu thun hätten.

Die deutsche Renaissance liebt es, die Gebäude-Ecken durch Erker zu betonen. Und in der That werden hierdurch die beiden sich rechtwinkelig schneidenden Mauern verbunden, und das Auge fühlt die Ecke nicht als Ende. Zugleich aber wird hierdurch die Ecke zu stark belastet, und die Basis, die gerade an der Ecke kräftig behandelt sein muß, kommt zu kurz weg. Man sehe sich daraufhin ein Gebäude wie das katholische Casino (katholischer Barockstyl) in Innsbruck an. Etwas Aehnliches ist es, wenn man, wie an der Schönborncapelle in Würzburg, die Ecken segmentartig abrundet. In Stockholm ist kürzlich ein Gebäude errichtet, an dem statt der Eckkante eine Eckfläche, d. h. statt einer Kante zwei Kanten gebildet sind.

Der Barockstyl liebt es, eine Gliederung der Façade der Breite nach dadurch herbeizuführen, daß er den Portalbau und die beiden Flanken zu besonderen Risaliten ausbaut. An manchen Stellen finden wir nur den Portalbau, meistens mit Säulen oder Pilastern über dem Erdgeschoß, darüber Giebelbauten. Ein Mittelpunkt ist in diesem Falle für das Auge gegeben, aber ein Zusammenschluß des Ganzen von den Ecken aus ist nicht erreicht. Dem kommt man näher, wenn man, wie z. B. beim Dalberg'schen Hof in Mainz, außer dem Mittelrisalit noch Seitenrisalite construirt, und dieselben wohl gar, wie bei dem Schloß zu Münster i. W. oder bei dem Lusthaus im Königlichen Großen Garten zu Dresden, als Flügelbauten, rechtwinkelig zu dem Mittelblock des Gebäudes, ausbaut (vgl. in Berlin die Universität und das neue Landtagsgebäude). Dieses Princip hat der Barockstyl in dankenswerther Weise in die Architektur eingeführt.*)

Leider nur finden wir da, wo es angewendet wird, fast immer auch die durchgehenden Pilaster oder Säulenstellungen.

Schwieriger noch als die Zusammenfassung des Gebäudes der Breite nach ist diejenige der Höhe nach. Ueber die Nothwendigkeit der Betonung der Basis haben wir schon oben gesprochen. Daraus folgte zugleich die Nothwendigkeit einer Entlastung nach oben zu. Das Gebäude muß sich gewissermaßen von unten nach oben verjüngen; es muß räumlich dasselbe darstellen, was die Säule und deren Naturvorbild, der Baum, plastisch darstellt. Und entsprechend der Krone des Baumes, muß auch das Gebäude am Dache eine Bekrönung zeigen, die aber nicht schwer und massig sein darf, sondern durchbrochen sein muß. Am vollkommensten ist diesem Gesetz Genüge gethan im gothischen Dome, bei dem sich nach oben zu der Stein selbst als Masse aufzulösen scheint und zur Verzierung wird. Die kirchliche Barock-Architektur dagegen hat meistens den Kuppelbau in zu schweren Formen gebaut; selbst von der ausgezeichneten Dresdener Frauenkirche gilt dies. Im Allgemeinen kannte aber die kirchliche Baukunst vermöge des nach oben sich verjüngenden Thurmes dem angeregten Gesetz leicht Genüge thun. Schwieriger war dies in der Profanarchitektur. Der gothische Styl versuchte hier die Bekrönung vermöge des Giebels zu bewerkstelligen. Zugleich behandelte er aber den Giebel rein decorativ und verlegte zudem den ganzen Schwerpunkt des Gebäudes in den Giebel, den er in so und so viel Stockwerken oder Staffeln sich erheben ließ. Ich habe dies im Grunde genommen barocke Princip schon früher gekennzeichnet. Der Renaissancestyl in seinen frühesten Werken bedient sich zur Krönung der Zinnen und der Burgwehr, wohl auch der Halbthürme — der Renaissancepalast entwickelte sich bekanntlich aus dem Burgstyl. Damit wurde indessen wiederum die Bekrönung zu massig, zu schwer, zu wenig dem durchbrochenen Laubdach der Baumkrone ähnelnd (vgl. Palazzo Vecchio in Florenz). Als dann später die Burgwehr fortfiel, trat das Kranzgesims an die Stelle. Diese der besten Zeit der italienischen Renaissance angehörenden Paläste haben die Bekrönung in der That in der bisher vollkommensten Weise bewirkt. Späterhin wurde die Bekrönung noch mehr entwickelt vermöge der Attica, auf die dann womöglich noch Figuren zu stehen kamen. Wir finden sie sowohl in der kirchlichen (z. B. katholische Hofkirche in Dresden), wie in der profanen Baukunst (z. B. Fürstenhaus in der Kurstraße in Berlin und das Mittelrisalit des Palais Kinsky zu Wien). Und leicht genug wirkt diese Attica in der That; dagegen ist sie um dessentwillen verwerfenswerth, als sie über die wirkliche Bedachung, d. h. über das Dach selbst, hinwegtäuscht und cachirt. Aehnliches gilt übrigens auch vom gothischen Staffelgiebel. Vielmehr muß das allererste Erforderniß das sein, das Dach selbst, welches constructiv die Bekrönung bildet, auch decorativ zur Krönung zu machen, das Dach also nicht zu cachiren, sondern hervortreten zu lassen. Der deutsche Renaissancestyl ist dem sehr nahe gekommen. Der Barockstyl dagegen ignorirt das Dach und ist bestrebt, es dem Auge zu verbergen — daher eben die Attica, der Dreiecksgiebel und der Segmentgiebel. Hin und wieder freilich (z. B. Louvre in Paris, Belvedère in Wien, Japanisches Palais in Dresden) hat der Barock- und Rococostyl die Kuppelbedachung auch in der Profan-Architektur angewendet, theilweise mit glücklichem Erfolg.

Wir haben gesehen, daß ein Gebäude als organisirte Masse drei Arten der Raumgliederung aufweisen muß, in die Tiefe des Gebäudes, also gewissermaßen in den inneren Raum hinein (Raumgliederung in engerem Sinne), in die Höhe (Verticalgliederung) und in die Breite (Horizontalgliederung). Auf diesen drei Gesetzen beruht die Architektur als Kunst. Das Gemeinsame dieser drei Gesetze ist das Organische, und der Ausgangspunkt ist stets das Gesetz von der Schwerkraft. Das Gebäude drückt vermöge des Gesetzes der Schwerkraft

*) Näheres hierüber siehe in dem Buche des Verfassers „Laokoon", kunsttheoretische Essays. Hermann Seemann Nachfolger. Leipzig 1901.

nach unten; deßhalb muß die Basis betont sein. Das Oberste trägt nicht, sondern wird getragen; deshalb darf es leicht und gefällig behandelt werden. Und dieses selbe Gesetz muß ebenso bei der Verwendung der Schmuckglieder beobachtet werden. Die Consale gehört dahin, wo ein vorspringendes Mauerstück getragen werden muß; eine Consale darf mithin nicht Bekrönung sein. Die Bekrönung wird getragen und darf mithin nicht als Consale verwendet werden. Und je schwerer das zu tragende Stück ist, desto schwerer muß die Consale sein. Diejenigen Punkte aber, in denen sich das Gewicht sammelt, müssen betont werden. Kein Stück darf wie angeklebt erscheinen; es muß entweder „innen sitzen“ oder getragen werden. Wo nichts zu stützen ist, ist die Consale nicht angebracht. Wo nichts zu bekrönen ist, ist das Bekrönungsglied nicht am Platze. Alle diese einfachen, logischen und organischen Gesetze sind vom Barockstyl übergangen worden aus dem Grunde, weil es ihm immer nur darum zu thun war, zu decoriren und die Mauer als Coulisse zu behandeln. Er verwendet Bekrönungs- und Bedachungsglieder, nämlich Giebel, als Schmuckglieder und bringt sie da an, wo nichts zu bedachen ist. Der Giebel ist für den Barockstyl kein constructives, sondern ein decoratives Glied. Deshalb scheut er sich nicht, ihn zu spalten, während es seine Bestimmung ist, zu verbinden. Am unteren Geschoß des Südpavillons des Zwingers in Dresden hat der Architekt sogar die auseinandergerissenen Giebelhälften mit den Spitzen aneinandergesetzt. Die Cartouche dazwischen nimmt sich denn auch ganz schön aus, aber die offenen Giebelsetzen wirken, sobald man sie überhaupt sieht, fürchterlich. Dies ist nur ein Beispiel. Derartige Versündigungen gegen die einfachsten logischen und organischen Gesetze haben sich der Barockstyl und Rococostyl massenhaft zu Schulden kommen lassen. Aus Wahnsinn machen sie Methode, möchte man auch hier sagen. Am Lusthaus im Königlichen Großen Garten zu Dresden hat der Architekt paarweise gesetzte Consolen auf den Kopf gestellt, um sie als Bekrönungsglieder des Gebälkes zu verwenden. Hierin aber liegt wenigstens Methode. Das Gewöhnliche aber ist, daß die Consolen in der natürlichen Stellung als Bekrönungsglieder verwandt werden, nämlich am Schlußstein der Entlastungsbogen der Fenster.

In ähnlich unorganischer Weise behandelt der Barockstyl die Säulen. Er rusticirt sie und macht damit den Fluß der Linie, die Verjüngung von unten nach oben illusorisch. Er hat das Gefühl dafür verloren, daß die Säule dem Baume nachgebildet ist. Ebenso wenig macht er sich ein Gewissen daraus, den Fluß der Linie des Kreisbogens zu unterbrechen: er setzt auf den Schlußstein der Fensterumrahmungen Cartouchen oder Masken, wie am Schloß Friedrichskron in Potsdam. Tragen und getragen werden, stützen und krönen, belasten und entlasten — alle diese Dinge existiren für den Barockstyl nur, um sie zu ignoriren. Und eben deßhalb, weil der Barockstyl allen statischen Gesetzen in's Gesicht schlägt, müssen wir ihn überwinden. Es ist nicht eine Geschmacksfrage. Es ist eine principielle Frage. Und leider ist er den Architekten so in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie die Versündigungen gegen die statischen Gesetze sich auch da zu Schulden kommen lassen, wo sie nicht im Barockstyl bauen. Helfen kann hier nur die Abwendung von der historischen Schablone und die Rückkehr zum architektonischen Empfinden. Wir müssen wieder „bauen“ lernen, aufbauen aus dem Raum heraus und in den Raum hinein, Massen gliedern, organisiren, beleben. Wir müssen unser Auge schulen, daß es wieder empfinden lernt, was sich naturgemäß und was sich naturwidrig aufbaut. Die Natur muß auch hier das Vorbild sein, die Natur als Baumeisterin und als Bildnerin. Dem Gesetz der Schwerkraft läßt sich nicht trotzen.

Feuilleton.

Kallipedol.

Von Max Hoffmann.

„Nun, wie geht's Ihnen?“ fragte Commissionsrath Rüstig den Schriftsteller August Schulze, den er im Foyer des Deutschen Theaters traf.

„Danke, schlecht!“ erwiderte der Angeredete mit trübseliger Miene.

„Schlecht? Das versteh' ich nicht. Die Schriftstellerei ernährt doch immer noch ihren Mann. Sehen Sie mal, dieser Maeterlinck mit seiner „Monna Vanna“, die wir heut zu bewundern Gelegenheit haben“ —

„Maeterlinck! Ich bitte Sie, Herr Commissionsrath! Der ist ja Millionär! Da ist es leicht, begeisterte Anhänger zu finden und sich einen Kreis von Bewunderern zu bilden, die den Ruhm des theuren Meisters in alle Welt hinausposaunen. Aber ein armer Schlucker wie ich!“

„Und doch sehe ich fortwährend irgend einen Beitrag von Ihnen in Zeitungen und Zeitschriften!“

„Lauter kleine Sachen, Herr Rath! Das bringt spottwenig ein. Mein Geldbeutel bleibt leer, und mein Magen knurrt immer bedenklicher.“

Der behäbige Großkaufmann blickte den Sprecher von der Seite an. Ja, der schien Recht zu haben. Er sah leidend aus, von den Nasenflügeln nach den Mundwinkeln zogen sich zwei Mißmuthsfalten, und seine schwarzen Augen schauten forschend, als suchten sie beständig nach dem mangelnden Erfolg. Aber dieser Mann machte doch einen ganz intelligenten, ja geistvollen Eindruck! Und Talent hatte er, das stand fest. Irgendwo mußte also der Grund sein, wenn es mit seinem Vorwärtskommen haperte.

„Haben Sie es denn noch nicht mit größeren Arbeiten versucht?“ fragte er.

„Gewiß, Herr Rath! Aber keine einzige hab' ich untergebracht.“

„Dramen?“

„Ja.“

„Na, damit ist's allerdings eine schwierige Sache. Versuchen Sie's doch einmal mit Romanen!“

„O, zehn hab' ich in drei Jahren geschrieben, und nachdem sie beständig umhergewandert und immer als treue Krebse wiedergekommen sind, liegen sie nun eingesargt im Schreibtisch.“

„Gute Sachen?“

„Nach meiner Meinung, ja!“

„Aha! Kann's mir denken: Sogenannte feine Poesie, große literarische Bedeutung u. s. w. Himmel, was das alles für Menschen sind! Und dann will er diese Waare auch noch selber vertreiben! Ich sage Ihnen, auf diese Weise können Sie bis zum jüngsten Tage auf Ruhm und Geld warten. Vor allen Dingen schreiben Sie erst etwas recht Spannendes, Kräftiges, mit Handlung und derbem Stoff. Auf Charakterschilderung, Psychologie und dergleichen Hirngespinnste ehrgeiziger Literaten kommt's ja gar nicht an. Natürlich muß es ganz stubenrein sein. Oder haben Sie so etwas im Kasten liegen?“

„Jawohl. Ein Roman, der Ihren Anforderungen entspricht, ist dabei.“

„Wie heißt er?“

„Ralph Ronald. Ein junger Mann, der zur See gegangen ist“ —

„Ist ja gar kein Titel!“ rief der Commissionsrath ärgerlich. „Nein, was das alles für unpraktische Menschen sind! Unglaublich! Also, hören Sie, Sie nennen ihn „Hip hip, hurrah!“ Verstanden? „Hip hip, hurrah!“ Moderner Marine-Roman von Agoston B. Skuller. Und dann schicken Sie ihn zum Vertriebe nach Ritzebüttel an Franziskus Packan, G. m. b. H.“

„Was? An den Verfertiger des Kallipedol, des Hühneraugenmittels, das in allen Blättern der Welt mit riesenhafter Reclame angepriesen wird?“

„Freilich, Sie Kindskopf! Das ist ja eben die Sache. Denken Sie, der Mann wird sich nur mit Vertrieb von Romanen befassen? So beschränkt ist er nicht. Nein, ich sage Ihnen, das ist ein bedeutender, ein genialer Mensch, der ein ganz neues System erfunden hat. Aber ich höre das Klingelzeichen, wir müssen zurück, um zu sehen, wie sich diese Geschichte mit der Stadtübergabe weiter entwickelt. Vergessen Sie nur nicht, was ich Ihnen gesagt habe, und schreiben Sie an den Mann! Er hilft Ihnen sicher auf die Beine. Und fordern Sie nicht etwa zu wenig!“ . . .

Am nächsten Tage schickte August Schulze an Franziskus Packan, G. m. b. H., Ritzebüttel, genau nach Angabe des Commissionsraths einen von seinen Romanen, der nach seiner Meinung der schlechteste war, und forderte für Totalcession tausend Mark Honorar. Nach zwei Tagen war er bereits im Besitz des Geldes und zugleich eines schmeichelhaften Briefes, durch den er aufgefordert wurde, mehr solche gangbare Waare zu senden. Es wäre immer gute Verwendung dafür.

August Schulze saß, nachdem er dem Geldbriefträger für seine amtliche Bemühung eine Mark Entschädigung überreicht hatte, eine Weile vor Staunen wie versteinert. Es gab fast kein Blatt, bei dem er nicht im Laufe der Jahre vergeblich angefragt hatte, und dieser Mann zahlte ihm sofort ohne Bedenken die nach seiner Meinung ganz exorbitante

Summe. Aber noch mehr gerieth er in Verwunderung, als er seinen Roman in kurzer Zeit in vielen jener Zeitschriften, die ihm sein Werk mit dem Ausdrucke des Bedauerns als nicht verwendbar zurückgeschickt hatten, abgedruckt sah. Er zerbrach sich den Kopf darüber, wie das zuging, aber er kam nicht auf die Lösung des Räthsels. Warum wurde der Roman jetzt sofort angenommen? Hatte er doch stets auch bescheidentlich versichert, daß er sich mit jedem Honorarsatze zufrieden erkläre! — Mitten in diesen Grübeleien überraschte ihn ein neuer Brief von Packan. Er forderte ihn auf, ihm binnen vier Wochen einen spannenden Criminalroman zu liefern, da er einen solchen sehr nöthig brauche. Das Honorar würde wieder dasselbe wie beim ersten Mal sein. Schulze überlegte nicht lange. Er fand es ganz angenehm, gut zu essen und zu trinken, anständig gekleidet zu gehen und eine salonfähige Cigarre zu rauchen. Schon vor der festgesetzten Frist konnte er mit der bestellten Arbeit aufwarten, und es war wie beim ersten Mal, das Geld traf prompt nach zwei Tagen ein.

Schulzes Stimmung wurde jetzt geradezu protzenhaft. Er ging nur noch in Lackstiefeln, ließ sich täglich rasiren, feilte sich die Fingernägel spitz, gewöhnte sich ein Lieblingsparfum an und trug eine Bülowcravatte. In dieser Verfassung traf ihn eines Abends der Commissionsrath in einem Café. Der alte joviale Herr lachte über's ganze Gesicht, als er die vortheilhafte Veränderung gewahrte, die mit seinem Protégé vor sich gegangen war.

„Haha! Ich merke schon, wie's jetzt mit Ihnen steht. Freut mich selbstverständlich. Da sieht man wieder, was für eine Rolle der Zufall in der Welt spielt. Hätten wir uns nicht im Foyer getroffen, so hätte ich Ihnen nicht den guten Rath geben können, und Sie wären immer noch weit entfernt vom grünen Zweig. Aber hab' ich's Ihnen nicht gesagt? Ist er ein genialer Mensch oder nicht?"

„Sie haben Recht, Herr Rath. Und wenn's so weiter geht, kann ich von jetzt ab ein gutes Leben führen."

„Was giebt er Ihnen pro Roman?"

„Tausend Emm."

„Hm! Da macht er ein brillantes Geschäft."

Der Schriftsteller sah den Commissionsrath verblüfft an. „Wieso?" fragte er und riß seine Augen groß auf.

„Haha!" lachte der Rath. „Das ist ja eben der Fehler, ihr seid alle keine Geschäftsleute. Nur die von euch, die es sind, bringen es zu etwas. Die anderen müssen einen Geschäftsführer haben, und da ist Packan der rechte Mann, das will ich meinen!"

„Aber wie gelingt es ihm denn nur, die Arbeiten so schnell unterzubringen? Das ist mir immer noch unerklärlich."

„Weil Sie unschuldig wie ein Waisenknabe sind. Aber damit Sie wenigstens ein bißchen klüger werden, will ich's Ihnen erklären. Also passen Sie auf: Packan's Hauptgeschäft ist sein Kallipedol, das Hühneraugenmittel. Das geht natürlich nur durch die kolossale Reclame, die er dafür macht. Die würde aber auch ein kolossales Geld kosten. Da ist er nun auf eine phänomenale Idee verfallen. Er giebt die gekauften Romane an die Zeitungen ab und läßt sich dafür nur einen Raum zur Reclame bis zur Viertellänge des Romans — je nach der Zeitung — anweisen. Er hat einen Geschäftsreisenden, der eigens auf diesen Trick reist. So ist einer ganzen Reihe von Leuten geholfen: Die Schriftsteller werden ihre Romane gegen hübsches Honorar los, die Zeitungen bekommen Feuilleton-Material, die Zeitungsleser gute Lektüre, Packan hat seine Reclame" —

„Und die Fußleidenden verlieren ihre Hühneraugen," fiel Schulze verständnißinnig ein.

„Wahrscheinlich!" versetzte Commissionsrath Rästig vorsichtig. „Aber nun sagen Sie offen, ist der Mann ein Genie oder ist er's nicht?"

„Gewiß! Gewiß!" orakelte August Schulze und schaute stumpfsinnig auf die runde Marmorplatte des kleinen Tisches. Dann winkte er den Piccolo herbei und bestellte sich noch einen Schlummerpunsch.

Aus der Hauptstadt.

Politisches Tagebuch.

Der Fehlbetrag, den der Staatshaushalt diesmal aufweist und der sich trotz aller Bemühungen unserer Halbamtlichen nicht zu einer bloß achtzifferigen Zahl verkleinern läßt, soll auf dem keineswegs mehr ungewöhnlichen Wege des Reichspumpes gedeckt werden. Eine solide Finanzwirthschaft würde freilich des Grundsatzes eingedenk sein, daß laufende Ausgaben unbedingt aus laufenden Einnahmen bestritten werden müssen und Anleihen nur dann erlaubt sind, wenn es sich um productive Neueinrichtungen handelt. Das Deficit dürfte also eigentlich nur durch Erhöhung der Matrikularumlagen beseitigt werden.

Wir leben jedoch im neuen Deutschland, das seit 1888 die Summe seiner Staatsschulden vervielfacht, von 674 237,5 Mill. auf 2 395 650 Mill. erhöht hat. Wir leben außerdem in einer Zeit der Gährung und Unzufriedenheit, die man durch höhere Umlagen und neue Steuern nicht gerade beseitigt. Unsere Staatsmänner thun deßhalb recht daran, wenn sie die Empfindungen des Staatsbürgers von heute schonen und lieber auf den Bankerott des kommenden losarbeiten, der sie nicht mehr zur Verantwortung ziehen kann. Wäre es unter diesen Umständen aber nicht empfehlenswerth, zur Besänftigung und Versöhnung der Nörgler überhaupt alle Steuern abzuschaffen, also Eugen Richter's ideales Zeitalter heraufzuführen und sämmtliche Ausgaben ohne Unterschied durch Anleihen aufzubringen? Auf dem Wege dahin sind wir ja ohnedies, und gehupft ist auch hierbei wie gesprungen.

*

Die Zulassungsstelle der Berliner Börse hatte die Zulassung der privilegirten Dortmunder D-Actien zum Börsenhandel untersagt. Da legte sich die Gründerin und Beschützerin der Dortmunder Union, die Disconto-Commandit-Gesellschaft, in's Mittel, worauf das Aeltesten-Collegium der Zulassungsstelle auftrug, den Antrag von Neuem zu berathen. Obwohl nun diese famose Zulassungsstelle es entschieden ablehnte, in eine neue Berathung des Prospectes einzutreten, da in der an die Aeltesten gerichteten Beschwerde neue Momente nicht enthalten wären, beschloß sie doch, die Notirung zuzulassen, mit dem ausdrücklichen Vermerk „auf Anordnung des Aeltesten-Collegiums". So ist ein schlechtes und verdächtiges Spielpapier, das dem Privatcapital schon Millionen gekostet hat, auf obrigkeitlichen Befehl zu neuem Glanze gelangt. Gleichzeitig ist aber damit auch der Kampf um die Existenzberechtigung des Berliner Aeltesten-Collegiums beendet. Seine Gegner besitzen jetzt durchschlagendes Material wider diese Körperschaft, die sich als gemeingefährlicher Schädling entpuppt und gar nicht schnell genug beseitigt werden kann. Es ist vor Allem nöthig, daß man diesen Leuten unverzüglich die Aufsicht über die Börse abnimmt und sie lieber von vornherein der Direction der Disconto-Commandit-Gesellschaft überträgt.

*

Die Directrice eines Berliner Geschäfts forderte nach § 133 e der Gewerbe-Ordnung vom Principal die Fortzahlung ihres Gehaltes während einer von ihrem Arzt bescheinigten Krankheit. Der Principal verlangte, sie solle sich erst von *seinem* Arzt untersuchen lassen. Das lehnte die Directrice ab, und der Principal weigerte sich deßhalb, zu zahlen. Gewerbegericht und Landgericht wiesen die von der Directrice angestrengte Klage ab, weil der Principal zu seinem Verlangen berechtigt gewesen wäre und die Klägerin, da sie sich nicht fügte, wegen unberechtigter Insubordination entlassen durfte. In dem gewerbegerichtlichen Urtheil findet sich folgender Satz:

> „Wenn Klägerin erklärt, daß man es ihr, als einem weiblichen Wesen, überhaupt nicht zumuthen könne, sich von einem fremden Arzte untersuchen zu lassen, so liegt hierin eine *hochgradige Prüderie*, welche der Klägerin *ihrer ganzen Stellung* nach nicht zukommt."

Die gediegene Bildung, welche jedem Gewerbegericht innewohnt, bewirkt es, daß sich in seinem Urtheile viele Fremdwörter finden. Immerhin hätte es diesmal für „hochgradige Prüderie" ruhig „weibliche Schamhaftigkeit" setzen können — denn die Weigerung einer anständigen Dame, sich ohne rechte Ursache von einem fremden Arzte untersuchen zu lassen, wird kein Verständiger als das bezeichnen wollen, was der gemeine Sprachgeist unter Prüderie versteht: als heuchlerische Schamhaftthuerei nämlich. Daß das Gewerbegericht die Prüderie oder was es so nennt, nach Stellung und Classen eintheilt, einer Banquiersfrau also mehr Recht auf Schamgefühl zugesteht als einem Ladenmädchen, und der Lady Milford mehr als der Luise Millerin, dieser feine Unterschied macht zwar dem guten Herzen des Gerichtes alle Ehre, besteht aber in Wahrheit nicht. Das Schamgefühl der Frau richtet sich nicht nach den Sätzen der Einkommensteuer, sondern ausschließlich nach Empfindungen, denen allerdings weder juristisch noch verwaltungstechnisch beizukommen ist.

*

Die Studirenden der neuen Berliner Kunstakademie haben folgendes Telegramm an den Kaiser gesandt:

> „Ew. Majestät, dem allergnädigsten und erhabenen Beschützer wahrer deutscher Kunst, dem erlauchten Förderer alles Edlen, Schönen, wagt die heute aus Anlaß des Neuerstehens einer ihrer hehrsten Pflegestätten versammelte akademische Jugend der Reichs-Hauptstadt die Gefühle unwandelbarer Treue und Dankbarkeit an den Stufen Ew. Majestät ruhmreichen Fürstenthrones niederzulegen. Geruhen Ew. Majestät *beglückende Huld* die Annahme dieser unserer *überströmenden* Gesinnungen unter gleichzeitigem Ueberzeugt*sein*, daß wir Jünger im Dienste *herrlichster Musen* nie aufhören werden, uns rastlos zu bestreben, dem Vaterland und seiner Nation die *Blüte* der Cultur erringen zu helfen, *für die* Ew. Majestät als Mehrer des Friedens weitschauend *die Wege geebnet* haben."

Genügender Unterricht im Deutschen bringt Vortheil für's ganze Leben. Es ist deßhalb bedauerlich, daß dem Besuche einer Kunstakademie nicht der einer Gemeindeschule vorangehen muß. Dem Kaiser wäre es dann erspart geblieben, so fürchterliches und verworrenes Deutsch lesen zu müssen, während die jungen Leute für ihre überströmenden Gesinnungen vielleicht einen minder byzantinischen und mehr deutschen Ausdruck gefunden hätten.

*

In einer Versammlung von Berliner Bürgern wurde mitgetheilt, daß man versuchen wolle, den Kaiser für die Idee eines Central-Fern-Bahnhofes in Moabit zu gewinnen. Es wäre bereits ein umfangreiches Gelände an der Straße Alt-Moabit in Vorschlag gebracht worden. Die Ausführung des Planes würde auch die Möglichkeit eines großartigen Empfanges fremder Fürstlichkeiten durch Aufstellung einer Ehrencompagnie auf dem Bahnhof u.s.w. bieten. — Ich schlage vor, den neuen Berliner Central-Bahnhof in Potsdam bauen zu lassen. Potsdam ist von vorherein die Stadt der Ehrencompagnie und des militärischen Milieus; sie eignet sich zu großartigen Empfängen fremder Fürstlichkeiten viel besser als das räumlich beschränkte, stark verräucherte Berlin. Eine Verbindung Potsdams mit seinem Berliner Vororte ist ja schon jetzt hergestellt und nicht wesentlich zeitraubender als die Fahrt von Moabit nach der Berliner Innenstadt.

Prinz Vogelfrei.

Dramatische Aufführungen.

König Laurin. Tragödie in fünf Aufzügen von Ernst v. Wildenbruch (Kgl. Schauspielhaus). — Der Kreuzwegstürmer. Volksschauspiel in drei Akten von Josef Werkmann (Berliner Theater).

Wildenbruch's König Laurin hat den begeisterten Beifall der Gallerie gefunden. Jubelstürme umtobten den Verfasser nach jedem Akte, und bei der zweiten Aufführung mischte sich nicht einmal schüchterner Widerspruch in den Orkan. Seltsam — diesem Manne gegenüber bedauerte man es, nicht gleichfalls fanatisch jauchzen und in die Hände klatschen zu können. So gern gönnt man ihm den Erfolg, und so beflissen sucht man nach Gründen, die das schwache Stück vertheidigen könnten. Denn dieser Mann ist ein Ehrlicher. Wenn er schafft, gedenkt er nicht unablässig sehnsuchtsvoll des Andranges auf die Theaterkasse. Er rechnet sich nicht aus, wie der Pöbel mit Pöbelmitteln am besten zu kitzeln und zu entfachen ist, und sein Poetenherz entwürdigt die Kunst niemals zum ordinären Handelsgeschäft. Darum lieben wir den Mann Wildenbruch und bedauern es, wenn dem Dichter ein kühner Wurf nicht gelingen will.

König Laurin zeigt alle Vorzüge, aber auch alle Schwächen der Wildenbruch'schen Muse. Die Schwächen leider in besonders verstärktem Maße. Es ist ein Gewirr von Ereignissen, durch die kein Weg zum Ziele führt; ein Tohuwabohu wild flackernder Scenen, deren Feuer nicht wärmt. Welche prachtvolle Wortfolgen überstürzen sich doch in diesem Drama; wie rast die Leidenschaft darin, welch' starkes Temperament sucht die Handlung machtvoll zu gipfeln! Und doch bleibt die Tragödie ein farbiges Nichts-als-Theaterstück. Ja, sie glänzt von dichterischen Schönheiten, wie feurige Jugend sie schafft und liebt; der Odem des geborenen Dramatikers durchweht das Werk ... weßhalb kommen wir trotz Allem nicht in ein freundlich-vertrautes Verhältniß zu ihm? Weil Wildenbruch sich immer wieder von seiner Liebe zu bewegtem Pomp und Bühnenlärm hinreißen läßt und über der Lust an lärmenden Wirkungen voll Prunk und Pracht den Sinn für das Feine, Stille, Menschliche verliert. Merkwürdig, dieser Dramatiker altert nicht. Das ist ein Compliment, gewiß: aber gerade bei ihm wünschte man sich, daß er einige Eigenschaften des Alters annähme. Die kühlere Ueberlegung, den reiferen, abgeklärten Geschmack, die Erkenntniß, daß mit Brausen und Schäumen nicht Alles gethan ist. Wildenbruch zeigt in seinen Erzählungen und Novellen oft genug, daß er die Seele kennt, und wunderbar zart sind oft genug die Bilder, die er dann malt. Sobald er aber auf die Bretter tritt, vergißt er dies sein Können. Selbst von tiefer, innerer Schönheit erfüllte Scenen sehen dann bengalisch beleuchtet und übermäßig aufgedonnert aus.

Nothwendig ergiebt sich Alles das aus der phantastisch-unmöglichen Handlung. Amalasunta, Dietrich von Bern's Tochter, sehnt sich von ihren Gothen fort, die sie nach dem Tode des großen Königs zur Heirath mit einem der Ihrigen zwingen wollen, damit ein Mann, nicht ein Weib über Ravenna herrsche. Nach Justinian's Besitz, der in Byzanz thront, sehnt sich ihr Herz und ihre Einbildungskraft. Mit ihm zusammen die Welt zu regieren, mit ihm fürstliche Zwiesprache pflegen und auf das Gewimmel zu ihren Füßen herabsehen zu können, sie beide Aare auf hoher Felsklippe, wohin nie ein Knecht gelangt — das ist ihr Traum. Ganz besessen von dem Königsgedanken, stößt sie den geliebten Blonden von sich, Amalrich, den jungen Recken, der der Fürstin in ihr so viel zu bieten vermöchte wie dem Weibe. Sie trägt vielmehr ihr ganzes Reich und sich selbst dem Justinian an, dem tückischen Verderber, dem schwarzen Zwergenkönig Laurin, wie Amalrich ihn nennt. In Byzanz tobt wüthender Parteikampf. Man hat Justinian gezwungen, seine Dirne Theodora zu verjagen; in fassungslosem Schmerz um sie durchirrt er ihre Gemächer. Da kommt ihm die Botschaft, daß Amalasunta sein Weib zu werden begehre. Heftig flammt der Dirnenfürst alsbald für die reine Jungfrau aus Nord auf. Morgen schon soll die Hochzeit sein. Da tritt plötzlich Theodora vor den Schwachen hin. Sie erobert ihn in schwülem Auftritt zurück, träufelt ihm den niedrigen Gedanken ein, Amalasunta nicht nur um Thron und Reich zu betrügen, sondern ihr auch eine Schmach ohne Gleichen anzuthun. Wenn sie morgen zur Hochzeitsfeier kommt, im freudigen Stolze der Gekrönten von Byzanz, soll sie den Platz der Gattin Justinian's bereits von der Metze Theodora besetzt finden ... Wahrhaftig, das sind großzügig ersonnene Theatereffecte. Nur verpuffen sie, weil ihnen die lebendige Kraft fehlt, weil der Autor alle Faden, die er in den ersten Acten sorgfältig, fast schwerfällig anspann, nachher fallen läßt, statt durch sie die letzten Geschehnisse mit der Exposition zu verknüpfen. Amalrich ist der heiß geliebten Amalasunta nachgeschlichen. Sie selber hat ihm das Schwert entwunden und ihn, dessen Neigung sie im inneren Herzen erwidert, dem unbarmherzigen Feinde ausgeliefert. Byzanz beraubt ihn des Augenlichtes, und im Angesichte von Byzanz mordet er sich und die junge keusche Königin, die König Laurin zum Gespött seiner Dirne gemacht hat ... „Tod Jedem, der ein höhnend Wort hier spricht!" In der That, alles Mißlungene in Wildenbruch's Arbeit — und es ist gar zu viel Mißlungenes darin — reizt doch nicht zu spöttischer Kritik. Der Dichter mag sich noch so sehr vergreifen, noch so tief in Phrase und Theaterei versinken — die Achtung vor ihm und die Liebe zu ihm verbieten jedes Witzeln. Wenn's die Macher und Speculanten ebenso gut haben wollen, dann mögen sie versuchen, Dichter zu werden, und falls ihnen das nun einmal unmöglich ist, doch wenigstens ehrliche Arbeiter.

Urwüchsiger, dichterischer Talente sind wenig in dieser Zeit des dramatischen Fabrikantenthums, und darum horchte man hoch auf, als von Wien her die Nachricht kam, ein neuer Poet wäre entdeckt worden, ein schlichter Mann aus dem Volke, der bisher fleißig den Hobel geführt habe und nun mit Anzengruber um den Preis ringe. „Der Kreuzwegstürmer" hieß das Stück, und sein Erfolg war so stark gewesen, daß man es bereits mit dem Raimundpreise hatte bedenken wollen. Verdächtig bei alledem war nur, daß der Verfasser sich als ein Onkel der Hofburgschauspielerin Medelsky auswies. Man mußte befürchten, daß der naive Volksdramatiker am Ende doch bekannter mit dem Theater war, als seiner Naivetät gut that. Die Furcht ist nicht grundlos gewesen. Werkmann-Medelsky's „Kreuzwegstürmer" hat alle Eigenschaften eines brettergeborenen Coulissenstückes, und mehr von den schlechten Eigenschaften als von den guten. Bis an den Rand ist es mit aufgeklärten Phrasen vollgestopft, endlos zieht sich nüchternes, blasses Gerede durch die Scenenfolge, und die Handlung wie die auftretenden Personen selber sind nicht aus dem Leben geschöpft, sondern raschelndes Papier. Zeitungspapier zum Theil.

Ein früher wohlhabender Bauer ist um seinen Hof gebracht worden. Die bigotten Nachbarn haben sich bei der Versteigerung hyänengleich auf den Besitz gestürzt: kaum daß sie dem Alten noch einen Unterschlupf gewähren. Da geht er in seinem rasenden Zorne hin und zerstört die Heiligenbildchen, welche von den frömmelnden Heuchlern am Kreuzweg aufgerichtet sind. Der Verdacht fällt auf seinen Sohn. Und der Tapfere, der den Vater bei seinem nächtlichen Treiben belauscht hat, nimmt das Verbrechen auf sich, geht in Schande und Kerker, ohne daß der alleweil moralisch ausbegehrende alte Herr die Annahme dieses furchtbaren Opfers verweigert. Als der junge Wildner aus dem Gefängnisse heimkehrt, will Niemand bis auf die gewisse Rosl mit dem Heiligthumsschänder zu thun haben. Er irrt von Haus zu Haus, versinkt in tiefes Elend, bis schließlich der Alte seine Schuld bekennt und sich von der Bergeshöhe in den Abgrund stürzt, nachdem er vorher in rasender Wuth noch etliche Bildl'n zerstört hat. Der Sohn kriegt nun die Rosl, und Alles ist gut. Das grobdrähtige Stück schleicht in großem Bogen an jeder Möglichkeit, die Frage dichterisch zu fassen, vorbei. Die schöne Opferthat des Sohnes; die Feigheit des Vaters, der sie annimmt — welch' einen ergreifenden Conflict hätte ein Poet daraus gestaltet! Josef Medelsky-Werkmann aber erkennt gar nicht, daß ihm der Zufall einen Goldklumpen in die Hand gespielt hat. Er wirft die lastende Köstlichkeit von sich und plätschert seelenvergnügt in Schnhmeier'scher und Dr. Adler'scher Antipfaffen-Entrüstung. Ein begabter Dilettant, ein strebsamer Abhängiger, nichts weiter. Dabei von bemerkenswerther technischer Unbeholfenheit. Der Dichtertraum ist wieder einmal umsonst geträumt worden.

Berliner Kunst-Spaziergang.

„Kunst in's Haus!" tönt jetzt das Feldgeschrei, fast bis zum Ueberdruß und es schreien Viele mit, bei denen der Ruf eigentlich nichts weiter bedeutet, als: „Geld in meine Casse!" Eine am Ende begreifliche Aufforderung, nur daß sie nichts mit Kunst zu thun hat, mit der

Zweckmäßigkeitskunst, in deren Zeichen die Kunstgewerbe heute doch stehen, oder eben zu stehen vorgeben.

Mit jenem Kampfruf sucht man oft den Werth einer Waare hinaufzuschrauben, die einfach Kitsch ist; oder aber er soll Einen hinwegtäuschen über Etwas, was nur der Ausdruck für Millionärskreise berechneter Originalitätssucht gewisser Künstler ist. Im besten Falle nur eine Luxuskunst.

Auch auf der letzten Großen Berliner Kunst-Ausstellung sah man noch Vieles, was hierher gehört. Mitunter war es nicht bloß theuer und unzweckmäßig, sondern auch geschmacklos in erstaunlichem Grade. Man erinnere sich nur des Biberfeld'schen Familienzimmers. Rein, als hätte der Entwurf einer Bewerbung um den Preis für Häßlichkeit und Unbrauchbarkeit gegolten. Oder der Honold'sche, sonst nicht üble Empfangssalon aus afrikanischem Rothholz, wo aber das thronähnliche Sopha auf einer Estrade Alles verdarb. Hermann Friling's bürgerliches Speisezimmer und namentlich Kimbel's Wohn- und Herrenzimmer waren schon viel annehmbarer, wenn auch noch sehr theuer.

Daß man in Düsseldorf erfreulichen Bestrebungen auf diesem Gebiete begegnete, ist bekannt. Freilich gelten sie zunächst dem Arbeiterstande. Was an Arbeiterwohnungs-Einrichtungen dort zu sehen war, das war fast durchweg sehr preiswerth. In meinem Aufsatz über die Krupp'schen Wohlfahrtseinrichtungen habe ich eingehender davon berichten können.

Das wäre immerhin ein Anfang. Vielleicht kommt nun nächstens auch der bürgerliche Mittelstand an die Reihe. Und vielleicht finden sich gar große Firmen, die Wettbewerbe ausschreiben, wo möglichst große Billigkeit des Mobiliars eine Hauptbedingung wäre. Warum sollte man nicht geradezu die Preishöhe angeben, wie das bei Ausschreibung von Denkmalsentwürfen u. dgl. zu geschehen pflegt. Etwa so, daß man unsere Kunstgewerbler auffordert, eine bürgerliche Wohnungseinrichtung zu entwerfen für vier bis fünf Zimmer nebst Küche, die allen Anforderungen der Zweckkunst und des Schönheitsbegriffes entspräche und dabei — nun sagen wir 'mal höchstens 4000 Mark kostet, Fenstervorhänge, Teppiche u. s. w. mitgerechnet. Allen Luxusgelüsten der Künstlerphantasie wäre so von vornherein ein Riegel vorgeschoben.

So weit sind wir noch nicht. Aber recht beachtenswerth erscheint mir doch ein Unternehmen, das jüngst in's Leben getreten ist. Die Firma Wertheim hat nämlich eine neue Abtheilung eröffnet, deren künstlerische Leitung Curt Stoeving, der treffliche Künstler und Kunstgewerbler, übernommen hat. Es ist eine Gesammtanlage von vollständig eingerichteten Wohnräumen, die — so heißt es im Programm — den „mittleren Bedürfnissen“ entsprechen. Damit hat's nun noch freilich Zeit, wie wir gleich sehen werden. Aber recht glücklich ist der principielle Gedanke, die jeweilige Mustereinrichtung nur ein paar Mal ganz genau zu wiederholen, dann aber jedes Zimmer, in einfacherer Weise, bei sonstiger Uebereinstimmung der Formen und Farben und vielleicht nur mit Beschränkung hier des Ornaments, dort der Zahl der einzelnen Stücke, zu erheblich billigeren Preissätzen, wenn auch nicht in Massen, aber doch so oft noch herrichten zu lassen, wie es unsere Möbelfabriken mit den besseren Sachen zu halten pflegen. Geschützt aber bleibt darum natürlich doch noch jeder einzelne Entwurf. Denn es sind Künstler, die sie schaffen, deutsche und ausländische.

Zu diesem Behufe ist in den Sälen des derzeitigen Möbellagers des Kaufhauses ein vollständiges kleines Gebäude mit Fenstern, Flur, Vorraum u. s. w. aufgeführt worden. Es enthält eine kleine Eingangshalle, von Curt Stoeving selbst entworfen, ein Entrée, eine Küche und neun Wohnräume, fünf auf der einen, vier auf der anderen Seite. Also zwei verschiedene Wohnungen mit — natürlich nur hier — gemeinsamem Vorraum und Küchengelaß.

Bei einem Rundgang sieht man manch' Schönes und gleichzeitig Zweckmäßiges. Der Vorraum, mit graugrünen Matten bespannt, darüber weißer Putz, mit gelben Möbeln aus Rüsternholz, einfachen Decken und schlichten Beleuchtungskörpern ist von Anton Huber; die dahinter liegende Küche, ganz in weißer Lackfarbe mit blauen und graugrünen Ornamenten — von seinem so unselig verstorbenen Bruder Patriz Huber. Rechts kommt man zuerst in ein Wohnzimmer von Richard Riemerschmid mit einem Erkerplatz für die Hausfrau, dann in ein Speisezimmer von Peter Behrens, neben dem, nach hinten zu, ein Herrenschlafzimmer von Paul Schultze-Naumburg liegt, dem sich ein Herrenzimmer oder auch Wohnzimmer von Jörgensen und Karl Petersen-Kopenhagen anschließt. Links betreten wir zuerst einen Salon von Baillie M. Scott-Bedford, rechts davon ein Herrenzimmer von Sepp Kaiser-Berlin, aus dem man in ein Speisezimmer von August Endell-Berlin gelangt. Aus diesem kommt man in ein Kinderzimmer von Arno Körnig-Berlin, dann in ein größeres Schlafzimmer von Paul Trost-München, das wiederum an den Scott'schen Salon stößt. Im Allgemeinen machen die Entwürfe, wie gesagt, einen erfreulichen Eindruck. Vor Allem — keine Spur mehr von dem zu Tode gehetzten Cabinenstyl und im Vergleich z. B. zu den einstigen Darmstädter Entwürfen eine wohlthuende Schlichtheit. Wirklich — man kann sich in den meisten Räumen wohl fühlen. Nur Endell's Speisezimmer mit den aufdringlich „originellen“ Linien und Formen der hellen gewachsten Eichenmöbel und der Scott'sche Salon im „neuschottischen“ Styl, der offenbar von volksthümlichen Formen ausgeht, aber sich dabei zu solchen Geschmacklosigkeiten versteigt, wie z. B. ein Stuhl, der einem engen Schornstein gleicht, an dem die eine Wand fortgenommen ist, oder auch der erkältend wirkende Wandbezug im Behrens'schen Zimmer — weißgetünchte Spahnmatte; wie die wohl rein erhalten werden soll? — und seine Beleuchtungskörper aus viereckigen Milchglaskasten, die regelmäßig neben- und übereinander geordnet sind, nehmen sich recht gesucht aus und sind „ungemüthlich“. Behrens — das wissen wir ja von Darmstadt her — verfällt leicht in einen frostig feierlichen Styl. Sogar das Geschirr zeigt winklige Formen. Aber auch bei ihm sind ein Buffet aus dunkelbraunem Rüsternholz mit abermals quadratischen Aluminiumbeschlägen und die mächtigen beiden Korbstühle gut in der Erfindung. Sehr lobenswerth sind das Schultze-Naumburg'sche Schlafzimmer in goldgetöntem Nußbaumholz, das Bett mit leicht geschwungenen Profillinien, ein Toiletten- und Garderobeschrank, schlicht polirt, schwarze kleine Griffknöpfe als einziger Schmuck der einfach behandelten Flächen, ein Waschtisch, sehr glücklich, weil ungemein zweckmäßig in der Form, weißlackirt mit Linoleumbezug, sowie das Schlafzimmer von Trost, wo auch der große Waschtisch (Messinggestell mit Kachelverkleidung) nicht mit den übrigen Möbeln (Mahagoni in einfachen, großen Formen mit bunter Holzeinlage) uniform ist. Einen sehr schönen Eindruck macht das Zimmer der beiden Dänen. Die Möbel, dunkel polirtes Rothholz mit Intarsien und stumpfgrünen Ueberzügen, im Biedermeierstyl, namentlich das mit Bücherschränken vereinte Sopha, ein Spieltisch, ein Schreibtisch mit Aufsatz von sehr gefälligen Formen; der grüne Kachelkamin, die handgewebten Teppiche, die gelbbraune Tapete — Alles so behaglich, vornehm schlicht und von innerer Styleinheit. Das gilt auch von dem Kaiser'schen Herrenzimmer mit dunkelgetönten Eichenmöbeln, die abermals einfach und ruhig in den Formen sind; ein Schreibtisch von einer Größe, daß man ohne Beklemmung an ihm arbeiten kann, die Bibliothek die Thür umrahmend u. s. w. Das Kinderzimmer von Körnig macht das Entzücken aller Mütter aus, nicht bloß weil es „süß“, sondern auch weil es durchweg bewunderungswerth zweckmäßig und hygienisch eingerichtet ist. Zum Beispiel nirgends scharfe Ecken und Kanten, das Fenster mit tiefer Brüstung und Schutzgitter, Stühle für richtige Rückenlage hergerichtet u. s. w.

Ich bedaure, nicht gleich durch Zeichnungen einen richtigen Begriff von einzelnen besonders hervorragender Stücke geben zu können. Auch die Riemerschmid'schen Bücherschränke aus dunklem Whitewood mit flachen Cassetten in den Thürfüllungen und eisernen Bügelhandgriffen und seine kurzlehnigen Erkerstühle gehören hierher.

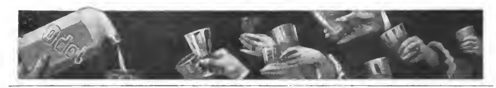
Die Preise — ja, die Preise dieser Originalstücke sind noch immer recht hoch. Das kleine dänische Zimmer kostet ca. 3000 Mk., ja ein Riemerschmid'scher Schrank von ca. 1,80 Meter Höhe und 1 Meter Breite — 310 Mk., die Kaiser'sche Bibliothek als Thürumrahmung 630 Mk., ein schwerer Lehnstuhl von ihm 340 Mk. u. s. w. Das ist aber noch nichts für „mittlere Bedürfnisse“. Warten wir ab, wie hoch die billigeren Copien zu stehen kommen werden. Erst das wird Ausschlag gebend sein.

Und dann — schließlich! Man gehe nur von Wertheim schräg über in's Hohenzollern-Kaufhaus. Da findet jetzt auch eine kunstgewerbliche Sonder-Ausstellung statt: „Neue Frauentracht“. Sie soll für Reformkleider Propaganda machen. Wir sehen eine ganze Menge von Kleidern und Kleidungsstücken ausgestellt. Muster, Vorbilder sollen sie sein. Du lieber Himmel, und damit will man Propaganda machen! Gerade auf dem Gebiete des „Hauskleides“ wetteifern erstaunlicher Ungeschmack mit fabelhaften Preisen miteinander. Auch läßt sich über diese schlaff herunterhängenden Kleider nicht gut urtheilen; man hätte Wachspuppen hineinstecken müssen. Aber auch so läßt sich schon erkennen, wie unpraktisch manche Idee ist, wie häßlich manche Form. Das Beste wird in Gesellschaftskleidern und Straßencostümen geleistet, obschon gerade auch bei diesen Costümen das Unzweckmäßige mitunter in die Augen springt. Aber die Preise dieser besseren Sachen, von Paul Schultze-Naumburg, der die künstlerische Seele der Ausstellung ist, von Marie Gräfin Geldern, Hermine Bartsch, S. Baum, Itty Löscher, Emmy Friling, meistens wohl Schülerinnen des Künstlers, von Mme de Broze, schwanken zwischen 350 und 500 Mk., ohne daß man recht einsähe, wofür man diese so hohen Preise zu zahlen hat, wenn nicht sozusagen das Patent der künstlerischen Idee mitzubezahlen ist. Bei einigen Arbeiten steht ja auch direct vermerkt „geschützt in Deutschland, Belgien“ u. s. w. Es giebt da aber Kleider, die ohne allen „Schutz“ vor jeder Nachahmung gesichert erscheinen. Und, wie gesagt, gerade Hauskleider. Mit diesen aber müßte der Anfang gemacht werden, sollte die Reform durchdringen. Im Salon, im Ballsaal kennen wir ja Empire- und Biedermeier-Schnitte schon seit zehn Jahren.

Vergleicht man die beiden Ausstellungen, so muß man sagen, daß man in den Wohnungseinrichtungen den Forderungen einer schönheitsfreudigen Zweckkunst doch schon viel näher gekommen ist.

Was die „neue Frauentracht“ anstrebt, ist gewiß sehr lobenswerth und zu unterstützen, aber noch ist sie, wenigstens was die Oberkleidung betrifft, noch von dem „Ideal“ recht weit entfernt, dessen Erreichung ihr allein die Wege in weitesten Kreisen ebnen könnte.

J. Norden.



Verlag von Breitkopf u. Härtel in Leipzig.

Soeben erschien:

Clara Schumann, ein Künstlerleben von B. Litzmann. I. Band. Mädchenjahre. 1819 bis 1840. Mit drei Bildnissen. VIII, 432 S. 8°. geh. M. 9.—, geb. M. 10.—

Man wird mit inniger Freude den herrlichen Briefwechsel aus der Brautzeit Clara und Robert Schumanns lesen, der hier durch B. Litzmann, dem bekannten Literarhistoriker, zum ersten Mal der Oeffentlichkeit übergeben wird. Das Werk bietet auf Grund des literarischen Nachlasses, der ohne Einschränkung zur Verfügung stand, ein anziehendes Bild Clara Schumanns.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Bolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Verlag von Breitkopf u. Härtel in Leipzig.

Soeben erschien:

Felix Dahn, Herzog Ernst v. Schwaben. Erzählung aus dem elften Jahrhundert. 1.—3. Aufl. II, 264 S. 8°. geh. M 4.—, geb. in Lwd. M. 5.—.

Der nicht unverdiente Untergang des jungen Herzogssohnes hat schon in der alten Volkssage entschuldigende Verklärung gefunden um der schönen Treue willen des Helden und seines hitzigen Freundes. Der Verfasser zog, um dies zur Geltung zu bringen, epische Behandlung des Gegenstandes der dramatischen vor.

Adolf Hausrath, Die Albigenserin. Erzählung. II, 250 S. 8°. geh M. 4.—, geb. in Lwd. M. 5.—.

Die Erzählung des Verfassers führt den Leser zurück in das dreizehnte Jahrhundert und giebt ein Bild des Klosterlebens, der Ketzerbewegung und der Motive der Kreuzzüge. Der Schauplatz ist der Rheingau zwischen Worms, Mainz und der Bergstraße. Das Thema ist das des Ekkehardt: Selig ist der Mann, der die Prüfung erduldet.

M. E. delle Grazie, Gedichte. Vierte sehr vermehrte Auflage mit einem Bildnisse. VII, 252 S. 8°. geh. M 4.—, geb. in Lwd. M. 5.—.

Eine vierte Auflage lyrischer Gedichte spricht für sich selbst. Ungewöhnliche Fülle neuer Themen, ein tiefes und fein differenziertes Empfinden, starkes Naturgefühl, Ergriffenheit von den großen Problemen der Zeit, berückender Schmelz einer melodischen Sprache kennzeichnen die bereits bekannten, wie die zahlreichen neuen Gedichte delle Grazies.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei Nervenleiden und einzelnen nervösen Krankheitserscheinungen. Seit sechzehn Jahren erprobt. Mit Wasser einer Kohlensauren Mineralquelle hergestellt und dadurch für Verdauung und Stoffwechsel besonders bevorzugt. Brochüre über Anwendung u. Wirkung gratis zur Verfügung. In d. Handlungen natürlicher Mineralwasser u. in d. Apotheken zu haben. **Bendorf a. Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Jost Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Im Verlage von **G. Grimm** in **Budapest** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Emile Zola's weltberühmte Roman-Serie **„Die Rougon-Macquart"**

Erste und einzige Gesammtausgabe in unverkürzter und tadelloser deutscher Uebersetzung von *Willibald König, Alfred Ruhemann* und *Armin Schwarz.*

INHALT:

I. Band: Das Glück der Familie Rougon. II. Band: Die Treibjagd. III. Band: Der Bauch von Paris. IV. Band: Die Eroberung von Plassans. V. Band: Die Sünde des Abbé Mouret. VI. Band: Seine Excellenz Eugène Rougon. VII. Band: Der Todtschläger. VIII. Band: Ein Blättchen Liebe. IX. Band: Nana. X. Band: Der häusliche Herd. XI. Band: Zum Paradies der Damen. XII. Band: Die Lebensfreude. XIII. Band: Germinal. XIV. Band: Das Kunstwerk. XV. Band: Mutter Erde. XVI. Band: Der Traum. XVII. Band: Die Bestie im Menschen. XVIII. Band: Das Geld. XIX. Band: Der Zusammenbruch (Krieg 70/71). XX. Band: Dr. Pascal.

Jeder Band (400—600 Druckseiten stark, auf holzfreiem Papier gedruckt) bildet ein abgeschlossenes Ganzes und kostet **geheftet 3 Mark, solid gebunden 4 Mark.**

Alle anderen Uebersetzungen einzelner Zola'scher Romane sind litterarisch werthlose Auszüge; wer Zola in seiner Bedeutung voll und ganz kennen lernen will, der kaufe

nur die Grimm'sche d. i. einzig unverkürzte Ausgabe.

In unserm Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der König von Babel.

Ein Epos
von
August Sturm.

Auf der Höhe.

Neue Lyrik
von
August Sturm.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter), Hamburg.

C. J. v. Dühren,

Atelier für Kunst-Photographie,
Berlin W., Lützowstraße 97.
Telephon: VIa 11809.

Dem **kunstliebenden Publikum** empfehle ich mich zur **Anfertigung von Photographien jeder Art.** — Für die künstlerische Vollendung meiner Arbeiten bürgt das Interesse, das hervorragende Künstler und Kunstkenner an denselben nehmen.

Ich lade die verehrlichen Interessenten zur **Besichtigung der Ausstellung in meinem Atelier** ein, und bitte mir etwaige Weihnachtsaufträge möglichst zeitig zukommen zu lassen. — **Vorherige Anmeldung** der Aufnahmen wäre erwünscht.

C. J. v. Dühren.

Wir gestatten uns unsere Leser auf die dieser Nummer beigelegte Beilage der Hannoverschen Cakes-Fabrik H. Bahlsen, Hannover, aufmerksam zu machen.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kurfürstenstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig

№ 48. Berlin, den 29. November 1902. 31. Jahrgang Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Krupp.

Auf der Sonnenhöhe des Lebens, so wollte es scheinen, traf den Rogenden plötzlich der zermalmende Strahl. Er war der unumschränkte Herrscher über ein eisenstarrendes Reich, dessen Tribute ungekürzt in seine Casse flassen. Der Name Krupp war den neidischen Dürftigen eine verwirrende Phantosie: da flimmerte es van Gald, raschelte es van Bonknaten, drängten sich in stahlgeponzerten Bankkellern die Millionen. Denn sa unermüdlich er seinen Mochtbereich auch erweiterte, mit so elementarer Kraft dies Riesenunternehmen sich durchaus ouf eigene Füße stellte, so daß es unabhängig ward vom ganzen übrigen Deutschlond — oll' die Ankäufe von Bergwerken und Hütten, Kahlengruben, Moschinenfabriken, Schiffsbauwerften erschöpften den Geldstrom nicht, der dem Essener Werk in wabernder Lohe entsprang. Krupp und Capital waren Synanymo.

Doch nicht wie ein Capitolist schwerverhaßter Art, nicht wie ein schmutziger Raffer verwaltete dieser Monn sein Erbe und Eigenthum. Er gob mit vallen Händen an die Mitorbeiter. Deutschland verliert in ihm den praktischen Socialreformer. Jahr aus Jahr ein opferte Friedrich Krupp einen selbst verhältnißmäßig nicht geringen Theil seines ungeheuren Einkommens, um den Menschen, die ihm dienten, die Stunden häuslicher Ruhe zu verschönern, um sie gegen olle Schläge widrigen Zufolls zu schützen. Mog sein, das der Wunsch, der Firma einen douerbaren Arbeiterstamm zu sichern, all' diese Thaten beflügelte — der Vartheil bleibt für die Arbeiter derselbe. Krupp baute ihnen Häuser, die das Entzücken vieler astelbischer Rentner wären, erschöpfte sich in immer neuen Wohlfahrtsschöpfungen für sie, spendete dafür aus freiem Antrieb 12 Millianen in 12 Jahren, förderte oll' und jede Bestrebung, den freien Stunden seiner Leute Licht und Inhalt zu verleihen. Vergleicht man die Thätigkeit dieses angeblichen Erzreoctionörs und Arbeiterfeindes mit der des Herrn Paul Singer, des volksfreundlichen Führers der Socioldemakraten, so fällt Einem die Entscheidung über Werth und Unwerth der Beiden nicht schwer. Für Krupp zeugen in olle Ewigkeit seine Werke; gegen Herrn Singer zeugt in alle Ewigkeit das abscheuliche Wart seines Geschäftstheithabers Rasenthal, der die hungernden Mäntelnäherinnen der Firmo ouf den Verdienst der Straße hinwies.

Friedrich Krupp stand on Glanz und Ehren reich. Er, selbst ein Fürst, der im Gefühl seiner Fürstlichkeit jede angebliche Erhebung in den Adelsstand oblehnte, er durfte sich der persönlichen Freundschoft des Kaisers rühmen. Ein longes Leben erfolgreicher Arbeit valler Freuden und Siegeszüge schien ihm noch zu winken.

Nach hatte er nicht die Fünfzig erreicht. Noch kannte er, wie Deutschland, so die gonze Welt erabern. Und dieser Gewoltige, Unwiderstehliche brach vor einer Beschimpfung zusammen. Die Bargio und Malatesta lachten, wenn mon sie des Vater- und Muttermardes bezichtigte. Unsere Uebermenschen knicken hilflos in die Kniee, wenn ihnen palitische Meuchler ollerlei coperische Neigungen vorwerfen. Sabald Bücher vom Uebermenschen geschrieben werden, stirbt der Uebermensch.

Als gekrönter König ouf dem eisernen Throne der Industrie ein weicher, zager Mann, der bei jedem Windzuge erschreckt zusommenfährt, die Oeffentlichkeit fürchtet und den Streit! Eine müde und welke Seele, die mit Frauenhänden den dröhnenden Betrieb der Hochöfen und Walzenstraßen leitete und sich selbst nur so weit in Schach hielt, daß ihre Schwäche zur patriorchalischen Mildthätigkeit und verallgemeinernden Menschenfreundlichkeit wurde. Keine sturmwindfrahe Thatkraft, keine graßen Leidenschaften, sondern gütiges, stilles Schoffen und vielleicht ganz insgeheim ein kleines Lasterchen, dos weibliche Noturen dieser Art häufig eignet. Dem kronken Monne, dem letzten der Dynostie, war das Scepter längst zu schwer, längst wor ihm die rohe, wilde Herrlichkeit dieser Welt zuwider. Der Schuß ous dem Hinterhalte schmetterte ihn widerstandslos zu Baden. Es war der Schuß eines dummen Meuchelmörders.

Caliban.

Das Deutsche Reich als werdender Einheitsstaat.

Von Kurd von Strantz.

Treitschke hot entgegen der staatsrechtlichen Schulmeinung, die übrigens formell durchous richtig ist, das neue kleindeutsche Reich nicht als einen Bundesstoot aufgefaßt, der noch lockerer als die nardamerikanische Unian aber die schweizerische Eidgenassenschaft gefügt ist, sandern als den verheißungsvollen Anfang unserer so heiß ersehnten staotlichen Einheit, die wir seit Kaiser Rathbart's Zeiten verloren haben. Die Zertrümmerung der Stammesherzogthümer hatte domols leider nicht die kraftvolle Zusammenfassung unseres Volkes in einen einheitlichen Rohmen zur Folge, sandern endete schmählicher Weise mit der Entstehung eines unbotmäßigen Reichsfürstenthums. Der hahe Adel des Reiches, der in England eine

Zierde und Stütze der Staatsgewalt gewarden ist, war unser valkliches Unglück, da er in schlimmem Eigennutz die Kleinstaaterei zu eigenem Vartheil und zum Schaden des Reiches und des Volkes schuf. Freilich fraßen die mächtigeren Genossen den kleineren Herrenstand auf, der sich seinerseits aus graß gewardenen Ministerialen ergänzte, die widerrechtlich die Reichsunmittelbarkeit erlongten. Jo, selbst die Reichsritterschaft und die Reichsstädte entzogen sich der unberechtigten Landesherrschaft des Fürstenthums. Aber der Koiser und das Reich hatten keinen Gewinn dovon. Schon aor den Habsburgern dachteu die deutschen Könige nur an die Mehrung ihrer Hausmacht auf Kosten des Reiches, ja sogar unter Schmälerung des Reichsgebiets selbst, das stetig abbröckelte. Flandern mit Artrecht und die lathringische Grosschaft Bar woren schon im frühen Mittelalter gelegentlich und stückweise dem französischen Liliendanner lehnspflichtig, d. h. thatsächlich unobhängig, abet doch dem Reiche dadurch entzogen. Die Habsburger wurden freilich vordildlich für das deutsche Kaiserthum, wie es nicht sein sollte. Ihres aargauischen Stammgutes bald ledig und nur nach durch die Laudgrafschaft Elsaß in der alten schwäbischen Heimoth ansässig, sa weit ihr ursprünglicher Besitz in Frage kammt, lag der Schwerpunkt ihrer Macht im Osten, ahne daß sie dessen Verdeutschung durchsetzten, wie sie Preußen, Pamtern und Brandenburg aufweisen. Ungorn nahm wohl eine Sonderstellung ein, aber der verrätherische Magyar dankt die Befreiung seines Vaterlanbes lediglich dem deutschen Schwert seiner habsburgischen Könige. Eine eigenartige Schicksalsfügung war es, daß der erste österreichische Herrscher aus französischem Blut, Joseph II., der fast Einzige bieses Kaisergeschlechts war, dem auch das Deutschthum als Volkheit om Herzen lag. Die lothringischen Herzöge, denen er entstammt, waren nur van der Kunkelseite her noch Deutsche (elsässische Gaugrafen). Ein Anjou-Guise aus einem Nebenzweig des französischen Königshauses hatte die Erbtochter der alten Stammesfürsten geheirathet, und der Gemohl Maria Theresia's tauschte ohne jedes nationale Bedenken Toscana gegen sein Stommland ein. Das ehrwürdige Erzhaus ist daher sa capetingischen Ursprungs als die Baurbonen selbst, was sein undeutsches Wesen wohl auch erklärt.

Die Kirchenspaltung und der Widerstand gegen das katholisch gebliebene, spanisch gewardene Kaiserthum brachte dem Reichsfürstenthum die Libertät der Reichsstände. Der Dreißigjährige Krieg bestätigte diesen unnatürlichen Zustand der gesetzlichen Empörung wider das Reich und sein unzulängliches Oberhaupt. Der Rheinbunb und der Reichsverrath der deutschen Fürsten, die zugleich durch die Krummstabslande und bie reichsritterschaftlichen Gebiete ihre Hausmacht zum Theil wie Bayern, Württemberg und Baden mehr als verdoppelt hotten, brachten der trotzdem sa schwächlichen Kleinstaaterei äußerlich die valle Souveränität. Aber nur die Gewehre der beiden deutschen Großmächte kannten diesen Wahn aufrechterholten, den das Kleinfürstenthum der Gnade des carsischen Emporkömmlings und seinem unrühmlichen Vaterlandsaerrath verdankte. Die kriegerische Theilung des alten deutschen Reiches in die preußische unb österreichische Hälste hat den wirklichen Machtverhältnissen zum Recht verholfen, aber auch die machtlase Souveränität der Kleinstaaten staatsrechtlich gerettet. Freilich war Preußen nur ihr ehemoliger Genasse. Erst Friedrich der Große hat in durchaus eigennütziger Eraberungssucht den schmalen Leib des preußischen Staates zur kriegerischen Großmacht erhoben, die aber 1806 ihre Lebensprobe nicht bestand. Der alte Fritz war geschichtlich nicht nur ein Empörer wider Kaiser und Reich, sondern volklich sa selbstsüchtig wie irgend ein Habsburger oder sonstiger Kleinfürst. Der Siebenjährige Krieg galt nicht etwa der Sicherung Schlesiens, sondern lediglich der Eraberung Sachsens, wie Lehmann überzeugeub nachgewiesen hat.*) Er verglich den schlesischen Erwerb mit dem französischen Raub van Elsaß-Lathringen und empfand keineswegs den nationalen Unterschied. Er war nicht nur literarisch undentsch gesinnt. Aber die preußische Staatsgesinnung hat er begründet, und auf Preußen ruht das heutige Deutschland. Dies ist sein geschichtliches Verdienst, nicht die Hohenzollernlegende, die seinen harten Eigennutz patriotisch verklärt hat. Auch der Große Kurfürst gab seinen Kampf im Elsaß leichten Herzens auf, um Pommern den Schweden zu entreißen. Wäre er auf der kaiserlichen Seite geblieben, so hätte er im Frieden von St. Germoin seine pammerschen Kriegserfolge nicht preisgeben müssen, wie kläglich auch Kaiser und Reich die Unabhängigkeit der Westmarken wahrten. Unsere ganze Geschichte seit den Hahenstaufen ist ja nur ein reichsfürstliches Raufen um Länderfetzen ahne Rücksicht auf das große Vaterland, dessen Niemand gedachte.

Freitich einmal schon in unserem Völkerleben regte sich das Bewußtsein der ungerechtfertigten Knechtschaft der Valksgenassen unter das vaterlandslose und reichsverrätherische Fürstenthum, das sich zwischen den deutschen König und die graße Landesgemeinde geschoben hatte. Als führender dynastischer Adel wohl berechtigt und als Reichsstände auf den Reichstagen die derufensten Vertreter des Volkes, war das Reichsfürstenthum trotzdem unser schlimmster palitischer Schädling, da es die Reichsmacht nach Außen lahmlegte und das Zusammengehörigkeits-Gefühl der Glieder aus dynastischer Habsucht vorbedachter Weise zerstörte. Als daher die Reformation die Zersprengung der päpstlichen, antinationalen kirchlichen Fesseln, die uns unter das Joch eines fremden Gewalthabers und italienischen Kleinfürsten zwangen, erfolgreich begann, da erwochte auch das schlummernde Volksempfinden der unterdrückten und einst maßgebenden Volksschichten. Der Adel und die Bauernschaft fühlten Angesichts der Befreiung von Rom die Anmaßung der Reichsfürsten, die an des Kaisers Statt die Landesherren spielten und mit Hülfe des römischen Rechtes die freie Ritterschoft und ihre ländlichen Berufsgenossen, deren edelster Theil Jene war, unter das undeutsche Jach einer Unterthänigkeit zwangen, die dem Gemeinfreien des deutschen Rechts unbekannt war. Die Reichsstädte hatten sich ihre Seldstständigkeit wieder errungen und blieben daher in unkluger Varsicht als nicht mehr betheiligt dem ungleichen Kampfe fern, der mit ihrer Hülfe und einem deutschen König an der Spitze uns van der reichsfürstlichen Kleinstaaterei befreit hätte. Wenn man den beweglichen Aufruf Ulrich's von Hutten an die Reichsstädte zum Zweck der Unterstützung der Reichsritterschaft heute liest, sa wird man von dem glühenden Feuer der vaterländischen Begeisterung dieses unglücklichen Kämpen wider die Uebermacht des eigensüchtigen, aber festgeschlossenen Reichsfürstenthums selbst ergriffen unb kann nur tief bedauern, daß die thörichten Pfeffersäcke der mittelbar selbst bedrohten Städte aus dlindem, kleinlichem Adelshaß dieser flehentlichen Bitte um thotkräftigen Beistand keine Folge leisteten. Auch der Bauernaufstand drach zu spät los, da die Reichsritter durch die Ueberwältigung Franz v. Säkkingen's und seinen tapferen Tad schan selbst von einem weiteren Streite für ihren Stand, aber zugleich für Kaiser und Reich abgeschreckt waren. Das Geld der Städte fehlte beiden Ständen. Bebel schlachtet vergeblich die blutige Bauernempörung des Johres 1524 für seine demakratischen Zwecke aus. Die Frohnden waren weniger ein Beschwerdepunkt, als das römische Recht gegenüber den alten, deutschen Weisthümern, die schon längst geschriebenes Gesetz gewarden waren, unb die Landesherrschaft der Fürsten und Herren. Für die alte deutsche Gemeinfreiheit und ihre Reichsunmittelbarkeit stritten diese derben Bauernfäuste, wie ihre Genossen in den friesischen Marschen und auf den schweizerischen Almen

*) Max Lehmann, Friedrich der Große und der Siebenjährige Krieg. Leipzig 1878. S. Hirzel.

sie erkämpft hatten. Ritter und Städte hätten ihre gleichstrebenden Helfer sein müssen. Der Reichsadel lag am Boden, der Landesadel war zum Diener der fürstlichen Standesgenossen herabgesunken, und die Städte haben beide Genossen feige im Stiche gelassen, ohne daß ihr Reichthum sie vor der landesherrlichen Einverleibung geschützt hätte. Haben doch bloß die heutigen drei Hansestädte und Frankfurt a. M. den Zusammenbruch des Reiches überlebt.

Die Hansestädte hat auch nur die Eifersucht der fürstlichen Nachbarn vor der Aufsaugung bewahrt, sonst hätten sie ihre Selbstständigkeit nicht in's neue Reich hinübergerettet. Ihre Kaisertreue ist daher gerechtfertigter und tiefer als der übrigen Bundesstaaten, mögen sie auch Zwerggebilde wie Reuß, Lippe und Waldeck sein, die auf die Dauer schon wirthschaftlich ihre Unabhängigkeit nicht selbst hüten können. Waldeck ist bereits in Zwangsverwaltung auf preußische Kosten, und Reuß ä. L. läßt verfassungswidrig einen Amtsrichter Landrath spielen, da es in einem Außentheil des Ländchens zwei Beamte trotz sonstiger kärglicher Besoldung nicht unterhalten kann. Hängt das Reich den Brodkorb höher und besteht auf den drückenden Umlagen, so ist es um die Selbstständigkeit dieser bezeichnendsten Ueberbleibsel unserer leider noch nicht überwundenen Kleinstaaterei geschehen. Eine eigene staatliche Lebensfähigkeit besitzen sie überhaupt nicht mehr. Nur die Reichsverfassung verbürgt ihr kaum berechtigtes Dasein. Diese Thatsachen bewogen sicherlich Treitschke zu der Auffassung, die mit dem äußeren Recht in Widerspruch steht und mehr dem geschichtlichen Seherblick des wahrhaftigen Vaterlandsfreundes als der wissenschaftlichen Lehre entspricht. Aber unseren Staatsrechtsgelehrten hat auch das Monstrum der alten Reichsverfassung gefallen, wie sie einst Pufendorf nannte. Der Politiker rechnet dagegen mit den Machtverhältnissen, die einst das Fürstenthum ja auch schrankenlos zum Schaden des Reiches und des Volkes ausgenutzt hat. Nicht dynastische Willkür, sondern das Belangen des Staates und des Volkes bestimmen jetzt die Verfassung, unter der ein Volksthum gedeihen soll. Wohlthuend berührt jo der Gegensatz der Rücksichtslosigkeit des alten Reichsfürstenthums wider das allgemeine Wohl der Volksgenossen und des gegenwärtigen Verständnisses unserer Bundesfürsten für die Erfordernisse des Reiches und der Einzelländer, ohne jedoch die alte Schuld der Vorfahren sühnen zu können, die unserem Volke noch jetzt unverheilte Wunden geschlagen und große Außenländer außerhalb des Rahmens des kleineren Deutschlands und Oesterreichs gestellt hat. Daß Deutschland doch noch ein geographischer Begriff ist, ist das schwere Vergehen des Fürstenthums, wie es stolzer und machtvoller kein Reich besessen hat. Aber wir haben diesen Vorzug zu theuer bezahlen müssen, als daß wir uns mit der bloßen Thatsache des deutschen Bundesstaates und seiner fast gleich starken Außenlande begnügen lassen sollten. Nicht nur das Ausland, auch die Selbstsucht des nur auf seinen dynastischen Vortheil bedachten Kleinfürstenthums hat uns in den Befreiungskriegen um den Lohn unserer Blutarbeit und der unerhörten Opfer betrogen. Schien es doch wichtiger, daß die reichs- und volksverrätherischen Staaten Napoleonischer Vaterschaft ihren Raub an deutschem Land und Leuten in Sicherheit brachten, als daß Deutschland selbst seine alten Grenzen wiederherstellte. Diese Schuld dürfen wir dem Fürstenthum nicht vergessen, bis das letzte Dorf des alten Reiches auf deutschem Volksboden zurückgewonnen ist. Stein's grimmer Haß galt dem Fürstenthum, das das Vaterland zwiefach verrathen hatte. Zuerst als es in üblicher Uneinigkeit und feiger Angst um den eigenen Besitz die ungezügelten Revolutionsheere in's Land ließ, wo noch kein Feldherrngenie diese Schaaren leitete, und dann am Tage der Rache, wo es Talleyrand's Listen williges Gehör lieh, um nicht die Unrechtmäßigkeit der eigenen Erwerbungen einer peinlichen Erörterung unterzogen zu sehen. Lieber mochte Frankreich seinen Raub behalten, lieber mochten die mit preußischer Kraft eroberten Niederlande auf den Schein ihrer unberechtigten Unabhängigkeit bestehen und die Schweiz vergessen, daß Oesterreichs Waffen sie aus der Gewalt der französischen Herrschaft befreit hatten. Jetzt freilich beruft sich das Fürstenthum auf die sogenannte Legitimität, die thatsächlich nur die Bestätigung früheren Rechtsbruchs auf Kosten des Reiches und der alten Gemeinfreiheit bedeutet. Dieß sollten die Welfen mit ihren lächerlichen vermeintlichen Rechtsansprüchen bedenken, da gerade das Herrscherhaus ihrer angeblich angestammten Unterthanentreue durch seine undeutsche Politik als Kostgänger des englischen Parlaments sein politisches Dasein mit Fug und Recht verwirkt hat.

Auf dem Boden unserer heutigen Staatsgestaltung ringt im Gegensatz zur alten Zeit das mächtigere Reich auf preußischer Grundlage mit den ziemlich jungen staatsrechtlichen Gewalten seiner Glieder, die doch ohne das Reichsband ohnmächtige Staatswesen sind. Zerfiele das Reich durch bundesfürstliche Schuld, so wäre gegenwärtig Preußen bei dem Einheitstriebe des Volkes mächtig genug, das Reich ohne die schwächende Trennung in einzelne Bundesstaaten aufrechtzuerhalten, auch ohne die zersetzenden Kräfte des Particularismus zu unterschätzen. Freilich, unser schlimmstes Uebel ist der deutsche Sondersinn, ohne dessen in unserem Volke leider weitverzweigtes Wurzelwerk der dynastische Eigennutz ohne Rücksicht auf die volkliche Wohlfahrt niemals solchen Beistand unter den Landesgenossen gefunden hätte. Daß, abgesehen von kleinen Tyrannen in lächerlicher Nachahmung des Sonnenkönigs in Versailles, die Landesherrschaft der Fürsten wahrhaft landesväterlich gewesen ist, kann selbst die demokratische Geschichtsschreibung nicht leugnen. Sogar die starre Selbstherrlichkeit bedarf des Rückhalts im Volke, wenn uns auch der Dreißigjährige Krieg mit seiner gräßlichen Noth ein gut Stück Bedientenhaftigkeit hinterlassen hat. Das Selbstbewußtsein der Städte und des Adels, mochte er auch lehnspflichtig sein, war gebrochen. Der Bauer war schon zu Beginn des 16. Jahrhunderts seiner Gemeinfreiheit nicht nur beraubt, sondern Dank des römischen Sclaven- und Colonenrechtes zum Leibeigenen herabgedrückt oder wenigstens dauernd an die Scholle gefesselt. Noch im 14. Jahrhundert herrschte zwischen Städtern, Adel und Bauernschaft die schönste Eintracht in gegenseitiger Selbstachtung, wenn auch eine lustige Fehde gelegentlich die Freundschaft trübte. Die Standesunterschiede hatten noch keine Scheidewand zwischen den einzelnen Volksschichten gezogen, wie sie uns das 18. Jahrhundert in thörichter Uebertreibung zeigt, wo denn auch alle Volkskräfte gelähmt sind. Die Loosung des aufgeklärten Despotismus lautete daher: „Alles für das Volk, nichts durch das Volk.“ Als der große Friedrich die Augen schloß, war es bald um seine preußische Schöpfung geschehen, obschon ein Hertzberg und Heinitz weiter Minister blieben — und tüchtigere hat Preußen selten gehabt.

Das Fürstenthum hat seit der Reformation die Geschicke Deutschlands entschieden, und bei ihm lag die thatsächliche Regierung, wie übel es immer um die Verwaltung der reichsritterschaftlichen Gebiete und der kleinen Reichsstädte und Reichsdörfer bestellt war. Selbst die Krummstabslande waren doch nur ein Zerrbild des Staates. Ohne die wehrlose Pfaffengasse des Rheines und die Zersplitterung der jenseitigen Landschaft (wo vielleicht 100 selbstständige Landesherrschaften im Gemenge lagen und das einst mächtigste Stammesherzogthum Lothringen nicht weniger als fünf Bisthümer, darunter die großen kurfürstlichen Erzstifte Cöln und Trier, auf seinem Gebiet entstehen sah), wäre die Ueberfluthung des deutschen Westens in der französischen Revolutionszeit nicht möglich gewesen. Die Fürstenrevolution des Jahres 1802 und der traurige Reichsdeputationshauptschluß von 1803, der die Rheinbundsfürsten und auch Preußen mit dem geistlichen und weltlichen Raube für ihre Vaterlandslosigkeit belohnte, waren nothwendige Folgen unserer staatlichen Auflösung. Der

selige deutsche Bund bewies sodann den Widersinn der Souveränität der Zahl nach verminderter Kleinstaaten, und 1866 und 1871 sahen wir wieder eine nothdürftige Einheit des alten deutschen Staates nach Außen. Daß Oesterreich ausgeschlossen werden mußte und somit das Slavomagyarenthum das zahlenmäßige Uebergewicht in der Ostmark erlangt hat, rächt sich jetzt bitter und läßt die österreichische Frage noch offen. Auch jetzt herrscht noch ein Dualismus zwischen dem Deutschthum innerhalb und außerhalb des kleindeutschen Reiches, das doch nur der feste staatliche Kern unseres Volkes ist. Aber selbst auf reichsdeutschem Boden ist die Staatseinheit noch nicht entschieden. Jeder junge Student beweist uns den bundesstaatlichen Charakter des Reiches und ist auch in der Lage, einen wenig erfreulichen Vergleich mit den beiden anderen germanischen Bundesstaaten zu ziehen. Der nordamerikanische Präsident und der schweizerische Bundesrath sind viel mächtiger als der deutsche Kaiser, dessen wirkliche Stärke in seiner Hausmacht liegt. Andererseits ist freilich die ausübende Gewalt eine solche Waffe, daß besonders im Verkehr mit dem Auslande und im Heerwesen selbst die schwerwiegende Thatsache ganz zurücktritt, daß der Souverän des Reichs der Bundesrath ist. Nicht Kaiser und Reich, sondern die Bundesfürsten sind die Träger dieser vielköpfigen Souveränität. Reuß ä. L. und selbst das halbmediatisirte Waldeck sind der preußischen Vormacht gleichberechtigt. Ja bei der absehbaren Vereinigung der beiden Reuß und Schwarzburg führen diese Ländchen je 2 Stimmen im Bundesrath, wo Preußen nur 17 zustehen, da ihm der Neid der Genossen nicht einmal noch zwei weitere elsaß-lothringische für den Kaiser als Landesherrn zugestehen wollte.

Die Reichsverfassung gab dem neuen deutschen Staate nur ein nothdürftiges Mindestmaß von Befugnissen über seine Glieder. Die Rechtseinheit, die aushülfsweise durch das gemeine Recht, ja selbst den Sachsenspiegel noch bis zum Erlaß des Bürgerlichen Gesetzbuches thatsächlich vorhanden war, ist in diesem Gesetzbuch nur höchst unvollkommen verwirklicht. Weite Reichsgebiete sind von der Wohlthat der einheitlichen Geltung aus nichtigen Gründen ausgeschlossen. Prüft man unsere Berggesetze, so ergiebt sich ein einheitliches Bergrecht, denn die Gesetzgeber haben Alle von einander abgeschrieben und die Abweichungen sind keineswegs durch landschaftliche Verhältnisse oder Stammeseigenthümlichkeiten verursacht. Preußen selbst zeigt durch die Hannoverische Provinzialgesetzgebung Verschiedenheiten, die sich aber lediglich durch das veraltete Welfenrecht erklären. Das Gleiche gilt vom Wasserrecht, das endlich für Preußen neu geordnet werden soll. Ist in diesem Bundesstaat bei einem so schwierigen Rechtsstoff Rechtsgleichheit zu erzielen, so besteht dieselbe Möglichkeit für das übrige kleinere Deutschland. Beim Grundrecht jammerte die Gelehrtenwelt, daß nunmehr Alles über einen Kamm geschoren werden sollte, und doch waren sich alle gleichzeitigen Hypothekenrechte ganz ähnlich. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war das Weimarische Hypothekengesetz unstreitig trotz allzugroßer Kasuistik, die aber eine rechtsgelehrte Mode war, das beste. Trotzdem war es doch nur eine geschickte Auswahl aus fremden Gesetzgebungen und aus dem sächsischen Recht. Freilich die Justizhoheit der Bundesstaaten fürchtet Eingriffe auf öffentlich rechtlichem Gebiete, da die einheitliche Regelung solcher Rechtsverhältnisse nicht zu vermeiden, vielmehr dringend erforderlich ist. Trotzdem ist das Privatreichsrecht noch ein Lichtblick in unseren berechtigten Einheitsbestrebungen, denen sich sogar in dieser Richtung nicht einmal der verflossene Bundestag entziehen konnte. Schon damals erhielten wir ein einheitliches und mustergültiges Wechsel-, Handels- und Seerecht. Also das neue Reich ist nur auf der bereits betretenen Bahn weitergeschritten und hat uns leider die volle Rechtseinheit noch nicht gebracht. Das öffentliche Recht ist naturgemäß bei der selbstständigen Eigenverwaltung der Bundesstaaten von der Einheit noch weniger berührt. Aber es ist bezeichnend, daß selbst beim gemeinsamen Recht unser Staat den Anforderungen der Rechtseinheit kaum entspricht, die man an einen Bundesstaat regelmäßig macht, obschon selbst der deutsche Staatenbund dieses harmlose Ziel erstrebte und die Uebereinstimmung des Handelsrechts auch wirklich erreichte.

Die praktische und staatsrechtliche Einheit beruht jedoch auf der Verwaltung durch Kaiser und Reich. So spricht das Reichsgericht von Reichs wegen und nicht im Namen des Kaisers Recht. Schlimmer liegt es bei der Reichszollverwaltung, die durch die Bundesstaaten ausgeübt wird, da das Reich seine verfassungsmäßige Zollgewalt bisher nicht geltend gemacht hat. Außer den obersten und ihnen nachgeordneten Reichsämtern ohne Unterbau ist das Reich nur im Postwesen selbstthätig, und für den größten Theil Süddeutschlands ist ihm sogar die Posthoheit vorenthalten, während doch noch im seligen Bund die kaiserliche Thurn- und Taxis'sche Post das Reichspostregal, freilich als Privatmonopol, ausübte. Bismarck's Reichseisenbahn scheiterte an dem Sondergeist der Bundesstaaten, die theilweise erst Staatsbahnen schufen, um jetzt nach Reichshülfe vergeblich zu rufen, da das gekränkte Preußen als Dank für sein damaliges vergebliches Anerbieten der Ueberlassung seiner Bahnen an das Reich nunmehr nicht auf die reiche Einnahmequelle verzichten will. Württemberg hat sich amtlich und in der Volksvertretung mit der Reichsbahn aus Furcht vor einer preußischen Eisenbahngemeinschaft befreundet und bloß Bayern diesen Gedanken in stolzem Bajuvarentrotz abgelehnt. Aber wie bald schmilzt das particularistische Eis vor der heißen Sonne der unzulänglichen Verzinsung der Eisenbahnschuld! In den Kleinstaaten pflegt man über den angeblich noch ärgeren preußischen Particularismus zu zetern, indem man vergißt, daß Preußen großmüthig sich den Zwerggebilden formell gleichgestellt und 1866 das verwirkte Staatsleben von Weimar, Meiningen und Reuß ä. L. geschont hat, da preußische Fürstinnen schützend ihre Hand über ihre Heimath hielten, was man in Mitteldeutschland nicht vergessen sollte. Aber die Großmacht Preußen kann nur dann im Reiche aufgehen, wenn die erlauchten Bundesgenossen zum hohen Adel in einem Fürstenhaus neben dem Reichstag unter dem Kaiser geworden, wozu sich die außerpreußischen Bundesregierungen so bald wohl kaum verstehen werden. Leider hat der Reichsgedanke bereits erhebliche Rückschritte gemacht, als Bismarck das bündische Centrum brauchte und sein Rücktritt das Vertrauen zum Reiche erschütterte. Die Reichsversicherung brachte uns nur Landesanstalten und schuf sogar in Durchbrechung der einheitlichen Rechtsprechung und Verwaltung Landesversicherungsämter, die, wie das Strelitz'sche ein würdiges Gegenstück zu diesem unvollkommenen Kleinstaat selbst sind. Die Gerichtsverfassung des Reichs duldete bisher ein oberstes Landesgericht in Bayern in Wettbewerb mit dem Reichsgericht, das auch jetzt noch nicht trotz Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches aufgehoben ist, indem man ihm allerhand Rechtsgebiete nicht allzu reichstreu vorbehält. Auch die gemeinsamen Oberlandesgerichte waren richtiger als Reichseinrichtungen gedacht, von solcher Richterverschwendung wie das eigene Oldenburgische ganz abgesehen. Eine derartige kleine Spruchbehörde muß das Ansehen solcher hohen Gerichte schädigen. Auch die Menge der bayerischen Oberlandesgerichte entspricht dem übermäßigen Beamtenapparat dieses Mittelstaates. Welch ein Unterschied besteht zwischen dem preußischen Landrath und dem bayerischen Bezirksamtmann, der für seine 10000 Seelen noch einen ständigen Assessor als Hülfsarbeiter hat und dem die Steuer durch eigene höhere Beamten, die Rentamtleute, entzogen ist, eine Thätigkeit, die gewöhnlich der preußische Kreiscassirer nicht schlechter besorgt.

Die Stärke eines jeden Staates beruht auf dem Heerwesen und seiner Schatzverwaltung. Wir haben nur bundesstaatliche Contingente, deren Zahl Preußen glücklicherweise

durch Sonderabmachungen vermindert hat, die jedoch das Reich nichts angehen. Für Bayern besteht im Frieden nur ein Aufsichtsrecht des Kaisers, erst mit der Kriegsbereitschaft tritt dessen Oberbefehl in Kraft. Die bundesstaatlichen Kriegsministerien für je 3 (Bayern), 2 (Sachsen) und 1 (Württemberg) Armeecorps sind unnütze Schmuckstücke, da das preußische Kriegsamt und der preußische Generalstab doch die eigentlichen Macher sind. Die Zölle sollten das Reich in seiner finanziellen Selbstständigkeit sichern und die Bundesstaaten zu interessirten Kostgängern des größeren Vaterlandes machen, um ihnen mit klingender Münze die Reichsfreudigkeit zu erhalten. Aber die unglückliche Caprivische Kanzlerschaft hat Bismarck's Absicht beeinträchtigt, und mit Recht beschweren sich die Bundesglieder über die Reichsansprüche, während sie selbst doch in ihrer Mehrzahl des Beistandes bedürftig sind. Hat das Reich ihr Sonderdasein trotz ihrer staatlichen Unzulänglichkeit gewährleistet, so ist es freilich auch zur Erhaltung des finanziellen Gleichgewichts verpflichtet, da die Kleinstaaten wichtige Culturzwecke kaum noch erfüllen können. Die ehrwürdige Hochschule der wettinischen Ernestiner ist ernstlich gefährdet und hat thatsächlich die Hülfe einer Privatstiftung annehmen müssen, um seinen Fortbestand zu sichern. Hier hat aber die Kleinstaaterei wirklich Großes geleistet, und der Untergang der Universität Jena wäre ein cultureller Verlust, zumal auf außerstaatlichem Gebiet unsere Zerrissenheit auch künftig noch Gutes wirken kann, wie die Kunststädte München und Dresden zeigen und Weimars Blüthe bewiesen hat. Hier wollen wir der unpolitischen Einheit und dem sie stützenden Preußenthum nicht das Wort reden, aber es handelt sich dabei auch nicht um rein staatliche Aufgaben. Während Bismarck's unerreichte diplomatische Staatskunst die Welt mit Bewunderung erfüllt und den deutschen Namen nach langer Schmach zu Ehren brachte, fristete die kleinstaatliche Diplomatie ihr kümmerliches Leben weiter, wenn auch die Mehrzahl der Bundesstaaten mit Rücksicht auf den Geldbeutel auf das kostspielige und allzunichtige Gesandtschaftsrecht verzichtete. Aber welch übeln Eindruck macht das Vorhandensein eines bayerischen Geschäftsträgers in Paris und Petersburg, zumal der freilich schon geisteskranke König Ludwig II. thatsächlich mit den Orleans Verbindungen anknüpfte, wobei die machtlosen Thronbewerber ihren Reichthum politisch zu französischen Zwecken ausnützen wollten. Die Bundestreue der betreffenden Regierungen ist zwar über jeden Verdacht erhaben, aber gelesene bayerische Blätter riefen aus Anlaß des jüngsten Telegrammwechsels den künftigen Herrscher als Schützer der bayerischen Unabhängigkeit und Befreier aus den preußischen Reichsbanden ziemlich offenherzig an. Bayern hat schon im 15. Jahrhundert das Reich zum ersten Mal an Frankreich verrathen und auf der Rheinbundszeit beruht seine gegenwärtige Größe. Nirgends ist also der Reichsbau einheitlich gefestigt, und überall sehen wir nur verheißungsvolle Anfänge, die aber unter der Regierung des dritten Kaisers eine rückläufige Bewegung angenommen haben, worüber uns belanglose Aeußerlichkeiten, wie die dreifarbige Cocarde für alle Heerestheile und der preußische Helm nicht täuschen dürfen. Die Erreichung der Reichspostmarke für Württemberg ist doch ein zu dürftiges Ergebniß. Auch beruht die anerkennungswerthe Reichsfreundschaft des schwäbischen Königs zum Theil auf der gerechtfertigten Befürchtung von einer ultramontanen und damit reichsfeindlichen Herrschaft des zur Nachfolge berufenen katholischen herzoglichen Zweiges.

Trotzdem ist Treitschke's hoffnungsstarkes Wort berechtigt, wie wurzelfest auch die dynastischen und landschaftlichen Bestrebungen sind und wie kräftig die Reichverdrossenheit im außerpreußischen Deutschland aus bekannten Gründen in's Kraut geschossen ist. Berlin trägt die Schuld an der Befestigung des schon geschwundenen Particularismus, ohne daß die amtliche Reichsleitung irgendwie gefehlt hätte. Sie hat vielmehr zur Ausgleichung der entstandenen Gegensätze allzu milde Seiten gegenüber den Bundesregierungen anschlagen müssen und das gute Recht des Reichs auf Einheit der Post und Eisenbahn und eigene Zollverwaltung bisher nicht durchsetzen können. Die preußische Uebermacht muß jedoch den Gliedern die Wahl vor die Augen stellen entweder von Preußen auf gewissen Gebieten erdrückt zu werden oder freiwillig dem Reiche zugeben, was dessen Wohlfahrt erheischt. An jeder Reichseinrichtung ist selbst der schwächste Bundesstaat betheiligt und hat ein staatliches Anrecht. Eine preußische Gemeinschaft ist ein Bund, wo die übrigen Mitglieder staatlich ausgeschaltet werden, weil sie weder leistungs- noch lebensfähig sind. Ihr staatliches Dasein ist nur noch im Rahmen des Reiches möglich, und sie können nicht verlangen, daß der einzige wirkliche Staat Deutschlands, die preußische Vormacht, zu Gunsten der kleinen Bundesgenossen abdankt. Macht ist stets vor Recht gegangen. Nach diesem Erfahrungssatz haben die Vorfahren der heutigen Bundesfürsten gehandelt, als sie sich aus dynastischem Kraftgefühl wider Kaiser und Reich auflehnten und schließlich zu Schaden unseres Volkes eine Scheinsouveränität erlangten, die ihnen jetzt sogar das neue Reich ziemlich unverdientermaßen auf ewig gewährleistet. Es giebt aber auch im Staatsleben nur eine fortschreitende Bewegung, jeder Stillstand ist Rückschritt und würde zum Zerfall unseres jungen Staatsgebäudes führen. Aber für die Dynastien ist selbst der eingefleischteste Particularist nicht mehr zu haben, sobald unser Volksthum darunter leiden würde. Die wirthschaftlichen Kämpfe der Gegenwart thun die Einheit unseres Volkslebens dar, und nur auf breiter nationaler Grundlage ist ein Staatswesen noch dauernd möglich. Die habsburgische Monarchie zerfällt, wenn sie nicht wieder ihren deutschen Beruf aufnimmt und der geschichtlichen deutschen Vorherrschaft in ihrem Völkergewimmel zum Siege verhülft. Schon schielen ihre Deutschen sehnsüchtig nach unserem Reiche, das doch selber keinen erfreulichen Anblick in seiner fortdauernden dynastischen Zerrissenheit bietet. Die Stammesart verbindet alle Thüringer, die noch acht Herrscher, darunter den preußischen König besitzen, und der königlich bayerische Franke bedankt sich bestens für die oberbayerische Grobheit und kirchliche Verdummung. Das Bundesfürstenthum hat seine Reichspflichten getreulicher als das im Reichstag vertretene Volk erfüllt; hoffen wir, daß nun auch das Volk an das Reich denkt und den Traum des deutschen Staates verwirklicht, den unsere Fürsten Dank der Hülfe des dabei sich bereichernden Auslandes einst zerstört haben, während unsere Nachbarn sich längst eines festen staatlichen Gefüges in Uebereinstimmung mit ihren nationalen Grenzen erfreuen. Das selbstgefällige und eigennützige Gerede von der Schonung und Berechtigung der Stammeseigenart wird gerade durch die dynastische Zerklüftung unseres Vaterlandes Lügen gestraft, denn es giebt wohl bayerische Unterthanen, aber keinen das junge Königreich erfüllenden Volksstamm, in dessen Gebiet vielmehr jetzt Bayern, Franken und Schwaben hausen, während die Mehrheit der echten Bajuvaren im Erzherzogthum Oesterreich und den Alpenlanden von Krain bis Tirol sitzt. Ja, die Deutschen der böhmischen Randgebirge sind sitzengebliebene Markomannen und daher Bajuvaren reinsten Geblüts. Von fürstlich Reußischer ä. L. Stammeseigenthümlichkeit weiß ja der Kladderadatsch Ergötzliches zu erzählen, aber die Heimathskunde kann keinen Unterschied zwischen diesen Ostthüringern und deren gleichfalls thüringischen Brüdern in Meißen oder deren westlichen Landesgenossen im Herzogthum Gotha entdecken. Dagegen ist der Rhöner trotz Weimarischer Staatsangehörigkeit ein Chatte. Freilich ist die angestammte Mannentreue des Deutschen gegen sein heimathliches Fürstenhaus ein schöner und sprichwörtlicher Zug, den wir nur zur höchsten volklichen Pflicht, zur Liebe zum Reiche erweitern wollen. Die dynastische Unterthanenschaft ist ein geschichtlicher und häufig kaum rühmlicher Zufall. Nur die kleinen Bundes-

fürsten, wie die Schwarzburger, können sich rühmen, stets auf ihren alten Erde gesessen zu haben, das die erst emporgekommenen Wettiner schon in früher Zeit arg beschnitten haben. Alle größeren Bundesstaaten, Preußen voran, sind zusammengeheirathet und geraubt, nicht immer unter dem stolzen Kriegsrecht, wie Schlesien. Als Preußen die westfälischen Stiftslande und das Eichsfeld mit Erfurt besetzte, war diese Erwerbung eine Napoleonische Gnade und der Dank für den schmählichen Baseler Frieden. Es stand in dieser Hinsicht völlig den Rheinbündlern gleich und wurde wie diese von Bonaparte abwechselnd mit Peitsche und Zuckerbrod behandelt. Doch wir müssen uns auf den Boden der Thatsachen stellen und mit den heutigen Größen rechnen. Preußen war schließlich bis 1866 doch glückhafter als die früheren Rheinbündler und hat es für sein Opfer auch verdient. Auf Preußen ruht das Reich. Zetern die sonst hülflosen Genossen über das räuberische Preußen, so kann sie nur das Reich schützen, dem sie ja auch ehedem ihre verhältnißmäßige Unabhängigkeit entrissen haben. Preußen kann allein bestehen, die übrigen Bundesglieder nicht, ja nicht einmal Bayern. Wie die deutschen Außenlande, die Schweiz, Belgien und Holland Anschluß an das Volksganze einst suchen müssen, so ist die Zeit der verbündeten Kleinstaaten ebenfalls abgelaufen, mag jetzt auch bei der gelegentlichen Unzufriedenheit gegen den thatsächlichen Träger der Reichsgewalt der particularistische Weizen blühen, zumal auch der preußische Sondersinn verwerflich ist. Selbst die Reichslande sind durch das Ungeschick der Reichsleitung zu einem neuen Kleinstaat geworden, aber immerhin ist der Kaiser der Landesherr. Der volkliche Zug drängt zur festeren Einheit, und nicht bloß die schwatzenden Demokraten von 1848, wo die deutschen Throne bedenklich schwankten, erkennen nur in der Staatseinheit unseres Volkes in Europa das Heil unseres Stammes.

Was nun?

Von Julius Patzelt (Wien).

Das österreichische Abgeordnetenhaus ist bereits über vier Wochen versammelt, ohne daß es gelungen wäre, die Dornenhecke von Dringlichkeitsanträgen zu durchbrechen, die seine Tagesordnung umgiebt. Der parlamentarische Betrieb stockt, die Mühle klappert leer, und wenn das in Ansehung österreichischer Verhältnisse auch weder erstaunlich noch besonders beunruhigend ist, so wird dadurch doch in parlamentarischen, mehr aber noch in außerparlamentarischen Kreisen die Frage „Was nun?“ wieder zur Discussion gestellt. Die Geister Aller, die sich zur Rettung des österreichischen Staates berufen glauben und nur noch ihrer Erwählung harren, regen die Flügel, und die Regierung hat Mühe, alle die guten Freunde abzuwehren, die ihr selbstverständlich ganz uneigennützig ein sicher wirkendes Recept gegen den morbus austriacus in die Hand drücken wollen. Natürlich kommen dabei die ältesten Ladenhüter aus den unterschiedlichen Parteiapotheken auf den Markt, wobei als absolutes Universalheilmittel die Parlamentarisierung des gegenwärtigen Beamtencabinets sich ganz besonderer Beliebtheit erfreut.

Herr v. Koerber soll Cabinetschef bleiben, die übrigen Portefeuilles aber sollen an deutsche, tschechische und polnische Parteiführer vergeben werden. So lautet die geläufigste aller Combinationen. Auf ihre Einzelheiten einzugehen verlohnt sich nicht, nur der grundsätzlichen Frage, ob eine parlamentarische Majoritätsregierung zur Zeit in Oesterreich überhaupt möglich ist, seien einige Bemerkungen gewidmet. Bisher haben sich Parlamentarier als Minister in Oesterreich nicht bewährt, und der Zustand der Parteien läßt nicht annehmen, daß es in dieser Beziehung besser geworden wäre. Ganz abgesehen davon aber würde ein Coalitionscabinet auch in politischer Hinsicht nicht leistungsfähig sein. Die Probe darauf hat man ja bereits mit dem Ministerium Windischgrätz-Plener gemacht. Die dabei in Betracht kommenden Verhältnisse liegen aber heute weit ungünstiger als damals. Seitdem ist die Sprachenfrage in der schlimmsten Form acut geworden und haben Deutsche und Tschechen in der Obstruction das Mittel gefunden, diese jede gesetzgeberische Thätigkeit hemmende Angelegenheit auf der Tagesordnung zu erhalten. Nach dem Geständnisse beider streitenden Theile ist aber die Sprachenfrage eine Angelegenheit, die nicht durch parlamentarische Mehrheitsbeschlüsse entschieden werden könne, woraus logischer Weise folgt, daß die Umwandlung des Ministeriums Koerber in ein parlamentarisches Cabinet nur auf Grund einer allgemein anerkannten Verständigung der Deutschen und Tschechen in der Sprachenfrage erfolgen könnte. Gerade dafür ist aber bei der Strömung in beiden Lagern keine Aussicht vorhanden. Die Väter der Coalitionsidee planen deßhalb auch gar keine solche Verständigung von vornherein, sondern beruhigen den neugierigen Frager mit der Versicherung, daß die Verständigung schon von selbst kommen werde, sobald nur die berufenen und dann auch erwählten Parteiführer im Ministerium beisammen sitzen werden. Das ist mindestens eine arge Selbsttäuschung, denn schon nach acht Tagen würde die deutsche Minorität im Ministerrathe, dem Druck der deutschen Parteien folgend, sich in der Opposition befinden, die gegenwärtige günstige politische Lage der Deutschen wäre verscherzt, und das Vergnügen, zwei deutsche Parteiführer im Cabinet sitzen zu sehen, wäre damit etwas theuer bezahlt. Die deutsche Bevölkerung steht deßhalb auch dieser Art Projectenmacherei sehr skeptisch, wenn nicht geradezu ablehnend gegenüber. Sie hat es überhaupt verlernt, von den großen politischen Parteien etwas zu hoffen, sie will nachgerade Ruhe und Ordnung haben; durch welche Mittel, ist ihr ziemlich gleichgiltig. Auch darin liegt aber eine nicht zu unterschätzende Gefahr in nationaler und staatlicher Beziehung.

Der fortgesetzte Scandal im Abgeordnetenhause, die Obstruction hemmen alle gesetzgeberische Thätigkeit. Scandal und Obstruction werden aber durch die lückenhafte Geschäftsordnung des Abgeordnetenhauses ermöglicht, also muß die Geschäftsordnung abgeändert werden, wenn nicht mit dem Abgeordnetenhause, so gegen das Abgeordnetenhaus. Der Schluß scheint klar und logisch zu sein, allein es fehlt ein Glied in der Kette. Der constitutionelle Formalismus hat durch die Schuld des österreichischen Abgeordnetenhauses bereits so viel an Werth eingebüßt, daß kein österreichischer Politiker zögern würde, sich über die verfassungsmäßigen Formen hinwegzusetzen, wenn er dadurch hoffen kann, der Verfassung wieder einen lebendigen Inhalt zu geben, d. h. die Arbeitsfähigkeit des Parlamentes dauernd zu sichern. Dieses Ziel scheint mir jedoch durch die Octroyirung einer neuen entsprechenden Geschäftsordnung des Abgeordnetenhauses nicht erreichbar zu sein. Was wäre — das ist doch die erste Frage — die nächste Folge einer solchen Octroyirung? Die parlamentarische Herrschaft der alten „Rechten“ ist durch die deutsche Obstruction zertrümmert worden. Die Reconstruction der „Rechten“ scheiterte aber bisher an der jungtschechischen Obstructionspolitik, die die Polen nicht mitmachen können und wollen. Würde nun durch eine neue Geschäftsordnung die Obstruction ausgeschlossen oder wesentlich erschwert werden, so wäre die nächste Folge davon der Wiederzusammenschluß der alten Rechten, die dann auch unter dem Schutze der neuen Geschäftsordnung nicht zögern würde, sich als Majoritätsregierung zu installiren, um die Sprachenfrage durch einen Majoritätsbeschluß in ihrem Sinne zu regeln. Es ist wahrscheinlich, daß auch dann die Deutschen, zum Aeußersten getrieben, Mittel und Wege finden würden, den Reichsrath

zu sprengen, allein das Endresultat wäre für die Deutschen eine mehr oder minder lange Gewaltherrschaft einer ihrer feindlichen Majorität, für den Staat aber eine Katastrophe, schlimmer als die unter Badeni hereingebrochene. Die Forderung nach einer zweckentsprechenden Revision der Geschäftsordnung des Abgeordnetenhauses hat gewiß viel für sich, ja der Tiefstand der parlamentarischen Sitten in Oesterreich und die Nothwendigkeit wirthschaftlicher Reformarbeit fordern sie geradezu, allein man darf dabei nicht übersehen, daß der damit gewollte Zweck nur dann erreicht werden kann, wenn gleichzeitig auch die Ursache der Obstruction, die ungelöste Sprachenfrage, beseitigt wird. Wenn es richtig ist, daß der Volksvertretung ein Antheil an der Regierung gebührt, dann wird ihr Streben darnach so lange zu Krisen führen, als angesichts der strittigen Sprachenfrage die einzelnen parlamentarischen Gruppen ihren Hauptberuf darin erblicken, die von ihnen befürwortete Lösung der Sprachenfrage einander aufzuzwingen. Da aber andererseits der Fractionsgeist und die vielfachen Spaltungen im tschechischen und im deutschen Lager ein Compromiß in dieser Sache ausschließen, so ergiebt sich von selbst der Schluß, daß die Zustände im österreichischen Parlamente nur von außen her sanirt werden können und zwar durch eine autoritative Entscheidung der Krone in der Sprachenfrage, die als der andere constitutionelle Factor die Pflicht hat einzugreifen, wenn das Parlament in Folge eigener Unfähigkeit versagt. — Man glaube nicht, daß eine solche Entwickelung der Dinge in der Bevölkerung auf erheblichen Widerstand stoßen würde. Die Lösung der Sprachenfrage kann der Natur der Dinge nach nur eine autoritative, dictatorische sein, auch wenn sie durch das Parlament erfolgt, da eine Einstimmigkeit ausgeschlossen ist. Das Parlament genießt aber einerseits als eine in seiner Zusammensetzung veränderliche Erscheinung, andererseits aber in Folge seiner eigenen Zuchtlosigkeit in der Bevölkerung lange nicht die Autorität wie die Krone. Man würde eine gerechte und billige Entscheidung in der Sprachenfrage als das Ende eines Jahrzehnte langen, wirthschaftlich ruinösen Kampfes mit Befriedigung begrüßen und nichts dagegen einzuwenden haben, wenn gleichzeitig auch dem Abgeordnetenhause eine neue Geschäftsordnung octroyirt würde, um dort eine geordnete Thätigkeit herbeizuführen, nachdem jenes Streitobject beseitigt worden ist, das bis dahin die Gruppirung der Parteien des Hauses ausschließlich bestimmte und sie in eine brutale Majorisirung in einer Lebensfrage der Nationen auslaufen ließ.

Anders als in dieser Weise läßt die Frage: Was nun? sich kaum beantworten. Ob man in den maßgebenden Wiener Kreisen die Energie dazu finden wird, ist allerdings eine andere Frage. Grundsätzlichen Entscheidungen aus dem Wege zu gehen, war von jeher österreichische Maxime, und die Formen verfassungsmäßigen Lebens standen immer in höherem Ansehen als sein Inhalt. Im deutschen Reiche hat man aber ein sehr wesentliches Interesse an der Beseitigung der inneren Krise in Oesterreich, sofern die Entscheidung der Krone das Recht der Deutschen, überall in seiner Sprache Recht zu finden, nicht berühren und im staatlichen Interesse die deutsche Geschäftssprache des Staates codificiren würde, wie dies in dem letzten Koerber'schen Entwurfe angedeutet ist. Denn es läßt sich nicht verkennen, daß nachgerade auch die materielle Bündnißfähigkeit Oesterreich-Ungarns unter der inneren Krise leidet, die neuestens auch der nothwendigen Verstärkung der Wehrmacht der Monarchie Hindernisse in den Weg legt, deren Bewältigung noch nicht abzusehen ist.

Literatur und Kunst.

Wilhelm Hauff.

Von Alfred Semerau (Charlottenburg).

Macaulay hat einmal von Oliver Goldsmith gesagt: „Es hat viele größere Schriftsteller gegeben, aber vielleicht nicht einen, der immer so durchaus liebenswürdig gewesen wäre.“ Diese Worte scheinen, wenn man Wilhelm Hauff's Persönlichkeit und Werke kennt, auch für diesen so jung verstorbenen schwäbischen Dichter geprägt zu sein, dessen Andenken zu erneuern wir an seinem hundertsten Geburtstag Gelegenheit finden. Am 29. November 1802 wurde Hauff geboren, am 18. November 1827 starb er; und in der kurzen Zeit von kaum drei Jahren hat er Alles geschrieben, was sein Andenken auf uns gebracht hat.

Es giebt einen Brief von Wilhelm Hauff an seinen Jugendfreund Moritz Pfaff, einen Brief, der, nach seiner Hochzeit geschrieben, sehr charakteristisch für den Dichter ist, der damals nicht ahnte, daß seinem Glück schon die Grenze gesteckt war: „Mein Moritz! Ich habe viele Bilder in diesem Leben gesehen, gedacht, auch wohl erfunden und niedergeschrieben, aber keines hat mir so gefallen wie ein „Stillleben“, das ich Dir beschreiben will. Denk' Dir ein kleines warmes Stübchen; es ist tief am Abend und die Kerze auf dem Tische beinahe abgebrannt. Eine Thür ist geöffnet in ein Schlafzimmer, (was an zwei Betten bemerklich) vielleicht um dort ein wenig warm zu halten. Auf dem Sopha hinter dem Tisch und dem Stümpschen Licht sitzt ein Mann im Pelzschlafrock: er schreibt. Neben ihm sitzt eine junge Frau; sie hat das Strickzeug in den Schooß sinken lassen. Sie heftet ihr Auge voll Liebe auf den Schreibenden, sie scheint über ihn nachzudenken, und das Licht, das auf ihre angenehmen Züge fällt, zeigt, daß ihre Gedanken ein zufriedenes glückliches Resultat geben können. — Jetzt sieht der Mann von seiner Arbeit auf, er sieht die Frau voll Wonne an, und — Du, wenn Du zufällig statt des Mondes in's Stübchen schautest, würdest Deinen glücklichen Freund erkennen. Mein Lieber, ich bin froh, daß ich um zweitausend Jahre nach Polykrates geboren bin und keinem Aberglauben mehr anheimfalle, sonst müßte mich mitten im Glück der furchtbar mahnende Gedanke traurig machen, „noch Keinen sah ich glücklich enden, auf den mit immer vollen Händen die Götter ihre Gaben streu'n.“ Ich bin so jung, ich habe viel Glück gehabt in der Welt. Oder ist es nicht ein Glück, daß ich bei so ausgezeichneter Anlage zum Leichtsinn, zum Trunk, Spiel und Lüge, bei einer Anlage, die sich so frühe Bahn brach, wo hundert Andere zu Grunde gehen, ehe sie noch das eigentliche Leben kennen lernten, in diesem Klosterpferch nicht zu Grunde ging, daß ich eine schwächliche, aber höhere Natur auf wunderbare Weise noch rettete? War ich nicht auf dem äußersten Rande, durch Rede und That gemein zu sein, und hat mir nicht ein edlerer Sinn hin und wieder die Wagschale gehalten? Hab' ich nicht mit Leichtsinn ein Band geknüpft, das mich fesselte, ohne zu überdenken, ob denn auch der Stand für mich passe, für welchen man mich erzog? Hätten nicht Andere das leichtgeknüpfte Band wieder zerrissen, wie man eine Feriensuite vergißt? Wer hat mich davor bewahrt? Wer hat mir diesen Stern der Liebe erhalten, der über meinem Leben wie eine Sonne leuchtet? Ich fühle es, ich wurzelte vorher nicht auf dieser Erde, die Liebe zu diesem liebenswürdigen Wesen hat mich gelehrt, über mich selbst zu denken, hat mir die Kraft gegeben, mir eine Bahn zu brechen, eine Kraft, die mir bis heute unerklärlich ist. In welch' anderem Lande Europas, wenn es nicht Lappland ist, stehen dem jungen Manne so viele Hindernisse entgegen, öffentlich aufzutreten, als in diesem lieben Schwaben? Hergebrachte Vorurtheile und Erziehung machen

uns furchtsam und schüchtern. Unsere Sprache, unsere Gewohnheiten, die Sitten unserer Männer und Frauen sind Schranken, die unüberwindlich erscheinen. Ich darf sagen, ich habe sie wie ein Spielzeug zertrümmert, und mit dem ersten Schritt, den ich gethan, habe ich mir einen nicht unwürdigen Platz und eine Stimme erworben, die gültig ist, soweit man unsere Sprache spricht. Und, damit ich nicht wie ein Drache, aus Druckpapier gefertigt, einige Ruthen hoch der Sonne zufahre, um ebenso schnell zu sinken, hat mir das Glück die Möglichkeit bescheert, einen eigenen Herd zu bauen und das Flügelroß im häuslichen Stall einzustellen. Und wenn ich dies Alles so bedenke, wodurch habe ich so Schönes verdient? Woher die Kraft des Willens, etwas im Großen durchzusetzen, bei der sanftigen Schwäche der Natur? Woher dieses Glück, das mich zu Hause wie aus entfernten Ländern jede Woche, jeden Tag besucht? — Es könnte noch einen Raum geben, der nicht ausgefüllt wäre; das Sprichwort sagt: „Getheilte Freude ist doppelte Freude“. Es könnten mir Freunde mangeln, die mit mir fühlen, mit mir sich freuen; ich könnte mit meinem lieben Weibe allein verlassen stehen; und auch hier, wie gütig hat es ein wundervolles Schicksal mit mir gemeint! Wie manche Freundschaften bläst der Wind des Zufalls zusammen, um — um sie ebenso schnell zu verwehen, und mir mußte es glücken, Freunde zu gewinnen, deren Liebe meine Asche überdauern wird.“

In diesem Briefe hat man die ganze Persönlichkeit Hauff's: seine Liebenswürdigkeit, seinen Sinn für die Häuslichkeit, wie ihn alle schwäbischen Poeten bekundet haben, seine Bescheidenheit und sein Selbstbewußtsein, seine Anhänglichkeit und Dankbarkeit, sein Anschmiegungsbedürfniß. Daneben spricht sich im Brief, wo er von Verirrungen und Lastern spricht, auch doch eine gewisse Uebertriebenheit aus; gewiß kein renommirender Zug, aber doch etwas, was fast an die Renommage reicht. Erschienen dem Fünfundzwanzigjährigen wirklich seine Jugendstreiche und Studentenstallheiten so groß und arg? Wiewohl überhaupt, vergrößerte die Erinnerung ihm das Gute und das Schlimme. Geht man sein Leben durch, so weit man es genau verfolgen kann, so findet man, daß ein frischfroher Sinn ihn niemals im Stiche ließ, daß er Alles mitmachte, was das Leben ihm wie der genußfrohen Jugend überhaupt entgegentrug; daß er sich des schönen Daseins auf dieser Erde freute, daß aber schließlich auch seine Jugendlust sich immer in Schranken hielt.

Mitten in dem Glück, von dem sein Brief so überzeugend zu erzählen weiß, ist Hauff gestorben, genannt, bekannt in einem Alter, wo Andere erst anfangen, thätig zu sein. Mißgeschick und Leiden hat ihm das Schicksal erspart, und Hölderlin's Worte kommen uns bei Betrachtung seines Lebens in den Sinn: „Oft hab' ich gehört, es sollen die Lieblinge des Himmels früh, auf daß sie sterblich Glück und Leid und Alter nicht erfahren.“

Jung ist er gestorben, und er lebte im Gedächtniß der Späteren als ein Jüngling, dem spielend gelang, woran Andere Zeit, Geduld und Kraft setzen müssen, als ein Jüngling, der große Erwartung erweckt hatte und noch größere Hoffnungen zerstörte, da er so früh schied. War nicht Alles, was er gab, nur ein Versprechen, daß die Zukunft von ihm noch Größeres zeitigen würde? Was erhoffte man nicht Alles von ihm nach seinen so vielversprechenden Anfängen! Wären all' diese Hoffnungen auch nur zum Theil in Erfüllung gegangen? Müßige Fragen! Vielleicht war gerade das sein Glück, daß er ging in seiner Jugend, und alle Zukunftswünsche in's Grab nahm. So steht er denn da als ein Woller und als Könner. Man sagt von ihm: Er wäre erst groß geworden, und bedeutend, ein Deuter der Herzen, ein Künder der Seelen. Wir kennen erst seine Anfänge. Das Beste und Reifste zu geben gönnte ihm der Tod nicht.

Ein Dichter der Jugend ist er, und er gehört unter die Classiker oder vielmehr er wird unter sie gerechnet neben Körner, mit demselben Recht wie Körner. Er zählt zu den Classikern, die am Meisten gekauft und auch am Meisten gelesen werden. Denn wer kann ihn nicht lesen? Kann ihn nicht selbst der um das Seelenheil seiner Kinder besorgte Vater unbedenklich Jungen und Mädchen in die Hand geben? Wessen Unschuld würden die Novellen, der Lichtenstein, die Märchen gefährden? Wer vermag die Jugend besser und edler zu beschäftigen, zu fesseln? Er ist der Dichter der Jugend. Er schrieb, als hätte er die Jungen zu Lesern, als hätte er nur für die zu arbeiten, und leicht floß ihm aus der Feder Erzählung nach Erzählung, von selbst kam ihm der Stoff, spielend enthüllte er den Reichthum seiner Phantasie, und intensive Arbeitsconcentration schien er nicht nöthig zu haben. Wie ungerufen fast kamen ihm Bilder auf Bilder in solcher Fülle, daß er unter ihnen nur zu wählen brauchte.

Diese Mühelosigkeit der Arbeit empfinden wir bei Allem, was wir von ihm auch lesen. Nicht reich und nicht tief ist seine Gedankenwelt, der Sinn für psychologische Probleme ist ihm nicht gegeben, die großen Kämpfe des Gewissens und des Geistes beschäftigen ihn nicht. Vielleicht hätte sich das Alles später bei ihm gezeigt, jetzt scheint er für diese Dinge zu jung, zu glücklich. Und diese Jugend, dieses Glück, das sich wieder und wieder offenbart, läßt uns vergessen, was er nicht hat und nicht hat geben können. Wir treten an seine Werke mit einem liebenswürdigen Vorurtheil heran, wir wissen, was uns geboten wird, und nehmen damit dankbar vorlieb.

Wir kümmern uns wenig darum, daß hier die Gestalten nur angelegt, kaum skizzirt sind, daß dort die Begründung der Wahrscheinlichkeit ermangelt, daß anderswo die Lösung der befriedigenden Wirkung entbehrt; darüber sehen wir fort und freuen uns an dem leicht quellenden Fluß der Erzählungen, an der Anmuth und an der Liebenswürdigkeit, mit der der Dichter zu erzählen weiß und uns, ohne daß wir es merken, für sich gewinnt. Die Jugend, die aus seinen Werken spricht, zwingt uns in ihren Bann, und ohne Kritik hören wir dem Dichter zu. Wäre auch da eine Kritik am Platze, wo wir solche Anspruchslosigkeit finden? Er will ja nur erzählen, erzählen, darum hört ihm zu!

Wieviel Dichter hat Schwaben nicht hervorgebracht! Nennen will ich nur Hölderlin, Uhland, Kerner, Mörike, Waiblinger — aber steht nicht Wilhelm Hauff unter ihnen als ein Fremder? Er ist so ganz anders wie die Alle. Er sieht nach außen, hinein in die lachende, schöne Welt, seine Augen sind ganz in Anspruch genommen von den vielen fesselnden Bildern, die sich ihm entrollen, er hat keine Muße, sich zu sammeln, die Augen jener anderen inneren Welt zuzuwenden und deren Tiefen und Geheimnisse zu ergründen. Alles liegt klar, deutlich, scharf, umrissen vor ihm, und so wie er sieht, so schreibt er. Nichts Mystisches giebt es für ihn, auch im Märchen nicht. Seine Märchen entbehren eigentlich des wirklich Märchenhaften. Wir haben immer das Gefühl: Du stehst, wenn Du bei ihm bist, mit Deinen Füßen fest auf der Erde.

Eine reiche, leicht quellende Phantasie ist ihm eigen; genährt in früher Jugend schon durch eine wahllose Lesewuth, die in gleicher Weise Gutes und Schlechtes verschlang, ohne freilich Schaden zu nehmen. Clauren las der Junge in des Großvaters Büchersaal, den pikanten Modeschriftsteller, und die Schauerromane der Spieß, Kramer und Genossen; aus dem Gelesenen formte er sich seine ersten Geschichts- und Märchengebilde und tischte sie seiner Schwester und deren Freundinnen auf. Eine Freude machte es ihm, seine staunenden Zuhörerschaft zu spannen und durch seine Sensationen aufzuregen. Lange dachte er nicht daran, daß in ihm etwas vom Erzähler steckte. Er sollte Pfarrer werden, das war so vorher bestimmt, und Hauff hatte nichts dagegen einzuwenden, machte die Schulen recht und schlecht durch, kam in's Tübinger Stift, machte sein Examen und füllte die Jahre bis

zu seiner Anstellung durch Annahme einer gut dotirten Hauslehrerstelle aus. In dieser Zeit, aber doch auch eigentlich noch nebenbei und ohne Rücksicht auf die Zukunft, begann er schriftstellerisch thätig zu werden. Der Erfolg, dessen er sich bereits durch seine ersten Werke zu erfreuen hatte, bestimmte ihn bald, alle Gedanken an eine weitere theologische Laufbahn aufzugeben und sich ganz seinen poetischen Arbeiten zu widmen.

Hauff ist Erzähler, nur Erzähler muß man sagen, wiewohl er zwei schöne Lieder geschaffen, die ganz Valkseigenthum gewarden sind, jene beiden, die sich von all seinen Gedichten halten werden: „Morgenrath" und „Steh ich in finst'rer Mitternacht". Novellist ist Hauff, genauer gesagt, und Märchenerzähler. Man kann ihm seine Vorbilder nachweisen, E. Th. A. Hoffmann, Jean Paul, auch von dem von ihm so arg mitgenammenen Clauren hat er Manches angenammen. Aber niemals hat er sich sclavisch an seine Muster gehalten in dem Sinne, daß er sie nachgeahmt hätte, er hat sie nur auf sich wirken lassen und die Einflüsse in durchaus selbstständiger Weise verarbeitet. Gelernt hat er von ihnen, sie aber nie copirt. Bei aller Achtung, die man vor seinem Talent haben muß, muß man sich hüten, ihn auf eine zu hohe Stufe zu stellen, ein Genie ist er nicht gewesen, van origineller Kunst und Tiefe war er nicht. Doch mehr als ein gewöhnlicher Unterhaltungsschriftsteller, der es auf nichts weiter absieht als auf Ausfüllung einiger müßiger Stunden, war Wilhelm Hauff. Von nicht alltäglicher Natur muß diese spielende Praductionslust gewesen sein, die so leicht bewegliche Phantasie, diese glückliche Gestaltungskraft. Das Alles hat ihn zu dem bevarzugten Dichter der Jugend gemacht, die sein Andenken frisch und in Ehren hält.

Martin Greif's Neue Lieder und Mären.*)

Von Franz Sandvoß (Weimar).

Der alte Goethe hat sich die angeblich zahme Xenie zum Troste hingeschrieben:

> „Sie wollten Dir keinen Beifall gönnen,
> Du warst niemals nach ihrem Sinn!
> Hätten sie mich beurtheilen können,
> So wär' ich nicht, was ich bin."

Das Wort darf auch dem unermüdeten Dichter Martin Greif trostvoll sein. Das mir varliegende Buch ist eine Altersgabe, ein „Divan", wenn auch kein west-östlicher, denn Hermann Frey, der sich als Poet zu Martin Greif umtaufte, ist am 18. Juni 1839 geboren, steht also im 64sten Lebensjahre. Da weiß man denn, und der deutsche Dichter voraus, daß das Altwerden gar zu herrlich wäre, wenn nicht für eine alltägliche kleine Dose van Aerger und Ekel gesorgt wäre.

Feuilletons! Laßt uns ein Wenig blättern. Darnach benamsete sich das Tischlein in den Salons, worauf die literarischen Neuheiten und Bildermappen ausgelegt waren, und davon hat unser heutiges Zeitungs-Feuilleton, dem das ehhanden gegangen ist, noch seinen Naamen. Feuilletons un peu! — Der ruhige Genuß des Ganzen sei für die Weihnachtsstille aufgespart! Wenigstens der Schreiber dieser Zeilen hat bis dahin noch gar Mancherlei kritisch abzuwandeln.

Schan gleich das wunderschöne Pragrammgedicht legt der Muse die tröstlichen Worte in den Mund und spricht damit zugleich absichtslos den ganzen Grundgehalt der Weisheit des Brahmanen unseres herrlichen Friedrich Rückert aus:

> „Da Du lerntest zu verzichten,
> Braucht Dir nimmer bang zu sein:
> Nicht auf jene, die Dich richten,
> Achte auf Dein Volk allein!"
>
> „Aus dem Herzen wirst Du singen
> Manchem, der Dein Lied vernimmt,
> Und so wird es weiter klingen,
> Schlicht, wie Du es angestimmt."

Schlicht — damit ist der Grundcharakter oder der Charaktergruad aller Greif'schen Lyrik, die daher so gar unmodern erscheinen mag, ausgesprochen. Die Zeit scheint ja nur noch Pointen, Witzraketen, parfümirte Zötchen, Feuerwerksgeprassel und Knalleffecte zu lieben und zu bedürfen. Lassen wir das der lieben Zeit einstweilen, denn morgen ist schon nicht mehr Gegenwart!

Man hat Greifen wahl vorgeworfen, es habe ihm oft an Selbstkritik gefehlt. Das ist bald gesagt — Selbstkritik. Wer weiß denn, was Alles ihr dennoch zum Opfer gefallen ist? Und wir, die wir begierig jedes vom Tische unserer graßen (und mittelgroßen) Dichter gefallene Bröselein aufscharren und an die graße Glocke der Mittheilungen aus dem Goethe und Schiller-Archiv hängen, wir wollen dem Lebenden vorschreiben, was er reichen dürfe, die Armen und Hungernden dem reichen Spender zurufen: diese Münze sei nicht blank genug, jene nicht mehr ganz rund? Wir, die wir dann, nach wenigen Jahren vielleicht, aus dem Nachlaß die köstlichsten Perlen herauszufischen werden beflissen sein? Fällt mir doch eben in diesen Tagen so ein alexandrinischer Nachlaßwust auf den Tisch: „August Graf van Platen's dramatischer Nachlaß".

Merkwürdig! — Waren es doch gerade die Anhänger Platen's, die oft recht platten, glatten Farmsexe, die sich an Greif am schwersten versündigt hatten. Van dem armen, unglücklichen Platen selber sag' ich Nichts. Greif ist allerdings in Vielem sein directes Widerspiel, und doch dabei ein bewundernder und dankbarer Schüler geblieben, mein' ich.

Es kommt hinzu, daß ein Dichter, der es wirklich ist, seinen eigenen Reichthum gar nicht übersieht und kennt. Wie Vieles wird nicht aus alten Briefkisten van der archivalischen Betriebsamkeit heutiger Literaturforscher herausgehoben, was der Schreiber ad hoc hinwarf, und vielleicht gleich wieder vergessen hatte! Könnte es doch Goethe'n, wenn der Selige das nach ihm genannte, schöne Archivgebäude beträte, gar wahl passiren, daß man ihm Zettelchen vorlegte mit der Frage: „Nicht wahr, Herr Geheimer Rath, das haben Sie doch geschrieben? Möchten Sie nicht die Gewogenheit haben, uns zu sagen, was Sie eigentlich damit meinten?" Und der selige Geist spräche vielleicht, ehrlich wie er immer war —: „Das kann ich Ihnen ganz genau sagen, das weiß ich nämlich selber nicht mehr."

Und das passirte mit Goethe'n, der sich seit Jahrzehnten in Scene zu setzen verstanden hatte, weil er sich, wir wissen es wahl, mit allem Fug und Recht, gar merkwürdig vorkam.

Der Lyriker Greif hatte gleich bei seinem ersten Auftreten, ich weiß nicht, soll ich sagen das Glück oder das Unglück, als elementarer Lyriker verkündigt zu werden. Nun war ja den übrigen vierzigtausend deutschen Lyrikern, die mit ihm um die Palme rangen, der Sporn zu freigebigster Secirung dieses Elementargeistes gegeben. Greif hat alle Bitterniß eines deutschen Dichterlebens genossen, und weiß gewiß ein Lied davon zu singen. Aber er singt es ja gar nicht. Heiter wie je tritt der alte Knabe auf den Plan. Jahre lang hatte er geschwiegen, nur gelegentlich in Zeitschriften einen kleinen Tan angestimmt, sein „Gesäßle" hingeschmettert, bemüht, der deutschen Bühne eine Reihe schöner, volksmäßiger Stücke zu bieten, uns einstige Größe und Erniedrigung, deutsches Heldenthum und deutsche Treue im Bilde der Geschichte und Sage vor Augen zu stellen. Noch verhält

*) Neue Lieder und Mären von Martin Greif. Mit einem Bildniß des Dichters nach einem Gemälde von Wilh. Trübner. Leipzig. C. F. Amelangs Verlag. 1902. 299. S. Kl. 8°. (In schmuckem Leinwandeinband, oben Goldschnitt.)

sich unser kaum mehr deutsch zu nennendes Theater recht spröde dazu. Sich in vergeblichem Ringen zu verzehren, scheint er eingesehen zu haben, wäre unklug gewesen, und die Wege zu gehen, auf denen man den Glanz des gefeierten Namens gewinnt, hatte er eben nicht gelernt, will er nicht lernen.

Muth und Selbstvertrauen sind ihm aber geblieben, ja gewachsen. Er weiß genau — zwar sagt er's nicht, man liest's ihm eben an — was ich gewann und kann, das kann eben so doch dermalen kein Anderer, und so gut als ich Euch gelten lasse als was Ihr werth sein mögt, darf ich wahl endlich beanspruchen, als der zu gelten, der ich nun einmal bin. Was will ich denn von Euch? Ihr wißt's ja, am Beifall der Menge liegt mir Nichts, wirklich gar nichts. Erfreuen, trösten, erheben will ich Euch. Das ist mein Recht und meine Pflicht als Paet. Und wen's erfreut, für den hab' ich's eben erdacht und gemacht, wen nicht — ich lauf' ihm nicht nach. Ihr seid ja sa Viele, und ich — nun ich bin Einer, „auch Einer", sagte der Edelschwabe Vischer.

Und das soll ihm der Neid wahl lassen. Ich weiß sehr wahl, über den Geschmack ist nicht leicht zu streiten. Habe ich dach sehr liebe Freunde, die mir in's Gesicht sagen, sie begriffen nicht, was ich an Greif als Lyriker so hoch bewunderte. Nun, ich will gar nicht streiten, es mag ja zum Theil Geschmackssache sein. Nun ist mein Geschmack aber doch auch nicht von gestern und vargestern, er hat sich recht langsam und mühsam bilden müssen. Ich habe aus allerlei Literaturen und Classikern mir literarischen Wind genug um den Bart blasen lasen, um allenfalls auch über das Chalepón, das Calón, über die verzweifelte Frage, was denn nun eigentlich das Schöne sei, ein meinetwegen subjectives Wörtlein mit drein reden zu dürfen.

Da wäre nun in Ansehung Greif's zu sagen, das Schöne ist vor allen Dingen einfach, schlicht, absichtslos, in der Kunst wie in der Natur. Da bin ich sa dreist gewarden, daß ich als höchst widerwärtig ablehnen mag, was als fein auf dem Markte gängig ist, und wildwachsene lyrische Blümelein an's Herz drücke, die der allgemeinen Unbeachtung zum Trotz so schön und hold erblühten.

> Was glänzt, ist für den Augenblick geboren,
> Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren.

So sagt der Dichter in Gaethe's Vorspiel auf dem Theater. Nur ein paar im ersten Naschen, bei flüchtigem Blättern in dem zierlichen Büchlein gefundene Proben.

Logisch destillirt ergäbe sich für das Gedicht S. 84 „Erfülltes Dasein". „Dem Dichter erscheint als Symbal eines falchen der blühende Apfelbaum." Aber nun lese man das Gedicht selbst. Z. B. Str. 4:

> Du webst nicht nur im Glaste
> Der prangenden Natur,
> Daß sich Dein Stamm belaste
> Im Herbst, scheinst Du zu Gaste
> Im Blüthenatonde nur.

Un bel niente, sagt der Italiener, aber legen wir den Tan auf das bel, sa wird der Dichter nichts dawider haben, wenn wir gar manches dieser kleinen Lieder sa nennen.

Man lese S. 101 „Gedenken an die Kindheit":

> Ich kam nach langen Jahren
> Zu jenem Ort zurück,
> Wo ich als Kind erfahren
> Das erste Leid und Glück.
>
> Wohl konnt' ich mich an Vieles
> Kaum recht erinnern mehr,
> Ja, manches frohen Spieles
> Entsann ich mich nur schwer.
>
> Ich fühlte mich erschrocken,
> So fremd kam ich mir vor:
> Da läuteten die Glocken,
> Und Alles stieg empor.

Den Sperrdruck der letzten beiden Zeilen habe ich auf dem Gewissen, wie ich denn auch gar keine Ueberschrift dazu würde gegeben haben, nur zu aft belehrt, daß die Dichter sich damit den Eindruck ihrer besten Sachen verderben oder abschwächen — aber die Herren Verleger bestehen darauf, das Publicum müsse einen Halt haben.

In unserem Falle — es ist nicht der einzige, ist die Ueberschrift sagar irreleitend. Auf die frühesten und stärksten Kindheitseindrücke kam es doch an, aber wallte man nun sagen „Heimathsklänge" aber so was, sa wäre doch auch die schöne epigrammatische Auflösung zum Teufel. Ich gebe den Rath, die Ueberschriften Ueberschriften sein zu lassen und die Gedichte für sich zu lesen, aufmerksam, aber laut, nicht taubstumm, wie man Naten tastend am Clavier liest.

Greif scheut es nicht und hat damit oft unverdienten Hahn auf sich gezogen, bis an die Grenze zu treten, wa das Einfache zum Trivialen wird. Es wird einmal ein besanderes Studium werden, wie die ästhetischen Mittel besanders der Goethe'schen Lyrik van Greif verwendet wurden, denn so ganz elementar ist der jüngere Dichter selbstverständlich nicht. Sa ließe sich z. B. das sehnsüchtige Verlangen nach mitempfindender Liebe in beiden Dichtern verfolgen.

Ich gestehe, mit dem neuerdings (von Ad. Bartels) geltend gemachten Begriff der specifischen" Lyrik", für den man ja besonders Goethe, Mörike, Starm u. A. und sa auch Greif in Anspruch nimmt, nicht recht etwas anfangen zu können. Ja, natürlich wird Lyrik specifisch lyrisch, wie das Drama specifisch dramatisch und das Epos specifisch episch sein müssen. Aber lyrisch kann auch das Epipramm sein, wie umgekehrt die Stimmungslyrik epigrammatisch ausklingen darf (bei Heine ist sie oft lediglich auf den Witz schon angelegt und zugespitzt).

Da ist — ich bemerke nochmals, ich taste eben nur hin und her, da ich vorläufig nur das Dasein der neuen Sammlung anzuzeigen habe — ein wunderbar stimmungsvalles Liedchen „Quartier im Walde" (über die Titel kein Wort mehr), das dem berühmten Goethe'schen „Ueber allen Gipfeln" fast ebenwerthig an die Seite treten darf:

> Im finst'ren Wald noch spät allein
> Ein Vöglein singt erwacht,
> Wie würde bang' doch mir da sein
> So eine lange Nacht!
>
> Und doch, hätt' ich geahnt, wie's mir
> Ergangen in der Welt,
> Ich hätte mie mein Nachtquartier
> Im Wald wohl auch bestellt.

Das Zählen der Staubfäden hilft uns hier nicht, ein so zartes Pflänzlein zu bestimmen. Es ist eben Martin Greif, wie jenes Goethe. Das Weitere überlaß ich den ästhetischen Specialisten.

Was Greif als Balladendichter vermag, hat er längst durch die graßartigste Ballade, fast sagte ich unserer gesammten neueren Dichtung, „Das klagende Lied", gezeigt.

Wer möchte da nicht begierig sein, zu erfahren, was er uns nun hier in den vierunddreißig neuen Nummern (S. 139 bis 212) varsetzen werde?

Feuilleton.

Ein Kranz von Stechlaub mit Cyclamen.

Von Elisabeth Würthmann.

„... Du würdest mir deßhalb den größten Gefallen thun — da Du ja doch im selben Hause wohnst — wenn Du den Kram für mich durchmustern wolltest. Die Möbel verkaufe alle, es müßte denn ein

seltenes Stück darunter sein, was ich bezweifle — der verstorbene Hofrath glänzte keineswegs durch Kunstverständniß, und seiner Wittwe, falls sie solches besessen hat, fehlten die Mittel, es geltend zu machen. Sie hatte außer ihrer Pension nur den Zinsgenuß von einem bescheidenen ihrem Manne gehörigen Capital, das mir als dessen nächstem — in Wahrheit ziemlich entferntem — Erben bereits ausgehändigt worden ist. Wäre selber gern zur Stadt gekommen, mir ein paar frohe Tage mit Dir zu machen, allein vor October gestattete die Landwirthschaft es nicht und seitdem die gottverdammte Gicht. Die Wohnung aber muß geräumt werden, sie ist vom ersten an vermiethet. Die Kleider bekommt ihre alte Dienerin Marie, was da ist. Sie trug sich höchst einfach, ging seit Jahren nicht mehr aus, war gelähmt, die arme Seele — es ist dem Menschen einmal nichts gegönnt — just seit ihr Mann in ein angeblich besseres Jenseits übergesiedelt ist, das mit seiner Ankunft dieses Beiwortes kaum würdiger geworden ist. Er gehörte zur weitverbreiteten Zunft derer, die mit Einsatz ihrer vollen Kraft den anderen das bißchen Leben sauer machen. Sieh auch die Papiere durch, den Schund verbrenne. Nun wäre ich fertig, Gott sei Dank. Nimm mir's nicht übel, alter Schwede, daß ich Dir diese erfreuliche Besorgung aufhalse — Du weißt, es war von jeher Dein Specialfach, ein guter Kerl zu sein. Nichts für ungut also! In alter Freundschaft

Tauferßbach."

So war die verstorbene Hofräthin im dritten Stock seines ehmaligen Regimentskameraden Verwandte gewesen? Er hatte sie nicht gekannt, es war im Haus nicht Sitte, daß die Miether sich besuchten. Die einzige Aufmerksamkeit, die der eine dem anderen zollte, war eine Blumenspende im Fall des Todes. Auch er hatte damals einen Kranz geschickt, eben fiel ihm bei, daß die Rechnung noch beim Gärtner stand. Da stak sie in der Mappe: „Ein Kranz von Stechlaub mit Cyclamen".

Wann war doch nur der erste? In acht Tagen schon — Zeit, daß Tauferßbach geschrieben und für ihn selbst gerathen, gleich heute Abend anzusagen, statt die neuen zur Ansicht gesandten Bücher vorzunehmen, wie es seine Absicht gewesen war.

Er gab dem Burschen Mantel und Mütze, die er vorher sich nicht die Zeit genommen hatte, abzulegen, und ein an die erwähnte Dienerin gerichtetes Schreiben — es war dem seinen beigefügt gewesen.

„Sagen Sie, ich käme nach dem Abendessen."

„Jawohl, Herr Major."

Der Soldat hatte das Zimmer verlassen, und sein Herr trat wieder zum Fenster hin — es wurde dämmerig allgemach — den erhaltenen Auftrag ein zweites Mal zu überfliegen. Ja, ja, einen guten Kerl hatten sie ihn im Regiment geheißen — seit er vor Jahresfrist Personalreferent im Ministerium geworden, wurde er vermuthlich minder häufig so genannt. Freilich, wenn die Anliegen, die sich täglich an ihn herandrängten, mit dem Opfer einiger Mußestunden zu befriedigen wären wie jenes seines vormaligen Kameraden ... Wer weiß ... Er war nicht mehr so weich wie früher. Lang genug hatte er seine Illusionen behalten, lächerlich lang, bis in das Schwabenalter.

Neununddreißig Jahre! Ulrich Feldner strich sich über die Stirn, von der die dunkeln Haare allmälig zurückzuweichen begannen. Nun, er war noch gut daran — Tauferßbach schrieb schon von Gicht. Schade, daß er nicht gekommen war — und doch, wie oft war er enttäuscht gewesen, wenn Jugendbekannte, Jugendfreunde ihn aufgesucht. Den dicken Moritz hätte er dennoch gern gesehen. Er dünkte ihm ein neidenswerther Mann trotz der erwähnten gottverfluchten Plage. Außer ihr hatten seine adeligen Vorfahren ihm einen stattlichen Landbesitz vererbt, der seit Jahrhunderten in der Familie gewesen. Auf eigener Scholle zu sitzen, in inniger Gemeinschaft mit der ewigen Natur, in anregendem, hilfreich aufklärendem Verkehr mit seinen Gutsnachbarn ... Er war die Illusionen mit der Jugend doch nicht alle losgeworden. Noch lange nicht.

Dies brachte ihm bestätigend der große steife Briefumschlag vor Augen, den er vorhin, als er heimgekommen, scheinbar unbeachtet hatte liegen lassen. Er wußte ja, was er enthielt, die gedruckte Einladung zu einer Abendgesellschaft. Die schöne Nella — wie sie der jungen Wittwe stolzen Römernamen Cornelia in der Familie verketzerten — hatte ihm davon gesagt, sein Kommen als zweifellos betrachtet ...

Liebte sie ihn, den weit älteren Mann? Lag Liebe, was er darunter verstand, in ihrer kühlen, sich selbst genügenden Natur? Es mochte der Gegensatz sie reizen, der zwischen ihnen beiden bestand, in der Erscheinung, der Lebensauffassung, in ihrem innersten Wesen. Das war es wohl, was sie bewog, ihm entgegenzukommen, sie schwanken ließ zwischen ihm und jenem reicheren, jüngeren Bewerber — vielleicht auch die glänzende Carrière, die man ihm von allen Seiten zusprach ...

Nein, über Cornelia's Gefühle gab er sich keiner Täuschung hin. Und seine eigenen ... Liebte er sie? Sie war so schön, es war Genuß, das Auge auf ihren feinen Zügen ruhen zu lassen, auf ihrer formvollendeten Gestalt — ihren hoheitsvoll anmutigen Bewegungen zu folgen. Und sie war geistvoll, was die Welt so nennt — die hieß sie freilich auch kokett. Möglich, daß von minder feingeschwungenen Lippen ihre Worte alltäglicher geklungen hätten. Sei dem, wie ihm wolle, er lauschte ihnen gern. Weshalb dann zögerte er die Frage zu thun, die sie erwartete, die zu stellen sie ihm das Recht gegeben hatte? Um der Illusionen seiner Jugend willen von einem idealen Lebensbund, einer Seelengemeinschaft, wie sie nie und nirgends zu finden war, um eines Traumes willen?

Er war ein Thor mit seinem Zaudern — an jenem Abend sollte sie entscheiden über sich und ihn.

* * *

Die alte Marie zündete die Lampe an und stellte sie auf den Schreibtisch, der Herr Major wollte die Papiere durchsehen. Vorerst aber schritt er zum Fenster hin, an dessen Scheiben eine Reihe erlesener chinesischer Primeln die lichtbedürftigen, farbigen Blüthen drückte.

„Die gnädige Frau hat sie aus Samen gezogen," erklärte die Dienerin, „sie hatte eine glückliche Hand — bei den Blumen," fügte sie einschränkend hinzu und verließ das Zimmer.

Der Alleingebliebene zog einen kleinen Schlüssel aus der Tasche und steckte ihn in's Schloß. Doch ehe er ihn umdrehte, nahm er das Buch zur Hand, das auf dem Schreibtisch vor ihm lag, Niels Lyhne. Achtsam steckte er den ihm vertrauten Band zu den auf dem Regal befindlichen anderen, dann ergriff er neugierig die Lampe und beleuchtete ihre Titel. Die eine Reihe füllte Goethe. Droste-Hülshoff las er in der zweiten, Merimée, Carlyle, George Eliot, Thackeray, Fogazzaro — waren diese ihre Lieblingsschriftsteller, dann konnte er die alte Hofräthin eine Schwesterseele nennen. War sie denn alt gewesen? Im Hause hatte sie die kranke Hofräthin geheißen, weil sie niemals ausging.

Während er noch vor dem Regal stand, öffnete sich die Thür und die Dienerin kam wieder herein, eine zweite Lampe bringend, die sie auf den Tisch vor dem Sopha stellte. Ein heller Schein fiel auf das über letzterem angebrachte Oelgemälde eines alten Mannes mit bartlosem verkniffenem Mund und vorstehenden Augen.

„Der Herr Hofrath," sagte die Dienerin. „Von der gnädigen Frau ist kein Bild da," setzte sie hinzu, einen suchenden Blick des fremden Herrn richtig deutend.

Seit er ihre Bücher gesehen hatte, interessirte ihn die Verstorbene.

„Wie alt ist die Dame gewesen?" fragte er.

„Dreiunddreißig Jahre."

„Sie hatte wohl jung geheirathet?"

„Mit dreiundzwanzig Jahren, glaube ich. Sie war acht Jahre verheirathet." Die alte Frau erhob den Blick zum hofräthlichen Abbild und nickte bedeutungsvoll. „Und zwei Jahre ist sie krank gewesen."

„Gelähmt?"

„Doch nicht. Sie that einen unglücklichen Fall und verletzte sich in der Hüfte, wohl sonst auch noch innerlich, sie wurde nicht mehr gesund seitdem. Gehen konnte sie nur an einer Krücke und da höchst mühsam."

Der theilnahmsvolle Ausdruck im Gesicht des Officiers ermuthigte die alte Dienerin, sich eingehender auszusprechen.

„Es war ihre erste frohe Fahrt seit Jahren," fuhr sie in ihrer Rede fort, „sonst reiste sie nur jeden Sommer mit dem gnädigen Herrn in's Bad." Dem Tonfall der erzählenden Stimme nach waren diese alljährlich wiederkehrenden Fahrten nicht den Vergnügungsreisen zuzurechnen gewesen. „Und da wäre sie nicht fort, wenn nicht ihr Pathchen so inständig gebeten hätte, sie möchte doch zur Confirmation kommen. So ging sie denn — ich hab' sie an die Bahn begleitet — und ist auf einer Tragbahre wieder nach Hause gekommen, nach Wochen und Monaten erst. Wie sie unterwegs umsteigen wollte, trat hinter ihr im Wagen Jemand auf ihr Kleid, sie strauchelte und stürzte hinaus und that sich all' den schweren Schaden."

Die alte Marie fuhr sich über die Augen, schraubte die zweite Lampe höher und ging hinaus. Der Zuhörer dagegen kehrte zum Schreibtisch zurück und schloß ihn auf.

Alte Quittungen fielen ihm entgegen, ganze Bündel, längst verjährt, Ausgabebücher mit steifer Bureaukratenschrift angefüllt, curriculum vitae des Hofraths, in derselben Hand geschrieben — Lesestoff für den landeingesessenen Freund an den langen Winterabenden — er mochte sich auch die Stube damit wärmen, es waren viele große Bogen. — Und hier gar, in einem Actendeckel wohlgeborgen, des Hofraths Schulzeugnisse, der Reihe nach geordnet, ein ganzer Stoß. Schade, daß soviel mit Siegel und Unterschrift verbriefte Vortrefflichkeit in den Flammen enden würde.

Das Fach war leer bis auf eine hölzerne Cassette. Sie war verschlossen, doch der kleine Messingschlüssel hing an einem seidenen Bändchen daran. Dies deutete auf weibliches Besitzthum. Fast wollte es ihm widerstreben, die dürftigen Ueberbleibsel eines langsam erloschenen Lebens kalten Blutes durchzumustern. Es waren ihrer wenige, als das Kästchen vor ihm stand.

Alte Briefe von den Eltern der Verstorbenen, ein Notizbüchlein voll Verse, Lenau, fast nur Lenau. „Von deinem Bruder Wilfried zum Geburtstag" stand auf dem Umschlag innen in einer kritzlichen Jungenschrift. Ein Brief in denselben, wenig fester gewordenen Zügen. Die Eltern schienen todt, es war von einem Onkel und Vormund die Rede, der den Neffen knapp hielt. „Hilf mir doch wieder aus, du brauchst ja Nichts."

Es fanden sich noch mehr der Briefe von seiner Hand, sie glichen dem ersten zum Verwechseln. Der Onkel war gestorben, er hatte nun keinen Vormund mehr nöthig, sonst aber der Bedürfnisse genug. In einer der flüchtig hingeworfenen Episteln gratulirte er der Schwester zur Verlobung mit dem Hofrath und sprach scherzhaft die Erwartung aus, seine eigenen, vormals etwas gespannten Beziehungen zum Bräutigam — er nannte ihn Onkels alten Freund — würden sich durch ihren Einfluß in nutzbare Familienbande umwandeln lassen.

Bei den Briefen lag ein altes Bildchen, die verblaßte Photographie eines kleinen Jungen im schwarzen Sammtkittel, ein bildschönes Kindergesicht mit großen scheuen Augen. „Wilfried“ war in den feinen Bleistiftstrichen des Notizbuchs darunter zu lesen und eine halbverwischte Jahreszahl. Ob sie sich für den stets begehrenden Bruder geopfert hatte, da sie sich zur Ehe mit dem unliebenswürdigen alten Mann entschloß? Schwarzumrandete Blätter waren es, die er daraus dem Kästchen entnahm, die Todesanzeigen der Eltern, andere, deren Beziehung zur Verstorbenen nicht ersichtlich war.

Befremdlich unter diesen düsteren Papieren nahmen sich vergilbte Theaterzettel aus — im selben Jahr war er auf der Akademie gewesen, hatte die gleichen Stücke gesehen, die nämlichen Aufführungen wohl, klassischer Tragödien meist. Eine berühmte Künstlerin war in jener Zeit Monate lang Gast an der Hofbühne, ihr Name stand auf all' den abgegriffenen Zetteln. Er legte sie bei Seite und bemerkte jetzt erst, daß eines der dunkelgeränderten Blätter zu Boden geglitten war. Wilfried Franke, Ingenieurcandidat, fünfundzwanzig Jahre alt. Arme Schwester Agnes! Sie war die einzig Unterschriebene.

Nun griff er nach den Ausgabebüchern zurück und begann sie durchzusehen — der gute Kerl gab wieder ein Lebenszeichen. Er brauchte diese Aufschreibungen nicht dem Erben unerwünscht zuzusenden, seinen Abend hatte er ja doch daran gegeben . . .

Was für Augen der kleine Bursch gehabt, rührend schön — er meinte es zu verstehen, warum die Schwester gerade dieses erste abgeblaßte Bild bei ihren Andenken sorglich aufbewahrt. Sie hatte sicher noch andere spätere Aufnahmen gehabt, ein hübscher Junge pflegt damit nicht zu geizen . . . Den Kopf mißfällig über seine Zerstreutheit schüttelnd, wandte er sich wieder den Eintragungen zu.

Erholungsaufenthalt in der Schweiz hieß es auf der ersten Seite des vor ihm aufgeschlagenen Buches; (statt einer Badekur) stand gewissermaßen entschuldigend in Klammer daneben. Der Hofrath war ein gewissenhafter Haushalter gewesen, die kleinsten Ausgaben hatte er mit peinlichster Genauigkeit eingeschrieben wie die großen, beide zumeist für seine eigene werthe Person. Bruder Wilfried mochte recht gehabt haben, seine Schwester schien nichts für sich zu brauchen. Ob sie seine Augen hatte — wo hatte er sie doch schon gesehen, diese selben Augen, halb scheu, halb sehnsuchtsvoll . . .

Zum zweiten Mal irrte sein Blick von den Eintragbüchern zur verblaßten Photographie. Dazwischen aber schoben sich vor seines Geistes Auge mit einem Mal die hohen vielfensterigen Häuser der Walterstraße, wo er die Akademiejahre ausgehalten, in seinen beiden düsteren Zimmern — zum Arbeiten hatte er den Tisch an's Fenster schieben müssen. Ein trübseliges Bild mit seinem schmalen Streifen Himmel, doch fiel erhellend der Strahl von zwei großen braunen Augen hinein aus einem zarten blassen Mädchengesicht. So war es drüben hinter den Scheiben erschienen, wenn er den Kopf von Zeichnung oder Schreiberei erhob, die Züge aber flossen ihm nun mit jenen des Kinderkopfes zusammen, nur legten sich krönend zwei blonde Flechten darüber. Er war um das hübsche vis-à-vis beneidet worden. Tausendsbuch, für den er hier fuß, hatte, auf Urlaub in der Hauptstadt, ihn jenes Mal oft besucht, öfter als ihm, dem Vielbeschäftigten lieb war, und — dreist war er von je — mit dem Operngucker die schönen Augen konstatirt. Er selber hatte begreiflicher Weise den Kopf mit wichtigeren Dingen angefüllt und weder Stimmung noch Muße für eine Tändelei. Und außerdem, traf sein Blick sich einmal mit dem ihren, so verschwand sie rasch im dunklen Hintergrund. Das war die Aehnlichkeit, die ihn gequält hatte gleich einem Namen, der dem Gedächtniß entfallen gewesen war. Im Klaren darüber, mochte er der tadellosen Uebereinstimmung in des Hofraths Einnahmen und Ausgaben weiter folgen.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Lehrbuch der Berliner Dramenschneiderei.

Einleitung.

Der Umstand, daß jeder Deutsche schreiben lernt, führt jeden Deutschen zu dem Trugschluß, daß er auch schreiben könne. Dadurch ist die Zahl der Schriftsteller im Reiche nach den Ergebnissen der letzten Volkszählung auf etwa 56 Millionen angewachsen, Säuglinge und Soldaten eingeschlossen. Wenn nun auch dank der Existenz zahlloser Literatur-Wochenschriften und jährlich erscheinender Musen-Almanache für die Unterbringung der poetischen Production nach Kräften gesorgt ist, so beginnt doch allmälig das Angebot die Nachfrage zu übersteigen. Ich könnte hier die günstige Gelegenheit zu volkswirthschaftlichen Abschweifungen benützen, verzichte aber darauf, um diejenigen meiner Leser, die sich meiner Führung anvertrauen wollen, nicht mit werthlosen Kenntnissen zu belasten. Je weniger ein Schriftsteller, zumal ein moderner dramatischer, gelernt hat, desto sicherer kommt er zum Ziele und desto rascher wird er beliebt. Bleiben wir also bei der nüchternen Praxis. Der Dichter von heute muß erkennen, daß auf den Gebieten der Lyrik und des Romans sein Weizen schon deßhalb nicht blühen kann, weil Niemand gesonnen ist, ihm die Ernte abzukaufen. Einzig und allein das Drama verspricht Erfolg, und zum Drama fühlt sich denn auch im innersten Herzen jeder hochstrebende Poet hingezogen, sobald er von Sudermann's Feuilletons, von Blumenthal's und Kadelburg's Tantièmen hört. Wer etwas kann, der verfaßt ein mehraktiges Lust- bis Trauerspiel, und wer nichts kann, der thut es erst recht.

Aber der Kulturmensch begnügt sich nicht damit, ein Drama zu schreiben, er will es auch aufgeführt sehen, will bei Tanten und Cousinen in den Ruf des begehrten Autors kommen, um dessen Schöpfungen sich die vereinigten Stadttheater von Tirschtiegel, Meseritz und Krachendorf um der Rabanne reißen. Solchen Suchenden mag der vorliegende Leitfaden dienen. Er erspart ihnen die üblichen Enttäuschungen, die sonst jedem Anfänger widerfahren; er bringt sie im Automobil auf die Höhe des Parnasses. Nicht mehr setzen heute wie früher vor den Sieg den Schweiß der unsterblichen Götter. Wer sich meiner Führung anvertraut und nach meiner Methode Genie studirt, der wacht übermorgen in der Stimmung Lord Byrons auf. Er meint, er habe einen Katzenjammer, und dabei ist es Berühmtheit.

Erstes Kapitel.

(Die Technik des Dramas. — Der Naturalismus auf der Bühne. — Wahrhafte moderne Kunst.)

Der Aufführung eines Dramas muß seine Herstellung vorangehen. Diese Arbeit ist aber die leichteste bei dem ganzen Schwindel. Ehe der Naturalismus entdeckt wurde, hatte der Schüler allerdings die sogenannte Technik des Dramas zu studiren und sah sich mitunter gezwungen, dickleibige Lehrbücher zu wälzen, deren Verfasser, wie zum Beispiel Freytag, gar nicht daran dachten, ihre weisen Recepte bei den eigenen Stücken zu verwenden. Wie ich indeß schon oben bemerkte, ist es gerade der Stolz und die Größe des Jahrhundert-Dichters, daß er Nichts gelernt oder doch Alles vergessen hat. Es genügt also, einen mehr oder minder zusammenhängenden Dialog zu schreiben (gute Phonographen, die man in Biergärten und Markthallen aufstellt, erleichtern die Arbeit), ihn mit Hilfe des Metermaßes in drei bis höchstens vier Acte zu theilen und das Werk dann Komödie oder „Drama“ (auf keinen Fall „Tragödie“!) zu nennen, je nachdem einem das eigene Werk lächerlich oder tieftraurig vorkommt.

Die Schwierigkeiten beim Dichten beginnen erst, wenn das Werk vollendet ist. Ein Theaterstück zu machen, ist keine Kunst, große und wahre Kunst ist es dagegen, seine Aufführung durchzusetzen.

Zweites Kapitel.

(Die alte Methode. — Ein Theater ist kein Lesekränzchen. — Geld und gute Worte.

In vergangenen Zeiten pflegten die Dichter ihre Stücke „einzureichen“, und naive junge Leute aus der Provinz huldigen dem in dieser symbolischen Handlung liegenden Aberglauben noch heute. Nun will ich nicht durchaus ableugnen, daß es im grauen Alterthum Theaterdirectoren gegeben hat, die die ihnen zur Prüfung vorgelegten Manuskripte auch lasen oder doch von ihren Secretären lesen ließen. Heute ist diese ungewöhnliche Menschenart jedenfalls völlig ausgestorben und selbst in ihren Resten zoologisch nicht mehr nachweisbar. Deßhalb mag es wohl im Interesse des deutschen Postetats liegen, wenn angehende dramatische Dichter ihre Schöpfungen fein säuberlich abgeschrieben an die Bühnen senden, aber der Portoverbrauch ist auch der einzige Erfolg dieser Uebung. Sie ist deßhalb nur solchen Dramatikern zu empfehlen, die sehr alt werden wollen. Jedes Theater fühlt sich nämlich verpflichtet, jedes eingereichte Stück mindestens drei Vierteljahre lang uneröffnet im Schranke liegen zu lassen, ehe es das Packet mit verbindlichem Dank an den Eigenthümer zurückschickt. Da wir nun in Deutschland immerhin 50 bis 60 für Neuheiten in Betracht kommende Bühnen haben, können annähernd vierzig Jahre vergehen, bevor der Dichter überall dankend abgelehnt worden ist. Durchblättert er dann, ein dramatischer Veteran im Silberhaare, sein Opus noch einmal, so wird er bemerken, daß die vor vierzig Jahren zusammengeklebten Seiten noch immer zusammenhaften, daß also Niemand versucht hat, das zwischen ihnen eingeschlossene Geheimniß des Inhaltes zu lüften. Während die Kunst des Schreibens in Deutschland leider allgemein verbreitet ist, scheint nur ein ganz geringer Bruchtheil der Bevölkerung lesen zu können. Oder zu wollen.

Begüterte Poeten pflegen die Aufführungen ihrer Schauspiele dadurch zu erzwingen, daß sie alle Kosten auf sich nehmen und darüber hinaus dem Director, dem Regisseur, den Schauspielern Vorschüsse zahlen, während die Schauspielerinnen mit Brillant-Armbändern vorlieb nehmen. Ein Blick in die Tabellen der Einkommensteuer-Einschätzungsämter zeigt jedoch, daß für diese Lösung des Problems unsere Dichter in der Mehrheit noch nicht reif sind. Ebenso steht es mit der Gepflogenheit mancher Kritiker der von Sudermann gelobten Vorzeit, den unter ihrer Zuchtruthe stehenden Bühnenleitern ein vieractiges Manuskript eigener Mache auf die Brust zu setzen. Hermann Bahr hat diesen Brigantaggio zwar warm empfohlen, mit der Begründung, daß auch

der Recensent ein Mensch sei und essen wolle; nichtsdestoweniger halte ich seine Methode für lebensgefährlich. Zudem schickt sich Eines nicht für Alle. Die Individualität der Dichter ist verschieden, und Abwechselung muß auch beim Erringen von Lorberkränzen sein.

Drittes Capitel.

(Naturgeschichte des Comités. — Winke für die Gründungsarbeit. — Behandlung der Einser und der Nullen. — Ueberflüssigkeit der Kritik.)

Verhältnißmäßig am leichtesten wird der Dramatiker durch ein Comité berühmt. Angenehm ist es, wenn ihm ein Freund die Gründung dieser segensreichen Institution abnimmt; die Sache sieht dann nobler aus, und Noblesse ist Trumpf, wie das Beispiel des Berliner Tageblatts zeigt. Fehlt der Freund indeß, so gehe der Dichter selber unverweilt an's Werk. Er besuche eine anerkannte, thunlichst mit Arbeit überlastete literarische Größe, am besten einen in Amt und Würden stehenden, greisen Literarhistoriker. Je nach den persönlichen Neigungen dieses Herrn erbitte man sein hochgeneigtes Interesse für ein Drama antik-mythologischen, biblischen, hohenzollerngeschichtlichen oder klassenkämpferischen Inhalts und lasse nicht eher locker, als bis der Anerkannte seine Unterschrift gegeben hat. Er thut's schließlich aus Mitleid. Ist man erst im Besitze des einen Namenszuges, dann kommen die Andern von selber. Nr. 2 verläßt sich nämlich auf die Gewissenhaftigkeit von Nr. 1 und erspart sich jede Nachprüfung, während Nr. 3 schon ehrenhalber nicht bei Seite stehen will, wenn Nr. 1 und 2 das Comité bilden. Die übrigen Nummern können Nullen sein, möglichst mit Commerzienrathstiteln oder mit einem Reichstagsmandat. Ihnen gegenüber braucht man nicht mehr den Bittsteller zu markiren; sie haben vielmehr allen Anlaß, von Herzen froh zu sein, daß sie überhaupt der Aufnahme in ein Comité gewürdigt werden, dem Nr. 1, 2 und 3 angehören. Und sie sind froh darüber. Das Comité, genau gesprochen Nr. 4 & Co., bringt sodann die erforderlichen Geldmittel durch fleißige Sammlung auf, miethet für den Premièren-Nachmittag ein Theater und erhebt solche Mordsreclame, daß männiglich meint, es sei ein Stück von ihm. Wird sodann für gute Wattirung des Hauses gesorgt, so ist der Actschluß-Applaus sicher. Des Weiteren bedarf es nicht. Die Kritik fällt ohnehin und in jedem Falle verroht und ungünstig aus, weil kein Recensent es jemals verzeihen wird, wenn man durch Nachmittags-Vorstellungen seine Verdauung stört. Glücklicherweise kann er als Nebensache behandelt werden, da es dem Comité-Dichter ja nur darauf angekommen ist und anzukommen brauchte, überhaupt einmal aufgeführt zu werden. (Vergleiche das Schlußwort.)

Viertes Capitel.

(Die Freie Bühne als Dichter-Brutofen. — Menschenkenntniß, Regiekunst und Möbelfabrikation. — Ueberflüssigkeit der Kritik).

Wirksamer noch und vergnüglicher als die Aufpäppelung durch ein Comité ist die Genie-Entdeckung mit Hülfe einer eigens zu diesem Zwecke begründeten Freien Bühne, die sich auch Deutsche Volksbühne, Reform-Bühne, Secessions-Bühne oder Freie Deutsche Volks- und Reform-Bühne (Secession) nennen kann. Für einen Theaterverein finden sich in Berlin immer Mitglieder; man hat nur nöthig, Jedem die Aufführung seiner privaten Jambendramen zu versprechen. Ist die genügende Zahl beitragspflichtiger Enthusiasten zusammen, so überzeuge man sie davon, daß zunächst als Versuchskaninchen ein minder gutes Stück, also das eigene, in Scene gehen müsse. Man übernehme selbst die Regie, setze sich mit guten Möbellieferanten und Kunsthändlern in Verbindung und statte das Werk mit so vortrefflichen Broncen, Oelgemälden und van der Velde-Geräthen aus, daß die kritisch veranlagten Gemüther im Zuschauerraume über all' der Augenweide das Hören vergessen. Den Applaus besorgen in diesem Falle die vollzählig anwesenden Onkel, Tanten und Cousinen der Vereinsmitglieder. Was die Recensenten anbelangt, so vergleiche Capitel 3.

Schlußwort.

Die nach unserem System aufgeführten Stücke sind selbstverständlich von A bis Z unerträgliches Dilettantenwerk. Aber sie sind über die Bretter gegangen. Das genügt. Und es ist nicht allein die liebe Eitelkeit der Autoren befriedigt worden, sondern ihre Namen zählen von nun an auch thatsächlich mit. Jemand kann poetische Lyrik und unerhört glänzende Romane schreiben — außer seinem Schneider wird sich doch Niemand um ihn kümmern. Kaum daß er vielleicht einmal eine Zeitungsnotiz von zwei Zeilen Petit herauspreßt. Wer jedoch ein elendes Drama spielen läßt, von dem spricht am nächsten Morgen jedes Winkelblatt; mindestens drei Viertel Spalten in Sperrdruck werden ihm gewidmet. Sieg oder Durchfall — für den Theaterdichter bedeuten sie beide Unsterblichkeit. Am Morgen nach dem Abend, da man ihn ausgepfiffen hat, zählt er zu den Berühmtheiten der Nation; acht Tage später bittet ihn die „Woche“ um einen längeren biographischen Beitrag und läßt sein Arbeitszimmer, seine Küche, sein W. C. und seinen Hund photographiren.

Prinz Vogelfrei.

Die neuen Akademien.

Das ist eine Metapher. Von Rechts wegen müßte der Titel lauten: „Die neuen Gebäude der K. Hochschule für bildende Künste und der K. Hochschule für Musik.“ Aber ich schreibe ja keinen officiellen Bericht und kann mich daher kürzer fassen. Nicht bloß in Bezug auf den Titel, sondern auch sonst. Ist denn wenig von diesen Hochschulen in den letzten Wochen zu lesen gewesen! Und die Photographen haben brillante Geschäfte gemacht: alle illustrirten Zeitschriften haben Bilder dieser neuen Gebäude gebracht, und im Uebrigen besorgte das Geschäft die Ansichtskarten-Industrie.

Eine genaue Beschreibung der ganzen Anlage zu liefern, wäre daher kaum mehr am Platze. Man weiß, daß für beide Hochschulen schon seit Jahren die räumlichen Verhältnisse in den alten Stätten, „auf dem Stall in der Dorotheenstadt“ und in der Potsdamer Straße ganz unhaltbar geworden waren; daß bereits Kaiser Friedrich III. den Bauplatz an der Hardenbergstraße, der jetzt nur etwas weiter nach Westen zu verlegt worden ist, ausersehen hatte; daß dieser Platz 28.800 Quadratmeter umfaßt und mit einem ganzen Complex von Gebäuden bedeckt worden ist; daß der Bau nahezu vier Jahre gewährt hat und daß die Kosten sich auf mehr als 5¼ Millionen belaufen; daß die rühmlichst bekannten Baukünstler Kayser & von Großheim den Entwurf lieferten und daß ihnen bei der Ausführung als technischer und finanzieller Leiter Baurath Adams vom Cultusministerium zur Seite gestanden hat. Man weiß am Ende auch drinnen schon ziemlich gut Bescheid, denn, wie gesagt, an eingehenden Beschreibungen hat es wahrlich nicht gefehlt. An einigen abfälligen Urtheilen ebenfalls nicht ...

Aber einige Bemerkungen mögen immerhin auch hier noch gestattet sein.

Die abfälligen Urtheile beziehen sich vornehmlich auf die rein ästhetischen Wirkungen der Bauanlage. Man spricht von Stylvermengung, von mancher Vergewaltigung der Form, daß dieser und jener Thurm allzu unvermittelt aufgesetzt ist, daß hier und da im großen Hofe die Giebel allzu spielerisch mit kleinen Thürmchen geschmückt worden seien, daß drinnen eine allzu große Nüchternheit herrsche u. s. w.

Ich kenne nicht den Bauplan, den die Bauräthe Kayser & von Großheim einst, vor mehr als 20 Jahren, als die ganze Frage in's Rollen kam, zu dem gleichen Zweck entworfen haben. Ich möchte aber schon gern glauben, daß der Entwurf, der für den Lützow-Platz gedacht war, mit der Front zur Herkulesbrücke hin, einheitlicher und palastähnlicher ausgefallen sein mag. Jedoch — die Zeiten ändern sich. Nicht nur, daß der Platz ein anderer ist, daß die Bedürfnisse, auch die rein räumlichen, bedeutend gestiegen sein mögen. Wir Alle verlangen heute bei einem Bau, dem öffentlichen wie dem privaten, vor Allem eine innere Verschmelzung des Schönheitsbegriffes mit dem der Zweckmäßigkeit. Unsere ganze heutige Baukunst hat in den Händen einsichtsvoller Baumeister den einstigen Charakter verloren, vornehmlich Schau- und Prunkstücke zu schaffen. Man geht vom Zweck aus — man denke nur an Messel's Kaufhäuser, an Hoffmann's Gemeindeschulen, Volksbäder, Krankenhäuser — und sucht ihm vor Allem zu gerecht zu werden, aber natürlich dann auch in den unter den gegebenen Verhältnissen möglichst schönen Formen.

Und dieser Zweck hat den Schöpfern des Bauwerks in der Hardenbergstraße jeder Zeit und überall vorgeschwebt. Baurath Kayser drückte das freilich während der Festtage aus Anlaß der Einweihung der neuen Hochschulgebäude etwas anders aus. „Meine Herren“, — sagte er wiederholt —, „Sie dürfen Eins nicht vergessen: es ist der ganze Bau mit dem Worte ‚preußisch‘ zu bezeichnen.“ Mich däucht aber, daß das nicht mehr und nicht weniger sagen will, als — schlicht und zweckmäßig.

Das Grundstück, das fast quadratisch ist, hat nach Norden nur ca. 150 Meter Front. Und es galt doch, viele Künstlerateliere zu schaffen. Hieraus allein schon ergab sich die Nothwendigkeit, die Hochschule für bildende Künste in möglichst viele Einzelbauten zu zerlegen, um so möglichst viel dem Norden zugekehrte Mauerflächen zu erhalten. So lagert sich der Hauptbau an der Hardenbergstraße mit seinen Lichthöfen einem zweiten großen quadratischen vor, der einen 5250 Quadratmeter großen Hof mit gefälligen Gartenanlagen umschließt; und hinter diesem Häusergeviert zieht sich an der Kurfürstenallee, gegenüber der technischen Hochschule, noch ein drittes über 300 Meter langes Gebäude hin, das ausschließlich Bildhauerwerkstätten enthält. Immer mit den Lichtforderungen rechnend, hat man die drei sich ergebenden Gebäudetracte, die zwischen Hardenbergstraße und Kurfürsten-Allee parallel laufen, verschieden hoch gebaut. Der Hauptbau ist vier Stockwerk hoch, der an der Kurfürstenallee nur ein hohes Erdgeschoß, eine mittlere Höhe zwischen beiden nimmt der nördliche Abschluß des großen quadratischen Hofgebäudes ein. Auch um Licht für Werkstätten zu gewinnen, hat man die Musik-Hochschule als ein von Süd nach Nord lang ausgestrecktes Gebäude an der Fasanenstraße angelegt. Dieser Bau ist bei ca. 160 Meter Länge nur 30 Meter breit, er steht also hart am Ostrande des Grundstückes und gewährt der Schule für bildende Künste so viel Spielraum für Entwickelung in die Breite.

Was nun den Styl betrifft, so hätten ja die Schöpfer natürlich auch für alle mögliche andere, als den gewählten sich entschließen können. Sie entschieden sich für ein gemäßigtes Barock in den Hauptformen, wählten für ornamentale Zwecke Renaissance-Ideen oder aber ein Empire

mit Anklängen hier und da an dem Styl Louis XVI. Risalite und Porticus, pavillonartige Anbauten, Mansarden- und wieder hochgiebelige Dächer mit Dreieck-Profil, höhere und niedrige Thürme, bald vier-, bald sechseckig mit geschweiftem oder aber glattwandig verlaufenden Dächern und Helmaufsätzen bringen eine gefällige Abwechselung in die Profile und Fronten der vielen einzelnen Gebäude. Wenn der gewählte Styl nicht in die Umgebung hineinpaßt, weder mit dem Renaissance-Palast der technischen Hochschule jenseits der Kurfürstenallee, noch — Gott lob! — mit den Casernenbauten der Artillerie- und Ingenieurschule in der Fasanenstraße im Einklang steht — was verschlägt's? Dafür hat er was vom Geiste des märkischen Baustyls während einer jungen Periode. Ich halte daher diese Wahl für sehr glücklich. Sie giebt dem Ganzen sozusagen einen localnationalen Anstrich.

Und dann — man vergesse nicht, daß die Zweckmäßigkeit vor Allem das Ziel bildete. Das ist gewiß erreicht. Licht und Luft überall. Vorzügliche Unterrichtsräume, ausgezeichnet praktische Werkstätten. Die große Gypszeichen-Classe gleichzeitig ein Antikensaal, am Ende des Vestibuls des Hauptbaues hineingebaut in den großen Hof; in diesem Hofe — ein Freilichtatelier für Thiermalerei, wie ein Gewächshaus, ganz aus Glas; ein anderes Freilichtatelier auf der Terrasse an einem der kleinen Lichthöfe hoch oben im Hauptbau; ein gewaltiges Atelier für Monumentalmalerei mit oben umlaufenden Gallerien, wo die Modelle aufgestellt oder gelagert werden, wenn es perspectivische Verkürzungen für Deckengemälde zu malen gilt; sogar der Hauptthurm über dem Mittelbau des Hauses an der Hardenbergstraße ist zu Atelierzwecken ausgenutzt, ebenso wie die anliegenden Dachbodenräume. Wir finden da eine bayerische verräucherte Bauernstube, eine Rococo-Capelle mit Altar, Klosterkeller, künstliche Ruinen u. dgl., was Alles wir nun allerdings bis zum Ueberdruß auf allen möglichen Studien und Bildern der jungen Akademiker immer wieder sehen werden. Costumkammern unter dem Dach und zu ebner Erde, hier sogar mit einem eigenen schmalen Hof für — das wichtige Geschäft des Ausklopfens. Die Meisterateliers groß, hoch, mit der Schülerclasse immer gleich nebenan u. s. w. Nur Eins noch: damit die Ateliers im Hauptbau nicht durch Reflexlicht von den Mauern der Hofgebäude belästigt würden, sind diese unten dunkler getüncht und oben mit dunkelbraunen Holzgallerien verkleidet. Auch sollen einige Mauern möglichst mit Schling- und Kletterpflanzen bedeckt werden, was auch dem sowieso schon freundlichen Hofe ein noch traulicheres Aussehen verleihen wird.

In der Ausstattung der Flure, Treppenhäuser, Corridore, Classenräume herrscht große Einfachheit vor. Ganz principiell. Sicher können hier reiche Ornamentik und Decorirung aller Art nur phantasiebelastend wirken. Aber doch ist der Eindruck casernenhafter Eintönigkeit und frostiger Uniformität sehr glücklich vermieden worden durch Abwechselung in den Gewölbe-Anlagen und Lichtquellen, durch allerlei Nischen und Vorsprünge: in das kalte Weiß wird so ein malerisches Spiel der Schatten hineingebracht.

Auf die technischen Musterleistungen, die reichen Hülfslehrmittel, z. B. für Anatomie, will ich hier weiter nicht eingehen. Der Geist der ganzen Anlage erhellt auch aus dem Gesagten. Der Charakter der „Schule" springt sofort in's Auge. Auch selbst die Aula ist schlicht, nicht einmal groß, eben gerade für den Zweck festlicher Schulversammlungen ausreichend.

An den Außenmauern — ja, da begegnen wir Ornament und Decorationen, architektonischen und skulpturalen; da sind die Bildhauer Menzel und Herter, Hundrieser und Breuer und Janensch zu Worte gekommen in Giebelfeldern und monumentalen Wandbrunnen. Und die vielgestaltigen rothen Ziegeldächer, das gelbgraue Mauerwerk der reichgegliederten Façaden thun ein Uebriges, dem Ganzen ein anmuthendes Aussehen zu verleihen . . .

In drei Theile zerfällt die Hochschule für Musik: in der Mitte, an der Fasanenstraße, das mehrstöckige Unterrichtsgebäude, nebst Bibliothek und Musikalien-Museum, links davon, also südlich — das Concerthaus mit dem großen Saal für 1000 Zuhörer und 600 Ausübende, licht in den Farben, leicht in den Formen, abermals schlicht und dabei doch vornehm; rechts, also nördlich — das Uebungstheater, der Saal ähnlich wie der Concertsaal ausgestattet, die Bühne gerade geräumig genug, Alles nach den neuesten Forderungen der Bühnentechnik und der Akustik gebaut. Auch in diesen drei Gebäuden, von denen jedes seinen eigenen Eingang hat, bis in's Kleinste hinein weitgehendster Cultus des Zweckdienlichen in der Anlage und Ausstattung der Räume, ihrer Verbindung untereinander. Alles ist massiv gebaut, und in den Classenzimmern, in der Bibliothek, im Arbeitscabinett des Directors sind besondere Schalldämpfvorrichtungen getroffen: die Thüren aus dicken Bohlen, die Wände mit Stoff verkleidet, die Decken und Fußboden mit Kork und Filz gefüttert. Kein Ton dringt auf die Wandelgänge hinaus, in die Nachbarräume hinein und in den Zimmern selbst klingen die Stimme, die Instrumente dumpf. Director Joachim wünschte das ausdrücklich. Keine akustischen Hülfsmittel sollen hier dem Zögling zu Gebote stehen, damit seine Tonbildung besser controllirt werden könnte . . .

„Erudiendae juventuti artibus" — „Der Jugend zur Ausbildung in den Künsten" — lautet die Inschrift auf dem Portal der Kunst-Hochschule, über dem vergoldeten Relief-Brustbildniß des Kaisers in Uniform. Wenn Lehrmittel und denkbar beste Arbeitsstätten allein schon große Künstler heranziehen könnten — es stände um die Zukunft Berliner Kunst gut.

Der Kaiser meint richtig, das allein genügte noch nicht. Er verwies in seiner Rede bei der Einweihungsfeier auf's Neue energisch auf die Nothwendigkeit „der engen Anlehnung an die unerreichbaren classischen Vorbilder" und einer „treuen Nachfolge insbesondere derjenigen Meister, welche an der Akademie gelehrt oder ihre Ausbildung erhalten haben . . ."

Jedoch der Hauptzweck all' der künstlerischen Ausbildung und Erziehung wurde in dieser Rede dahin präcisirt: „durch die Arbeit das Volk in allen seinen Schichten aus dem Getriebe des alltäglichen Lebens zu den Höhen der Kunst zu erheben und das Schönheitsgefühl und den Sinn für das Edle zu hegen und zu stärken."

Ein Ziel, wohl des Schweißes der Edlen werth. Die Mittel aber, es zu erreichen — sie sind ja auch innerhalb der Akademie selbst, während ihrer 200jährigen Geschichte gar verschieden gewesen. Und so — denke ich — wird's auch in Zukunft bleiben: Jede Zeit hat ihre „großen Meister" . . .

J. Norden.

Notizen.

Von den **Dokumenten des modernen Kunstgewerbes** ist das 1. Heft der ersten Serie, der Keramik und Glasindustrie gewidmet, erschienen. Es macht einen vornehmen und künstlerischen Eindruck und darf als ein kunstgewerbliches Bilderbuch im guten Sinne des Wortes bezeichnet werden. Recht erfrischend wirkt die Lectüre des Programm-Artikels „Der Gruß zum ersten Augenaufschlag der Documente des modernen Kunstgewerbes", aus dem wir folgende Worte wiedergeben: Soweit nur irgend möglich, sollen nur Hauptwerke des modernen Kunstgewerbes dargestellt werden, und zwar aller Länder und auf allen Gebieten der angewandten Kunst. Auf einigen wenigen Gebieten, auf denen die Entwickelung bisher zurückgeblieben ist und auf denen man von Hauptwerken noch nicht sprechen kann, ist dieses Wort cum grano salis zu verstehen . . . Irgend welche bestimmte Richtung wird nicht vertreten werden. Wohl aber wird erstens einmal bei der angewandten Kunst über die Kunst die Anwendung nicht vergessen werden — hierauf kommen wir noch zurück. Zweitens sollen Werke, welche einen einseitigen Linienrultus im plastischen Kunstgewerbe vertreten, nicht aufgenommen werden. Drittens soll dem Manierismus, der heute in bedenklicher Weise auf verschiedenen Gebieten des Kunstgewerbes sich breit zu machen beginnt, gesteuert werden. Mit vorzüglichen Abbildungen sind u. A. die folgenden erstklassigen Firmen vertreten: die kgl. Porzellanmanufactur Rozenburg, die kais. russ. Porzellanmanufactur, die kgl. sächs. und kgl. dänische Porzellanmanufactur, die kgl Porzellanmanufactur in Berlin, ferner hervorragende französische Keramiker, wie Bigot, Boissonniere, Doat, Barck Von Glasfirmen sind Val St. Lambert, Fritz Heckert, Reijmyre, von Poschinger &c. vertreten. In den folgenden Heften werden vermuthlich die kleineren keramischen und glasindustriellen Firmen zu Worte kommen. Das nächst erscheinende Heft wird indessen der Goldschmiedekunst und Metallindustrie gewidmet sein. Die Anschaffung des Werkes empfiehlt sich, zumal auch Abonnement auf einzelne Serien gestattet ist.

Unter jenen Dichtern, die ihre Stoffe mit Vorliebe dem sonnigen Italien entlehnen, nimmt **Ant. Andrea** eine hervorragende Stelle ein. Auch in ihren „Kindern der Sonne" (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) malt sie in kräftigen Farben Bilder des Volkslebens, und ob sie es von seiner heiteren Seite schildert oder ernste Töne anschlägt, stets erzielt sie eine volle Wirkung.

Einen Roman von urwüchsiger Kraft bietet **Ernst Zahn**, der kernige Schweizer Dichter, mit seinem neuen Roman „**Herrgottsfäden**" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). Im Vordergrunde der reich bewegten Handlung steht der Präses (Schultheiß) eines Hochalpendorfes, der beinahe wie ein König über seine Gemeinde herrscht, und wahrlich nicht zu deren Nachtheil. Aber er ist ein fanatischer Anhänger des Althergebrachten, ein erbitterter Feind jeglicher Neuerung, und wer ihm hierin widerstrebt, den bekämpft er bis zur Vernichtung. In diesem Starrsinn zerstört er sogar das Lebensglück seiner Tochter, die ihr Herz einem armen Burschen geschenkt hat, und er ruht nicht eher, bis er diesen und seine Sippe mit Schimpf und Schande aus dem Dorfe vertrieben hat. Die Bestrafung für diese That bleibt nicht aus, denn nach Jahren kehrt der Verjagte, nunmehr ein reicher Mann, in die Heimath zurück, mit der ausgesprochenen Absicht, Rache zu üben, und in der That gelingt es ihm, den stolzen Gegner auf das ärgste zu schädigen und zu demüthigen. Eine Katastrophe von tiefer Tragik scheint sich vorzubereiten, aber die Liebe des jungen Volkes schlägt die Brücke der Versöhnung zwischen den beiden feindlichen Parteien. Mit sicherer Hand zeichnet der Dichter die Charaktere der fesselnden Erzählung und bekundet sich auch in seinem neuesten Werke als einen Meister der Naturschilderung. In leuchtenden Farben malt er die Herrlichkeit der Alpenwelt und entwirft zugleich reizvolle Bilder von dem Leben, den Anschauungen und Sitten der Hochgebirgsbewohner.

Fürst Bismarck und der Bundesrath. Von Heinrich von Poschinger. 5. Bd: Der Bundesrath des Deutschen Reiches 1881—1900. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Mit Umsicht und Sachkenntniß ist Herr von Poschinger in dem hiermit zum Abschluß gelangenden Werke an eines der dunkelsten Capitel der neuesten Geschichte gegangen: an die Offenlegung der im Princip geheimen Drucksachen des obersten gesetzgebenden Körpers des Reiches, sowie der Verhandlungen der Vertreter der verfassungsmäßigen Rechte der deutschen Fürsten. Durch die eingestreuten biographischen Excurse über die einzelnen Mitglieder des Bundesraths ist es dem Herausgeber gelungen, das Verständniß für Personen und Ereignisse wesentlich zu erleichtern und dem an sich spröden Stoff Leben und Bewegung zu verleihen. Auf diese Art ist neben dem Seitenstück zu den Verhandlungen des Reichstages ein Memoirenwerk entstanden, das in der Geschichte der Begründung des Deutschen Reiches stets mit den ersten Platz behaupten wird.

Der Held, den Felix von Stenglin in seinem Buche „**Ein Dichterling**“ (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) vorführt, gewinnt mit seinen tragikomischen Erlebnissen im Fluge die Herzen der Leser. Unbeschadet seiner Schwächen ist er im Grunde eine liebenswürdige, im höchsten Maße sympathische Natur. Daß er überhaupt auf Abwege gerieth, ist weniger seine Schuld als diejenige seiner Erzieher, die sein kleines Talentchen zum Versschmieden weit überschätzten und so bei ihm eine Art Größenwahn herausbilden halfen. Die Liebe zu seinem herzigen Weibe und dem Kinde, das sie ihm geschenkt, läßt ihn schließlich gesunden und zu einem tüchtigen Manne reifen, der fortan nur noch für den Hausgebrauch dichtet. Ein besonderer Reiz des Romans liegt in der ergötzlichen Schilderung gewisser literarischer Zustände des heutigen Berlin.

Durch den Indischen Archipel. Eine Künstlerfahrt von Hugo V. Pedersen. Mit acht farbigen Einschaltbildern und zahlreichen schwarzen Abbildungen nach Original-Zeichnungen des Verfassers. In Original-Prachteinband Mk. 25.—. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anst.) Durch eine Reihe von günstigen Zufällen unterstützt, durch gewichtige Empfehlungen einflußreicher Gönner gefördert, hat der junge dänische Maler Hugo V. Pedersen während seines mehrjährigen Aufenthalts in Sumatra und Java — dank seiner Kunst — das Glück gehabt, einen tiefen Einblick in die Pracht der javanischen Fürstenhöfe thun zu dürfen, deren Inneres vor ihm noch keines Europäers Auge geschaut hat. Mit der begeisterten Freude des Entdeckers schildert er uns die von ihm zuerst gesehenen Herrlichkeiten, und wo seine Beredsamkeit versagt, greift sein Zeichenstift, der rasch und sicher das Charakteristische zu erfassen wußte, helfend ein. Von dem sonst fast unnahbaren, mit Diamanten überladenen Kaiser von Surakarta, dessen Bildniß Pedersen für die Königin von Holland gemalt hat, bis zu dem niedrigsten Wagenzieher und Kuli von Singapore läßt der Künstler das Gewimmel von Völkertypen, das in keinem Theile Asiens so bunt und mannigfaltig anzutreffen ist wie im Indischen Archipel, in Wort und Bild an unseren Augen vorüberziehen. Eine Reihe besonders malerischer Erscheinungen ist nach den Aquarellen des Künstlers in Facsimile-Farbendruck wiedergegeben worden. Nicht minder lebhaft ist das Interesse des Künstlers an der Pracht der tropischen Natur und an den herrlichen Bauwerken gewesen, die aus dunkler, noch unerforschter Vorzeit, in ihren Trümmern noch überwältigend, in die Gegenwart hineinragen. Von der schreckenerregenden Majestät der Vulcane Javas und von den Wunderbauten des „Landes der tausend Tempel“ erhält der Leser durch Pedersen's Zeichnungen zum ersten Mal eine richtige Anschauung. Frei von schwerfälliger Gelehrsamkeit, weiß der fröhlich plaudernde Künstler seine Leser zugleich angenehm zu unterhalten. So darf das Werk, auf dessen künstlerische Ausstattung in Druck, Papier und Einband die größte Sorgfalt verwendet worden ist, auf vielseitige Theilnahme rechnen.

Eugen Heinrich Schmitt. **Die Culturbedingungen der christlichen Dogmen und unsere Zeit.** Eugen Diederichs, Leipzig. Bisher sind die Dogmen nur als eine Lehre von den Beziehungen zu den jenseitigen Mächten aufgefaßt, und auch Harnack hebt noch ihre veredelnde Wirkung auf das Leben oder die Cultur der christlichen Welt hervor. Dem gegenüber weist Schmitt die auch von Leo Tolstoj vertretene Behauptung nach, daß die Dogmen in der Hauptsache entstanden sind, um die Gründung der Kirche und ihre Beziehungen zum Staat zu ermöglichen und daß sie dem wahren Christenthum stets hindernd im Weg gestanden haben. Alles Veredelnde und Große, wie es besonders seit der Renaissance zum Ausbruch kam, ist im Widerspruch mit diesem Dogmengeist und als Ausfluß gnostischer, widerkirchlicher Gedankenkreise zur Geltung gekommen.

Im Verlage von E. Haberland in Leipzig-R. erscheinen jetzt **Unterrichtsbriefe zum Selbststudium der lateinischen Sprache** von Oberlehrer Dr. Chr. Roese. Der erste Brief im Umfange von 23 Seiten Lex. 8° liegt uns vor; alle 14 Tage wird ein weiterer Brief von mindestens 16 Druckseiten Umfang folgen. Jeder Brief kostet 50 Pf. Das im ganzen aus 45 Unterrichtsbriefen bestehende Werk zerfällt in 3 Curse zu je 15 Briefen: Der I. Cursus umfaßt das grammatische Pensum der Sexta, Quinta und Quarta des humanistischen Gymnasiums. Der II. Cursus, das Pensum der Unter- und Ober-Tertia und Unter-Sekunda des Gymnasiums umfassend, soll zur Ablegung der Einjährigen-Freiwilligen- und verwandter Prüfungen befähigen. Der III. Cursus endlich, das Pensum der Ober-Sekunda, Unter- und Ober-Prima umfassend, soll den Schüler bis zur Reifeprüfung (Maturitätsexamen) bringen. — Wir behalten uns eine kritische Würdigung dieses groß angelegten und jedenfalls sehr zeitgemäßen Unternehmens vor, sobald mehr Briefe vorliegen.

Die „**Hendel-Bibliothek**“ (Otto Hendel, Halle a. S.) bringt in ihren letzten Darbietungen eine Fülle gediegener Literatur, der wir nachhaltigen Erfolg und tiefes Eindringen in die auf billige Preise angewiesenen Volksschichten wünschen. Willibald **Alexis'** vaterländische Romane. Friedrich **Halm's** dramatisches Gedicht „Der Sohn der Wildniß“; **Multatuli's** „Die Braut“ sind in erster Linie zu nennen. In autorisirter Uebersetzung aus dem Englischen von M. Goulven bietet der Band Nr. 1548—1551 zwei Erzählungen von Prof. J. Shield Nicholson: „Thoth“. — „Toxar“ (geh. 1 Mk., Leinenband 1,25 Mk.). Diese beiden Romane des gelehrten Verfassers dürfen als werthvolleres, da auf wirklicher Wissenschaft beruhendes archäologisches Gegenstück zu Jules Verne's phantastischen Schilderungen erachtet werden. Den Beschluß der Serie bildet Sonja Kowalewsky, die berühmte Docentin für Mathematik an der Stockholmer Universität, mit der lebensvollen Schilderung aus dem russischen Leben „Vera Baronzoff“. (Deutsch von Frieda Hoffmann.) Alle hier angeführten neuen Bände zeichnen sich durch großen, klaren Druck auf holzfreiem, kräftigem Papier aus.

Von Fischer Franke's vortrefflichem **Jungbrunnen** sind soeben zwei neue Bändchen erschienen. Das eine: „**Drei Märchen von Gebrüder Grimm**“, hat Wilhelm Stumpf, das zweite: „**Gladenliese und andere Märchen von Andersen**“, hat Maximilian Dasio illustrirt. Stumpf neigt in seinem kräftigen und zugleich flotten Strich zu malerischer Behandlung unter voller Ausnutzung von Licht und Schatten, während Dasio, dessen feinsinnige Art zu der des dänischen Märchendichters paßt, durch graziöse, lichte und harmonische Zeichnung wirkt. — Leider sehen sich Herausgeber und Verleger des vaterländischen Unternehmens veranlaßt, es nach Abschluß des allerdings erst kürzlich begonnenen Jahrgangs zu beschließen. „Jungbrunnen“ hat zwar die herzliche Anerkennung der kleinen Zahl der Kunstfreunde gefunden, die breite Masse aber, und sogar das besitzenden Bürgerthum, steht der Kunst zu hilf- und interesselos gegenüber, als daß das schöne Werk die Massenverbreitung hätte finden können, mit der es bei seinem billigen Preise rechnen muß. Mit besonderem Stolz kann uns diese beschämende Thatsache leider nicht erfüllen.

C. Viebig: **Die Wacht am Rhein.** (Verlag von F. Fontane & Co., Berlin W.) Wenn die kritischen Vorkämpfer einer deutschen Heimathkunst von ihren Dichtern verlangen, daß sie das provinzielle Leben ausschöpfen und anschaulich gestalten, in den Reichthum deutscher Geschichte, Sitten und Gebräuche eindringen, alles mit Landschaftsluft sättigen und so eine volksthümliche deutsche Nationaldichtung schaffen, so darf Clara Viebig's „Wacht am Rhein“ bereits als eine Erfüllung dieser Forderung angesehen werden. Nicht allein, daß der Roman das fröhliche rheinische Treiben in der Fülle seiner Farben vor Augen stellt, daß er tief wurzelt in der niederrheinischen Stammesart, und daß gewissermaßen das Volk selbst in seiner mannigfachen Zusammensetzung, in der reichen Mischung seiner besten Elemente der Held des Werkes ist, er behandelt gleichzeitig in der Entwickelung dieses Volkscharakters, von der Einseitigkeit partikularistischer Interessen am Anfang des vorigen Jahrhunderts bis zur Vielseitigkeit echt nationaler Empfindungen bei Beginn und Ausgang des deutsch-französischen Krieges, einen wahrhaft volksthümlichen Stoff, charakteristisch erfaßt in Erdgeruch, Farbe und Stimmung.

Von dem ausgezeichneten Sammelwerke „**Literatur des Ostens in Einzeldarstellungen**“ (C. F. Amelang, Leipzig) sind jetzt Band IV und VIII erschienen. Wilhelm **Grube**, der feine und scharfsinnige Berliner Gelehrte, hat die „**Geschichte der chinesischen Literatur**“ geschrieben, Karl **Dietrich**-München die der **byzantinischen und neugriechischen Literatur**, während sich Paul **Horn** (Straßburg) mit der „**Geschichte der türkischen Moderne**“ befaßt. Diese Bände schließen sich den beiden zuerst erschienenen der Sammlung würdig an. Die chinesische Literatur ist auch unseren Gebildeten noch ein Buch mit sieben Siegeln, und es mußte auf den ersten Blick schwer scheinen, die gewaltige Fülle des Stoffes zu bändigen, daß er den Rahmen nicht sprengte. Grube hat die Aufgabe vortrefflich gelöst. Er malt uns ein fesselndes Bild chinesischen Geisteslebens, charakterisirt seine einzelnen Phasen meisterlich und weiß das Interesse ununterbrochen wach zu halten. Der Grund dafür liegt vornehmlich in der feinen psychologischen Kunst, die sich nicht mit allgemeinen Wendungen begnügt, sondern jedem Dichter giebt, was sein ist. — Nicht minder hohes Lob verdient Band IV. Auch er führt den Literaturfreund in wenig betretene Reviere, aber mit seiner Hilfe ist es leicht, festen Fuß darin zu fassen. Der Versuch Dietrichs, den innigen Zusammenhang des alexandrinischen, byzantinischen und neugriechischen Schriftthums aufzuweisen, ihre gemeinsame Wurzel bloß zu legen, ist glänzend gelungen. Reiche Anerkennung verdient auch Horns Geschichte der türkischen Moderne. An diesem Forscher hat die Sammlung überhaupt eine besonders tüchtige Stütze. Er weiß einschneidende Kritik mit großer Liebe zum kritisirten Gegenstande zu verbinden, und über seiner glänzenden Darstellung vergißt man ganz die verhältnißmäßig geringe Bedeutung der türkischen Literatur. — Der Verlag hat auf würdige und vornehme Ausstattung beider Bände viel Sorgfalt verwandt. Sie sind in jeder Beziehung empfehlenswerthe Gaben für den gebildeten Literaturfreund.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 8; Expedition: Berlin W 57, Kaplerstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 49. Berlin, den 6. December 1902. 31. Jahrgang
Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die Verfassungswächter.

Nicht die Mehrheit leidet unter den unanständigen Schimpfworten, die aus der Umgebung Singer's und Zubeil's mißduftend zu ihr aufqualmen, und nicht die Minderheit oder ihre Rechte werden durch den Antrag Kardorff geschädigt. Das nicht mehr nüchterne Gebahren des großherzoglich privilegirten Revolutionsapostels Ulrich ist Schande nur für ihn; unflätige Beleidigungen brandmarken ausschließlich den Beleidiger. Andererseits betrügt der Mehrheitsbeschluß, die 946 Posten des Zolltarifs auf Anhieb abzuthun, keinen Reichstagsabgeordneten um sein verbrieftes Recht. Die Commissions-Erörterungen sind ausgiebig genug gewesen, alle Meinungen und noch einige darüber sind uns bekannt geworden. Niemand war mehr im Stande, etwas Neues zu sagen, und Niemand wollte das auch. Man hätte abstimmen, und zwar namentlich abstimmen können, damit das Volk wußte, woran es mit jedem einzelnen seiner Vertreter war. Dabei hätte sich für die Erörterung und gesonderte Erledigung gewisser Positionen immer noch reichlich Zeit finden lassen. Bis zum Juni ist es lange hin. Herr von Kardorff war auch ganz und gar bereit, etwaigen billigen Wünschen zu genügen. Wenn ihn trotzdem ein Wuthgeheul der Entrüstung umbrandete, ein schmutziges Gebrüll, dessen sich die Kosac und Fresl nicht, wohl aber die Mustermänner deutscher Cultur zu schämen hätten, so sind daran andere als verfassungsrechtliche Bedenken schuld. Gegen Recht und Verfassung, die der Mehrheit das Regiment übertragen und Mehrheitsbeschlüsse für heilig erklären, hat die Opposition die Verabschiedung der Zollvorlage hintertreiben wollen. Gegen Recht und Verfassung suchte sie das Haus an gesetzgeberischer Arbeit zu hindern, stellte über den Willen der ordnungsmäßigen Mehrheit den der Minderheit und den einer für den Juni 1903 beabsichtigten Volksabstimmung. Nun kennt wohl die Schweiz, nicht aber Deutschland das Referendum. So lange unsere Verfassungsurkunde nicht bestimmt, daß die Minderheit immer das Recht habe, Mehrheitsbeschlüsse durch das Verlangen nach einem Plebiscit ungiltig zu machen, so lange handelt die Opposition der Herren Singer und Pachnicke verfassungswidrig. Sie läuten den Umsturz ein und bereiten den Staatsstreich vor. Nicht Minderheit und Mehrheit leiden unter den parlamentarischen Ausschreitungen und Gewaltthätigkeiten dieser Wochen, sondern der Parlamentarismus selbst. Es liegt Methode im Harakiri.

Bei der grenzenlos ungeschickten Abfassung und erdrückenden Ueberlastung des Zollgesetzes wäre es ein Leichtes gewesen, die Entscheidung hinauszuschieben, und zwar mit sauberen Mitteln, die nicht allem reichstäglichen Sinn und Verstand in's Gesicht schlugen. Graf Bülow hatte der Opposition dadurch unzerbrechliche und messerscharfe Waffen geliefert, daß er, kaiserlichem Versprechen entgegen, den Tarif ein volles Jahr später als verabredet einbrachte. Den Führern der Linken war all dieser Reichthum noch nicht reich genug. Sie griffen über ihre Befugnisse hinaus, verließen den sicheren Rechtsboden und begannen, ganz ohne Noth, die Mehrheit mit Dauerreden und namentlichen Abstimmungen über jeden Quark zu öden. Bebel in seiner Unklugheit stellte renommirend 700 solcher Abstimmungen in Aussicht; Herr Heine konnte sich den geistvollen Ulk nicht versagen, in einer seiner festlichen Ansprachen siebenmal von eins bis zehn zu zählen. Mit solchen Thorheiten erbitterte man die Mehrheit und zwang sie zur Nothwehr. Sie hat jetzt auch bei den schärfsten und gefährlichsten Streichen, die sie führt, die triftige Entschuldigung, daß es ihre Pflicht sei, den Reichstag gegen eine chicanöse und aufsässige Minderheit arbeitsfähig zu erhalten; sie strahlt in Rothfeuer, als Verfassungshüterin. Und wirklich — säßen auf der Rechten noch Männer wie Kleist-Retzow, geschworene Widersacher der Charte, und lebte ein Cäsar unter uns, dann wäre die Stunde zu dem großen Schlage gekommen. Die Socialdemokratie hat, Marx zum Trotze, all ihr Können in der Parlamentsspielerei vergeudet. Zerbricht ihr eine feste Hand dies Spielzeug, dann sitzt die Partei hülflos in der Klemme. An dem Tage, wo die Genossen aus den öffentlichen Häusern der Beredtsamkeit verschwinden, sind sie machtlos. Ihre Presse hat noch immer keine Bedeutung, und diese Presse ist heute nur darum so keck, weil sie sich auf die 58 im Reichstage verläßt. Das blinde Wüthen der 58 gegen ihren Schützer und Nährvater, den ehrbaren alten Parlamentarismus, ist Ajax-Zorn. Dazu passen allerdings trefflich die überhomerischen Schimpfreden, darin sich die rothen Reactionäre und Verfassungsgegner links debattirend erschöpfen.

Caliban.

Zur Rassenfrage.

Von Karl Noetzel.

Als das Hauptproblem des verflossenen Jahrhunderts kann vielleicht das sociale bezeichnet werden. Es war nicht neu. Sein Vorhandensein läßt sich zweieinhalb Jahrtausende zurück nachweisen. Nie aber war es brennender. Es ist nicht völlig gelöst worden; doch hat man die Wege gefunden zu seiner Lösung, wenn auch das nur in den letzten Jahrzehnten. Die alten socialistischen Theorien des ehernen Lohngesetzes und der Massenverelendung sind durch die Thatsachen glänzend ad absurdum geführt worden. Damit schwankt die socialistische Dogmatik in ihren Grundfesten. In der socialen Wissenschaft hat die optimistische Richtung auf der ganzen Linie gesiegt. Den größten Antheil an einer momentanen, nicht zu verkennenden socialen Beruhigung hat die den Naturwissenschaften entnommene und alle Geisteswissenschaften befruchtend durchdringende Erkenntniß von der Evolution, d. h. der allmäligen Entwickelung zum Zweckentsprechenderen. Damit ist jeder gewaltsame Umsturz unlogisch geworden. Erst müssen die Geister geschaffen werden für eine Reform, dann kann sie eintreten. In der Erkenntniß von der Evolution erblicken wir das wissenschaftliche Hauptverdienst des neunzehnten Jahrhunderts. Nunmehr ist es die einzige Aufgabe der Geisteswissenschaften, die Wege der Evolution aufzuspüren. Jede praktische Thätigkeit aber kann nur darauf gerichtet sein, Richtung und Tempo der Unaufhaltsamen zu beeinflussen. In der Erkenntniß von der Evolution schuf das neunzehnte Jahrhundert die Methode zur Lösung aller die Menschheit bewegenden Probleme. Das wird den folgenden Jahrhunderten zum Segen gereichen. Zunächst dem unserigen. Was wird aber dessen Hauptproblem bilden? Meines Erachtens nach die Rassenfrage. Sie ist durchaus nicht rein politisch, vielmehr im höchsten Sinne gerade culturell. Mehr noch. Sie greift an die Grundfesten unseres gesammten ethischen Bewußtseins. In ihr stoßen zunächst zwei Weltanschauungen auf einander: Lebensbejahung und Lebensverneinung. Passiver Quietismus und activer Fortschrittsglaube werden hier ihren Entscheidungskampf ausfechten. Von seinem Ausgang hängt Sein und Nichtsein ab für das Menschengeschlecht. Diese hauptsächlich von Asien her drohende Gefahr liegt indeß zunächst noch in einiger Ferne. Vorerst nahen uns die schwarzen Rassen mit einem gewaltigen Ansturm. Der richtet sich direct gegen das Fundament unserer Sittlichkeit. Wie einst die grausame Sphynx dem Oedipus, so giebt das schwarze Afrika dem lichten Europa ein Räthsel auf, dessen Lösung Leben oder Untergang aller Cultur bedeutet. Dieses verhängnißvolle Räthsel, die Quintessenz der ganzen Rassenfrage, lautet: Sind die Schwarzen Menschen zweiter Classe? Giebt es also Menschen erster und zweiter Classe? Unsere gesammte Ethik und alle unsere Geisteswissenschaften beruhen auf dem Glauben an den Menschen. Giebt es aber verschiedene Arten Mensch, so gilt demnach eine Herren- und eine Sclavenmoral. Wir sind also wieder da, wo das Christenthum vor zweitausend Jahren einsetzte, indem es das weltbefreiende Dogma aufstellte von der Gleichheit aller Menschen und so die Grundlage gab für eine ungeahnte Culturentwickelung. Nimmt man uns dies Fundament, so geräth unsere Gesammtcultur in's Schwanken. Wir haben aber jetzt viel mehr zu verlieren wie damals. Götterdämmerung würde herandämmern.

Das Rassenproblem gliedert sich in drei große Probleme. Erstens die Behauptung der politischen Selbstständigkeit unserer Culturwelt gegenüber der numerisch sehr überlegenen, mehr und mehr erstarkenden gelben Rasse. Die beiden anderen Probleme sind rein ethischer Art. Es handelt sich einmal um den endlichen Entscheidungskampf der uralten Gegensätze in der Lebensanschauung der Menschheit. Lebensbejahung und Lebensverneinung, Fortschrittsglaube und Quietismus stehen sich als europäische und asiatische Weltauffassung gegenüber. Das dritte und momentan brennendste Problem besteht in der Frage, ob der schwarzen und gelben Rasse dieselben Menschenrechte zukommen wie der weißen. Hier werden individualistische und altruistische Weltauffassung auf einander platzen.

Beginnen wir mit dem dritten Probleme. Es ist gerade am actuellsten. Außerdem ergiebt sich aus der Stellungnahme zu ihm diejenige zu den beiden anderen Problemen. Solange wir es nicht in dem einen oder dem anderen Sinne gelöst haben, schwebt unsere Rassenpolitik in der Luft und wird über ein bloßes tastendes Experimentiren nicht herauskommen. Speciell für uns Deutsche besteht das Rassenproblem erst, seitdem wir Colonien besitzen. Ein Sturm der Entrüstung ging durch Deutschland, als gewisse Brutalitäten gegen die Eingeborenen von Seiten eines Leist, Wehlau und selbst des sonst so hochverdienten Dr. Peters an die Oeffentlichkeit kamen. Allein schon damals wurden die Stimmen erfahrener Leute laut, man müsse ein für allemal an Neger einen anderen Maßstab anlegen als an Weiße und in dem Vorgehen gegen sie ganz andere Mittel anwenden. In den Colonien anderer Länder, wie z. B. Englands, seien derartige Vorgänge an der Tagesordnung; man sei nur dort viel zu politisch erzogen, um wegen solcher Kleinigkeiten das Vaterland vor dem Auslande zu blamiren. Nun, wir wollen Gott danken, daß unser Volk noch nicht politisch genug ist, um Handlungen wie die oben angeführten oder die gewisser belgischer Kaufleute und Officiere am Kongo nicht als das zu empfinden, was sie nun doch einmal sind, nämlich durch keinerlei Rassengründe zu vertheidigende Bestialitäten. Derartige Thaten bringen einen unwillkürlich auf die Idee, ob der alte Taine nicht doch Recht hatte, wenn er glaubte, die Cultur habe in nichts die Raubthiernatur des Menschen gemildert: früher erschlug er seinen Nebenmenschen um ein Stück rohen Fleisches, jetzt um ein gebratenes. Das sei der ganze Unterschied. Dem ist nun glücklicher Weise doch nicht ganz so. Das lehrt unter Anderem deutlich die Stellungnahme der gesammten Culturwelt gegenüber gerade solchen Greueln oder gegenüber der Vergewaltigung des Burenvolkes und überhaupt gegenüber jeder anderen offenbaren Rechtsverletzung. Indeß kann bei Betrachtung der Rassenfrage das eine Moment durchaus nicht aus dem Auge gelassen werden, daß ein großer Theil unserer sogenannten Gesittung in der That nur durch Furcht erzwungen wird. Befindet sich der Durchschnitts-Europäer einem rechtlich ungeschützten Element gegenüber, so erwacht gleich in ihm die Bestie. Charakteristische Beispiele in Hülle und Fülle gab der Chinakrieg. In der Revue Bleue las ich aus der Feder eines guten Patrioten Mittheilungen über schier unglaubliche Greuel französischer Liniensoldaten. So wurden einem uralten Chinesen, der aus einem verlassenen Dorfe nicht hatte fliehen können, die geraubten Habseligkeiten aufgeladen, und als er nicht weiter konnte, ihm mit einigen Kolbenschlägen der Schädel eingeschlagen und er am Wege liegen gelassen. Ferner erzählten besagtem Berichterstatter harmlose Liniensoldaten folgenden Beweis von der Habsucht der Soldaten. Wenn sie Geld haben wollten, so zeigten sie dem Chinesen mit einer Hand einen Dollar, mit der anderen aber setzten sie ihm das Bajonett auf die Brust; gäbe er nichts, so stießen sie langsam zu, der Chinese ließe sich aber meistens tödten, ohne etwas herauszugeben. Das Alles wird mit harmloser Miene berichtet, als etwas völlig Selbstverständliches, nur eben Charakteristisches. Wo sind da die zweitausend Jahre Christenthum geblieben, wo die Lehren der großen Revolution? An anderer Stelle wird noch Greulicheres von den an sich durchaus nicht grausamen Russen berichtet. Es scheint demnach, daß zur Auslösung der Bestialität eines Durchschnitts-Europäers es genügt, ihn einem inferioren Elemente, oder nennen wir es geradezu beim richtigen Namen, einem Schwächeren, Wehrlosen gegenüber zu stellen. Feigheit, d. h.

Furcht vor Strafe zwingt eben viele Menschen, das Verbrechen zu unterlassen. Solches Nichtthun von Verbrechen nennen wir dann Civilisation. In Hinsicht auf die Japaner wurde schon vielfach von erfahrener Seite darauf aufmerksam gemacht, wie verschieden ihr Benehmen sei in Europa, wo sie sich inferior vorkommen, und in China oder in Korea, wo sie als Culturträger auftreten. „Dort aber," sagt eben derselbe französische Gewährsmann, „ist es nicht möglich, sich zugleich niederträchtiger und alberner zu benehmen, als es die japanischen ‚Beschützer' thun." Wir haben allerdings oben gesehen, daß die Europäer dort sich schwer übertrumpfen lassen, wenigstens was Rohheiten anbetrifft; und zwar nicht nur die Ungebildeten. Ueber derartige atavistische Brutalitäten des aus der Aufsicht des Polizeistaates zeitweilig entlassenen Europäers ließen sich ganze Bände schreiben. Ich halte deßhalb den Chinakrieg für das beschämendste Ereigniß der letzten hundert Jahre. Der Umstand, daß die Befehlshaber der Schutztruppen — die deutsche soll Alles in Allem doch eine Ausnahme gemacht haben — nicht die Macht oder den Willen hatten, die bestialischen Triebe ihrer Mannschaften durch drakonische Mittel im Zaume zu halten, wird für Kinder und Kindeskinder die traurigsten Folgen haben. Unsere alte Cultur, die Cultur der Humanität und der Solidarität Aller in der Arbeit für Alle, unsere Cultur, welche, unserem tiefen Glauben nach, zur Weltherrschaft berufen ist, hat in den Augen des ein Drittel des Menschengeschlechtes ausmachenden chinesischen Volkes eine solche Mißachtung hervorgerufen, daß wir nicht wissen, ob Hunderte oder Tausende von Jahren nöthig sein werden, um uns das himmlische Reich der Mitte zur Mitarbeit an dem Fortschritt der Menschheit zu gewinnen. Ich will hier nicht auf die Einzelheiten der furchtbaren moralischen Niederlage Europas in China eingehen. Ich suchte nur durch den Hinweis auf directe, an den Mitgliedern farbiger Rassen verübte Brutalitäten darzuthun, wie wenig tief unsere sittliche Bildung in die breiten Massen eingedrungen ist. So tritt immer wieder die Bildungsfrage in den Vordergrund, von welchem Gesichtspunkte aus man auch das Zusammenleben und -wirken der Menschheit betrachten mag. Bevor wir eine wirklich erfolgreiche Culturmission bei den anderen Rassen unternehmen können, bedürfen wir noch einer viel intensiveren Ausbildung unserer Bevölkerung. Die erste Lehre, welche sich uns demnach aus dem Eingehen auf das Rassenproblem ergiebt, ist die, daß die sittliche Erziehung unserer breiten Volksmassen immer und überall unsere erste und höchste Aufgabe sein muß, damit der Mann aus dem Volke nicht bloß in den Banden des Polizeistaates, also aus Furcht, das Verbrechen unterläßt, sondern aus tiefer sittlicher Ueberzeugung heraus auch dort rechtlich handelt, wo er Schutz- und Wehrlose vor sich hat. Hier allein ist die Probe jeder wahren Sittlichkeit.

Bisher betrachteten wir directe Brutalitäten gegenüber anderen Rassen, die in jedem Falle und unter allen Umständen auf's Schärfste zu verurtheilen sind. Etwas Anderes ist es, wenn wir auf gewisse, fast allenthalben in gemischt rassiger Bevölkerung geübte Bevormundungen und Rechtsverkürzungen der Farbigen zu sprechen kommen. Solche entspringen meist direct politischer Nothwendigkeit und durchaus nicht beabsichtigter Unterdrückung. Der Farbige, so wie er jetzt noch ist, hat nun einmal meistens noch nicht die Reife für die gleichen Rechte, die der Weiße genießt. Er würde sie mißbrauchen. Daher ist gegen seine Bevormundung nichts einzuwenden. Ihre Grenzen sind natürlich jedesmal bestimmt durch die Culturhöhe der betreffenden Völkerschaft. Im Großen und Ganzen werden die Farbigen rechtlich wie Kinder behandelt. Ihrer Geistesentwickelung nach sind sie es auch noch. Kinder werden aber nicht bloß bevormundet; man erzieht sie auch. Hierin liegt der Schwerpunkt der ganzen Frage. Ist die Bevormundung der farbigen Rassen bloß als eine zeitweilige gedacht, in beständiger Hinsicht auf eine in absehbarer Zeit zu erreichende Mündigkeit, oder hält man eine solche ein für allemal ausgeschlossen, und sind die Schwarzen an sich inferior und nicht erziehungsfähig? Ist Letzteres der Fall, so haben wir Menschen erster und zweiter Classe. Die Einheitlichkeit des Begriffs Mensch, auf welcher unsere ganze Weltauffassung beruht, wäre negirt. Von einer Gleichberechtigung aller Menschen, wie sie das Christenthum zuerst lehrte, und wie sie die Grundlage unserer Gesammtcultur bildet, könnte nicht mehr die Rede sein. Unabsehbare geistige und sittliche Wirrniß müßte eintreten. Denn wenn auch der einzelne Durchschnittsmensch für seinen Privatbedarf mit einem Minimum von Logik auskommt, so verlangt doch die compacte Masse der Denkenden strenge Einheit zwischen Welterkenntniß und Lebensführung. Was wir Uebergangszeit nennen, gerade das ist die Zeitperiode, in der eine neue Erkenntniß noch nicht mit der bisherigen Lebensauffassung in Einklang gebracht ist. Uebergangszeiten sind aber stets von tiefgehenden sittlichen Wirren begleitet. Die Assimilation des Darwinismus verursachte die jetzt allem Anschein nach glücklich zu Ende gehende Uebergangsperiode der sogenannten Decadenz. In ihrem Verlaufe ist die Gesammtcultur oft und eindringlich verneint worden. Eine unabsehbare Fülle brauchbarster Geister wandte sich quietistischen Speculationen zu und ging so der Gesammtheit verloren. Und doch wie gering würde sich diese Erschütterung ausnehmen gegenüber derjenigen, welche eintreten müßte, sobald die Erziehungsfähigkeit der Schwarzen und somit die Einheit des Menschen principiell negirt würde. Indeß bin ich der innigen Ueberzeugung, daß der gegenwärtige Stand unserer Erfahrung sowohl als auch unserer wissenschaftlichen Erkenntniß uns noch in keinerlei Hinsicht berechtigt, die Frage nach der Bildungsfähigkeit der farbigen Rasse zu verneinen. Zunächst: unsere Erfahrung ist viel zu kurz. Man vergegenwärtige sich, welche Zeitdauer erforderlich war, damit aus Höhlenbewohnern das cultivirte Griechenvolk hervorgehen konnte. Wilde Völkerschaften sind aber nichts Anderes als Reste aus früheren Entwickelungsstufen der Menschheit. Es wird oft die in Amerika jetzt so acut gewordene Negerfrage als Beweis für die Unerziehbarkeit der Schwarzen angeführt. Ich hörte von durchaus nicht beschränkten Köpfen den Standpunkt vertreten, die Befreiung der Sclaven sei das größte Unglück für Amerika gewesen. Die freigelassenen Neger bildeten daselbst das verkommenste Gesindel. Mir beweist das gar nichts. Es sind nicht einmal volle vierzig Jahre verflossen seit Aufhebung der Sclaverei. Letztere war aber sicher Alles eher als eine Vorschule für Freiheit und Selbstständigkeit.

Meiner Meinung nach erlaubt der gegenwärtige Stand unserer naturwissenschaftlichen Erkenntniß keine andere Entscheidung in dieser Frage als die unbedingte Bejahung der schließlichen Erziehungsfähigkeit aller farbigen Rassen. Ich folgere das aus ihrer nicht bestreitbaren physischen Menschenbeschaffenheit, deren Grundfähigkeiten, Anpassung und Vererbung, die Erziehungsmöglichkeit logisch in sich schließen. Man wende nicht ein, man könne ebenso gut aus dem Affen einen Menschen erziehen. Das können wir nicht, weil uns das Haupterziehungsmittel fehlt, nämlich die sprachliche Verständigung. Dies Mittel aber haben wir bei den wilden Völkern in der Hand. Mit seiner Hülfe muß uns ihre Erziehung gelingen. Wir dürfen keinen Augenblick vergessen, daß auch unsere Culturentwickelung den langsamen Weg über Anpassung und Vererbung zurückgelegt hat. Das Goethe'sche: „Und was Du bist, das bist Du Anderen schuldig!" hat auch eine tiefe physiologische Bedeutung. Die Denkarbeit unserer Vorfahren hatte deren Hirn rein anatomisch verändert im Sinne einer größeren Fähigkeit für logischen Gedankengang. Diese Veränderungen werden stets vererbt und daher summirt. Unsere Gehirnbildung ist bedingt durch die concentrirte Denkarbeit aller unserer Vorfahren. Was sind denn Klugheit und Dummheit Anderes als anererbte Gehirnbildungen? Der

öfters gemachte Versuch, das Kind einer Culturrasse ganz ebenso zu erziehen wie das Kind eines wilden Volkes, muß immer zu demselben Resultate führen, daß nämlich das farbige Kind geistig zurückbleibt. Sein Gehirn kann eben noch nicht dieselbe Arbeit leisten, oder leistet sie nur in viel längerer Zeit; denn seine Vorfahren haben den ererbten Gedankenschatz wenig vermehrt. So vererbte sich dasselbe wenig verfeinerte Gehirn. Die nicht in diesen Rahmen gehörende Frage, weshalb die Vorfahren der wilden Völkerschaften so wenig differencirt gedacht haben, dürfte vielleicht mit geographischen, klimatischen Gründen beantwortet werden. Die größte Zahl der Uncivilisirten lebt noch jetzt auf den Inseln des Stillen Oceans. Das sind Paradiese. Die Menschen kannten dort keine Bedürfnisse. Aber nur das Bedürfniß regt zum Denken an. Dieser Versuch zu einer Culturtheorie nur nebenbei.

Bis jetzt fehlte den uncivilisirten Völkern noch vielfach die Nothwendigkeit einer Anpassung an die Cultur; diese tritt aber mehr und mehr ein in Folge directer Berührung mit den Culturvölkern. Natürlich wird auch hier eine Auslese stattfinden. Nur die anpassungsfähigsten Elemente werden überleben. So sind Papuas und Indianer fast ausgestorben, während die Afrikaneger durch die Berührung mit den Weißen nichts an Lebensfähigkeit eingebüßt haben. Ob die Culturerziehung der Farbigen Jahrzehnte, Jahrhunderte oder Jahrtausende erfordern wird, darüber erlaube ich mir durchaus kein Urtheil. Es genügt als Richtschnur all' unserer Beziehungen zu den Farbigen die Erkenntniß, daß eine endliche Erziehung nicht bestritten werden kann, daß wir also Bildungspflichten haben und uns nicht lediglich im Zustande der Vertheidigung unserer Cultur befinden, was nichts Anderes verlangen würde, als die gewaltsame Ausrottung aller Nichtculturfähigen.

In unserem Verhalten zu den farbigen Völkerschaften ist demnach ein Doppeltes zu beobachten. Sie sind zunächst in ihrem eigenen Interesse und zum Schutze unserer Cultur rechtlich zu bevormunden, sie sind aber gleichzeitig zu unserer Cultur zu erziehen. Die Rücksicht auf ihre schließliche Mündigkeit darf nie aus dem Auge gelassen werden. Denn wir glauben nun einmal, ausgesöhnt mit dem Entwickelungsgedanken, daß die natürliche Evolution zu einer immer größeren Solidarität der Menschheit führen wird. Jede Solidarität beruht einzig und allein auf Interessengemeinschaft. Das größte Interesse eines Volkes ist seine Cultur. Es ergiebt sich also die Aufgabe, auf dem Wege der Culturverbreitung die farbigen Rassen zur Solidarität mit uns zu erziehen. Betrachten wir von diesem Gesichtspunkte aus das bisherige Verhalten der Culturvölker, so kann nicht geleugnet werden, daß sie bis jetzt Alles eher gethan haben, als im Sinne einer Erziehung und Versöhnung auf die farbigen Rassen zu wirken. Die wenigen wirklich aufopfernden christlichen Missionäre haben an dieser allgemeinen Sachlage nicht allzu viel ändern können. Es war ja auch zu natürlich. Wer sich sonst in fremde Erdtheile wagte, der wollte einzig verdienen. Es waren das immer weniger die cultivirtesten Europäer, als vielmehr die scrupellosesten. Die farbigen Rassen galten ihnen stets mehr oder weniger als Ausbeutungsobject. In Ländern mit Jahrhunderte alten Colonien, wie in England und Holland, hat sich diese Auffassung vererbt. Es wird dort sehr schwer halten, Wandel zu schaffen. Dagegen erwarte ich trotz Allem noch immer eine principielle Wendung in dem Verhalten der Weißen gegen die Farbigen von Deutschland, das als altes Culturland erst kürzlich Colonien erwarb. Ich sehe gerade in dem Umstande, daß wir Anfänger im Colonisationswesen sind, im Gegensatz zu der allgemeinen Ansicht, einen großen Vortheil. Wir haben noch nicht die anderswo übliche Neigung zur Ausbeutung der Farbigen uns anererbt, wir nahen uns ihnen noch mit dem vollen Idealismus unserer Vorfahren. Da wir indeß nicht auf den Kopf gefallen sind, so trauen wir uns sehr wohl zu, das nothwendige Maß von rechtlicher Bevormundung der Farbigen bald herauszufinden. Aber unser unerschütterlicher Standpunkt war von vorneherein der, in den Farbigen ursprünglich gleichberechtigte Menschen zu erblicken. Trotz aller bösen Erfahrungen, die wir gemacht haben, scheue ich mich nicht zu gestehen, daß ich noch immer festhalte an der Hoffnung, der deutsche Geist, den ich nun einmal für den gerechtesten halte, sei berufen, in dem Verhalten der Culturvölker zu den farbigen Rassen eine neue Aera weitblickender Erziehungs- und Versöhnungspolitik anzubahnen. Das wäre gleichzeitig eine sehr vortheilhafte Politik und ganz im Sinne unseres großen Bismarck, der auch in den Besiegten stets zukünftige Freunde und Verbündete sah. Ich wiederhole: Unsere naturwissenschaftliche Erkenntniß erlaubt uns nicht, an der Bildungsfähigkeit der noch nicht cultivirten farbigen Rassen zu zweifeln. Alle Beziehungen der Culturvölker zu ihnen müssen als Endziel ihre Erziehung zur Solidarität mit uns ständig im Auge haben. Man werfe mir hierbei nicht Utopismus vor im Sinne des großen Tolstoi, der da glaubt, mit der Aufstellung einiger sehr schöner, altchristlicher sittlicher Forderungen die tiefmenschliche Selbstsucht hinweggewischt zu haben. Ich meinerseits mache mir durchaus keine Illusion darüber, daß die Vertreter der Culturvölker noch wie vor nur so weit Umgang mit den farbigen Rassen führen werden, als ihr wirthschaftlicher Vortheil verlangt, und daß dieser ihnen als einziges Ziel vorschwebt. Wollte man einem Pionier europäischen Handels in Afrika vorhalten, es sei zunächst seine Pflicht, auf die Schwarzen, mit denen er es zu thun habe, erzieherisch einzuwirken, so würde der uns wahrscheinlich nicht für völlig normal halten. Und das wird auf lange hinaus so gelten. Die ethische Evolution ist langsam. Die weitaus überwiegende Mehrzahl der Menschheit läßt in ihrem persönlichen Existenzkampfe die sittlichen Normen nur im weitesten Umriß gelten. Dennoch wurzeln sie tief in ihnen, sie werden sie stets theoretisch, namentlich im öffentlichen Leben, geltend machen, vorausgesetzt, daß ihre persönliche Interessensphäre dabei unberührt bleibt. Da die meisten Reformen ganz streng begrenzte Interessenkreise betreffen, so dringen sie durch, vermöge der Majorität der direct unbetheiligten Kreise. Daraus erklärt sich denn auch die merkwürdige Erscheinung, daß gerade in den Ländern mit schärfstem und scrupellosestem wirthschaftlichem Wettbewerbe, z. B. England und Amerika, sich die ausgedehntesten gesetzlichen Regelungen einzelner Berufsarten finden. Es wird wohl noch auf unabsehbare Zeit angenommen sein, daß ein Jeder vornehm und edel zu sein sich bestrebt, wenn es auf Kosten Anderer geschehen kann. Es ist aber gut, daß dem so ist. Dadurch wird die gesetzgebende Vertretung immer einen günstigen Boden bilden für Reformbestimmungen. Diese aber hinwiederum werden in ihrer Gesammtheit, sehr gegen den Willen der Votirenden, den Einzelnen immer mehr und mehr zwingen, seinen brutalen, unlogischen Egoismus im eigenen Existenzkampfe im Zaume zu halten, wenn auch nicht aus tiefinnerer Sittlichkeit, so doch aus Furcht vor Strafe. Der Staat hat nun hierbei keine andere Aufgabe, als die Norm zu finden für das dauernde Interesse der Gesammtheit gegenüber dem kurzsichtigen Eigennutz der Einzelnen. Man werfe nicht ein, daß auch die Staatslenker nicht absolute Edelmenschen sind. Das ist meines Erachtens nicht einmal erforderlich. Wenn ein Staatsmann nur ehrgeizig ist, aber klug dabei, so wird er jederzeit das wirkliche Allgemeinwohl anstreben, weil er nur dadurch sich dauernd in Ruhm und Ansehen behaupten kann. Denn wenn jeder Einzelne auch in seinen persönlichen Angelegenheiten kurzsichtig aus Eigennutz urtheilt, so trifft das Gesammturtheil der Masse bei dem heutigen fortgeschrittenen Bildungsstand doch schon stets nahezu das Richtige. Dieser politische Excurs sollte beweisen, daß keinerlei utopistische Verkennung,

sondern gerade das Betonen der Hauptfactoren der modernen Seele, nämlich des praktischen Eigennutzes und theoretischen Idealismus, die besten Garantien bieten für die sittliche Entwickelung der Menschheit. So auch in der Rassenfrage. Unser Interesse erfordert, wie oben betont, unbedingt friedliches Auskommen mit den Farbigen, versöhnliches Eingehen auf ihre Eigenart und ihre ständige Erziehung zur Culturgemeinschaft mit uns. Nur auf diese Weise ist Leben und Besitzthum der unter ihnen lebenden Weißen gesichert, nur auf diese Weise werden brauchbare Arbeiter, gute Steuerzahler und tüchtige Soldaten für das Mutterland aus ihnen herangebildet. Der Frieden, Bestand und Wohlstand unserer Colonien erfordert die rücksichtsvollste Behandlung der Farbigen. Von den politisch scheinbar so stark discreditirten Begriffen der Humanität und des Christenthums braucht dabei gar keine Rede zu sein. (Schluß folgt.)

Schülerreisen.

Von Sebald Schwarz.

Nach den Lehrjahren die Wanderjahre, noch der Instruction durch den Hofmeister die große Cavaliertour durch Europa — so hat sich in unserer Erziehung meist das Verhältniß der Schule zur weiten Welt gestaltet. Erst bei den großen Pädagogen des 18. Jahrhunderts finden wir den Gedanken, mit den Schülern Reisen zu unternehmen; Wochen lang sehen wir die Zöglinge der berühmten Erziehungsanstalten jener Zeit unterwegs.

Das 19. Jahrhundert war in mancher Beziehung diesen Unternehmungen nicht günstig. Ein stramm organisirtes öffentliches Schulwesen mit Prüfungen und Berechtigungen, starken Anforderungen an Lehrer und Schüler und scharfer Controle ließ wenig Zeit für solche Allotria, und indem der Lehrerstand sich immer mehr in eine Beamtenschaft umwandelte, wurde er vielleicht weniger geneigt zu freier pädagogischer Thätigkeit. Daher begnügen sich die meisten unserer höheren Schulen mit einem Tagesausflug und vielleicht einigen Classenspaziergängen im Jahre.

Andere Momente im Leben unserer Zeit wirkten aber dahin, wirkliche kleine Reisen mit den Schülern immer wieder zu versuchen. Unser herrschender Stand, das Bürgerthum, reist viel; sollen seine Kinder, die Zöglinge unserer höheren Schulen, nicht bei Zeiten lernen, es mit Nutzen zu thun? Das wachsende Verständniß für die Pflege und Erziehung des Körpers führte zu ausgedehnten Turnfahrten, und die Entwickelung der Großstädte verbreitete zugleich das Bedürfniß nach Ausspannung in Wald und Flur und das Bewußtsein für die Herrlichkeit der freien Natur.

Und welche Zeit auch, die Schule kann immer für ihre eigensten Zwecke viel aus gemeinsamen Wanderungen der Lehrer und Schüler gewinnen. Da treten sich der Eine und die Vielen persönlich näher; der Junge merkt, daß der gestrenge Herr ein Mensch ist wie er, der ißt und trinkt, lacht und stöhnt, genießt und müde wird, und wir wiederum lernen unsere Schüler in den mannigfachen Lagen und Aufgaben, wie sie ein paar Wandertage mit sich bringen, ganz anders kennen als in den engen, gleichförmigen Verhältnissen der Schulstube. Hier sehen wir erst, was für ein lederner Geselle mancher gute Extemporalschreiber ist, und wie viel frische Auffassung, wie viel lebendige Kraft und eiserne Ausdauer in einem Anderen steckt, der in der Classe untenan sitzt, weil ihn nun einmal andere Dinge interessiren, als was da getrieben wird. Humor und tantenhafte Biederkeit, Verträglichkeit und Selbstsucht, der stille Sinn des Einen und das Bramarbaswesen des Anderen entfalten sich hier, und über Freundschaften, Privatinteressen, Familienverhältnisse sammeln wir nützliche Erfahrungen.

Aber nicht nur studiren, auch bilden können wir den Charakter unserer Schüler auf einer Reise mit ihnen. Wenn alle sich einige Tage lang einem großen Ganzen freiwillig einordnen müssen, so wird jede sociale Tugend gestärkt; Märsche und Kletterpartien fordern und fördern Ausdauer, Geschick und Entschlossenheit; oft genug giebt es Uebung darin, Hunger und Durst, Staub und Hitze zu ertragen. Unmittelbar vor den Werken der Natur und Menschenhand lernt unsere bücherselige Jugend die eigenen Augen aufmachen; mit der Kenntniß der Heimath wächst die Liebe zu ihr, in der freien Natur die Freude an ihrer ewigen Schönheit.

Aus solchen Ideen sind die meisten Schülerreisen an unseren höheren Schulen erwachsen; als Turnmärsche zur Stählung des Körpers und als Ausspannung in Feld und Wald haben die meisten Directoren, die ich darum befragt habe, sie bezeichnet. Ein dritter Zweck tritt dagegen zurück, sie dem eigentlichen Unterricht dienstbar zu machen; es geschieht das meist mehr gelegentlich, so nebenbei. Und doch können wir von unseren Reisen viel mit heimbringen, wenn wir sie entsprechend vorbereiten und später in dem langen Jahre ausnutzen. Wie ein sonniges Sommerleuchten geht es über die Gesichter, wenn wir im Winter davon sprechen, wie Friedrich Wilhelm I. die Städte zu sparsamer Verwaltung zwang, und nun als Zeugen städtischer Ueppigkeit das Silberzeug im Lüneburger Rathhaus heraufrufen können, das wir auf unserer Wanderung gesehen haben. Thürme und Mauern, Ritterrüstung und Feldschlangen, Zunfthäuser und gothische Dome sind den Jungen keine leeren Wortschälle mehr, sondern lebende Anschauungen, wenn sie in Lübeck, Lüneburg, den alten Städten am Harz gewesen sind; an Straßennamen wie „im Wendischen Dorf“ in Lüneburg, an die langen Reihendörfer der Marsch können wir erinnern, wenn wie von der Einwanderung der Slaven, der Holländer reden. Und wie die Geschichte, zehrt die Erdkunde den ganzen Winter von den Erfahrungen der Reise: der Städter hat gelernt, was ein Kornfeld, ein Bauerndorf, ein großes Gut ist, hat von Wäldern und Seen, Bergen und Flußbetten eine eigene Vorstellung; der Junge aus der Kleinstadt im Binnenlande weiß, was eine Großstadt, ein Hafen, ein großes Industrie-Unternehmen ist. Für geographische Gesammtbegriffe wie Marsch, Geest, Mittelgebirgsland, Hochgebirge, Hügelland, Tiefebene werden die einzelnen Bestandtheile wie die Totalanschauung gewonnen; was wir etwa über den geologischen Aufbau unseres Erdinnern lernen, wird durch die Beobachtung auf den Reisen illustrirt und vertieft, und für Culturunterschiede in Hausform, Dorfform, Mundart, Volkstrachten haben wir das schönste Material.

In welchem Maße unsere höheren Schulen solche Reisen unternehmen, läßt sich aus den Programmen nur ungefähr entnehmen, da nicht jedes Unternehmen der Art seine Erwähnung darin findet. Nach ihnen sind in den Jahren 1900 und 1901 an 78 bezw. 75 höheren Schulen Deutschlands 85 bezw. 82 Schülerreisen gemacht worden, d. h. an etwa 10% der Anstalten, auf die sich die Beobachtung erstreckt; vier Fünftel dieser Reisen dauerten aber nur zwei Tage, das letzte Fünftel längere Zeit; und zwar entfallen verhältnißmäßig die meisten auf Ostdeutschland, wo 9% aller Schulen wanderte, während in Süddeutschland nur 4% es thaten. In den meisten Fällen sind es die Oberclassen der Vollanstalten, bis Untersecunda hinab, die zur Theilnahme zugelassen werden; bei einem Fünftel hat man bis Unter-Tertia hinabgegriffen, was für eine öffentliche Schule wohl die unterste Grenze bleiben wird; in Erziehungsanstalten, wie dem Stoy'schen Internat, werden auch noch jüngere Schüler mitgenommen. Ganz beschränkt auf die höheren Schulen sind die Schülerreisen übrigens nicht; so bringt es der Cantor

Gropp in Thale fertig, durch Sammeln von Geschenken, Verdienst aus der Feldarbeit, Erträgen einer Aufführung, daß er jedes Jahr mit den Volksschülern einige Tage in den Harz wandern kann.

In ihrer Ausführung weichen die Schülerreisen sehr weit von einander ab; während jene zweitägigen Wanderungen, die 80% Aller ausmachen, wohl meist nur erweiterte Tagesausflüge sind, sehen wir auf der anderen Seite große Unternehmungen, wie die Reise des Berliner Prinz Heinrich-Gymnasiums nach Rom und des Marienburger Gymnasiums in die Tatra, die 12 Tage währten. Das Gymnasium in Bromberg veranstaltet Reisen im Schülerboot, bei denen Entfernungen von über 300 km zurückgelegt werden, an verschiedenen Orten kommen größere Radfahrten vor. Die Kieler Ober-Realschule war vorigen Sommer in der Magdeburger Gegend, um Fabriken und Bergwerke zu besuchen, andere Anstalten machen Reisen unter Führung des Zeichenlehrers, um zu skizziren.

Ein beliebtes Reiseziel sind vor Allem unsere Mittelgebirge, wie der Harz, Thüringerwald, das Riesengebirge. Daneben unsere Seestädte, während Andere das Flachland als uninteressant ganz ablehnen. Man sieht schon hieraus, daß es den Meisten darum zu thun ist, berühmte Stätten der Natur und Cultur zu besuchen, und wo es sich um die Oberclassen in großen Städten handelt, um Kreise, deren Söhne ohnehin viel reisen, mag das ohne Bedenken sein. Wichtiger ist es aber doch, daß die Jungen ihre Heimath kennen lernen, namentlich bei den jüngeren Schülern; zu frühe Bekanntschaft mit den Höhen moderner Reiselust macht leicht blasirt, während ein junger Mann, der ein paar Mal die kleinen, unberühmten Städtchen seiner Heimath durchforscht hat, für sein Leben gelernt hat, daß es überall etwas zu sehen giebt. Städter müssen in die freie Natur, Kleinstädter sollen Großstädte sehen.

Es gehört allerlei dazu, um eine Schülerreise in's Werk zu setzen: Den Weg mit Fahrplan und Karte genau festzustellen, die Correspondenz mit Bahn- und Dampfschiffsdirectionen, Vorstehern von Museen und industriellen Werken, die Verhandlung mit den Wirthen über Quartier und Essen kosten viel Zeit. Dann kommt die Vorbereitung der Schüler. Da gilt es, allgemeine Vorschriften für die Ausrüstung geben, die geographische Bedeutung des zu durchwandernden Gebietes entwickeln, Geschichtliches wiederholen und erzählen, naturgeschichtliche Beobachtungen aller Art vorbereiten; Anderes wird dann erst an Ort und Stelle erzählt, Sagen und Geschichten sind eine hübsche Unterhaltung für die Zeit nach dem Abendessen; am Tage vor der Abreise schließlich eine Musterung von Gepäck und Kleidung, namentlich Stiefeln, die Gelder werden eingezogen, eine gewisse Marschordnung eingeübt.

Für die Reise selbst sind die Jungen meist in Kameradschaften eingetheilt, deren Führer für seine Leute verantwortlich ist. Damit sich keiner verläuft, wird Einer als Spitze, einer als Schluß ernannt; auf der Landstraße läßt man fast immer frei marschiren, nur bei großer Müdigkeit geht es im Schritt und mit Gesang. Sehr verschieden sind natürlich die Ansichten über Verpflegung; der eine Lehrer läßt alle Freiheit, bis zu Cigarren und beliebigen Mengen von Brause und Automatenchocolade; der Andere hält auf spartanische Einfachheit und erlaubt nicht einmal, nach Belieben zu trinken. Fast immer ist die Hauptmahlzeit Abends, ohne oder mit einem, ja ein paar Glas Bier, je nach dem Alter der Schüler und dem Temperament der Lehrer. Auch von einer vergnüglichen Bowle wird wohl einmal berichtet. Als Nachtlager muß man bei größeren Abtheilungen natürlich Stroh nehmen; aber die Mühe, die es macht, darin die nöthige Ruhe herzustellen, läßt viele nach dem ersten Versuch nur Betten im Hôtel wählen. Jedenfalls kann nur der eine Schülerreise unternehmen, der seine Jungen fest in der Hand hat. Allerlei Mittel giebt es dazu, sogar Geldstrafen bis zu drei Mark kommen vor; viel ist schon gewonnen, wenn der Feldherr immer bei seinen Soldaten bleibt.

Am unabhängigsten von allen äußeren Dingen machen sich die freien Schweizer: auf ihren 14tägigen Reisen führen die Baseler Secundärschüler einen Einspänner mit Kocheinrichtung und Schlafsäcken mit sich, und drei kleine Proviantwagen, von den Theilnehmern abwechselnd gezogen; so kommen sie mit 28 Mark auf den Kopf aus.

Wo die Reise enger mit dem Unterricht verknüpft ist, wird sie auch nach der Rückkehr dafür ausgenutzt. Abgesehen davon, daß man Baustoffe aus ihr für die verschiedensten Stunden des ganzen Jahres hat, wird an vielen Schulen wenigstens der nächste Aufsatz daraus gewählt. Im Stoy'schen Pädagogium erwächst er zu einem ausführlichen Bericht jedes einzelnen Schülers mit Karten und Zeichnungen, den die Eltern zu Weihnachten erhalten. Wir lassen an unserer Schule jeden Schüler ein anderes Thema bearbeiten: ein Stück der Reise erzählen, ein Gebäude, einen Ort beschreiben, in einer kleinen Abhandlung etwa feststellen, worin die Bedeutung einer Stadt besteht, was man über ihre Geschichte aus den Straßennamen lernen kann, worauf Industrie oder Handel einer Gegend beruht. Alle werden zusammen in einen Band gebunden, mit den zahlreichen Skizzen, die wir von der Wanderung mit heimbringen, und in der Lehrerbibliothek aufbewahrt.

Die Opfer an Zeit und Arbeit, die eine Schülerreise fordert, sind oft nicht gering; aber sie werden gern gebracht, als freiwilliges Thun von Lehrern, die nicht nur als Erziehungsbeamte ihr Tagewerk abhaspeln, sondern in dem persönlichen Verkehr mit den Jungen ihre Freude und ihren besten Lohn haben. Wenn von manchen Wohlmeinenden gefordert wird, wir sollten Tagegelder für unsere Leitung erhalten, so hat die Mehrzahl der Reiseleiter, die bei einer Rundfrage mir geantwortet haben, sich dahin ausgesprochen, daß wir, wie einer sich drastisch ausdrückte, „uns nicht jeden Schritt wie ein Handlanger sollten bezahlen lassen".*) So bieten die Schülerreisen unserer höheren Schulen ein reiches Bild mannigfachster, freier Erziehungsarbeit. Und einen Segen trägt Jeder davon, ob er nun frisch ohne viel Umstände mit seinen Jungen in der Welt umherläuft, ob er nach allen Regeln der Methodik die Schülerreise in den Unterrichts- und Erziehungsplan einfügt, oder er vor Allem daran denkt, dem Geschlecht der Kopfarbeiter kräftige Beine zu verschaffen: das Gefühl enger Zusammengehörigkeit mit seinen Schülern. In den ersten Tagen und Wochen nach der Rückkehr ist es immer, als sei man durch ganz neue, zahlreiche und feine Fäden mit ihnen verbunden.

Literatur und Kunst.

Deutsche Lyriker der Gegenwart.

Von Hans Benzmann (Berlin).

Man kann in der Kunst und in der Literatur der Germanen zwei große Strömungen beobachten, die seit Alters einander sich nähernd oder von einander fliehend, bald diese, bald jene mit stärkerer Woge durch die Jahrhunderte dahinfließen, Verwandtes von überall aufnehmend: die naive Kunst (das Volkslied, das Heldenepos) und die Mystik (der Naturmythus, die christlich-germanischen Legenden, die germanisirte Sage vom Gral, vom Parzifal, die mystischen

*) Eine wahrhaft erquickende Auffassung des so schönen und so schwierigen, eigentlich gar nicht mit Geld aufzuwiegenden Lehrerberufes!
Der Herausgeber.

Träumereien eines Tauler, Ruysbroek, Angelus Silesius u. A.). Beide entspringen derselben Quelle: dem Empfinden. Leben und Tod, das Mysterium der ewigen Wiedergeburt, fand seine wunderbarste Verklärung schon im Mythus der nordischen Edda. Mystischen Geistes ist die Malerei und die Baukunst der Germanen, sowohl die romanische, die eigentliche Baukunst der Deutschen, wie die übernommene, von den Deutschen durchgeistigte Gothik. Mystischen Geistes ist namentlich die subjective deutsche Dichtung der Neuzeit, die der Romantiker, die eines Kleist, Novalis, Tieck, und auch die der jüngsten deutschen Lyriker, eines Dehmel beispielsweise. Die Tiefe des germanischen Geistes fand in allen diesen Dichtungen und Bestrebungen ihren Ausdruck, während das reinmenschliche Empfinden des Deutschen sich in seinen Volksliedern und in der sogenannten reinen Lyrik der Kunstpoeten spiegelt. Das Wunderbarste aber: in den größten Dichtungen der Germanen wirken beide Strömungen, Mystik und volksthümliche Poesie, zusammen, und staunend fühlen und erkennen wir die Einheit zwischen beiden als das Urbild und als das ewige Ideal und Ziel der germanischen Kunst. Solche Urbilder sind uns die Edda, die Dramen Shakespeare's, Goethe's „Faust" und die Balladendichtung eines Bürger, Goethe, Mörike, einer Droste-Hülshoff.

Ich möchte heute ein paar Lyriker besprechen, in deren Kunst etwas von jenem germanischen Empfinden lebt, sei es nun, daß die Persönlichkeit der einen tief in sich selbst, also auch in ihrem besonderen germanischen Wesen, oder die der anderen im Volksempfinden, im Wesen des besonderen Volksstammes oder im Wesen des deutschen Christenthums wurzelt. Freilich, es ist noch nicht alles reife Kunst, was sie bieten, noch in allzu dunklen Wegen verliert sich der eine, während die Anderen anscheinend noch nicht immer den eigenen Weg neben der breiten Heerstraße einzuhalten vermögen oder sich noch allzusehr in Augenblicksstimmungen verlieren.

Bei Weitem an Tiefe der Weltanschauung und an intuitivem poetischen Können überragt die andern Lyriker, die ich heute besprechen will: Wilhelm von Scholz. Ich möchte seine Kunst einem schweren nächtlichem Gewitter vergleichen — freilich die rechte elementare Leidenschaft fehlt diesem Dichter. Alles liegt im Dämmerlicht der Nacht, geheimnißvolles Leben webt und waltet, nur die erhabene furchtbare Stimmung liegt in der Luft und ist deutlich fühlbar: bis plötzlich ein greller Blitz die Landschaft beleuchtet und die ganze Welt schrecklichschön vor uns liegt. Dann wieder Dunkel, ein geheimnißvolles ernstes Spiel der Naturkräfte, verschwimmende Farben und Töne. Um den Dichter directer zu charakterisiren: Scholz hat Verse gedichtet, die von einer geradezu genialen Ursprünglichkeit, Tiefe und Größe in der Empfindung und Idee, im Bilde, in der Sprache sind, im Allgemeinen aber leidet seine Kunst an einer Unklarheit und Dunkelheit, die oft bis zur gänzlichen Unverständlichkeit geht. Diese Wesenszüge kann man in seinen früheren Werken erkennen, der epischen Dichtung „Hohenklingen", den dramatischen Dichtungen: „Der Besiegte" und „Der Gast" wie auch in seinen soeben erschienenen lyrischen Gedichten: „Der Spiegel" (sämmtliche Werke im Verlage von Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig). In den reiferen Werken dieses Dichters findet man andererseits als ein Wesentliches seiner Kunst eine eigenartige Vermischung von lyrischer, epischer und dramatischer Empfindungsweise, einen merkwürdig innerlichen Styl, der das Lyrische in Bild und Handlung und das Epische und Dramatische in Empfindung, Idee, Stimmung verwandelt. Balladenhafte, märchenhafte Bilder und Klänge, geheimnißvoll wie aus alten Mythen und Volksempfindungen emporsteigend, wollen etwas Neues, wollen im Neuen das Ewig-Alte, das Ewig-Vergängliche und im Vergänglichen das Ewig-Seiende, die Ideen an sich verkünden. So vermischt sich ein das All umfassendes Lebensgefühl im Weltempfinden dieses Dichters mit jenen sehnsüchtigen und ahnungsvollen Empfindungen, die uns drängen, das Geheimniß des Todes zu enträthseln und die Furcht vor dem Tode in uns zu überwältigen. Aber der düstere Schatten, den der Tod voraus wirft, weicht nicht. Wohl dem, der dann die Kraft behält, schöpferisch thätig zu sein, trotz seines Erkennens der absoluten Wahrheit. Die Kunst allein vermag ihn zu befreien und zu erlösen. Etwas von jener ernsten Ironie, aus der die gewaltigen Schöpfungen Shakespeare's hervorgingen, lebt auch in den Dichtungen des Wilhelm von Scholz; nicht anders läßt sich der Abgrund, der zwischen Leben und Tod gähnt, überbrücken. So sind Scholz' Dichtungen Stimmungen geworden voll dunkler Mystik, voll Dämmerlicht und Schatten, voll paradoxer Ideen und Bilder, Träume und Spiegelungen der Seele voll bald erhabener und herrlicher, bald wirrer und grotesker Phantastik. Hiermit wäre nur die Grundstimmung des Buches: „Der Spiegel" skizzirt, in der That ist das Buch reicher an tiefen Ideen. Charakteristisch für von Scholz ist das Motto, das er seiner Sammlung vorgesetzt hat:

Wie mächtig brach vom Wasserspiegel Schein
Aufleuchtend in den schattendunklen Hain.
Wir treten an des stillen Weihers Rand,
Du beugtest über Tiefen Dein Gesicht:
Leben wir Alle nur in Spiegellicht?
Leben wir Alle nur in Spiegelland?

Mit ähnlichen quälenden und bedrückenden Fragen, die so orakelhaft klingen und in schönen, doch dunklen Symbolen eingeschlossen erscheinen, endigen viele Gedichte. Sie klingen so poetisch, daß man das Unfaßliche, das ihnen anhaftet und das mir oft wie eine Hyperbel erscheint, als Tiefe hinnimmt. In ein paar Gedichten erscheint jene Grundstimmung des Dichters, seine Weltanschauung, in wunderbarer, tiefer Klarheit und Symbolik.

In einer Dämmerstunde.

Ich wohne, wo die Wolken geh'n,
Still hoch in einer Dämmerstunde;
Waldtiefer Bäume Wipfel steh'n
Um meinen Tisch in naher Runde,
Die gern mein Licht im Abend seh'n.

Alt ist der Leuchter, der es trägt,
Alt sind die Bäume, die es schauen,
Die Flamm' ist alt, die sich bewegt
Und flattert durch das ewige Grauen,
Wenn die uralte Luft sich regt.

Flüsternd umkreist die Dämmerung
Mich und mein Licht, das nach ihr greift. —
So alt ist alles, ich so jung —
Da ist's, als ob ein Wort mich streift,
Das rings um mich zur Fülle reift.

„Du bist so alt als alle wir —"
Sprach es das Licht, sprach es der Baum,
Sprach's der zersprungene Tisch vor mir,
Sprach's um mich her der Dämmertraum?
Ich fühl' es dunkel jetzt und hier.

Wie lächeln doch die ewigen Dinge,
Wenn solch' ein Strudel Erdenzeit,
Ein Mensch aufwacht in ihrem Ringe,
Aufbraust in ihrer Einsamkeit —
Wie lächeln dort die ewigen Dinge!

Sie lächeln mich in ihre Ruh —
Nun rag' auch ich uralt vom Grunde.
Du Flamme, warum zitterst Du?
Bist Du ein Wort aus meinem Munde,
Rief Dich die Dämmerung mir zu? —

Dies ist große und seelentiefe Kunst!

Welch' ein feiner lyrischer Meister der Stimmungspoesie v. Schalz ist, das empfindet man schon bei diesem Gedichte. Neben dem mystischen ringt das andere Element der deutschen Poesie in seinen Dichtungen aus dem Dunkel zum Licht empor: lebensvolle, prägnante Realistik. Seine Poesie ist tief, oft krankhaft subtil und paradox, nebelhaft und schemenhaft, ahnungsvoll und gedankenvoll, visionär und barock, aber auch: männlich stark, gesund, voll herber, rauher Schönheit und Kraft. Sie erinnert oft an den Balladenton des nordischen Märchens. Dann streift sie oft die Mayaschleier des Gedankens ab, und steht da: pure, lebendige Wirklichkeit, strotzendes Leben, wie es war, wie es ist und wie es sein wird. Ich nehme als Beispiel dieser Art von Kunst ein Stück aus der größeren epischen Dichtung: „Das Schwert". (Die Sammlung: „Der Spiegel" enthält auch ein paar epische und dramatische Phantasien.)

Rauschend im Herbstwind liegen die Hügel.
Ferne Dörfer Grüße tauschen
Glockentönig ... glockentönig ...
Durch das feierlich freie Rauschen
Reitet ein alter Märchenkönig,
Auf dem Stahlhelm die steilen Habichtsflügel;
Es klappt sein plattenbesetzter Zügel,
Es klappt das Schwert mit dem Frauenbildniß,
Und um ihn rauscht des Waldes Wildniß.
Eisern sitzt er im Sattel, versteint,
Sein greises Auge, das nie geweint,
Loht in verkohlendem Brand.

Herbstland, Märchenland —
Wie die Kronen wogen und wiegen,
Wie sich die raschelnden Pappeln biegen!
Und wo das Wehen niedersinkt,
Wie über die Felder die Windwelle springt!

Leise hält der König sein Roß.
Weit drüben liegt ein weißes Schloß
Aus Marmor. Von der Sonne gebannt,
Schwebt es gleißend hoch im Land.
Hohnlachend schlägt der König an's Schwert,
Aus des Kopfes Augen ein Blitzen fährt —

Seine sehnigen Arme recken sich
In die Zügel. Im Wind weht sein eisgrauer Bart.
Seines Rosses Hufe strecken sich,
Und fort geht die herbstliche Königsfahrt ...

Hierbei möchte ich auf die größeren Poesien der Sammlung ausdrücklich hinweisen, namentlich auf die lyrisch-dramatischen Scenen „Der Domherr" (ein Cabinetstück feiner stimmungtiefer und gedankenvoller Poesie), „Das Tagelied" und die „Königsmärchen", („Das Schwert", „Der Wächter", „Wahnsinn oder die Träume des Thurmes"). Die „Königsmärchen" sollen anscheinend kein zusammenhängendes dichterisches Gebilde sein, sie wirken wie seltsame Balladen, wie die Träume eines Sehers, wie Visionen, oft überirdisch groß, entsetzlich lebendig, oft dunkel, verschwommen, schemenhaft. Ich stehe nicht an, sie trotz dieses zwiespältigen Charakters zu den herrlichsten Dichtungen zu zählen, die uns die moderne Kunst bescheert hat. Auch kann man einen Zusammenhang zwischen diesen Dichtungen construiren, der sie nach bedeutungsvoller erscheinen läßt. Dieses Problem erscheint in dreifacher Lösung in den drei Königsmärchen: Der geniale Mensch auf den Höhen des Lebens (auf dem Königsthron) im Kampfe mit seinem Schicksal, das ihn dazu bestimmt hat, nicht sich auszuleben, sondern für Andere zu leben. Im „Schwert" besiegt der König das Schicksal, im „Wächter" dagegen siegt die „Königsidee", in den „Träumen des Todes" unterliegt der König dem eigenen Genius: ein Wahnsinniger lebt sich aus als Mensch und Machthaber.

Schließlich seien noch die kleinen Epigramme und Natur- und Liebesstimmungen erwähnt und von beiden eine Probe gegeben.

Dem Künstler.

Nicht eher brich vor Dir Dein Schweigen,
Bis Dich der Augenblick erfaßt,
In dem die Kräfte mit bezwung'ner Last
Einander helfend aus der Tiefe steigen,
In die Du Dich verloren hast.

Abend.

Wir stehen und schauen und sprechen kein Wort —
Der Abend zerflattert auf dunklen Wiesen.
Strenge Schatten kommen vom Torf,
Steigen als stumme Riesen
Ueber die Schollen behutsam fort
In's Dorf.

Ganz anderer Art ist die Poesie Fritz Lienhard's („Gedichte", erste Gesammtausgabe, Verlag Georg H. Meyer, Berlin). Verlor sich Scholz' beste Kraft in mystischer Dunkelheit und Unverständlichkeit, so herrscht bei Lienhard allzu viel Helle, verstandesmäßige Reflexion, welche in künstlerischer Beziehung die Masse seiner Poesien wenig originell erscheinen läßt. Seine Gedichte sind von überraschend ungleichem künstlerischen Werth. Hier abstractes Empfinden und nüchterne Darstellung, dort feine intim und tiefpoetisch empfundene Naturstimmungen, oft voll schöner, edler Ueberschwänglichkeit. Das Beste, was er bisher geschrieben hat, sind meines Erachtens ein paar visionäre Phantasien, die Sagen- und historische Stoffe seiner Heimath Elsaß behandeln, und viele von den Burenliedern.

Zunächst seine Naturgedichte. Unvergeßlich wird mir immer dieses einfach Schöne, tief Empfundene bleiben, — ich fand es bereits in Lienhard's erster Sammlung:

Glaube.

Wie eine Blume in milder Nacht,
Vom Mond gespeist, vom Thau getränkt,
Wachs' ich von Deiner Erde auf
Zu Dir, der mich hier eingesenkt.

Deine Stürme fahren daher, dahin,
Deine Lenzluft lockt, Deine Mondnacht thaut —
Thue mit mir nach deinem Sinn:
Du bist mein Gärtner, ich Dein Kraut!

Dies Gedicht ist eines der schönsten modernen Lieder, die ich kenne. Diese schlichte, tieffromme und doch im edelsten Sinne überschwängliche Poesie wird jeden Menschen, den einfachen wie den hochgebildeten, in gleicher Weise tief ergreifen. Lieb sind mir auch die hellen, freundlichen Naturlieder Lienhard's, die in ihrer Einfachheit so prägnant und unmittelbar wirken. In diesen Liedern kommt Lienhard oft Gustav Falke nahe (vgl. z. B. „Mai"). Ferner will ich jene Naturgedichte hervorheben, in denen Wasgaulandschaften und -stimmungen geschildert werden z. B. „Herbst auf Odilienberg". Nicht begeistern kann ich mich dagegen für jene Gedichte, in denen sich Lienhard gegen das Großstadtleben wendet, mögen hier für den Dichter auch Erlebnisse, Enttäuschungen und sonstige üble Erfahrungen entsprechen, auf mich wirken diese Poesien tendenziös, abstract und prosaisch.

Am stärksten kommt Lienhard's Talent meines Erachtens in einigen balladenhaften Phantasien zum Ausdruck. Hier zeigt er sich nicht nur als ein phantasiebegabter Dichter, sondern auch als ein feinempfindender, dem Sinn der Worte

nachspürender Künstler. Kraft seines feinen Gefühls für die tiefe natürliche Schönheit der Volksballade kommt er ihr in diesen Gedichten nahe. Ich hebe hervor: „Hexentanz“, „Der Büßer von Kaysersberg“ (den sentimentalen Schluß dieses schönen und tiefen Gedichtes halte ich für verfehlt), „Die Pest in Straßburg“ und vor Allem „Der Bauer von Lupstein“. Ungemein kraftvoll und intensiv poetisch setzt die zuletzt genannte Phantasie, die ich leider nicht ganz citiren kann, ein:

Der Bauer von Lupstein.

Ein Gesicht.

Die aufständischen Bauern (1525), zusammengedrängt in Zabern, hatten sich gegen das Versprechen freien Abzuges ergeben. Als sie aber herauskamen, hub ein furchtbares, drei Tage dauerndes Morden an, das die Felder bis zur Capelle von Lupstein in ein Leichenfeld verwandelte.

Sturmwindzerrissen ein Läuten aus wilder, wilder Nacht!
Unter den schnaufenden Wolken Geräusch von ferner Schlacht!
Darein vielstimmiges Weinen, schräg fallender Tropfen Heer!
Ein Flügelschlagen und Flügelstoß,
Als tappt' ein Unthier fittiggroß
Und ungefüg und federschwer
Durch feuchte Nacht, durch nasse Nacht, durch wilde, wilde Nacht daher!

Sturmwindzerrissen ein Läuten — so schwarz und kahl das Land!
Ist das ein Feuerläuten? Steht wo ein Dorf in Brand?
Aufweinend bäumt sich die Linde vor meinem Herberghaus,
Als wollte mit stampfenden Wurzeln sie in die Nacht hinaus,
Als wollte sie rauschend sich heben und kämpfen im breiten Zug,
Mit tausend Krallen zerreißen den Wolkenbannerflug!
Sturmwindzerrissen ein Läuten — die Nacht so schwarz und schwer!
Gott schirme verirrte Wanderer! — — Wo kommt das Läuten her?

Besondere Beachtung verdienen Lienhard's „Burenlieder“. In ihnen erreicht er vermittelst prägnanter Wortmalerei und wirkungsvoller energischer Knappheit oft die Stimmungstiefe der deutschen Ballade. Viele dieser Gedichte sind von bezaubernder Frische. Ich hebe hervor „Reitermarsch“, „Auf stiller Vorwacht“, „Kleingewehrkampf“, „Die fünften Lanzers“, „Nächtlicher Choral“, „Die Nelke“. Eine Talentprobe ist folgendes kleine stimmungstiefe Gedicht:

Buren-Patrouille.

Im Thale flimmert eine feine Schnur:
Des Feindes Zelte! Die Gewehre steh'n
In Pyramiden. Tropische Natur
Umglüht den Kegel, wo ein leises Weh'n
Um Staub und Steine schleicht und hart Gesträuche.
Ganz todt der Berg! Ein rasches Rieseln nur
Von einem Eidechs, lang und schuppendick,
Der in's Geröll erschreckend fuhr.
Und dann ein Pferdekopf, ein leis Gekeuche —
Ein Hut und Carabiner — Lauerblick
In's Thal — und wieder fort —
Das war ein Bur.

Eine tiefe deutsche Natur, die leider noch allzu sehr mit der Form zu ringen hat, spricht aus Karl Ernst Knodts „Neuen Gedichten“ (Verlag: K. Schimmelpfeng, Mülheim a. d. Ruhr 1902). Was ich einst über des Dichters erstes Buch „Aus meiner Waldecke“ (Concordia-Verlag, Berlin) sagte, das kann ich ungefähr auch über dieses zweite Buch sagen: Knodt ist ein Dichter des Waldes und der Ewigkeit, für sein ganzes Dichten ist ein mystisch-religiöser Zug charakteristisch. In der Einsamkeit seines Waldes erlebt seine Seele die Offenbarungen des Höchsten, hier singt er Lieder vom großen Frieden der Seele, die in Gott ruht ...

Weißt Du — wo?

Weit — weit —
Hart an der Ewigkeit,
Ueber den Zeiten,
Ganz hinter Mitternacht,
Wo schauernd schreiten
Füße der Geister sacht,
Wo gar kein Wald mehr
Und keine Wiese lacht,
Wo dieses Lebens leer,
Schläft eines Oceans Macht
— Dort winkt ein Streifen Strand,
Dort kreist die Sehnsucht mein
Adlergleich, ganz allein,
Suchend nach Land.

Knodt's neues Buch ist 383 Seiten stark. Augenscheinlich ist der Dichter beim Sichten und Ordnen seiner Lieder schlecht berathen gewesen; denn hätte er die Hälfte geboten, er hätte mehr gegeben. So enthält das Buch viel, allzu viel Gelegentliches. Von schönen Gedichten nenne ich noch: „An meine Seele“, „Am Sternenkreis“, „Süß sind die Schollen des Thales“, „Zur Sommernacht“, „Erntedank“, „Vor der Ernte“, „Eine Siegesstunde“. Aus den „Biblischen Bildern“ erwähne ich namentlich das großempfundene „Elias auf Horeb“.

Von Christian Morgenstern ist ein neues Gedichtbuch erschienen: „Und aber ründet sich ein Kranz“ (Verlag S. Fischer, Berlin). Man hat vielleicht Größeres von diesem Lyriker erwartet, und Manchen mögen Morgenstern's letzte Gedichtbücher enttäuschen. Auch ich will dies letzte Buch nur als ein Zwischenspiel hinnehmen und bin überzeugt, daß Morgenstern auch kraft seines tiefinnerlichen Wesens und kraft seines originellen Talentes uns bald wieder Größeres und Reiferes bieten wird. Andererseits geht ein eigenthümlicher Zauber von diesen Versen aus, von diesen ungeheuchelten und wirklich erlebten Poesien, die wie ein Tagebuch gleichsam des Dichters Tage nur begleiten. Es sind Stimmungen der Seele von feinster und subtilster Art, ganz persönlich in Inhalt, Farbe und Form, oft rein lyrisch, bald gleichnißartig, bald epigrammatisch. Ein Beispiel:

Und so verblaßte goldner Tag
Nach wonnigem Verweilen;
Und über allem Leben lag
Ein Hauch von Abwärts-Eilen
in Grab und Tod.

Bis voll unendlich süßer Macht
Sich Stern auf Stern entzündete
Und am Gewölb der hohen Nacht
Den Zirkel weiter ründete
zum Morgenroth.

Auch Emanuel von Bodman's „Neue Lieder“. (Mit Umschlagzeichnung von Th. Th. Heine, Verlag Albert Langen, München) lassen kein Fortschreiten des Dichters erkennen. Zierliche Weisen, liedartig und stimmungsvoll, nicht ohne Sprachzauber und Innigkeit der Empfindung wechseln mit recht gesuchten und in nicht gerade gutem Sinne originellen Reflexionen. Ein Gedicht, das zugleich für den Dichter charakteristisch und werth ist, citirt zu werden, finde ich nicht. Das schöne erste Gedicht „Am Rande“ ist zu lang. Bodman's erstes Buch „Erde“ (derselbe Verlag) schätze ich höher als dieses.

Ein Wort vom Conversations-Lexikon.

Von K. F. Romberg.

Ein entsetzliches, ganz veraltetes Wort: „Conversations-Lexikon" — aber nehmen wir es einstweilen noch seines Inhaltes und der Bedeutung wegen hin, die es gerade in neuerer Zeit gewonnen hat. Das umfangreiche Sammelwerk schließt alles Wissen, alle Cultur, alles Streben unseres Jahrhunderts ein. Es macht uns diese Cultur zum großen Teile erst recht nutzbar, und auf der anderen Seite entlastet es uns unverhältnißmäßig von dem Zwange, gewaltige Wissensstoffe mit pedantischer Aengstlichkeit im Gedächtniß aufzuspeichern. Es erspart uns dadurch kostbare Zeit, die wir weit nützlicher in fruchtbringendem Neuschaffen anlegen können.

Die ganze Welt umspannende Geister, Gelehrte vom Schlage Leibnizen's, die alles Wissen ihrer Zeit beherrschten — solche Köpfe giebt es nicht mehr und kann es nicht mehr geben. So gewaltig ist der Schatz unserer Bildung angewachsen, daß er den Einzelnen erdrücken würde. Man mag über das vergangene Jahrhundert lieblos aburtheilen, mag ihm auf der einen Seite seinen Materialismus und seine Raffsucht vorwerfen, auf der anderen die Zersprengung so ziemlich aller Bande frommer Scheu, die Entthronung aller Autoritäten — daß es ein Jahrhundert der Arbeit war, wird ihm Niemand abstreiten wollen. Ueberall regte es sich befruchtend und zeugend. Jedem Specialgebiete entstanden Specialforscher, die sich in's Kleinste vertieften und ihr ganzes Leben diesem Kleinsten widmete. Stein fügte sich so an Stein, und aus dem geschlossenen Einzelmühen von Tausenden stieg das stolze Gebäude moderner Wissenschaft auf. Wir sind reicher geworden als unsere Väter, weil wir uns mehr vertieft haben als sie. Reicher freilich nur in der Einzelheit. Wie gesagt, ein Erasmus von Rotterdam und ein Leibniz leben nicht mehr unter uns. Kein Gehirn ertrüge die Belastung, die dem Universalgelehrten von heute zugemuthet werden müßte.

Nun ergiebt sich aber gerade für den modernen Menschen die Nothwendigkeit, mindestens ein Abbild des Wissens seiner Zeit zu besitzen. In welchem Berufe er auch immer stehe, vornehmlich allerdings in den freien Berufen: jeder Augenblick kann von ihm eine rasche Orientirung über entfernte Vorgänge, eine Auskunft über diese oder jene Frage geistiger Natur verlangen. Schule und Universität bemühen sich bestens, ihren Zöglingen die allgemeine Uebersicht mitzugeben. Aber sie müssen an der Oberfläche haften bleiben. Sie sorgen nur dafür, daß der Emporstrebende gewissermaßen den Catalog zur Bücherei des Jahrhunderts im Kopfe habe, daß er die Stichworte kenne.

Hand in Hand damit gehen die Bestrebungen, unsere Wissenschaft volksthümlich zu machen. Leider vollzieht sich dieser Proceß sehr langsam. Das Gros der Gelehrten glaubt eine Tempelschändung zu begehen, wenn es sein Gefundenes nutzbringend verwendet und Saatgut auf Brachfelder streut. Die Herren häufen in dunklem Grabkammern Mumienweizen an. Steigen sie schon einmal zum Volke hinab, so geschieht's in so verschnörkelten Formen, daß ihre Wissenschaft dem Hörer erst recht ein Geheimniß mit sieben Siegeln scheint. Populäre Wissenschaft! Lieber Himmel! Wie selten bekommt der Buchkritiker ein wirklich populäres wissenschaftliches Buch in die Hand! Entweder setzt man ihm Feuilletongefasel vor, Redensartenbrei ohne Geschmack und Inhalt, oder es wird ihm ein Deutsch zugemuthet, dessen sich jeder Dramatiker schämen würde. Wären die Conversationslexika nicht erfunden worden, diese ehrlichen Vermittler, Hochreservoire, die den Segen langsam über alles Land verbreiten, dann bliebe das gewaltige wissenschaftliche Wirken und Arbeiten unserer Zeit todtes Zunftmysterium. Das Conversationslexikon in seiner heutigen Form ist eine von den deutschen Großthaten, auf die wir mit Fug stolz sein dürfen. Es hat thatsächlich die chinesische Mauer zwischen der Wissenschaft und dem Leben fortgesprengt. Hinüber, herüber geht die Befruchtung. Geradezu bewundernswerth ist die praktische Form, die diese Erfindung allmälig angenommen hat. In schlagender Kürze unterrichtet sie den Wißbegierigen über den Kern, stillt den ersten Durst, indem sie Thatsachen giebt, und zeichnet dahinter den scharfen Umriß des Gegenstandes, malt dann wohl auch den Horizont, von dem er sich abhebt. Gewissenhaft entworfenes, geschmackvoll ausgeführtes Bildwerk erleichtert das Verständniß, vertieft die Anschauung, und die Literatur-Nachweise am Schlusse jedes Artikels bilden die Brücke zum Hochthor der Wissenschaft.

Eben jetzt, wo das Bibliographische Institut in Leipzig eine neue (die sechste) Auflage seines Meyer auf den Markt giebt, scheint es angebracht, das Conversationslexikon als Culturfactor zu ehren. Daneben aber auch als eine nationale That. Deutsches Wissen, deutscher Fleiß und deutsche Gründlichkeit, deutscher Sinn für's praktische Leben, diese kostbaren Eigenschaften unseres Volkes, haben uns nicht nur die Welt erobert, sondern uns auch im Innern stark und groß gemacht. In der stolzen Bändereihe des Conversationslexikons stellen sie sich gleichsam verkörpert dar. Draußen beneidet man uns um sie, denn man hat ihnen nichts Aehnliches an die Seite zu setzen.

Giebt es für eine vorwärtsdrängende Verlagsanstalt einen besseren Sporn, ihr Werk zu immer größerer Gediegenheit zu erheben? Rast' ich, so rost' ich. Der erste Band des neuen Meyer verdient es, daß man ihm ein Geleitwort mit auf den Weg gebe, verdient es mindestens so gut wie irgend ein Moderoman oder eine Modeposse. Hier zeugt jede Seite von ernster, angestrengter Arbeit. So viel redliche Mühe und nimmermüder Fleiß sind darin vereinigt, so viele Opfer dafür gebracht, daß es ein Unrecht am deutschen Geiste wäre, schweigend oder mit elichirtem, gleichgiltigem Lob daran vorüber zu gehen. Wenn dieser erste Band eine Probe der Gesammtausgabe ist, so darf man dem Bibliographischen Institut zu solcher Leistung von Herzen Glück wünschen. Es ist auf die einzelnen Artikel eine solche Sorgfalt verwandt, so bedachtsam ist augenscheinlich jedes Wort geprüft worden, und die Illustrationen, die einfarbigen wie die bunten — unter denen sich wahrhaft glänzende Kunstblätter befinden — stehen auf so ragendem Gipfel, daß hier kein Lob zu warm ist. Man bedauert wahrhaftig, daß der an sich so ungemein billige Preis des Werkes doch immer noch zu hoch für die minder wohlhabenden Classen ist. Man hegt den Wunsch, daß es möglich sein möchte, den Vertrieb in noch weiteren Grenzen als bisher zu organisiren, die Theilzahlungen zu erleichtern und Anderes mehr. Gemeinsame Bildung eint das Volk, denn nur ihr entspringen gemeinsame Gesichtspunkte. Das Conversationslexikon ist berufen, die Universität der Nichtstudirten zu werden.

Feuilleton.

Ein Kranz von Stechlaub mit Cyclamen.

Von Elisabeth Würthmann.

(Schluß.)

Er sprang vom Schreibtisch in die Höhe. Wie hatte er in schattenhafter Erinnerung auf die Walterstraße kommen können — ein anderes Stück Welt stieg vor ihm auf als ihre öde Häuserreihe — ein sturmgepeitschter See und blaue Zickzackblitze und an den Berg geschmiegt das

weiß und grüne Landhaus, unter dessen Vordach in der Eingangslaube er vor den losbrechenden Wetterfluthen Schutz gesucht auf einer Urlaubswanderung durch die Schweiz. Da er unter den herbstlich gefärbten wilden Weinranken aufathmend stillgehalten, hatten sich schlanke Fingerspitzen auf seinen Arm gelegt, leicht, als streife ihn ein kleiner Vogel. Die Worte verschlang das Regenrauschen, trug der Wind von dannen, er nahm nur die Handbewegung wahr, die ihn aus seinem ungenügenden Obdach in den geschützteren Hausflur rief, die Handbewegung und die braunen Augen, scheu und flammend zugleich im bleichen erregten Gesicht.

So war er eingetreten, war in ein Wohngemach gefolgt — eine sogenannte Bauernstube — darin eine Kerze brannte, wohl um die blendend grellen Blitze auszuschließen, die züngelnd niederfuhren, und weil es beinah Nacht geworden war. Sie warf einen unsichern flackernden Schein auf die feinen Züge der hilfreich ihm entgegen Gekommenen, aus denen eine seltsame Unruhe sprach: er hielt es für Furcht vor dem tobenden Unwetter. Nun nannte er seinen Namen, dankte für die ihm gebotene Zufluchtsstätte. Ihr Auge hing wie gebannt an seinem Munde, drauf war es nach dem Fenster abgeirrt.

„Es wird bald vorüber sein,“ hatte er trostreich verheißen zu müssen geglaubt, sie aber abwehrend den Kopf geschüttelt und heftig „Nein, nein,“ hervorgestoßen. Fast hatte es wie ein Wunsch geklungen.

Dann saßen sie sich gegenüber am Tisch in der Zimmerecke, ihm hatte sie die Lederbank, die längs der Wand hinlief, zum Sitze angewiesen.

„So ängstigen Sie sich nicht vor dem Gewitter?“ meinte er, um das Gespräch im Gang zu halten, da sie, in ihren Stuhl zurückgelehnt ihn schweigend erwartungsvoll mit ihren großen Augen angeflammt hatte.

„Weßhalb?“ wurde seine fragende Bemerkung fast ungeduldig mit einer Gegenfrage beantwortet. „Weil kein Blitzableiter auf dem Dach ist? Es ist ein leichter Tod, vom Blitz erschlagen werden. Ich sah es einmal als Kind, sah die Bäuerin mit ihrem Korb am Hause vorüber laufen — es ist auf dem Lande gewesen — und nach dem furchtbaren Schlag im Grase liegen, unversehrt, nur ein wenig Blut troff aus dem einen Ohr. Damals freilich dünkte es mich schrecklich.

Ich stand am Fenster und dachte daran,“ fuhr sie fort, „als es vorhin draußen herunterzuckte, da flüchteten Sie durch die Gitterpforte herein.“ Nun lächelte sie ihn verschämt an, wie ein Kind, dem unverhofft ein Glück geworden — er dachte, es müßte doch wohl sein, weil sie allein gewesen. Sie hatte die Hausthür sorglich abgeriegelt, nachdem er eingetreten war, und seit er im Hause weilte, war kein Laut von einem dritten Anwesenden laut geworden.

Indeß der Regen an die Fenster schlug begann er von seiner Fußreise zu erzählen, von den Orten, die er darauf berührt, von den beobachteten Anzeichen für einen Umschwung in der Witterung — er nannte sie gnädige Frau, des glatten Goldreifs wegen an ihrer Hand. Ihr Aussehen wäre mädchenhaft gewesen.

Sie hörte zu und senkte hie und da den blonden Kopf, warf auch einmal ein paar Worte ein, aus Artigkeit, wollte ihn bedünken, um ihn nicht allein reden zu lassen. Dazwischen suchten ihre Blicke das Fenster immer wieder, sobald die Gewalt von Sturm und Regen nachzulassen schien.

Ein feuriger Blitz erfüllte für einen Augenblick die Stube mit seinem überhellen Schein und ließ den Ausdruck freudiger Befriedigung deutlich auf den feingeschnittenen Zügen sichtbar werden, denn sie saß mit dem Rücken der Kerze zugewandt im Schatten, und nur die Augen strahlten daraus zu ihm herüber. Der darauffolgende Schlag schien das Haus in seinen Grundmauern zu erschüttern, nachdem der Donner geraume Zeit vorher geschwiegen hatte.

„Ich wußte es,“ sprach sie triumphirend, „der Berg läßt die Gewitter nicht fort, sagt hier das Volk. Sie dauern Stunden und Stunden, und der Sturm auf dem See währt oft die ganze Nacht. Niemand kann dann darüber kommen, es ist unmöglich, ist lebensgefährlich, wäre der sichere Tod,“ setzte sie, ihre Ausdrucksweise steigernd, auseinander.

„So wären wir weltabgeschnitten wie auf einer verlorenen Insel“ — unwillkürlich trat das gemeinsame „Wir“ vertraulich auf seine Lippen, von Ort und Stunde beeinflußt und ihrer Nähe, von ihrer eigenthümlich räthselhaften Art.

„Vielleicht bis morgen,“ sagte sie leise, und ihm wurde bei den geflüsterten Worten, als könne er sich nichts Besseres wünschen.

„Wohnen gnädige Frau das ganze Jahr hier?“ fing er, sich zusammennehmend, förmlich an.

Sie verneinte mit einer unmutigen Kopfbewegung.

„Eine entzückende Sommerfrische.“

„Ich habe den sonnflimmernden See gehaßt.“

Seinen überraschten Blick wahrnehmend — ihm fiel der Kerzenschein voll in's Gesicht — winkte sie mit der Hand, als sei dies abgethan oder nicht der Rede werth „Mir wurde leicht,“ fuhr sie dessungeachtet fort, wie von einem unwiderstehlichen Verlangen getrieben, sich auszusprechen, „als ich den blauen Himmel nicht mehr sehen mußte, als die schweren grauen Wolken aufstiegen. Ich hätte hinaus mögen in den Sturm, mich von ihm schütteln lassen …“

„Dem Schnee, dem Regen, dem Winde entgegen,“ fiel er mit Goethes „Rastlose Liebe“ hier ein.

Sie warf verneinend den Kopf zurück. „Als soviel Freuden des Lebens ertragen … Es trifft nicht zu,“ meinte sie trübe. „Ich hätte nur gewußt dann, daß ich lebe,“ sagte sie erklärend, „ich habe nie gelebt, niemals — ich darf nicht einmal zusehen, wie die anderen leben …“ Sie hörte auf von sich zu reden und fragte ihn nach seiner Garnison, nach dem Leben dort, nach den Jahren, die er in der Hauptstadt verbracht, mit einem Interesse, das er in ihren Zügen las, denn vom Fenster her streifte sie nun ein wiederkehrender Tagesschein.

Sie konnte sich nun nicht genug mit Fragen thun, und er, der Zurückhaltende, Zugeknöpfte, stand ihr willig Rede und Antwort, und ihm traten dieser Fremden gegenüber Dinge über die Lippen, die er seinen Freunden niemals anvertraut. Sein innerstes Wesen legte er ihr bloß, und er bekannte, daß er, obgleich lebend, was sie wohl auch Leben hieß, mit Kameraden Schulter an Schulter stehend, stets ein Einsamer geblieben sei, so einsam vielleicht …“ er stockte, was wußte er von ihr?

Ein blasser Strahl glitt plötzlich in die Stube. Sie sprang erschrocken auf.

„Die Sonne scheint,“ rief sie bestürzt, beinah entsetzt, und trat an's Fenster. „Es ist vorbei …“

Auch er stand auf und trat zu ihr.

Draußen schimmerte Laub und Rasen von spiegelnden Tropfen, über den See spannte sich ein Regenbogen. Er wollte ihn der neben ihm Stehenden zeigen und schwieg betroffen vor dem verzweifelten Ausdruck ihres Gesichtes. Mit zusammengezogenen Brauen starrte sie den Pfad entlang, den er heraufgekommen war. Er zeigte sich gangbar, das Wasser abgeflossen.

„Ich denke meinen Weg nun fortzusetzen,“ sagte er, weil der Anlaß verschwunden war, ein gastliches Obdach in Anspruch zu nehmen, und fügte einige Dankesworte bei. Sie schien ihn nicht zu hören, so angelegentlich spähte sie den Fußpfad hinab, auf dem nun, ansteigend, ein Wanderer auftauchte, wohl auch ein versprengter Flüchtling.

„Ja, ja,“ stimmte sie ihm dann auf einmal hastig zu und reichte ihm sogar den Hut, um seinen Aufbruch zu beschleunigen.

„Nicht hier hinaus,“ bedeutete sie ihm aufgeregt, da er der Thür zustrebte, durch die sie ihn eingelassen hatte, „hier rückwärts, bitte,“ und sie lief voraus und führte ihn durch einen Quergang auf eine kleinere Seitenpforte zu.

„Ich will nicht von ihm gefragt sein,“ rief sie heftig, „ich kann nicht davon reden, kann nicht davon reden hören, ich will auch einmal etwas allein für mich haben,“ begehrte sie wie ein Kind, „eine Erinnerung, ein paar armselig kurze Augenblicke …“ Thränen traten in ihre Augen. Dazwischen klingelte es vorn an der Thür, zweimal, dreimal von einer ungeduldigen Hand.

„Was kann ich thun?“ fragte er betroffen, mitleidsvoll.

„Nichts, nichts,“ ihr ganzer Körper schien von unterdrücktem Schluchzen geschüttelt.

Sie hatte den Ausgang aufgeschlossen, er zauderte hinaus zu treten, während von der Vorderthür her eine ärgerliche Männerstimme rief. Thränenüberströmten Angesichts winkte sie ihm zu gehen und schritt langsam dem anderen Eingang zu. Einmal noch traf ihn über ihre Schulter, abschiednehmend, der Strahl der großen Augen. Er that einen Schritt zurück, sie schüttelte angstvoll den Kopf und glitt um die Ecke des Ganges. Indeß er sachte das Pförtchen hinter sich zuzog, hörte er die zürnende Stimme in Vorwürfe ausbrechen ob des verzögerten Einlasses. —

Er hatte damals nicht einmal den Namen erfahren können. Nur daß im grün und weißen Häuschen Deutsche eingemiethet hatten, war ihm vom Schiffer berichtet worden, dessen Nachen ihn über den See zur Bahn gebracht — sein Urlaub zählte nur mehr die für die Heimreise bemessene Zeit — ein alter Mann mit einer jungen blassen Frau.

Zu ihr waren seine Gedanken manches Mal zurückgekehrt, hatten mitunter angefangen einen Roman zu weben — dann war ihr Gedächtniß verblaßt, wie hier das Bild des kleinen Jungen, das ihre Augen trug. Er legte das zur Hand Genommene an seine Stelle zurück und griff nach dem curriculum vitae des Hofraths. Es hatte seine Neugier doch erregt. Er trug es zum Tisch vor dem Sopha hin und setzte sich in den schief daneben stehenden Sessel, wie einer, der um eines flüchtigen Einblicks willen sich nicht die Zeit nimmt, seinen Stuhl zurecht zu rücken. Langsam schlug er zuerst die Blätter um, dann immer schneller, zuletzt hielt er lesend damit ein.

„Zu diesem Ehebund bestimmte mich hauptsächlich die durch zahlreiche Beobachtungen gewonnene Ueberzeugung, daß die weibliche Tugend der Selbstverleugnung bei Fräulein Franke im hohen Grade entwickelt war. Zwar war sie fast gänzlich ohne Vermögen und bestand eine unerwünschte Zugabe in einem jüngeren Bruder, einem leichtsinnigen Subjekt, das nach Lage der Dinge die eben anerkannte löbliche Eigenschaft meiner nunmehrigen Verlobten sich vorzugsweise zu Nutze zu machen verstanden hatte. Entscheidend, als ein in meinen Augen sehr zu schätzender Umstand, war ihre stets gewohnte zurückgezogene Lebensweise in die Wagschale gefallen, wonach sie auch für die Zukunft in dieser Beziehung keine ungemessenen Ansprüche erheben würde. Ihre Vergangenheit war sozusagen ein weißes Blatt, auf dem höchstens eines Dichters Phantasie ein paar schwache Bleistiftstriche zu unterscheiben vermocht hätte, um mich bildlich auszudrücken, wie es dem Bräutigam gestattet sein mag.

Es soll an dieser Stelle angeführt werden, daß ich zu Lebzeiten ihres Oheims bereits mit diesem den jetzt zur Ausführung gekommenen

Schritt erwogen hatte. Er hatte daraufhin ernstlich mit seiner Nichte gesprochen und war auf ihr ablehnendes Verhalten mit der Frage in sie gedrungen, ob eine anderweitige Neigung sie veranlasse, einen ehrenvollen Antrag gewissermaßen zu perhorresciren. Der wahre, von ihr begreiflicherweise nicht angegebene Grund war vermuthlich der Gesundheitszustand des fragestellenden Verwandten, dessen körperliches Befinden nur mehr einen und zwar baldigen Ausgang erwarten ließ, und dem sie ihre sorgsame Pflege in seinen letzten Lebenstagen nicht entbehren lassen wollte.

Sie hatte ihm unter Erröthen eine verneinende Antwort gegeben, und er war der Meinung gewesen, ich dürfte mich dabei beruhigen. Sie sei über eine von ihm vermuthete, durch verschiedene Wahrnehmungen bestätigte, anscheinend unerwidert gebliebene Neigung zu einem gegenüberwohnenden jungen Officier längst hinweggekommen, um so mehr als der Herr — Feldner meine ich mich des Namens zu entsinnen — nur während eines bestimmten Zeitpunktes die Hauptstadt bewohnt hatte, und ohne annähernde Schritte gethan zu haben, in seine Garnison zurückgekehrt war ..."

Wieder überschlug der Leser flüchtig die nächsten Seiten — sie ließen sich eingehend darüber aus, weßhalb eine zuversichtlich zu Neujahr erwartete Ordensauszeichnung unlieb ausgeblieben war, und zeigten sich weitschweifiger und umfangreicher als die vorher der Verheirathung gewidmeten. Ueber den größten Theil der folgenden Blätter ging er ungeduldig nach kurzem Ueberblick hinweg, fast am Ende der beschriebenen Bogen erst schien er auf das Gesuchte zu stoßen:

„So ging ich denn auf den wohlgemeinten, aber leider sich als völlig ungeeignet erweisenden Vorschlag meines Arztes statt nach Karlsbad in die Schweiz. Da ich sie sechs Wochen vorausgemiethet hatte, blieb mir nichts übrig, als auszuhalten, obgleich ich die getroffene Wahl gleich in den ersten Tagen bereute. Mein Befinden ließ sehr zu wünschen übrig, dazu zog ich mir eine schwere Erkältung bei Gelegenheit eines Gewitters zu, das mich auf der Heimkehr über den See traf. Ich hatte nach dem Landen durchnäßt in einem Fischerhause unterstehen müssen, weil die Gewalt des Unwetters es mir unmöglich machte, den kaum zwanzig Minuten betragenden Weg nach meinem damaligen Domicil zurückzulegen.

Noch im Laufe des diesjährigen Winters hatte ich es zu bereuen, daß ich an jenem Tage nicht mehr auf meine Gesundheit bedacht gewesen war, mochte es immerhin die sehr gerechtfertigte Besorgniß sein, die größere Summe, die ich in der Fremde bei mir führte, über Nacht der alleinigen Obhut meiner Gattin im einzelstehenden Landhause zu überlassen, weßhalb ich meine Rückkehr so unvorsichtig beschleunigte. Man hatte mir gesagt, wenn das Gewitter erst losgebrochen sei, würde es fraglich werden, ob ich im Laufe des Abends noch überfahren könnte, eine Voraussagung, die sich so trügerisch erwies wie die ganze sogenannte Witterungskunde der Landbewohner überhaupt.

Ich traf meine Gattin ganz verstört, ich möchte sagen, einem Weinkrampf nahe, und mußte sie ernstlich zurechtweisen über ihre solchermaßen an den Tag gelegte Gewitterangst, die mir sonst nicht auffällig an ihr geworden war. Sie hatte sich allerdings allein im Hause befunden, indem auch die Vermiether zeitweilig abwesend gewesen waren, und hatte so vollständig den Kopf verloren, daß sogar die mir so nothwendige hausfrauliche Sorgfalt und Wartung darunter litt, und es geraume Zeit währte, bis sie die ihr eigene Gelassenheit wieder erlangte. Dazu ich bettlägerig — in Summa ein gänzlich mißglückter Erholungs-Aufenthalt."

* * *

Der Herr aus dem zweiten Stock schien viel Arbeit gefunden zu haben.

Die alte Marie war in der Küche eingenickt gewesen, das heißt, sie mußte fest geschlafen haben, denn erst die Uhr, die zwölf Schläge gethan, hatte sie aus ihrer unbequemen vornübergebeugten Haltung aufgeschreckt. Am Ende war er schon fortgegangen, und sie hatte ihm noch nicht einmal die Treppe hinabgeleuchtet. Das Stiegengas brannte sicher nicht mehr, es wurde pünktlich um zehn Uhr abgedreht.

Sie schlich an die Zimmerthür und horchte. Drinnen regte sich nichts.

Nun klopfte sie leise und fuhr zusammen, als ein aufforderndes Herein! zu ihr herausklang. Da sie dessenungeachtet einzutreten zauderte, wurde von Innen aufgemacht.

„Sie wollen wohl zu Bett?" sagte der Officier. „Es ist spät geworden, ohne daß ich's merkte. Ich werde morgen Abend fertigmachen."

Er holte vom Tisch vor dem Sopha ein großes dickes Heft und trug es zu den kleineren auf dem Schreibtisch liegenden Schriftstücken.

„Ist kein Bild von Ihrer Herrin vorhanden?" fragte er, „auch keine kleine Photographie?"

„Ich hab' sie zwei Mal, als Mädchen und als Frau, als Witwe eigentlich. Sie hat sich machen lassen für die kleine Agnes damals, eh' sie fortging, sie hatte ihr ein wunderschönes Album gekauft. Ich hole sie alle beide."

Behende, man sah, es war ihr eine Herzensfreude, eilte die alte Dienerin hinaus, um gleich darauf mit zwei schlichten Rähmchen wieder zu erscheinen.

Ja, das war das feine Mädchenantlitz aus der Walterstraße, wie es schlummernd in seiner Erinnerung fortgelebt, mit der Flechtenkrone auf dem zierlichen Kopfe, und von der späteren Aufnahme flammten ihm die räthselhaften Augen entgegen.

* * *

Am nächsten Morgen gab Ulrich Feldner dem Burschen zwei sogleich zu besorgende Aufträge.

Er sollte die Absage für die Abendgesellschaft an den auf dem Briefumschlag bezeichneten Adresse abgeben und die Rechnung beim Gärtner bezahlen, den Kranz von Stechlaub mit Cyclamen, den eine fremd gleichgiltige Hand der unbewußt Gesuchten gespendet hatte, der Unerkannten, im Tode erst Gefundenen.

Aus der Hauptstadt.

Politisches Tagebuch.

Die „Hamb. Nachr." schreiben: „Seit einigen Jahren fällt auf, daß in der Verleihung der Brillanten zu preußischen Orden eine Liberalität geübt wird, die früher unbekannt war. Unter Kaiser Wilhelm I. war es üblich, Brillanten fast nur an Ausländer zu ertheilen. Bei diesen ist die Verleihung meist durch die Reciprocität geboten, die verlangt, daß Geschenk des einen Staates an Angehörige des Andern durch möglichst gleichwerthige Gegengeschenke erwidert werden. Inländer erhielten höchst selten die Brillanten zum Rothen Adlerorden oder Kronenorden. Heute werden die Brillanten mit einer solchen Häufigkeit vergeben, daß in jeder größeren Berliner Gesellschaft Träger von preußischen Orden mit Brillanten auftauchen. Die Kosten sind nicht gering, sie belaufen sich oder beliefen sich wenigstens früher, je nach Wahl des Sternes, bis zu 9000 Mark. Es ist unter solchen Umständen nicht überraschend, daß der preußische Etat für Ordenssachen in den letzten Jahren nicht mehr ausreicht. Vielleicht wird aber die jetzt eingetretene Noth in den Finanzen die Aufmerksamkeit auch für diese Dinge schärfen, und es ist anzunehmen, daß bei der nächsten parlamentarischen Berathung des Etatspostens, wenn wiederum seine Erhöhung beantragt wird, die Frage zur Sprache kommt, ob die theuren Brillanten nicht durch die billigere Verleihung von Schwertern, Ringen, Eichenlaub oder Kronen oder eine höhere Classe ersetzt werden können." Die Hand voll Leute in Deutschland, die noch keine Orden haben, werden sich nachdrücklich dagegen zur Wehr setzen, daß irgend Jemandem das Ordentragen verleidet wird. Je mehr Brillanten, desto mehr Begeisterung für den Schmuck der Männerbrust und desto geringer die Gefahr, daß die paar Abstinenten und antichinesisch Gesinnten, die gern unter sich bleiben wollen, unerwünschten Zuzug erhalten.

*

Die Canzlei des Königlichen Schauspielhauses theilt mit: Das dunkle Thor, Felix Philippi's neues Schauspiel wird im Schauspielhause am 6. December zum ersten Mal aufgeführt. Bald darauf soll die Première von Robert Misch's neuer Komödie folgen, hingegen unterbleiben die ursprünglich für December geplanten Aufführungen von Hebbel's Gyges und sein Ring und von Shakespeare's Heinrich V. Der erfreulichen Meldung folgt das Gelöbniß, man wolle sich später an Hebbel und Shakespeare machen. Schade! Ohne diesen Zusatz wäre die Kunde viel wirksamer, wäre sie programmatisch und eine Kunstoffenbarung.

*

Der Bau einer Havelbrücke zwischen Sacrow und dem Glienicker Ufer unterbleibt hauptsächlich deßhalb, weil die kaiserliche Fregatte „Royal Luise" mit aufgerichteten Masten die Brücke nicht würde passiren können.

Prinz Vogelfrei.

Dramatische Aufführungen.

Der Gemeine. Volksstück in drei Aufzügen von Felix Salten.
(Neues Theater.)

Die erste Bühnen-Arbeit des Wiener Essayisten hat einen lauten Premièrenerfolg gehabt, dem auch ein Theil der verrohten Kritik beipflichtete. War es, weil Herr Salten eben noch dramatisch unbescholten ist, sei es, weil die Wiener Censur sein Stück als armeefeindlich verbieten zu müssen glaubte — genug, die Hände regten sich fleißig und

neidlos. Selbst der grob theatralische Schluß, der die übliche unglückliche Coulissenpistole abfeuert und von allen Soldaten der Caserne just den armen Sepp Kernthaler dazu commandirt, dem Herrn Leutnant und der beim Leutnant zu Gaste weilenden, ehemaligen Braut Kernthaler's den Abendtisch zu decken, selbst dieser plump tragische Schluß schadete nicht weiter. Es war ein bißchen lächerlich, als Sepp seinem Leutnant einen derben Stoß versetzte und dann das treulose Mädel niederschoß, während der Officier zornmüthig nach dem Säbel suchte und ihn nicht gleich fand. Aber man hatte sich vorher über Salten's echten Humor so gefreut, daß Einem der unfreiwillige in den Schlußworten nicht recht zum Bewußtsein kam: „Das Mädel, Herr Leutnant, gehört mir, und jetzt gehör' ich Ihnen!" Es war, wie gesagt, ein hübscher Erfolg, und der junge Wiener hat ihn verdient.

Vielleicht bemüht er sich strebend, noch größere zu verdienen. Felix Salten hat eine frische und frohe Art, die Bühne episodisch zu beleben, die wir bei Niemandem sonst finden. Der erste Act führt das Um und An einer Recrutenaushebung, der zweite die Welt des Wiener Volksängerthums vor — und beide Male ist der Pinsel in reiche Farben getaucht, beide Male erquickt der flotte, sichere Strich. Zuweilen erhebt sich die Arbeit hier in's Künstlerische. Aus dem farbigen Beiwerk und der Fülle der Erscheinungen, die über die Bretter huschen, schießt fast unversehens ein geschlossenes Bild zusammen; mit kühner Kraft führt der Verfasser das scheinbar Verworrene zu überraschender Einheit. Dies ist das Merkwürdige und Beachtenswerthe an dem Stück. Im Uebrigen zeigt es auch da, wo es nach lieben Schablonen getuscht ist, zeigt es selbst noch im schwachen dritten Acte, der nothgedrungen in Theatern untergeht, eine angenehm berührende Sauberkeit der Arbeit. Salten hat das Zeug zu einem tüchtigen Volksstückschreiber in sich, und am Ende sogar noch mehr als das.

Aus unseren Kunstsalons.

Nach der Münchener Internationalen Ausstellung von 1869 schrieb ein französischer Kritiker über die deutsche Kunst: L'Allemagne traversera quelques années de réalisme et d'un réalisme aussi complet que celui des Courbet et des Daubigny et elle espère que ce régime retrempera ses forces et la reconciliera avec la vraie nature et le vrai art."

Er war ein Prophet und trotzdem, daß Hermann Becker, der damals gewiß im Namen der ungeheuren Mehrzahl der deutschen Kunstfreunde und Kunstkritiker sprach, zu diesen Worten bemerkte: „Gott schütze uns vor solcher Cur!" haben zahlreiche deutsche Künstler sich ihr unterworfen, sind zu Courbet und Daubigny und anderen Realisten und zu den Impressionisten gepilgert, und die deutsche Kunst hat den Weg „zur wahren Natur" und „zur wahren Kunst" gefunden, wenn auch als die „wahre Kunst" ihr heute etwas Anderes gelten mag, als was jener Kritiker darunter verstand.

Und eben darum stehen wir heute vor den Bildern des „maître peintre", wie Courbet sich nannte, beträchtlich kühler da, als vor 30 Jahren. Er ist uns heute keine Offenbarung mehr, er ist uns das Wahrzeichen einer kunstgeschichtlichen Epoche. Als solcher aber natürlich von großem Interesse für Jeden, dem es um die Kenntniß der Entwickelung der modernen Kunst was Ernstes ist.

Heute muthet uns der wuchtige Realismus Gustave Courbet's befremdend an, nicht als Realismus an sich befremdend, sondern weil uns sein realistischer Stimmungsgehalt hinter unseren Wahrheitsforderungen noch zurückzubleiben scheint.

„Wir wollen die Sonne, das Licht, die Luft!" — läßt Emile Zola seinen Claude Lantier, den er Edouard Manet nachgezeichnet hatte, ausrufen. Aber Sonne und Licht suchen wir auf den Bildern Courbet's, die jetzt im Salon von Paul Cassirer zu sehen sind, vergeblich, selbst wenn wir mit dem Umstande rechnen, daß sie stark nachgedunkelt sein mögen. Die hohen malerischen Eigenschaften auch dieser Bilder wird jeder Einsichtsvolle gern anerkennen, die Freiheit des Vortrags, die ungeschminkte Menschen- und Naturschilderung, die Wahrheit in der Abstimmung der Localtonwerthe gegen einander, das heißt das Festhalten der Grundfarbe. Aber diese Dunkelmalerei andererseits als Ganzes sagt uns heute nicht mehr zu. Wir verstehen und schätzen das Dunkle, Dämmerige gewiß, wenn es durch das Motiv selbst bedingt wird, wenn dieses eine Abend- oder Nachtstimmung, ein lauschiges Interieur, ja selbst, wenn es nur eine dämmerungerfüllte Phantasie ist. Aber in einem Walde am klaren Sommertag möchte ich Sommerluft und Sonnenduft, ich möchte den Schnee im Waldesgrunde und auf weiter Fläche sein Licht reflectiren sehen, ich möchte feuchte, moosbewachsene Felsgrotten glitzern und schillern sehen, und das Alles kann ich auf diesen Bildern hier nicht entdecken. Auch stecken die Motive dieser Bilder noch tief in einer Romantik drin, gegen die Courbet ebenso sehr kämpfte, wie gegen die schönthuende Atelier-Nacktmalerei. Und doch findet sich gerade auch ein Bild dieser Richtung hier vor: es sind das die „Mädchen mit dem Papagei" aus dem Jahre 1864. Gerade dieses Bild erregte, zusammen mit einigen Thierstücken und Landschaften auf der „Internationalen" von 1869 zu München großes Aufsehen. Courbet gewann sich ja damals sogar einen Ehrenpreis. Daß die Körper des in überaus „anmuthiger" Stellung auf einem Ruhelager ausgestreckten, ganz nackten, rothblonden und des zu ihren Füßen auf demselben Lager knieenden brünetten, mit einem blauen Gewande theilweise bekleideten Mädchen aus dem sehr dunkel gehaltenen Hintergrunde plastisch hervortreten, daß der Fleischton, namentlich bei der Liegenden, etwas warm Pulsirendes, Goldiges hat — das versöhnt noch nicht mit dem überaus künstlichen Aufbau der Gruppe, die der weiße Papagei, vor dunkelrothem Sammtvorhang, krönt. Hier ist Courbet selbst in einen „Styl" hineingerathen, den er, der sonst so eminent und erfreulich Styllose, wie gesagt, heftig zu bekämpfen suchte. Weit lieber ist mir das Brustbild von Pierre Dupont: hier haben wir sie, die ungeschminkte Menschenschilderung, die maëstria des Vortrags und den Reiz des Coloristen. Auch den beiden großen Tafeln „Durchgehender Schimmel im Walde" und „Schneesturm" vermag ich aus den vorerst angedeuteten Gründen keinen Geschmack abzugewinnen. Von den Landschaften möchte ich dem „Wald im Winter" mit dem rothbraunen Laub auf den Bäumen und dem blaugrauen Schnee zwischen dem braunrothen Unterholz, und dem Blick von Interlaken aus auf das Gebirge mit den „schneeglänzenden", aber hier doch nicht glänzenden Gipfeln, wegen des gut gegen den Hintergrund gestellten ersten Planes den Vorzug geben ... Den ganzen Courbet, den Courbet der „Steinklopfer", des „Begräbnisses zu Ornans", der „Bauern von Flagny", des „Bonjour Monsieur Courbet" kann man hier nicht kennen lernen, aber einen gewissen Begriff von seiner Vortragsweise und zum Theil auch von seiner Palette und von seiner naturalistischen Auffassung erhält wohl Jeder. Und darum ist die Vorführung dieser Sammlung immerhin ganz dankenswerth. Nur muß eben davor gewarnt werden, Courbet nach diesen Bildern allein schon beurtheilen zu wollen.

Sein großer Zeitgenosse und Mitkämpfer Jean François Millet ist zur Zeit auch bei Cassirer vertreten, durch zwei Blätter: das große Pastellbild der Kirche von Chailly, das übrigens recht trocken wirkt, und ein feines Aquarell: „Gänsehirtin", mehr eigentlich eine nur leicht colorirte Tuschzeichnung. Auch Camille Corot, der Träumer, der Poet, ist anzutreffen. Sein sommerliches Birkenwäldchen zeigt festere Structur, als man es sonst in seinen zarten Farbengedichten gewohnt ist; von entzückendem coloristischen Reiz ist das auf Grau und Roth gestimmte „Mädchen mit der Turteltaube". Von Eugène Delacroix — ein „Schiffbrüchiger" mit dem Effect des türkisblauen Meeres hinter einem braunen Felsenthor; von Th. Rousseau — eine kleine massige braune Gebirgslandschaft ...

Neben diesen alten Franzosen — ein junger Deutscher. Walter Leistikow zeigt einige nordische und märkische Landschaften aus diesem Jahr. Ob auch Leistikow heute das wäre, was er ist, ohne jene französischen Vorbilder — das bleibe dahingestellt. Unbestreitbar hat er aber jene Anregungen persönlich umzuwerthen vermocht. Er kommt uns dieses Mal meistens dunkel, aber motivirter Weise — Abendstimmungen, schwere Regenluft, tiefstes Walddickicht hat er gemalt. Besonders hervorheben möchte ich den kleinen Waldsee mit dem discreten Sonnenlichteffect im Hintergrunde, die Hügellandschaft, über die ein dunkler Wald, wie eine rauhhaarige Riesenraupe hinkriecht, vor Allem die feierlich stille Havellandschaft, wo auf grauem Wasser unter grauviolettten Abendwolken Kähne mit hohen dämmerungsgrauen Segeln am schlafbefangenen Kiefernwalde vorübergleiten. Von großem Interesse war für mich eine Aquarell-Marine: in der Darstellung bewegten Wassers am Strande hat der Künstler sichtbare Fortschritte gemacht — dieses, abermals abendliche Wellenspiel und Wassergeriesel zeigt Leben.

* * *

Einem jungen Landschafter von persönlichem Gehalt auch begegnen wir bei Eduard Schulte: Ernst Liebermann, dem Münchener, der sich hier mit seiner naiven Naturfreude in einer ganzen Reihe tief deutsch empfundener Landschaften ausgelebt hat. Als Zeichner ist er uns längst lieb und vertraut, u. A. namentlich auch durch seine schönen Blätter für die Fischer & Francke'schen „Teuerdank"-Sammlung. Hier thut er sich namentlich als sehr feinsinniger Colorist hervor, sowohl in den spätsommerlichen Abendstimmungen, wie in den Winterbildern. Eine Burg im scheidenden Sonnenschein, der ein Landpostbote unter dunklen Wolken und zwischen rauschenden Bäumen zueilt, ein Wanderer, der singend durch eine „deutsche Landschaft zieht, die mit Thoma'schem Augen geschaut wurde, ein verschneiter Burgsteig, die dunkle Silhouette einer anderen Burg gegen den gelbrothen Himmel nach Sonnenuntergang 2c. — viel romantisches Empfinden überall, aber es ist überall die Romantik einer Wirklichkeit, nicht einer erhitzten Phantasie.

Eine ganz neue Erscheinung ist Hans Kempen. Sein pastoser Auftrag glänzender Farben erreicht mitunter die Wirkung einer Majolika. Man muß sehr weit zurücktreten, um die Landschaftsausschnitte aus der Umgegend von Rotterdam mit ihren scharfen, klaren, grellfarbigen Tönen zu einem harmonisirenden Zusammenwirken kommen zu lassen. Aber gegenüber dem in „Sorgen" vor sich hinbrütenden Mädchen in einem Zimmerwinkel hilft auch alles Zurücktreten nichts. Es bleibt eine harte, unruhig fleckige Sudelei.

Wenn ich nicht irre, stellt auch der noch sehr junge Münchener Paul Neuenborn zum ersten Male hier aus. Ein ganz vortrefflicher Thiermaler, richtiger Zeichner. Die Blätter mit den Nashorn-, Schweine-

und Känguruh-Studien zeugen von schärfster Beobachtung und sicherem Können. Namentlich läßt sich an der Hand dieser Studien eine förmliche Psychologie jener Dickhäuter schreiben. Und wie einfach Alles in den Mitteln: mit ein bißchen Blei und Röthel zaubert der Künstler uns pulsirendes Leben vor.

Jedoch nicht diese Künstler bilden den Clou der neuesten Schulte-Ausstellung. Diese Rolle ist Fritz August von Kaulbach zugewiesen worden, der mit dreißig und einigen Gemälden und Skizzen den Oberlichtsaal füllt.

In der Bildnißmalerei liegt seine Stärke. Als Bildnißmaler zeigt er sich auch jetzt hier wieder ausschließlich. Das Gemälde „Abendklänge“, die Skizzen zu den „Bachantinnen“ und die Wanddecoration „Germania, schützend die Künste, Wissenschaften und Industrie“ bewegen sich ganz und gar in den mehr oder minder „anmuthigen“ Ausdrucksformen eines conventionell allegorisirenden Akademicismus. Aber die Bildnisse sind vielfach interessant, namentlich die Damenbildnisse, die uns übrigens ausschließlich in die Kreise der oberen Zehntausend und an Fürstenhöfe führen.

Man hat Kaulbach oft einen „Schmeichler“ genannt. Mit Recht, aber doch vornehmlich nur in gewissem Sinne. Daß man einer Dame einen schöneren Teint und vielleicht auch eine bessere Figur malt, als sie besitzt — diese Eigenschaft theilt der Künstler mit vielen Anderen, and es bliebe dahin gestellt, ob das wirklich „schmeicheln“ heißt. Größer ist seine Kunst darin, vorhandene Reize in's rechte Licht zu rücken. Seine Kunst, durch geschickte Composition der Haltung und der Toilette, die Wahl der Farben und des Schnitts der Kleider und ihrer Zuthaten, wie Shawls, Jäckchen, Kragen u. s. w., der Form, des Styls der Hüte jedem einzelnen Bildniß einen ganz bestimmten, mit dem Wesen der zu malenden Dame übereinstimmenden Charakter zu verleihen. In diesem Sinne ließe sich sogar sagen, daß Kaulbach scharf charakterisirt. Es ist die Psychologie des Kleides und der Haltung, nicht des Kopfes und des Gesichtsausdruckes, mit der er zu fesseln vermag. Mit dem Wesen der Persönlichkeit wechselt bei ihm auch immer die Vortragsweise. Wir finden da Damen, die in den Zeiten des Tizian und des Tintoretto, des Greuze und Boucher, des Gainsborough und Romney gelebt haben könnten. Nicht als ob Kaulbach jene Italiener, Franzosen, Engländer nachahmte. Aber er hat einen scharfen Blick für die rassigen und zeitlichen Eigenheiten der Frauenwelt jener Epochen und andererseits unserer Zeitgenossinnen. Klingen sie 'mal zusammen, so fängt er diese Harmonie in seinem Bilde auf, und auch dieses wird dadurch eigenartig und immer reizvoll. Seine eigene Handschrift aber zu zeigen hat er auch im Uebrigen Gelegenheit genug. Schon im Studium der Wechselwirkung zwischen Stofffarben und Fleischton tritt sie zu Tage, mehr noch in der Sorgfalt, mit der er dem Reiz der Linien einer Schulter, eines Halsansatzes, eines Handgelenkes, der Finger nachzugehen pflegt. Ein richtiges Freilicht kennt er nicht, auch wenn er sein Modell vor einem landschaftlichen Hintergrund malt. Das kommt aber selten vor. Meistens behandelt er ihn in erster Linie immer nur vom coloristischen Standpunkte aus, mögen dann meinetwegen die braunen und rothen und blauen und gelben Flecke die Form von Bäumen und Gebäuden, von Wolken und Meer, von Vorhängen und Säulen annehmen — darauf kommt's gar nicht an, sondern darauf, wie diese Flecke mit den Farben der Kleider, Hüte, Gesichter zusammengehen ...

Einzelne Bilder hervorzuheben, führte zu weit ... Und welche denn gerade? ... Nur Eines, die Vielseitigkeit, sei noch betont. Wer die kalte düstere Schönheit der Großherzogin Victoria von Hessen, die robuste bergluftathmende blonde Männlichkeit des Adlerjägers Dorn, das kleine schüchtern-schlaue Mädchen auf dem Schemel, alle so verschieden zu geben weiß, wie hier geschehen und immer im entsprechenden Geiste, der steht ohne Zweifel in der vordersten Reihe unserer heutigen Bildnißmaler, wenn auch nicht als machtvolle bahnbrechende Persönlichkeit, so doch als ein geschmackvoller Beobachter und Könner.

Und das ist doch auch schon was ... J. Norden.

Notizen.

Die Kunst des Jahres, Deutsche Kunstausstellung 1902, nennt sich ein soeben bei der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. in München erschienener stattlicher Quartband, der eine rechte Augenweide für jeden Kunstfreund darstellt. Es ist erstaunlich, was darin um den ungemein billigen Preis von 4½ Mk. geboten wird: 363 schon gedruckte Abbildungen verschiedenartigen Formats, die eine Auslese der besten Gemälde und Sculpturen darstellen, die auf den heurigen Ausstellungen aus deutscher und auch ausländischer Kunst vorgeführt wurden. So giebt das Werk einmal einen vorzüglichen Gradmesser für den momentanen Stand der Kunst in allen Culturländern, dann aber auch einen Ueberblick über die fortschreitende Entwickelung des letzten Jahres, wie er in der Vielheit unseres Ausstellungswesens dringend noth thut. Und auch darin liegt, wie wir meinen sollten, ein besonderer Vorzug dieser Publication, daß sie eben nur die Kunstwerke selber zum Beschauer sprechen läßt und somit zur Bildung eines selbstständigen Urtheils geradezu zwingt. Sehr beachtenswerth sind ferner die dem Verzeichniß der abgebildeten Werke eingestreuten biographischen Notizen über deren Urheber. Es wäre zu verwundern, wenn einer solch billigen und dabei künstlerisch vornehmen Publication nicht ein großartiger Erfolg beschieden sein sollte. So recht ein Buch, zu dem man stets gern wieder zu mühelosem Genuß edler Art zurückkehren kann.

August Sturm's neues Gedichtbuch „Auf der Höhe“ (Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G. [vorm. J. F. Richter], Hamburg) stellt sich den früheren Sammlungen des Autors ebenbürtig zur Seite. Ein schöner Idealismus beflügelt seine Verse. Niemals sinkt er zu den Gassenhauertönen der Modernen herab. Immer spricht aus diesen Strophen ein reiner, vornehmer Geist. Ob Sturm nun Höhenlieder singt — so z. B. gleich das erste, stimmungsvolle: „Der Berg ist heilig!“ — ob er von der Heimathherde träumt, Liebe und Sonne jubelnd grüßt, uns liebliche Kinderlieder bescheert — immer ist ein Stolzes, Freies und Frommes um seine Poesie. Darum sprechen auch Sturms vaterländische Gesänge ganz besonders an. Das deutsche Volk sollte seines Dichters nicht vergessen und dies empfehlenswerthe Buch zum Familienbuche machen.

Der Jüdische Almanach 5663 (Jüdischer Verlag, Berlin, Koethenerstr.) setzt sich in einem hochklingenden, feurigen Vorworte für die „jüdische Renaissance“ ein, die seiner Meinung nach im Anzuge ist. Wie dem nun auch sei, und wie immer man über die zionistische Strömung denken möge: sie hat etwas Kraftvolles, Anmuthendes, Ehrliches, das sie von der Mossisterei und von der Berliner Thiergarten-Plutokratie erquicklich unterscheidet. In den jungen Leuten, die sich für ein neues Ideal, eine vielleicht aussichtslose Bewegung begeistert mühen, lodert jene Flamme, die jeden anderen Kämpfer erfreut — auch wenn er im gegnerischen Lager steht. Der Almanach verdient fast durchweg uneingeschränkte Empfehlung. Die Schriftsteller, die in ihm zu Worte kommen; die Künstler, die ihn geschmückt haben, sind bis auf ganz wenige Ausnahmen wirklich Berufene. Salus' Lied vom hohen Rabbi Löw, Hermann's „Kurzes Lied“, Zangwill's köstliche Skizzen, Fleischer's Romanze einer Nacht sind echte Poetengaben. Ich wünsche, daß dieser Almanach nicht nur in jüdische Familien eindringe; er hat ein besseres Schicksal als das der Einkapselung verdient.

W. Spemann's Großes Weltpanorama (W. Spemann, Berlin und Stuttgart) ist ein Buch, wie es eigentlich nur diesem Verlage gelingt. Eine Fülle von Belehrung, ein wahres Kaleidoskop modernen Wissens — und das alles giebt sich in so gefälliger Form, ist alles so fesselnde Unterhaltung, daß man keine Secunde lang der ernsten Absicht gedenkt. Dem Redacteur dieses Panoramas gebührt ein ganz besonderes Compliment für seine Geschicklichkeit, aber auch seine Mitarbeiter sind ersten Ranges. Man sehe nur auf dem eigenartigen Inhaltsverzeichnisse — einer Weltkarte — nach, was dies Buch alles bietet! Die wagehalsigen Fahrten über den Niagara, die Kunst, Knoten zu schürzen, die Angelung eines Tigers, Champignonzucht, Kimberleys Diamantgruben, unterirdische Feuersbrünste, vorgeschichtliche Grabstätten, Montblanc-Tour, Kabellegung — diese und noch 1001 Vorwürfe behandelt das Weltpanorama. Alles natürlich mit üppiger Fülle hübscher Bilder. Für unsere reife Jugend giebt's kein besseres Weihnachtsbuch.

Alma von Hartmann, Zurück zum Idealismus. Zehn Vorträge. Berlin. C. A. Schwetschke & Sohn. 1902. X u. 213 S. Diese Vorträge sollen dazu beitragen, der Versumpfung im Materialismus einerseits und dem unfruchtbaren Glauben an unsere Erkenntnißunfähigkeit andererseits entgegenzuwirken, den Gebildeten die verlorenen Ideale in höher entwickelter und harmonisch durchgebildeterer Gestalt wiederzugeben, kurz, sie zum Idealismus zurückzuführen. Die ideellen Mittel zu dieser Aufgabe hat die Verfasserin dem philosophischen System Eduard von Hartmann's entnommen und sich ihrer mit solcher Leichtigkeit bedient, daß die Leser wie s. Z. die Hörer, auch wenn sie im philosophischen Denken nur geringe Uebung besitzen, ihr an der Hand einer eleganten, populären Sprache ohne besondere Schwierigkeit zu dem hohen Ziele folgen können. Im ersten Vortrag würdigt sie „Schiller als Aesthetiker“, dann verbreitet sie sich „Ueber den Begriff des Schönen“ als Scheinen der göttlichen Idee, den „Individualitätsbegriff“, die Relativität des Individualismus betonend, über das Verhältniß von „Individuum und Jenseits“, wobei sie zur Verwerfung des dem Unsterblichkeitsglauben zur Stütze dienenden transcendentalen Individualismus gelangt, über die „Moderne Ethik“ nach Maßgabe des E. v. Hartmann'schen Buches: Das sittliche Bewußtsein, ferner über die „Willensfreiheit“, wobei sie die unbewußte Determination des menschlichen Willens vertritt, den „Werth des Lebens“ im Lichte eines geläuterten Pessimismus, „Ueber das Erkennen“ in erkenntnißtheoretischer und idealer Beziehung, „Ueber den Begriff der Entwickelung“, dessen geschichtliche Wandlungen, sowie Mittel und Zweck der Entwickelung darlegend, und schließlich über den „Idealismus im religiösen Leben“, wobei sie die Stellung Kant's, Fichte's, Schleiermacher's, Hegel's, Biedermann's und des theologischen Neukantianismus zur Religion kennzeichnet und auf die Unfähigkeit des letzteren zur Erfüllung des religiösen Bewußtseins der Gegenwart und Zukunft mit einem entsprechenden Inhalt hinweist. Diese zehn Vorträge können allen denen, welchen die seichten oder abwärts führenden Strömungen unserer Zeit in Religion, Sittlichkeit, Kunst und Wissenschaft zuwider sind, und in denen noch ein Funke echten Idealismus glimmt, auf's Wärmste empfohlen werden. Zu ihnen redet darin ein

verwandter Geist, der seinerseits wieder aus dem tiefen, klaren Ideenborn des vortrefflichsten unserer zeitgenössischen Denker geschöpft hat. Aber auch den Anderen, die, weil sie in Folge der Seltenheit der Erscheinung noch keine Gelegenheit gehabt haben, einer von reinem Idealismus getragenen modernen populärphilosophischen Schrift zu begegnen, noch in den Niederungen des Materialismus sich bewegen, mögen diese Vorträge hiermit näher gebracht sein. Sie werden darin erkennen, daß es doch noch eine höhere, lichtere Sphäre des Gedankens giebt, wo die Dünste der Materie, welche den Geist zu ersticken drohen, zerfließen. A. Korwan.

Erzählungen. Von Hans Eschelbach. (Allgemeine Verlags-Gesellschaft, München.) Hans Eschelbach's Liebe gehört den Verkannten und Elenden, deren innerstes Seelenleben er mit Meisterschaft zu schildern weiß. Sei die Dachkammer der Armen, in die er uns führt, auch noch so eng: die Sterne scheinen hinein.

Anton Schott's „Bauernkönig" (Allgemeine Verlags-Gesellschaft, München) verdient ein besonderes Lob. Schott führt in seinen Romanen zumeist Charaktere vor, wie sie im böhmisch-bayerischen Waldgebirge leiden und leben, mit all' ihren Vorzügen und Fehlern. Hier ist es der junge Reichenbauer vom Seelhal, um den sich die ganze Handlung bewegt und dreht. Er kommt nach Wien in's Abgeordnetenhaus mit einer Brust von Idealen und der Meinung, daß alles nach Recht und Gerechtem gehen müsse, rafft sich aber zum Schlusse zu der Erkenntniß auf, daß er „zu dieser Komödie zu wenig fest gewesen und auch zu wenig Lump". Mit dem Roman zeichnet der Verfasser ein Culturbild aus der Gegenwart, farbenfrisch und voll gesunder Natürlichkeit, und der Hauch reiner Poesie liegt darüber.

M. v. Ekensteen's preisgekrönter Roman „Friede den Hütten!" (Allgemeine Verlags-Gesellschaft, München) ist ein Problemroman, der aber auch alle Vorzüge eines spannenden Gesellschaftsromans besitzt. Ein mächtiger Lebenspsalm, zieht dieser Roman an uns vorüber, bald in ergreifenden Accorden vom Dröhnen der Fabrikhämmer, dem Schweiße der Bauern redend, bald vom ruhelosen Getriebe der Städte, von Größe und Schönheit, von Lächerlichkeit und Niedrigkeit.

Aphrodite und Athene von Dr. Adolph Kohut (Verlag von Max Schreck, Leipzig). Was Kohut von den strategischen Hilfsmitteln Aphrodites und Athenes, von gekrönten und gefürsteten Damen, von Poesie und Musik und dem „Ewig-Weiblichen", von den Divas der Bühnenwelt, von berühmten „schönen Seelen" u. s. w. zu erzählen weiß, hat einen ganz eigenen intimen Reiz. Nicht allein dem zarten Geschlechte, sondern auch vielen Gebildeten masculini generis wird das Werk eine angenehme Lectüre sein.

Memoiren des General Rapp (Adjutant Napoleon I.). Von ihm selbst erzählt. Uebertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. (Leipzig. H. Schmidt u. C. Günther.) Während des Feldzuges von 1805 war Rapp, vorher der Freund des genialen Desaix, stets in unmittelbarer Nähe des Kaisers und zeichnete sich in der Schlacht von Austerlitz dadurch aus, daß er den Fürsten Repnin und die russische Garde gefangen nahm und die Geschütze eroberte. Nach der Schlacht von Jena war er einer der Ersten, die in Weimar eindrangen. An die Stelle des Marschalls Lefebvre wurde er 1807 zum Gouverneur von Danzig ernannt. Auf dem denkwürdigen Feldzug von 1812 begleitete er Napoleon ebenfalls als Adjutanten. Packender ist wohl dieser entsetzliche Rückzug aus den Eisgefilden Rußlands nie geschildert worden als durch General Rapp. Nach dem Feldzug wurde er wieder, nachdem er zum 24. Male verwundet worden war, nach Danzig geschickt. Rapp überlebte Napoleon nicht lange. Er starb als erster Kammerherr und „Maître de la Garde-Robe" am Hofe Ludwig XVIII., der ihn ebenfalls hochschätzte. Die Memoiren bieten für den Geschichtsfreund unendlich viel des Interessanten und werden gewiß gern gelesen werden.

Aus der Schule geplaudert. Unpädagogische Skizzen von Ewald Gerhard Seeliger. (Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. [vorm. J. F. Richter] in Hamburg.) Eine geistvolle Mischung von echtem Humor und scharfer Satyre ist der Grundton dieser „Unpädagogischen Skizzen". Seeliger zeigt in diesem seinem dritten Buche auf's Neue die verblüffende Sicherheit, mit wenigen, aber genial dahingeworfenen, markanten Strichen seine Figuren scharf zu umreißen und lebensvoll zu vertiefen. Jeder, dem die Schule lieb und leid geworden ist, wird in diesen Blättern alte, vertraute Bekannte aus seiner Jugend wiederfinden, wiederfinden mit ihren Vorzügen und Schwächen, mit ihren Ernsthaftigkeiten und Lächerlichkeiten. Unerklärlich ist uns freilich, wie der Autor dieser prächtigen, der Wirklichkeit abgelauschten Skizzen sie — Herrn Otto Ernst widmen konnte.

Claudine's Schuljahre. Von Willy. Nach der 55. Auflage des Originals übersetzt von Georg Nördlinger. — Claudine in Paris. Von Willy. Nach der 58. Auflage des Originals übersetzt von Franz Hofen. — Claudine's Ehe. Von Willy. Nach der 69. Auflage des Originals übersetzt von Georg Nördlinger. (Alle 3 Bände Verlag von G. Grimm in Budapest.) Preis jeden Bandes 3 Mk. In den drei Büchern Willy's, des Journal Amusant-Mitarbeiters, haben wir es mit einem Frauenstudium von merkwürdiger Beobachtung und von eigenartigem Reize zu thun. Die Gemüthlichkeit und der warme Humor, mit welchem Willy den tollen Backfisch in „Claudine's Schuljahre" zeichnet und die ungeschminkte Offenheit, mit der er gewisse Mißstände in den französischen Unterrichtsanstalten darlegt, sind sehr bemerkenswerth und fesseln unausgesetzt das Interesse des Lesers. — In dem zweiten Buche „Claudine in Paris" finden wir die Heldin nach Paris versetzt, wohin sie aus dem Landstädtchen Montigny mit ihrem Vater verzogen ist. Das kecke, geistsprühende Naturkind geräth in den gefährlichen Strudel weltstädtischen Lebens. Der Gefahr eines Verhältnisses oder einer Ehe mit einem frühreifen, lasterhaften Vetter glücklich entrinnend, verliert Claudine ihr Herz an den verwittweten Vater dieses Cousins, an den Publizisten Renaud, der sie durch sein mildes, gütiges Wesen gewinnt. — Von „Claudine's Ehe" mit Renaud erzählt der dritte Band. Sie genießt voll ihr junges Eheglück, betet ihren Renaud an und schert sich nicht um den Rest der Welt. Das kann natürlich nicht lange so währen. Das Verhängniß der jungen Frau erscheint in der Gestalt einer — anderen jungen Frau.

Berliner Kalender 1903. Mit 12 Monatsbildern aus Berlin zur Zeit des Großen Kurfürsten von Georg Barlösius. (Verlag von Fischer & Franke, Berlin.) Preis 1 Mk. Zum ersten Mal erscheint ein künstlerisch ausgestatteter Berliner Kalender, der seine Berechtigung in dem Bestreben sucht, auch in der Hauptstadt des deutschen Reiches, welche so vielen internationalen Einflüssen ausgesetzt ist, die Pflege der heimathlichen Geschichte und Kunst zu fördern. Daß aber das Büchlein diesem Zwecke trefflich angepaßt ist, dafür möge das Urtheil unseres Altmeisters Adolph Menzel bürgen, der nach eingehender Betrachtung des Werkchens sagte: „So etwas hat uns gefehlt, den werde ich brauchen." Die künstlerische Ausführung des Kalenders hat in den bewährten Händen des Malers Georg Barlösius gelegen, der in seinen Monatsbildern einen vortrefflichen Buchschmuck geschaffen hat. In Stadtansichten, die auf genauem Studium beruhen, wie in bewegten Scenen aus dem Volksleben versteht er uns meisterhaft in das Berlin des Großen Kurfürsten zurückzuversetzen.

Thüringer Kalender 1903. Mit Zeichnungen von Ernst Liebermann, München. Redaction: Prof. Dr. Georg Voß, Conservator der Kunstdenkmäler Thüringens. (Verlag Fischer & Franke, Berlin.) Preis 1 Mk. Der erste Jahrgang dieses künstlerisch ausgestatteten Kalenders hat weit über die thüringische Heimath hinaus Freunde gefunden. Das gleiche Schicksal darf man dem neuen Jahrgange voraussagen, welcher wiederum in Text und Bildern Ausgezeichnetes bringt und alle Voraussetzungen erfüllt, um ein rechtes Hausbuch zu werden. Wieviel von alter Thüringer Kunst und den Schätzen seiner Vergangenheit sind nicht den Meisten unbekannt? Hier wird uns ihre Bekanntschaft vermittelt, unser Sinn angeregt zu geschichtlicher Betrachtung und künstlerischem Genuß. Vortrefflich und volksthümlich im besten Sinne erscheinen die Zeichnungen Ernst Liebermann's, der diesmal die Rathhäuser seiner Heimath unter sorgsamer Berücksichtigung der einzelnen Staaten als Vollbilder zu den einzelnen Monaten abgebildet hat.

Falsche Feuer. Roman von Ed. v. Mayer. (Hermann Costenoble, Stuttgart.) 2 Bde. Geheftet 5 Mk., gebunden in einen Originalband 6 Mk. Wer inmitten einer Fremdwelt sein Volksthum zu behaupten hat, gewinnt ein unmittelbares Bewußtsein von dessen Wesenszügen. So scheint mir Ureigenschaft des Deutschen, daß er ganz Er sein will, daß er mit allen Kräften thut, was er thut, daß er sein Wirken in seine Persönlichkeit aufnimmt und mit ihm steht und fällt. Diesen männlichen Grundzug im Guten wie im Bösen nennen wir Treue. Aber gerade weil die Persönlichkeit sein Lebensnerv ist, versagt der Deutsche leicht, wo er sie nicht einzusetzen hat. Dann handelt er nur unter dem Antriebe seiner Nachbarn eigenen oder fremden Blutes. So wurzeln deutsche Sondersucht, Spießbürgerei und Ausländerei in demselben schweren Blute, daß unser Volk im Kleinen klein sein läßt, aber im Großen groß, im Alltagsleben ohne leichte Anmuth, im Kampf um's Dasein aber von heldenhafter Wucht. In Rußland ist das Deutschthum vierfach vertreten. In den baltischen Provinzen herrschen deutscher Herrenwille und Geist über gänzlich blutsfremde, unterjochte Völker; in Kleinrußland und an der Wolga sitzen deutsche Ackerbauer in den slawischen Riesenkörper eingesprengt; in den Städten leben ihrem Handel und Gewerbe Reichsdeutsche; in Moskau endlich und vor Allem in St. Petersburg haben ihr wohlerworbenes Heim die Nachkommen jener Deutschen, die zum Ausbau des neuen Rußland mit berufen wurden. Ihre Rolle ist seit dem Erwachen des russischen Nationalbewußtseins ausgespielt, und jetzt beginnen ihre Vorzüge ihnen zum Nachtheil zu werden. Außer politischer Thätigkeit gesetzt, ist ihr einziger Lebenszweck, sich zu erhalten, wie sie sind: gegen das griechisch-orthodoxe Russenthum durch schärfste Betonung des Lutherthums, gegen das Hereinfluthen neudeutscher Culturentwickelungen durch grundsätzliche Reaction. Einen Kampf gegen diese Erstarrung des St. Petersburger Deutschthums habe ich schildern wollen, dessen reiche Säfte und Kräfte sich verzehren, weil sie sich nicht bethätigen dürfen. Es ist zugleich ein Mene tekel für jeden Volkssplitterer, der von den Luftwurzeln einer rein geistigen Stellung leben zu können glaubt; das sind keine Leuchtfeuer, die von den väterlichen Bergen ein ganzes Volk in Leid und Freude zusammenrufen; das sind falsche Feuer, die sich nicht in freiem Fahrwasser spiegeln, sondern in den verschlammten Untiefen ebbenden Lebens. Ed. von Mayer.



Neuer Frankfurter Verlag G. m. b. H. Frankfurt a. M.

Paternidad.

Spanisches Jesuitendrama
von **Don Segismundo Pey-Ordeix,**
Priester der katholischen Kirche
— Autorisierte deutsche Bearbeitung von —
Heinrich Conrad.

Mit dem Bilde des Verfassers. Preis M. 3.—.

Der Reichsbote, 8 April 1902. Aber er hat nicht nötig, von dem Kunstwert seines Dramas gering zu denken. . . . zeugt das Drama doch laut von der Sprachgewalt des Dichters und von der Sicherheit, mit der er über die Bühnenwirkungen verfügt.

Der alte Glaube, 5. Sept. 1902. Das Drama hat bei seiner Aufführung in der Heimat ungeheueres Aufsehen erregt. Und mit Recht. Denn es ist für Spanien ein Mene Tekel. Es hat aber auch bei seinem Bekanntwerden in Deutschland die Blicke weiterer Kreise auf sich gelenkt. Und wieder mit Recht. Denn es ist ein Feuerzeichen, das Beachtung verdient.

Neueste Erscheinung

Mit dem Tornister

Feldzugs-Erinnerungen
eines Infanteristen aus dem Jahre 1870.
Von **C. Rückert.**

Preis broschiert M. 3.—. Elegant gebunden M. 4.—.

In freimütiger Weise, in patriotischem, aber nicht chauvinistischem Geiste werden die Erlebnisse und Eindrücke eines Infanteristen bis zur Schlacht von Gravelotte, wo er das Bein verlor, das Leben in den Lazaretten und seine schließliche Heimkehr erzählt. In kleinen Strichen ein lebenswahres Kulturbild jener Kriegszeit, welches verdient, auch von der gegenwärtigen Generation, die meist nur dem großen Geschichtsbilde ihr Interesse zuwendet, beachtet zu werden. Von packendster Wucht ist die realistische Schilderung der Schlacht von Gravelotte, — seinen bleibenden Wert aber erhält das Werk dadurch, daß es die Stimmung der großen Heeresmasse vor und während der Schlacht getreu wiederspiegelt.

C. F. Amelangs Verlag in Leipzig.

Soeben ist erschienen:

Neue Lieder und Mären

von **Martin Greif.**

Sedezformat. Mit einem Porträt des Dichters in Heliogravüre. Brosch. Mk 3.50, eleg. geb. Mk. 4.—.

Von Martin Greif ist früher in unserem Verlage erschienen:

Gedichte.

6. Aufl. Eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 5.—, mit Marmorschnitt Mk. 4.—.

„ . . Blättert man nur in den Gedichten, so weht einem ja der Odem einer Poesie entgegen, wie kaum Einem der Lebenden in ähnlicher Weise so tiefen und vollen Stroms entsprudelt wie Greif. . “
Der Kunstwart.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit sechszehn Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Kohlensauren Mineralquelle** hergestellt und dadurch für Verdauung und Stoffwechsel besonders hervorzugt. Broschüre über Anwendung u. Wirkung gratis zur Verfügung. In d. Handlungen natürlicher Mineralwasser u. in d. Apotheken zu haben. **Bendorf a. Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Im Verlage von **G. Grimm** in **Budapest** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Emile Zola's weltberühmte Roman-Serie **„Die Rougon-Macquart“**

Erste und einzige Gesammtausgabe in unverkürzter und tadelloser deutscher Uebersetzung von *Willibald König, Alfred Ruhemann* und *Armin Schwarz.*

INHALT:

I. Band: Das Glück der Familie Rougon. II. Band: Die Treibjagd. III. Band: Der Bauch von Paris. IV. Band: Die Eroberung von Plassans. V. Band: Die Sünde des Abbé Mouret. VI. Band: Seine Excellenz Eugène Rougon. VII. Band: Der Todtschläger. VIII. Band: Ein Blättchen Liebe. IX. Band: Nana. X. Band: Der häusliche Herd. XI. Band: Zum Paradies der Damen. XII. Band: Die Lebensfreude. XIII. Band: Germinal. XIV. Band: Das Kunstwerk. XV. Band: Mutter Erde. XVI. Band: Der Traum. XVII. Band: Die Bestie im Menschen. XVIII. Band: Das Geld. XIX. Band: Der Zusammenbruch (Krieg 70/71). XX. Band: Dr. Pascal.

Jeder Band (400—600 Druckseiten stark, auf holzfreiem Papier gedruckt) bildet ein abgeschlossenes Ganzes und kostet geheftet 3 Mark, solid gebunden 4 Mark.

Alle anderen Uebersetzungen einzelner Zola'scher Romane sind litterarisch werthlose Auszüge; wer Zola in seiner Bedeutung voll und ganz kennen lernen will, der kaufe

nur die Grimm'sche d. i. einzig unverkürzte Ausgabe.

Die sicherste und gewissenhafteste Auskunft darüber, welches

die besten Bücher für Weihnachtsgeschenke

sind, erteilt der soeben in unserem Verlag erschienene

Literarische Ratgeber für Weihnachten 1902.

Herausgegeben von der
Redaktion der „Literarischen Warte“.
— Preis 75 Pfg. —
Für Abonnenten der „Literarischen Warte“ 50 Pfg.

Dieser „Ratgeber“ ist der erste auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaute Weihnachtskatalog vornehmen Stils auf katholischer Seite, der die bedeutendsten Büchererscheinungen in besonderen Essays vom künstlerisch-ästhetischen Standpunkt aus beurteilt.

Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. München.

Billige Bücher

finden Sie im illustrierten Bücherkatalog **36.** Jahrgang, ca. **200** Seiten stark, **gratis** durch
J. M. Spaeth, Berlin C. 2,
gegenüber dem Rathhaus. Gegr. 1836.

In unserm Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der König von Babel.

Ein Epos
von
August Sturm.

Auf der Höhe.

Neue Lyrik
von
August Sturm.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter), Hamburg.

Der Gesammt-Auflage unserer heutigen Nummer liegt ein Lotterie-Prospect der Firma Louis Schmidt, Cassel, bei, worauf wir unsere Leser besonders aufmerksam machen.

Wir erlauben uns unsere Leser auf die in dieser Nummer beigelegten Beilagen von „Auswahl empfehlenswerter Festgeschenke“, Verlag von Hermann Gesenius in Halle a. S. und „Hermann von Helmholtz“, Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig, aufmerksam zu machen.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 8; Expedition: Berlin W 57, Bayreuthstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 50. Berlin, den 13. December 1902. 31. Jahrgang
Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die kaiserlich-socialistische Arbeiterpartei.

In den romantisch überhauchten Anfangstagen seiner Regierung hat Wilhelm II. unter Anderem auch die Arbeiterfrage glatt aus der deutschen Welt schaffen wollen. „Die Socialdemokraten überlassen Sie mir; mit denen werd' ich schon allein fertig", rief er aus, und am 6. Februar 1889 legte er in ausführlicher Rede sein sociales Programm dar: „Ich kann nicht zugeben, daß den Arbeitern der Schutz vorenthalten werde, auf den sie Anspruch haben. Es kommt darauf an, ihnen die Ueberzeugung zu verschaffen, daß sie ein gleichberechtigter Stand sind und als solcher anerkannt werden." Schon damals wies der Monarch die Angestellten der Krupp'schen Werke darauf hin, daß das Hohenzollernhaus von jeher für die arbeitenden Classen gesorgt habe. Sein Anritt gegen die Führer des rothen Heerbannes blieb jedoch erfolglos. Nicht einmal der Versuch wurde gemacht, die viel erwähnte kaiserlich-socialistische Arbeiterpartei zu begründen. Jede Neuwahl vermehrte statt dessen gewaltig die Singer'sche Phalanx. Bald genug erkannte der Monarch, wie nutzlos seine Bemühungen waren, und beschränkte sich seitdem auf vereinzelte kräftige Ausfälle gegen die Oberbonzen des deutschen Marxismus.

Heuer, ein halbes Jahr vor den allgemeinen Wahlen, hat er seine Bemühungen wieder aufgenommen. Das tragische Ende Krupp's, der einem Schusse aus dem Nebel erlag, und die abscheulichen Pöbelscenen im Reichstage haben ihn offenbar mit der Hoffnung erfüllt, daß der Wunsch nach reinlicher Scheidung jetzt in der Arbeiterschaft stärker als bisher sei. Wie es impulsiver Menschen Art ist, glaubt er die Masse von derselben Entrüstung beseelt, die ihn befeuert, und sein scharfes Verdammungsurtheil scheint ihm geeignet, den Ring der Missethäter zu vereinsamen. Aber abgesehen davon, daß die Gerichte noch nicht gesprochen haben und Krupp's Tod einstweilen noch nicht unbedingt der Lüge und der Verleumdung zur Last gelegt werden darf, abgesehen davon ist mit moralischen Gründen im wirthschaftlichen Kampfe überhaupt wenig auszurichten. Die erdrückende Mehrheit der Breslauer Arbeiterschaft würde auch dann noch zur Socialdemokratie halten, wenn die vergifteten Vorwärtspfeile Dutzende von Unternehmern hinstreckten; zuversichtlich hat der Fall Krupp allein keinen von ihren 30 000 Anhängern und Mitläufern in Breslau abtrünnig gemacht. Daran ändert die Rede des Federschmiedes Clammt blutwenig. Bessere Wirkung könnte man sich von dem Hinweise auf die sociale Gesetzgebung versprechen, die den Arbeitern zwar keine guten, aber doch immerhin erträglichere Existenzbedingungen für ihr Alter geschafft hat. Es war ein schwerer Fehler der officiellen Socialdemokratie, sich in blindem Marxismus all' diesen Wohlfahrtsgesetzen entgegen zu stemmen und ihre Wähler auf den großen Kladderadatsch zu vertrösten, an dessen Nähe jetzt selbst Herr Bebel nicht mehr glaubt. Hier ließe sich vielleicht einhaken. Hinweisen ließe sich auf die Haltung der französischen Socialdemokratie, die durch Millerand's Mund feierlich deutsche Wohlfahrtseinrichtungen verlangt; und der verrannte Doctrinarismus, der die Arbeiter von heute in Alter und Krankheit verkommen, verhungern lassen will, weil Marxen's Katastrophenlehre nicht lächerlich gemacht werden darf, diese Theoriefexerei ließe sich trefflich wider ihre Urheber ausnützen. Doch auch nur von dem Punkte aus, von keinem anderen, ist die Socialdemokratie aus den Angeln zu heben. Die Mahnung, sich nicht gegen Thron und Altar aufhetzen zu lassen; die Behauptung, von den Agitatoren werde die Arbeiterschaft ausgebeutet, terrorisirt und geknechtet — Alles das verfängt nicht. Für so ideale Warnungen und so drastische Anklagen ist die Zeit noch nicht gekommen. Der vierte Stand will den Classenkampf, und es heißt ihm seine Führer anpreisen, wenn man sie bezichtigt, daß sie Haß zwischen den Classen säen.

Die kaiserlich-socialistische Arbeiterpartei muß auf anderer Grundlage aufgebaut werden. Will sie sieghaft vorangehen, so muß sie rücksichtsloser als die Singerei für das materielle Wohlbefinden des vierten Standes eintreten, zäher als sie den Capitalismus in allen seinen Spielarten, also auch das von der äußersten Linken so zärtlich geschonte Börsencapital, bekämpfen. Wenn sie den kindischen Haß gegen die Religion und die Monarchie aufgiebt, so geschieht das nicht aus naiver Gutmüthigkeit, sondern weil sie sich als reine Wirthschaftspartei mit demokratischem Ballast nicht bepacken mag und weil sie die Eierschalen des vormärzlichen Liberalismus, die den alten Fortschrittlern Bebel und Genossen noch anhaften, abstreifen kann. Bis zur Gründung einer solchen kühl besonnenen und thatkräftigen, allen Phantastereien abholden Partei ist es indessen noch weit. Die Breslauer Rede Wilhelm's II. hat anscheinend nur die Wirkung gehabt, daß der bankerotte Freisinn sich des Federschmiedes Clammt bemächtigt, ihn als Reichstagscandidaten aufstellt und allen Ernstes von den Conservativen verlangt, im nächsten Juni

diesem Kaiserdeputirten auch ihre Stimme zu geben. Eine verständnißlose Parodie des wohlgemeinten Herrschergedankens. Daß sich für die Zwecke des eben erst so wuchtig auf's Haupt geschlagenen Breslauer Freisinns auch nur Clammt's fünfzehn Mitdeputierte einfangen lassen, ist mehr als unwahrscheinlich.

Caliban.

Die Ritter der Trusts und Cartelle als Pionniere des Zukunftsstaates.

Von Anton Wels-Ulmenried.

Die Potemkin'schen Dörfer, mit denen man den vermeintlichen culturellen Fortschritt, unsere gesammte moderne, materielle Cultur, das ganze Milieu, in dem wir leben, vergleichen kann, — lösen sich bei näherer Betrachtung in eitel Blendwerk auf. Denn wo die unermüdlich vorwärts strebende Technik mit der Manchesterdoctrin oder wie man auch sagen kann: mit dem Liberalismus zusammenwirkte, entfaltete sich eine neue Productionsform: die capitalistische. Seit einem Jahrhundert ist der Capitalismus ununterbrochen gewachsen an Stärke, Tiefe, Ausdehnung und hat alle Fäden und Aeußerungen des gesellschaftlichen Lebens an sich gezogen. Damit soll keineswegs ein absolutes Verdammungsurtheil über den Capitalismus ausgesprochen werden, da ja seine historische Bedeutung und Wichtigkeit nicht zu verkennen ist und die culturellen Fortschritte nur mit der capitalistischen Productionsweise als Voraussetzung gemacht werden konnten. Ebenso wenig ist aber zu verkennen, daß die immer schärfer hervortretende Alleinherrschaft des Capitals über Arbeitsmittel und Arbeitsproducte die Völker niederhält; daß alle Fortschritte und Erfindungen in erster Linie den Capitalisten zu Gute kommen; daß die vielseitigen Möglichkeiten, welche die moderne Technik dem höheren Glück und der höheren Cultur der Menschheit eröffnet, zum großen Theile eben nur Möglichkeiten bleiben, Versprechungen, die besten Falls späteren, künftigen Gesellschaftsverhältnissen einzulösen vorbehalten bleiben. Die capitalistische Productionsform hat nur den möglich größten Gewinn der Capitalisten, welche die betreffenden Arbeiten ausführen lassen, zum Ziel und Zweck. Wozu das Capital verwendet wird, ob zur Herstellung von Brod oder Branntwein, von Spielkarten oder Gebetbüchern — das ist dem Capitalisten vollkommen gleichgiltig. Ihm handelt es sich allein darum, daß ihm sein Geld möglichst hohe Renten abwirft. Unersättlichkeit ist das Charakteristikon des Capitalismus. — Immer größere Capitalsmassen werden in Bewegung gesetzt, auf immer weitere Gebiete dehnt sich der Capitalismus aus, unterstellt bald unter dieser, bald unter jener Form sämmtliche Arbeitsmittel seiner Macht. Dadurch steigt die Zahl derer immer höher, auf deren Kosten das Capital lebt, die Zahl der sogenannten „Ausgebeuteten". Wie die Zahl der Lohnarbeiter in Industrie und Landbau stetig zunimmt, berichtet die Statistik. Zu den „Ausgebeuteten" gehören aber nicht nur die eigentlichen Lohnarbeiter, zu ihnen gehören auch die zahlreichen „selbstständigen" Gewerbetreibenden, Wirthe und Händler, deren Selbstständigkeit die reine Illusion ist. Und wie steht's mit dem Bauer? Der ist heutzutage angeblich ein freier Mann, sitzt als freier Eigenthümer auf seinem Hofe — Leibeigenschaft und Frohndienst ist ja längst abgeschafft —, doch kein Bauer glaubt an seine Freiheit. Er weiß, daß der Hypothekcredit ihn um sein Eigenthumsrecht gebracht hat, jede Wertherhöhung dieses Eigenthums unmöglich macht. Was fehlt, bis die Schuldenlasten den Schornstein erreichen, ist bis auf Weiteres noch sein zweifelhafter Besitz. Der Bauer ist zum Pächter oder Zinsbauer geworden, nicht wie ehemals „des gnädigen Herrn oben auf dem Schlosse", sondern zum Zinsbauer des namenlosen Corps der Prioritätenbesitzer. Er weiß nicht, wo oder wer diese sind, aber ihre Macht bekommt er zu fühlen, wenn es ihm nicht möglich ist, pünktlich die Renten zu zahlen, wie ehemals den Stock des Verwalters. In der guten alten Zeit mußte er der Herrschaft so und so viel Tage im Jahre Frohndienst leisten, heute muß er von Termin zu Termin für das Capital frohnen. Die alte Leibeigenschaft ist freilich schon lange abgeschafft, unsere Zeit aber sieht eine neue Leibeigenschaft sich herausbilden: die Leibeigenschaft unter dem Capital. Ehemals konnte man sich durch Auswanderung der Ausbeutung entziehen. Heute kann einer gehen, wo immer hin, überall, in allen Ländern ist er der gleichen Ausbeutung durch das Capital unterworfen. Trotz aller äußeren Freiheit sind die Menschen abhängig und gebunden. Die persönliche, individuelle Freiheit steht auf dem Papier, und der Capitalismus sorgt dafür, daß sie dort stehen bleibt. Die Manchesterdoctrin versprach, die Entfaltung der individuellen Eigenthümlichkeiten zu begünstigen, zu fördern. In dem verheißenen Lande des Individualismus wird aber de facto aller Individualismus vom Capitalismus erstickt, erdrosselt. Will der minder Bemittelte z. B. sein Heim schmücken, so ist er gezwungen, greulichen Kram zusammenzukaufen. Schöne, künstlerisch ausgeführte Gegenstände könnten vielleicht auch zu billigen Preisen hergestellt werden; aber das Capital findet es zweckdienlicher, sie als Unica, nur für „die oberen Zehntausend" passend, zu erzeugen. Daher rührt die viel beklagte Geschmacklosigkeit der modernen Menschheit, die sich überall hin wie das üppigste Unkraut ausbreitet, wohin das Capital reicht. Nicht der Geschmack an und für sich ist im Verfall. Der Capitalismus ist's, der das Volk so gründlich ausbeutet, daß es nicht im Stande ist, geschmackvolle, schöne Dinge zu kaufen; der ihm statt solcher Waaren bietet: trostlos häßlich, gewissenlos schlecht, aber — billig. — Alles ist gegenwärtig uniform, fabriksmäßig: die Häuser, die Einrichtungsstücke vom größten bis zum kleinsten, die Wohnungen und deren Einrichtung, die Nahrung, die Lebensweise, die Kleidung. Und über dieser geschmacklosen, eintönigen, farblosen Oede schwebt wie ein Damaklesschwert die Unsicherheit in allen Lebensverhältnissen. Insbesondere ist die Lage des Arbeiters äußerst unsicher. Er kann, er will arbeiten, aber eines Tages „steht" die Fabrik. Er weiß nicht wie lange, er weiß nicht warum. Einflüsse sind im Spiel, über die er keine Macht hat. Das Capital hat sich verrechnet, in dem Verhältnisse zwischen Angebot und Nachfrage ist eine Störung, es ist „Ueberproduction" eingetreten. Die Production muß also beschränkt, in Folge dessen Arbeitspersonal und Arbeitszeit verringert werden, wenn nicht die Arbeitsstätten gar gänzlich gesperrt werden müssen. Nebst der Arbeiterbevölkerung wird dadurch aber auch der Mittelstand in arge Mitleidenschaft gezogen. Sein Waarenabsatz sinkt, damit auch seine Einnahmen. Es wurden zu viel Lebensbedürfnisse erzeugt, darum wird die Hauptmasse der Bevölkerung in noch höherem Grade ihrer Lebensbedürfnisse beraubt. Hiermit ist aber auch der Höhepunkt des Selbstwiderspruchs erreicht, hiermit documentirt der Capitalismus am schlagendsten seine Naturwidrigkeit.

Capitalistische Production und ständig drohende Arbeitslosigkeit verhalten sich wie Ursache und Wirkung. Die immer mehr anwachsenden Capitalmassen haben die Production mit Hochdruck in die Höhe getrieben, und das Capital späht nach immer neuen Märkten für seine Producte aus; denn die alten sind nur schwer noch zu behaupten. Neue Länder sind auf den Weltmarkt getreten, vor Allem Nordamerika; dieses Nordamerika, welches bestimmt zu sein scheint, das Verhängniß des altersschwachen Europa zu werden. Früher waren die Vereinigten Staaten der große, sichere Markt für die europäische Industrie, gegenwärtig aber sind sie in Folge einer einzig dastehenden Entwickelung der Technik und eines geradezu fabelhaften Unternehmungsgeistes ihrer Großcapitalisten in der Lage, selbst immense Waarenmassen nach fremden

Welttheilen senden zu können, mit der europäischen Industrie nicht nur zu concurriren, sondern sie zu verdrängen, zu ruiniren. Immer schwerer drückt Amerika auf die wirthschaftlichen Verhältnisse der gesammten Erde. Während die Staaten Europas sich durch den Militarismus langsam aber sicher zu Grunde richten, schreitet Amerika rastlos und mit steigender Energie zur wirthschaftlichen Eroberung der Welt. Die amerikanischen Unternehmungen gehen in's Riesenhafte, die amerikanischen Geschäftsleute arbeiten mit Milliarden. Ihre neueste Leistung: die Bildung der großen Schifffahrtsvereinigung, die den Verkehr zwischen Europa und Amerika zu einem Monopol der Milliardäre New Yorks und Chicagos zu machen droht, zeigt die Entwickelungslinie einer vielleicht sehr nahen Zukunft. Den Geschichtsforscher wird einst als eines der interessantesten Probleme unserer Zeit die Frage beschäftigen, wieso es möglich war, daß in dem Lande, in dem verfassungsgemäß der Volkswille alleinherrschend ist und die öffentliche Gewalt in den großen Massen ruht, der Capitalismus zur höchsten Macht gelangen konnte. Amerika wird immer mehr zum classischen Boden für die Vereinigungen des Großcapitals, die unter dem Namen von Trusts, Cartells und dergleichen die wirthschaftliche Ausbeutung der Bevölkerung schonungslos betreiben. Ein, zwei Jahrzehnte in dieser Weise fortgefahren, und mindestens der große Freistaat, wenn nicht die ganze übrige Welt wird vollständig von den Vanderbilt's, Morgan's, Carnegie's und dergleichen Leuten abhängig sein. Daß dieß keine Uebertreibung ist, ergiebt sich aus Folgendem. Der Schöpfer des erwähnten Schifffahrtstrusts, Pierpont Morgan, ist bereits mit einem zweiten Plan vor die Oeffentlichkeit getreten. Für den Schifffahrtstrust, der bekanntlich circa vierzig transatlantische Dampferlinien in ein einziges Unternehmen verschmelzen und auf diese Weise den ganzen Verkehr von Personen und Gütern zwischen Europa und Amerika monopolisiren soll, beabsichtigt Morgan, einen entsprechenden Sammelhafen an der westlichsten Spitze Frankreichs zu errichten, in dem sich dann der ganze Verkehr zwischen den beiden Erdtheilen concentriren müßte. Zu diesem Zweck will Morgan die Actien der französischen Westbahn aufkaufen, wodurch er die Leitung dieses Schienennetzes in seine Hand bekäme. Nachdem so diese Eingangspforte für den festländischen Verkehr dem Schifffahrtstrust gesichert wäre, will er die Baie D'Aber Brach an der Küste des am weitesten gegen Westen vorgeschobenen Departements Finisterre erwerben, knapp am Eingang des Canal La Manche. Die Herstellung eines colossalen Hafens daselbst ist nur eine Geldfrage, die bei Leuten vom Schlage Morgan's keine Rolle spielt. Mit dem Besitz eines solchen Hafens im Verein mit dem dort anschließenden Eisenbahnnetz, das die Weiterbeförderung in das Innere des Continents ermöglicht, hätte Amerika eine ganz in seiner Macht befindliche Eingangspforte für die Einfuhr seiner Exportartikel in Europa gewonnen. Da der Schifffahrtstrust die Macht haben wird, die Frachttarife nach eigenem Gutdünken zu bestimmen und so die bisherigen Preise zu unterbieten, steht der Ruin aller außerhalb des Trusts stehenden Schiffsgesellschaften bevor. Der Riesenhafen des Trusts mit seinen alles bisherige Maß überschreitenden Bauten für die größte Handelsflotte der Welt in den Händen der amerikanischen Geldmacht würde dann eine Art Bresche bilden, durch die Amerika seinen in neuerer Zeit aufgetauchten Traum, oder vielleicht besser gesagt, Plan von der Eroberung der alten Welt zu verwirklichen im Stande wäre.

Eine ähnliche Gefahr droht von Osten. Die Industrie Japans hat sich seit dem chinesischen Krieg rapid entwickelt und droht Europa vom ostasiatischen Markte ganz zu vertreiben. Mit Leichtigkeit haben sich die Japaner als altes Industrievolk die modernen Herstellungsmethoden angeeignet. Der Detailhandel geht immer mehr aus den Händen der Europäer in die der Japaner über, weil diese in Folge billigerer Lebensgewohnheiten sich mit einem kleineren Profit begnügen als der anspruchsvolle Europäer. Die großen japanischen Handelshäuser wollen schon seit Langem keine Bevormundung Seitens der Europäer mehr dulden. Nicht minder gefährlich ist die Industrie Indiens, die dort wegen der billigen Arbeitskräfte mit europäischen Capitalien begründet wurde. Dichter und dichter zieht sich also das Unwetter über der europäischen Industrie zusammen. Die Arbeitslosigkeit droht chronisch zu werden. Nicht nur die Lage des industriellen Arbeiters wird immer unsicherer, sondern auch die aller anderen Arbeiter, nicht zuletzt die des Bauers. Der Bauernhaushalt in der guten alten Zeit bildete eine ökonomische Einheit, die sich selbst genügte. Die Ausgaben in baarem Geld waren gering. Der Bauer kaufte nur wenig, brauchte daher auch nur wenig zu verkaufen. Fast Alles, was er und die Mitglieder seines Hausstandes benöthigten, stellten sie selbst her, und das Meiste, was der Hof lieferte, wurde zum eigenen Bedarf verwendet. Das Umgekehrte ist beim modernen Bauer der Fall. Sein Hof ist gewöhnlich hoch prioritirt, Renten und Steuern fordern viel Geld. Um solches zu bekommen, muß er verkaufen so viel als möglich. Was er für seinen Hausstand braucht, muß er selbst wieder kaufen, und da sucht er natürlich so billig als möglich zu kaufen. Auch der Bauer ist heute vom Weltmarkt abhängig, d. i. von capitalistischen Speculationen und Combinationen, auf die er keinen Einfluß hat; er ist mit hineingezogen in das verderbliche Fahrwasser internationaler Conjuncturen. Gefahren drohen mithin von allen Seiten. Die große sibirische Eisenbahn, die soeben durch die Anfügung des letzten Schienengliedes der mandschurischen Strecke vollendet wurde, wird ungeheure, größtentheils fruchtbare Landstriche der Cultur eröffnen. Ein sibirischer Meierei- oder Molkereibetrieb in großem Styl ist bereits in Thätigkeit. Die Grundlasten sind gering; freilich sind die Transportkosten gegenwärtig noch ziemlich hoch, so lange das ganze geplante sibirische Bahnnetz nicht ausgebaut ist. Welche Gefahren für die europäische Landwirthschaft die sibirische Bahn mit sich bringen wird, läßt sich derzeit noch nicht ermessen.

In demselben Maße, als das Capital neue Productionszweige, neue Völker, neue Weltgegenden sich erobert, in demselben Maße sieht es aber auch die Schwierigkeiten wachsen. Es wird immer schwieriger, Märkte zu finden, welche die von den unzähligen Fabriken erzeugten Waarenmassen umsetzen können. Der Weltmarkt ist überfüllt mit den Producten des Capitalismus und Verdauungsbeschwerden stellen sich bereits ein. Arbeitslosigkeit, Noth und Elend sind die nächsten Folgen, und man nähert sich bereits einer gewissen Grenze, die zu überschreiten physisch unmöglich ist. Die imperialistische Politik, die die großen Industriestaaten in den letzten Jahren immer mehr und mehr einschlagen; deren hartnäckiges und verzweifeltes Ringen, in allen fremden Erdtheilen festen Fuß zu fassen, ist als krampfhafter Ausbruch jener Krankheit anzusehen, welche die alte Gesellschaft zu vernichten droht. Erleichterung kann immer nur für kurze Zeit geschaffen werden; denn jeder neue Kunde, den man gewinnt, verwandelt sich gar bald in einen neuen Concurrenten.

Der Capitalismus hat während des Fortschreitens der materiellen Cultur verschiedene Phasen durchgemacht. Er begann damit, die Production zu vervielfachen, womit er gleichzeitig seine Existenzberechtigung erweisen wollte. In der freien, unbegrenzten Concurrenz erblickte man die Garantie gegen allen Mißbrauch. Die Producenten würden einander gegenseitig im Schach halten und die Preise in Folge dessen zum Nutzen der gesammten consumirenden Bevölkerung auf ein Minimum herabgesetzt werden — dies war das ökonomische Evangelium der Manchesterdoctrin, mit welchem der Capitalismus in's Leben trat. Die praktischen Capitalisten haben schon längst die freie Concurrenz außer Spiel gesetzt; ihr Streben ist darauf gerichtet, sich für den Profitverlust, den die Concurrenz mit sich bringt, schadlos zu halten. Sie

streben nach dem Monopol zurück, und in einer Branche nach der anderen wird das Monopol realisirt, fußend in der finanziellen Machtstellung der Monopolbesitzer. Nebst dem Hunger nach neuen Märkten macht sich die Tendenz geltend: zu monopolisiren, die Production einzuschränken, zu reguliren zum Vortheil des Capitals, um die Preise über die „natürliche" Preisgrenze in die Höhe schrauben zu können. Die Form hierfür sind die Ringe, Cartelle, Trusts. Durch diese wird die Abhängigkeit der Bevölkerung vom Capital immer tiefer und drückender. Gegenüber einem capitalistischen Ring in irgend einem Industriezweig bleibt der Kampf selbst der bestorganisirten Arbeiter um Verbesserung oder auch nur um Behauptung ihrer Lage hoffnungslos. Dies hat u. A. auch der amerikanische Stahlarbeiterstrike gezeigt. Ein „Ring" braucht nicht absoluter Alleinherrscher auf dem Markt zu sein, um factisch Alleinherrscher über die Waarenpreise zu sein. Es ist bekannt, daß die Petroleumpreise seit 1898 in steter Steigung sind. Der Grund hierfür sind weder vermehrte Nachfrage noch größere Productionskosten, sondern ausschließlich Abmachungen zwischen dem amerikanischen Petroleumtrust und dem russischen Petroleumsyndicat. Diese zwei Gesellschaften beherrschen gemeinsam den Weltmarkt trotz verschiedener kleiner Concurrenten. Sie schreiben vor, was wir bezahlen müssen, und es wird kaum möglich sein, ihre Macht zu brechen. Das Petroleummonopol ist das großartigste Beispiel capitalistischer Monopolisirung. Man kann einen Verbrauchsgegenstand nach dem anderen hernehmen, immer wird man finden, daß wir uns vollständig in den Klauen des Großcapitals befinden. Die Ringbildung schreitet in der alten Welt rasch vorwärts, und gleichzeitig haben die amerikanischen Trusts einen systematischen Eroberungskrieg gegen die asiatische und europäische Industrie begonnen. Der amerikanische Tabaktrust hat im Jahre 1901 in England, Irland, Japan, Rußland und Sachsen große Zigarrenfabriken aufgekauft mit dem Zweck, alle anderen Producenten zu Tode zu concurriren und dann den Consumenten in der ganzen Welt die Preise zu dictiren. Dem capitalistischen Monopol steht die Bevölkerung wehrlos gegenüber, sie muß sich die Ausbeutung gefallen lassen. Die Arbeiter können allerdings unter gegebenen Verhätnissen mit Hülfe der Organisation höhere Arbeitslöhne sich erzwingen, aber sie können das Capital nicht hindern, einen größeren oder kleineren Theil der Lohnerhöhung wieder auf sie zurückzuwälzen in ihrer Eigenschaft als Consumenten durch erhöhte Preise für die Waaren. In Amerika geht man mit Riesenschritten dem Moment entgegen, wo alle Concurrenz von Ringen erstickt sein wird, wo alle Waarenproduction in den Händen einiger wenigen Konsortien von Capitalisten oder Abenteurern sein wird. Wie in der Natur Amerikas Alles in's Große, Riesenhafte geht, so ist es dort auch mit den Werken der Menschen. Das moderne Wirthschaftssystem hat in Amerka seine vollendetste Ausbildung erhalten sowohl in technischer wie in socialer Beziehung. Amerika hat verhältnißmäßig das dichteste Eisenbahnnetz, die vollkommensten Maschinen; Dampf und Elektricität finden drüben die weiteste Ausnützung. Aber auch die Schattenseiten der neuen Zeit: die Anhäufung riesiger Capitalien in den Händen Weniger und die Monopolisirung ganzer Betriebe durch die Geldmagnaten, — treten nirgends so scharf zu Tage wie unter dem Sternenbanner. Nirgends gedeihen die Milliardäre so gut wie in dem Land der Freiheit, und nirgends wird mit Cartellen, Ringen und Trusts eine größere und schamlosere Ausbeutung des Publicums betrieben. Die Maßlosigkeit der Ausbeutung hat eine Gegenströmung wachgerufen, die nun auch ins politische Gebiet überschlägt. Die Demokraten wollen mit dem Ruf: „Nieder mit den Trusts und Ringen!" in den nächsten Wahlfeldzug eintreten. Das hat die herrschende Partei erschreckt, und Präsident Roosevelt in eigener Person ist ausgezogen, den drohenden Streich abzuwehren. Der Telegraph übermittelte Europa die jüngst von Roosevelt zur Vertheidigung der Trusts gehaltene Rede. Nach seiner Ansicht sind die von den Capitalsmächten geschlossenen wirthschaftlichen Vereinigungen ebenso nothwendig wie die Vereinigungen der Arbeiter. Er verlangt nur, daß die Ringe und Cartelle unter Staatsaufsicht gestellt werden. Durch diesen Vorschlag glaubt Roosevelt die wachsende Bewegung gegen die Trusts hemmen zu können, ohne seinen politischen Freunden, den Nutznießern und Arrangeuren der Trusts wehe zu thun. Käme in Amerika ein Cartellgesetz zu Stande, so wäre damit ein großer Schritt weiter auf jenem Wege gemacht, der den gegenwärtigen Staat unbewußt und ungewollt in den Zukunftsstaat hinüberleitet. Die Stifter und Theilnehmer der Ringe und Trusts sind natürlich über den Verdacht socialdemokratischer Gesinnung erhoben. Sieht man jedoch der Sache näher auf den Grund, so findet man in dem den Ringen zu Grunde liegenden Geschäftsprincip unzweifelhaft eine Idee verborgen, die der Organisation des Zukunftstaates entlehnt ist. Die Socialdemokraten wollen ja bekanntlich den freien Wettbewerb aufheben; es soll keine Concurrenz, keine Ueberproduction, keine Preisunterbietung mehr geben. Der Staat d. i. die Gesammtheit der Bürger soll die Menge und die Art der zu erzeugenden Güter und den Preis für dieselben bestimmen. Dieses socialdemokratische Programm sehen wir in den Ringen und Cartellen der Geldmagnaten durchgeführt: Vereinigen sich die Industriellen einer Branche, beispielsweise die der Eisenindustrie zu einem Cartell, so wird zunächst unter ihren Mitgliedern die Production aufgetheilt. Jedem Fabrikanten wird ein gewisses Quantum zugewiesen, über das hinaus er nicht produciren darf. Dadurch soll die Ueberproduction und das damit Hand in Hand gehende Fallen der Preise verhindert werden. Noch wirksamer wird letzteres Ziel dadurch erreicht, daß die Mitglieder des Cartells sich gegenseitig verpflichten, ihr Product nicht unter einem bestimmten Preis zu verkaufen. Da die Ringe sämmtliche leistungsfähige Betriebe der für den Massenconsum bestimmten Artikel umfassen, und, wie dies besonders in Amerika der Fall ist, durch hohe Zölle vor der Einfuhr aus dem Ausland geschützt sind, mithin also ohne Concurrenz dastehen, ist es klar, daß sie im Stande sind, die Preise zu dictiren. Der durch die Ringe geschaffene Zustand ähnelt also in vieler Beziehung jenem im socialdemokratischen Zukunftstaat. Der freie Wettbewerb, dieser Grund- und Eckstein der heutigen Wirthschaftsordnung, erscheint thatsächlich aufgehoben. Im Voraus wird das Quantum der Production bestimmt, im Voraus wird es unter den Mitgliedern aufgetheilt, im Voraus wird der Verkaufspreis der Waaren festgesetzt. In einer einzigen, freilich sehr wesentlichen Beziehung waltet ein Unterschied ob zwischen der durch die Cartelle geschaffenen Wirthschaftsordnung und jener im Zukunftstaate. Während letzterer die Monopolisirung der Production und des Vertriebes der Güter zum Nutzen der Allgemeinheit vornehmen will, fließt der große Gewinn aus den Ringen und Cartellen in die Taschen weniger Millionäre. Dazu kommt, daß, wenn der Staat die Menge der zu erzeugenden Güter und ihren Preis festsetzt, dies mit Rücksicht auf das Wohl aller in Betracht kommenden Volksclassen geschieht, während die zu Ringen und Cartellen vereinigten Fabrikanten begreiflicherweise nur das eigene Interesse im Auge haben und, da sie den Markt vollkommen beherrschen, auch den Preis nach Belieben dictiren können. So ist es gekommen, daß namentlich in Amerika die Ringe und Cartelle zum Werkzeuge einer in's Maßlose betriebenen Volksausbeutung geworden sind, wogegen sogar die wirthschaftliche Moral der Yankees sich aufbäumt. Präsident Roosevelt glaubt, die offen zu Tage liegenden Auswüchse der Ringe dadurch beseitigen zu können, daß er sie unter staatliche Aufsicht stellt. Ob er mit seinem Vorschlag den Demokraten den Wind aus den Segeln nehmen wird, ist angesichts der zarten Art, mit der

er die Vereinigungen der Großcapitalisten behandelt, sehr zu bezweifeln. Das Eine steht jedoch fest: beschließt der Congreß in Washington ein Gesetz, das die staatliche Aufsicht über Ringe und Cartelle in einem Umfang ausspricht, daß dadurch der Staatsgewalt auch auf die Festsetzung der Preise Einfluß eingeräumt wird, so wäre damit die gegenwärtige sociale Ordnung um ein gutes Stück weiter den Einrichtungen des Zukunftstaates näher gebracht. Die Ritter der Trusts und Cartelle als Pionniere des Zukunftstaates — welch' barocke, ja komische Erscheinung! — Die Gesetze der socialen Entwickelung entziehen sich eben aller Berechnung, und nicht selten geschieht es, daß sich die Dinge ganz anders gestalten, als man glaubte oder beabsichtigte. Mit der Bildung von Ringen ist die unbeschränkte Herrschaft des Capitals vollzogen. Hiermit dürfte aber auch der Capitalismus seine höchste Phase erreicht haben. Darüber hinaus ist wohl nur ein Schritt möglich: die Socialisirung der Ringe, der Uebergang zum Gesellschaftsbesitz. Dem Capitalismus geht es wie dem Zauberlehrling, der wohl die dunklen Mächte herbeirufen konnte — doch beschwören konnte er sie nicht.

„Herr, die Noth ist groß!
Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los. — —"

Zur Rassenfrage.

Von Karl Noetzel.

(Schluß.)

Was ich bis jetzt über die Culturrückständigkeit der farbigen Rasse sagte, bezog sich größtentheils auf die schwarze Rasse. An der Bildungsfähigkeit der gelben Völker kann nicht gezweifelt werden. Sie besitzen bekanntlich zum Theil eine noch weit ältere Cultur als die unserige. Ihre Geisteswissenschaften stehen vielfach auf einer solchen Höhe, daß z. B. der große Indologe Johannes v. Müller ruhig erklären konnte, zwischen einem indischen Gelehrten und einem europäischen Professor bestehe wohl kaum ein Unterschied in der Fülle des Wissens, ein solcher sei nur in der Art der Auffassung zu bemerken. Allerdings ist auch bei den höchst cultivirtesten Völkern Asiens die Bildung fast das ausschließliche Recht einer numerisch sehr geringen besonderen Kaste. Die großen Massen wurden dort Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch in Aberglauben und Unwissenheit gehalten. Nur in China soll von einer gewissen Allgemeinbildung geredet werden können. Ich bemerke bei dieser Gelegenheit gleich, daß bis jetzt noch bei uns in der Beurtheilung der farbigen Völker die größten Irrthümer gang und gäbe sind. Ganz abgesehen davon, daß China und Japan seit Jahrzehnten von gewisser Seite her systematisch verleumdet werden, fehlt es doch auch so noch fast durchgängig an jedem Verständniß für ihre völlig eigenartige Denkungsweise. Uns scheint es zweifellos, daß eine ganze Fülle jener Anschauungen und Bräuche, welche von europäischer Seite als krasser Aberglaube und grobe Unwissenheit bezeichnet werden, nur aus einem uralten, tiefen Symbolismus heraus zu erklären sind. Dafür spricht schon der Umstand, daß China von Seiten der wirklichen Chinaforscher die größte Verehrung genießt. Ein berühmter russischer Gelehrter, dazu noch geistlichen Standes, der lange in China gelebt hatte, pflegte als höchstes Lob Jemandes zu sagen: „Er denkt wahrhaftig chinesisch!" Von ihm rührt auch der durchaus nicht jeder Begründung entbehrende Ausspruch her, China habe schon seit dreitausend Jahren das, wonach wir Europäer bis jetzt noch vergeblich ringen, nämlich socialen Frieden. Es wäre auch hier daran zu erinnern, daß die ersten christlichen Missionare ruhig den chinesischen Ahnencult in den christlichen Ritus in China aufnahmen. Sicherlich könnte namentlich die Sociologie auf chinesischem Boden die interessantesten und befruchtendsten Studien vornehmen. Bis jetzt ist aber meist nicht von Seiten der Culturvölker die erforderliche Mühe und Gewissenhaftigkeit darauf verwandt worden, die Seele der alten Culturvölker zu erforschen. Unsere vergleichende Völkerpsychologie liegt noch in den Anfängen. Ihr kommt die hohe Aufgabe zu, uns culturhochmüthigen Europäern Verständniß und Achtung zu lehren vor fremdrassiger Denkungs- und Handlungsweise. Wie sehr es daran leider noch mangelt, beweisen weniger noch gewisse, schon oben berührte unglaubliche Brutalitäten während des Chinakrieges, wobei doch fast nur ungebildete Liniensoldaten in Betracht kamen, als meines Erachtens viel bezeichnender der billige Spott, mit dem z. B. selbst ein so feingeistiger und hochgebildeter Schriftsteller wie Pierre Loti über japanische Verhältnisse urtheilt. Da ist Alles bizarr, pittoresk, sonderbar und deßhalb lächerlich. Unwillkürlich denkt man mit Faust: „Wir sind gewöhnt, daß die Menschen verlachen, was sie nicht verstehen." Und dabei hat doch gerade Japan durch seine unvergleichliche Malerei die ganze europäische Kunstpflege derart befruchtet, um nicht zu sagen reformirt, daß man von der Kenntniß japanischer Kunst eine neue Aera europäischer Kunstauffassung datiren kann. Die Kunst ist aber nie von der Gesammtcultur zu trennen. Sie ist immer nur deren charakteristisches Merkmal.

Dieser Culturhochmuth des Mitteleuropäers, der stets im Voraus von der eigenen Ueberlegenheit überzeugt ist, und sein Garnichtverstehenwollen fremdrassiger Eigenart hemmen und erschweren auf das Widrigste durch unaufhörliche Animositäten die so natürliche Annäherung der alten Culturvölker an uns. Es liegt viel Unheilbrohendes in dieser bedauerlichen Thatsache. Ich will hier völlig bei Seite lassen sowohl die politische Gefahr durch die numerische Ueberlegenheit der gelben Rasse, als auch die wirthschaftliche als Folge der viel größeren Wohlfeilheit ihrer Arbeitskräfte, wiewohl das unerhört rasche Aufblühen der japanischen Industrie und das Ueberschwemmen Westamerikas mit chinesischen Arbeitern schon an sich recht bedrohliche Merkzeichen bilden. Ich habe hier zunächst nur im Auge die Gefahr, welche unserer europäisch-nordamerikanischen, auf christlicher Grundlage beruhenden, durch und durch lebensbejahenden, fortschrittsbewußten und fortschrittsfreudigen Weltanschauung droht von Seiten der gewaltigen, lebensverneinenden und lebensenergielähmenden Lehre des großen Buddha. Die Verführung von dorther war von jeher groß. Schuld daran ist nicht nur die sittliche Höhe des Buddhismus. Er kommt vor Allem dem tiefachenden Skepticismus entgegen, der gerade jetzt in der Luft liegt, nachdem ein Jahrhundert rastloser naturwissenschaftlicher Thätigkeit und unerhörter Entdeckungen und Erfindungen den großen Massen nicht die materiellen und geistigen Vortheile gebracht hat, die sie erhofft hatten. In solchen Zeiten eines moralischen Katzenjammers nach hohem Sternenfluge lockt die Lehre von Nirvana. So war es auch nach dem Hinsinken der Märzhoffnungen des tollen Jahres. Schopenhauer konnte erst damals zur Anerkennung und fast göttlichen Verehrung gelangen. Er war aber in seinem tiefsten Wesen Asiate. Nun mag ja in allerletzter Zeit Schopenhauer's Stern als Prophet — nicht als Denker und Stylist — am Erbleichen sein, aber noch wie vor leuchtet die Lehre des großen Gautama wie ferne Lohe der Götterdämmerung. Die vergangenen zwei Jahrhunderte hatten viel zu viel zu schaffen mit dem Forträumen des Schuttes unserer durch Jahrtausende hindurch anerzogenen Vorurtheile. Noch sind die Reinigungsarbeiten in vollem Gange. Aus seinem thörichten, aber süßgewohnten Traume geweckt, sieht der Mitteleuropäer sich plötzlich einem Nichts gegenüber, so lange er sich nämlich noch nicht die große Lehre der Weltentwickelungs-

gesetze zu eigen gemacht hat. Da winkt ihm von drüben her das selig-friedliche Antlitz des Buddha, des auf der Lotosblume Thronenden.

Ich meine natürlich nicht, daß eine beachtenswerthe Anzahl Europäer wirktich zur Lehre Buddha's übergehen wird. Daran ist wahl kaum zu denken. Eurapa ist dogmenmüde auf Jahrhunderte. Nur der Geist Asiens, der Geist der Lebensverneinung und der tiefen Ueberzeugung von der völligen Nutzlosigkeit alles menschlichen Wirkens, das ist die Gefahr, die uns van darther droht. In diesem Sinne währt lange schan in Eurapa der Kampf mit Asien. Das Schicksal unserer Cultur hängt von seinem Ausgange ab. Dieser Geist der Lebensverneinung, zu welchem eine höchste Geistescultur gelangen mußte, bezeichnet aber meines Erachtens den Endpunkt alles menschlichen Denkens, welches rein speculativ ist und der naturwissenschafttichen Grundlage entbehrt. Uns ward aber eine salche in der Lehre van der Eavlution. Sie allein hat unserem, in unbefriedigender Speculation zum Tade ermüdeten, eurapäischen Denken einen neuen, auf Jahrhunderte hinaus befruchtenden Weg gezeigt. Sie allein hat uns var dem Aufgehen in dem asiatischen Geist des Quietismus bewahrt. Ohne sie wären wir rettungslos dem graßen Buddha verfallen. Denn alles reine Denken führt zu ihm. Diese Nirvana-Verführung erschien uns gering im köstlichen Morgenroth der Aufklärungszeit; mit erdrückender Wucht droht sie uns jetzt, in der Götterdämmerung der Jahrhundertwende. Ich will indeß nicht verschweigen, daß gerade in den allerletzten Jahren der Geist der Evolution, des Wissenschafts- und Fartschrittsglaubens auf der ganzen Linie siegreich zu sein scheint und ein Stocken in seinem Vorwärtsmarsche nicht vorauszusehen ist. Ebensa wäre es ungerecht und kleinmüthig, wenn ich nicht zugeben wallte, daß die größere Gefahr in diesem Kampfe Asien und seinem Weltenbilde draht. Mehr noch! Ich behaupte, daß Asien sich blaß unter der Bedingung wird uns gegenüber behaupten können, daß es seinem, dem asiatischen, Geist ein für allemal abschwört.

Dieser asiatische Geist — wie schan aben bemerkt, meines Erachtens der Endpunkt alles rein speculativen Denkens — hat nach einer verhältnißmäßig kurzen Zeit unerhärter cultureller und politischer Blüthe die alten, einst als Weltwunder geltenden Culturstätten in unwirthbare Sandsteppen verwandelt. Verödet liegt das Land, wo Milch und Hanig floß. Einer Wüste gleicht Mesopatamien, das einst so herrliche. In tiefer Armuth, von gräßlichen Hungersnöthen und der furchtbaren Pest ständig bedraht, lebt der arme Hindu jetzt noch wie var dreitausend Jahren. Das unermeßtiche Indien, der alte Garten der Welt, wird von einer Hand vall Engländer stramm im Zaume gehalten. China, welches mehr als ein Drittel aller Erdbewahner sein nennt, wird bei lebendigem Leibe von uns zerschnitten. Centralasien, Persien, ja das durch das Dach der Welt so geschützte geheimnißvolle Tibet, sie alle beugen sich ohne Schwertstreich der Macht des weißen Zaren. Und die letzte Ursache dieser schier haffnungslasen palitischen und culturellen Ohnmacht Asiens? Einzig und allein sein tiefgehender, alle Fasern seines Volkslebens durchdringender Geist der Lebensverneinung. „Wie thöricht, für dieses kurze Dasein sich zu quälen und abzumühen!“ denkt der asiatische Weltweise. „Alles ist ja so werthlos. Wazu Canalisatian und Bodenbewässerung? Je früher alles Leben erstirbt, um so besser. Wozu Hygiene? Wer früher in das große Nichts eingehen soll, den halten wir nicht davon ab. Wazu Allgemeinbildung? Wissen würde den armen Mann nur unglücklicher machen und dann, was wissen wir überhaupt?“ Das wäre sa ungefähr das palitische Glaubensbekenntniß eines Asiaten. Es klingt verblüffend verwandt einzelnen müden Stimmen, die sich bei uns immer und immer wieder in der Abenddämmerung leise vernehmen lassen.

Wir Europäer wären entschieden zu demselben Resultate gelangt. Unser ebenfalls Asien entstammendes Christenthum besaß wie jede aufkommende Religian blaß sa lange Lebensenergie, als es sich darum handelte, die Massen der Ungläubigen zu gewinnen. Als dieses erreicht war, bildete sich jener asketische, schan fast völlig quietistische, mönchische Geist des Mittelalters, dem ein graßer Theil der antiken Geistescultur zum Opfer fiel, und der das Tempa der Geistesevolutian derartig verschleppte, daß Viele diese Zeit als eine Zeit völligen Stillstandes und Rückschrittes bezeichnen. Dies ist zwar insafern falsch, als sich die allerdings sehr schwache Unterströmung unwiderleglich nachweisen läßt, welche den Culturstram der Antike zu dem der Renaissanee hinüberführt. Ganz zweifeltos hätte auch die eurapäische Cultur im asiatischen Quietismus gemündet, und palitische Ohnmacht und physische Entkräftung wären das Resultat des Mittelalters gewesen, ohne die Rettungsthat der Renaissanee. Diese jedoch, eher heidnischen als christtichen Sinnes, bildete die erste bewußte Regung rein europäischen Geistes. Das ist aber der Geist der freien Kritik, des trotzigen Auflehnens gegen jeden Dogmenzwang und des Kampfes um die Indiaidualität. Dieser Geist ist von da an tratz der größten Gegenanstrengungen van Seiten der Kirche und des Staates immer siegreich gewesen. Die Zeit van seinem Aufblühen bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts brauchte er zum Einreißen aller anerzogenen dogmatischen Varurtheile. Das neunzehnte Jahrhundert sollte die Umsetzung der thearetischen Freiheitsbegriffe in die palitische Praxis bringen. Der Versuch mißglückte bis zu einem gewissen Grade. Schon drohte uns wiederum von drüben Nirvana. Da brachte uns die unermüdliche und von unerhörten Erfolgen gekrönte Arbeit der Naturwissenschaften eine neue, erlösende Gedankenrichtung: die Lehre van der Evolution. Nur wenn sie zum Siege gelangt, wird der Erdball unser werden. Ob Asien theilnehmen wird an dieser Welteroberung, wird bloß davon abhängen, ob es seinem Geiste abschwört und sich mit uns bekennt zum weltbeherrschenden Evatutiansgedanken.

Welche Imperative lehrt dieser kurze Hinweis auf die Völker Asiens? Ihre Eigenart muß als salche geachtet und erfarscht werden. Ersteres ist Sache der eurpäischen Erziehung. — der chinesische Krieg hat diese Lücke unserer Bildung stark hervortreten lassen — letzteres bildet die Aufgabe der Wissenschaft. In Hinsicht auf ihre unschätzbare palitische und culturelle Bedeutung müßte die völkerpsychalogische Untersuchung aufs Reichste staatlich unterstützt werden. Das bedeutere in jeder Hinsicht eine gute Capitalanlage; Kinder und Kindeskinder würden davan Nutzen haben. Die vergteichende Völkerpsychologie verspricht schon jetzt eine eminente Befruchtung sämmtlicher Geisteswissenschaften, namentlich der Saciologie. Auch auf der Schule müßte, vielleicht im Anschluß an den geographischen Unterricht, Nassenkunde wenigstens in ihren Umrissen gelehrt werden. Das sind die Lehren für unsere Offensive gegenüber Asien Unsere Defensive verlangt, daß wir uns widerstandsfähig machen gegen asiatische Geisteseinflüsse, var Allem gegen den Geist der Lebensverneinung. Wir erreichen das auf doppelte Weise. Zunächst, indem wir uns tüchtig mitten ins Leben hineinstellen und rastlos arbeiten an unserm kleinen Pasten, mit valler Hingabe zwar, aber ständig den Blick gerichtet auf die Allgemeinheit, indem wir uns fühlen als ein kleines Blättchen am gigantischen Baume menschlichen Zusammenlebens, als ein kleines Rädchen im Riesenwerke menschlichen Zusammenwirkens. Das ist die praktische Methode der Immunisirung gegen Asien. Theoretisch festigen wir uns gegen seine sanfte Verführung dadurch, daß wir mehr und mehr das Weltall beherrschende Evolutionsgesetz zu verstehen und uns aus ihm heraus das Weltbild zu erklären suchen.

Der Mensch muß darin Ausgangs- und Endpunkt sein. Im Gegensatz zu aller vergangenen, rein speculativen Denkungs-

weise rücken wir heute den Menschen in den Centralpunkt unserer Forschung. Nicht Welterkenntniß, sondern Menschenerkenntniß bilde das Hauptproblem unserer lebensbejahenden, fortschrittsfreudigen Generation. In diesem vorwärtsstrebenden Sinne werden wir uns nicht nur behaupten können gegen Asien. Nein! Asien wird uns unterliegen, wenn es nicht von uns Lebensbejahung lernt und deren Imperative: Hygiene und Allgemeinbildung. Das sind die unüberwindlichen Waffen unserer Cultur. Nur mit ihnen kann man uns widerstehen.

Hiermit sind auch die großen Linien gegeben für unsere Politik gegenüber den farbigen Völkern. Eroberungspolitik zu treiben, erlaubt uns nicht der Stand unserer sittlichen Erkenntniß. Jedes eigenartige Volk hat Anrecht auf seinen Platz unter der Sonne. Es könnte allerdings dieses Anrechts verlustig gehen, wenn es seine Unterthanen nicht vor Vergewaltigung unter einander schützen kann oder selbst solche an ihnen ausübt. In diesem Falle, aber auch nur in diesem, sind die Culturvölker nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet, den Bedrängten beizustehen und nöthigenfalls selbst die Verwaltung eines derartig sich als unmündig erweisenden Staates zu übernehmen. Statt auf Vertheidigung unseres Hauptsolidaritäts-Momentes, d. h. des Culturgedankens, bedacht zu sein, läßt man sich immer wieder nur bestimmen durch kleinliche gegenseitige Uebervortheilungen und wacht aufs Aengstlichste über die Wahrung des sogenannten Prestiges. Schlimmer noch offenbarte sich der Eintagsgeist europäischer Politik in der Burenfrage. Man übersah vollkommen, daß es sich hier von vornherein um ein Princip von höchster Bedeutung handelte, ob nämlich der Schwache einfach von dem Starken vergewaltigt werden darf. Geben wir das zu, so negiren wir unsere Gesammtcultur und schaffen einen Präcedenzfall für jede Rechtlosigkeit.

Das haben wir gethan, und damit ist das Ansehen der weißen Rasse auf das Schädigendste compromittirt worden. Man komme mir hier nicht mit Machiavelli. Der geniale Florentiner hatte doch bloß seine kleinlichen italienischen Duodezfürstenthümer im Auge, und ferner ließ er den Factor fast völlig aus seiner politischen Rechnung, welcher heute der allerwichtigste ist, nämlich das öffentliche Urtheil. Von einem solchen konnte damals kaum noch die Rede sein. Eben erst waren einzelne Elitegeister aus dem tiefen Geistesschlafe des Mittelalters erwacht und hatten sich auf sich selbst besonnen. Seitdem sind aber fast vier Jahrhunderte vergangen und selbst ein Fortschrittsleugner von Beruf kann nicht in Abrede stellen, daß sich eine öffentliche Meinung gebildet hat, mit welcher auch der absolutistischste Staat zu rechnen hat. Die Grundbegriffe von Recht und Unrecht stehen felsenfest in den großen Massen. Das beweist schon die spontane Parteinahme der gesammten Culturwelt für die vergewaltigten Buren. Giebt es nun aber eine öffentliche Meinung, so muß die große Politik am meisten mit ihr rechnen. Thut sie das nicht, so werden kommende Generationen dafür büßen müssen. Soviel über unsere politischen Beziehungen zu den farbigen Rassen. Sie sollen, wie gesagt, bestimmt sein durch Achtung ihrer Eigenart, das Bestreben, darin einzudringen und das ständig vorschwebende Endziel, sie zur Solidarität mit uns zu erziehen. Wie den Socialwissenschaften die überwiegend praktische Bedeutung zukam während des verflossenen Jahrhunderts, so werden in diesem Jahrhundert die völkerpsychologischen Forschungen an erster Stelle stehen müssen. Alle Voraussetzungen dazu sind erfüllt. Die Biologie lehrte uns trotz aller Rassenverschiedenheiten den Menschen als Einheit erfassen, nämlich als Höhepunkt der thierischen Entwickelung. Die Sociologie gab uns einen Einblick in die Gesetzmäßigkeiten menschlichen Zusammenlebens und -wirkens. Mehr und mehr begreifen wir das dem Begriffe Mensch immanente Solidaritätsmoment, und daß die natürliche Entwickelung auf dessen immer größere Bethätigung hinzielt. Von der kleinen Heerde bis zum modernen Riesenstaat hat die Evolution geführt. Sie zielt aber noch weiter. Sie erstrebt Solidarität aller Culturvölker in dem Besitze der Cultur, die ja ihrerseits nichts Anderes ist als die ererbte Summe aller Arbeit der Besten für Alle. Aber noch ein weiterer Imperativ liegt im Culturbesitze: Förderer und Verbreiter der Cultur sollen wir sein. Jede Culturarbeit zielt eben auf die Solidarität des Typus Mensch. Ich bin mit diesem Wege der Evolution durchaus einverstanden. Ich will die Solidarität aller Menschen, damit wir endlich daran denken können, uns den Erdball behaglich einzurichten, die feindlichen Naturgewalten unserem Dienste zu unterwerfen und vielleicht schließlich uns noch ein Stück des Himmelsgewölbes dazu zu erobern.

Literatur und Kunst.

Die moderne Frau.

Von Irma v. Troll-Borostyáni.

Noch in keiner Zeitepoche hat das Schlagwort „modern" eine so hohe Bedeutung und so großes Ansehen genossen wie in unserer Gegenwart. Nicht nur das Kleid, das man trägt, Styl und Art der Ausschmückung der Wohnräume, kurz, alle die Aeußerlichkeiten unseres Lebens sind modern oder das Gegentheil. Nein, heute sprechen wir auch von einer modernen Wissenschaft, von einer auf moderner Naturerkenntniß aufgebauten Weltanschauung, und in der Literatur und Kunst hat die „Moderne" sich zu einer bestimmten, scharfumgrenzten Richtung ausgestaltet. Und in dieser modernen Literatur spielt die moderne Frau eine hervorragende Rolle.

Was aber für ein Wesen ist es, die moderne Frau? Wie sieht sie aus, wie lebt sie, wie denkt und handelt sie, worin unterscheidet sie sich von unseren Großmüttern?

Schon in der äußeren Erscheinung tritt ein merkbarer Unterschied zu Tage zwischen der Frau von heute und dem weiblichen Typus, wie wir diesen vom Pinsel alter Meister auf der Leinwand festgehalten sehen. Unsere Damen, die gern den heilsamen Uebungen des Turnens und Schwimmens, dem Radfahren und Bergsteigen huldigen, sich in anmuthiger Beweglichkeit auf dem Tennisplatz tummeln, verzichten auf die unter der früheren sitzenden Lebensweise gediehenen, zur Ueppigkeit neigenden, rundlichen Formen. Der Sport gehört vielleicht zu den bedeutsamsten von allen Neuerungen, die in den letzten Jahren des eben verflossenen Säculums den weiblichen Allgemeintypus so gründlich verändert haben. Daher hat sich auch die weibliche Tracht vereinfacht. Die Körperbelastung der früheren Moden wäre höchst unbequem für die heutige Frau, die sich lebhaft bewegen und rasch ausschreiten will. Und nicht zufrieden mit den bisherigen Verbesserungen der Frauentracht in dieser Richtung, ist man noch emsig bestrebt, den Schnitt der Kleidung noch mehr zu vereinfachen, ihn dem Körperbau und der freien körperlichen Bewegung vollkommener anzupassen.

Auch das weibliche Erziehungs- und Unterrichtssystem hat eine gründliche Umwandlung erfahren. Die weiblichen Geisteskräfte werden vielseitiger und zu höherer Leistungsfähigkeit entwickelt als in früherer Zeit. Ausgezeichnete Lehrmethoden sind an die Stelle des früheren, recht beschränkten Mädchenunterrichts getreten. Und nicht nur diejenigen Mädchen, für die — als charakteristische Erscheinung unserer modernen Cultur — eine selbstständige Berufsthätigkeit in Aussicht genommen ist, werden für diesen durch vorzüglichen

Unterricht herangebildet, sondern im Allgemeinen gilt universelle Bildung als ein unerläßliches Erforderniß für die moderne Frau.

Gerade die Vielseitigkeit der Bildung birgt aber auch die Gefahr einer dilettantenhaften Oberflächlichkeit in sich, und es stellt sich als eine ernst zu berücksichtigende Aufgabe der Erziehung dar: daß zu Erlernende nicht zu einem mehr oder weniger nutzlosen Gedächtnißballast werden zu lassen, vielmehr im Gegentheil das eigene, selbstständige Denken und Urtheilen des Zöglings so zu entwickeln und zu schärfen, daß die erworbenen Kenntnisse nicht, wie es oft der Fall ist, als etwas rein Aeußerliches, Zufälliges zu Tage treten, sondern im Processe der geistigen, innerlichen Verarbeitung sich der seelischen Individualität assimiliren und so zu einem harmonischen Ganzen herausgestalten.

Da könnte es dann wohl geschehen, daß, wie ein französischer Schriftsteller kürzlich prophezeit, die Frauen zu Hüterinnen der menschlichen Cultur und ihrer edlen Ueberlieferungen, den Werken der Kunst und Dichtung werden. Da der Mann durch die Lebensbedingungen unserer Culturentwickelung immer mehr und mehr zu einem Lohnarbeiter werde, der in seinem Geschäft und Erwerbe völlig aufgeht und dem kaum Zeit bleibt, an die Künste, an Literatur zu denken, von Allem zu naschen, was des Lebens Schmuck und Freude ausmacht, so werde es das kostbare Anrecht der Frauen werden, über die Poesie, über das Ideal Vormundschaft zu pflegen und es zu verhindern, daß das Vermächtniß großer Künstler herrenloses Gut werde.

Um die Frauen zur Uebernahme dieser Rolle zu befähigen, ist es vor allem nothwendig, im jungen Mädchen den eigenen Wissenstrieb zu wecken, den Drang, zu lernen und Kenntnisse zu erwecken, nicht bloß aus Gehorsam oder aus Eitelkeit, um zu glänzen und Lob und Anerkennung zu ernten, sondern aus Liebe zur geistigen Arbeit und aus Freude am Wissen selbst. Dann wird es nicht vorkommen, was leider so oft geschieht, daß junge Frauen, kaum Gattin geworden, ihre Bücher, ihre Pinsel, ihr Clavier keines Blickes mehr würdigen, gleichsam berauscht von ihrer neuen Stellung, der Opfer vergessen, die ihre Eltern gebracht haben, um ihnen die Mittel zu geistigem Genusse, für die Zukunft aber vielleicht sogar Erwerbsquellen zu verschaffen. Die Neuvermählte bedenkt nicht, daß die folgenden Jahre nicht den Honigmonden ihrer Ehe gleichen werden, daß der Drang der Geschäfte, der Theilnahme am öffentlichen Leben, das Geizen nach Erwerb und Ehre den treuen Gefährten ihres rosigen Stilllebens allzubald von ihrer Seite reißen werden und daß dann die Trauerstunden einsamer Verlassenheit beginnen, deren Leere nur diejenige Frau tröstend zu beleben vermag, welcher die Kunst nicht verloren ging, sich nützlich und angenehm zu beschäftigen. Rasch greift der Rost träger Unthätigkeit um sich, und nur den Beharrlichen wird es gelingen, ihn wieder zu entfernen. Wie schwer ist es schon, auf den Punkt wieder zurückzukommen, von dem man früher ausgegangen ist! Die Kenntniß fremder Sprachen und das mühsam erworbene Wissen in den anderen Fächern geistiger Ausbildung wurden theilweise verloren. Die Hand, die früher kunstgewandt ein freundliches Bild, eine ansprechende Zeichnung auf dem Papier und der Leinwand zu entwerfen verstanden, ist ungewohnt der Führung des Pinsels und der Bleifeder, und dem Auge sind die Dimensionen des künstlerischen Kennerblickes entfremdet. Die Stimme, die ein gefälliges Lied zu ausdrucksvollem Vortrag brachte, hat ihren Schmelz und ihre Biegsamkeit verloren. Die Finger, die einst die Schätze der Tondichtung mit musikalischem Verständniß und sicherer Technik auf dem Clavier oder auf der Violine auszuführen wußten, sind steif und schwerfällig geworden. Welche Verluste sind da wieder gut zu machen!

Da kann es nicht Wunder nehmen, wenn sie davor zurückschreckt, sich die unsägliche Mühe neuer Studien zu geben, um nur das Verlorene wieder zurück zu erlangen. Für wen sollte sie, ihrer Ansicht nach, diese Arbeit sich aufbürden? Für einen Gatten, der seine Zeit so wenig zu Hause verbringt? Ehedem wurde sie doch wenigstens durch das Lob zärtlicher Eltern und eifriger Lehrer aufgemuntert: jetzt würden ihre Anstrengungen nicht einmal mit einem Worte der Anerkennung gelohnt werden. Auch sieht sie gar wohl ein, daß sie, um wirklich Tüchtiges zu leisten, noch gar viel arbeiten und lernen müßte. So schließt sie denn mißmuthig den Flügel zu, sperrt ihre Materialien zum Zeichnen oder Malen in den ersten besten Schrank, räumt sich ihre vom Regal herabgeholten Bücher aus den Augen und verläßt das Haus, um Gesellschaft aufzusuchen, und sei es die platteste, alltäglichste — um sich zu zerstreuen.

Sollte nun gar in einigen Jahren materielles Unglück sie heimsuchen, so ist sie ohne Waffen gegen sich selbst, ohne Hilfsquellen, um sich und ihre Kinder vor Elend zu schützen, wenn nicht die Mutterliebe, dieser allgewaltige Trieb, die selbst ein schwaches Weib oftmals zur Heldin stempelt, ihrer Seele die entschwundene Thatkraft verleiht. Es giebt Beispiele, wie Studien wieder begonnen wurden in einem Alter, wo sie am allerschwierigsten sind. Es giebt Mütter, die, um ihre Kinder vor Mangel und Noth zu bewahren, sich wieder auf die Schulbank setzten, die Arbeiten ihrer Jugendjahre von Neuem aufnahmen und sich dann öffentlichen Prüfungen unterwarfen, um das Recht zu erlangen, den Kindern anderer Leute Unterricht zu ertheilen, damit sie die eigenen kleiden und ernähren konnten.

Um wie Vieles leichter würde den Frauen, über welche ein solches Unglück hereinbricht — und wer ist sicher, daß ihm solches nicht widerfahren könne? — ihre Aufgabe gemacht, wenn die Mädchen in ihrer frühesten Erziehung schon gelehrt würden, in der Arbeit nicht eine lästige Fessel, in den schönen Künsten und sonstigen Wissenszweigen nicht einen müßigen Zeitvertreib oder ein Beförderungsmittel ihrer Gefallsucht zu erblicken, sondern in der Bildung des Geistes einen dem Leben Werth und Freude verleihenden Schatz und oftmals einen starken Schild gegen hereinbrechende Schläge eines unglücklichen Schicksals zu erkennen.

Zu keiner früheren Zeit waren die Frauen intelligenter als heute. Nie hat man so viel für ihren Unterricht, ihre Erziehung geleistet. Ueberall in Europa und Amerika haben sie die besten Lehrer und genießen die besten Lehrmethoden. Gleichzeitig mit der durch die allgemeine Erhöhung ihres Bildungsniveaus mächtig vorschreitenden Entwickelung ihrer früher mehr oder minder brachliegenden Geisteskräfte und mit der in unserer Zeit sich stetig mehrenden Eröffnung selbstständiger Berufsthätigkeiten der Frauen erhob sich immer lauter und dringender die Forderung der Freiheit der Persönlichkeit, der vollen Entwickelung und des Auslebens des Individuums. Diese Forderung ist zu einem Stich- und Schlagwort unserer Culturepoche und insbesondere der „modernen Frau“ geworden. Manche Mißdeutung muß es sich gefallen lassen, in mancher Verirrung und Entstellung tritt es theoretisch und praktisch zu Tage. Aber die neue Generation wird sich daran gewöhnen müssen, im socialen Leben der vollen, freien Bethätigung der weiblichen Individualitäten immer häufiger zu begegnen und ihr denselben Spielraum zu gewähren, wie sie bisher nur dem männlichen Geschlechte eingeräumte. Das lebhafte Schönheitsgefühl der Frauen, ich möchte es ihren ästhetischen Takt nennen, in Verbindung mit der so mächtig vorwärts schreitenden allgemeinen Geistesbildung des weiblichen Geschlechtes, wird die Frauen befähigen, die Vollentwickelung der Persönlichkeit, das freie Ausleben der individuellen Eigenart zu einem harmonischen Zusammenklang der Kräfte des Geistes und des Herzens zu führen und hierdurch ein neues, ein höheres, schöneres, freieres Lebensideal zu schaffen, daß den Rohstoff menschlicher — allzu menschlicher — Instincte und Naturtriebe veredelnd, die Menschheit

zu einer höheren Stufe geistig sittlicher Culturentwickelung emporhebt. Und so würde die moderne Frau nicht nur die leibliche, sondern auch die geistige Mutter eines daseinsfreudigeren und daseinswürdigeren Geschlechts, als die Vergangenheit und Gegenwart gekannt hat.

Das sogenannte Shylock-Problem.

Von R. Bartolomäus.

Luther giebt drei Regeln für Uebersetzung (allerdings zunächst der Bibel) an; er sagt (Matthesius, Luther's Leben 15. Predigt), es gehöre dazu:

1. ein recht fromm, treu, fleißig, furchtsam, christlich, gelehrt, erfahren und geübt Herz,
2. gute und förnige Worte,
3. fleißiges Merken auf die Eigenschaften der Wörter und dieser Sprache Art und Weise zu reden.

Trotz dieser weisen Regeln vor fast 400 Jahren wird sehr viel, selbst mit ungenügender Sprachkenntniß übersetzt, so daß man in der Uebersetzung wie über steiniges Feld läuft und es im Urtext leichter gehabt hätte, z. B. die Uebersetzung von Tolstoi, Anna Karenina (Hans Moser, Reclam), die von Ungenauigkeiten wimmelt:

I, 8: Zwillingsbruder statt Halbbruder,
I, 9: Tante (tioschtscha) statt Schwiegermutter,

auch von Sinnwidrigkeiten, wie an der Stelle, wo die Heldin ihrem Geliebten ihre Lage mittheilt und der Uebersetzer durch die Milderung des Ausdrucks die ganze Beziehung verändert.

Trotz dieser weisen Regeln, — vielleicht auf Grund ihrer, hat Luther seine Bibelübersetzung so angefertigt, daß sie ein ganz unrichtiges Bild von dem eigentlichen Texte, wenn auch ein richtiges von seiner eigenen Auffassung darüber, wiedergiebt. Trotz dieser weisen Regeln, vielleicht auf Grund ihrer, sind lange Zeit die Alterthumskundigen an die Uebersetzungen der antiken Classiker, und überhaupt die Darstellung des griechischen und römischen Alterthums herangegangen. Sie hatten ein Bild von diesem Alterthum und, was nach ihrer Ansicht diesem Bilde widersprach, das sahen sie nicht und ließen es Niemand sehen.

Andererseits verlangt eine Uebersetzung im eigentlichen Sinne soviel vereinigte Kenntniß, nicht nur vom Uebersetzer, sondern auch vom Leser, daß sie darauf verzichten müßte, die Urschrift bekannt, verbreitet zu machen. Sie würde stets nur auf den Kreis derer beschränkt bleiben, die mit den Zuständen und der Sprache des fremden Volkes so vertraut wären, daß sie wohl im Stande sind, auch das Original zu lesen. Gerade die ungenauen, die Uebersetzungen aus in die Sache hineingetragenen Anschauungen, haben das Meiste gethan, die Haupterscheinungen aller Zeiten bekannt, ja volksthümlich zu machen, Luther's Bibelübersetzung, Voß' Homerübersetzung, Schlegel's Uebersetzung von Shakespeare*) und Calderon.

Aesthetische Auseinandersetzungen aber über die Absicht der Verfasser sollte man freilich an solche Uebersetzungen niemals knüpfen, sondern allein an die Urschrift und die Verhältnisse zur Zeit ihrer Abfassung.

Vielleicht ist dies nirgends so wichtig wie bei Beurtheilung von Lustspielen, denn, wenn schon das, was den Menschen groß und erhaben geschienen hat, — vom Besitze eines sichertreffenden Bogens bis zum Besitze einer jugendlich-pessimistischen Lebensauffassung, — im Laufe der Jahrhunderte gewechselt hat, so ist noch viel mehr das, womit sie sich belustigen, verschieden gewesen.

Gewiß hat es Zeiten gegeben, wo ein gewisses Geräusch, kräftig und unvermuthet eintretend, auch an königlicher Tafel allgemeine Heiterkeit ganz unbefangen verbreitete, — diese Zeiten mögen lange vorüber sein. Aber noch zu Shakespeare's Zeit war, wie seine Lustspiele beweisen, manches erheiternd, was jetzt, in derselben Gesellschaftsumgebung, unanständig erscheint, witzig, was dort fade, so daß Lord Byron sagen durfte, es sei eine Schande, daß diese Lustspiele überhaupt noch aufgeführt würden, eine Schande nämlich für die Schauspieler, die sie aufführten, für das Publicum, das sie anhöre, für die Dichter, die keine besseren zu machen verständen.

Die Shakespearekritik freilich, wenigstens die deutsche Shakespearekritik, auf die formvollendete Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung gestützt, übersieht oft diese Dinge, denn in diesem heiliggewordenen Original sind alle solche Dinge beseitigt oder besänftigt.

Es muß dann immer auf's Neue hingewiesen werden, daß die Lustspiele Shakespeare's eben völlig Kinder ihrer Zeit sind, nicht zum wenigsten aber der „Kaufmann von Venedig", verfaßt gegen 1594.

Es ist sehr bezeichnend, daß es Deutschland ist, in dem schon 1611 der „Fremde aus Südosten" (Shylock-Scilocca-Scirocca) als der Held dieses Stückes aufgefaßt wurde, und noch heutzutage begegnet man der Ansicht, Shylock sei der „Kaufmann von Venedig." In der deutschen Schauspielkunst ist denn auch aus der gratesken Lustspielfigur jener tragische Held herausgewachsen, jener Vorläufer „Nathans", der noch immer sich des Rufes erfreut, der „Schöpfung des Dramatikers liege ein tiefer Ernst zu Grunde", das „Ganze sei kein bedeutungsloses Lustspiel", stehe mit den Ideen der Faust- und Hamlettragödie auf denselben tragischen Grundlagen.

Eine einfache Betrachtung des Textes wird das Gegentheil zeigen.

Daß man Juden und ihr angebliches Wesen zum Gegenstande der Belustigung, besonders possenhafter Belustigung litterarisch verwerthet hat, ist seit Horaz nicht unbekannt. Daß man aber auch ihren Kummer, ihre Noth zum Gegenstande allgemeiner Belustigung verwerthen konnte, war zu Shakespeare's Zeit ebenso wenig unbekannt, jener Zeit, die dem Glauben an religiöse und sittliche Verdienstlichkeit der Vernichtung Andersgläubiger noch sehr nahe, ja noch mitten in diesem Glauben stand.

Jene Zeit amüsirte sich überhaupt gern mit dem Elend der Mitmenschen und gestand dies offen ein. Anna Marie von Montpensier, Tochter Gastan's von Orleans, Sohnes Heinrich IV. von Frankreich († 1697) hat Memoiren hinterlassen, authentische Memoiren, die getreu und wahrhaft das Leben am Hofe Ludwig XIV., ihres Vetters, wiedergeben, also des Hofes, der als der gebildetste in ganz Europa, als das Muster eines vornehmen Fürstenhofes jener Zeit, — also noch um etwa 50 Jahre später als Shakespeare — angesehen wurde und es auch war, und was man dort für anständig und für belustigend hielt.

Sie erzählt, sie hätte sich in einem Kloster aufgehalten, wo die Nonnen ihr gezeigt hätten:

> une folle enfermée dans un cachot, où il y avait une fenêtre d'où l'on ne lui pouvait voir que la tête. Cette pauvre créature était tout nue, et après qu'elles eurent en quelque temps le plaisir de son extravagance, pour me divertir elles vinrent m'avertir —je pris ma course vers ce cachot et n'en sortis que pour souper (I, 22).

Ferner (I, 22)

> Madame de Fontevrault me régala ce jour-là d'une seconde folle.

*) Die Ausgabe der Bibliographischen Anstalt (A. Warschauer) ist voll grober Druckfehler, Auslassungen, Fehler.

Von der Königin Christine von Schweden erzählt sie (III, 60. 76), bei Gelegenheit ihres Besuches in Fontainebleau:

elle juroit Dieu, se conchait dans la chaise, jettait ses jambes d'un côté et de l'autre, les passoit sur les bras de la chaise — trouva abominable d'avoir des enfans.

Auch Ludwig XIV. (II, 170), der surpassa (V. 36) en bonne grâce tout ce qu'il y a de gens au monde,

Eut une coriosité ce fut aller voir une possédée.

Auf einem Hoffeste (IV. 123) zu Lyon

le comte de Guiche — faisant semblant de non pas connaître, tirailla fort Monsieur (des Königs Bruder) dans la danse et lui donna de coups de pied au col,

worüber am nächsten Tage Anna von Oesterreich, die Königin Wittwe, (IV. 137) meint:

vous fûtes bien heureux hier de n'avoir pas eu des coups de pied au cul.

Ein anderes Mal (IV. 234) belustigt sich der Hof,

avoir fait venir un âne et un ours dans une cour, afin que nous en vissions le combat.

Sie selbst erzählt von der letzten Krankheit (Krebs) der Wittwe Ludwig XIII. (V. 179):

pour moi, lorsque je venois de la voir panser, je ne pouvois manger,

daher denn auch (VI, 269) der Sohn der Kranken (Herzog von Orleans)

tira une boite — et me dit „sentez, je l'ai tenue deux heures sous le nez de la Reine, comme elle se monroit“ — je ne voulus plus sentir.

Ludwig XIV. Frau (VI, 158) geht

voie la Sinagogue et y fit danser les Juifs,

zu ähnlicher Belustigung, wie noch im Jahre 1806 der Kreisdirector Hoffstetten in' Beigen bei staatlichen Verkäufen kirchlicher Geräthe Juden Meßgewändee umhängte und sie zum Vergnügen der Anwesenden mit einem Rohr durch die Zimmer jagte (Frh. von Hormayr, A. Hofer I, S. 178).

Einen eben solchen Tanz, zum Plaisir des hochgeehrten Publicums, läßt Shakespeare im „Kaufmann von Venedig“ vor sich gehen.

Juden sind aus England von 1290 bis 1654 verbannt gewesen, so daß die Engländer Shakespeare's Juden nur aus Büchern, aus Kirchenvorträgen, aus Reisen oder Erzählungen von Reisenden kannten. Der dankbare Stoff findet sich daher auch nur einmal, eben im „Kaufmann von Venedig“, bei ihm verwendet, auch diesmal mit südländischer Umgebung.

Seinem Publicum konnte Shakespeare als tragischen Helden wohl einen „Mohr“ anbieten, nimmermehr einen Juden; selbst in „Antonius und Kleopatra“ hat er auf die Gelegenheit verzichten müssen. Seine Nation hätte ihn sonst nicht verstanden, wie Goethe (zu Eckermann am 31. Januar 1827) sagt.

Freilich klingen auch bei Shakespeare romanische Auffassungen (Boccaccio, decamerone I, 2. 3) nach, also von Leuten, die mit den Juden jener Zeit zusammenlebten, und überhaupt hat seine Dichterseele sich zu einfacher Schmähung nicht herabgelassen, sondern auch hier über das Gewöhnliche hinausgehoben, was sie berührte. Aber trotz Allem kann kein Zweifel sein, daß Shylock eine komische Figur sein soll, eine komische Figur, die durch ihr Leiden belustigen soll, wie etwa Lamachos in Aristophanes' Acharneen (v. 1094 ff.) oder Sokrates in den „Wolken“, eine Figur, die durch den Contrast mit ihrer Umgebung komisch wirken soll.

Nicht umsonst schon deßhalb treten zuerst all' diese vornehm gesinnten, namentlich im Punkte des Besitzens, Venetianer und Venetianerinnen auf. Sie führen in die Umgebung hinein, in die dieser nur auf das Geschäft und Geldmachen versessene Plebejer gestellt ist, damit ja Alle, denen es noch zweifelhaft sein könnte, wissen, was er „vor Einer is“, Einer, der

will buy with you, deal with you, walk with you,
talk with you and
so following, but not eat with you, drink with you,
nor pray with you (I, 3),

einen richtigen Pharisäer, der „Venedigs fürstlichen Kaufmann“, für einen

fawning publican (I, 3)

ausgiebt, was mit „falschem Zöllner“ unendlich matt übersetzt ist, ein Geschäftsmann, der meint

thrift is blessing, if men steal it not (I, 3),

woher er auch komme, und der auch sicher ist, daß seine Kunden, in ihrer noblen Sorglosigkeit, auf das Pfund Fleisch sich

in a merry sport (I, 3)

verpflichten werden, wobei Antonio meint, er wolle wohl ein Christ werden:

he grows kind.

Am Ende des 1. Acts steht die Sache so, daß Jeder den Leichtsinnigen bedauern muß, der sich mit dem Menschen einließ, von dem er weiß, daß er ihn haßt,

for he is a Christian,
and more for that in low simplicity
he lends out money gratis,

und, weil er ihn

calls mis believer, cut-throat dog
and spit upoe his jewish gaberdine.

Das Anspeien der Juden und ihres Borts war den Theaterbesuchern Shakespeare's nicht die Gemeinheit, als die es uns erscheint, sondern die ganz gebührliche Behandlung, wie noch in den siebziger Jahren manchen Polen im Osten Deutschlands; von einer Absicht, Mitleid mit Shylock zu erregen, kann in dieser Darstellung also nicht die Rede sein.

Nicht im Mindesten hielt also ein solcher Zuhörer, somit auch der Dichter, das Verfahren Shylock's für gerechtfertigt, sondern für eine verruchte Machination, die „doppelte Bestrafung meritirte“, um mit Friedrich II. zu reden.

Diese doppelte Bestrafung läßt denn auch nicht lange auf sich warten. Nicht nur verläßt Launcelot (II, 2) seinen Herrn, für uns ganz grundlos, denn er ist eben nicht

famished in his service,

und zieht Bassanio's Dienst vor. Auch die Tochter des Christenfeindes (II, 3) sagt sich zu ihrem höheren Gewinne von ihm, dessen „Haus die Hölle“ ist, los, denn sie ist zwar

a daughter of his blood,
but not to his manners,

und will ihre Seelenpein damit beenden, daß sie Christin wird. Einstweilen befreit sie, — den Zuschauern damaliger Zeit zum herrlichen Spaße, — ihren Vater (II, 4) von dem Ergebniß seiner verhaßten Arbeit, Gold und Juwelen, vergoldet sich (II, 6) mit noch mehr Ducaten, und steuert so dem Himmel zu, zieht auch den Beraubten noch mit dort hinauf

for his gentle daughters sake.

Uns würde dieser Vorgang nur in einer ganz ordinären Posse genießbar sein.

Die Haltung Launcelot's gegenüber Shylock soll die Zuschauer belustigen und ebenso, als dieser seiner verrätherischen Tochter aufträgt, in seiner Abwesenheit das Haus wohl zu verwahren, soll es die Bedenken der Zuschauer beseitigen, wenn Shylock zuvor erklärt, er gehe nicht zu Bassanio um einer Freundschaft willen, sondern

> in hate, to feed upon
> The prodigal Christian.

Uebrigens konnte nur ein Engländer jener Zeit, der die Sitten der Juden nicht kannte, glauben, sie hätten an christlichen Festessen theilgenommen.

Nicht weniger soll es dem Amüsement der Zuschauer dienen, — nicht minder als dem der Straßenjungen von Venedig, die hinter ihm herlaufen und ihm nachmachen, — wenn er, immer umsichtig, um seine Ducaten und um seine Tochter schreit. Zunächst amüsiren sich die Mitspieler (II, 8) selbst darüber, dann foppen sie den Betrogenen (III, 1) selbst, den Teufel

> in the likeness of a Jew,

was er Neues vom (1587—91 erbauten) Rialto wisse, obwohl sie sehen, daß er seine Tochter sucht, und kennen den

> tailor, that made the wings she flew withal,

obwohl — das charakteristische Wortspiel läßt Schlegel unübersetzt — er wissen muß,

> ihre Natur sei es, die Flucht zu ergreifen.
> Shylock: Dafür ist sie verflucht!,

und auf die so verständliche Klage, daß sein eigenes Blut und Fleisch sich empöre, antworten sie ihm

> Pfui damit! altes Aas! (Schlegel: altes Fell) empört
> es sich bei diesen Jahren!

was er natürlich ernsthaft erklärt, worauf sie ihn fragen, ob er wirklich auf seinem Schein bestehen wolle.

Hierauf (III, 1) kommt dann die berühmte Stelle, in der er auseinandersetzt, weßhalb er Antonio hasse, der ihn geschädigt, weil er ein Jude sei,

> has not a Jew eyes? — if you poison us, do we not die?,

mit dem Ausfall auf den Gegensatz der Lebensübung sog. Christen mit ihren Religionsgrundsätzen,

> the villany you teach me I will execute.

Hier soll Shylock, wollen die Erklärer, — eine richtige „Kartoffel" in „silberner Schale Shakespeare's", wie Goethe zu Eckermann (25. December 1826) sagt, — seiner Zeit vorausdenken, den Aberwitz in der Mißhandlung seiner Glaubensgenossen aufdecken und empfinden.

Das ist gewiß ganz unrichtig.

Shakespeare hat auch durch die Rede seines ersten Bürgers im „Coriolan" (I, 1) nicht beabsichtigt, die Unrechtmäßigkeit von Adelsvorrechten darzuthun. So gewiß wie die Bürgerlichen seiner Zuhörer über diese Ausführungen gelacht haben, so hat sich der Adel darunter nicht im Mindesten verletzt oder rechts gestört gefühlt. Diese Dinge steckten damals ebenso tief in der Volksüberzeugung, wie die Berechtigung der Minderachtung der Juden. Die Gründe, welche Shylock vorführt, sind daher wahrscheinlich mit Absicht so wenig tief und höchst oberflächlich, namentlich ganz außerhalb des religiösen Gebietes, gewählt, daß die Zuhörer jener Zeit gewiß nicht im Mindesten von ihm überhaupt aber auch in ihrer Ueberzeugung wankend gemacht sind; diese Gründe kannte sich Jeder von ihnen selbst anführen.

Derartige Gedanken konnten Shakespeare nur aus der Seele der Neuzeit eingelegt werden, seit Lessing, Schiller. Shakespeare steht völlig in und auf dem Boden seiner Zeit. In Nichts ist irgend eine Unzufriedenheit mit deren Zuständen zu bemerken. Selbst wenn er thatsächlich zum „Hamlet" durch die Schicksale des Grafen Essex (Hermann Conrad in Preuß. Jahrbüchern. Bd. 81, S. 58 ff.) im Hause seines Stiefvaters Grafen Leicester beeinflußt war, so sind auch dort Persönlichkeiten, nicht Zustände getroffen.

„Kräftig motivirt" (Arthur Bruns in Preuß. Jahrbücher, Bd. 83, S. 416) mag der Haß Shylock's sein, aber nicht tragisch, sondern für die Zwecke seines Lustspiels, nicht als Vertreters einer rechtswidrig geknechteten Rasse, sondern für das Begriffsvermögen der damaligen Zuhörer, dem seine Rasse mit vollem Recht geknechtet erschien:

In unserer Zeit freilich findet man selbst in

> „I am weary of this moon"

(Midsummernights dream V, 1) Anspielungen auf die Königin Elisabeth in ihrem Alter (Gegenwart 1885, S. 26 ff.)

An Reflexionen, wie denen Shylock's, erfreute sich die damalige Zeit. Deßhalb sind Shakespeare's Stücke, bis zum Uebermaß, voll von ihnen, wie von Wortspielen.

Wäre aber Shakespeare wirklich hier ein Vorgänger Lessing's gewesen, dann hätte er nicht — natürlich for merry making — auf diese Aeußerungen Shylock's das Gespräch mit seinem Freund Tubal unmittelbar folgen lassen, dem nur er und der Teufel

> can be matched, —

ein Gespräch, in dem — natürlich for merry making — die ganze Gemeinheit dieser Leute zu Tage tritt.

> I would, my Daughter were dead at my feet and the jewels in her ear, —

eine Caricatur, denn die jüdische Denkweise gerade hier hat Shakespeare nicht getroffen, viel besser Walter Scott im „Ivanhoe" (Chap. 22) — und von der dann die Hauptperson mit Recht über sich sagen kann:

> Thou call'ds me dog, before thou hadst a cause:
> But, sinces am a dog, beware my fangs! (III, 3).

Für Alle, die jetzt noch zweifeln, daß er auf Erfüllung seines Scheines bestehen werde, giebt Shylock an, daß er einen Eid geschworen habe, ihn zur Erfüllung zu bringen. Antonio bereitet sich denn auch alles Ernstes auf das ihm drohende Schicksal vor, da der Doge dem Rechte seinen Lauf lassen müsse,

> for the commodity that strangers have
> With us in Venice,

zu welchen „Fremden" Shylock selbst gehört, und, damit auch die Londoner Zuhörer der Sache Verständniß entgegenbringen mögen, versichert der Schuldner, das müsse so sein,

> since that the trade and profit of the city
> consisteth of all nations.

Nach einem fabelhaft unanständigen — fabelhaft unanständig, weil für das Stück ganz bedeutungslosen — Gespräch zwischen Jessica, dem Bedienten ihres Mannes und ihrem Mann, das Schlegel sich vergeblich zu verschleiern bemüht, folgt die Hauptscene des Doppelschauspiels nach der Shylockseite, die Gerichtsverhandlung.

Die Sache steht nun so, daß selbst der Doge erwartet, Antonio sei geflohen (IV, 1); denn er sagt, voll Erstaunen:

> What — is Antonio here? — Was? ist Antonio hier?

Worauf dieser:

> ready, so please your grace — bereit! mit Euer Hoheit Gunst!

Schlegel läßt diese bezeichnende Stelle gänzlich unberücksichtigt mit seinem:

> Nun, ist Antonio hier?
> Antonio
> Eu'r Hoheit zu Befehl!

Der Doge verlegt sich zunächst auf's Bitten für Antonio, um Gnade, die selbst

> from stubborn Turks and Tartars

gewährt werde. Shylock beruft sich dagegen, freilich nicht auf seinen Schein, sondern auf den bekannten Eid. Diese Berufung, die er noch einmal mit großer Emphase wiederholt:

> An oath! an oath! I have an oath in heaven!

wäre allerdings geeignet, ihn als Opfer seines formellen, aber doch vorhandenen Rechtsbewußtseins gelten zu lassen, wenn er mit ihm nicht durchdringen kann. Sehr wohl hat das der Dichter gewußt und, um dies eben zu vermeiden, dreierlei gethan:

1. Shylock sagt selbst, daß er aus Haß gegen Antonio das Pfund Fleisch verlangt und setzt die Gründe dieses Hasses weitläufig auseinander, vergleicht ihn mit einer Ratte im Hause, mit einer Schlange und nimmt das Fleisch als
   dearly bought

als Eigenthum in Anspruch; dieser Haß aber ist gänzlich unbegründet für den Zuhörer jener Zeit.

2. Die Gelehrten und „magnificoes“ von Venedig wissen sich nun keinen Rath und schon will der Doge
   upon his power,

deren er sich nun erinnert, die Sitzung aufheben, als von dem gelehrten Juristen Bellario aus Padua Brief und Bote gemeldet werden; er hatte sich, bemerkt er, an Bellario gewandt,

> for to determine this.

Wäre nämlich die „power“ dazwischen getreten, so wäre Shylock's Recht auch jetzt noch mit Füßen getreten.

Nun kommt — sehr geschickt eingerichtet! — nicht der große Jurist selbst, sondern ein Abgesandter von ihm,

> fournished with my opinion — bettered with his own learning,

der mit formellen Wortauslegungen und -einwendungen dem formellen Recht begegnet und es überwindet.

3. Wenn aber wenigstens jetzt Shylock sich auf seinen Eid beriefe und sein Recht, so bliebe ihm die tragische Maske vor'm Gesicht; — wenn er still fortginge, könnte man sagen, er sei, zwar nicht der Gewalt, sondern der Sophistik gewichen, und zwar der Sophistik erklärten Feinde.

Aber er beruft sich gar nicht auf seinen Eid, sondern verlangt selbst nicht mehr sein Pfund Fleisch, sondern er verlangt — sein Capital. Das aber hatte er selbst, als Schein und Eid widersprechend, zurückgewiesen und so ist nun, sehr zweckmäßig, alles vorbereitet, daß ihm auch der letzte Schein von Vertretung nicht sichtbarer Güter entzogen ist und der Zuhörer mit Wohlgefallen die Komödie in der Komödie ansehen kann, wie nicht nur Shylock's Vermögen confiscirt wird, wobei noch Antonio seine angebliche Großmuth, der Doge die vortrefflichen Grundsätze der „Christen“ in helles Licht zu setzen, Gelegenheit erhalten, sondern man ihn auch zwingt, zum Christenthum überzutreten.

Namentlich dieser Schluß wird der Empfindung von Shakespeare's Zuhörern außerordentlich behagt haben, und der große Dichter hat deßhalb den ganzen Zauber seiner Kunst aufbieten müssen, um sie zur Anhörung eines fünften Actes im Hause zu behalten. Uns dagegen macht allerdings erst dieser fünfte Act die ganze Hanswurstiade erträglich, — so verschieden ist die Empfindung beider Zeiten! — und wir können uns mit Goethe (zu Eckermann am 26. Juli 1826) sagen:

> „was Shakespeare als **Theaterdichter** für uns verloren hat, das hat er als **Dichter** im Allgemeinen gewonnen“,

unbekümmert darum, daß gerade seinem Zuhörer das, was uns mißfällt, Gelegenheit gab, auszurufen (Epilog zu „Heinrich VIII.“):

> that's witty!

Feuilleton.

Der Fasttag.

Von Emile Zola. Deutsch von Wilhelm Thal.

I.

Als der Vicar mit seinem langen Chorhemd von engelhafter Weiße auf die Kanzel stieg, saß die kleine Baronin an ihrem gewöhnlichen Platze in der Nähe einer Wärmröhre. Nach der üblichen Pause fuhr sich der Vicar mit einem feinen Batisttaschentuch über die Lippen; dann öffnete er die Arme wie ein Seraph, der aufsteigen will, neigte den Kopf und sprach. Seine Stimme klang zuerst in dem großen Kirchenschiff wie das ferne Murmeln eines fließenden Wassers, wie die verliebte Klage des Windes, der durch das Laubwerk streicht. Nach und nach wurde das Murmeln stärker, der Windhauch wurde zum Sturm. Und die Stimme rollte mit dem majestätischen Grollen des Donners unter der Wölbung dahin. Doch stets wurde die Stimme des Vicars auf Augenblicke, selbst bei den fürchterlichsten Donnerschlägen, plötzlich wieder sanft und warf in den düsteren Sturm der Beredsamkeit gleichsam einen hellen Sonnenstrahl.

Die kleine Baronin, die schon bei dem ersten Summen in den Blättern die entzückte Pose einer Person angenommen hatte, die alle Feinheiten einer geschätzten Symphonie auszukosten gedenkt, schien von der entzückenden Weichheit der melodischen Eingangsphrasen begeistert; dann folgte sie mit der Aufmerksamkeit eines Kenners dem stärker werdenden Anschwellen der Stimme und der kunstvollen Entfaltung des Endsturmes, der stets mit großer Technik ins Werk gesetzt wurde. Hatte die Stimme dann ihre volle Entwickelung erreicht und donnerte sie unter der Mitwirkung des Echos in der Kirche, dann konnte die kleine Baronin ein diskretes Bravo nicht unterdrücken.

Das war ein himmlischer Genuß, und alle Frommen weideten sich daran.

II.

Indessen sagte der Vicar aber auch etwas; seine Musik begleiteten Worte. Er predigte über das Fasten und sagte, wie angenehm Gott die Kasteiung wäre. Ueber die Kanzel geneigt, sah er wie ein großer weißer Vogel aus und seufzte:

„Die Stunde ist gekommen, meine Brüder und Schwestern, wo wir alle wie Jesus unser Kreuz tragen, uns mit Dornen krönen und mit nackten Füßen über Felsen und Gestrüpp unseren Kreuzweg wandern müssen.“

Die kleine Baronin fand die Phrase jedenfalls äußerst geschickt, denn sie blinzelte sanft mit den Augen, als hätte man sie in's Herz gekitzelt. Als die Symphonie des Vicars sie dann einwiegte, überließ sie sich, den melodischen Phrasen weiter folgend, einer Halbträumerei voll intimer Wonnen.

Sich gegenüber erblickte sie eines der langen Fenster des Chores, das in grauen Nebel gehüllt war. Der Regen mußte wohl noch immer nicht aufgehört haben. Das theure Kind war bei einem schrecklichen Regen zur Predigt gekommen. Man muß eben ein wenig leiden, wenn man Religion besitzt. Ihr Kutscher hat einen schrecklichen Regenguß abbekommen und sie selbst hatte sich, als sie auf das Pflaster sprang, ein

wenig die Fußspitzen naß gemacht. Uebrigens war ihr Coupé ausgezeichnet, verschlossen und gepolstert wie ein Boudoir. Doch es ist so traurig, durch die feuchten Fenster eine Menge geschäftiger Regenschirme über die Trottoirs laufen zu sehen. Außerdem dachte sie daran: wenn es schön gewesen wäre, hätte sie in der Victoria kommen können. Das wäre viel heiterer gewesen.

Im Grunde war ihre größte Sorge, der Vicar möchte sich mit seiner Predigt zu sehr beeilen. Dann mußte sie auf ihren Wagen warten, denn bei einem solchen Wetter konnte sie doch nicht durch den Schmutz patschen. Und sie berechnete, wenn der Vicar so weiter sprach, dann würde seine Stimme nicht für zwei Stunden ausreichen; ihr Kutscher würde also zu spät kommen. Diese Angst verleideten ihr ihre frommen Freuden ein wenig.

III.

Mit plötzlicher Zornesanwandlung, wie ein Mensch, der mit dem bösen Geiste kämpft, streckte der Vicar plötzlich die Fäuste aus, schüttelte die Haare und grollte:

„Vor Allem aber rufe ich wehe über Euch, Ihr Sünderinnen, so Ihr nicht den Duft Eurer Gewissensbisse, das wohlriechende Oel Eurer Reue auf Christi Füße schüttet. Glaubet mir, zittert und kniet auf dem Steine nieder! Nur wenn Ihr Euch in das Fegefeuer der Buße einschließet, das die Kirche in diesen Tagen der allgemeinen Zerknirschung geöffnet, wenn Ihr mit Euren vom Fasten gebläßten Stirnen die Fliesen berührt, wenn Ihr hinabsteigt in die Aengsten des Hungers und der Kälte, des Schweigens und der Nacht, erst dann werdet Ihr Euch am herrlichen Tage des Triumphes die göttliche Verzeihung verdienen.“

Die kleine Baronin, die das wüthende Donnern aus ihrem Stumpfsinn aufgeschreckt, wackelte mit dem Kopfe, als wäre sie ganz der Meinung des zornigen Priesters. Man mußte die Ruthen ergreifen, sich in einen schwarzen, feuchten, eiskalten Winkel stellen und sich peitschen; darüber war sie sich keinen Augenblick im Zweifel. Dann verfiel sie wieder in ihre Träumereien und verlor sich in tiefem Wohlbehagen und gerührter Extase. Sie saß sehr behaglich auf einem niedrigen Stuhl mit breiter Lehne und hatte unter sich ein gesticktes Kissen, so daß sie die Feuchtigkeit und Kälte des Bodens nicht fühlte. Halb zurückgelehnt, weidete sie sich am Anblick der Kirche, dieses großen Schiffes, in welchem Weihrauchnebel herumschwebten und dessen geheimnißvolle, schattenreichen Tiefen sich mit reizenden Visionen anfüllten. Das Kirchenschiff mit seinen rothen Sammetbehängen, seinen Marmorornamenten, machte den Eindruck eines ungeheuren Boudoirs und berückte sie nach und nach mit dem Zauber seines Pompes.

Ihre hübsche, dicke Person überließ sich, geschmeichelt und angenehm berührt, dem Zauber des Augenblicks, und ihre Behaglichkeit kam vor Allem daher, daß sie sich in einer so großen Wonne so klein fühlte. Doch was sie, ohne daß sie es wußte, noch mehr kitzelte, war der laue Hauch der Wärmeröhre, die sich fast unter ihren Röcken öffnete. Sie war sehr fröstig, die kleine Baronin. Die Wärmeröhre blies ihr die warmen Liebkosungen über die seidenen Strümpfe, und ein angenehmer Stumpfsinn ergriff sie bei diesem molligen Behagen.

IV.

Der Vicar war noch immer zornig. Er tauchte alle anwesenden frommen Damen in das kochende Oel der Hölle.

„Wenn Ihr nicht auf die Stimme Gottes hört, wenn Ihr nicht auf meine Stimme höret, die die Stimme Gottes selbst ist, so sage ich Euch in Wahrheit: Eure Knochen werden eines Tages vor Angst brechen, Euer Fleisch auf glühenden Kohlen rösten, und Ihr werdet dann umsonst rufen: ‚Mitleid, Herr, Erbarmen, ich bereue!‘ Dann wird Gott mitleidslos sein und Euch mit dem Fuß in den Abgrund zurückschleudern.“

Bei dem letzten Wort durchlief ein Schauder das Auditorium. Die kleine Baronin, die die warme Luft, die durch ihre Röcke lief, augenscheinlich einschläferte, lächelte milde. Sie kannte den Vicar sehr gut, die kleine Baronin. Er hatte erst am vorigen Abend bei ihr dinirt. Er schwärmte für getrüffelte Lachspastete, und der Pomard war sein Lieblingswein. Er war gewiß ein schöner Mann, 35 bis 40 Jahre alt, und hatte ein so rundes, rosiges Gesicht, daß man dieses Priestergesicht gern für das vergnügte Gesicht einer Bauernmagd hätte halten können. Dazu war er ein Mann von Welt, ein tüchtiger Esser und ein guter Trinker. Die Frauen schwärmten für ihn, die kleine Baronin war für ihn begeistert. Er sagte zu ihr mit angenehm zuckersüßer Stimme: „Ach, Madame, mit einer solchen Toilette würden Sie einen Heiligen in Versuchung führen.“

Er verstand es, der liebe Mann. Er erzählte der Gräfin, der Marquise, seinen anderen Beichtkindern dieselbe Galanterie, was ihn zum verhätschelten Liebling dieser Damen machte.

Wenn er Donnerstag bei der kleinen Baronin speiste, behandelte sie ihn wie ein theures Wesen, das sich bei dem geringsten Luftzug den Schnupfen holen konnte und dem ein schlechter Bissen unzweifelhaft eine Magenverstimmung zuziehen würde. Im Salon stand ein besonderer Sessel in der Kaminecke; bei Tische hatte die Dienerschaft ausdrücklichen Befehl, ganz besonders auf seinen Teller acht zu geben, ihm allein einen gewissen zwölfjährigen Pomard einzugießen; wenn er ihn trank, schloß er andächtig die Augen, als wenn er das heilige Abendmahl celebrirte.

Er war so gut, so gut, der Vicar! Während er von der Kanzel herab von krachenden Knochen und gerösteten Gliedern sprach, sah ihn die kleine Baronin in dem Zustande des Halbschlummers, in dem sie sich befand, an ihrer Tafel, wie er sich behaglich die Lippen wischte und zu ihr sagte: „Meine verehrte gnädige Frau, das ist eine Geflügelsuppe, die Sie bei Gott Vater Gnade finden ließe, wenn nicht schon Ihre Schönheit hinreichte, Ihnen das Paradies zu sichern.“

V.

Wenn der Vicar mit dem Zorn und der Drohung fertig war, fing er an zu schluchzen. Das war gewöhnlich seine Taktik. Er lag fast in der Kanzel auf den Knieen, zeigte nur noch seine Schultern, erhob sich dann mit einem Schlage, neigte sich, wie vom Schmerz gebrochen, trocknete sich mit lautem Knistern gestärkter Mousseline die Augen, warf die Arme nach rechts und links in die Luft und nahm die Haltung eines verwundeten Pelikans an. Das war das Bouquet, das Finale, das große Orchesterstück, die aufregende Schlußscene.

„Weint, weint,“ jammert er mit ersterbender Stimme; „weint über Euch, weint über mich, weint über Gott ...“

Die kleine Baronin schlief vollständig, mit offenen Augen. Die Hitze, der Weihrauch, der stärker werdende Schatten hatten sie gleichsam betäubt und eingelullt. Sie hatte sich zusammengekauert und weidete sich an den wonnigen Gefühlen, die sie empfand; dabei träumte sie sehr angenehme Dinge. Neben ihr in der Engelscapelle befand sich eine große Fresko, die eine Gruppe schöner, halbnackter junger Männer mit Flügeln auf dem Rücken darstellte. Sie lächelten wie verzückte Liebhaber, während ihre geneigte, knieende Haltung irgend eine unsichtbare kleine Baronin anzubeten schien. Die schönen Jungen mit den zarten Lippen, der weichen Haut und den musculösen Armen! Das Schlimmste war, daß einer von ihnen eine fabelhafte Aehnlichkeit mit dem jungen Herzog von F... hatte, einem der guten Freunde der kleinen Baronin. In ihrem Halbschlummer fragte sie sich, ob der Herzog sich mit Flügeln auf dem Rücken gut ausnehmen würde. Zeitweise stellte sie sich vor, der große, rosa Cherubim trüge den schwarzen Frack des Herzogs. Dann wurde der Traum bestimmter; es war thatsächlich der Herzog, der, sehr kurz gekleidet, ihr aus dem Dunkel Kußhände zuwarf.

VI.

Als die kleine Baronin erwachte, hörte sie den Vicar, der mit salbungsvoller Stimme die Worte sprach:

„Und ich wünsche Euch die ewige Gnade!“

Sie war einen Augenblick ganz verwundert, sie glaubte, der Vicar wünschte ihr die Küsse des Herzogs. Es wurde heftig mit den Stühlen hin- und hergerutscht. Die ganze Gemeinde ging von dannen; die kleine Baronin hatte richtig gerathen, ihr Kutscher hielt noch nicht vor der Kirchenthür. Dieser verteufelte Vicar hatte seine Rede beschleunigt und seinen Beichtkindern mindestens zwanzig Minuten Beredtsamkeit gestohlen.

Als die kleine Baronin ungeduldig in einem Seitenschiffe wartete, begegnete sie dem Vicar, der hastig aus der Sacristei kam. Er sah nach seiner Uhr und trug die geschäftige Miene eines Mannes zur Schau, der ein Stelldichein nicht versäumen will.

„Ach, wie ich mich verspätet habe, verehrte Frau“, sagte er, „Sie wissen doch, man erwartet mich bei der Gräfin; es findet ein geistliches Concert statt, auf das ein kleines Souper folgt.“

Aus der Hauptstadt.

Die seidene Schnur.

Bei seinem Königlichen Herrn hat es Bismarck wirklich nicht immer leicht gehabt. Sehr oft gingen die beiderseitigen Ansichten im schärfsten Winkel auseinander; und es bedurfte dann stets der ganzen diplomatischen Kunst des großen Staatslenkers, um die für die ungestörte Erledigung der Geschäfte des Reiches erforderliche Uebereinstimmung herbeizuführen. So seltsam es klingen mag, es bleibt darum doch wahr, daß auch die anscheinend doch recht belanglose Ordensfrage Deutschlands erstem Kanzler manche bittere Stunde bereitet hat. Gar zu freigebig verfuhr sein Herr und Gebieter bei der Verleihung des hohen Ordens vom Schwarzen Adler; und der verantwortliche Reichskanzler und Ministerpräsident mußte befürchten, daß hierdurch der Verleihung Bedeutung mehr herabgedrückt wurde, als es im staatlichen Interesse lag. Von Groß und Klein hoch bewerthet, konnte dieser Orden immer als ein wirksames diplomatisches Mittel gelten, durch das sich hochstehende und einflußreiche Functionäre des Auslandes in ihren dem deutschen Reiche günstigen Gesinnungen und Bestrebungen ermuntern ließen. War dies aber noch möglich, wenn jede mittelmäßige Größe, der es gelungen war, sich unter die Würdenträger zu mischen, unter allen Umständen auf ihn rechnen konnte?

Was würde wohl Bismarck gesagt haben, wenn er den Modus noch erlebt hätte, der seit dem letzten Lustrum bei der Verleihung des Schwarzen Adlerordens üblich ist? Gewaltige Entrüstung hatte sich bekanntlich fast der gesammten deutschen Nation bemächtigt, als es offenbar wurde, daß ihn auch Lord Roberts, der zeitweilige Höchstkommandirende der englischen Armee in Südafrika, für seine Verdienste um den Ruhm britischer Waffen erhalten hatte. Ob auch Bismarck aus dem Häuschen gerathen wäre? Ich glaube es nicht. Allerdings hätte auch er es sicherlich nicht gebilligt, daß ein fremdländischer Befehlshaber, der die Aufgabe gehabt hatte, das dem Herzen der deutschen Nation so nahe stehende tapfere, kleine Burenvolk zu erdrosseln, gerade von deutscher Seite ausgezeichnet wurde. Indessen keineswegs hätte er in der Verleihung des Schwarzen Adlerordens an den englischen Feldmarschall dieselbe außerordentliche Ehrung erblickt, wie die überwiegende Mehrheit seiner Landsleute. Graf Waldersee hat zwar während seines letzten Aufenthaltes in London die Leistungen der britischen Armee und im Besonderen des Lord Roberts in Südafrika in den Himmel erheben müssen. Aber sind sie deßhalb nun weniger kläglich? Hat er etwa mit seinem Hymnus das glänzende Fiasco englischer Kriegführung aus der Welt schaffen können? Zehn gegen Eins möchte ich wetten: Angesichts der verminderten Bedeutung des Schwarzen Adlerordens hätte Bismarck gemeint, daß Leistungen und Orden sich vollkommen das Gleichgewicht hielten. Nur auf dem Bedauern der Ordensverleihung als einer Thatsache hätte er sich beschränkt. Denn in Wahrheit hätte zur Entrüstung nur dann begründeter Anlaß vorgelegen, wenn der hohe Orden vom Schwarzen Adler wirklich noch ein hoher Orden wäre.

Und so wie die Dinge heute angethan sind, brauchte sich der deutsche Michel noch weniger als früher zu ereifern, wenn er bei einer Heerschau der diesjährigen Kaisermanöver Lord Roberts mit dem Schwarzen Adlerorden auf der Brust unter der großen Schaar der eingeladenen fremdländischen militärischen Gäste erblickte. Macht es nicht seit einiger Zeit den Eindruck, als ob dieser Orden für Preußen dazu ausersehen ist, nach Art der bei den Türken üblichen seidenen Schnur zu wirken? „Stimmt nicht!“ wird es heißen, „Minister Thielen bekam den Orden und blieb dennoch im Amt.“ Richtig! Aber nicht, weil ihm, wie der Berliner sagen würde, nicht gewunken worden, sondern weil er den Wink nicht verstanden hatte. Eine unverzeihliche Kurzsichtigkeit, die er mit einem noch deutlicheren Wink, d. h. mit dem Ausbleiben von Glückwünschen zu seinem siebenzigsten Geburtstag zu büßen hatte! Viel schneller hatten die beiden kommandirenden Generale, denen unmittelbar im Anschluß an das vorjährige Kaisermanöver der Schwarze Adlerorden verliehen worden war, durchschaut, was diese Auszeichnung eigentlich zu bedeuten hatte. Schleunigst verkauften sie ihre Pferde und sorgten für eine Civilkleidung, wie sie vornehme ältere Herren zu tragen pflegen. Ebenso erzählten neuerdings Berliner Blätter, die in dem Rufe stehen besonders gut unterrichtet zu sein, daß der einzige, während des letzten Kaisermanövers mit dem Schwarzen Adlerorden decorirte kommandirende General mit der Absicht umgehe, sich in das Privatleben zurückzuziehen. Es ist wirklich so: Was in der Türkei die seidene Schnur, ist jetzt in Preußen der hohe Orden vom Schwarzen Adler.

Warum auch nicht? Einmal hatte, wie wir gesehen haben, der Schwarze Adlerorden ohnehin nicht mehr viel an Bedeutung zu verlieren. Andererseits kann es nur gut geheißen werden, wenn auch er wie so viele andere Orden in den Dienst christlicher Barmherzigkeit gestellt wird. Freilich sind wir Preußen von jeher weit bessere Menschen als die Türken gewesen, die immer auf's Ganze gehen und daher vermittelst der seidenen Schnur mit dem Scheiden aus dem Amte auch das Scheiden aus dem Leben erheischen. Aber recht böse wurde bisher auch bei uns noch den Excellenzen mitgespielt, wenn ihnen zu verstehen zu geben war, daß sie einer anderen Kraft Platz zu machen hätten. Ein unerwarteter Besuch des Herrn von Lucanus oder eines anderen Beauftragten fiel immer auf die Nerven. Der verstorbene Minister Miquel war sicherlich ein wetterfester Charakter, den so bald nichts anfocht. In jedem Wasser, auch in trübem und unruhigem, bewährte er sich als vorzüglicher Schwimmer. Und dennoch konnte er ohnmächtig werden, als Herr von Wilmowski, die damals rechte Hand des Reichskanzlers, in vorgerückter Vormittagsstunde im Kastanienwäldchen erschien und ihm offenbarte, daß es mit ihm aus wäre. Höheren Generalen wird auch nachgesagt, sie erfreuten sich, wie es ja auch das Kriegshandwerk erfordert, besonders hart gestählter Nerven. Aber dies schloß nicht aus, daß sie erbleichten, wenn sie eines schönen Morgens auf ihrem Schreibtisch den ominösen blauen Brief entdeckten. Vor solchen unliebsamen, für Leib und Seele gleich schädlichen Ueberrumpelungen sind zu ihrem Glück jetzt unsere höheren staatlichen Functionäre bewahrt. Lesen sie in ihrem Abendblatt, daß sie aller Wahrscheinlichkeit den Schwarzen Adlerorden erhalten werden, so können sie in der darauffolgenden Nacht in aller Beschaulichkeit erwägen, wo sie mit der überreichlich gespendeten Pension den Rest ihres Erdendaseins beschließen sollen: und bricht der Tag an, so hindert sie noch kein neugieriger Blick irgend eines Unterbeamten, sich an den Actenschrank zu machen und ihm das Schema für die Abschiedsgesuche zu entnehmen. So gelingt es den verdienstvollen Männern, sich ohne jede Aufregung und im Glorienschein einer Auszeichnung in die Gefilde der kalt Gestellten hinüber zu bugsiren.

Man behauptet immer, unsere maßgebenden Leute wären Meister im Decorativen. Ohne Zweifel zeugt hiervon auch die häufige Verleihung des Schwarzen Adlerordens. Aber beweist sie nicht auch, daß man oben nicht minder meisterhaft versteht, in anmuthiger Form die peinlichste Rücksichtnahme zu üben? Vor Kurzem erfuhren wir aus den Erinnerungen eines Grafen Kayserlingk, daß Kaiser Wilhelm I. nichts so schwer wurde als die Verleugnung der Wahrheit, und daß ihm schon auf zehn Schritte angesehen werden konnte, wenn er Anstalten traf, sie zu umgehen. Noch weniger war er im Stande, einem hochgestellten Manne, dem er Verdienste um das Vaterland zuschob, Wehe zu thun. Er war die liebevolle Rücksichtnahme in persona. Aber auf die Verwendung des Schwarzen Adlerordens als seidene Schnur wäre er doch noch nicht gekommen. Zum Glück allerdings für den eisernen Kanzler, der von peinlicher Rücksichtnahme nicht viel wissen wollte und so wenigstens in dieser Richtung einer Meinungsverschiedenheit mit seinem hohen Gebieter entging.

Ajax.

Dramatische Aufführungen.

Der arme Heinrich. Ein Drama aus der deutschen Sage in fünf Acten von Gerhart Hauptmann.* (Deutsches Theater.)

Es war ein unerwarteter Theatersieg. Lange Scenen und ganze Acte, die in Wien vollkommen versagt hatten, schlugen wuchtig ein; der Beifall ebbte nach dem echt dramatischen Höhepunkte des zweiten Actschlusses und nach den groß angelegten, aber völlig epischen Scenen des dritten und vierten Actes keineswegs zurück, sondern war stark genug, um auch den schwächeren fünften Aufzug zum Siege zu führen. Gerhart Hauptmann's dichterische Machtmittel haben sich neuerdings als gewaltig erwiesen. Nach den schweren Niederlagen der letzten Jahre hat er doch geistige Spannkraft genug behalten, um neuerdings entschlossen in die Tiefen menschlichen Leides und menschlicher Zerrissenheit zu steigen. Er ist eigensinnig genug geblieben, seinen Weg zu gehen, einen Weg, der von der Bühne abzweigt und dem lyrischen Epos zuläuft. Der Poet hat seine Hörer um die beiden stärksten dramatischen Wirkungen betrogen, die der recht undramatische Stoff birgt, und er hat dennoch unbestritten gesiegt. Will man nicht an Wunder glauben, so muß man annehmen, daß machtvolle dichterische Eigenschaften dem Werke höhere Reize verleihen, als der geriebenste Theatraliker auch nur ahnt. Und in der That weiß Hauptmann die Herzen diesmal durch die Größe des Vorwurfes und die Weite seines geistigen Horizontes zu fesseln. Er ist nicht mehr so spielerisch unklar, so aufgebonnert geheimnißvoll wie in der Versunkenen Glocke, sondern rührt mit fester Hand an letzte und tiefste Menschheitsfragen. Der Gedankeninhalt seines Werkes und der rührende Eifer, diesem Inhalte poetisch ergreifende Form zu verleihen, hat den Armen Heinrich sieghaft gemacht.

Das Lied, welches Hartmann von der Aue über seines gepeinigten Vetters Mißgeschick und Seligkeit singt, ist wohlbekannt. Dem Aussätzigen bietet sich die reine Magd zum Opfer. Sie weiß, daß der Arzt von Salerno Miselsüchtige heilen kann, wenn eine Jungfrau sich das Herz für sie aus der Brust schneiden läßt, und „fröhlich und gern“ zieht sie mit dem geliebten Ritter nach Italien. Wie sie auf der Schlachtbank liegt, geschieht das Mirakel: der arme Heinrich empört sich gegen den schrecklichen Gedanken, die Reine, Geliebte für seine Selbstsucht hinschlachten zu lassen, er sprengt die Thüre zum Operationszimmer und trägt die Gerettete heim — ein Geheilter. Hartmann's rührend einfältige Mär ergreift und überzeugt. Der alte Poet sucht keinerlei psychologische Erklärung oder gar rationalistische Aufklärung zu geben. Liebe überwindet jeden Fluch. Das ist sein Credo. Die Nachdichter waren verständiger und deßhalb unglücklicher. Auch Hauptmann stellt seinen wenig heldenhaften Helden als Zweifler hin. Heinrich glaubt nicht an die Wunderwirkung des Opfers. Empfinden wir schon bei Hartmann von der Aue den scheußlichen Egoismus Heinrich's als etwas sehr Unritterliches, so hilft uns darüber sein unbedingter Glaube an Gott und die Himmelskraft der reinen Magd hinweg. Er nimmt insgeheim an, Gott werde das Abenteuer schon zum Besten lenken. Hauptmann's Heinrich zieht mit Sankt Ottegebe nach Salerno, obgleich er sich von der blutigen Schlächterei keinen rechten Nutzen erwartet. Ein Aussätziger ist dem Gesunden von vornherein fatal, ein auch innerlich Aussätziger wie dieser Jammermann erweckt Ekel. Daß der Dichter ihn uns trotzdem erträglich, mitunter sogar interessant gemacht hat, zeigt sein Können und seine herzbewegende Kraft.

Aus Mangel an dramatischem Spürsinn kann Hauptmann den beiden entscheidenden Scenen des Stückes nicht vorbei gegangen sein. Es mußte auch ihm beifallen, daß sein Heinrich in diesem ganzen Schauspiele allzu viel zu reden hat, daß er durchaus ein kläglich passiver Held bleibt und immer nur erzählt, statt zu handeln. Auf zwei packende Scenen treibt der Stoff hin. Einmal — und das ist die Hauptsache — auf die Opfer- und Wunderthat von Salerno; dann auf die Aussprache zwischen Heinrich und Ottegebe, die ihm ihr Martyrium anträgt, die ihn sogar in sinnliche Versuchung bringt und die er mit Gewalt von sich jagt. Seltsam — beide machtvollen Zusammenstöße sehen wir nur im Referate. Mit prunkendem Wortschwalle berichtet Heinrich Ottegebe's Vater und dem braven Einsiedler, daß die Jungfrau bereits bei

ihm war und ihm ihr Leben anfing. Mit prunkendem Wortschwalle stellte er später seinen Rittern das Mirakel von Salerno dar. Ja gewiß, er spricht in der Sache vorzüglich, — der Jambenfluß freilich könnte schon weniger holperig sein — aber alle Redekunst ersetzt uns das Geschehniß nicht. Alle Redekunst vergegenwärtigt uns die erschütternde Wirklichkeit jener Scene nicht, wo Heinrich in blindem, begeistertem Gotteswahne, von eigenem Blute überströmt, in's Gemach des Arztes prasselt und sein weißes Lied vom Brette herunterreißt. Man zittert bei dem Gedanken, welche unerhörte Wirkung diese Scene ausgeübt hätte. Warum hat der Dichter, dem wir doch die Kraft zutrauen, sie zu gestalten, warum hat der Dichter sie fallen lassen? Kam es ihm nur darauf an, psychologische Bilder zu schaffen? Wollte er den Triumph erzwingen, im Trotz gegen allen Bühnenbrauch und alle Bühnenregeln, im vollen Bewußtsein, daß er sich selbst um die stärksten Wirkungen brachte? Der fünfte Act des Dramas ist jetzt ein haltloses, ärmliches Hin und Her. Statt der Wunderthat eine Reportage, statt des unvermittelt an's Herz greifenden erhabenen Geschehnisses eine grobe Unwahrscheinlichkeit, die um so unwahrscheinlicher wird, je sorgsamer der Berichterstatter sie begründen will. Hier steht Hartmann von der Aue, der Naive, hoch über dem vergrübelten Hauptmanne, der sich seine Arbeit schwer machte, indem er sie sich leicht machen wollte. Das Gefabel von den drei Gnadenstrahlen, das moralische Gerede über himmlische und irdische Liebe, die eine nur ist, hilft aus dem Wirrwarr nicht heraus. Dieser schlecht ersonnene fünfte Act gefährdet nicht allein die Theaterwirkung des Dramas, sondern verdunkelt auch seine hohe dichterische Schönheit, indem es seine Kraftlosigkeit zeigt.

Notizen.

Rudolf Zabel, Deutschland in China. (Verlag von Georg Wigand in Leipzig.) Preis geheftet 7 Mk. 50 Pf. Der Verfasser hat als deutscher Kriegscorrespondent den chinesischen Feldzug persönlich mitgemacht und im Anschluß daran auf selbstständigen Forschungsreisen in der Mandschurei, Schantung und Südchina ein reiches Beobachtungsmaterial gesammelt und Land und Leute in einer Weite kennen gelernt, wie es im Allgemeinen weder dem im fernen Osten beamteten Politiker noch dem auf die Küstenhäfen beschränkten Kaufmann möglich ist. Gefällige und frische Schilderung des Selbstgesehenen geht Hand in Hand mit vorzüglicher Sichtung des reichhaltigen Materials. Das inhaltreiche Werk ist unter der in den letzten Jahren so recht reichlich strömenden Chinalitteratur seit langer Zeit wieder einmal eine wirklich gute und beachtenswerthe Erscheinung.

Dumchen, Mittel und Wege (Johannes Räde, Berlin). Die in diesem Bande vereinigten Novellen wollen die „Mittel und Wege" aufweisen, deren man sich heutzutage bedient, um seine Ziele zu erreichen. Die Arbeiten zeichnen sich alle durch elegante Sprache und geistreiche Charakteristik aus. In knappem Rahmen werden ganze, große und weitverzweigte Lebensschicksale aufgerollt, mit scharfen Zügen sind Menschen und Verhältnisse umrissen. Dem Verfasser ist ein leichter und dabei doch literarisch vornehmer Plauderton eigen.

Prof. Dr. W. J. van Bebber, Anleitung zur Aufstellung von Wettervorhersagen für alle Berufsclassen. Mit 16 Abbildungen. gr. 8. Geh. (Braunschweig, Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn. Preis 60 Pf. Das Büchlein entspringt einer 25jährigen Erfahrung und enthält in gedrängter, gemeinverständlicher Darstellung alles Wissenswerthe in Bezug auf die Handhabe der Wettervorhersage: Die gegenwärtige Wettertelegraphie, die Einrichtung der Wetterkarten, die allgemeine Grundlage der praktischen Witterungskunde, insbesondere der Wettervorhersage, und endlich die Wettertypen für Deutschland und dessen Nachbarländer.

Joseph Schreiner, Elysium und Hades (Richard Sattler, Braunschweig). Altegyptische Inschriften haben ergeben, daß bereits im vierzehnten Jahrhundert kleinasiatische Jonier als Söldner auf syrischem Boden, und bald nachher Achäer als Piraten am Nildelta sich eingefunden haben, eine Thatsache, welche die erste Nothbrücke geschlagen hat zwischen orientalischen und griechischen Göttermythen, also insbesondere die erste Nothbrücke zwischen Alt-Hellas und Alt-Palästina. Auf dieser Thatsache fußt der Verfasser. Vorläufig kann es sich bei seinen Forschungen nur um Vorschläge handeln, welche bei tieferem Eindringen in die complicirte Materie sich mit der Zeit selbst bestätigen oder widerlegen müssen. Die Gefahr des Irrthums aber, welche keiner Neuerung erspart bleibt, hat den Verfasser nicht abgehalten, einer Untersuchung von großer Bedeutung und Tragweite überhaupt näher zu treten.

Vom Thüringer Walde. Geschichten von **August Trinius.** (Verlag von J. C. C. Bruns, Minden i. W.) Es ist eine schöne Gabe, die August Trinius mit diesem Buche seinen Freunden darbietet. Diese Geschichten sind mitten aus dem Leben geschöpft, aus dem Leben der Dorf- und Stadtbewohner des Thüringer Waldes. Sonnige Heiterkeit liegt ebenso über diesen Erzählungen ausgebreitet, wie sie alle von einer schönen, ernsten Lebensauffassung Zeugniß ablegen. Trinius erweist sich in all' diesen Geschichten als ein flotter, anregender Erzähler, als ein solcher, der aus dem Vollen schöpft und dessen Gestaltungskraft mühelos Bilder und Geschichten von feinem Stimmungsbilder und spannender Entwickelung schafft. Manche der in dem Buche gezeichneten Charaktere und Figuren erinnern an die besten Schöpfungen in der deutschen Literatur, die Form der Darstellung ist flüssig und von wohlthuender Reinheit der Sprache. Das Buch eignet sich in erster Linie auch zur Lectüre in Haus und Familie. In seiner gediegenen schönen Ausstattung bildet es eine Zierde jedes Bücherschrankes.

Im Verlage von J. C. C. Bruns, Minden i. W., dem wir bereits eine Fülle prächtiger Uebersetzungen verdanken und der damit wirkliche Kulturarbeit vollbringt, erscheint zur Zeit eine schöne Ausgabe der Poe'schen Werke. Wir hoffen, noch vor dem Feste diese neue That des Verlages eingehend würdigen zu können, möchten aber heute schon empfehlend auf sie hinweisen. Der ganz unamerikanische amerikanische Dichter verdient es, daß wir uns inniger als bisher mit ihm beschäftigen, und die Bruns'sche Ausgabe wird ihn dem deutschen Lesepublicum näher bringen. Sie ist mit großer Liebe und erquickender Sorgfalt hergestellt worden, ein Lob, daß gerade Uebersetzungen gegenüber sehr selten ist und auf die Erzeugnisse der Uebersetzungsfabriken nie angewandt werden darf.

Von Max Hesse's tüchtigen **„Neuen Leipziger Klassiker-Ausgaben"** (Max Hesse's Verlag, Leipzig) liegen uns einige neue Bände vor, die das an dieser Stelle über die ersten Erscheinungen gefällte Urtheil in vollem Umfange bestätigen. Mit erstaunlich geringem Preis und sauberer, gefälliger Ausstattung verbindet diese Ausgabe so gewissenhafte Textdurchsicht und so treffliche Einleitungen, daß man ihr nicht leicht eine andere zur Seite stellen kann. Männer wie Wilhelm Bölsche, Ludwig Geiger, Wolfgang von Wurzbach, Karl Siegen haben sich dem Hesse'schen Verlage zur Verfügung gestellt und durchgängig Gediegenes geleistet. Bölsches Wielandausgabe vereinigt glücklich die Hauptwerke des Oberondichters und scheint uns geeignet, das Interesse für ihn in weiten Kreisen neu zu entfachen. Der Gespräche Eckermann's mit Goethe hat sich Prof. Geiger angenommen. Man weiß, wie tiefe Blicke diese Gespräche in Goethes fürstlich-reiches Geistesleben gestatten und wie wunderbar sie seine Schöpfungen ergänzen, zu ihrem tieferen Verständnisse beitragen. Jedes neue Blättern bringt neue Aufschlüsse; wie beim Faust, so lohnt sich auch hier die immer wiederholte Lektüre, weil einem Goethe und Goethe'sche Ideen stets unter neuem Gesichtswinkel erscheinen. — Fast die sympathischste Arbeit ist uns Wurzbach's Bürger-Ausgabe. Bürger hat bei Weitem nicht den Einfluß errungt, den dieser nationalste unserer großen Poeten verdient. Jeder, der ihn dem Volke näher bringt, hat gegründeten Anspruch auf unseren Dank, und eine so billige und vorzügliche Ausgabe wie die vorliegende ist geradezu eine That, zu der wir den Verlag beglückwünschen. Besonders begrüßenswerth an dem stattlichen Bande ist es, daß er die Lesermenge auch mit Bürger's Uebersetzungskunst bekannt macht. — Siegen's Kleist und Chamisso schließen den Reigen würdig ab. Wir wünschen dem Unternehmen einen durchschlagenden Weihnachtserfolg.

„23 Jahre Sturm und Sonnenschein in Südafrika", des Obersten Schiel's Buch über seine Erlebnisse im Kampfe gegen Zulus und Engländer und während der Kriegsgefangenschaft auf Sankt Helena, wird dem Verlage F. A. Brockhaus der heurige „Weihnachts-Lederstrumpf" sein. Es erscheinen gegenwärtig genug Werke über den Krieg, mehr als genug, und manche von ihnen nehmen durch die Persönlichkeit ihrer Verfasser größere Beachtung als das Schiel'sche in Anspruch. Ihre Autoren konnen mehr geben, weil sie mehr wissen, theils wegen ihrer ehemaligen amtlichen Stellung, theils wegen des glücklichen Zufalles, der sie nicht so früh wie Schiel vom Kriegsschauplatze entfernte. Trotzdem glauben wir, daß der Oberst Schiel bei uns den Vogel abschießen wird, von Dewet, dem Vergötterten, vielleicht abgesehen. Schiel versteht sich auf die Kunst des Erzählens. Seine Fahrten im Zululand; seine Bekanntschaft mit König Cetewayo; Cetewayos tragischer Ausgang; die Burentactik im Buschkriege; die unaufhörlichen englischen Chicanen und Verräthereien; dann das unglückliche Gefecht bei Elandslaagte; das Höllenleben auf englischen Transportschiffen; die bleierne Langeweile auf Sankt Helena, die nur durch gelegentliche Erschießung harmloser Gefangener und durch die klug vorbereitete Flucht einiger minder Harmlosen gemildert wurde — von alledem weiß Schiel anziehend zu berichten. Man muß es bedauern, daß das Schicksal ihm so früh die Waffe aus der Hand riß und ihn nicht Dewet's oder Delarey's Schaaren zutheilte. — Famos sind die dem Werke beigegebenen Abbildungen, zumal die Separatbilder, die sich eben nur ein Verlag wie F. A. Brockhaus leisten kann.

Die **Gedichte von M. E. delle Grazie** sind soeben bei Breitkopf & Härtel, Leipzig, in vierter Auflage erschienen. Sie haben also ihr Publicum gefunden, wie wir ihnen bei ihrem ersten Kommen prophezeiten. Dem ganz modernen Geschmack mögen diese Lieder nicht durchweg behagen, einzelne Härten der Form hätten bei der neuen Auflage beseitigt werden können — aber dieser kleine Mangel vermag die Freude an der schönen Gabe nicht zu stören. Es sind Verse aus vornehmem und edlem Frauengemüthe, die in verwandten Seelen klingenden Wiederhall wecken werden.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 8; Expedition: Berlin W 57, Kaplerstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig

№ 51. Berlin, den 20. December 1902. 31. Jahrgang. Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. | Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. | Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Ein neuer „Schlüssel“ des Mittelmeeres.

Von Major a. D. Karl von Bruchhausen.

Seit man in England der alten Felsenveste Gibraltar und der immerhin noch jungen italienischen Freundschaft nicht mehr recht traut — ersterer nicht, weil ihre an der Bucht von Algesiras gelegenen Docks und Schutzhafen von der gegenüber liegenden spanischen Küste unter Feuer genommen werden können, und weil der Fels selber moderner, schwerer Artillerie nicht gewachsen ist; letzterer nicht, weil die „Extratour“ Italiens mit dem französischen Nachbarn etwas lange dauert — seit jener Zeit also hält man in England Ausschau nach einem neuen „Schlüssel“ des Mittelmeeres. Der Eine findet einen solchen in Ceuta und möchte diesen Hafenplatz gern mit Spanien gegen Gibraltar austauschen; der Andere läßt den Blick weiter schweifen und entdeckt einen noch besseren — den einzig richtigen — Schlüssel in der Insel Madeira. So geschehen kürzlich in der „United Service Gazette“, und es ist nicht uninteressant, diesem an sich nicht üblen Gedanken etwas näher zu treten und britische Auffassungsweise daran kennen zu lernen.

Der Aufsatz geht von dem Gedanken aus, daß Mr. Gibson Bowles, Mitglied des Parlaments, der anfänglich viel gelästerte Enthüller der Schwäche Gibraltars, ganz recht habe; daß demnach Gibraltar die Einfahrt in das Mittelmeer nicht mehr unbedingt beherrsche und England wohl daran thue, sich nach einer befestigten Basis (Hafen, Kohlenniederlage und Docks) außerhalb der Säulen des Herkules umzusehen, von wo aus es jene Einfahrt thatsächlich beherrschen könne.

Stellen wir uns auf den Standpunkt des britischen Blattes.

In den Tagen des Dampfes und der Elektricität ist das Mittelmeer nur als ein großer Binnensee anzusehen. Blockirt England die Straße von Gibraltar, so sind im Grunde genommen alle Häfen nicht nur des mittelländischen, sondern auch des Schwarzen Meeres blockirt, denn der einzige andere Ausweg, der Suezcanal, ist in Kriegszeiten als nicht vorhanden anzusehen, da er dann sicher auf die eine oder andere Weise gesperrt oder unbrauchbar gemacht wird. Die englische Mittelmeerflotte, die mit Rücksicht auf die anderweitigen Aufgaben Englands zur See kaum noch verstärkt werden kann, ist selbst im Verein mit Gibraltar nicht im Stande, die Einfahrt in das Mittelmeer wirksam zu sperren und noch weniger alle Häfen zu blockiren. Anders von einer Stellung westlich der Straße von Gibraltar aus. Geschieht das in wirksamer Weise, so behält England die erforderlichen Schiffe in der Hand, um seine Verbindung nach Indien abzupatrouilliren, im Atlantischen wie im Indischen Ocean stark zu sein und die Colonien zu sichern.

Zu einer solchen Stellung westlich der Straße von Gibraltar würde sich vor jeder anderen Madeira eignen. Die Insel liegt auf der großen britischen Seestraße zum Kap, und zwar auf ¼ des Weges von England her; von der Einfahrt in das Mittelmeer ist sie 600 Meilen entfernt. In der Zeit der Kabel- und Funkentelegraphie könnte eine bei Madeira stationirte britische Flotte jederzeit rasch benachrichtigt werden und 24 Stunden nach erfolgter Alarmirung in Stellung zur Verschließung der Straße von Gibraltar sein. Der Sack wäre zugebunden — sofern nicht, was das englische Blatt übersieht, später vielleicht der französische Zwei-Meere-Canal dem Mittelmeer ein neues Thor eröffnet.

Die 23 Meilen im Nordosten von Madeira gelegene Insel Porto Santo würde eine vortreffliche Vorposten- und Signalstation in Bezug auf das Mittelmeer abgeben. Gibraltar, Malta und Cypern, die übrigen Meilensteine auf dem Wege zum Suezcanal, bedürfen in den ersten Stadien der Feindseligkeiten keine Unterstützung, und selbst Egypten erscheint im Anfange nicht gefährdet. Im weiteren Verlaufe eines Krieges wird es möglich sein, ihm Hülfstruppen von Indien und Australien durch das Rothe Meer zuzuführen; später wird dies vielleicht auch auf dem Wege der Uganda-Bahn geschehen können, sobald die Nil-Bahn — als Stück der erträumten Kap-Kairo-Linie — bis Uganda geführt sein wird. Aber auch jetzt schon kann sich die Uganda-Bahn, was der in Rede stehende Artikel der „United Service Gazette“ zu sagen vergißt, für solchen Zweck nützlich erweisen, da zwischen dem Victoria Nyanza und Chartum eine regelmäßige Dampfschifffahrt eingerichtet ist.

Das sind nun Alles wunderschöne Pläne; nur schade für England, daß die Rechnung in einem Punkte gar nicht stimmt. Madeira ist portugiesischer Besitz. Der Verfasser des Artikels in der „United Service Gazette“ geht leichten Herzens über dies vermeintlich kleine Hinderniß hinweg und stellt sich auf den Standpunkt:

We have the ships,
We have the men,
We have the money too!

Neben der freundschaftlichen Gesinnung Portugals gegen England stützt er sich namentlich auf das letztere Argument: den großen Geldbeutel Englands. Aber er dürfte die heutigen Schwierigkeiten eines derartigen Besitzwechsels doch ganz erheblich unterschätzen. Aengstlicher als in früherer Zeit halten die kleinen Mächte ihren Colonialbesitz fest: man erinnere sich nur an die Schwierigkeiten, die das dänische Volk dem Verkauf seiner westindischen Inseln in den Weg legt. Und was insbesondere Portugal angeht: die Fühler, die England gelegentlich in Bezug auf die dem portugiesischen Volke viel weniger als das nahe Madeira an's Herz gewachsene Delagoa-Bucht ausstreckte, haben allemal eine große Erregung in Lissabon verursacht. Kenner der Verhältnisse wollen wissen, daß die Dynastie in Gefahr gerathen würde, wenn sie an einen derartigen Handel denken sollte.

Schließlich aber kommt es auf Portugal gar nicht allein an. Eine derartige Machtverschiebung, wie sie der Uebergang Madeiras in britische Hand nach sich ziehen müßte, würden die europäischen Mächte wie auch die Vereinigten Staaten keineswegs ohne Einspruch lassen, und es fragt sich denn doch, ob England einem solchen gemeinsamen Einspruch trotzen würde. Vorläufig hängt ihm der eigentliche Schlüssel zum Mittelmeer noch zu hoch.

Mimicry und Phantastik.

Von Curt Grottewitz.

Einer der glänzendsten Punkte in der glanzvollen Theorie Darwin's war die Erklärung der Mimicry. Das war ja eine Sache für Jedermann. Und so vermehrten sich die Beispiele für diese Erscheinung, die man vordem kaum beachtet hatte, in's Unermeßliche. Und jedes dieser Beispiele schien angethan zu sein, die Zuchtwahltheorie zu stützen. Es war immer derselbe Gedankengang: wenn ein Schmetterling einem Blatt ähnlich ist, so hat er diese Blattähnlichkeit allmälig im Kampfe um's Dasein errungen. Seine unzähligen Vorfahren, die alle diese Aehnlichkeit noch nicht oder in minder ausgeprägtem Maße besessen haben, sind ausgestorben, bis schließlich die Individuen leben blieben, die eben diese Eigenschaft besaßen. Denn diese ist ihnen nützlich, sie verbirgt sie vor den Blicken ihrer Feinde.

Der Gedankengang ist uns so geläufig geworden, daß wir kaum noch auf die Schwierigkeiten achten, die mit dieser Erklärungsweise verbunden sind. Denn wie konnten sich diese Individuen mit so frappanter Blattähnlichkeit in allmäliger Variation entwickeln? Welche günstige Constellation des Zufalls setzt das voraus, daß unter den Nachkommen einer Art immer wieder solche auftraten, die wieder ein Stück blattähnlicher waren, bis schließlich Punkt für Punkt des Blattes fertig war. Kann man eine solche Fügung des Zufalls annehmen? Aber die Mimicry war auf darwinistische Weise doch immerhin erklärt, eine andere Erklärung gab es eben nicht. Und diese Erscheinung ist auch heute noch eine der festesten Stützen der Selektionstheorie, die im Uebrigen Stütze für Stütze verloren hat.

Aber vielleicht ist die Mimicry darum so schwer zu erklären, weil man diese Erscheinung nicht richtig aufgefaßt, sondern sie mit einem Nebelwerk von Phantastik umgeben hat und sich nun natürlich vergebens abmüht, diese dichterischen Zuthaten zu erklären. Wir wollen Mimicry hier im weitesten Sinne fassen: als Schutzfärbung überhaupt. Diese Schutzfärbung oder noch besser Schutzformung besteht theils in Anpassungsfarben, theils in Trutzfarben und theils in Nachahmungsformen (der eigentlichen Mimicry).

Thiere tragen häufig die Farbe ihrer Umgebung. Man hat gefunden, daß die Waldthiere grün, die Wüstenthiere grau, die Gletschertiere weiß, die Nachtthiere dunkel gefärbt sind. Die darwinistische Erklärung ist da ungeheuer bestechend. Von allen verschiedenartig gefärbten Thieren sind immer nur die übrig geblieben, welche ihrer Umgebung angepaßt waren. Nun darf man indeß nicht vergessen, daß keineswegs alle Thiere solche Anpassungsfarbe besitzen. Es giebt genug Thiere, die im Walde leben und doch nicht grün sind, die in der Wüste leben und doch ein buntes Kleid tragen, Nachtthiere, die weiß, also hell sind, u. s. w. Es beweist dies freilich nur, daß die Schutzfärbung nicht direkt für die Existenz eines Thieres erforderlich ist, daß es auch ohne diese auskommen kann. Trotzdem kann sie denen, die sie besitzen, gute Dienste leisten, und das wäre für die Selection immerhin Grund genug, Anpassungsfarben zu züchten. Eine größere Schwierigkeit besteht in der Erklärung der Entstehung dieser Farben. Es ist schwer verständlich, wie alle diese grünen Thiere des Waldes früher einmal gelb oder blau oder violett oder sonstwie gefärbt gewesen wären und wie die Zuchtwahl im Stande gewesen wäre, aus ihnen grüne Wesen zu machen. Es giebt auch Arten mit doppelter Anpassung, ein Theil der Individuen, der auf Pflanzen lebt, ist grün, der andere, der auf dem Erdboden lebt, braun. Wie soll die natürliche Zuchtwahl das zu Wege gebracht haben? Es giebt ferner aber gar kein Beispiel dafür, daß andersfarbige Thiere ausgerottet worden wären. Glaubt man etwa, daß es früher grüne, rote, blaue, violette Kameele gegeben habe, und daß nur die grauen von der natürlichen Zuchtwahl verschont geblieben wären? Alle Uebergänge fehlen, und sie scheinen nie vorhanden gewesen zu sein. Da möchte man doch eher annehmen, daß irgend ein direkter Zusammenhang bestände zwischen der Farbe der Umgebung und der Farbe des Thieres. Es scheint doch, als ob ein Thier, das in den Wald gekommen ist, grün, ein Thier, das in's Dunkle gekommen, dunkel, das in die Wüste gerathen, grau geworden wäre. Aber wie soll der Vorgang gewesen sein? An eine Art Photographirung der Umgebung auf der Haut der Thiere ist doch nicht zu denken. Allerdings können manche Thiere, Frösche, manche Reptilien ihre Hautoberfläche durch Verschiebung einzelner Theilchen so verändern, daß sie stets die Farbe der Umgebung tragen. Indeß hier ist der Vorgang schon zu complicirt, als daß er uns die mechanische Beziehung zwischen Umgebung und Schutzfarbe enthüllen könnte. Anders ist es dagegen bei Thieren, die im Dunkeln leben. Daß diese keine auffallenden Farben haben, ist erklärlich, denn auch in der Pflanzenwelt pflegen helle, bunte Farben sich nur im Glanz der Sonne auszubilden. Hier scheint der directe Einfluß der Umgebung auf ein Lebewesen schon leichter verständlich. Wenn ein buntgefärbtes Thier in eine finstere Höhle gerieth und hier lange lebte, so verblaßten seine Farben, sie wurden unscheinbar. Es starben nicht die buntgefärbten Individuen aus, es fand kein Züchtungsproceß statt, sondern die Umgebung machte jedes Individuum direct blaß und unscheinbar. Dasselbe ist, wie Experimente ergaben, der Fall bei den Thieren, die in Eisgegenden leben. Die große Kälte läßt das Pigment in den Farbzellen der Haut nicht zur Ausbildung kommen. Daher sind nordische und alpine Thiere pigmentlos, das heißt, ihr Haar- und Federkleid ist weiß. Von den Waldthieren sind hauptsächlich nur Insecten grün. Die Vögel sind es nicht, die Säuger nicht, die Spinnen nicht. Und von den grünen Insecten scheinen gerade die grün zu sein, die Blattsubstanz verzehren, also besonders viele Raupen. Zerdrückt man solche Raupen, so kommt gewöhnlich ein ganz grün gefärbter Darminhalt zum Vorschein. Könnte man nicht auf die Vermuthung kommen, daß diese grünen Insecten deßhalb grün sind, weil sie den Blattfarbstoff ihrer Umgebung, das Chlorophyll als Pigment benutzen? Der Sachverhalt ist noch nicht erforscht, aber wäre es nicht eine höchst

einfache Lösung dieser schwierigen Frage der Anpassungsfarben, wenn es sich herausstellte, daß die Thiere die Farben ihrer Umgebung deßhalb tragen, weil sie ihre Farbstoffe in ihre Pigmentzellen aufnehmen! Raupen, überhaupt Insecten aus verschiedenen Ordnungen und auf verschiedener Entwickelungsstufe haben oft genau dasselbe Colorit des Blattes oder genau dieselben Farben der Blume, auf der sie leben. Das würde sich Alles am Einfachsten erklären, wenn man annehmen könnte — und bis auf Weiteres sollte man dies annehmen — daß jene Thiere die Farbstoffe ihres Aufenthaltsortes als Pigmente benutzen.

Jedenfalls, ist der directe Einfluß der Umgebung um Vieles leichter zu begreifen als jener seltsame darwinistische Züchtungsprozeß, bei dem aus einem braunen Bär durch Züchtung ein weißer, ein Eisbär geworden sein sollte. Nehmen wir an, dieser braune Bär hätte Nachkommen gehabt, die einen weißen Fleck auf ihrem Fell gehabt hätten. Welche Ursache könnte die natürliche Zuchtwahl wohl gehabt haben, solch' ein Tier zu erhalten. Die Seehunde, die Opfer dieses Raubtiers, würden ihren Feind ebenso von Ferne her wahrgenommen haben wie sonst. Solch ein Thier würde also wieder ausgestorben sein. Aber selbst wenn es leben geblieben und nach einer langen Wiederholung desselben Zufallspieles Bären mit immer mehr und größeren weißen Flecken entstanden wären, sie alle hätten doch von dieser Färbung keinen Vortheil gehabt. Denn selbstverständlich kann nur ein ganz weiß gefärbtes Thier auf eisbedecktem Boden übersehen werden, hat es irgend einen dunkeln Fleck, so wird es durch diesen sofort auffällig werden, die ganze Schutzfärbung wäre dadurch illusorisch.

Hat die Umgebung die Thiere direct umgewandelt, so ist es mehr ein Zufall, daß ein Thier geschützt ist. Und in der That, die ganze Schutzfärbung hat nicht entfernt den Werth, den ihr Darwin und seine Anhänger beimessen. Glaubt man wohl, daß ein grüner Käfer auf einem Blatte besser geschützt ist als ein andersfarbiger? Die Vögel untersuchen jeden Winkel eines Baumes, da fallen ihnen die buntgefärbten ebenso auf wie die grünen. Aber immerhin, man mag zugeben, daß die sogenannten Anpassungsfarben einigen, wenn auch keinen sehr bedeutenden Schutz gewähren. Allein die Phantasie hat in fast jeder Färbung eines Thieres eine Anpassungsfarbe erblickt. Da sagt man z. B.: der Hase ist vortrefflich an den Ackerboden angepaßt. Das ist wahr, der Gimpel ist auch vortrefflich an einen rothen Zaun angepaßt, wenn er sich auf ihn setzt. Der Hase sitzt aber nicht immer auf dem Ackerboden. Er sitzt auch im Kohl, in den Kartoffeln, in der Getreidesaat, im Walde. Und an diese Aufenthaltsorte ist er ganz und gar nicht angepaßt. Ackerboden giebt es erst seit etwa zweitausend Jahren in Europa. Da ist es lächerlich, an ein Aussterben aller anders gefärbten Hasen, außer dem braunen zu denken. Und Meister Lampe gerirt sich auch gar nicht, als ob ihn der Ackerboden schützte. Er reißt aus, wenn Jemand kommt, und eben dadurch verräth er sich. Wir stehen offenbar in Sachen der Anpassungsfarben, der Mimicry, vor einer großen, naturwissenschaftlichen Dichtung. Der unselige Gedanke an eine natürliche Zuchtwahl hat uns verleitet, überall Zuchtprocesse anzunehmen. Jedes Thier muß seinen Feinden verborgen sein, und die Feinde müssen ihren Opfern verborgen sein, kurzum ein Versteckspiel wie zwischen Katze und Maus. Wenn aber Feind wie Opfer Schutzfarben tragen, dann hat übrigens keins von Beiden einen Vortheil davon, dann ist die Sache dieselbe, wie wenn Beide nicht an ihre Umgebung angepaßt sind.

Im Meere giebt es viele niedere Thiere, welche glashell aussehen, so daß man sie im Wasser nicht bemerkt. Da hat man auch gesagt, sie sind ihrem Aufenthaltsorte „vortrefflich angepaßt“. Aber nun wimmelt es an vielen Stellen im Meere förmlich von ihnen. Ein Fisch braucht nur mit offenem Maule umherzuschwimmen — und das thun ja sehr viele der größeren Arten — so fällt ihm die unsichtbare Beute in Menge zu. Also die wasserhelle Farbe nützt diesen Thieren doch recht wenig. Es kommt aber hinzu, daß ihr Magen mit seinem Inhalt gewöhnlich sehr deutlich durch den glashellen Körper hindurchleuchtet. Den Feinden dieser Thiere wird es aber nicht einfallen, um der Zuchtwahl willen die glashellen Salpen mit ihrem dunklen Magen passiren zu lassen. Es giebt außerordentlich viele Beispiele dieser Art, wo einem Thier eine Anpassungsfarbe angedichtet worden ist. Meist heißt es in derartigen Berichten: Das Thier ist gut angepaßt, wenn es sich da und da befindet oder das und das thut. So sollen viele Schmetterlinge gut an die Farbe des Baumstammes angepaßt sein, wenn sie sich an ihm niederlassen. Sie klappen nämlich dann die Oberseiten ihrer Flügel zusammen, so daß nur die schlichte Unterseite sichtbar ist. Nun nehmen aber dieses Zusammenklappen der Flügel überhaupt die meisten Schmetterlinge vor, auch die unscheinbaren, ja sogar auch die, deren Unterseite ziemlich auffällig gefärbt ist. Die Schmetterlinge lassen sich aber doch nicht immer an einem dunklen Baumstamme nieder, sondern bisweilen auf einem hellen Gegenstande, und dann ist es natürlich mit der Anpassung aus. Manche Naturforscher haben sich gewundert, daß ein bunter Schmetterling, der sich in der angegebenen Weise an einem Baumstamm niederließ, plötzlich wie verschwunden schien. Aber es ist doch bekannt, daß eine Stecknadel, die man verliert, und die man beim Falle noch blinken sieht, sehr leicht dem Auge entschwindet, wenn sie erst auf der Erde ruht. In der Ruhe sind Gegenstände überhaupt schwerer wahrzunehmen, ja es giebt viele Thiere, die ihre Beute nur aufnehmen, wenn sie sich in Bewegung befindet. Also nützt einem Thiere, das unbeweglich dasitzt, die Anpassungsfarbe nicht einmal sonderlich. Entweder wird es wegen seiner Unbeweglichkeit an und für sich verschmäht oder wenn seine Feinde auch unbewegliche Beute fangen, so kann man sicher sein, daß ihr Gesicht scharf genug ist, ihr Instinct ausgebildet genug, jener habhaft zu werden. Bei vielen Thieren ist es auch der Geruch, der beim Auffinden der Beute die größten Dienste leistet, in diesem Falle sind die Anpassungsfarben ebenfalls illusorisch. Jedenfalls ist in dieser Beziehung ungeheuer viel übertrieben, viel gedichtet worden. Es klingt ja sehr schön, wenn man sagt, die Waldthiere sind grün, die nächtlichen Thiere dunkel u. s. w. Aber abgesehen von den vielen Ausnahmen giebt es große Kategorien von Aufenthaltsorten und von Thieren, wo ganz bestimmt keine Anpassungsfarben vorhanden sind. An die klare Durchsichtigkeit der Luft ist kein Thier angepaßt, und wie ungeheuer vortheilhaft müßte es doch gerade für viele Vögel oder Insecten sein, glashell wie die Luft, in der sie umherfliegen, zu sein! Die Fische im Wasser sind alle sehr deutlich wahrnehmbar, auch die Vögel im Walde sind leicht zu bemerken. Der Werth der Schutzfärbung ist eben für die Thiere gar nicht sehr bedeutend. Wo ein Thier aber wirklich das Kleid seiner Umgebung trägt, da liegt das in vielen Fällen am Zufall. Es giebt doch schließlich nur wenige Farben, und warum sollten nicht von den Hunderttausenden von Thierarten einige Tausende gerade mit der Farbe ihres Aufenthaltsortes übereinstimmen? Dazu gehört nicht im Entferntesten jenes unbegreifliche Spiel des Zufalls, wie es zur Umzüchtung eines blauen Thieres in ein grünes erforderlich wäre.

Eine zweite Kategorie von Schutzfarben bilden die sogenannten Trutzfarben. Als solche werden zum Beispiel die Augenflecke angesehen, welche manche Schmetterlinge oder Raupen an ihrem Körper tragen. Diese sollen ihren Feinden die Augen eines viel größeren Thieres vortäuschen, so daß sie entsetzt zurückweichen: daß heißt, Niemand hat je gesehen, daß ein Feind davor zurückgewichen ist. Denn wenn Weismann angiebt, daß ein Hahn, dem er eine solche Raupe

vorgeworfen, zuerst zurückgewichen ist, aber doch zuletzt auf sie eingehackt habe, so besagt das doch gar nichts, zumal man nicht weiß, ob es die Trutzstellung, die das Thier angenommen hatte, aber die Trutzfarbe gewesen ist, die den biederen Hahn zuerst erschreckt hatte. Augenflecke haben viele Schmetterlinge auch auf der Unterseite der Flügel, wo sie kaum zur Geltung kommen können. Viele haben überhaupt einzelne Flecke, die man aber kaum mit Augen vergleichen könnte. Jedenfalls ist nicht anzunehmen, daß eine Auslese derjenigen Individuen stattgefunden habe, welche diese Augenflecke besitzen. Es wird irgendwie in der Constitution des Schmetterlingsflügels liegen, daß sich an gewissen Stellen runde Pigmentflecke bilden. Nun wäre es ja möglich, daß diese Flecke auch einmal ein Thier in Schrecken versetzten, aber groß wird diese Bedeutung der Augenflecke wohl nicht sein. Auch hier ist wohl die Dichtung, die Phantasie zu voreilig gewesen. Viele Thiere sind sehr grell gefärbt, und man hat solche Färbung als ein Warnungssignal angesehen, das bestimmt sein soll, die Giftigkeit oder den widrigen Geschmack des Thieres anzuzeigen, das jene grelle Färbung besitzt. Auch diese Auslegung beruht auf bloßer Vermutung. Versuche in dieser Richtung sind noch kaum angestellt worden. Denn wenn einmal ein Huhn irgend eine grell gefärbte Raupe nicht frißt, so beweist das noch gar nicht, daß diese auch für andere Thiere ungenießbar wäre. Wir tappen hier noch vollständig im Finstern. Die Existenz von Warnungsfarben, überhaupt von Trutzfarben ist bis auf Weiteres anzuzweifeln. Vorderhand ist es nichts als eine schöne Dichtung.

Das herrlichste Feld für das Ausschweifen der Phantasie hat aber die eigentliche Mimiery gegeben, die Nachahmung von leblosen oder lebenden Gegenständen in der Form und Farbe der Thiere. Da ist vor Allem die bereits erwähnte Blattähnlichkeit vieler Insecten zu nennen. Man muß bedenken, daß es mehrere hunderttausend Arten von Insecten giebt. Unter ihnen besitzen die Meisten Flügel, und diese Flügel erinnern in ihrer dünnen Structur, in ihrer flachen Ausbreitung, ja etwa auch im Umriß einigermaßen an das Blatt eines Baumes. Diese Aehnlichkeit wird bei Vielen oder dadurch vermehrt, daß die Flügel eine Aderung aufweisen, die der Nervatur eines Blattes sehr ähnlich ist. Nun ist es doch recht leicht erklärlich, daß sich unter den vielen Zehntausenden von oberflächlich blattähnlichen Flügelarten auch eine Reihe solcher befinden, welche einem Blatte noch bedeutend ähnlicher sind. Man könnte fast sagen, es wäre wunderbar, wenn unter diesen Organen, die von vorn herein blattähnlich sind, nicht einige wären, die ein Blatt täuschend nachahmten. Ganz schön ist die Nachahmung übrigens nie; das, muß ich sagen, ist mir räthselhafter als der umgekehrte Fall.

Manche Insecten „ahmen“ Halzstücke, Blattrinde, Blattstiele und wer weiß was alles nach. Ich habe auch Phantasie und will verrathen, daß einzelne Muscheln eine Trompete nachahmen, andere ein Waldhorn, andere ein Kuhhorn oder ein Eselsohr, andere einen Thurm vom Kölner Dom oder auch das Denkmal auf dem Kreuzberg bei Berlin-Tempelhof. Nichts ist schlimmer als Aehnlichkeiten auffinden zu wollen. Man findet sie immer und merkt gar nicht, daß die verglichenen Dinge trotzdem keine Beziehungen zu einander haben, wenn sie auch einige äußerliche Aehnlichkeiten besitzen. So ist es auch mit den Fällen, wo Insecten andere durch irgend eine Eigenschaft geschützte angeblich nachahmen sollen. Man könnte ja allenfalls die Möglichkeit zugeben, daß ein Insect zufällig einem anderen geschützten gleicht, und daß es deßhalb denselben Schutz genießt wie dieses. Aber man darf dabei auf keinen Fall an eine Naturzüchtung denken, die das eine Thier dem anderen gleich gemacht hat. Denn dann steht man allerdings vor einem unbegreiflichen Räthsel. Doch warum sollten sich nicht zufällig solche Aehnlichkeiten gebildet haben? Das Seepferd und das Heupferd haben genau den Kopf eines Rosses, aber hier wird gewiß Niemand an eine Anpassung denken. Und so haben wir sie auch bei diesen Fällen der Mimiery ganz gewiß nicht anzunehmen. Aber es ist auch noch sehr fraglich, ob eines jener Insecten, das einem anderen Kerbthiere gleicht, wirklich dadurch Vortheil genießt. Es handelt sich hier meist um tropische Thiere, und wir kennen diese doch noch zu wenig, als daß wir über ihre Feinde oder über ihre angebliche Immunität Bescheid wüßten. Es fragt sich also, ob das „nachahmende“ Thier wirklich einen Vortheil von der „Nachahmung“ hat. Manche Bienen und Wespen, die einen Giftstachel besitzen, der sie für uns lästig macht, haben unter den Insecten eine Anzahl Doppelgänger. Nun muß man aber wissen, daß die Bienen und Wespen unter den Vögeln und Säugetieren sehr energische Feinde haben. Diese Doppelgänger haben also von ihrer Bienenähnlichkeit gar keinen Vortheil, sondern womöglich einen Nachtheil. So ist denn auch die eigentliche Mimiery ganz falsch beurtheilt worden wie die Schutzfärbung überhaupt. Der weitaus größte Theil alles dessen, was hierüber berichtet worden ist, beruht auf freier Phantasie. Wo Schutzfärbung thatsächlich vorkommt, da ist sie ursprünglich nicht als solche herangezüchtet worden, sondern sie hat sich zufällig ergeben. Mimiery kann nicht als Stütze der Selectionstheorie betrachtet werden.

Literatur und Kunst.

Francis Galton.

Von Heinrich Driesmans.

Die Reihe der großen Denker und Forscher, welche die angelsächsische Rasse im vorigen Jahrhundert gezeitigt, läßt sich in zwei Gruppen theilen, von denen ich die eine als die empirische, die andere als die esoterische bezeichnen möchte. Jene beginnt mit Charles Darwin, diese mit Thomas Carlyle. Zeigen diese Beiden noch Wesensverwandtschaft und geistige Berührungspunkte — in der „Auslese der Tüchtigsten“ auf dem Wege der natürlichen Zuchtwahl dort und im „Heroencultus“ hier — so gingen ihre jeweiligen Nachfolger in scharf divergirenden Linien aus einander. Für die Empiriker Thomas Huxley, John Stuart Mill, Herbert Spencer, Thomas Buckle wurden mehr und mehr die mechanische Naturgesetzlichkeit und das Milieu zum Ausschlag gebenden Moment; für die Nachfolger Carlyle's, John Ruskin, Walther Pater, und — wenn wir die Amerikaner hinzurechnen dürfen — Ralph Waldo Emerson, Henry Thoreau, trat der Mensch, traten die immanenten Kräfte, der Adel und die Würde der Menschenseele in den Vordergrund aller geschichtlichen, naturwissenschaftlichen und künstlerischen Betrachtung. Zwischen Beiden schien das verbindende Glied verloren. Hie Naturgesetzlichkeit, hie Geisteswürde. Es fand sich keine Persönlichkeit gleich den zehn aufgeführten, von denen wir jede einzelne der fünf letzten als entschiedenen Gegensatz einer der fünf ersten gegenüberstellen könnten — oder wenigstens wurde keine andere gleichermaßen lautbar in der großen Oeffentlichkeit, die den Adel der Persönlichkeit und Menschenwürde mit der naturwissenschaftlichen Forschung in höherem Sinne zu vereinigen und in Einklang zu setzen gewußt hätte. Man pries den Fortschritt der modernen Cultur auf der einen Seite und erblickte in den technischen Errungenschaften, in der gefälligen und bequemen Ausgestaltung aller Verhältnisse, in der Wohlfahrt der Meisten das Ziel und die Erfüllung der Wünsche alles menschlichen Lebens und Strebens. Und eben dieser „Fortschritt“ wurde von Seiten der Anderen als der größte

Rückschritt gedeutet, den das Menschengeschlecht je erlebt, das durch die gesteigerten Culturbedürfnisse entwürdigt und heruntergedrückt werde. Das Persönlichkeitsgefühl und die Menschenwürde zu stärken, galt diesen als das einzig Erstrebenswerthe und konnte nach ihrem Dafürhalten nur im Kampf gegen das maderne Culturtreiben und seine verderblichen Einflüsse erreicht werden.

Und doch lebt ein englischer Gelehrter, der zugleich Denker und Forscher ist, und van dem man sagen kann, daß er den Geist Carlyle's und Darwin's in sich vereinigt trage. Zudem ein Zeitgenasse dieser Beiden, der sie überdauerte und in diesem Jahre seinen achtzigstrn Geburtstag beging. Einer, der nur den herausfordernden Ton der Nachfolger von Darwin und Carlyle nicht anzuschlagen wußte oder gewillt war und darum verborgen blieb oder doch nicht solchermaßen in die weitere Oeffentlichkeit drang, wie sein Genius es verdient hätte, troß eines Jahn Ruskin oder John Stuart Mill! Ich meine Francis Galton, den Enkel des Erasmus Darwin und den Vetter von Charles Darwin. Ein anspruchsloser Forscher, geboren 1822 in Duddeston, Warwickshire, und in Birmingham erzogen, vollendete er seine Studien in Cambridge 1844, bereiste in den falgenden Jahren Nord- und Südafrika und legte die Ergebnisse seiner ersten Forschungen in dem Werke „Meteorographica" (1863) nieder, das den ersten Versuch darbietet, die Witterungsverhältnisse in großem Maßstade zu cartographiren, wodurch die Existenz und Thearie der Anticyclane zum ersten Mal zur Frage gestellt wurde. In späteren Jahren veröffentlichte Galtan Werke, die sich vorzüglich mit der Vererbung und der Abwägung der verschiedenen menschlichen Fähigleiten befaßten, und mit diesen haben wir es hier allein zu thun, indem sie Farscher- mit Denkergeist gleichermaßen verbinden und die Würde, den Adel der Menschennatur auf naturgesetzlichem Wege zu begründen unternehmen. Diese Werke sind: „Hereditary Genius, its laws and consequences" (1869); „Inquiries into human faculty and its development" (1883); „Natural Inheritance" (1889). Als Ergänzungen und Erläuterungen zu diesen drei Hauptwerken sind ferner zu zählen: „English men of science, their nature and nurture" (1874); „Finger-Prints and Hereditary Genius" (1892); sowie verschiedene Arbeiten über zusammengesetzte oder besser „verschmolzene" Porträt-Phatographie, durch welche Galton, indem er z. B. alle Glieder — männliche wie weibliche — einer Familie über einander phatographirte, den typischen Charakter einer solchen herausbringen wollte. Entsprechend verfuhr er bei den verschiedenen Berufsarten, Verbrecherclassen und Krankheitsfällen, wie Tuberculose und Auszehrung.

Ueberall läßt Galton es sich angelegen sein, das geistige Moment nicht nur auf das physische zu begründen, sandern es zugleich gegen die materialistische Denkweise auszuspielen, die als höchstes, einziges Lebensziel des Menschengeschlechts allein das Wahlbehagen und „Glück der Meisten" kennt. Er ist aristakratisch Empfindender und zugleich naturwissenschaftlich Gebildeter durch und durch. Seine Naturwissenschaft hat ihn zu aristakratischer Auffassung des Lebens geführt, d. h. zur Nothwendigkeit der Auswahl und fürsorgenden Umgebung der hervorragenden Typen, die einer heraischen Lebensauffassung fähig sind und in dem nivellirenden Treiben des modernen Culturlebens, in dem materialistischen Marasmus unterzugehen und auszusterben drohen. Der Geist Carlyle's und Darwin's weht uns samit gleichermaßen aus den Schriften Galtan's an, und mitunter glauben wir einen Nietzsche sprechen zu hören, der die naturwissenschaftliche Schulung besitzt, die diesem abging und die dieser sich so gern noch dazu erworben hätte. Ich will nun die markantesten Stellen aus Galton's Werken durchgehen und glaube, die Leser, welche ich für diesen nicht nach Verdienst gewürdigten Denker zu interessiren hoffe, werden mir darin beipflichten, daß er einzigartig in der englischen Geisteswelt steht, und daß auch Deutschland z. Z. keinen seines Gleichen aufzuweisen hat, der gleichermaßen frei van idealogischer wie von materialistischer Einseitigkeit wäre — ein Haeckel und Nietzsche in einer Person. Aber, was das Werthoallste ist, in dem bescheidenen Style eines maßvollen Gelehrten, ahne das herausfardernde, anspruchsvalle Wortgepränge Jenes, noch die spätere Exaltatian und gelegentliche ekstatische Verstiegenheit dieses großen und gewiß größeren Geistes.

„Da macht sich ein meist ganz unvernünftiges Gefühl geltend gegen die allmälige Austilgung einer minderwerthigen Rasse," heißt es in den „Inquiries". „Es beruht auf einer Vermengung der Rasse mit dem Individuum, wie wenn der Untergang der Rasse gleichbedeutend wäre mit dem einer graßen Zahl van Menschen. Nichts der Art findet statt, sobald der Auslöschungsproceß still und langsam wirlt auf dem Wege früherer Verehelichung der Glieder der höheren Rasse, ihrer größeren Lebensfähigkeit unter gleichen Verhältnissen, ihrer besseren Aussichten, einen Lebensunterhalt zu gewinnen, aber ihrer Ueberlegenheit in gemischten Ehen. Daß die Glieder einer unfähigen Rasse sich nicht gerade gern verdrängen lassen, ist eine Sache für sich; aber freilich mag es ja etwas roh geurtheilt sein, daß, wenn zwei Individuen um denselben Platz kämpfen und eines weichen muß, kein größeres Unglück für das Ganze rintreten kann, wenn der Unfähige dem Fähigen weicht als umgekehrt, indem die Welt durch den Erfalg des letzteren dauernd bereichert wird." Und von diesem Gesichtspunkt aus führt Galtan einen entscheidenden Stoß gegen die Malthus'sche Theorie der Hinausschiebung der Verehelichung und der Verhinderung der Empfängniß. Die praktische Verwerthung dieser Lehre, meint er, werde immer nur beschränkt bleiben, und wenn sa, würde sie zum größten Nachtheil der Rasse ausschlagen. Sie würde nämlich nur von den „Klugen" — soll wahl heißen höher Gebildeten — und „Selbstverneinenden", d. i. Uneigennützigen, befalgt werden; hingegen vernachlässigt van den Impulsiven und Selbstsüchtigen. „Gerade diejenigen, deren Rasse wir besonders brauchen, würden wenige Ablömmlinge hinterlassen, während die Anderen, die wir los sein wallen, den Platz mit ihrer Nachkommenschaft ausfüllten, womit der Uebervölkerungszustand nach wie vor destehen bliebe." Damit wäre nur eine zeitweilige Erleichterung für einige Generationen geschaffen, keine dauernde Vermehrung der allgemeinen Wahlfahrt, während die Rasse der Natian verschlechtert würde. Die praktische Verwerthung der Malthus'schen Lehre müßte daher indirect zu den schlechtesten Ergebnissen führen, die übersehen wurden, weil man es verabsäumte, ihre Tragweite für die Rasse in Betracht zu ziehen. „Wenn diese Lehre alle Bevölkerungsclassen gleichmäßig beeinflußte," heißt es in „Hereditary Genius", „wäre hier nichts darüber zu sagen; allein, da sie als Verhaltungsregel dem klügeren Theil des Menschengeschlechts vargeschrieben wird, während es dem anderen anheimgegeben bleibt, sie unbeachtet zu lassen, zögere ich nicht, sie in ihrer Folge für die Rasse eine äußerst verderbliche Regel zu nennen." Das nathwendige Ergebniß würde sein, daß die Rasse der „Klugen" (Varnehmen) nach einigen Jahrhunderten zu einer verschwindenden Zahl gegenüber den Anderen zusammenschrumpfte und völligen Ruin über das Volk brächte, wa die Regel herrschte. Galtan protestirt daher mit aller Entschiedenheit dagegen, daß die fähigeren Elemente ermuthigt werden, sich auf solche Weise vom Kampf um's Dasein zurückzuziehen. „Es mag ja ungeheuerlich erscheinen," meint er, „daß der Schwache vam Starken verdrängt werden sall; allein noch weit ungehenerlicher ist es, daß diejenigen, welche am besten ausgestattet sind, um ihre Rolle auf der Lebensbühne zu spielen, verdröngt werden sallten van den unfähigen, krankhaften und verzweifelten."

Hiermit habe ich Galtan's aristokratische Grund-Anschauung dargelegt. „Jede That," ruft er emphatisch aus (Natural Inheritance), „die zuerst einen Guinea-Stempel

dem vollen Guinea-Werth des natürlichen Adels verleiht, müßte eine große sociale Lawine in Bewegung setzen.“ Und weiter (Hereditary Genius): „Die Natur strotzt von verborgenem Leben, das zu erwecken dem Menschen weitreichende Kräfte verliehen sind unter den Formen und in dem Maße, wie er es wünscht.“ Zur Erweckung solch verborgener, vereinzelter, in die Minderheit gedrängter und mit der Gefahr des Aussterbens bedrohter edlen Lebenskeime beizutragen; die Rassenhaftigkeit, zunächst seines Volkes, zu ergründen und die Gefahr vor Augen zu stellen, der die modernen Völker durch die planlose, gedankenlose Vermischung mit jeglichem Menschenmaterial entgegengehen, daran hat Galton seine Lebenskraft gesetzt. Er veranstaltete zu diesem Zweck Körpermessungen in ausgedehntem Maßstab, der Statur, der einzelnen Körperhältnisse, der Gliedmaßen; er legte eine Statistik der Haar- und Augenfarbe an, kurz jeglichen kennzeichnenden Merkmals, und suchte die Stabilität jedes Einzelnen bei der Kreuzung zu bestimmen. Er erließ ferner ein genealogisches Preisausschreiben, um zu Familienaufzeichnungen und Abstammungsurkunden anzuregen, oder solche an's Licht zu fördern, zu erhalten und als die kostbarsten Schätze zu verwerthen, die es für einen Menschen geben kann. Denn, so führt er aus: das Leben des Individuums ist in wahrem Sinne eine Fortsetzung desjenigen seiner Vorfahren. Seine Kraft, seinen Charakter und seine Krankheiten hat es im Grunde von ihnen überkommen; zuweilen sind seine Fähigkeiten Mischung vorväterlicher Eigenschaften, aber häufiger sind sie Mosaike, Flicken, die bald der einen, bald der anderen von diesen ähneln, die bald hier, bald da herausgucken. „Die Lebensgeschichten unserer Angehörigen sind prophetisch für unsere eigene Zukunft; sie sind weit lehrreicher für uns als die Fremder, bei Weitem geeigneter, uns zu ermuthigen und zu warnen. Wenn es so etwas wie ein natürliches Geburtsrecht giebt, dann kann ich kein größeres erkennen als das Recht des Kindes, zunächst stellvertretend durch seine Wärter, und später persönlich unterrichtet zu werden über die Lebensgeschichte, medicinische und andere, seiner Vorfahren. Das Kind wird ins Leben hineingestoßen ohne irgend welches Stimmrecht in der Angelegenheit, und das geringste Entgelt, das diejenigen, die es hierher brachten, ihm gewähren können, ist dies, es mit der ganzen Lebensleitung auszustatten, die in ihrem Vermögen liegt, einschließlich der vollständigen Lebensgeschichten seiner nächsten Vorfahren“ (Enquiries).

Längst ist uns der Satz Haeckel's geläufig, daß die Ontogenese nur eine Wiederholung der Phylogenese ist. Aber welcher Naturwissenschaftler hätte wohl versucht, ihn in seiner ganzen Tragweite zu erfassen, auszubeuten, zu veranschaulichen? Auch sein Urheber nicht. Denn dazu gehörte mehr als bloß ein naturwissenschaftlich gebildeter, dazu gehörte ein philosophischer Kopf im besten Sinne, nämlich Denkergeist, der der tiefsten Lebenserfassung fähig ist. Wie gesagt, der Geist eines Carlyle mit dem Forscherblick eines Darwin in Eins verbunden. Und als ein solcher zeigt sich hier Galton. Für ihn schlummert in jedem einzelnen Menschen der ganze Lebensinhalt seiner Vorfahren, in nuce, der ganze Inhalt der lebendigen Kette von ihrem plasmischen Ursprung an, als deren jüngstes Glied ein Jeder erscheint. Die ganze Erbschaft eines Menschen muß demgemäß ein größeres unterschiedliches Material einschließen, als zur Bildung seiner persönlichen Structur verbraucht worden ist. Die Existenz eines solchen unverbrauchten Bestandtheils in verborgener Form erweist sich in seinem Vermögen, vorväterliche Charaktere zu übertragen, die er in seiner Person nicht offenbarte. „Aus diesem Grunde,“ meint Galton, „muß die organisirte Structur jedes Individuums als die Erfüllung nur einer einzigen aus einer unbestimmbaren Zahl von Möglichkeiten angesehen werden, die einander gegenseitig ausschließen. Seine Structur ist die zusammenhängende und mehr oder weniger stetige Entwickelung eines nur mehr unvollkommenen Musters einer weitreichenden Verschiedenheit von Elementen“ (Natural Inheritance). Galton ist Anhänger der Vererbungstheorie; aber die erworbenen Eigenschaften scheinen ihm nicht sowohl von den Eltern auf die Kinder, als auf die Enkel und Urenkel überzugehen. „Der Eierstock der Mutter ist ebenso alt wie die Mutter selbst,“ heißt es a. a. O.: „Er war wohl ausgebildet in ihrem eigenen embryonischen Zustand. Die Eier, die er in ihrem erwachsenen Leben enthält, waren actuell oder potentiell gegenwärtig, bevor sie geboren war, und sie wuchsen in dem Maße, wie sie wuchs. Es zeugt mehr dafür, sie als (altersgenössische) „Seitenlinien“ (collateral with) der Mutter anzusprechen, denn als Theile von ihr. Das Gleiche gilt mit geringem Vorbehalt für die männlichen Elemente. Es ist deshalb außerordentlich schwierig zu ergründen, wie erworbene Fähigkeiten auf Kinder vererbt werden können. Leichter hingegen läßt sich demgemäß die Vererbung auf Enkelkinder erweisen.“

Die Civilisation ist für Galton eine neue Lebensbedingung, die dem Menschen auferlegt wurde durch den Verlauf der Geschehnisse, genau so, wie in der Geschichte der geologischen Umwälzungen die verschiedenen Thierrassen fortgesetzt neuen Bedingungen unterworfen wurden. Allein die Entwickelung unserer Natur, gleichviel ob unter Darwin's Gesetz der natürlichen Auslese oder auf dem Wege veränderter vorväterlicher Gewohnheiten, hat nicht Schritt gehalten mit der Entwickelung unserer moralischen Cultur. „Der Mensch war gestern noch Barbar, und daher ist nicht zu erwarten, daß die natürlichen Triebe seiner Rasse bereits in Einklang gebracht sein sollten mit seinem ganz neuerlichen Fortschritt. Wir Menschen der gegenwärtigen Jahrhunderte sind gleich Thieren, die plötzlich unter neue Bedingungen des Klimas und der Ernährung versetzt worden: unsere Instincte versagen uns unter den veränderten Umständen“ (Hereditary Genius). Die Erfordernisse der Centralisation, des Verkehrs und der Cultur verlangen mehr Kräfte des Gehirns und Geistes, als der Durchschnitt unserer Rasse aufweist. „Wir befinden uns in einem schreienden Mangel um einen größeren Bestand an Fähigkeit in allen Lebensverhältnissen; denn weder die Classen der Staatsmänner, Philosophen, Künstler, noch der Arbeiter vermögen der modernen Verwickeltheit ihrer verschiedenen Berufsarten Genüge zu thun. Eine ausgedehnte Civilisation wie die unserige umfaßt mehr Interessen, als die gewöhnlichen Staatsmänner oder Philosophen unserer gegenwärtigen Rasse zu berücksichtigen fähig sind, und sie erfordert intelligentere Arbeit, als unsere gewöhnlichen Arbeiter und Handwerker zu leisten vermögen. Unser Geschlecht ist überlastet und scheint zur Entartung getrieben werden zu sollen durch Anforderungen, die seine Kräfte übersteigen“ (a. a. O.). Galton zeigt nun im Einzelnen, wie unter diesen gesteigerten Anforderungen gerade der bedeutende Mensch zerbricht und von der Fortpflanzung ausgeschlossen wird; er erweist dies am religiös veranlagten Menschen, am Künstler, und am geistig hochgebildeten Weibe. Kinder streng religiöser Eltern pflegen erwiesenermaßen oftmals übel auszuschlagen, eine Thatsache, die in argem Widerspruch mit dem Vererbungsgesetz zu stehen scheint. Dennach glaubt Galton diese offenbare Anomalie aus der moralischen Natur des religiösen Menschen erklären zu können, dessen Eigenthümlichkeit er als „bewußte Unbeständigkeit“ erkennt: „Er neigt zu Extremen, jetzt im höchsten Maße vom Enthusiasmus, der Verehrung und Selbsthingebung ergriffen, im nächsten Augenblick wieder der Selbstsucht und Sinnlichkeit hingegeben. Sehr fromme Leute pflegen sich als die elendsten Sünder zu kennzeichnen, und sie dürften in hohem Grade beim Wort genommen werden. Ihrer Veranlagung nach scheinen sie häufiger zum Sündigen und wiederum zu lebhafterer Reue angethan, als Leute von stoischer Beschaffenheit und ebenmäßigerem, geordneterem Charakter. Die moralische Pendelweite religiöser Leute ist größer als die Anderer, deren durchschnittliche moralische

Verfassung gleich ist" (Hereditary Genius). Solche Menschen sind von Natur mit hohen moralischen Eigenschaften ausgestattet, verbunden mit Unstetigkeit des Charakters, Eigenschaften, die in keinerlei Verbindung unter einander stehen. „So werden die Kinder denn häufig den einen Theil mitbekommen ohne den anderen. Vererben sich die moralischen Gaben ohne große Unbeständigkeit, dann wird der Abkömmling nicht das Bedürfniß nach außerordentlicher Frömmigkeit empfinden; erbt er hingegen die Unbeständigkeit ohne die Moralität, dann pflegt er seinen Namen zu entehren" (a. a. O.). Nun zu den Künstlern. Sie sind offenbar nicht zu Gründern von Familien geschaffen. Denn „ein großer Künstler zu sein, erfordert eine seltene und sozusagen unnatürliche Verbindung von Eigenschaften. Ein Dichter muß außer seinem Genius die Strenge und den standhaften Ernst Derjenigen besitzen, deren Veranlagung nur geringer Versuchung zum Genießen ausgesetzt ist, und er muß zu gleicher Zeit das äußerste Entzücken an der Uebung seiner Sinne und Neigungen empfinden. Das ergiebt einen seltenen Charakter, der nur unter ganz besonders günstigen Bedingungen zu Stande kommt und daher in der Vererbung unbeständig ist. In der Regel gehen Menschen mit starken sinnlichen Trieben im Leben fehl, und diese Tendenz erweist sich deutlich an zahlreichen Individuen solcher Abkunft, welche nur den gefährlichen Theil vom Charakter eines Dichters ererbten und nicht zugleich seine anderen Eigenschaften, die diesen aufwiegen und im Zaum halten" (a. a. O.). Endlich zu den Frauen von geistiger Begabung. „Die Tanten, Schwestern und Töchter hervorragender Männer pflegen sich im Durchschnitt nicht so häufig zu verehelichen wie andere Frauen, da sie an eine höhere Cultur und einen geistigen und moralischen Ton in ihrem Familienkreis gewöhnt sind, den sie nicht so leicht anderswo finden, zumal wenn bei ihren gewöhnlich bescheidenen Mitteln ihre Beziehungen auf die Personen ihrer nächsten Umgebung beschränkt bleiben. Auch wird ein Theil von ihnen sicherlich von dogmatischem und selbstherrlichem Charakter und deßhalb nicht anziehend für die Männer sein, und Andere wiederum werden diesen ihren weiblichen Beruf verfehlen durch scheues, seltsames Wesen, das sich oft bei jungen Mädchen von Geist zeigt und ihren Aussichten auf Verehelichung hinderlich ist" (a. a. O.).

So sehen wir unter den gegenwärtigen Verhältnissen die höhere Menschenform, welche einen seltenen und schwer haltbaren Complex von Qualitäten erfordert, die einander in der Regel ausschließen, und dessen erbliche Uebertragbarkeit höchst fraglich erscheint, überall vor der gröberen und gewöhnlicheren das Feld räumen. Dieser bieten sich allenthalben die besten Fortpflanzungsmöglichkeiten, während Jene wie dauernd auf den Aussterbe-Etat gesetzt ist. Um so zwingender nur muß die Pflicht werden, dem höheren Menschentypus auf jede Weise zu Hülfe zu kommen. Galton weist mit allem Nachdruck darauf hin. Den seltenen Typus, der hervorragende Eigenschaften gegensätzlicher Natur in sich vereinigt, typisch zu machen, d. h. dergestalt in sich zu festigen, daß er zu einer dauernden und sich forterbenden Specialität und schließlich zu einer eigenen Rasse sich auswächst — das ist das Problem. „Die gelindeste Form dessen, was ich Rassen-Veredelungslehre zu nennen wage" — erklärt Galton — „würde darin bestehen, nach Ankündigungen höherer Menschenbildung auszuspähen und diese überall solchermaßen zu begünstigen, daß ihre Nachkommenschaft die der übrigen Rasse überwächst und diese allmälig durch ihre überlegene Zahl verdrängt. Solche höheren Bildungen sind durchaus keine seltene Erscheinung. Es ist leicht, Familien ausfindig zu machen, die sich durch charakteristische Ebenbilder auszeichnen, deren Züge und Charaktere gewöhnlich diejenigen ihrer Frauen und Männer in deren gemeinsamem Abkömmling überwiegen und die zu gleicher Zeit ebenso fruchtbar sind wie der Durchschnitt ihrer Classe" (Inquiries). Durch ein System solcher entsprechender, ergiebiger Eheschließungen würde das menschliche Geschlecht unendlich gefördert werden können; neue Formen und Varietäten würden auf diese Weise durch einen Wechsel in den Lebensbedingungen erstehen. „Das Menschengeschlecht hat somit eine ausgedehnte Controle über die Formen seiner künftigen Lebensgestaltung, weit mehr als dem einzelnen Individuum über seine eigene eingeräumt ist, da die Freiheit des Individuums engbegrenzt ist in der Ausübung seines Willens. Alles Lebendige ist einfach in seinem Wesen, aber mannigfaltig, ewig wechselnd und wechselwirkend in seinen Erscheinungen, und Menschen wie alle Lebwesen sind Kräfte und Glieder eines unendlich ausgedehnteren Systems kosmischer Wirkung, als irgend ein Einzelner zu fassen vermag. Wir Menschen können daher, mehr oder weniger bewußt, zur Erscheinung eines weit höheren Lebens als unseres eigenen beitragen, gleichwie die einzelne Zelle im Organismus des höheren Thieres zur Erscheinung seiner höheren Lebensform beiträgt" (Hereditary Genius).

Wahrhaft dramatisch ist die Schilderung, welche Galton vom Schicksal des spanischen Volkes entrollt. Der Abschnitt liest sich wie eine erschütternde Tragödie und steht in der Kunst der Darstellung dem Besten nicht nach, was der Meister auf diesem Gebiete — Gobineau — an tragischer Wirkungskraft geleistet hat. Die nüchternen Zahlen wirken hier für sich allein schon wie Schlag auf Schlag mit dramatischer Kraft in einem zu Ende und zu Tode gehenden Menschenschicksal. Es ist der fünfte Act im Leben eines hochbegabten Culturvolkes, dessen erste Scenen Galton hier darbietet und dessen folgende wir mit erlebt haben unter den Stichworten „Cuba" und „Philippinen", und weiter erleben in den unaufhörlichen revolutionären und religiösen Wirren dieses unglücklichen Volkes. Das Mittelalter mit seinen Klostermauern und dem Cölibat, das gerade vorzugsweise die feinsten, vornehmsten und edelsten Naturen umfing und von der Fortpflanzung ausschloß, hat nach Galton die Herunterzüchtung der modernen Menschheit in die vielberufene allgemeine Decadenz in die Wege geleitet. Am schwersten ist davon betroffen worden und hat darunter gelitten Spanien, die Hochburg der katholischen Kirche. „Wo immer ein Mann oder Weib eine feinere Veranlagung zeigte, die zur Nächstenliebe, zur Betrachtung, zur Literatur oder der Kunst neigte, gab es der socialen Zeitlage nach keine andere Zuflucht für sie als den Schooß der Kirche. Diese aber forderte Ehelosigkeit. Die Folge war, daß derartige Naturen sich nicht fortpflanzen konnten. So entwürdigte die Kirche durch diese unkluge und selbstmörderische Politik die Zucht unserer Vorväter, gleich wie wenn sie gerade darauf abgezielt hätte, den rohesten Theil der Menschengemeinschaft zum Erzeuger der künftigen Generationen zu bestimmen. Sie handelte Züchtern gleich, die wilde, dumpfe und stumpfe Creaturen hervorbringen wollen. Kein Wunder, daß der Parteigeist auf Jahrhunderte hinaus Europa in Banden hielt; das größere Wunder ist vielmehr, daß genug Gutes in den Adern der Europäer zurückblieb, um sie fähig zu machen, ihre Rasse zu dem gegenwärtigen recht bescheidenen Grad natürlicher Sittlichkeit heranzubilden" (H. G.). Die religiöse Politik wirkte in Europa aber noch in einer anderen Richtung mit kaum geringerer Grausamkeit gegen die Natur der künftigen Geschlechter, durch die Verfolgungen, welche Tausende der hervorragendsten Denker und Männer von politischer Befähigung auf's Schaffot oder während eines großen Theils ihres Mannesalters in den Kerker brachten oder sie aus dem Lande trieben. Ueberall betraf dies Schicksal gerade die Furchtlosesten, Wahrheitsuchenden, Intelligentesten, die die geeignetsten Erzeuger einer hohen Civilisation gewesen wären, und behinderte sie an der Fortpflanzung, während dessen die knechtischen, gleichgiltigen und stumpfen Naturen in dieser Hinsicht des freiesten und um so freieren Spielraums genossen. „Es genügt, um das Blut kochen zu machen" — ruft Galton aus — „dieses

blinden Wahns zu gedenken, der die ersten Völker der ringenden Menschheit zu Erben einer solchen hassenswürdigen Ahnherrenschaft machte, die unsere Instincte in einen unnöthig lange hingehaltenen Antagonismus zu den wesentlichen Erfordernissen einer stetig fortschreitenden Civilisation brachte. In Folge dieser angezüchteten Unvollkommenheit unserer Naturen und in Hinblick auf die Bedingungen, unter denen wir zu leben haben, werden wir noch jetzt fast ebenso vom Gefühl der moralischen Unfähigkeit und Sünde heimgesucht, wie die ersten Bekehrten der Barbarenzeit, und wir flüchten uns in halb unbewußte Selbsttäuschung und Heuchelei wie in eine gewisse Zuflucht vor seiner Beharrlichkeit. Unsere Glaubensbekenntnisse bleiben in Widerspruch mit unserer wirklichen Lebensführung, und wir führen ein doppeltes Leben von unfruchtbarem religiösen Sentimentalismus, verbunden mit groben materialistischen Gewohnheiten" (H. G.).

Die Ausdehnung, welche die religiöse Verfolgung in Europa gewonnen, läßt sich an nachstehenden statistischen Angaben ermessen. So wurde die spanische Bevölkerung während der drei Jahrhunderte von 1471 bis 1781 jährlich von 1000 Freidenkern gereinigt, von denen 100 durchschnittlich hingerichtet und 900 eingekerkert wurden. Im Laufe dieser drei Jahrhunderte wurden im Ganzen 32 000 Personen verbrannt, 17 000 in effigie, von denen wohl die Meisten im Gefängniß starben oder aus Spanien entflohen, und 291 000 zu verschiedenen Zeiträumen von Einkerkerung oder anderen Strafen verurtheilt. „Es ist unmöglich, daß eine Nation eine solche Politik nicht mit einer schweren Einbuße bezahlt haben sollte, mit der Verschlechterung ihrer Zucht" — sagt Galton — „wie dies offenkundig hervortritt in der Gestalt des abergläubischen, unfähigen spanischen Volkes unserer Tage" (G. H.). Die übrigen romanischen Völker litten zwar weniger unter diesem System, aber immerhin auch schwer genug. So wurden allein in der Diöcese Como Jahr für Jahr mehr als 1000 Menschen von der Inquisition gerichtet, und in dem einen Jahre 1416 allein 300 verbrannt. In Frankreich endeten während des 17. Jahrhunderts 3 bis 400 000 Protestanten im Gefängniß, auf der Galeere, bei Fluchtversuchen oder auf dem Schaffot, und eine gleiche Zahl wanderte aus. Und im modernen Frankreich des 19. Jahrhunderts wurden nach im Jahre 1870 in den Tuilerien gefundenen Papieren seit dem 2. December 1851 nicht weniger als 26 642 Personen wegen politischer Vergehen verhaftet und 14 118 transportirt, verbannt oder in's Gefängniß geworfen — eine „Menschenauslese", die in gewissem Sinne doch der durch die religiösen Verfolgungen der früheren Zeit bewirkten entsprochen haben muß, denn jedenfalls sind es immer die intelligenteren, geweckteren, nicht die knechtischen, stumpfen Individuen, welche revolutioniren. An sittlichem Werth freilich mag diese jüngere Auslese des französischen Volkes sich mit der älteren nicht entfernt vergleichen können.

Und diesem düsteren Gemälde der neueren ethnischen Cultur Europas stellt nun Galton das lichte des athenischen Alterthums gegenüber. „Athen öffnete seine Arme den Einwanderern, allein nicht unterschiedslos, denn sein sociales Leben war so beschaffen, daß nur sehr befähigte Menschen irgend Lust daran gewinnen konnten: auf der anderen Seite bot es Genüsse, wie Menschen von höchster Fähigkeit und Cultur sie in keiner anderen Stadt finden konnten. So baute Athen durch ein System halb unbewußter Auslese eine prachtvolle Zucht von Menschen-Thieren auf, die im Zeitraum eines Jahrhunderts, nämlich zwischen 530 und 430 a. C., die folgenden erlauchten Menschen erzeugte, 14 an der Zahl: Themistokles (von fremder Mutter), Miltiades, Aristides, Cimon (Sohn des Miltiades), Perikles (Sohn des Xanthippus, Sieger von Mykale), Thukydides, Sokrates, Xenophon, Plato, Aeschylos, Sophokles, Euripides, Aristophanes, Phidias" (H. G.). Und das kleine Gebiet von Attika enthielt während seiner blühendsten Zeit weniger als 90 000 eingeborene Freie, 40 000 wohnhafte Fremde und eine Arbeiter- und Handwerkerbevölkerung von 400 000 Sclaven. Wenn nun nach gewöhnlicher Schätzung eine Bevölkerung sich dreimal während eines Jahrhunderts erneuert, so haben wir es mit einer Gesammtbevölkerung von 270 000 freigeborenen Menschen oder 135 000 Männern zu thun, berechnet Galton, die in jenem Jahrhundert geboren waren. Von diesen hätte etwa die Hälfte oder 67 500 das Alter von 26 Jahren, und ein Drittel oder 45 000 das von 50 Jahren erreicht. Da 14 Athener unsterblich wurden, verhält sich die Auslese wie 1 zu 4822 hinsichtlich der ersteren und wie 1 zu 3214 hinsichtlich der letzteren Berechnung.

Galton liebt es, die statistische und mathematische Methode in der Ethnologie und Anthropologie zur Anwendung zu bringen. Es könnte danach seltsam erscheinen, daß ich diesen vorzugsweise nüchternen Statistiker mit den englischen esoterischen Philosophen des 19. Jahrhunderts in Parallele gestellt habe. Sein Styl hat nichts oder wenig von dem Schwung dieser; er ist kein Mann der hohen, schönen und großen Worte, aber um so mehr einer der tiefen realen Werthe. Und wo er, wie bei der gekennzeichneten Tragödie des spanischen Volkes in seiner Schilderung plastisch und dramatisch wird, da wirkt seine schlichte Sprache nur um so ergreifender, schlagender und nachdrucksvoller, eben um ihrer schlichten Realität und Sachlichkeit willen. Darum schätze ich ihn höher selbst als die Ruskin und Emerson auf der einen Seite, denen er an esoterischer Geistesbildung nachsteht, und höher gewiß als die Mill und Spencer auf der anderen, denen er an naturwissenschaftlicher Durchbildung zum Mindesten nicht nachsteht. Er besitzt die schlagende Kraft der realen, sprechenden Darstellungsweise, die den mit hohen und schönen Worten genugsam gesättigten und überfütterten modernen Menschen allein noch zu überzeugen und dauernd in Mitleidenschaft zu ziehen vermag.

Feuilleton.

Der letzte Abend.

Von Herman Bang. Deutsch von Wilhelm Thal.

Es war der letzte Abend. Fest war auf Fest gefolgt, und im ganzen Kirchspiel war des Candidaten Wohl in Champagner und Kirschbeerwein getrunken worden. So waren die Wochen vergangen, und nun war es der letzte Tag — am Abend.

Die letzten Stunden wollte man für sich haben und allein sein. Sie hatten alle genug von den Festlichkeiten, außerdem war es ein langer Abschied, lang und schmerzlich; denn Batavia liegt weit von Dänemark, und nach Batavia sollte er. Darum meinte auch die Wittwe, heute müßten entweder die stärksten Ketten geschmiedet oder alle Bande zerrissen werden. Sie hatte einen Wagen gemiethet, und sie waren nun hinübergefahren nach „der Wiese", doch die Stimmung war auf der Fahrt matt gewesen. Selbst Pastors Johanne, der einzige Gast außer ihm, war zerstreut und verstimmt gewesen. Die Frau und Marie, ihre älteste Tochter, hatten sich unaufhörlich beim Kaffee zu schaffen gemacht, erst mit dem Bereiten und dann mit dem Tischabnehmen; die drei Anderen sollten spazieren gehen. Doch wenn sie an einen engeren Steg kamen, wo das Unterholz finster schimmerte und der Weg dunkler wurde, war Johanne immer vor oder hinter den Anderen. Bald wollte sie zwischen den hohen Stämmen Farrenkraut pflücken, bald fand sie etwas Moos, das so verlockend weich war, daß sie probiren mußte, wie es sich darauf saß. Wenn sie dann wieder die Anderen traf, sah sie schnell fragend erst auf ihn, und dann auf sie. Doch sie war beständig bleich und zerstreut und er beständig munter — eine sorglose Munterkeit, die Batavia vergessen hatte und nicht an den Abschied dachte. Als sie wieder zum Wagen kamen, flüsterte Johanne Marie zu:

„Das wird zu Hause schon besser gehen."

Es wurde auf der Rückfahrt nicht viel gesprochen. Und weil Alle fühlten, daß gesprochen werden mußte, konnte es gerade Keiner. Er war auch still geworden; vielleicht war es die Wehmuth des Sommer

abends, die das Lachen auf seinen Lippen ersterben ließ, vielleicht dachte er auch daran, daß es doch sein Jugendheim war, das, von den Schatten des Abends bedeckt, das letzte Mal vor seinen Blicken lag. Als aber die Anderen sein stummes Wesen bemerkten, erwachten sie wieder zum Leben, und Johanne gewann wieder ihre Munterkeit zurück. Sie fing an, eine von Heyse's Romanzen zu singen, Marie fiel nach dem ersten Verse ein. Die Töne flossen mit der Stimmung des Sommerabends zusammen.

Hinter den Hügeln im Westen ging die Sonne unter; die weichen Umrisse der Anhöhen hoben sich scharf wie Silhouetten von diesem röthlich flammenden Hintergrunde ab.

Unten vor den Hügeln im Moose bewegte sich der Nebel wie ein tausendfacher Schleier. In einiger Entfernung gesehen, nahm er sich wie ein großer See aus, der in der Stille der Sommernacht träumend auf den Tag wartet. Neben dem Wagen, auf den Feldern, am Wege dufteten die schönen Kleeblumen rings umher. Und die Dämmerung wurde dichter und dichter.

Man kam nach Hause und setzte sich zu Tisch, doch die Gerichte der Wittwe standen unberührt; er war der Einzige, der aß. Seine Stimmung hatte sich verändert, und er war wieder munter geworden. Er scherzte mit Johanne, trank auf das, „was sie ja wußte“, wünschte Marie Glück zu ihrer Aussteuer und eine fröhliche Hochzeit und dankte der Wittwe mit dem dritten Glas Portwein. Emilie saß ganz steif, ganz starr auf dem Stuhle, doch Alles tanzte vor ihren Augen, und sie wußte, sie würde in Weinen ausbrechen, wenn sie genöthigt würde, auch nur das kleinste Wort zu sprechen. Das Weinen saß ihr im Halse, ganz oben in der Kehle, so daß es ihr fast den Athem benahm. Doch steif und gerade saß sie da.

Man ging in den Garten hinaus. Die Anderen hielten sich zurück. Die Frau sollte ihres gichtkranken Rückens wegen ein Tuch umnehmen — er und sie gingen durch die Nußallee, die so schmal ist, daß die Zweige der Büsche unaufhörlich ihre Wange streifen. Wie kühl es hier drin ist und so still! Sie hören ihre eigenen Schritte auf der weichen Erde. Sie sind einige Schritte stillschweigend gegangen, dann nimmt sie sich zusammen und spricht. Ihre eigenen Worte tönen in ihren Ohren wie ein fremder, ferner Laut; seine munteren Antworten kann sie kaum fassen... Wären sie nur erst am Ende des Ganges!...

* * *

Sie kamen alle wieder hinein. Marie bot Erdbeeren an. Die Wittwe sucht vergebens das Gespräch aufrecht zu erhalten; sie ist roth im Gesicht, angeregt, echauffirt, und unbewußt nickt sie fieberhaft mit dem Kopf, so daß die Blumen auf ihrer Haube zittern. Johanne blickt auf die Uhr. Wenn das Gespräch stockt, vernimmt man ihr ruhiges, unerschütteres, unaufhörliches Ticken, das wie eine spottende Stimme klingt. Er sitzt ruhig über seinen Teller gebeugt, taucht seine Erdbeeren in die Sahne; sein sonnverbranntes Gesicht, das von der Lampe beleuchtet wird, ist ruhig, keck und vertrauensvoll. Er will in Batavia sein Glück machen. Emilie hat sich in eine Ecke gesetzt; wie hinter einem Schleier sieht sie im Schatten auf dieses Gesicht, das sie liebt und das, vom Schein der Lampe beleuchtet, so ruhig und unverändert munter blickt. Und ihr ist es, als wolle ihr Herz zu schlagen aufhören.

Die Mutter geht aus der Stube in das andere Zimmer. Sie will „ihre Canarienvögel zudecken“. Kurz darauf erheben sich auch Johanne und die Schwester und gehen zur Gartenthür ... Emilie sieht es und will aufstehen, um ihnen zu folgen. Sie kann nicht mit ihm allein sein... doch ihre Knie wollen sie nicht tragen. Sie kann nicht aufstehen... jetzt sind sie allein.

Auf der Eßzimmerthür sieht man den Schatten der Frau, ihre spitze Nase und die Blumen, die auf der Haube zittern; draußen im Garten, gerade vor der Treppe, stehen die jungen Mädchen, an einander geschmiegt, und flüstern ganz leise. In der Stube hört man nichts weiter als das peinliche Ticken der Uhr. Um die Lichter am Clavier summt eine einzelne Fliege.

Er schiebt den Teller fort und leert sein Glas Sherry.

„Sind die Anderen fort?“

„Sie sind in den Garten gegangen,“ ertönte es gedämpft aus der Ecke.

Vielleicht war etwas in der Stimme, im Ton dieser Antwort, vielleicht die ganze Luft, die ganze Stimmung in der Stube, die ihn veranlaßte, sich über die Stirn zu fahren, sich gleichsam ein wenig zu besinnen.

Das Flüstern stockt im Garten, der Schatten der Frau steht ganz still.

„Es nützt ja nichts, darüber zu weinen,“ sagte er nach einer Pause. „Man wird ja reich da drüben, und Mutter drängt dazu.“

Er erhebt sich, um die neue Stimmung abzuschütteln, geht durch's Zimmer und bleibt am Fenster stehen.

Sie sitzt beständig in der Ecke, ganz im Schatten verborgen und kämpft, um nicht sprechen zu müssen.

Doch die Gedanken ziehen stürmisch durch ihren Kopf, und es ist ihr, als sitze der Laut, den sie ausstoßen will, wie eine quälende Last in ihrer Brust. Und die Anderen kommen nicht herein — warum nicht? Warum plagen sie sie so?

„Spiele etwas zum Abschied,“ sagt er und dreht sich um. „Du hast so wenig in diesen Tagen gespielt.“

Ihr ist's, als ginge die Diele auf und nieder, als sie zum Clavier ging, das an der Thür zum Garten steht. Sie sucht wie eine Blinde nach den weißen Tasten. Jetzt braucht sie wenigstens nicht zu sprechen.

Die ersten Töne sind lärmend, die Saiten stöhnen unter ihren schnellen Händen. Doch bald wird das Spiel milder, eine seufzende, gedämpfte Melodie, von wehmüthigen Thränen durchsetzt. Und während sie spielte, zogen in wechselnden Tönen die Bilder ihres Jugendlebens vorüber. Jeder Accord war eine Erinnerung, jeder der verklingenden Töne war ein Traum, der sie zum Abschied grüßte.

Sie sah, wie sie in dem großen Trog auf dem Teich des Pfarrhauses herum segelten. Er war ein mächtiger König, der mit der schönen Prinzessin auf die Brautfahrt zog. Am anderen Ufer lag das bunte Land des Märchens. Sie saß mit Blumen im Haar und sah auf ihn, wie er, den goldenen Papphelm auf dem Kopf, das Boot steuerte. Und sie glaubte, die glückliche Fahrt solle das ganze Leben hindurch dauern...

Die Luft der Sommernacht dringt, mit Rosendüften durchsetzt, durch die Gartenthür herein. Die Mücken summen um die Lampe, die Uhr tickt unaufhörlich. Emilie spielt zum Abschied; sie nimmt Abschied von ihrer Liebe und von dem, den sie lieb hatte...

Sie sind Beide älter geworden. Er sitzt in der obersten Classe der Stadtschule und soll bald Student werden. Da saßen sie eines Abends zusammen, hinter der Rosenhecke im Garten, Hand in Hand; sie erinnert sich noch so genau. Und er holte verlegen ein Gedicht aus der Tasche und las es ihr vor. Es handelte von Liebe, und als er es gelesen, sagte er:

„Es handelt ja von Dir und mir!“

Und dann küßte er sie gerade auf den Mund, vielmals, vielmals... Sie riß sich los, doch die Verse lernte sie auswendig und sagte sie sich tausendmal her, und kein Gedicht der ganzen Welt war so schön wie dieses. Sie war ja selbst die Heldin des Gedichtes. — Dann kamen die dunklen Zeiten, wo er fort blieb.

Wie weich und milde sind die Töne geworden, wie schmelzend die Accorde. Sie klingen wie schwermüthige Lieder, die nur Frauen leise vor sich her trällern.

Sie spielt ja das letzte Mal für ihn, den ihr Herz so liebt!

Sie waren zusammen auf dem Ball gewesen. Es war zur Weihnachtszeit. Da war eine Dame aus Kopenhagen, im gelben Seidenkleid und vielen Veilchenbouquets. Er tanzte fast den ganzen Abend mit der Dame. Sie war so kokett und schlug die Schleppe über den Arm, wenn sie tanzte. Und dann fragte er sie, ob sie nicht schön wäre. Wie sie weinte, als sie nach Hause kam, und wie sie diese Dame mit der segenden Seidenschleppe und den duftenden Veilchen haßte... Doch dann hatte sie das Gedicht vorgeholt und es wieder und immer wieder gelesen ... und sie war die Heldin im Gedicht.

Sie war blind gewesen, und diese Töne waren der Grabgesang ihrer Liebe!

Dann hatten sie an einem Sommerabend im Garten Haschen gespielt. Und athemlos von dem starken Laufen, waren sie in der Nußallee zusammengetroffen. Er hatte ihre Hand ergriffen und sie gedrückt — wie sie den Druck noch fühlte; kräftig, warm hatte er sie gedrückt. Die Liebe lebt von Wenigem, und sie hatte beständig gehofft, sie wäre die Heldin im Gedicht. Mit ihm als Steuermann zog sie hinüber zum anderen Ufer — in das bunte Land des Märchens.

Doch jetzt war das Gedicht vorüber — und er stand allein im Boot. Sie saß am Ufer, und ihr war es, als hätten alle Blumen ihre Köpfe gesenkt, und die Dämmerung des Abends warf ihren Schleier auf sie nieder.

— — Der Schatten der Frau bewegte sich unruhig auf der Thür der Eßstube. Die jungen Mädchen lauschten aufmerksam.

Er stand da und spielte mit seiner Uhrkette.

Die Töne klangen abgerissener als vorher, wie gedämpfter Schrei und unregelmäßiger Seufzer.

Dann hörte sie auf.

„Ich danke Dir, Emilie,“ sagte er bewegt; „ich glaube, Du hast nie schöner gespielt.“

Die Worte klangen herzlich und warm. „Der Töne werde ich in Batavia gedenken.“

Er streckte die Hand aus, doch sie erhob sich schnell, drehte sich um und ging zum Fenster.

Lange blieb Alles still, das Haubenband der Frau ging heftig auf und nieder. Johanne faßte sich schnell und trat mit raschem Schritte ein. Mit Thränen in den Augen und sehr blassem Gesicht folgte Marie hinterdrein.

„Es ist gewiß Zeit, aufzubrechen,“ sagte sie.

Sie nimmt Abschied, und er macht ebenfalls Miene, zu gehen.

Ein wunderliches, nervöses Abschiednehmen, wo man es vermeidet, sich gegenseitig anzusehen, wo die eine Hand sich lose in die andere legt, und wo man thut, als würde man sich am nächsten Tage wiedersehen...

Die Frau und Marie folgen ihm in den Garten. Emilie steht noch immer am Fenster. Sie drehte sich nur halb um, als er ihr bewegt und leise Lebewohl sagte.

Und während sie Stimmen vom Garten her vernimmt, steht sie thränenlos da und starrt hinaus in das Dunkel...

Aus der Hauptstadt.

Politisches Tagebuch.

Freiherr v. Eckardstein widerruft die Mittheilung, daß er eine neue Kaiserpartei gründen wolle, deren Aufgabe es sei, die Heeres-, Zoll-, Canal- &c. Politik des Kaisers stets und unbedingt zu unterstützen.

Freiherr v. Eckardstein ist mit Recht darüber entrüstet, daß man ihm den Unsinn einer solchen Parteigründung zugetraut hat. Einmal kennt er als früherer Diplomat die Verfassung des Deutschen Reiches ganz genau und weiß, daß der Kaiser nie direct, ohne Vermittelung seines Kanzlers, in die Politik eingreifen kann, daß also eine Partei mit kaiserlicher Politik verfassungsrechtlich unmöglich ist. Außerdem aber gilt Baron Eckardstein für einen Mann von großer, kalter Geschäftsklugheit; wenigstens stellt ihm sein Schwiegervater, Herr Maple in London, dies Zeugniß aus. Einem solchen Manne ist es kaum zuzutrauen, daß er Bianco-Accepte unterschreibt, seien es nun commercielle oder politische. Einem solchen weitschauenden Manne ist es ferner nicht zuzutrauen, daß er annehme, unter seinen etwaigen Jüngeren befinde sich auch nur ein Einziger, der aus uneigennützigen Gründen auf jede selbstständige Meinung verzichten und blindlings jede Meinungsänderung des Monarchen kostenfrei mitmachen werde. Führer der Kaiserpartei könnten freilich Alle werden, die Carrière machen wollen. Die hinter ihnen stehenden Anhänger gebrauchten jedoch, mit einem Worte, so zahlungsfähige Führer, daß selbst Maple's Millionen für diese Zahlungsfähigkeit nicht ausreichen würden.

*

Theodor Mommsen skizzirt in seinem Aufrufe: „Was uns noch retten kann“ das Programm der Freisinnigen Vereinigung und der seelenverwandten Gruppen wie folgt: „Die Liberalen möchten das Reichsoberhaupt in den ersten Beamten des Staates umwandeln nach dem Muster Englands und Nordamerikas. Für unsere Nation mit ihrem tiefen, anscheinend unzerstörbaren dynastischen Gefühl ist das der Umsturz.“ Der greise Geschichtschreiber hätte auf die Hoffnungen und Entwürfe der Partei, die er liebt, und auf ihre Regierungsfähigkeit mehr Rücksicht nehmen sollen. Mit Bemerkungen, wie er sie sich gestattet, ebnet man der neuen Aera nicht den Weg. Die Herren Ballin und Goldberger sollen entschlossen sein, einen Parteibeschluß gegen den allzu aufrichtigen Fünfundachtziger herauszuholen.

*

Unter'm Einfluß der winterlichen Kälte und der winterlichen Arbeiter-Entlassungen sind in Magdeburg, Breslau, Bochum und anderen Orten Adressen zu Stande gekommen, worin die unterzeichneten Arbeiter sich für Krupp's Unschuld einsetzen, daneben dem Kaiser ausgesuchte Treue &c. geloben, die socialdemokratischen Führer verfluchen und den dringenden Wunsch nach einem neuen Socialistengesetze aussprechen. Damit die Leute zu weiteren Huldigungsadressen veranlaßt werden, sind in Magdeburg zwei Arbeiter, die ihre Unterschrift verweigerten, kurzer Hand entlassen worden, und das, obgleich sie bereits lange Jahre im Dienste des Unternehmens stehen.

Fortsetzung und Krönung dieser Politik hängen leider vom Wetter ab. Die royalistische Gesinnung der Arbeiter ist dem Steigen des Thermometers umgekehrt proportional. Staatserhaltende Männer, die die Politik von Magdeburg, Breslau und Essen für segensreich halten, werden vom Himmel andauernde Kälte erflehen. Je mehr Ohren und Nasen erfrieren, desto heißer lodert in deutschen Industriebezirken der Patriotismus auf. Bei einigermaßen günstiger Witterung darf man darauf hoffen, daß die Socialdemokratie bereits im März 1903 unterschriftlich ausgerottet sein und auf dem Papiere zwei Millionen Stimmen verloren haben wird . . .

Schade, daß die nächsten Wahlen im Juni stattfinden, einem wegen seiner illoyalen und staatsfeindlichen Wärme übel berufenen Monat!

*

Ein hiesiges Blatt läßt sich durch Privat-Telegramme melden, dem Landrath v. Borries, dem neuen Berliner Polizeipräsidenten, werde es als besonderes Verdienst angerechnet, daß er, obwohl conservativ, in politischer Beziehung immer Zurückhaltung beobachtet habe.

Darnach wären Männer mit politischer Ueberzeugung im neuen Reiche nur dann angenehm, wenn sie gleichzeitig die Ueberzeugung haben, ihre Ueberzeugung unter keinen Umständen merken lassen zu dürfen.

*

Der „Vorwärts“ theilte letzthin gewissenhaft mit, was Abgeordnete der Gegenseite — „Zollwucherer“ — im Reichstags-Restaurant zu Mittag gegessen, ob sie ein Nach-Tisch-Schläfchen gehalten oder während Antrick'scher Dauerreden Skat gespielt haben.

Man darf hoffen, daß die Zollwucherer den reizenden Gedanken aufnehmen und der Oeffentlichkeit die kleinen Privatneigungen socialdemokratischer Abgeordneten nicht länger vorenthalten werden. Die Zahl der von Singer alljährlich genommenen Wannenbäder, der Stadthagen'schen Spaziergänge in der Zimmerstraße und der Klystiere, die Herr Wurm seiner schlaffen Darmthätigkeit wegen nehmen muß, ist historisch wichtig. Erst wenn sie in die Presse kommt, darf man das Zeitalter der wahrhaft vornehmen und sachlichen Politik angebrochen nennen.

*

Die jähe Wendung im Falle Krupp, die Einstellung des Strafverfahrens gegen den Vorwärts und andere Zeitungen ist durch das Schreiben des Oberstaatsanwaltes ganz und gar nicht erklärt worden. Herr Dr. Isenbiel erklärt, daß dem Angegriffenen durch den Tod die Möglichkeit genommen worden sei, durch sein eidliches Zeugniß die gegen ihn erhobenen Verdächtigungen zu widerlegen. Es hat aber nicht der Beleidigte die Pflicht, die Unwahrheit der gegen ihn erhobenen Anschuldigungen zu beweisen, sondern umgekehrt muß der Beleidiger den Wahrheitsbeweis antreten. — Herr Dr. Isenbiel giebt offenbar der Wittwe des Verstorbenen darin Recht, daß sie den Streit um Krupp möglichst bald beenden will und daß ihr an der Bestrafung der Beleidiger nichts mehr liegt. So sehr diese Auffassung die Wittwe Krupp und den Oberstaatsanwalt ehrt, so falsch ist doch die Annahme, daß die Strafverfolgung „bei dieser Sachlage“ nicht mehr im öffentlichen Interesse liege. Dies öffentliche Interesse liegt vielmehr einmal deßhalb vor, weil Krupp eine öffentliche Persönlichkeit war und weil die Angriffe gegen ihn mit Wucht in die Oeffentlichkeit geschleudert wurden. Außerdem aber hat des Kaisers Majestät mit Entschiedenheit Partei für seinen Freund ergriffen und die Urheber des Gerüchtes als ehrlose Verleumder gebrandmarkt. Und nun soll die Angelegenheit plötzlich in tiefem Schweigen ersterben? Kindliches Hoffen! Nun wird sie erst zu sprechen beginnen. Nun glaubt alle Welt den Anklägern. Durch die Einstellung des Strafverfahrens ist ohne Noth der Monarch in eine sehr, sehr unangenehme Lage gebracht worden.

Prinz Vogelfrei.

Parteigenosse Goethe.

Abgeordneter Barth gedachte in einem zündenden Trinkspruche des „Parteigenossen“ Wolfgang Goethe, dessen Verse von den Heiligen und den Rittern er weiter dichtete:

„Die Männer von sechzehn Ahnen,
Sie schicken ihre Fasonen,
Sie pfeifen auf Freiheit und Recht,
Dies adelige Geschlecht!“

(Berliner Tageblatt.)

Ergebenst trete ich vor Sie,
Ich, Theo Barth, der Dichtersmann;
Ich dichte gerne Poesie,
Was Keiner mir verbieten kann.

Ich dicht' und dichte immerzu,
Ich kann doch nichts für mein Genie;
Als Kind hatt' Masern ich und Croup,
Als Mann hab' ich die Poesie.

Bei mir wird jede Stroph' zur Straf',
Wie Obstruction wirkt mein Gedicht;
Der grobe Unfugs-Paragraph
Erstreckt sich auf die Dichtkunst nicht.

Und führte man im Deutschen Reich
Die Prügelstrafe wieder ein
Und schlüge man mich windelweich —
Ich ließe nie das Dichten sein.

Mit meiner Verse Wehgeschrei
Bring' ich die Mehrheit auf den Schwung;
Was Träger für die Volkspartei,
Bin ich für die Vereinigung.

Und Goethen nenn' Parteigenoß
Ich, Theo Barth, der Dichtersmann.
Ein Ritt auf seinem Pegasos,
Darauf kommt mir's schon gar nicht an!

Manchmal red' ich im hohen Haus,
Und manchmal schlaf' ich auch im Bett',
Dagegen in der Zwischenpaus',
Da dichte ich den Faust complett.

Timon d. J.

Dünnschälige Bühnendichter.

Moses Mendelssohn kritisirte die französischen Gedichte des Preußenkönigs, dieser verbat sich das sehr ungnädig, erfuhr aber die Replik, daß wer Kegel schiebt, sich auch den Kegeljungen gefallen lassen muß, der die Zahl der getroffenen und der verfehlten Kegel angiebt. Der König mit dem Krückstock war vielleicht etwas weniger gutartig, als ihn später die gerechte Bewunderung der Zeitgenossen dingestellt hat; je näher man dieser zugleich merkwürdig großen und merkwürdig complicirten Herrschergestalt kommt, desto mehr glaubt man Ungerechtigkeiten und besonders Härten bei ihm wahrzunehmen. Aber wehleidig war er wenigstens nicht. Er glaubte nicht die Menschheit anklagen zu dürfen, wenn ihn ein Mißgeschick betraf. Unsere Zeit und unsere Literatur sind darin anders. Die Theater-Könige verzweifeln sofort an der sittlichen Ordnung ihrer Welt, wenn ihnen etwas fehlschlägt oder nach ihrer Meinung ein Unrecht widerfährt. An ihrer Welt, d. h. an der des Dramas und der Bühne. Aber freilich war König Friedrich ein Herr aus recht altem Hause und Eintagskönige sind überliefertermaßen meist empfindlich und innerlich verzärtelt gewesen. Sie haben Mitleid mit sich selbst, wie das berühmte Wort einer schwindsüchtigen Dame in einem französischen Roman lautet.

Unsere Theaterkritik soll verroht sein. Wäre sie es, was denn wäre daran zu verwundern? Ist es etwa bei uns anders im Vergleich mit der Zeit vor einem Menschenalter nicht verroht, angefangen bei dem deutschen Reichstag? Da aber ist merkwürdiger Weise die Theaterkritik neuerdings eher in feineren Händen, als sie zum Theil in der erwähnten Zeit war, zugleich in solchen, die einen auf „feineren" reimenden Comparativ für sich anrufen dürfen. Ohne Zweifel ist es stets ein Mißgeschick, wenn ein begabter Mann von der Kritik übel und ungerecht behandelt wird, thatsächlich aber nur nach seiner eigenen Meinung. Aber wer will über die letztere Controverse entscheiden? In diesen Dingen gilt stets der Spruch, „was ist Wahrheit?" Wir wissen nur, „daß wir nichts wissen können". Ungerechte Kritik ist so alt wie die dichterische Production überhaupt. Aristophanes rauft sich in den Parabasen seiner Komödien mit Nebenbuhlern und Verkleinerern. Wem der Gott gab zu sagen, was er leidet, der pflegt sich darin auch keine Beschränkung aufzuerlegen; ist es eine Saison einmal nicht auf der Bühne, dann ist es dafür im Berliner Tageblatt. Nur irrt sich der Verfasser von „Sodoms Ende" darin, daß er die Gegenwart in dieser Hinsicht für unerhört rücksichtslos ansieht. Man hat da noch ganz andere Beispiele.

Im Laufe der Sudermann-Discussion ist u. A. daran erinnert worden, daß Heinrich v. Kleist eigentlich an Goethe zu Grunde gegangen sei, weil ihm dieser die weimarische Hofbühne versperrt hat. Das ist wohl richtig, wenn auch nur in gewissem Sinne. Kleist scheiterte daran, daß in dem Norddeutschland zwischen Jena und Leipzig für ihn überhaupt kein Platz war. Aber das Beispiel steht durchaus nicht allein. In Bürger's letzter Lebenswendung hat die bekannte Schiller'sche Recension eine nicht unerhebliche Rolle gespielt, und ihren Urheber kümmerte das so wenig, daß er sich in den „Xenien" noch darüber lustig machte. Der nach mancher Ansicht größte aller englischen Lyriker John Keats ist 1821 an der Wirkung einer Edinburger Recension gestorben, und einem Jugendfreunde Alfred Tennyson's soll es ähnlich ergangen sein. Und da erheben bisher erfolgreiche Dramatiker eine herzbewegende Klage über den allgemeinen Verfall der literarischen Sitten und über das herannahende „Ragnarok" der Menschheit, weil nach ihrer Meinung über sie ungerecht und auch in unangemessenem Ton geurtheilt worden ist. Tout de bruit ... Der südafrikanische Krieg, die indischen Hungersnöthe, die Katastrophe auf Martinique müssen demgegenüber natürlich in Vergessenheit gerathen. Henrik Ibsen hat einmal gesagt, einen Laib Brod zu backen sei verdienstvoller als die Schöpfung eines geistigen Werkes unter dem ersten Range; er konnte es, da er nach Ansicht seiner Anhänger nur Erstgradiges schafft.

Je länger sich Jemand mit Bühne und Bühnenkritik befaßt, desto eher kommt er hier und da zu der Ansicht, daß man sich bei uns in Deutschland viel zu viel über dies Thema aufregt. Das war gut für die Zeit der Restauration nach 1815, als die Blätter sich Wochen lang darüber stritten, ob der und jener Schauspieler eine bestimmte Rolle richtig aufgefaßt habe oder nicht und ob die oder jene Sängerin in der jüngsten ihr anvertrauten Partie völlig oder nur theilweise bei Stimme gewesen sei? Wir sehen herunter auf jenes Histrionenzeitalter, aber vielleicht haben wir dazu gar nicht einmal so sehr Ursache. Die Verekelung des politischen und parlamentarischen Lebens durch gewisse Erscheinungen hat bei uns das Interesse an der Bühnenwelt wieder etwas zu sehr belebt. Vielleicht steht darin von Neuem ein Umschlag bevor — die Zeiten sehen für manches Urtheil danach aus, als ob sie zunächst recht ernsthaft werden könnten. Natürlich aber hat die Freigabe des Bühnengewerbes auch ihre sehr gute Folge gehabt, und einer Reihe dramatischer und schauspielerischer Veranlagungen den unentbehrlichen Platz an der Sonne verschafft. Eben damit aber hat sie auch nach einer sehr wüsten Uebergangszeit die Theaterkritik vergeistigt und verfeinert, hat sich gegen früher unbestreitbar sehr gehoben. Besonders moralisch, wie unsere Presse überhaupt. Vor einem reichlichen Menschenalter soll es hier vorgekommen sein, daß ein jüngerer Schriftsteller einem älteren die Nothwendigkeit klagte, sich für Besuche stets einen frischen Cylinder halten zu müssen. „Junger Freund, seit wann kauft man denn Cylinder?" war die erstaunte Replik des an Recensionsexemplare jeder Art gewöhnten „Veteranen". Dergleichen dürfte heute nicht mehr möglich sein, obgleich ja gewisse Proceß-Erscheinungen aus jüngeren Jahren doch auch noch recht lehrreiche Einblicke eröffnet haben. Noch vor zwei Jahrzehnten soll hier und da die Theaterkritik ihrem Verfasser regelrecht für seine Stücke den Weg auf die Bühne und für seine Person den in das Boudoir der ausübenden Künstlerin errevolvert haben; jetzt dürften die Zeiten in dieser Hinsicht immerhin etwas weniger heldenhaft geworden sein. Napoleon hat viele Nachahmer gehabt, und auch die vorbezeichnete Methode des dramatischen und persönlichen Sich-durchsetzens wird wohl hier und da noch heute nach Möglichkeit angewandt, aber die großen Meister sterben aus oder werden alt.

Man hat sich stellenweise gewundert, daß ein Dramatiker wie Hermann Sudermann zugleich für die Interessen sehr minderwerthiger Bühnenschriftsteller mit eintritt und sich gewissermaßen solidarisch mit ihnen erklärt. Aber das wundert mich gar nicht. Auf ein nothwendig tragisches Stück wie „die Ehre", hat dieser hochbegabte Mann einen „versöhnlichen" Schluß aufgeklebt oder aufkleben lassen. Er kann sich dafür auf sehr berühmtere Schriftsteller berufen, die der Bühnenpraxis gleichfalls gelegentlich weitgehende Einräumungen machten. An der schönen blauen Donau wurde eine gewisse, auch bei uns wohlbekannte Art dramatischer Fabrikanten zeitweilig ironisch „Die Stückgießer" genannt; die damit ausgedrückte Geringschätzung war nicht ganz begründet, denn ein Stück bühnengerecht gießen zu können, ist gar nichts Leichtes und Alltägliches und der bei dieser Controverse spöttisch mit herangezogene Kotzebue war gewiß technisch ein sehr viel größeres Talent als irgend Einer der praktischen Herren, die jetzt gegenüber der Kritik selbstzufrieden auf ihre Tantièmensummen hinweisen und sich als „schöpferische Geister" dem Neide unproductiver Veranlagungen ausgesetzt meinen. Sie haben ja so recht. Wenn nach Aeonen Shakespeare ein leerer Name sein wird, werden sich Kadelburg und Cie. darüber trösten können, daß sie literarhistorisch betrachtet keine Handschuhe anhaben.

Nur um Eins möchte ich die hochverehrten Herren Theaterbeherrscher bitten. Seien Sie nicht so prüde, wenn ein junger Kritiker kindlich dürftige Späße über die „rothen Bäckchen" eines hervorgerufenen Dramatikers producirt. Er wird das bedauern, wenn er einmal selbst erfolgreicher Dramatiker geworden ist; wie einmal ein gekränkter Hôtelgast dem hoffährtigen Oberkellner zurief: „Sie können auch noch einmal Publicum werden." Und seien Sie nicht so gekränkt, wenn eine Theaterkritik witzig ist. Vielleicht bringen wir es mit der Zeit noch zu einem Gesetz, das den Kritikern verbietet, witziger zu sein als der schöpferische Geist von Lustspielzusammenstoppler, den dieses Mißverhältniß mit Recht übel anmuthen und verstimmen muß. Denn wie ein sehr hoher und vielbewunderter Herr während des Feldzuges von 1870/71 angeblich zu sagen liebte: „M. H., so schlechte Witze darf hier allein Ich machen."

Dr. Cajus Moeller.

Dramatische Aufführungen.

Das dunkle Thor. Schauspiel in vier Aufzügen von Felix Philippi. (Königliches Schauspielhaus.) — Paul Lange und Tora Parsberg. Drama in drei Acten von Björnstjerne Björnson. (Berliner Theater.)

Felix Philippi ist seit seinem „Großen Lichte" von einigen Leuten literarisch gewerthet, von etlichen sogar ernst genommen worden. Für den ruhigen Beobachter, der nicht in jedem beifallgekrönten Coulissenstück eine grundlegende Geistesthat ehrt und sich die Kehle nicht mit unaufhörlichem Hosiannah-Geschrei ausdörrt, war der Fall Philippi nur deshalb interessant, weil er unseren „dramatischen Frühling" recht eigenartig beleuchtet. Wie oft haben wir gelesen, daß die neuen Helden, die Führer der realistischen Schulen, unsere Bühnen aus der Verflachung und Versimpelung, vor den groben Machern gerettet haben; wie oft sind in diesen Tagen Kotzebue, Iffland, die Birchpfeiffer geschmäht worden, obgleich mindestens die beiden Männer an Erfindungsgabe und Gewandtheit den Artvorträgern von heute kaum nachstehen! Als Hauptmann mit seinem Nachtrab antritt, Sudermann wie ein Stern aufging, da schien thatsächlich das Schicksal der alten Herren besiegelt, sie verschwanden von der Bühne. Nun ist aller Sturm und Drang vorüber gegangen. Gerhart Hauptmann schwenkt gelassen in die Bahnen der Classicität ein. Sudermann schreibt Salon-Komödien und -Tragödien, und gleichzeitig strahlen in neuem Glanze die angeblich Ueberwundenen, die Männer um Philippi. Wer den Beifall hörte, der den drei ersten Acten seines „Dunklen Thores" folgte, der meinte, in diesem Orkane würde ein neues Dichtergenie geboren, ein Bahnenweiser, ein Führer in die Zukunft. Und dabei dankte das Publicum nur seinem alten Philippi, der ihm ein Colportage-Drama groben Kalibers gestiftet hatte, ein Werk, dem sogar die spärlichen Reize mangeln, welche sonst Philippi'schen Schöpfungen anzuhaften pflegen.

Mit einer ernsthaften Kritik der Arbeit thäte man dem Verfasser und sich selber Unrecht. Er glaubt, die Augenblickswünsche des Publicums richtig zu erkennen: wirkungsvolle „actuelle" Handlung, starke, im Guten wie im Bösen starke Menschen, holdselige Mägdelein im Sumpf-

milieu und prasselnde Reischlüsse, die möglichst auch den Maschinenmeister beschäftigen. Etwas Humor — oder was Herr Philippi unter Humor versteht — muß unbedingt hineingemengt werden. Der Dichter nahm daher den Simplon-Tunnel mit seinen vielbesprochenen Wassereinbrüchen: den Unternehmer, dessen Ehre und Leben von der Weiterführung des schwergefährdeten Werkes abhängt; den biederen Oberingenieur; die liebende Maid und als Gegenpol den finsteren Intriganten, der diesmal Arbeiterkleider trägt. Als Prachtstück origineller Philippikunst wird in das Getriebe der arme Blödsinnige Hihi hineingestellt, ein Verwahrloster, der seine Nächte grundsätzlich in Kiesgruben verbringt und durch die Schuld des schon erwähnten Intriganten Sohn und Tochter verloren hat. Alle diese Bestandtheile durch einander gemengt ergab einen sehr stumpfen ersten Act und dann eine erregende Scene im zweiten, wo dem braven Ingenieur der Versucher naht und ihn dazu überredet, die armen Actionäre zu beschwindeln, ihnen die Wassergefahr zu verschweigen und so fünfzehn Millionen aus der Tasche zu luchsen. Jedes Wort, das der versuchende Geheimrath sagt, und jede Entgegnung seines Ingenieurs ist unmöglich, ist schreiender Unsinn. Herr Philippi hat keine Ahnung vom technischen Betriebe, insonderheit von dem Um und An einer Tunnelbohrung. Besser ist er anscheinend über Aufsichtsrathssitzungen und Generalversammlungen unterrichtet. Der dritte Act, der uns diese Kenntnisse des Dichters ahnen läßt, schließt mit der beliebten tumultuarischen Scene. Im biederen Ingenieur ist, vielleicht dank reichlich genossenem Sect, die nur mühsam unterdrückte Rechtlichkeit zum Durchbruch gelangt: er klärt Arbeiter und Finanzleute über die wahre Lage des Unternehmens auf. Brüllender Lärm dankt ihm. Gallerie und Parkett stimmen ein. „Matkowsky, Matkowsky!" dröhnt es durch das Haus. Er kommt, Schulter an Schulter mit dem Poeten, seinem Kompagenossen. Der Schlußact steigert den Lärm: Hihi legt eine Dynamitpatrone in den Tunnel und sprengt auf diese Weise zwar sich und den Intriganten in die Luft, rettet aber das Leben von fünftausend sonst dem Massentode preisgegebenen Arbeitern. Eine ernsthafte Kritik dieser hülflosen Schauergeschichte verbietet sich, wie gesagt. Die einfache Erzählung der Vorgänge genügt. Wir können die Ahnen um ihre verachteten Kotzebue und Iffland beneiden. Solche Dichtungen wie das „Dunkle Thor" hat man zu ihrer Zeit im Königlichen Schauspielhause in Berlin nicht aufzuführen gewagt.

Das Berliner Theater, das sich mit Björnstjerne Björnson alleweil redliche Mühe gegeben hat, brachte zu seinem siebzigsten Geburtstage „Paul Lange und Tora Parsberg" heraus. Ein Drama, dem man in Norwegen mit zitterndem Interesse folgte, weil es als Schlüssel-Drama galt, und weil man in seinem Helden den wirklichen Herrn Ministerpräsidenten des Königreiches vermuthete; das wir aber just um dieses Helden willen nicht verstehen. Paul Lange übt Verrath an seiner Partei. Bei Leibe keinen gemeinen Verrath — er hat vielmehr der mildernden Umstände mehr als genug. Denn der leitende Staatsmann, den er stürzen soll und für den er im entscheidenden Augenblicke, allen bindenden Abmachungen entgegen, eintritt, dieser leitende Staatsmann empfiehlt sich ihm erstens durch seine bei aller Verschlagenheit kraftvolle Persönlichkeit, zweitens durch Tora Parsberg, die sehr nachdrücklich bei Lange für ihn eintritt, und drittens ... na, drittens durch einen behaglichen Botschafterposten, den er dem Führer der Opposition antragen läßt. Nicht aus gemeinem Eigennutz und nicht wider seine bessere Ueberzeugung stürzt Lange den Feind seiner Partei, sondern weil er ein schwankender Zärtling ist, ein übertrieben Objectiver, der allen Gründen zugänglich ist, auch denen der Gegenseit. Der also ganz und gar kein Politiker ist. Björnson mag nun seinen Lange klar vor sich gesehen und die norwegischen Theaterbesucher mögen ihn verstanden haben — für uns gewinnt er keine festen Umrisse. Wir sehen ihn tappen und tasten, ohne zu wissen, wohin er gehen wird. Ein halb verächtlicher, halb bedauernswerther Weichherziger, Decadent durch und durch, von dem wir nicht begreifen, daß er so große Gewalt über die Menge und über die Weiber hat, wie Björnson uns unaufhörlich erzählt ... Diese verhängnißvolle Schwäche des Dramas hindert nicht, daß es wiederholt lebhaft fesselt. So ist das politische Bankett im zweiten Acte mit seiner prächtigen, großzügigen Schilderung des Gewimmels der Streber und Kleber, Aufrichtigen und Schleicher ein prächtiger Wurf. Björnson's starke Theaterader, die alle sein Epik durchzuckt, schleudert Blut und Wärme in diese Scenen und macht sie zu einem dramatischen Kleinod. Dagegen leiden die Gespräche Lange's und Tora's, die den ersten und dritten Act füllen, unter sehr erheblicher Breite. Zwar, das kluge und rasche Weib gefällt Einem, und die Art, wie sie den Verzagenden aufrichtet, mit neuem Muthe tränkt, hat etwas Fortreißendes an sich. Wenn aber nach all' ihren eingehenden Darlegungen Paul Lange, den sie aus der Verzweiflung und vom Tode gerettet zu haben hofft, nun doch zum Revolver greift, dann versteht man den übergroßen Aufwand nicht mehr. Noch mit seiner letzten Handlung, — seiner einzigen übrigens — dem Revolverschusse, giebt diese schemenhaft gebliebene Gestalt unlösbare Räthsel auf.

Offene Briefe und Antworten.

Noch einmal „Tunesische Wanderungen".

In Nr. 36 der „Gegenwart" schildert Herr Dr. von Thaler in einem Aufsatze „Tunesische Erinnerungen" einen Ausflug nach der Regentschaft Tunesien. Dem Inhalte dieses Aufsatzes kann auch ich, der ich seit siebzehn Jahren in diesem Lande meinen Wohnsitz habe, im großen Ganzen beistimmen, wenngleich ich in mehreren Punkten anderer Ansicht bin, beispielsweise über die französischen Passagierdampfer Marseille-Tunis nur Gutes sagen kann. Aber ich, und ebenso manche andere Landsleute in Tunis, würden uns doch recht gefreut haben, wenn der Herr Verfasser der Deutschen dort wenigstens mit einigen Worten gedacht hätte.

Die Zahl der Deutschen ist zwar noch verhältnißmäßig gering, doch befinden sie sich durchweg in wirthschaftlich bemerkenswerther Stellung, die auch dem deutschen Besucher der Hauptstadt recht bald in die Augen fallen muß. Am Kai wie am Bahnhofe leuchtet schon dem Fremden der weiß- und rothmützige Vertreter des deutschen Reise- und Jagdbüreaus entgegen. Wenn man mitgebrachtes Geld in die landesübliche Münze umwechseln will, wendet man sich am besten an das deutsche Bankhaus. Trägt man Sorge um umfangreiches Reisegepäck so wird dies am zuverlässigsten durch den deutschen Spediteur besorgt. Die Vertretung deutscher und ungarischer Schifffahrtslinien liegt in den Händen einer deutschen Schiffsmaklerfirma. Zwei deutsche Hôtels (ersten und zweiten Ranges) mit deutscher Bedienung, deutschen Zeitungen u. s. w. bieten gute Wohnung und Verpflegung. In einer großen deutschen Bäckerei und Conditorei läßt sich Gebäck und Kuchen heimischer Art finden. Wer echte arabische Schmucksachen kaufen will, wird eine große Auswahl davon bei dem deutschen Goldschmied und Uhrmacher vorgelegt bekommen. Sogar ein deutsch sprechender Arzt ist vorhanden.

Der Verkehr der Deutschen unter einander ist verhältnißmäßig rege. Häufig treffen sie sich in zwanglosen Gruppen in der Familie oder in irgend einer Brasserie (Bierhaus), in der es gutes deutsches oder auch französisches Bier giebt. Auch gemeinschaftliche Ausflüge fehlen nicht. Den Höhepunkt der Geselligkeit bildet in jedem Jahre die Feier von Kaisers Geburtstag, bei der sogar die Damen bis in die Nacht hinein auszuhalten pflegen.

Deutsche Landsleute können wir während der Wintersaison (November bis Mai) recht häufig begrüßen. Daneben wendet sich der Strom der Touristen (wie der Jagdliebhaber und Naturwissenschaftler) seit mehreren Jahren in sehr erhöhtem Maße Tunesien zu. Auch von Kranken wird es neuerdings seines milden und gesunden Klimas wegen sehr viel aufgesucht. Fast jeder Passagierdampfer bringt uns eine Anzahl Deutsche, und häufig können wir es erleben, daß in den Restaurants oder in den souks (Kaufläden) heimische Laute unser Ohr treffen. Sogar die ehrsame Zunft der fechtenden Handwerksburschen hat schon wiederholt Vertreter hergesandt; ich selbst habe sie beispielsweise im Süden des Landes, in Gabes und Monastir, angetroffen.

Paul W. H. Spatz (Tunis).

Notizen.

Das illustrirte Lieferungsprachtwerk „Weltall und Menschheit" (Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W 57) ist jetzt bis Lieferung 16 gediehen. In den uns vorliegenden jüngsten drei Heften setzt Prof. Dr. Karl Sapper, der berühmte Geologe, seine außerordentlich spannenden Darlegungen über Erdrinde und Menschheit fort: von besonderem Interesse sind u. a. die Ausführungen über die Geschichte der Geologie. In Heft XVI beginnt der dritte große Abschnitt, die „Erdphysik"; und auch hier wird zunächst ein höchst anziehender Rückblick über den Werdegang dieses wichtigen Zweiges menschlicher Forschung von den ältesten Zeiten an gegeben. In vorzüglicher Weise dienen die den Lieferungen eingefügten zahlreichen schwarzen und farbigen Illustrationen und schematischen Zeichnungen zur Erläuterung des Textes. Sehr zahlreich sind auch diesmal wieder die Reproductionen interessanter Karten und Darstellungen aus geologischen Werken des 17. und 18. Jahrhunderts.

Adolf Bayersdorfer. Leben und Schriften. Aus seinem Nachlaß herausgegeben von Hans Mackowsky, August Pauly und Wilhelm Weigand. (Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., München.) Als Bayersdorfer vor 1½ Jahren starb, herrschte allgemein das Gefühl, daß die Kunstgeschichte eine ihrer Zierden und Deutschland einen seiner feinsten Kenner verloren habe, der in gewissem Sinne eine ganze Kultur in sich verkörperte. Und doch war es nur Wenigen vergönnt gewesen, den glänzenden Geist und Gelehrten im näheren Umgang zu genießen: denn Bayersdorfer war in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens nur noch ganz selten als Schriftsteller aufgetreten, und die Schriften

aus seiner Jugend und der Zeit seiner ersten geistigen Reise waren längst vergriffen. Die vorliegende Ausgabe seiner Schriften aus dem Nachlaß wird den großen Kenner und Gelehrten erst in weitesten Kreisen bekannt machen. Sie wird aber nicht nur den seltenen Gelehrten und Denker, sondern auch einen hochbedeutenden Menschen offenbaren. Bayersdorfer als Kunsthistoriker vereinigt Eigenschaften, die sonst nur selten in einem Geiste vereinigt vorkommen: „in ihm lebte ein verständnißvoll in die Welt blickender Künstlergeist, der ein stilles Gesetz in dem flüchtigen Spiel der Erscheinungen zu erkennen und festzuhalten vermochte.“ Seine Fähigkeit, von der philosophisch-ästhetischen Seite her in die Probleme der Kunst einzudringen, war ganz außerordentlich; sie wird den weiten Kreis der Kunstfreunde entzücken, zumal sich der Geschmack des feinfühligen Mannes auch in der Form seiner Schriften zeigt, die sich schon durch den weiten Umfang seines künstlerischen Interesses (Musik, Theater; Richard Wagner, Liszt; Lyrik) an große Kreise der Gebildeten wenden. Bayersdorfer ist der Philosoph unter den neueren Kunstforschern, der die philosophisch-ästhetische Seite der Kunstgeschichte mit dem Glanz einer ganz seltenen Begabung vertritt.

Heinrich Vierordt. Vaterlandsgesänge. 2. Aufl. Heidelberg 1903, Carl Winter. Die erste Auflage dieser prächtigen Gedichte erschien 1890. Zwölf Jahre sind also nöthig gewesen, um diese neue, erweiterte Auflage möglich zu machen. Immerhin wollen wir uns freuen, daß der Dichter und wir sie erleben; und wünschen wollen wir, daß die Kenner und Freunde deutscher Lyrik sich fortan auch um diese „Vaterlandsgesänge“ schaaren. Werth sind die Gedichte der Ehre reichlich. Beseelt von einer unverfänglichen Vaterlandsliebe, die jedoch nicht nur auf's „Land Baden“ beschränkt bleibt, bietet die Sammlung zugleich einen anmuthigen Bildersaal, in welchem es neben neuen auch nicht an alterthümlichen Gemälden fehlt, die echtes, gemüthvolles Behagen offenbaren. Unter den neuhinzugekommenen Stücken sind der „Scenische Prolog zum fünfzigjährigen Regierungsjubiläum des Großherzogs von Baden“ und der „Radlertrinkspruch“ die werthvollsten. Der Prolog ist überaus edel in der Sprache und trotz aller echten Wärme doch ganz frei von Liebedienerei. Der dem pfälzischen Naturdichter gewidmete Trinkspruch ist schön und kraftvoll. Er enthält unter Anderen folgende Verse:

> Hat unsre Zeit ein Recht, zu schmähen
> Die alte als beschränkt, begrenzt?
> Darf sie sich dreist und brüstend blähen?
> Ist alles Gold, was heute glänzt?
> Scheingroße, Schaumgold, Steppenflächen,
> In vielen Seelen nackter Graus —
> Wie selten Ströme, die da brechen
> Urwüchsig aus dem Fels heraus!
> Mag sie mit tausend Flittern prahlen —
> An einem doch, daß Gott erbarm!
> An wirklichen Originalen
> Ward ja die Welt so bettelarm . . .

Wir aber wollen uns in dieser an Originalen so bettelarmen Welt doch recht wohl fühlen, solange in ihr Dichter wie Heinrich Vierordt ihre Stimme ertönen lassen. E. K.

Aus tiefster Seele. Eine Blüthenlese der deutschen Lyrik von Klopstock bis zur Gegenwart von Adolf Bartels (mit 34 Dichterbildnissen von Erdmann Wagner). 3. vermehrte und verbesserte Auflage. Lahr in Baden, Druck und Verlag von Moritz Schauenburg. Von welchem Gesichtspunkte aus diese Anthologie zusammengestellt ist, ergiebt sich aus dem Titel. Lyrik als Poesie der reinen Empfindung der Seele will das Büchlein bieten. Im Grunde hat Bartels jene deutsche Lyrik im Sinne gehabt, welche mit dem Volksliede anhebend bis auf unsere Tage denselben Charakter des Innig- und Einfach-Empfundenen zeigte, welche in Goethes Lyrik einen Gipfelpunkt erreichte. Lyrik der tiefen deutschen Seele, der Volksseele. Freilich auch Dichter waren zu berücksichtigen, denen ein feineres Gefühl für volksthümliche oder besser: echt lyrische Ausdrucksweise nicht gegeben war, die reflexionären Talente der Epigonen, deren Gedichte wir heute nicht mehr zu „genießen“ vermögen, die uns vielmehr nur noch literar-historisch interessiren. Mit Muth und Glück hat sich Bartels auch durch diese Oede durchgearbeitet, und wo das Buch nicht fesselt, entzückt oder ergreift, da ist dies nicht Schuld des allzu gewissenhaften Herausgebers, sondern Schuld des allzu unpoetischen Poeten. Von den älteren deutschen, auch österreichischen und schweizer Poeten sind fast alle mit Proben vertreten. Natürlich wurde den echten Lyrikern und den großen Persönlichkeiten, wie z. B. Goethe, Mörike, Storm, Hebbel, Keller, C. F. Meyer, mehr Raum gewährt, als den farblosen unpersönlichen und unpoetischen Epigonen. Auch die Modernen sind berücksichtigt und zwar folgende von ihnen: Liliencron, Falke, Heinrich und Julius Hart, Kirchbach, Bleibtreu, M. von Stern, Wilhelm Weigand, Conradi, Gerhart Hauptmann, Holz, Dehmel, Henckell, O. E. Hartleben, Ricarda Huch, Anna Ritter, Bierbaum, Lienhard, von Wallpach, Salus, Morgenstern, Fr. Evers, Jacobowski, Benzmann, Hofmannsthal, Schaukal, Helene Voigt, Bethge, Karl Bauselow. Man kann also die verschiedenen Epochen vergleichen, man wird hierbei finden, wie ähnlich sich echte Poesie immer bleibt, die Poesie, die aus der tiefen deutschen Seele quillt. Das Buch ist solide ausgestattet. Die beigegebenen Dichterporträts sind recht gut zumeist gelungen, die ihnen beigefügten Embleme dagegen oft recht unpassend und nichtssagend. nz.

Neue Literaturgeschichtswerke: Geschichte der Deutschen National-Literatur von A. F. C. Vilmar. Mit einer Fortsetzung: „Die Deutsche National-Literatur vom Tode Goethe's bis zur Gegenwart“ von Adolf Stern. 25. Aufl. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. Geschichte der deutschen Literatur von Adolf Bartels (in zwei Bänden). Leipzig, Eduard Avenarius. Geschichte der Deutschen Literatur von Goethe's Tode bis zur Gegenwart. Mit einer Einleitung über die deutsche Literatur von 1800—1832 von Paul Heinze (mit 16 Bildnissen und Namensunterzeichnungen deutscher Dichter). 2. Auflage. Leipzig, Verlag von F. A. Berger. Vilmar's Literaturgeschichte ist weit und breit bekannt und bedarf hier kaum eines Wortes der Empfehlung. Auch Bartels' Literaturgeschichte wurde hier bereits ausführlich gewürdigt und der nationale Standpunkt des Verfassers, der allerdings bei der Behandlung des 19. Jahrhunderts sich nicht frei von Einseitigkeiten zeigt, und die selbstständige Auffassung, die er von der deutschen Kunst hat, dargelegt. Auch Heinze nimmt einen ähnlichen Standpunkt ein, doch vermeidet er es, allzu aggressiv zu werden. Wohlthuend berührt sein von ästhetisch-kritischen Gesichtspunkten ausgehendes Beurtheilen und Erklären, seine warmherzige Objectivität. Er gleicht in dieser Beziehung Adolf Stern, dessen mildes und reifes Urtheil trotz gelegentlicher Schärfe seine Darstellung so anziehend und vornehm erscheinen läßt. Interessant werden alle drei Werke ganz besonders dadurch, daß die moderne Literatur in ihnen ziemlich ausführliche Darlegungen gefunden hat, aus welchen jeder gebildete Leser einen guten und klaren Ueberblick über die interessantesten Erscheinungen der letzten Jahrzehnte gewinnen kann. Am ausführlichsten ist die moderne Literatur natürlich von Heinze behandelt. Auffällt in allen drei Darstellungen die Abgeneigtheit ihrer Verfasser gegen die moderne sogenannte „artistische“ oder „Decadence“-Poesie. So lobenswerth der Eifer der Literarhistoriker ist, gegen alles Ungesunde und Antinationale Front zu machen, so ist doch andererseits nicht zu verkennen, daß gerade durch die Poesie eines Dehmel und Anderer die moderne Poesie an Tiefe und Originalität, an individuellen Ideengehalt und an Formenmannigfaltigkeit und -Feinheit unendlich gewonnen hat, ja, daß diese Dichter bei allen ihren individuellen Sonderbarkeiten vor allen anderen geradezu den deutschen Individualismus und Idealismus, die deutsche Tiefe und die moderne Ideenwelt in der gegenwärtigen Literatur repräsentiren. Gerade hier zeigt es sich, daß bei einer Darstellung des Gegenwärtigen eine Literaturgeschichte immer fruchtbarer und instructiver, wahrer und wahrhaftiger wirkt, wenn sie nicht das Eine streng verwirft und das Andere hoch anerkennt, sondern einfach referirt, darlegt, erklärt. Sie will doch keine Feindin der Lebenden sein, sondern gerade diesen, den Ringenden und Strebenden, eine Freundin sein . . . Es ist hier nicht der Raum im Einzelnen nachzuweisen, inwieweit hier und dort von den drei Verfassern ein Urtheil weniger überzeugend wirkt. Es liegt aber in der Natur der Anlage und des Charakters eines Werkes, an der Ausführlichkeit der Einzelcharakteristiken, die ein genaueres Abwägen zuließ, daß Heinze's Darstellung den einzelnen modernen Dichtern am meisten gerecht wird. Andererseits ist ebenso erfreulich, daß alle drei Verfasser sich mit Schärfe gegen die Flachheit gewisser viel gepriesener moderner Dichtwerke, Dramen und lyrischer Dichtungen wenden. Kurz, man mag im Einzelnen über moderne Erscheinungen ganz anderer Meinung sein wie diese drei Literarhistoriker, im Allgemeinen wird man ihren Fleiß, ihre Selbstständigkeit, ihren Ernst und Eifer anerkennen müssen. Namentlich aber wird man mit Genuß ihre oft scharfsinnigen Charakteristiken älterer Dichter und vergangener Literaturperioden lesen. nz.

Albert Pfister's „Deutsche Zwietracht“ (J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Stuttgart) ist ein wirkliches Staatsbuch. Mit einer Frische und einem feinen Humor, um den wie Jungen ihn beneiden können, und mit jener unparteilichen, vornehmen Gerechtigkeit, die die Frucht reiferen Alters ist, schildert Pfister die Zeit von 1859 bis 1869, wie sie sich ihm darstellte. Der Generalmajor z. D. war zumal im Bruderkriege von 1866 eine handelnde Person, und was er schildert, hat er aus nächster Nähe gesehen. Wie wundervoll beschreibt er Auszug, Siegeszuversicht und Rückzug der württembergischen Armee! Der Schalk sitzt ihm im Nacken, zwinkert ihm aus den Augen, aber die Darstellung bleibt so ernsthaft, daß sie immer nur gerade ein leises Lächeln, ein sehr behagliches freilich, erweckt. Pfister ist ein deutscher Patriot, dem das Jahr 1870 die Erfüllung aller Träume gebracht hat, und so galten ihm die Jahre der Zwietracht nur als ein Durchgangsthor, als ein finsterer Weg, dessen man sich fast mit Vergnügen erinnert, wenn man aus ihm in's Licht getreten ist. Seine Aufzeichnungen sind in jeder Hinsicht interessant und ein wichtiger Beitrag zur Geschichte jener Tage. Daß „Pfarrers Albert“ so etwas wie ein Poet ist und, wie wir noch einmal wiederholen möchten, die deutsche Sprache meistert, das macht sein schönes Buch doppelt köstlich. Wir empfehlen es allen Feinschmeckern.

Im Verlag von Richard Eckstein Nachf., Berlin W., hat Hans Stubenrauch „Bilder zu Fritz Reuter's Werken“ erscheinen lassen, „mit erläuterndem Text von Paul Warncke“. Stubenrauch weiß die Mecklenburger Landschaft und Mecklenburger Menschen wiederzugeben. Wohl reichen seine Zeichnungen, was den sieghaften Humor anbelangt, nicht überall an Reuter's Schlagkraft heran, dafür aber spiegeln sie das Herz des Dichters wieder, seine Gemüthlichkeit und Gemüthsinnigkeit. Es ist kein Gethue und kein Kokettiren mit moderner Geistreichigkeit in diesen biederen Zeichnungen, und das giebt ihnen besonderen Reiz. Paul

Warncke's Text vermittelt angenehm die Bekanntschaft mit Reuter für Alle, die ihn noch nicht kennen. Wir empfehlen das hübsche Sammelwerk dringend der Beachtung unserer Leser.

Heinrich Bulthaupt's „Dramaturgie der Oper“ ist in zweiter Auflage bei Breitkopf & Härtel, Leipzig, erschienen. Das tüchtige Buch hat sich, seit es 1887 zuerst auf den Plan trat, viele Freunde erworben. Die treffende Charakteristik Mozart's, Beethoven's, Weber's, die Secirung der Meyerbeer'schen Künste, das warm empfundene Lob Wagner's, und Bulthaupt's hohes Verständniß für ihn schaffen heute wie damals jedem kunstfreundlichen Leser inniges Behagen. In die Hände solcher Leser gehört das durch Notenbeispiele bereicherte Buch unbedingt. Wir kennen keinen verständnißvolleren Führer.

Den Musikfreunden wie den litterarischen Feinschmeckern wird Berthold Litzmann's „Clara Schumann“ (bei Breitkopf & Härtel, Leipzig) eine rechte Weihnachtsüberraschung sein. Der erste Band des mit liebevoller Sorgfalt angelegten und durchgearbeiteten Werkes schildert auf Grund sehr reichen Quellenmaterials die Mädchenjahre der Künstlerin, ihr Aufsteigen, ihre Brautzeit. Zahlreiche Briefe Robert Schumann's an die Geliebte erzählen einen Roman von unbeschreiblich feiner, leider finster überschatteter Anmuth, die an's innerste Herz greift. Es ist eine Veröffentlichung von seltsamem Reize, lehrt sie uns doch die schamhaft verborgenen Gedanken und Regungen zweier vornehmen Seelen kennen, die wir gern als Menschen so hoch achten und verehren wie als Künstler.

Im Kampf um Südafrika betitelt sich das bei J. F. Lehmann, München, erscheinende Werk über den Burenkrieg, an dem die ersten Staatsmänner und die Generale der Buren mitwirken. Vieles, was dunkel vor uns lag, findet hier seine einfache Erklärung, und wenn auch durch die offenen Urtheile der Buren manche Illusion zerstört wird, so lernen wir doch die unverwüstliche Kraft kennen, die in diesem Volke schlummerte und die erst frei wurde, als die furchtbaren Schicksalsschläge über das Land hereinbrachen und ungewöhnliche Leistungen verlangten. Krüger giebt im ersten Bande in schlichter, aber gerade dadurch doppelt wirksamer Weise ein Bild seines Lebens und seiner Arbeit für sein Vaterland. Er zeigt, wie England Alles gethan hat, um die Freiheit der Burenstaaten zu Grunde zu richten, und wie diesen schließlich nichts übrig blieb, als das Schwert entscheiden zu lassen.

Lichtenstein. Romantische Sage von Wilhelm Hauff. Reich illustrirt. In Original-Pracht-Einband Mark 4. —. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Eine vornehme Festgabe zum hundertsten Geburtstage Wilhelm Hauff's liegt hier in einer illustrirten Pracht-Ausgabe seines Meisterwerkes vor. Drei Künstler, Carl Häberlin, G. A. Closs und Walter Zweigle, haben sich vereinigt, Hauff's romantische Sage, den Gang der geschichtlichen Ereignisse wie der kriegerischen und friedlichen Abenteuer des Helden Georg's von Sturmfeder mit einer langen Reihe von Abbildungen zu begleiten, die den Geist jener bewegten Zeit glücklich widerspiegeln.

Ueberleg's! Plaudereien von Tony Schumacher (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). In jedem dieser Plauderartikel giebt es gute Rathschläge aller Art, aber sie verdrießen nie, weil sie nicht aufgedrungen werden. Wer hörte nicht gern die Ansichten einer klugen, erfahrenen Frau über Dinge wie „Falsche und wahre Bildung“ — „Vergnügungen und Vergnügtsein“ — über „Trübe Stimmungen“, denen leider die meisten in unserer nervösen Zeit mehr oder weniger unterworfen sind. Wen interessirte nicht die brennende Frage „Was soll der Junge werden?“ oder wie sind „einzige Kinder“ zu behandeln und wie verkehren „die Alten und die Jungen“ am ungetrübtesten untereinander? Erfreuen wird auch die humoristisch-psychologische Federzeichnung „Sonntag vom Fenster aus“, wie auch der besonders anziehende Abschnitt „Unsere Buade“, der mit all' den hübschen charakteristischen Zügen und Beispielen gar ergötzlich zu lesen ist.

Das junge Mädchen auf eigenen Füßen. Ein Führer durch das weibliche Berufsleben von Amalie Baisch. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Für unsere unversorgten Töchter ist es nicht leicht, die richtige Berufswahl zu treffen, und ein Fehlgriff zieht schwere Enttäuschungen nach sich. Um solchen nach Möglichkeit vorzubeugen, will die Verfasserin allen Mädchen, die sich nach einem ihren Fähigkeiten und Kräften entsprechenden Wirkungskreis umsehen, in diesem Buche einen Führer und Wegweiser in die Hand geben, eine Art Berufslexikon mit allen nöthigen Aufschlüssen, mit Adressen und Kostenanschlägen. Bei jedem Beruf sind neben den Vortheilen, die er bietet, auch die Schwierigkeiten und Fährlichkeiten gebührend hervorgehoben; wer immer Rath auf dem hier gekennzeichneten Gebiete sucht, wird ihn in dem höchst anregend, in liebenswürdigem Plaudertone gehaltenen Buche finden.

Meteor. Roman von Doris Freiin von Spättgen. (E. Pierson's Verlag, Dresden.) Die bekannte Verfasserin hat auch in diesem interessanten Roman ihre Gabe bewährt, Vorgänge aus dem gesellschaftlichen Leben auf fesselnde Art zu erzählen und ihnen dabei doch eine tiefere Bedeutung zu verleihen.

Truggold. Roman von Henri Gréville. (E. Pierson's Verlag, Dresden.) Eine treffliche Arbeit! „Truggold“ ist der falsche Schimmer der modernsten Moderne, durch den die Heldin des Buches, eine vornehme junge Dame der Provinz, eine Zeit lang bethört wird.

Probleme. Roman von Johanna Balcke — v. Enckevort. (E. Pierson's Verlag, Dresden.) Es ist ein ebenso interessantes wie originell behandeltes Problem, das Johanna Balcke — v. Enckevort in dem vorliegenden Romane zum Thema gewählt hat. Die feinsinnige Durchführung des Themas, die vortreffliche Charakterschilderung und die spannende Art des Erzählens überhaupt machen das Buch zu einer werthvollen Erscheinung der modernen Romanliteratur.

Guy de Maupassant, Verse. In deutscher Uebertragung von Max Hoffmann. Mit einer Einleitung des Uebersetzers, einem Briefe Gustave Flaubert's und dem Bildniß des Dichters. (Breslau, Schlesische Verlagsanstalt von S. Schottlaender.) Auch Guy de Maupassant hat wie viele Andere die ersten Proben seines Könnens in Versen niedergelegt und sich an Rhythmen und Reimen berauscht; aber nur bei Wenigen sind die Verse so tadellos und ist der Inhalt so originell wie bei ihm. Die Verdeutschung liest sich wie ein Original und ist der französischen Ausgabe vollständig ebenbürtig.

Durch Indien in's verschlossene Land Nepal. Ethnographische und photographische Studienblätter von Dr. Kurt Boeck. Mit 36 Separatbildern, einem Panorama und 240 Abbildungen im Text, sämmtlich nach photographischen Aufnahmen des Verfassers, sowie einer Kartenskizze. (Verlag von Ferdinand Hirt & Sohn, Leipzig, [Breslau].) In spannender Form, die Unterhaltung mit der Belehrung glücklich verknüpfend, giebt der bekannte Asienreisende in diesem Werke seine Beobachtungen in Britisch-Indien wieder und reiht ihnen als interessanten Gegensatz seine Eindrücke in dem Himalaja-Königreiche Nepal an, einem für Europäer so gut wie verschlossenen Lande, das zugleich der einzige von den Engländern wirklich ganz unabhängige Staat in Ostindien ist. In den 277 vom Verfasser mit Meisterschaft photographisch aufgenommenen Illustrationen führt er die bemerkenswerthesten Vorkommnisse seiner vier großen Reisen in allen Theilen Indiens, einschließlich Birmas, Ceylons und dieses geheimnißvollen, mit Tibet nahverwandten Landes Nepal vor. In zwanglosem, oft humoristischem Plauderton, aber stets mit wissenschaftlichem Endzweck knüpft er hieran eine Fülle von Mittheilungen, die ein vollständiges Bild aller für das größere Publicum interessanten Culturverhältnisse des modernen Indiens entrollen.

Trinnon und andere Novellen. Von Johannes Richard zur Megede. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Binnen wenigen Jahren hat der Verfasser sich einen Namen erworben, der ihn den ersten deutschen Erzählern anreiht. Wie er im großen Roman Tüchtiges bietet, so ist er in der Novelle ein Könner, weiß tiefgründige Seelenforschung mit fesselnder Handlung zu verbinden. Alle drei Novellen des Buches klingen tragisch aus, aber der mitempfindende Leser muß sich sagen, daß nach Anlage der geschilderten Charaktere und nach den Verhältnissen der Ausgang nirgends anders sein konnte. So modern alle die Stoffe behandelt sind, so liegt doch in ihnen und den Figuren etwas von antiker Größe. Man spürt den Hauch der „Ananke“, der unabwendbaren, unerbittlichen Nothwendigkeit, und so sehr der Verfasser den Leser erschüttern mag, den Eindruck des Unerquicklichen hinterläßt er nirgends.

Herzkrank. (Eine heitere Badegeschichte von August Sperl, Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt), versetzt die Leser in einen Kurort, in dem ein in der ersten Neigung getäuschter junger Mann Heilung von einem eingebildeten Leiden sucht. Alle Hypochondrie schwindet denn auch unter der strahlenden Sonne einer echten und wahren Liebe. Mit lebendiger Frische zeichnet der Dichter nicht nur die Hauptpersonen, sondern auch die Nebenfiguren, unter denen namentlich der alte treue Diener urwüchsig hervorragt. In harmonischem Einklang mit der Handlung stehen die flotten Illustrationen von O. Meyer-Wegner.

Richard von Kralik: „Goldene Legende der Heiligen von Joachim und Anna bis auf Constantin den Großen“ (Allgemeine Verlags-Anstalt, München). Kralik hat, so sagt er selbst, der getreue Hüter eines Gesammtwerkes mittelalterlichen Volksgeistes sein wollen und vor Allem eines deutschen Nationaldenkmals, da er sich ganz unmittelbar an deutsche Quellen anschloß. Wem unser nationales Schriftthum am Herzen liegt, der wird es ihm Dank wissen, daß er dem modernen Menschen ein Buch in die Hand giebt, aus dem ihm das liebe trauliche Deutsch in der Vers- und Reimkunst aus einer Blüthezeit deutschen Wesens entgegentönt. Wer matt, übersättigt und überreizt ist von der Lectüre der Allermodernsten, mag hier erfrischende Ruhe und wohlthuende Erholung suchen. Der Verlag hat es sich angelegen sein lassen, die neue Veröffentlichung in jeder Hinsicht würdig und gediegen auszustatten. Es gilt dies gleichmäßig für Druck, Buchschmuck, figürliche Illustrationen, Papier, Vorsatzpapier und Einband. Alles steht in vollem Einklange mit dem ernsten Inhalt. Nichts störendes Modernes hat sich eingeschlichen. In engem Anschluß an gute alte Vorbilder ist ein vortreffliches Neues entstanden. Der künstlerische Schmuck, dessen keine einzige Seite entbehrt, gliedert und umrahmt stimmungsvoll den gedruckten Text. Reich ornamirte Zwischentitel, Initialen, Zierleisten, Schlußstücke allegorischen und symbolischen Inhalts, figürliche Compositionen, die mit den Kopfleisten ganz unaufdringlich vereinigt sind, alles ist von einem Geiste durchdrungen, so daß ein völlig harmonisches Ganzes aus einem Guß entstanden ist. Der Schöpfer des Buchschmuckes, Georg Bartöstus, verdient ein ganz besonderes Lob.

Unsere Zeit. Roman von Neudeck. (E. Pierson's Verlag, Dresden.) Der Verfasser entwickelt zwei große politische Fragen zu den äußersten Consequenzen: die Arbeiterfrage und die wirthschaftliche Concurrenz der neuen Welt. Aus einem Aufstande der Arbeiter und seiner Ueberwindung geht ein sociales Kaiserthum hervor; zwischen Beiden

jedoch liegt ein deutsch-amerikanischer Seekrieg, der allerdings mit einem Siege der Deutschen endet. Bedeutsam wird schon im ersten Capitel auf diesen Conflict hingewiesen. Die Geschicke der Personen des Romans spielen sich auf See und den Häfen von Kiel und Bremerhaven ab und sind mit den angedeuteten Vorgängen auf spannende Weise verflochten.

„Der Burenkrieg". Seine Ursachen und seine Entstehung. Von Dr. Paul Liman und Dr. Haller von Ziegesar (Leipzig, Historisch-politischer Verlag, Rudolf Hoffstetter). Das Material, das diesem 481 Seiten umfassenden Werke zu Grunde liegt, ist durchweg den amtlichen Archiven der Burenregierung entnommen; es umfaßt nicht nur die zwischen England und den Republiken gewechselten Schriftstücke, sondern auch eine Reihe von Documenten, die bisher geheim gehalten wurden. So bringt es die Karten, die der englische Generalstab bereits lange vor dem Kriege im Oranje-Freistaat wie in Transvaal durch spionirende Officiere hatte anfertigen lassen, sowie den vielberufenen Secret report, den Geheimbericht, den das britische Kriegsministerium an höhere Officiere der Armee hatte vertheilen lassen. Diese Documente beweisen, was England zum guten Theile stets bestritten hat: daß man in London schon seit dem Jameson-Raid die kriegerische Entscheidung vorbereitete, daß der Plan nicht nur der Eroberung Transvaals, sondern auch der des Oranje-Freistaates galt, daß man die Neutralität Portugals rücksichtslos zu durchbrechen gewillt war, daß man von vornherein die Schwarzen zu bewaffnen und gegen die Buren zu führen entschlossen war, sowie endlich, daß die Vernichtung der Farmen nicht durch die Verhältnisse erzwungen, sondern schon vor dem Kriege beabsichtigt war.

Es war immer der Wahlspruch des klugen Bucherfinders Kürschner, seiner Zeit zu dienen. Kaum jemals hat er es in gleich hohem Maße gethan, wie mit seinem Jahrbuche (Hermann Hillger Verlag, Eisenach) dessen Ausgabe für 1903 an Stelle des Verewigten sein Mitarbeiter Hillger besorgt hat. Der Werth des Buches besteht vor Allem darin, daß es nicht ein kritikloses Sammelwerk, sondern geeignet ist, auch über das Augenblicksbedürfniß hinaus, dem Leser etwas Wesentliches und Bildendes zu geben.

Von der neuen revidirten Jubiläumsausgabe von Brockhaus' Conversationslexikon ist der neunte Band erschienen. Er umfaßt auf 1056 Seiten die Stichworte Heuck bis Juxta und enthält 51 Tafeln, darunter 10 Chromotafeln, 11 Karten und Pläne und 174 Textabbildungen. Die Chromotafeln zeichnen sich durch ihre glänzende Ausführung aus. Besonders erwähnt zu werden verdient die der Wiedergabe japanischer Kunstwerke gewidmete Chromotafel. Was den Text betrifft, so ist er sorgfältig durchgesehen und wo es erforderlich erschien, durch Nachtragungen ergänzt worden. Auch das vorzügliche Kartenmaterial ist revidirt und vervollständigt worden, ebenso ist mit den zahlreichen in den Text gedruckten Plänen von Städten verfahren worden. Besonderer Erwähnung bedürfen auch die naturwissenschaftlichen Chromotafeln, denen übrigens die übrigen Tafeln aus allen Gebieten der Technik und Wissenschaft nicht nachstehen. In dem Brockhaus zieht wie in einem Kinematographen ein lebendiges Bild der heutigen Cultur vor dem geistigen und mit Hülfe der Abbildungen auch vor unserem leiblichen Auge vorüber und wir erhalten Aufklärung über alles Wissenswerthe. Die Erklärung und Belehrung empfangen wir von 500 hervorragenden Gelehrten und in der Praxis erfahrenen Männern, die aus dem Schatz ihres Wissens zu dem Conversationslexikon beigesteuert haben. Kein Gegenstand, sei er auch scheinbar noch so unbedeutend, ist mit Stillschweigen übergangen worden, sofern ein Interesse vorlag, ihn zu besprechen. Dabei befleißigt sich Brockhaus in anerkennenswerther Weise einer vollkommen unparteiischen Darstellungsweise, wo es sich um die Behandlung geschichtlicher und politischer Themata handelt. Das starke statistische Material, das bei der Besprechung wirthschaftlicher Fragen benutzt worden ist, zeichnet sich durch große Genauigkeit und übersichtliche Zusammenstellung aus und beruht auf den letzten zur Verfügung stehenden amtlichen Ermittelungen.

„Der Große Seydlitz." (Seydlitz, Großes Lehrbuch der Geographie.) Ausgestattet mit 284 Karten und Abbildungen in Schwarzdruck, sowie 4 Karten und 9 Tafeln in vielfachem Farbendruck. 23. Bearbeitung. Unter Mitwirkung vieler Fachmänner besorgt von Professor Dr. E. Oehlmann. (Ferdinand Hirt & Sohn, Leipzig [Breslau] 1902.) Diese soeben erschienene neue Bearbeitung des „Großen Seydlitz" liefert den Beweis, daß Bearbeiter und Verleger keine Mühe und keine Kosten gescheut haben, um dem Publicum eine ebenso schöne wie nützliche Gabe zu bieten. Die Behandlung der Geographie hält sich fern von jeder trockenen Lehrhaftigkeit, artet aber auch nirgends in seichte Plauderei aus, überall wird das für die Gegenwart Wichtigste in anziehender Form gegeben. Wie die Geographie heutzutage Gemeingut aller Gebildeten geworden ist, so wendet sich auch „Der Große Seydlitz" nicht bloß an einen bestimmten Leserkreis, sondern ist für jeden Stand und Beruf auf's Beste verwendbar und soll dem Gelehrten wie dem Kaufmann, dem Militär wie dem Beamten ein treuer Rathgeber in geographischen Dingen sein. Den Anforderungen unserer Zeit entsprechend ist den deutschen Colonien und der Handelsgeographie ein breiter Raum zugewiesen worden. Ausführliche Register erleichtern den praktischen Gebrauch des Buches.

Das deutsche Christuslied des 19. Jahrhunderts. Von Professor Friedr. Nippold, Jena. (Leipzig, Ernst Wunderlich.) Der Inhalt des eigenartigen Buches dürfte für jeden Leser ausnahmslos reich an Ueberraschungen sein. Denn von dem Reichthum an Christusliedern im 19. Jahrhundert hat bisher weder die Literatur- noch die Kirchengeschichte irgendwie eine Vorstellung gegeben. Das Buch ist aus mehr als 40jährigen Studien über das religiöse Leben des 19. Jahrhunderts erwachsen. Es ist eine leider viel zu wenig bekannte Seite in dem gesammten Culturleben „an der Schwelle des 20. Jahrhunderts", die hier aufgeschlagen vor uns liegt. Die zahlreichen Werke, welche die Bilanz der bisherigen Entwickelung zu ziehen versucht haben, erhalten hier — eins wie das andere — eine gewichtige Ergänzung. Besondere Beachtung verdienen die scharf kritischen Darlegungen über das katholische Christuslied.

Von dem bekannten Sammelwerke „Teuerdank, Fahrten und Träume deutscher Maler" liegen wieder vier neue Bilderfolgen vor, (Preis eines jeden Mk. 1.50 im Abonnement), welche sich den bisher veröffentlichten würdig anschließen. Vom alten König, den die Sage lebendig erhält, von der schönen Königstochter, von der neckischen Elfe, vom Ritter ohne Furcht und Tadel, vom Lande der Verheißung, vom verwunschenen Königssohn, kurz von Allem, was deutsche Sage und deutsche Märchen bewegt, weiß Fritz Haß in dem „Sommermärchen" mit seinem Stifte schalkhaft und poetisch zu erzählen. Aus Wilhelm Stumpf's „Waldgeistern" (16. Folge) spricht uns eine kräftige und eigenartige Phantasie an. Folge 17, betitelt „Rügen", bringt zehn Bilder der vielgepriesenen und geliebten Ostsee-Insel von Hermann Hirzel's Meisterhand. Das Heft ist in jeder Beziehung eine Musterleistung und als solche der freundlichsten Aufnahme sicher. An Ernst Liebermann's „Poesie der Landstraße" (Folge 18) ist zu rühmen, daß der Titel dem Geleisteten auf das glücklichste entspricht. Es ist danach wohl zu hoffen, daß die schönen und billigen Publicationen zunächst die so anerkennungswerthe Aufgabe verfolgen, die Schöpfungen moderner Meister volksthümlich zu machen, auch immer mehr im Volke Verständniß und Liebe erringen werden.

Die uns zugegangenen neuen Bändchen des „Jungbrunnens" (Fischer & Franke, Berlin) sind den früheren veröffentlichten durchaus gleichwerthig. Bändchen Nr. 31 bringt Schwänke aus dem Rollwagenbüchlein des Georg Wikram, in Bildern von M. Bernuth. Das Rollwagenbüchlein, eine der vielen Sammlungen volksthümlicher Literatur, die im 16. Jahrhundert so freudig in's Kraut schossen, dürfte den Meisten nur aus der Literaturgeschichte dem Namen nach bekannt sein. Um so dankenswerther ist es, wenn uns hier einige charakteristische Proben in einem künstlerischen Gewande geboten werden, wie es sich der wackere Jörg Wikram für sein Werklein wohl nicht hat träumen lassen. — Bändchen Nr. 32 bringt Volkserzählungen (mit Bildern geschmückt von Joh. Bossard) — ganz köstliche Geschichtchen vom schwäbischen Sonn- und Mondfang, vom Fruchtbaum, vom lustigen Schuster Fips und 'Abbas. — Nr. 33. Die kleine Seejungfer von H. Chr. Andersen, illustrirt von F. Haß. Einzelpreis Mark 1.25. Haß liebt es, den Schwarz-Weiß-Contrast voll auszunutzen um zu möglichst malerischen Wirkungen. Seine Nixen sind nicht mit der hergebrachten formalen Schönheit ausgestattet, dafür aber individuelle dämonische Wesen, die untrennbar mit ihrem Daseinselement verbunden erscheinen. — Nr. 34. Die Nymphe des Brunnens. Märchen von Musäus. Mit Bildern von Fr. Müller-Münster. Einzelpreis Mk. 1.50. Von Musäus' Märchen ist das vorliegende sicher eines der schönsten. Der Illustrator F. Müller-Münster bleibt in seinen ausdrucksreichen Zeichnungen stets einfach und ungezwungen, wie es dem Zwecke, für ein der Jugend hauptsächlich gewidmetes Werk zu schaffen, entspricht.

Die Völker der Erde. Eine Schilderung der Lebensweise, der Sitten, Gebräuche, Feste und Ceremonien aller lebenden Völker von Dr. Kurt Lampert. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Das Werk, dessen erster Band nunmehr vollendet vorliegt, entspricht den Einführungsgedanken des Verfassers. In Wort und Bild bietet das Buch dem wachsenden Interesse für die Menschenrassen und Völkerstämme Gelegenheit, die Eigenthümlichkeiten, Unterschiede und verwandten Beziehungen zu studiren. Die einzelnen Capitel führen den Leser und Menschenfreund schnell in anschaulicher Darstellung zu den Völkern ferner Länder, in ihr Leben und ihre Gewohnheiten, die in kritischer Betrachtung eingehend behandelt werden, so daß die vielen, zum großen Theil ausgezeichneten Abbildungen Leben gewinnen und dem Beschauer schnell vertraut werden, nicht als Fremdlinge aus fernen unerreichbaren Gebieten, sondern als vollberechtigte höchste Wesen ihrer Heimath, als Menschen dem Menschen.

„Gesina — Erdrückt", zwei Erzählungen von Ida Boy-Ed. (Verlag von Herm. Seemann, Leipzig.) — Mit einer Lebendigkeit des Ausdruckes, wie sie nur die gesprochene Rede besitzt, läßt Ida Boy-Ed in „Gesina" aus trübseligen Verhältnissen eine Liebe knospen, die in eine so anziehende Form gebannt ist, daß das Wiederlesen immer neuen Genuß bereitet. In „Erdrückt" zeichnet sie scharf umrissen einen Maler, dem sich sein Schaffen zu einem Nachschaffen fremden Wesens erniedrigt.





Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kopierstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 52. Berlin, den 27. December 1902. 31. Jahrgang. Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. | Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. | Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Der Kronprinz.

Es ist ein Jüngling gefälliger Art, der die Anwartschaft auf den Hohenzollernthron hat. Dem freundwilligen Beobachter zeigt sich manch' feiner Zug, der an Wilhelm Weißbart erinnert: Neigung zu ernster Lebensführung, Abneigung vor Lärm und Gepränge; Freude an stillem Walten, Unlust, wohl auch mangelnde Fähigkeit zum kecken Hinaustreten in die lauschende Welt. So Deutschlands Stern es will, wächst unter seinem Lichte ein tüchtiger Enkel des Unvergessenen auf, ein ernster, gediegener Anleiter, ein schlichter und klarblickender, sein Können genau einschätzender Mann.

Starke Hoffnungen stehen auf dem Kronprinzen Wilhelm. So viel an ihm lag, hat er bisher gethan, um sie zu beflügeln. Es braucht der läppischen Anecdoten nicht, die die Byzantiner-Presse über seine leutseligen Gespräche mit alten Weiblein, sein Thun und Treiben in der Bonner Umgebung verbreitet. Kein Monarch und kein Monarchenkind, dem Dienstbeflissene nicht süßlichen Klatsch nachtragen und dem sie nicht von vornherein die Charakter-Censur Ia ertheilen. Den künftigen Preußenkönig sähen wir von solchen Verherrlichern lieber verschont. Sie fälschen uns mit ihrem Syrupsgeschwätz und ihren papiernen Sinnig-Innig-Blümlein das herbe Bild seines Werdens. Anrechnen wollen wir es ihm indeß, daß er sich im Kreise der Trinkgenossen gegen eine Ceremonie auflehnte, die seiner jungen Würde Eintrag zu thun schien, und daß er damals einen einmal gefaßten Entschluß nur unwillig und widerstrebend, höherem Drucke folgend, zurücknahm. Das ist eine Spur wilhelminischer Art. Aufgabe seiner Führer wird es sein, aus dem Rohmaterial, das in diesem Falle oberflächliche Beurtheiler vielleicht weniger anmuthen könnte, den stolzen und starken, ehrenhaften Charakter zu bilden, den Fürsten von Eisen.

Daß in dies Bild die kronprinzliche Kundgebung an die Arbeiter der Stadt Oels nicht hineinpassen will, muß gesagt werden. Schon ihr patriarchalischer, in unsere gar nicht mittelalterliche Zeit wenig hineinpassender Ton verstimmt. Dann ist darin von einer Bewegung die Rede, die durch alle deutschen Lande gehe. Der Urheber des offenen Schreibens meint damit die Adressen der Magdeburger, Essener und Breslauer Arbeiter, die sich scharf gegen Krupp's Ankläger richten. Nach den Enthüllungen über das ein bißchen ungewöhnliche Zustandekommen dieser Adressen wird kein ernsthafter Politiker ihnen irgend welche Bedeutung beilegen. Im Interesse des monarchischen Gedankens wird er sogar bedauern, daß man dem Kaiser Theaterdecorationen für Wirklichkeit zu geben wagte. Da es gelungen ist, den Kaiser zu täuschen, darf man sich nicht wundern, daß der Kronprinz gleichfalls von irrigen Hoffnungen geleitet wird. Pflicht seiner Berather wäre es indeß gewesen, ihn bei Zeiten über seinen Irrthum aufzuklären. Es wäre dann auch das Wort von den Elenden nicht gefallen, die angeblich das Wagniß unternommen haben, einem deutschen Manne an seiner Ehre zu tasten. Der Fall Krupp liegt in verhängnißvollem Dunkel. Trotz des hohen Interesses der Oeffentlichkeit hat die Staatsanwaltschaft ein öffentliches Interesse nicht anerkannt und die mit großem Geräusch eingeleitete Klage fallen lassen. Ob Krupp schuldig oder unschuldig war, stehe dahin; jedenfalls ist es nicht ganz vorsichtig, hier seine Ehre in's Spiel zu bringen. Am Ende hat der § 175 mit der Ehre wenig zu thun; seine Gegner empfinden es als einen schweren Schimpf, den unwiderstehlichen Naturtrieb als Ehrlosigkeit zu brandmarken. War dieser scharfe Ausfall der peinlichen und verworrenen Sachlage wegen unangebracht, so ist es die Brandmarkung der Gegner Krupp's als Elende noch mehr. Sie kann dem Kronprinzen eine Privatbeleidigungsklage zuziehen. Das Strafgesetzbuch, dem der Kronprinz wie wir Alle untersteht, verbietet es, eine Katze eine Katze und den Verfasser des heuchlerischen Vorwärts-Artikels einen Elenden zu nennen. Mit Beleidigungen ist dieser Kampf nicht auszufechten.

Kaiser Wilhelm wird den Thronerben vor unnöthigen Zusammenstößen behüten und ihn nicht vorzeitig in den Staub der Arena, in das Gewimmel des Parteikampfes hinabsteigen lassen. Noch ist für den Kronprinzen die goldene Zeit der Saat. Noch erwarten wir keine Früchte von ihm. So lange die Glocke gegossen wird, darf sie nicht läuten wollen.

Caliban.

Zur Psychologie des modernen Menschen.*)

Von Johannes Gaulke.

I.

Unsere Zeit ist oft mit der römischen Kaiserzeit, aber auch mit der Zeit der italienischen Renaissance verglichen

*) Vgl. hierzu meinen Artikel „Vom Wesen des Capitals und des Capitalismus“.

worden. Die Einen, die Analogien zwischen der Gegenwart und dem kaiserlichen Rom, welches das Grab der antiken Cultur geworden ist, construiren, gehen von der Anschauung aus, daß die moderne Cultur schon längst ihren Höhepunkt erreicht habe und sich nunmehr in absteigender Linie bewege. Die Anderen, die überall Höhenluft der Renaissance verspüren, gehen von der gegentheiligen Anschauung aus. Weder die eine noch die andere Parallele trifft hier ganz zu. Unsere Zeit, die dem Princip der reinen Erwerbswirthschaft unbedingte Geltung verschafft hat, hat durch die neue (capitalistische) Zwecksetzung der Arbeit so mannigfache Umwälzungen im Cultur- und Wirthschaftsleben hervorgerufen, daß alle Beziehungen mit der Vergangenheit so gut wie unterbunden sind. Wir können allenfalls in der gesellschaftlichen Schichtung zwischen der Gegenwart und der römischen Kaiserzeit einige gemeinsame Züge beobachten; damals vollzog sich wie heute ein Proletarisirungsproceß von außerordentlicher Ausdehnung, und auf der anderen Seite eine Ansammlung von Großvermögen in wenigen Händen. Die culturellen Folgeerscheinungen, die hieraus resultirten, waren aber wesentlich anderer Art, als sie aus der capitalistischen Wirthschaft sich ergeben. Allein schon die Thatsache, daß die proletarisirte Masse in Rom mit Brod und Circusspielen von der herrschenden Classe geködert wurde, um das Volk über seine Lage hinwegzutäuschen, lehrt uns die grundsätzlich verschiedene Wesensart der beiden Culturen erkennen. Heute sind derartige Präventivmaßregeln kaum nöthig. Ein besseres Ablenkungsmittel als die Circusspiele ist die Arbeit. Der industrielle Capitalismus unterhält das Proletarierheer nicht zu seinem Vergnügen, sondern zu seinem eigensten Nutzen, um immer wieder neue Werthe aus der Arbeitskraft herausschlagen zu können. Es ist eine Lebensbedingung des Capitalismus, daß er nicht nur in Zeiten günstiger Conjunctur, sondern auch während der wirthschaftlichen Depression fortwährend neue Arbeitsgelegenheiten für die werkthätige Bevölkerung schafft, nicht etwa aus väterlicher Fürsorge für das Proletariat, sondern aus der höchst praktischen Erwägung heraus, es lebens- und arbeitsfähig zu erhalten. Die Arbeit hat in der capitalistischen Organisation eine von früheren Zeiten wesentlich verschiedene Bedeutung erlangt. Denn der Zweck aller Wirthschaft ist der Erwerb und das Mittel hierzu die Arbeit. Das Alterthum konnte, da es die Erwerbswirthschaft nicht methodisch und weniger rationell betrieb als die Gegenwart, aus diesem Grunde verschwenderischer mit den Arbeitskräften umgehen, jedenfalls war im Wirthschaftsleben der alten Völker ein im Verhältniß zur Gesammtbevölkerung nur geringer Procentsatz von Arbeitskräften stetig angespannt. Man denke an die freien Bürger Athens, die im Wesentlichen ihre Zeit mit öffentlichen Angelegenheiten, im Dienste der Kunst, der Paläftra und mit kriegerischen Uebungen verbrachten. Aehnlich lagen die Verhältnisse in Rom, wo sogar dem heutigen Arbeiterproletariat entsprechende Plebs von Staatswegen gefüttert und unterhalten wurde. Es ist das Charakteristicum aller vorcapitalistischer Zeiten, daß die gesellschaftlich nothwendige Arbeit auf wenige Schultern abgewälzt wurde, während heute — von geringen Ausnahmen abgesehen — Jedermann wirthschaftlich thätig ist. Der capitalistische Unternehmer stellt seine Arbeitskraft so gut in den Dienst der Erwerbswirthschaft wie der proletarische Arbeiter. Jeder Beruf, der wissenschaftliche und künstlerische nicht ausgeschlossen, wird in erster Linie zum Zwecke des Erwerbs ausgeübt. Selbst das Erfinden, einst ein dilettantischer Zeitvertreib, ist zu einem Brodstudium geworden.

Eine Zeit, wie die Renaissance, konnte nur aus dem Grunde so Gewaltiges leisten, weil die Erwerbswirthschaft noch nicht rationell ausgebildet war und die Brod- und Magenfrage nicht zur Hauptsache gemacht worden war. Es ist darum ebenso verkehrt, diese gewaltig aufstrebende Zeit mit unserer Zeit in eine Parallele zu bringen, wie umgekehrt die sich abwärts bewegende Culturepoche des römischen Kaiserreichs mit der Gegenwart zu vergleichen. Diese beiden großen Epochen der Vergangenheit differiren in der Welt- und Lebensanschauung vielfach von einander, der Abstand zwischen beiden ist aber nicht so gewaltig wie der zwischen capitalistischer und vorcapitalistischer Zeit. Der Mensch hatte sich noch nicht zum Sclaven der wirthschaftlichen Verhältnisse gemacht, die Persönlichkeit konnte sich nach jeder Richtung ausleben, alle ihr innewohnende Talente und Anlagen ausbilden, den Gedanken, sobald er einmal concipirt war, in die That umsetzen. Nach Nützlichkeits- und Zweckmäßigkeitsgründen fragte man nicht viel. Heute geben diese fast immer den Ausschlag. Der ökonomische Rationalismus lähmt die Schaffenskraft des Genies.

Wir müssen rückwärts schauen auf die Zeit der Renaissance und des Renaissancemenschen, um einen vergleichenden Maßstab für die Psychologie des modernen capitalistischen Menschen zu gewinnen. Wir werden dann erst die tiefe Kluft zwischen der Cultur der Renaissance und der des Capitalismus in ihrem ganzen Umfang erkennen lernen. Wir werden aber auch aus einer vergleichenden Betrachtung beider Culturen ersehen, wie abgeschmackt es ist, unserer Zeit das schmückende Beiwort einer neuen Renaissance zu geben. Man rühmt heute die neue „Renaissance“ des deutschen Kunsthandwerks und wird sich dessen kaum bewußt, daß jene Neuerer nur ein schwächliches Geschlecht von Epigonen sind. Man spricht sogar von einer „Renaissance“ des Tingeltangels, wenn ein findiger Unternehmer die Zote des Variétés auf den Geschmack eines „literarisch“ schillernden Publicums abstimmt.

Mit so kleinen Mitteln, wie sie heute gang und gäbe sind, arbeitete man zur Zeit der Renaissance nicht. Die Menschen waren von großen Leidenschaften beherrscht, sie führten ihr eigenes Leben und fragten nicht lange nach dem Zweck ihres Handelns. Es war eine merkwürdige Zeit, die merkwürdige Menschen hervorbrachte. Auf dem Gebiet der Politik, Wissenschaft und Kunst überstürzten sich die Ereignisse. Es scheint, als hätten sich die durch das Dogma der Kirche seit Jahrhunderten gebundenen Geisteskräfte von dem Bann, der auf ihnen lastete, losgelöst. Eine ganze Reihe äußerer Umstände, wie die Verbreitung griechischer Bildung über Europa nach der Eroberung von Byzanz, die erneute Bekanntschaft mit den Werken des Aristoteles, die vielen technischen Erfindungen und Entdeckungen am Ende des Mittelalters, wie die Erfindung des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst, die Auffindung des Seeweges nach Ostindien und die Entdeckung Amerikas: alle diese Umstände mögen die Phantasie und die Schaffenskraft der Menschen außerordentlich angeregt haben, sie sind aber nicht — das müssen wir wohl berücksichtigen — die Ursache der ästhetischen Cultur jener Zeit gewesen. Diese liegt vielmehr in dem Menschen selbst. Wenn wir berücksichtigen, daß Italien zur Zeit der Renaissance einem einzigen gewaltigen Kriegslager glich, einheimische und fremde Dynasten das Land und die Städte mit ihren Söldnerschaaren brandschatzten, dazu die einzelnen Municipien in unendliche Bürgerkriege verwickelt waren und zu Alledem die Pest, das Schreckgespenst Europas, Hekatomben an Menschenleben forderte, so stehen wir Angesichts der glänzenden Geistesthaten und der bedeutenden künstlerischen Production jener Zeit vor einem völkerpsychologischen Räthsel.

Wir kommen indessen den Erscheinungen etwas näher auf den Grund, wenn wir ein wenig die wirthschaftlichen Verhältnisse Italiens streifen. Seit dem Beginn der Kreuzzüge können wir in allen Gemeinwesen ein stetiges Wachsthum des Handels mit dem Orient und in Verbindung damit eine Geldaccumulation in den Händen des städtischen Patriciats und der späteren Dynastien beobachten. Eine nicht minder bedeutende Geldaccumulation vollzieht sich gleichzeitig in der römischen Curie durch die päpstlichen Schatzungen der Christenheit. Andere edle und hochgeborene Herren, die

es verschmähten, auf dem Wege des Commerciums sich Gelder und Sachvermögen anzueignen, bedienten sich des primitivsten Mittels der Geldaneignung, nämlich der Ausplünderung machtloser Städte und fahrender Kaufleute. Ueber die verschiedenen Methoden der Geldaneignung kann ich mich in diesem Rahmen nicht verbreiten; kurzum, es vollzog sich in Italien am Ausgang des Mittelalters die erste bedeutende Geldaccumulation Europas. Aber noch war die Geburtsstunde des modernen Capitalismus nicht gekommen. Wohl können wir an verschiedenen Plätzen Ansätze einer capitalistischen Production beobachten, das Princip, daß durch Wirthschaften Geld zu erwerben sei und daß die erworbenen Reichthümer immer wieder zu demselben Zweck investirt werden müssen, hatte sich ein Wirthschaftsleben noch nicht allgemein eingebürgert. Die großen Herren betrachteten das Geld immer nur als Mittel zum Zweck; sie eigneten sich Vermögen an, nicht um damit Wirthschaft zu betreiben, sondern um sie zur Befriedigung ihrer Leidenschaften, ihrer künstlerischen und wissenschaftlichen Neigungen anzuwenden. Man hatte gerade die Bedeutung des Geldes als ein Machtmittel, durch das man sich alle Annehmlichkeiten des Lebens erkaufen kann, erkannt, aber noch nicht seine werthbildende Eigenschaft, den Fetischcharakter des Capitals. In dem Maße aber, wie das Machtmittel Geld den großen Herren, den weltlichen und kirchlichen Fürsten zufloß, steigerte sich auch ihr Selbstgefühl. Es ist bezeichnend, daß die meisten italienischen Dynastien, wie die Medici in Florenz, aus dem Handelsstande hervorgegangen sind. Reichthum adelt! Eine These, die zum Widerspruch herausfordert. Es läßt sich indessen nicht in Abrede stellen, daß der Reichthum die Vorbedingungen zu einer Geistescultur schafft. Im ewigen Kampf mit der Misère des Alltagslebens erlahmen die Schwingen. Nur wer wirthschaftlich unabhängig ist, vermag sich auszuleben, seine Persönlichkeit zu entwickeln.

Das Bewußtsein der wirthschaftlichen Unabhängigkeit war es, daß die Geistesrichtung der Renaissance bestimmte. Ein unbändiger Stolz, Verachtung der misera contribuens plebs, eine wahnwitzige Verschwendungssucht, das Durchsetzen der Persönlichkeit um jeden Preis selbst unter Aufopferung von großen Vermögen und Menschenleben in jeder Höhe: das sind die Merkmale des Renaissancemenschen. Und dieses stolze Individualitätsbewußtsein fand gerade in der Kunst das rechte Ausdrucksmittel zu seiner Bethätigung. Das Renaissancekunstwerk predigt den Cultus der Persönlichkeit; es gewinnt sogar eine politische Bedeutung. Das Patriziat von Florenz, Siena, Pisa, Venedig und anderer Städte wetteiferte nicht nur um die politische Hegemonie in Italien, sondern auch um den geistigen Vorrang. Mit großen Geldopfern wurden von ihm die bedeutendsten Künstler herangezogen und mit Aufträgen und Ehren überhäuft. Jede Stadt wollte ein charakteristisches Denkmal ihres Ruhmes der Nachwelt hinterlassen. So sind der San Marco und der Dogenpalast, die Denkmäler venetianischer Macht und Prachtliebe, entstanden. Florenz hat seinen Dom, seine Casa Buonarotti, seinen Palazzo Strozzi und andere Profan- und Kirchenbauten als Denkmäler jener großen Zeit aufzuweisen. Ein jedes Kunstwerk der Renaissance verkündet uns noch heute die Machtfülle und den Gedankenreichthum seiner Schöpfer.

Mit den Municipien rivalisirten die Päpste um den Lorbeer der Kunst, als Förderer einer ästhetischen Cultur. Eine lange Reihe großer Persönlichkeiten — groß im besten wie im schlechtesten Sinne — treffen wir auf dem Stuhl Petri an. Es seien nur Nicolaus V., Sixtus IV., Julius II. und Leo X. erwähnt, als Kirchenfürsten von kraftvoller Initiative und hervorragendem Schönheitssinn, die darum mehr der irdischen als der himmlischen Liebe huldigten. Die Umgestaltung Roms nach dem Vorbilde der Antike vollzog sich unter ihrem Pontifikat. Ein heidnisch fröhlicher Zug weht uns namentlich aus den Werken des Leoninischen Zeitalters entgegen; ein kurzes, aber intensives Aufflackern des classischen Geistes, dem der dogmatische Zelotismus der folgenden Zeiten wiederum ein eisiges Grab bereitet hat.

Den Machthabern der Municipien und des Kirchenstaates reihten sich die Despoten Italiens als begeisterte Mäcene an. Es erscheint geradezu als ein psychologisches Räthsel, daß sittliche Verkommenheit, Grausamkeit und Vernichtungswuth sich mit einem feinen ästhetischen Empfinden und chevaleresken Manieren in einem Menschen harmonisch vereinigen können. Cesare Borgia und Sigismondo Malatesta waren gleich große Tyrannen und Frevler, und dennoch brachten sie allen künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen ein ungeheucheltes Interesse entgegen. Für Ludovico il Moro, der sich frei von jeder Herrschertugend wußte, ist es bezeichnend, daß ihn eine langjährige Freundschaft mit Bramante und Lionardo verband. In Mailand ersannen die Sforza und Visconti die abenteuerlichsten und ruchlosesten Pläne und zeichneten sich zugleich durch Begünstigung aller ideellen Bestrebungen aus. Ludovico Gonzago, einer der gewaltthätigsten Menschen aller Zeiten, entfaltete einen außerordentlichen Eifer in der Vervielfältigung der Classiker und errichtete die erste Druckerei in Mailand.

Alle von diesen Tyrannen in's Leben gerufenen Unternehmungen wuchsen, ob nützlich oder schädlich, gleich in's Titanenhafte, Gut und Böse waren für sie unbekannte Begriffe; die Größe ist der einzige Maßstab, mit dem man sie messen darf. Der weinerlich demüthige Geist des Christenthums war aus Italien geschwunden. Während in Deutschland die Dogmen der Kirche noch sehr ernst genommen wurden und daher eine Auffrischung erfuhren, war Italien in den glücklichen Zustand des Sichgehenlassens in kirchlichen Angelegenheiten versunken. Die Kirche hatte sich hier im Grunde genommen selbst überwunden, sie war zu einer glänzenden Schaubühne geworden, der Geist des classischen Alterthums war in die Stätte christlicher Andacht gezogen; Michelangelo hatte in der Sixtinischen Kapelle selbst Gott-Vater rein körperlich aufgefaßt und dargestellt nach dem Vorbild des Zeus der Alten.

Dem bewegten Zustande der Geister entsprach in Italien die Regellosigkeit und die Unsicherheit der Verhältnisse. Die Rechtspflege war sehr wenig entwickelt, und von einer öffentlichen Sicherheit konnte überhaupt nicht die Rede sein. Der Starke hat immer Recht. Heute hat der wirthschaftlich Starke die Macht in Händen, zur Zeit der Renaissance gestaltete der körperlich und geistig Starke die Welt nach seiner Idee. Ein paar kräftige Fäuste stellten schon ein Machtmittel dar, und wer vollends über ausgezeichnete Geistesgaben verfügte, der konnte sich zu den höchsten Höhen der Menschheit emporschwingen. In jeder Hinsicht galt die Persönlichkeit etwas. Sie konnte sich aber auch mit geringerer Schwierigkeit als heute durchringen, da sie nicht durch Gesetzesvorschriften von vorn herein eingeengt war. Eine Pflicht von Staatswegen, eine Dienst- und Steuerpflicht, die Pflicht, öffentliche Aemter zu bekleiden, gab es damals nicht. Der Einzelne war nicht in all' seinen Lebensbeziehungen der öffentlichen Controle unterworfen. Was er als seine Pflicht anerkannte, war seine Pflicht, um alles Andere bekümmerte er sich nicht. Wir befinden uns in der entgegengesetzten Lage. Wir leben unter geordneten Zuständen. Das einzelne Individuum erhält schon bei der Geburt seinen Geleitbrief für das Leben zugestellt. Die Staatsgewalt sorgt dafür, daß ihm nichts geschehe, sie ahndet aber auch an ihm jede Abweichung von der vorgeschriebenen Norm. Wir leiden an dem Ueberfluß von Gesetzen und Verordnungen, die Italiener der Renaissance erfreuten sich eines Mangels an Gesetzen. Für den Starken ist der Zustand der Herrschaftslosigkeit das Ideal, für den Schwachen der Zustand der Bevormundung. Fragen wir nach Wirkung jener Anarchie auf die Geistescultur, so können wir nicht umhin, die Ungebundenheit, wie sie dem Italien

der Renaissance eigen war, den Vorzug zu geben. Der schöpferische Mensch braucht das denkbar größte Maß von persönlicher Freiheit, um sich bethätigen zu können. Wir wundern uns, daß wir keine große Kunst haben und daß die besten modernen Leistungen meistens nur Epigonenwerke sind, die letzten Ausklänge früherer Culturepochen. Die Plastik, in dieser Hinsicht die allerunmodernste Kunst, liefert uns ein höchst instructives Material hierfür. Die Werke der berühmtesten Bildhauerschulen des vorigen Jahrhunderts weisen bei allen äußerlichen Verschiedenartigkeiten immer wieder auf alte Vorbilder hin. Mit Michelangelo ist die Geschichte der Plastik zu Ende; was später kommt, ist Epigonenwerk.

Wie kann aber die Kunst gedeihen, wenn sie in all' ihren Aeußerungen protegirt, reglementirt und censirt wird? Wer etwas leisten, das, was in ihm steckt, zur reichen Blüthe entfalten will, darf sich nicht anpassen. Der moderne Mensch fühlt und handelt viel zu rationell, als daß er dauernde Werke schaffen könnte; er ist viel zu sehr auf die Wirkung seiner That bedacht, er will und darf nach keiner Seite Anstoß erregen, da er sonst dem gesellschaftlichen Boykott anheimfallen würde. Wir haben neben der Staatsgewalt noch eine öffentliche Meinung, die vielfach das Verhängniß großer Geister geworden ist. Die Italiener der Renaissance waren glücklicher daran. Die große Staatsaufsicht, die das zweifelhafte Privilegium unserer Zeit ist, war ihnen fremd. Die allgemeine Unsicherheit, die fortwährende Gefahr, in der Jedermann zu jeder Zeit sich befand, das gänzliche Fehlen der Polizei und der Gerechtigkeit, alle diese Umstände wirkten zusammen, den Menschen hart und unbeugsam, aber auch außerordentlich selbstbewußt zu machen. Da ihn keine obrigkeitliche Gewalt beschützt, so ist er gezwungen, sich selbst zu beschützen und sich Geltung zu verschaffen. Die Regungen seiner Seele sind groß und einfach; von fortwährenden Gefahren umgeben, büßt er die Selbstcontrole ein und läßt sich allein von seinen Impulsen leiten. Dies wird um so verständlicher, wenn wir berücksichtigen, daß der Mensch nicht wie heute bei einem Unternehmen immer nur einen Bruchtheil seines Ich's und seines Eigenthums auf's Spiel setzt, seinen guten Namen, sein Ansehen oder sein Vermögen; sondern den ganzen Menschen, sein Leben und das seiner Angehörigen. Alles, was die Renaissance Großes und Schönes hervorgebracht hat, ist aus der Leidenschaft geboren.

Unter den vielen Gestalten, die mit reichen Fähigkeiten und großen Leidenschaften begabt, die Wiedergeburt der Künste in Italien bewirkt haben, steht Benvenuto Cellini, der Bildhauer und Goldschmied, obenan. Ich will eine kurze Charakteristik dieser Persönlichkeit mit meiner allgemeinen Studie verbinden, da der handelnde Mensch an der Hand concreter Thatsachen einen besseren Aufschluß über den Geisteszustand seiner Zeit giebt, als es eine abstracte Abhandlung vermag. Wir sind in der glücklichen Lage, seine selbstgeschriebenen Lebenserinnerungen zu besitzen, die kein Geringerer als Goethe durch seine meisterhafte Uebersetzung zu einem literarischen Besitzthum des deutschen Volkes gemacht hat. Mag auch hier und da die großartige Phantasie des Verfassers ihm ein Hinderniß einer rein objectiven Darstellung einzelner Thatsachen gewesen sein, mag er auch dann und wann als echtes Kind seiner Zeit zu Uebertreibungen neigen, so sind die Lebenserinnerungen in der Grundstimmung doch durchaus ehrlich empfunden.

Was Cellini in allererster Linie auszeichnet, ist die große Befähigung, sich durch jede Situation hindurchzuarbeiten, ein thatkräftiger Charakter, eine unbeugsame Kraftnatur, die in der Gefahr wächst. Wie ein herrliches, stets auf den Angriff sich vorbereitendes Raubthier steht er dem verweichlichten modernen Menschen gegenüber, dem in jeder Lebenssituation etwas von der mit Vorsicht gepaarten Tücke der domesticirten Katze anhaftet. Mit der Beweglichkeit des Körpers verbindet er aber auch eine außerordentliche Elasticität des Geistes und eine ungewöhnliche Vielseitigkeit des Wissens und Könnens. Es hält schwer, seinen Hauptberuf festzustellen. Aus der Kunstgeschichte kennen wir ihn als Bildhauer und Goldschmied, er war aber auch ein ebenso geschickter Erzgießer: sein Perseus zählt zu den hervorragendsten Werken der Gießkunst. Daneben war er ein tüchtiger Zeichner, Graveur, Emailleur und Bildschnitzer, Waffenschmied und Baumeister, Kriegsingenieur und Kanonier. Wir erfahren auch durch ihn, daß er leidenschaftlich die Flöte und das Horn blies und in seinen düsteren Stunden Sonette machte. Die führenden Geister der Renaissance waren allumfassend; Brunellesco, Ghiberti, Donatello, Lionardo, Michelangelo, sie alle waren Meister vieler künstlerischer Disciplinen, Dichter, Theoretiker und wissenschaftliche Forscher. Gerade in der Verbindung von Wissen und Können, von Künstler- und Gelehrtenthum beruht die geistige Ueberlegenheit der Renaissance. Es ist das Zeitalter der großen Menschen, die über einen ungewöhnlichen Kraftüberschuß verfügen, die aus einer inneren Nothwendigkeit heraus schaffen und darum unbeugsamen Sinnes sind. Ihre Seele ist voller Fröhlichkeit, sie sind die vollendetsten Lebenskünstler, ja das Leben selbst gilt ihnen als ein fröhliches Fest.

Cellini berichtet vielfach von abenteuerlichen Ueberfällen, von ruchlosen Verschwörungen, deren Anstifter er ist, von greulichen Kriegsscenen und schrecklichen Unglücksfällen und Heimsuchungen. Er kehrt in die Vaterstadt zurück und findet seine Familie von der Pest dahingerafft; sein geliebter Bruder wird, erst 25 Jahre alt, in einem Scharmützel erschlagen. „Das ist der schlimmste, traurigste Fall, der mir in meinem ganzen Leben begegnen konnte“, klagt er; „aber sei zufrieden! Denn ehe Dir der Athem ausgeht, sollst Du Dich noch durch meine Hände an Dem gerochen sehen, der Dich in diesen Zustand versetzt hat.“ Er ist oft zu Tode betrübt und rast wie ein Wahnsinniger, aber die Seele richtet sich schnell wieder auf. Die häßlichen Eindrücke haften immer nur auf der Oberfläche. Ein anderes Mal, nachdem die Schwester Cellini's den Vater, die Schwester, den Mann und ihr Kind verloren und nach Gebühr „ein wenig“ beweint hatte, machte sie sich daran, in gewohnter Weise das Abendbrod zu bereiten. „Den ganzen Abend über sprach man nicht mehr vom Tode, sondern von tausend lustigen und tollen Dingen, so war denn auch unsere Mahlzeit eine der angenehmsten.“

Die Menschen jener Zeit führten ein intensiveres Dasein als wir, Schicksalsschläge, mögen sie auch noch so heftig gewesen sein, beugten sie nicht nieder, weil sie das Leben mit der Gluth des heidnischen Alterthums liebten. Alles Christliche lag ihnen fern. Sie sympathisirten nicht mit den Schwachen, sondern mit dem ganzen Menschen in der Blüthe seiner Kraft und Jugend. Die verlogene Sentimentalität, die Mitleid mit dem Elenden und Schwächling erheuchelt, die den Schädling der Gesellschaft sorgsam am Leben erhält und die Kraftnatur verabscheut, ist eine Erfindung unserer Tage. Die Renaissancemenschen krankten nicht an einem übertriebenen Altruismus. Hätte Benvenuto Cellini in unserer Zeit gelebt, er hätte zehnmal den Tod von Henkershand erlitten. Als Cellini einst beim Papst wegen eines ruchlosen Mordes angeklagt war, sagte dieser zu den Freunden des Ermordeten: „Ihr müßt wissen, daß Männer wie Benvenuto, die einzig in ihrer Kunst sind, sich an die Gesetze nicht zu binden haben, um so mehr, als ich seine Ursachen weiß.“ In diesen Worten ist die Anschauung der Renaissance von der Werthung der großen Persönlichkeit enthalten. — Nachdem wir diesen Maßstab gewonnen haben, wollen wir uns nunmehr mit der Psychologie des modernen, capitalistischen Menschen beschäftigen.

Die Perle der Antillen.

Von Major a. D. Karl von Bruchhausen.

Als am 20. Mai dieses Jahres in Havannah festliche Flaggen wehten, Glocken läuteten und Böller knatterten, um das amerikanische „Geschenk“ der freien Selbstverwaltung zu feiern, ließ sich Niemand träumen, daß nur ein halbes Jahr später durch dieselben Straßen der Ruf: „Nieder mit den Amerikanern!“ erschallen würde. Es geschah das bei Gelegenheit von Arbeiter-Unruhen, die mit der hohen Politik Nichts zu thun hatten. Woher der Umschwung, da doch nicht zu leugnen ist, daß die Amerikaner in den vier Jahren ihres Regiments auf Cuba viel Gutes geleistet haben? Dank ihrer Energie verbindet heute eine Eisenbahn — durch so ziemlich die ganze Länge der Insel — Santiago mit Havannah, ist für die gesundheitlichen Verhältnisse, namentlich in den größeren Städten, viel gethan. Warum also? Die „freie Republik“ Cuba knirscht in die Zügel, an denen sie von dem übermächtigen Befreier nach wie vor gehalten wird. Die Platt'schen Amendements zur Cubanischen Verfassung, die den Vereinigten Staaten ein weitgehendes Recht zu Eingriffen in die inneren Verhältnisse der Insel gaben, verstimmten diejenigen Leute, die das „Cuba libre“ in spanischer Zeit stets auf der Zunge getragen hatten. Und noch andere Dinge kamen hinzu. Es waren, um nur die drei wichtigsten zu nennen, das Verbleiben amerikanischer Truppen auf cubanischem Boden, das Verlangen der Amerikaner nach einer Flottenstation bei Havannah und der hohe Schutzzoll der Vereinigten Staaten auf Zucker.

Der dicke Hause der amerikanischen Truppen war bis zum 20. Mai 1902 abgezogen, aber es blieben 8 Compagnien Küstenartillerie, also ungefähr 800 Mann, im Lande als deutliches Merkzeichen, daß Cuba nicht frei war. Zwei Compagnien liegen in Cienfuegos, zwei in Santiago und vier in Havannah. Besonders diese letzteren waren den Cubanern ein Dorn in ihrem Fleische: in ihrer Hauptstadt wurde ihnen die amerikanische Bevormundung tagtäglich greifbar vor Augen geführt. Nun konnten die Amerikaner sagen: Ihr habt ja keine Soldaten, und einer gewissen Sicherung bedürfen die wichtigsten Hafenpunkte auf jeden Fall. So unternahm die junge Republik denn einen — freilich bescheidenen — Anlauf zur Wehrbarmachung des Landes. Man stellte eine berittene Schutztruppe (Landgarde) von zunächst 1500 Köpfen auf, die nach einem soeben zu Stande gekommenen Gesetz auf 3800 Mann gebracht werden soll; ferner ein ständiges Artilleriecorps von 3 ganzen Compagnien zu je 75 Köpfen, das man bald um noch eine Compagnie vermehrte. An die Spitze dieser nicht allzu imposanten Streitmacht — sie kann immerhin als Kern künftiger Formationen angesehen werden — trat der General Alexander Rodriguez. Er führt auch den Oberbefehl über die Miliz. Mit letzterer hat es aber seine eigene Bewandtniß. Als z. B. kürzlich in einem Küstenort die Anmeldelisten für die Bildung der Miliz ausgelegt wurden, zeichneten sich ein: für Generalstellungen sehr Viele, zur Verwendung als Stabsofficiere Viele, als Hauptleute und Leutnants schon weniger, als Sergeanten 3 und als Gemeine — Keiner. Das kann eine tüchtige Truppe geben.

Angesichts dieser Verhältnisse kann man ein Lächeln nicht unterdrücken, wenn man liest, daß der erste amerikanische Gesandte in Havannah, Mr. Squiers, von seiner Regierung — freilich vergeblich — die Hersendung eines Militär-Attachés erbat! Natürlich witterten die Cubaner darin einen neuen Versuch, sie zu überwachen.

Uebrigens hat ihre Regierung im Herbst beschlossen, die Zahl der Artillerie-Compagnien von 4 auf 12 zu bringen. Es ist das ein zarter Wink für die Amerikaner, daß ihre 8 Compagnien entbehrlich sein werden; aber auf zarte Winke zu reagiren, ist nicht die Gepflogenheit der Yankees.

Das hat sich deutlich in der Frage der Kohlenstationen gezeigt. Schon lange vor dem Tage, an dem Cuba scheinbar auf eigene Füße gestellt wurde, waren Verhandlungen hierüber im Gange. Die Vereinigten Staaten wünschten je eine Kohlenstation anzulegen: auf der Südseite bei Guatanamo und Cienfuegos und auf der Nordseite an der Nipe-Bucht und bei Havannah. Der erste Präsident Cubas, Estrada Palma — man hielt ihn mit Unrecht für besonders willfährig, weil er, von den Spaniern verbannt, zwölf Jahre im Staate New York gewohnt hatte — war gleich in Bezug auf die ersten drei Punkte bereit, nicht aber in Bezug auf Havannah: Das cubanische Volk werde die Herrschaft „Fremder“ über diesen Hafen nicht ertragen. Nichtsdestoweniger ließ die amerikanische Flottenverwaltung im Laufe des Sommers bei Triscornia an der Bucht von Havannah 4000 Tonnen Kohle ausladen. Die freie Republik erhob alsbald geharnischten Einspruch und erklärte, die Interessen des Landes würden durch jene Kohlenniederlage erheblich gefährdet. In Washington aber lächelte man achselzuckend und verschleppte die Sache. Es hat die Cubaner auch nicht beruhigt, daß ein Theil der Kohle wieder abgeholt wurde, als der Ausstand in Pennsylvanien das unersetzliche Heizmaterial spärlich machte. Aber einen Streich spielte das cubanische Cabinet den Vereinigten Staaten doch, indem es gestattete, das von jenen zur Anlage einer Flottenstation ausersehene Werftgelände anderweitig zu verpachten.

Den dritten Hauptpunkt der cubanischen Beschwerden bildet der von den Vereinigten Staaten auf die Zuckereinfuhr gelegte Zoll. Das Zuckerland Cuba sah den wirthschaftlichen Ruin klar vor Augen, wenn ihm sein natürliches Hauptabsatzgebiet auf diese Weise gleichsam verschlossen würde. Aber alle Anstrengungen, eine Herabsetzung jenes Zolles zu erwirken, blieben zunächst ohne Erfolg.

Die durch die Vereinigung all' dieser Aergerlichkeiten hervorgerufenen Erbitterung stieg noch, als man erkannte, daß die zahlreich auf der Insel anwesenden Amerikaner den eingeborenen Cubanern durchweg nicht als ein gleichstehendes Wesen anerkannten, weil viel Negerblut in seinen Adern rollte.

Amerikanische Imperialisten waren der Meinung gewesen, wenn man dem jungen Staatswesen nur ordentlich, und zwar hauptsächlich mit dem Zuckerzolltarif, auf der Seele kniee, werde es de- und wehmüthig um das Aufgehen in den Verband der Vereinigten Staaten bitten, oder doch solche Thorheiten begehen, daß ein Hineinfassen mit eiserner Faust völlig berechtigt erscheine. Nichts von dem ist eingetroffen. Umgekehrt sind diejenigen Kreise Cubas, die für völlige Angliederung an die Vereinigten Staaten waren, inzwischen gänzlich verstummt.

Man kann dem cubanischen Cabinet nicht die Anerkennung versagen, daß es mit besonderer Klugheit die Geschäfte geführt hat. Der 60 jährige Palma zeigt sich seiner Aufgabe durchaus gewachsen. Unermüdlich arbeitet er darauf hin, Cuba selbstständig zu machen. Ein solcher, in Amerika sehr verstimmend empfundener Versuch auf finanziellem Gebiete war die Ankündigung einer 35 Millionen Dollars-Anleihe, und um der inneren Verstimmung Ausdruck zu geben, verschleppte das cubanische Parlament sodann die Berathung des vom Staatssecretär Hay entworfenen Gegenseitigkeitsvertrages zwischen den Vereinigten Staaten und Cuba. Die Volksvertreter gingen im letzten Herbst aus einander, ohne auch nur die geringsten Anstalten zur Berathung jenes längst vorliegenden Vertrages zu machen. Erst als das Parlament neuerdings zusammentrat, beschäftigte man sich mit ihm, und am 12. December ist er — mit Giltigkeit für 5 Jahre — unterzeichnet worden. Nach einer Times-Meldung wäre damit der Republik Cuba eine Zollermäßigung von 20% für alle nach den Vereinigten Staaten einzuführenden Waaren bewilligt, während umgekehrt Amerika für die Einfuhr nach

Cuba eine Ermäßigung von 20—50 % genösse. Ob die Cubaner damit wirklich zufrieden sein werden? Anzunehmen ist es nicht. Denn für den Zucker z. B. forderten sie beharrlich eine Ermäßigung um 50 %. Auf der Perle der Antillen sind die Dinge in starker Entwickelung begriffen, und es läßt sich nicht mit einiger Sicherheit vorhersagen, was daraus werden mag. Die treibende Kraft des Dranges nach völliger Unabhängigkeit in den Herzen der Cubaner ist nicht zu unterschätzen.

Natürlich halten sich die Amerikaner über die Undankbarkeit der so „uneigennützig Befreiten" auf. Nun — Dankbarkeit ist auch keine Nationaltugend der unter dem Sternbanner fechtenden „Befreier", und in politischen Dingen hört sie überhaupt auf.

Literatur und Kunst.

Peter Rosegger's „Weltgift".

Eine ehrliche Besprechung von Th. Ebner.

Peter Rosegger hat einen neuen Roman geschrieben, den wievielten weiß ich nicht. Er hat ihn „Weltgift" genannt, und erstmals in der „Woche" erscheinen lassen. Das konnte eigentlich genügen, meinen manche Leute, die den „Arbeiten" des „Waldbauernbuben" in neuester Zeit aufmerksam gefolgt sind. Ja und nein, wie man's nimmt! Es konnte genügen, um den Werth dieses neuesten Romans kurz und gut zu kennzeichnen, und es genügt doch nicht, will man ihm einmal nachweisen, daß auch ein noch so fruchtbarer Schriftsteller, und selbst wenn er Peter Rosegger heißt und die „Gottsucher" und die Schriften des „Waldschulmeisters" geschrieben hat, einmal auf den Grund kommt mit seinem Schaffen. Das ist herb und bitter für den Leser, und noch herber und bitterer für den Autor, zumalen wenn er über ein so starkes Selbstgefühl verfügt, und mit seinem einstigen Jugendelend, aus dem er doch nun wahrhaftig genug Capital geschlagen, sowie seinem heutigen Schriftstellerruhm so nett zu kokettiren weiß wie er. Und daß ich's nur gleich gestehe, ich habe einmal zu den begeistertsten Anhängern Rosegger's gehört, und ich bin seit etlichen Jahren von dieser gewiß achtbaren Gesinnung mehr und mehr zurückgekommen. War's die Lectüre seines Buches „Mein Weltleben", in welchem er in mehr als eitlem Selbstgefallen von seinem Werden und Wirken und namentlich von seinem Verkehr mit hohen und höchsten Herrschaften berichtet, war es der Inhalt seines so und sovielten Bandes seiner gesammelten Schriften „Mein Himmelreich" mit seinen manchmal geradezu kindischen Spielereien mit den ernstesten religiösen Fragen — ich kann es nicht so genau mehr sagen: ich weiß nur, daß ich seitdem jedes neue Buch Roseggers, sei's nun „Das ewige Licht" oder das „Weltgift", mit einem gewissen Unbehagen, unter dem Zwange eines literarischen Pflichtgefühls in die Hand genommen und — nach und nach — zu Ende gelesen habe. Solch' ein Unbehagen und solch' eine niederdrückende Unlust hat nicht allein der Formelkram, die namentlich im „Weltgift" sich zur abstoßenden Manirirtheit entwickelnde Sprache Rosegger's, Schuld. Einmal, vor langen Jahren, mag sie wohl neu und originell gewesen, und darum ihres Eindruckes auch sicher gewesen sein. Damals klang das Alles noch naiv, noch ungekünstelt und gewissermaßen nothwendig, herausgewachsen aus dem Stoff, ihm zugehörig wie der Bauernkittel zum Bauernbuben. Aber je mehr Rosegger selbst aus seinem Waldgewand herauswuchs, und als er dieses dann in seinen Raritätenkasten hing, um es den Seinen dann und wann zur ehrfurchtsvollen Bewunderung des Meisters zu zeigen, um so mehr wurde es zur Maskerade, über die man erst als eine liebenswürdige Schwäche lächelte, vor der man aber im Laufe der Jahre doch einen höchst eigenartigen Respect bekam. Und wenn's nur dabei geblieben wäre. Aber die Geschichte hatte noch ganz andere Folgen, die nach und nach seinen treuesten Anhängern viel zu schaffen machen sollten. Meister Peter von Graz war und ist kein Idealist vom Schlage Anzengruber's, der mit dem stillen und müden Lächeln der Resignation die Feder aus der Hand legt, wenn's einmal nicht mehr geht. Er ist heute ein literarischer Handwerksmeister, wie er im Buche steht, und zwar ein solcher, der sich im Laufe der Zeiten eine Mustercollection von Gedanken und Sätzen zusammengestellt hat, aus der immer wieder etwas wird, wenn er sie gelegentlich auch noch so bunt und planlos durch einander „sortirt". Da ist die Armuth seiner Kindheit und sein Weltleben. Da ist der Umgang mit den Herren des Geistes und — des Geschäftes, da ist sein Verkehr mit all' seinen „Waldbauern" und mit Weib und Kind, und da ist nicht zuletzt der alternde Herr selbst, in Graz oder in Krieglach, der so gerne in den Spiegel sieht, den ihm Andere vorhalten, und sich kindlich darüber freut, wenn ihm daraus das Bild des „berühmten Mannes" entgegentritt.

Ob nicht nun nach dem Erscheinen von „Weltgift" dieser einige Flecken erhält? Der Contrast zwischen dem einfachen Naturleben und der modernen Cultur ist ein Thema, wie es sich dankbarer für einen Rosegger kaum denken ließe. Und ein Thema, das er auch schon da und dort in den verschiedensten Variationen behandelt hat. Aber der, der dies einstmals that, das war der Rosegger von einst, der beide Begriffe noch mit der Harmlosigkeit des nüchtern und selbstständig denkenden Menschen ausgriff und mit ihnen Menschen und Dinge schuf, die ganz sein Eigenthum waren, die nur durch ihn lebten und wandelten und handelten. Das ist nun freilich ganz und gründlich anders geworden. Was uns Rosegger in seinem neuesten Romane von den Geschicken des Weltmenschen Hadrian und des Naturburschen Sabin in ermüdender Breite und in den merkwürdigsten Arabesken daher erzählt, das hat mit alledem gar nichts mehr zu thun. Die Geschichte des bis zum Ekel blasirten Fabrikantensohnes Hadrian, dessen blöde Brutalität seinem Vater gegenüber so merkwürdig contrastirt, mit seiner sentimental-krankhaften Anlage zum Spintisiren über des Lebens Räthsel und Zwiespalte, ist eine Kette von Unwahrscheinlichkeiten, wie sie krasser und auffälliger kaum gedacht werden können. Man denke sich doch einen in der That ausgewachsenen Menschen, dem eines Tages ohne jeglichen Grund der Gedanke kommt, sich sein mütterliches Erbtheil herauszahlen zu lassen, allen Genüssen des Lebens, die er doch auch reichlich gekostet, Abschied zu geben und irgendwo in seinem Zweispänner mit Gummirädern und seinem heimlichen Sohn Sabin auf dem Kutschbock die Natur und in ihr Menschen zu suchen. Mit welch' kläglicher Sophisterei er vor sich und Anderen dieses Gehaben zu entschuldigen und zu rechtfertigen sucht, wie er da, wo er sich endlich seßhaft gemacht, nach und nach zu Grunde geht an Leib und Seele, wie er, von Anderen betrogen, sich selbst am meisten betrügt, und zuletzt nur noch an seinem Leibburschen Sabin so etwas wie einen Halt findet, wie er auch diesen verliert und am Ende in dem Wirrsal seines geistigen und moralischen Bankerotts zur Pistole greift, um aus einem Leben zu scheiden, in dem er weniger als eine traurige Null war; das mag, wer Lust hat, bei Rosegger selbst nachlesen. Und er mag sich denn mit uns darüber wundern, daß man gerade 400 Seiten voll schreiben mußte, um zu der mehr als hausbackenen, aber auch sehr problematischen Weisheit zu gelangen, „daß ein Mensch, dessen Seele vom Weltgift zerfressen ist, nicht in die ländliche Natur zurückkehren kann und soll".

Ja, ist denn diese Lehre etwas so Funkelnagelneues, daß man ihretwillen sich ein Sammelsurium von Geschichten und Geschichtchen oder gar eine Bildergallerie von Menschen anschaffen muß, die nirgends festen Grund und Boden haben, die von des mühsamen Gedankens Blässe nicht nur angekränkelt, sondern von ihm durchseucht sind bis zum Ekel, bei denen man vergeblich nach einem natürlichen Wort, nach redlichem und ungekünsteltem Leben sucht, dieweilen sie von dem Autor des „Weltgift“ zusammencommandirt wurden als eine Miliz, die ihm unter allen Umständen wieder ein neues Buch zusammenzwingen mußten. Und das mit den denkbar rohesten Mitteln, mit einer nicht einmal geschickt gehandhabten Handwerkstechnik, mit einer stetigen Wiederholung lange bekannter Geschichten und in einer Form, deren unnatürliche Künstelei Demjenigen unbegreiflich erscheint, der meint, daß auch ein Mann, der Rosegger heißt, über das Maß von Selbstkritik verfügen müsse, das allein dem echten Talent eigen ist. Es ist offenbar ein merkwürdiges Ding, das sich der Autor für den Begriff „moderne Cultur“ zurecht gezimmert hat. Wenn er in ihr nur eine seinem „Naturleben“ feindliche Macht erblickt, so ist das eben seine Sache, und er mag das thun, obwohl wir nicht gewiß sind, daß es mit ihm mit dieser Auffassung der beiden Begriffe auch völliger Ernst ist. Er muß dann aber auch sich darüber klar sein, daß dieses „Naturleben“ nur in seiner Phantasie besteht, und daß ihm aus der mehr als realistisch-pessimistischen Behandlung der modernen Cultur die einfache Pflicht erwüchse, Licht und Schatten nach beiden Seiten hin gleich zu vertheilen, mindestens nicht nach der einen Seite hin mit naiv-kindlicher Phantasterei, und nach der anderen mit einer Alles in Bausch und Bogen verwerfenden Zweibundseligkeit zu wenden. Rosegger weiß sich doch sonst mit dem, was man moderne Cultur heißt, ganz wohl abzufinden, und das fressende Weltgift kommt ihm in der Wirklichkeit offenbar gar nicht so schlimm vor, wie er da in seinem neuesten Buche glauben machen möchte. Also wozu der Lärm und die sittliche Entrüstung. Was man heutzutage bei vernünftigen Menschen Culturmuth nennt, das ist Alles, nur kein ätzendes Gift, nur keine feindliche Macht, die sich dem in den Weg stellt, der Lust hat, in die Natur zurückzukehren. Mit der Lehre davon, daß sie nie ein blasirtes und übersättigtes Uebermenschenthum sei, macht man doch wohl nur den Naivsten unter den Naiven, und jenen frommgläubigen Seelen bange, die in Jedem den leibhaftigen Satanas wittern, der nicht just seinen Katechismus nach ihrem Wortlaut hersagt. Solchen Leuten und mit ihnen ihrem neuesten Chorführer Rosegger gegenüber ziemt sich vielleicht doch auch einmal ein Hinweis darauf, daß solch' ein Glaube ein schlimmeres Weltgift ist, als die ehrliche Trennung von Ueberlieferungen und Satzungen, mit denen der vorwärtsstrebende und darum für die echte Cultur werbende Mensch nichts mehr anzufangen weiß. Auch der gesundeste Körper hat seine Krankheiten, aber es fällt Niemanden ein, ihretwegen gleich ein Grab zu graben, und räudige Schafe giebt es überall, aber noch Niemand hat es für nöthig gefunden, darum die ganze Heerde auf die Schlachtbank zu liefern. Ich weiß, ich mag mich besinnen wie ich will, keine andere Bezeichnung für Rosegger's neuesten Roman, als den einer gekünstelten Naivetät, die um so unsympathischer auffällt bei einem Manne, der einmal so Vollreifes geschaffen hat, wie Peter Rosegger, und nun einfach an sich selbst zu erliegen scheint. Es ist mir klar, daß ich damit einen sehr herben Tadel ausspreche, aber man widerlege mir ihn Angesichts des „Weltgift“.

Es seien mir bei dieser Gelegenheit noch ein paar Worte gestattet. Und zwar vor allen Dingen eine Frage: Wie stellt sich die Tagespresse zu dem neuen Rosegger? Ich habe darüber bis jetzt nur „allgemeines Schweigen“ beobachtet. Und das giebt mir zu denken! Es zeigt mir wieder einmal, auf welchem Niveau der Alltagskritik wir angekommen sind, — wenigstens in den Tagesblättern. Man will es nicht mit dem lieben Publicum verderben, und man will doch auch nicht sein ehrliches Urtheil sagen. Man pendelt da zwischen zwei Polen hin und her — man will nicht zugestehen, daß auch ein Rosegger alt, und zwar recht alt werden kann, und man will am Ende doch auch nicht dem Herrn in Krieglach wehe thun. Also, was thut man — man schweigt sich aus! — Und was erreicht man damit? Nichts Anderes, als jene Mißachtung des literarischen Urtheils vom Tage, die immer weiter bei denen um sich greift, die vermeinen, daß hier nicht die Person, sondern die Sache, das Werk gilt. Gefälligkeitskritiken sind das Schlimmste, was sich denken läßt. Sie machen weich und schwächlich, sie sind Zuckerwasser, und das schmeckt auf die Dauer fad — sogar recht fad!

Die Kunst in Sprüchen.

Von Max Bewer (Dresden).

IV. Reihe.*)

Charakter.

Lauf nach nicht dem Geschmack der Welt,
Steh fest in Dir nur wie ein Held,
Dann wird die Welt ganz sicherlich
Kurz über lang bewundern Dich,
Denn sie ist rund und muß sich dreh'n
Um Etwas, was kann ruhig steh'n!

*

Stiller im Lande.

Es weiß kein Stern am Himmel nicht,
Daß er durchstrahlt die Welt,
Es weiß selbst nicht das Lampenlicht,
Daß es Dein Haus erhellt;
So leuchte mit dem Geiste auch
Still Deinem Volk voran,
Steck' nicht damit des Eigenlobs
Gemeine Funzel an;
Dein bester Lohn ist, daß Dein Licht
Dich selbst wärmt, wenn es brennt,
Drum schaffe still und sorg' Dich nicht,
Ob jeder Hans Dich kennt!

*

Schaffensfreude.

Bleibt man für Deine Werke blind,
Beklage Dich nicht drüber,
Selbst an der Schönheit der Natur
Geh'n Tausende vorüber,
Und Gott ersinnt noch hundert Mal
Erhab'neres, als Du,
Und wirft doch stets vom Himmel her
Uns neue Schönheit zu!

*

Die fünf Künste.

Farbenreiche Bilder malen
Kann allein auch die Natur,
Färbt sie nur mit gold'nen Strahlen
Wald und See und Feld und Flur!

---

*) Siehe „Gegenwart“ Nr. 14, 26 und 38 des laufenden Jahrganges.

Stolze Bergesſäulen ſchmücken
Burgen gleich manch' grünen Strom,
Wölbend vor des Wand'rers Blicken
Hebt der Wald ſich wie ein Dom.

Voller Luſt ſich zu entfalten,
Lacht ſie auch des Bildners Hand,
Schaaren reizender Geſtalten
Sendet ſie in's Erdenland.

Auch Muſik treibt ſie, mit tauſend
Weiſen füllet ſie das All',
Quellenflüſternd, ſeeſturmbrauſend,
Donner bald, bald Nachtigall.

Malen, bauen, bilden, ſingen
Kann ſie ſelbſt, ſie braucht uns nicht,
Eins nur wird ihr nie gelingen:
Ein ergreifendes Gedicht.

Sternenwärts emporzuſchweben,
Frei von der Natur zu ſein,
Ward die Poeſie gegeben,
Menſchenherz, nur Dir allein!

*

Symmetrie und Rhythmus.

Was iſt ein Bau voll Symmetrie,
Ein Styl, kalt ausgeklügelt,
Ein ſchönes Weib, das ernſt und kühl
Uns nie entgegenlächelt!

Erſt wenn das Werk mit warmem Schwung
Der Rhythmus hat durchbrochen,
Fühlt unſer Herz ſich froh und jung
Von ihm auch angeſprochen!

*

Künſtlerhumor.

Wenn ſich ein großer Geiſt ergötzt
Einmal an leichten Sachen,
Muß man entſetzt nicht und verletzt
Ihm das zum Vorwurf machen.

Ein tiefer Geiſt kann obenhin
Auch ſpielen mit den Dingen,
Doch niemals kann ein flacher Sinn
In ihre Tiefe dringen.

Ein Silberfiſch wird alle Zeit
Am Meeresſpiegel treiben,
Soll drum in alle Ewigkeit
Am Grund ein Walfiſch bleiben?

Hell mag das gold'ne Sonnenlicht
Auch ihn einmal erquicken,
Man trägt wahrhaftig ewig nicht
Ein Meer auf ſeinem Rücken!

*

Sonnenſtrahl.

Ertrag es ſtill, wenn kreuz und quer
Dein Schaffen wie ein wildes Heer
Die Urtheile umblitzen,
Ein Sonnenſtrahl vom Himmel her
Muß ſpiegeln ſich in Strom und Meer,
In Goſſen und in Pfützen!

So wird ein Künſtler auch auf Erden
Verſchieden ſtets beurtheilt werden,
Von Schwärmern, Weiſen, Weibern, Gimpeln
In groß und kleinen Zeitungstümpeln!

*

Gott im Künſtler.

Das niedrigſte Geſchöpf
Kann ohne Luſt nicht ſein,
Als größter Künſtler lebſt
Du nur durch Gott allein,
Die Luſt kann ich nicht ſeh'n,
Und doch umgiebt ſie mich,
Du kannſt auch Gott nicht ſeh'n,
Und doch beſeelt er Dich!

*

Drei Aerzte.

Ein Prinz war krank. Drei Aerzte kamen.
Sie ſah'n ſofort, daß er von einem Fieber
Mit Siechthum, Wahnſinn, ſelbſt dem Tod
In einem ſchweren Anfall war bedroht!

Der Erſte ſann, des Prinzen Muth zu heben,
Indem er friſch und luſtig zu ihm ſprach,
Bis endlich aus den kranken Zügen
Ein Dankeslächeln brach.

Der Zweite mühte ſich, des Fiebers Lauf
Durch Ernſt und Ruhe zu bezwingen,
Sprach von des Himmels hohen Dingen
Und wußte ſo viel Troſt und Rath,
Daß in des Prinzen wirre Blicke
Ein milder Frieden trat.

Der Dritte ſchilderte gradaus
Des Leidens Zuſtand und Verlauf,
Wie man die Krankheit nennt, woher ſie ſtammt,
Mit einer ſchonungsloſen Klarheit,
Und als der Prinz vernahm die nackte Wahrheit,
Da neigte in die Kiſſen er das Haupt,
Und weinte, wie zum Tod verdammt! . . .

Der Prinz iſt hier des Volkes Bild,
Das ſtets beſchwert mit Leiden geht
Und in des Alltags Noth und Sorge
Vor dem Verfall des Edlen ſteht . . .
Die Aerzte aber ſind die Künſtler,
Getreu wie ſie den Prinzen hier umſteh'n,
Kann man ſie auch im Leben wiederſeh'n.

Der Erſte heilt erfriſchend und erheiternd,
Anfeuernd unſ'res Volkes Kraft,
Der Zweite lehrt, die Seele ihm erweiternd,
Feſt über alles Erdengrau'n
Auf ſchön're Welten zu vertrau'n,
Der Dritte aber iſt ein Realiſt,
Der ihm das Leben ſchildert, wie es iſt.

Die and'ren Aerzte konnten auch
Des Prinzen Krankheit treffend ſchildern,
Doch weiſe ließen ſie es Beide ſein,
Denn ohne heilend ſie zugleich zu mildern,
War Einer nicht zu plump,
Der And're viel zu fein.

Das Volk iſt ſtets voll Qual und Leid,
Die Kunſt ſei ſeine Seligkeit,
Nur der bleibt ſtets ein Realiſt,
In dem kein Funke Liebe iſt!

*

Auf einen Naturaliſten.

Wer einen Dichter will verſteh'n,
Der muß in Dichters Lande geh'n:
So kann man Dich bis auf die Nieren
In einem Ferkelſtall ſtudiren!

*

Impressionen.

Biete stets mit Deinen Sinnen
Jedem Eindruck off'nes Haus,
Aber sind die Dinge drinnen,
Wirf sie auch zum Theil hinaus;
Ein Mal läßt als Gast sich leiden
Jeder Mensch an unſ'rem Heerd,
Doch zu sichten und zu scheiden,
Sucht der Mann, der selbst sich ehrt.

Haß und Liebe füllt das Trachten
Aus in einem rechten Mann,
Schwärmen, aber auch verachten
Steht dem Stolz des Künstlers an,
Vieles kann man gern betrachten,
Was man niemals malen kann!

*

Eigenlob.

Das ist wohl der größte Affe,
Der sich allzeit selber lobt,
Lieber brauch' die Zeit und schaffe
Etwas, was Dich selber lobt!

*

Talent und Genie.

Talent, das ist ein braver Mann,
Der fleißig es weit bringen kann,
Kann Haus und Hof erwerben,
Und schafft er rüstig bis zum Tod,
Kann er ganz ohne Daseinsnoth
Wie and're Bürger sterben.

Genie, das ist ein großer Mann,
Der nirgends sich umfrieden kann,
Ihm ist die Welt zu enge,
Wie Sturm reißt er das Alte aus,
Schafft Welten, nur sich selbst kein Haus,
Verlacht oft von der Menge.

Und ist des Einen Leben aus,
Wird ein solenn Begräbniß draus,
Selbst Fürsten schicken Kränze,
Zur Wittwe wird ein Prinz gesandt,
Und gnädig geht ein Adjutant
Bis an die Kirchhofsgrenze.

Vielleicht legt man zur selben Zeit
Auch ein Genie zur Ewigkeit
In öde Grabesmauern,
Und moderten schon längst im Sand
Talent und Prinz und Adjutant,
Beginnt um ihn das Trauern.

Man sucht noch seines Daseins Spur,
Man schaufelt auf der Kirchhofsflur
Sogar noch seinen Knochen,
Doch nirgends findet sich ein Rest,
Aus dem sich constatiren läßt,
Was Mittags er ließ kochen.

Ihr Lebenden, o lernt daraus,
Nach unſ'rem Tod ist Alles aus,
Was sollen solche Ehren?
Was ist ein Prinz? Was Knochenruhm,
Läßt man das echte Künstlerthum
In Sorgen sich verzehren?

Kriecht nicht als Todtenkäfer an,
Wenn man von einem Geist nur kann
Die morsche Hülle schauen,
Schafft lieber Einem noch zur Zeit
Ein Leben voller Fröhlichkeit
Euch selbst dran zu erbauen!

*

Philosoph und Künstler.

Wie nur ein Kind auf seinem Arm
Die Puppe lieben kann,
So sieht die Welt ein Künstler warm
Beseelten Blickes an;
Mit bunten Kleidern schmückt er sie,
Mit seid'nem Hut und Schuh,
Und raunt ihr voller Phantasie
Die schönsten Dinge zu:
Der Philosoph will Gründe seh'n,
Setzt kalt sein Messer an,
Bis er was drin ist: Hobelspähn
Und Sägmehl sehen kann!

*

Anfang und Ende.

Aller Anfang ist schwer,
Aber noch mehr,
Daß unbeirrt
Man einmal fertig wird!

*

Atelierspruch.

Sei Mann für Dich,
Ist's eine Welt für sich!

*

Spruchkunst.

Auch zu dem kleinsten Sprüchelein
Gehört Gedankenschwere,
Wo blühte wohl ein Blümelein,
Wenn nicht der Erdball wäre?

*

Künstlerherz.

Der Eine lehrt, die Welt ist Lust,
Der Andere, voller Leides,
Es bebt in einer Künstlerbrust,
So lang' sie athmet, Beides;
Die Welt hat so viel Herrliches,
Die Seele zu entzücken,
Doch auch so viel Entsetzliches,
Uns in den Staub zu drücken,
Daß Du Horaz darfst glauben es,
„Wir sind zur Lust erkoren“,
Und klagen kannst mit Sophokles,
„Wär' nimmer ich geboren . . .“
Ein echtes, starkes Künstlerherz
Wird ewig Beides fühlen,
Auf dem das Glück und auch der Schmerz
Soll tausend Weisen spielen!

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Wohlthäter.

Skizze von Heloise v. Beaulieu.

Als ich meinen Freund, den Schriftsteller Hermann, wie so oft, besuchte, um die Stunde, da die Sonne geht und die Sterne kommen, merkte ich, daß sein Herz nicht bei unseren Unterhaltungen war, so liebenswürdig er sich auch auf Alles einzugehen bemühte. Er war nicht gerade traurig, aber sein Wesen war von leiser Wehmuth verschleiert wie eine freundliche Landschaft von einem Nebelflor.

Endlich glaubte ich mich durch unsere langjährige Freundschaft berechtigt, zu sagen: „Hör' mal, Lieber, sag' mir offen, was Dich bedrückt, wenn es sich mittheilen läßt, oder ich lasse Dich allein, denn Du sollst Dir keinen Zwang anthun, der Dich quält und mich kränkt."

„Doch es läßt sich mittheilen, wenn auch nicht Jedem," sagte er. „Und da ich mich doch so schlecht beherrscht habe, will ich Dir Alles sagen. Ja, ich bin sehr bewegt; bewegter, als ich selbst von mir erwartet hätte. Die meisten Leute würden es sicherlich sehr sonderbar finden — unnatürlich."

„Hoffentlich rechnest Du mich nicht zu den ‚meisten Leuten'," warf ich ein.

„Nein, nein. Würde ich mich Dir sonst anvertrauen? Sieh hierher!"

Er öffnete die Thür zum anstoßenden Zimmer. Gespannt und doch zögernd trat ich ein.

Ueber einem Stuhl hing ein wundervoller Lorbeerkranz mit einem Strauß weißer und rother Rosen und einer Widmungsschleife.

„Dir ist Jemand gestorben?" frug ich betreten.

„Ja, mir ist Jemand gestorben," sagte er seltsam feierlich und gerührt, auf den Kranz niederblickend, während seine Hand leise, wie liebkosend, über die Atlasschleife strich. Er schwieg einen Augenblick und ich auch.

Dann sagte er leise und verlegen: „Ich sprach Dir, glaube ich, schon einmal von ihm. Es ist der Mann in Witzenhausen."

„Ah!" — Ich begriff, und begriff auch wieder nicht, wenn ich auf den pompösen Kranz sah.

Ich erinnerte mich, Hermann einst dabei betroffen zu haben, als er Bücher für den Mann in Witzenhausen einpackte. Dabei hatte er mir kurz und verschämt, als sei es etwas Böses, gestanden, daß er diesem armen, kranken, erfolglosen Schriftsteller, der sich einmal um Hülfe an ihn gewandt, bisweilen eine Kleinigkeit hinschicke. Es genirte ihn so sichtlich, daß ich nie wieder darauf zurückkommen mochte. Ich hätte aber nie gedacht, daß in diesen Beziehungen ein anderes Interesse betheiligt sei, als das beinahe unpersönliche, das jeder gute Mensch jeder traurigen Existenz entgegenbringt.

„Ah, Dein alter Schützling," sagte ich, und nicht eben sehr geistreich: „Er ist also gestorben!"

„Er ist gestorben," sagte Hermann mit gesenkten Blicken, und strich wieder über die Schleife.

Ich fühlte, daß ich Etwas dazu sagen müsse, und sagte, was man bei solchen Gelegenheiten sagt: daß der Tod ja immer etwas ernst Stimmendes sei, aber daß man das Ende einer Existenz nicht beklagen dürfe, die nur sich und Anderen zur Last gewesen, und keine Lücke im Leben lasse. Wie schön für Hermann das Bewußtsein sein müsse, die letzten Jahre des Armen etwas erleichtert zu haben, und wie gut, daß dieser vor seinem Wohlthäter gestorben sei.

Hermann hatte mich mit wehmüthig-ironischem Lächeln angehört, ja, mit einem schmerzlichen Zusammenzucken.

„Und meinst Du denn, er fehle mir nicht?" frug er dann mit einem Blick, vor dessen vorwurfsvoller Strenge ich die Augen niederschlug.

„Sieh hierher!" sagte er beinahe heftig, und hob das weiße Schleifenende.

Ich trat hinzu, und im Lichte des sinkenden Tages las ich die goldgestickten Worte: „Seinem Wohlthäter ein Dankbarer."

Ich sah Hermann hülflos fragend an.

Hatte der Mann in Witzenhausen etwa einen Kranz hinterlassen, der auf Hermann's dermaleinstiges Grab gelegt werden sollte? Oder sollte er ihn in seinem Zimmer aufhängen?

Eine geschmackvolle Idee.

Meine Hülflosigkeit erbarmte Hermann. Er legte den Arm auf meine Schulter, drückte mich auf einen Stuhl und sagte: „Ich bin Dir nun wohl schuldig, Dir Alles zu erzählen. Viel ist es ja gar nicht."

„Als der erste Brief aus Witzenhausen an mich gelangte — vor etwa zehn Jahren — befand ich mich in einer Lage und Stimmung, nicht viel besser als dessen, der sich an mich wandte. Meine Manuskripte kamen mit einer Promptheit zu mir zurück, die mich anfangs in Verzweiflung, zuletzt in gleichgiltige Stumpfheit versetzte. Schließlich hatte fortgesetzter Mißerfolg das Aergste, was einen Menschen treffen kann, in mir zu Stande gebracht: Zweifel an mir selbst, an meinem Talent. Dazu kam, daß ich in einem persönlichen Verhältniß sehr, sehr unglücklich war, gerade in dem, was in meinen Mißerfolgen mein einziger Trost gewesen war.

Meine pecuniäre Lage war natürlich auch sehr ungünstig, weil ich kein anderes Capital besitze, als mein Hirn, dessen Zinsen mir Niemand einlösen wollte.

Alles wirkte zusammen, mich so muthlos, mir das Leben so werthlos und drückend zu machen, daß ich den festen Entschluß faßte, mich dieser Bürde zu entledigen."

Mir entfuhr ein Laut entsetzter Ueberraschung. „Ich kenne Dich doch so lange. Nie hätte ich Derartiges bei Dir geahnt!"

Er lächelte. „Wir ahnen nie etwas von einander! Und das ist gut. Wie sollten wir uns sonst aufrecht halten, die Einen vor Mitleid, die Anderen vor Scham?

Aber so stand es um mich, damals.

Da kam der Brief aus Witzenhausen mit den Klagen um ein verfehltes Leben, dieser seelische und materielle Nothschrei, zu mir wie eine Satyre. Mich bat man um Unterstützung, mich, der ich nicht wußte, wovon ich meine Miethe bezahlen sollte; ich sollte einem Verzweifelten Lebensmuth zusprechen, der ich selber im Begriff stand, das Leben von mir zu werfen! —

Einen Augenblick packte mich der cynische Gedanke, dem Manne zu schreiben: Machen Sie es wie ich! Verlassen Sie das Leben, in dem kein Platz für Sie ist! —

Oder ihm meinen Seneca und andere Stoiker zu schicken und ihn selber das Facit ziehen lassen, das ich gezogen hatte.

Aber dieser cynische Gedanke war einer von denen, die man eben nur denkt.

Indessen beunruhigte es mich, was ich auf den Brief hin thun solle. —

Es giebt Leute, die solche „Bettelbriefe" einfach in den Papierkorb werfen und nicht weiter daran denken.

Glückliche Leute!

Mich versuchte auch der Gedanke, daß es doch das Einfachste wäre, überhaupt nicht zu antworten. Helfen konnte ich dem Manne ja doch nicht; mochten es Andere, Bessergestellte thun, denn ich würde nicht der einzige Schriftsteller sein, an den er geschrieben hatte.

Aber der Gedanke an den Mann verfolgte mich. Ich mußte mir beständig sein ängstliches Harren auf den Postboten vorstellen, seine Enttäuschung, wenn wieder nichts kam, seine verbitterte Resignation.

Ich wollte ihm schreiben, daß meine eigene pecuniäre Bedrängniß mir leider nicht erlaubte, Etwas für ihn zu thun.

Aber dann mußte ich mir seine grenzenlose Enttäuschung beim Oeffnen des Briefes vorstellen! Das war noch schlimmer, als gar keine Antwort. Und mußte mir vorstellen — das sind die Leiden der Schriftstellerphantasie — daß meine Absage vielleicht der letzte Tropfen sei im Leidensmaße einer tiefgebeugten Seele, daß er der letzte Anstoß würde zu einer verzweifelten That, und mich faßte Angst — mich, der ich noch vor Kurzem Selbstmord, die beste Lösung für des Mannes Schwierigkeiten gehalten hatte!

Es ist etwas Eigenes um das Verantwortlichkeitsgefühl! Wo uns Niemand verantwortlich machen könnte, thun wir es selbst, und das ist das Aergste.

Es konnte ein gewöhnlicher Bettelbrief sein, — konnte!

Aber auch aus gewöhnlichen „Bettelbriefen" überkommt uns die ganze traurige Scham, die der Schreiber vielleicht nicht empfunden — Scham, daß das sein kann, daß ein Mensch sich so erniedrigen darf vor einem Anderen und diesen mit erniedrigt. Aber von diesem glaubte ich nicht, daß er ein gewöhnlicher Bettelbrief sei; er war vielleicht der letzte Ring in einer Kette von Leiden und Demüthigungen: Vielleicht war in diesem Briefe der letzte Rest eines einstmals edlen Stolzes begraben!

Und nun sollte ich zur Demüthigung noch den Schimpf fügen durch ein „Nein", das, wie es auch eingekleidet wurde, doch immer nein blieb.

Die Tage vergingen, und wenn ich jetzt noch Nein sagte, war ich doppelt grausam, weil ich ihm Zeit gelassen, sich in Erwartungen und Hoffnungen hineinzutäuschen.

So schickte ich ihm denn eine kleine Gabe, deren Bescheidenheit ich durch meine eigene Unbemitteltheit entschuldigte, und fügte ein paar theilnehmende Worte hinzu. Ich fühlte wirklich Sympathie für ihn, der so vielmehr mein Leidensgefährte war, als er ahnte. Zuletzt ermahnte ich ihn mit sehr eindringlichen Worten, nur den Muth nicht sinken zu lassen, und verwies ihn auf die Lectüre von Goethe, um seine kranke Seele zu heilen.

Es ist so leicht, Anderen Muth und Hoffnung zuzusprechen! Und sonderbar, ich heuchelte nicht, sondern als ich diese guten Ermahnungen schrieb, war es mir ein heiliger Ernst.

Als ich den Brief überlas, durchfuhr es mich einen Augenblick, daß er sehr gut an mich gerichtet sein könnte von einem reiferen, stärkeren Geiste als ich. Und aus dem Lebensglauben, den ich einem Anderen gepredigt, ging ein leiser Hoffnungs-Frühlingshauch auch auf mich über.

Und das, — daß Jemand sich um Hülfe an mich gewandt, und ich sie ihm — wenn auch im bescheidensten Maße — hatte erweisen

können, stützte mit linden, leisen Händen mein am Boden liegendes Selbstgefühl. Ich gehörte doch noch nicht zu den Allerelendesten, weil ich noch Anderen helfen konnte. Und mit dem Anderen verglichen, war ich auch gar so elend nicht. Es hatte eine Zeit gegeben, in der mir Manches glückte; vielleicht war dies nur ein Uebergang, und es kamen noch wieder bessere Zeiten! — —

Mir kam der Gedanke, mir Arbeiten von dem Manne schicken zu lassen; ich wurde ordentlich froh und aufgeregt bei der Idee, daß es mir gelingen könnte, das Eine oder Andere von ihm unterzubringen.

Nach kurzer Zeit kam — obwohl ich ihn, uns Beiden die Beschämung zu ersparen, gebeten hatte, mir nicht zu danken, ein Brief von dem Manne aus Witzenhausen.

— Er habe an manche Schriftsteller geschrieben, sagte er, und von einigen kleine materielle Zuwendungen erhalten, aber nicht Einer habe — wenn überhaupt — so geschrieben, daß das Brod nicht in Stein verwandelt worden sei. Mein Brief sei der einzige, aus dem menschliche Theilnahme zu ihm gesprochen, und für den Brief wolle er mir danken, nicht für das Geld, weil ich es ihm verboten. Meine Worte seien auf seine Seele gefallen wie Thau auf eine verschmachtende Pflanze; der Glaube an die Menschheit sei wieder in ihm erweckt und er sähe nicht mehr so muthlos in's Leben. Er sei jetzt auch mit einem bösen, feigen Gedanken für immer fertig geworden, der, — er müsse es mir gestehen, ob er ihm auch Schande mache — ihn arg versucht habe: das Leben von sich zu werfen, das ihm so unerträglich schwer geworden. Aber nun sei es vorüber. Ob ich ihm dann und wann einmal schreiben wolle? Das würden die hellsten Lichtblicke in seinem Leben sein.

Du kannst Dir denken, daß dieser Brief mich ganz anders beschämte, als ich gefürchtet hatte.

Wenn es etwas giebt, daß einem Lebensmüden das Leben wieder erträglich, und selbst lieb machen kann, so ist es das Gefühl, einem Anderen nützlich, vielleicht sogar nothwendig zu sein. Und das war jetzt so. Ich war nicht mehr ein Alleinstehender, der für Niemanden zu sorgen hat, Keinem verantwortlich ist. Mochten meine Verpflichtungen auch zunächst negativer Art sein: wie müßte es, dachte ich mir, auf den Mann wirken, dem, wie er sagte, durch mich der Glauben an die Menschheit zurückgegeben war, wenn ich nichts wieder von mir hören ließ; wenn er gar erfuhr, daß die feige That, die er überwunden und deren Idee er sich geschämt, mir einzugestehen: — daß diese That von mir begangen, der ihm Lebensmuth gepredigt?

Ich mußte ausharren im Leben, nachdem ich selbst mich durch ein neues Band daran gefesselt hatte.

Und es war mir ja nicht mehr so zuwider. Ich hatte nun ein neues Interesse daran gewonnen.

Mit erneutem Muth warf ich mich in den Lebenskampf. Für mich allein war ich erlahmt; nun kam ich mir vor, als hätte ich für eine Familie zu sorgen.

Und hier und da kam der Lichtstrahl eines kleinen Erfolges. Es war, als ob mein wüthender Wille das Schicksal zwänge.

Nie in meinem Leben bin ich so productiv und so fleißig gewesen, wie damals. Und dann kam der Roman, den Du kennst, und mit ihm bessere Tage.

Natürlich schrieb ich wieder nach Witzenhausen. Und auch er schrieb mir; rührende, dankbare, auch kluge, gedankenvolle Briefe. Er war offenbar eine von den feinen, tiefen Naturen, die viel Werthvolles in sich tragen, aber es nicht recht herauszugestalten vermögen, und zu scheu und zart, um im Lebenskampfe nicht immer zurückgedrängt zu werden, — eine von den Naturen, die Goethe incomplets nennt. Dazu hatte er unter dem doppelten Druck von Kränklichkeit und Armuth seine Bildung nur mühsam und stückweise erwerben können, und dieser Mangel bekümmerte ihn tief.

Ich schickte ihm hin und wieder eine kleine Hülfe, auch Bücher und Zeitungen, die ihn interessiren konnten. Ein paar Mal gelang es mir, kleine Sachen von ihm, nachdem ich sie für den Druck etwas zurechtgefeilt, bei Journalen anzubringen, und ihn dadurch sehr glücklich zu machen; mich selbst fast noch mehr. Das war nur natürlich, denn ich fühlte mich ihm ja so dankbar. Er hatte mir über die schwerste Lebenskrise hinweggeholfen, als Niemand sonst mir half!"

„Deine Freunde zählen, merke ich, nicht für viel," warf ich ein wenig gekränkt ein.

„Verzeih'!" Er griff nach meiner Hand. „Aber es ist seltsam — es giebt Momente, wo der Fernste uns mehr sein kann, als der Nächste, wo nur der Arme, Elende, — der noch Elendere — uns wohlthut, weil wir zu wund sind, um selbst den Freund ertragen zu können.

Oft schrieben wir uns ja nicht; ein paar Mal im Jahre, wie denn unsere Beziehungen nie vertraulich geworden sind. Bei aller Anhänglichkeit hatte er doch den Tact, der die in solchen Fällen schwerste aller Tugenden lehrt: Zurückhaltung."

„Hast Du nie daran gedacht, ihn einmal zu besuchen," frug ich.

„Oft habe ich daran gedacht: und einmal, als eine Reise mich dicht bei Witzenhausen vorbeiführte, trat die Versuchung mir sehr nahe, einem Herzensbedürfniß zu folgen, ihm einmal zu sagen, was er mir gewesen, — ein Händedruck sagt ja mehr, als alle geschriebenen Worte, — ihm so recht von Herzensgrund zu danken, — meinem Wohlthäter!

Aber ich habe es nicht gethan. Ich hatte Angst … Es ist so oft, daß persönliches Sehen eine Enttäuschung bringt, die wollte ich ihm und mir ersparen. Ihm noch mehr. Denn," — er wurde sehr verlegen — „aus seinen Briefen sprach solch' zarte Verehrung, bewundernde Ehrfurcht fast, daß ich wohl merkte, er hatte sich, nach Art abseits vom Leben träumender Menschen, ein Idol aus mir zurechtgemacht, und das wollte ich ihm nicht nehmen. Denn: Wie beseligt uns Menschen ein falscher Begriff!

Aber, daß er sich's erwünscht, heimlich erhofft hat, glaube ich sicher. Er hat nie direct darum gebeten, aber hier und dort sah der Wunsch doch hervor. So wenn er sagte: Ich wollte, ich könnte Ihnen meine Bienenstöcke zeigen. Es würde Sie sicherlich interessiren.

Die Bienenzucht hat er nämlich auf meinen Rath in den letzten Jahren getrieben, Freude, Befriedigung, und auch materiellen Vortheil daraus gezogen. Bienen züchten, das ist es, was man thun sollte, wenn man sich resignirt hat und doch nicht verbittern möchte. Es ist eine philosophische Beschäftigung. Wenn ich alt bin, ziehe ich auf's Land und züchte Bienen. Ich freue mich schon darauf. Das letzte Buch, das ich nach Witzenhausen geschickt habe, war Maeterlinck's schönes „Leben der Bienen".

Hätte ich sein nahes Ende geahnt, so wäre ich doch einmal hingereist. Es hat mich manchmal bedrückt, daß er denken mochte, es wäre Gleichgiltigkeit von mir, oder es sei mir die kleine Unbequemlichkeit der Reise nicht werth.

Er hat keine Unbequemlichkeit für mich gescheut. Keine Ehrung hat mich so gerührt und gefreut, als daß er mit den größten Opfern — das größte war, seine Scheu vor fremden Menschen und Orten zu überwinden — nach Cassel gereist ist, um mein Drama zu sehen, das dort einige Mal aufgeführt wurde, — er, der seinen Wohnort sonst nie verließ, kaum sein Zimmer.

Es ist zu spät. Und wer weiß, vielleicht ist es eben so gut so. Ich will mir das schönste Verhältniß meines Lebens, — das einzige, auf das nie der Schatten einer Verstimmung gefallen ist, auch durch nachträgliche Reue nicht trüben.

Aber nicht wahr, Du verstehst nun, daß ich etwas ernst gestimmt bin, und daß ich die Nacht nach Witzenhausen reise, um morgen früh zur Beerdigung da zu sein, und den Kranz der Dankbarkeit auf das Grab meines Wohlthäters zu legen!" —

Ich drückte ihm stumm die Hand.

Aus der Hauptstadt.

Von deutscher und von undeutscher Sprache.

Was ich erzählen will, stellt keinen außergewöhnlich merkwürdigen und von mir ausgesuchten Fall dar, sondern absichtlich habe ich es dem blinden Zufall überlassen, meine Hand bei der Wahl des meiner Betrachtung zu Grunde zu legenden Beispiels zu führen. Dieser Zufall läßt mich das Hauptblatt einer der ersten Zeitungen Berlins, ja Deutschlands, wählen, die schon seit Jahren bekundet, daß ihr an einem guten, reinen Deutsch viel gelegen ist. Es handelt sich also nicht um eine Fremdwörterzeitung, sondern um ein Blatt mit sonst guter Sprache, die sich hoch über den Durchschnitt der deutschen Zeitungssprache erhebt. In dieser deutschen Zeitung, auf deren Namen nichts ankommt, finde ich den Bericht über eine Reise auf dem deutschen Schiffe „Kronprinz Wilhelm" nach Amerika von einem deutschen Berichterstatter, dessen Namen ich auch verschweige, weil ich von keinerlei persönlicher Gehässigkeit bei dieser Betrachtung geleitet werde. Der Bericht scheint im letzten Augenblick vor Schluß der Nummer eingetroffen zu sein, ist vermuthlich in aller Hast und ohne Durchsicht hineingesetzt worden, und so ist es zu erklären, daß uns das unverfälschte sogenannte Deutsch dieses Berichterstatters dargeboten wird. Es verdient eine nähere Betrachtung, nicht um uns an einzelnen Stylblüthen zu belustigen, wie das gelegentlich zu großer Erheiterung der Leser in Witzblättern geschieht; sondern weil an diesem Alltagsbeispiel, das lange noch nicht das Schlimmste seiner Art ist, der Krebsschaden der deutschen Sprache: der sinnlose und lächerliche Mißbrauch der abgeschmacktesten Fremdwörter, wie ich hoffe, überzeugend aufgedeckt werden kann. Ich bemerke übrigens, daß der Bericht sonst recht munter und unterhaltsam geschrieben ist. Sein Verfasser ist kein Trottel, sondern ein Zeitgenosse von der landläufigen allgemeinen Bildung, der nur nach leider allzu weit verbreiteter deutscher Art oder Unart sich nicht im Mindesten um die sprachliche Form dessen kümmert, was er schreibt.

Selbstverständlich stattet der „Kronprinz Wilhelm" in Cherbourg nicht „einen kurzen Besuch bei Frankreich" ab, sondern „eine kurze Visite bei Madame la France". Das klingt geistreicher und verräth zugleich, daß der Schreiber Französisch gelernt hat. Ferner kommen in Cherbourg nicht „die Reisenden aus Paris" an Bord, sondern „das

Pariser Contingent". In den Koffern der amerikanischen Damen befinden sich „Kreationen" der Pariser Modisten. Unter den in Cherbourg an Bord gekommenen Reisenden „waren Chauffeure und Chauffeusen in monumentalen Pelzen". Natürlich wird für Leute mit so vornehmen Benennungen nicht ein Mittagessen aufgetragen, sondern „das Diner servirt". Am nächsten Tage sah man viele von diesen Reisenden „auf dem Promenadendeck in der Steamerchaise". Dies war mir beim Lesen doch zu toll, ich habe es erst nach längerem Hin- und Herwälzen im lieben Gemüthe verstanden. Verstehst Du es, lieber Leser? Ich bezweifle das. Als seebefahrener Mann und leidlicher Sprachkenner kann ich Dir zu Hülfe kommen: unter „Steamerchaise" versteht dieser Berichterstatter, der mich wahrscheinlich auf gezogene Dolche fordern würde, wollte ich leugnen, daß er ein deutscher Schriftsteller sei, „les chaises sur un steamer", nämlich die langen niedrigen Lehnsessel — man denke an chaiselongue —, die auf den Dampfern zur behaglichen Ruhe einladen. Chaise ist ein im Sinne von Sessel bisher in Deutschland noch nicht gebräuchliches Fremdwort; der Herr Berichterstatter hat aber entdeckt, daß es die höchste Zeit war, diesem empfindlichen Mangel unseres Fremdwörterbestandes endlich abzuhelfen, und so hat er uns denn die herrlichen Steamerchaisen beschert.

Die Zwiegespräche der Reisenden nehmen nicht an Häufigkeit, sondern bei einem so sprachkundigen und gebildeten Schriftsteller „an Frequenz" zu. Das Musikcorps an Bord ist durch die Seekrankheit nicht vermindert, sondern „reducirt". Daß es für ihn niemals eine Lage, immer nur eine Situation giebt, braucht kaum erwähnt zu werden. Der amerikanische Sonntag fordert nicht die gesetzmäßige strenge, sondern die „obligate strikte" Sonntagsruhe, und die Fahrt z. B. des Prinzen Heinrich durch Amerika ist nicht eine angestrengte oder gehetzte, sondern eine „forcirte" Rundreise.

Ich lasse es bei der Anführung dieser wenigen Beispiele unter so sehr vielen mehr genügen und halte mich erst recht nicht bei den Dutzenden zur Noth verzeihlichen Fremdwörtern, wie Interesse, Programm, Journalist, skeptisch u. s. w. auf. Ich frage vielmehr: kann man eine solche Sprache noch deutsch nennen? Soll dies unter deutschen Schriftstellern immer so bleiben? Und endlich: aus welchem Grunde schreibt der Mann so? Für deutsch wird eine solche Sprache ja selbst von den meisten Deutschen noch gehalten, und in der That würde eine Zählung der Wörter immerhin ein Ueberwiegen der deutschen Bestandtheile ergeben, wie ja auch in der englischen Sprache Zählungen das Ueberwiegen des deutschen Sprachstoffes erweisen, was nicht hindert, daß das Englische eine Mischsprache genannt werden muß. Würde das Beispiel dieses Berichterstatters allgemein befolgt, so würde auch das Deutsche aufhören, eine reine Sprache zu sein, und es würde zur Mischsprache.

Daß es unter deutschen Schriftstellern nicht immer so bleiben wird, davon bin ich fest überzeugt, ja dafür habe ich die sichere Gewähr in der offenbar immer wachsenden Zahl solcher deutscher Schriftsteller, die mit vollem Bewußtsein und ohne übertriebene Deutschthümelei, vielmehr nur des guten Geschmackes wegen und aus Gründen echter Sprachkunst alle überflüssigen Fremdwörter, somit die meisten, vermeiden; denn überflüssig sind für den geschmackvollen Schriftsteller alle Fremdwörter bis auf eine verschwindend geringe Zahl.

Wichtig zu wissen ist aber vor Allem der Grund, aus dem unser Berichterstatter so geschrieben hat: denn kennen wir diesen Grund, dann kennen wir den ganzen Kern der Fremdwörterei. Man prüfe die von mir gegebenen Beispiele und man beurtheile die schriftstellerischen Gründe der Anwendung solcher schmockischen Ausdrücke wie Steamerchaise, Kreationen u. s. w. noch so milde, so kann man doch die Ueberzeugung nicht abweisen: der Mann hat so geschrieben, weil er sich den Anschein geben wollte — er würde sagen: das air geben —, in allen sprachlichen Sätteln gerecht zu sein. Also rund heraus: Eitelkeit, nichts Anderes als Eitelkeit, bewußte, halbbewußte oder unbewußte, ist bei diesem Fremdwörtler wie bei den meisten seiner Gattung die wahre Quelle der Deutschverderbung. Es ist dieselbe unvornehme, durch und durch geschmacklose Eitelkeit, aus der sich manche Menschen mit großen falschen Diamanten schmücken, aus der Talmi-Uhrketten mit erdsendicken Gliedern getragen werden. Die Fremdwörterfrage ist nichts als eine Frage des vornehmen oder des unvornehmen Geschmackes; der schlichten Wahrhaftigkeit des Ausdrucks oder der eitlen Windmacherei; des sicheren Gefühls: ich besitze Sprachbildung, brauche sie aber nicht prahlerisch auszukramen, oder des Gefühls: ich muß den Lesern zeigen, daß ich Sprachbildung besitze, sonst halten sie mich am Ende nicht für einen gebildeten Schriftsteller und Menschen. Aufhören wird die Fremdwörterei der deutschen Schriftsteller nur durch die zunehmende Ueberzeugung: die Anwendung überflüssiger Fremdwörter ist ein Zeichen sprachlicher Unkunst, schriftstellerischen Unvermögens und grober Geschmacklosigkeit. Mit Gründen der Vaterlandsliebe ist diesem Unfug nicht beizukommen, denn mit Recht können die Fremdwörtler sich in die Brust werfen und sagen: Vaterlandsliebe versteht sich, wie das Moralische, immer von selbst. Geschmack oder Ungeschmack, so steht die Fremdwörterfrage, und nur auf dem Gebiete des Geschmackes wird sie gelöst werden.

Eduard Engel (Berlin).

Graphische Kunstausstellungen.

Die Berliner Secession veranstaltet in ihrem Hause an der Kantstraße seit dem vorigen Jahre bekanntlich zwei Ausstellungen jährlich: außer der Hauptausstellung im Sommer noch eine specielle für graphische Künste im Winter. Das ist sehr erfreulich, denn sie kommen auf der Sommerausstellung immer ziemlich schlecht weg im Hinblick auf den Raum, wie auch hinsichtlich des Interesses beim Publicum.

Daß sie ein volles Recht auf Eigenausstellungen besitzen — die graphischen Künste — das braucht wohl nicht erst nachgewiesen zu werden. Ob es thunlich ist, sie in so großem Umfange zu veranstalten wie die diesjährige, wo über 170 Künstler und Künstlerinnen ca. 1000 Blätter und Blättchen zeigen, ist eine andere Frage: der intime Charakter dieser Künste verträgt am Ende nicht eine solche Massenanhäufung. Gewiß kann man ja gruppenweise vorgehen: heute die mehr als 170 Blätter von Theophile Steinlen studiren, später dann die nahezu 75 von Otto Greiner, die mehr als 60 von Thomas Theodor Heine, die 30 von de Toulouse-Lautrec u. s. w. Aber so systematisch gehen wohl die Wenigsten vor; sie hüpfen ein- oder zweimal durch die ganze Ausstellung und tragen dabei einen wirren Kopf davon und haben sicher die Hälfte übersehen.

Doch das ist ja schließlich die Sache des lieben Publicums selbst. Man kann von den Ausstellungsleitungen nicht verlangen, daß sie auch noch stets erzieherisch wirken sollen.

Und daher: die „Sechste Kunstausstellung der Berliner Secession — Zeichnende Künste" ist glänzend ausgefallen. Sie ist ungemein vielseitig im Gesammteindruck, sehr interessant in vielen Einzelheiten. Und sie ermöglicht sogar mehr noch als die vorjährige, Einblick zu gewinnen in den Schaffensproceß des Künstlers, weil es mehr Studien und Skizzen dieses Mal zu sehen giebt. Dieser „Einblick" war ja damals der Hauptzweck, wie Liebermann im Vorwort zum Kataloge ausführte. Ein Vorwort hat man, nebenbei bemerkt, heuer für überflüssig gehalten. Mit gutem Recht: die Ausstellung spricht für sich selbst.

Daß sie im Allgemeinen den gleichen Charakter zeigt wie die vorjährige, versteht sich von selbst. Ich meine, daß sie viele, die meisten unserer eigensten Secessionisten und ihrer auswärtigen Vereinsmitglieder in mehr oder minder bekannter Weise zu Worte kommen läßt und so wohl dazu angethan ist, den heutigen Stand der graphischen Künste vom Gesichtspunkte des l'art pour l'art aus ausgiebig zu kennzeichnen.

Für die in breitgetretener Ausdrucksform sich bewegende und immer mehr in's Hintertreffen gerathende „Illustration" im althergebrachten Sinne ist hier kein Platz.

Wir begegnen vielen neuen Namen; viele der im vorigen Jahre vertreten gewesenen, ganz abgesehen von den 16 Dissidenten, fehlen. Das bringt natürlich eine angenehme Abwechslung mit sich. Auch viele Ausländer sind erschienen, darunter namentlich Franzosen, mit größeren Sammlungen sogar, Theophile Steinlen an der Spitze, den ich erst schon nannte. Von den Engländern Swan, der schöne Thierstudien zeigt, Shannon mit männlichen Acten und anderen Zeichnungen, William Rothenstein mit seinen Pastellbildnissen und Porträtzeichnungen; dann Whistler und Legros. Von Whistler, dem stimmungsvollen Farbenpoeten, sind Radirungen zu sehen und Zeichnungen, Veduten und Figürliches, aber Whistler ohne Farbe ist uns nicht der ganze Whistler. Legros, der gleich ihm dafür so viel gethan hat, daß die englische Kunst mit der des Kontinents mehr Fühlung gewinne, zeigt u. A. eine Lithographie „Triumph des Todes", die an die Ueberlieferungen der Meister der deutschen Renaissance anknüpft. Wir finden die Engländer in dem ersten Cabinet links.

Man hat dieses Mal im Ganzen überhaupt nicht übel gehängt. Zum Mindesten sind die Werke eines Künstlers immer so ziemlich bei einander zu sehen, ebenso wie auch die ganzen Gruppen. Im zweiten Saal von der Entrée rechts z. B. finden wir die meisten Franzosen; das Zimmer davor gehört Greiner; der große Saal, der durch Schirmwände in verschiedene Räume getheilt ist, beherbergt u. A. die meisten der Münchener. Einige Schweden, Carl Larsson und Anders Zorn mit Radirungen, die ganz der beiden großen Künstler Geist tragen, die Larsson'schen mit ihrer Intimität der Auffassung, die Zorn'schen mit der flotten, durch und durch pariserischen Technik, Prinz Eugen von Schweden, der feinfühlige Landschafter, der hier sechs größere Studien in Pastell zeigt, namentlich ein paar wundervolle Wintermotive mit schneeschweren Kiefern, sind im selben Raum wie die Engländer untergebracht. Geht man aus diesem westlich weiter, so kommt man in das Zimmer einiger der Hauptvertreter unserer Secession, also Max Liebermann, Walter Leistikow, Louis Corinth, Hans Baluschek, während Andere, wie Ludwig von Hofmann, Ulrich Hübner und Martin Brandenburg, im Mittelsaal, hinter der Entrée, anzutreffen sind. Merkwürdiger Weise fehlt Max Slevogt. Neben schon früher Gesehenem und neben alten Motiven in neuer Variation sieht man von den meisten dieser und anderer Mitglieder der Secession, die hier schon so oft in ihrer Eigenart geschildert worden sind, einer Eigenart, die mit den technischen Ausdrucksmitteln natürlich nicht wechselt, auch Arbeiten, die entweder durch das Motiv oder aber die Technik die Aufmerksamkeit besonders fesseln. So z. B. die Liebermann'schen Pastellskizzen aus Florenz und seine sonstigen italienischen Kreidezeichnungen. Die Farbenfreudigkeit, die klassischen Linien Italiens und die Sprache der Palette und des Zeichenstiftes des Meisters der Darstellung niederländischer Landschaften

und Alltagsscenen in stumpfen braunen, grauen, grünen Tönen — das will sich nicht recht zusammenreimen, und das reimt sich auch nicht zusammen: „c'est de l'Italie vue à travers les Pays-Bas". Leistikow zeigt außer märkischen und skandinavischen Landschaften in düsteren Aquarelltönen eine ganze Menge von kleine schwarzen Kreidezeichnungen aus denselben Gegenden, künstlerische Augenblickseindrücke mit vielsagendem Stift festgehalten. Von Hofmann kennen wir seine romantischen Entwürfe für ein Berliner Standesamt, und auch seine weiblichen Acte in Pastell und Kohle sagen uns nichts Neues. Aber Lithographien haben wir seltener von ihm zu sehen bekommen. Namentlich die „Kalte Sonne" bezeugt, daß er auch mit dieser Technik gut vertraut ist. Die Pastellgemälde von Martin Brandenburg, ihrem mottvischen Gehalt nach phantastisch wie immer, zeigen dabei mitunter einen Zug in's Große, wie z. B. die „Abendbriese" und „Aufziehendes Gewitter", das von besonders starker decorativer Wirkung ist. Im „Feierabend" wandelt er dagegen einmal überraschender Weise die Wege naturalistischer Sittenschilderung seines Freundes Baluschek.

Auch Baluschek und Heinrich Zille charakterisirte ich im vorigen Jahre eben gerade als solche Vorstadt- und Arbeiterleben-Schilderer. Ihnen hat sich ein dritter junger Berliner, Ulli Walters, angeschlossen, aber er versetzt uns unter Pariser Lumpensammler und erzählt uns in minder bitterer und düsterer Weise von ihrem Treiben, als jene Beiden von Berliner socialem Elend. Auch seine Technik ist anders. Sie hat etwas von den Ausdrucksformen eines Lucien Simon, bewegt sich aber in helleren Tönen.

Diese neue Erscheinung ist im größten Saale anzutreffen, wo, wie bereits erwähnt, die Münchener dominiren, vor Allem die Zeichner des „Simplicissimus" und der „Jugend".

Auch sie habe ich im vorigen Jahre eingehender besprochen, vor Allem die Th. Th. Heine, Bruno Paul, Rudolf Wilke, Ferdinand von Reznicek, Eduard Thöny, die geistvollen Satyriker Wilhelm Schulz, der so gern der Poesie alter deutscher Städtchen nachgeht, und Walter Georgi, dem die romantisirende wie die naturalistische Richtung in der Schilderung von Dorf und Feld, von Schloßpark und großen, weiten Fernsichten gleich gut zu Gesichte steht. Besonders reich hat Heine die Ausstellung beschickt. Wir finden da u. A. fleißige Skizzen und Studien zu manchen „Simplicissimus"-Bildern und allerlei höchst interessante Notizen aus seinen Mappen und Albums. Mit welcher Sicherheit er charakteristische Formen festzuhalten weiß, das zeigen u. A. die Blätter mit den gerupften Hähnchen. Allein solcher Skizzen und Notizen hat er gegen vierzig ausgestellt, die uns wirklich einen tiefen Einblick in die geistige Werkstatt eines Künstlers gestatten. Seinen kaustischen Witz bringt er in voller Kraft u. A. in dem mir ganz neuen Blatt: „Tragödie" zum Ausdruck. Die Darstellung eines „Mordes", eines Lustmordes, ohne daß sie gruseln macht. Auch seine überaus feine Federzeichnung „Der Kampf mit dem Drachen" bedeutet was Neues in Technik und in der humoristischen Ausdrucksweise. Wie da auf den drei Blättern drei stolze Ritter ausziehen und gegen einen — aus einem Tunnel heranbrausenden Schnellzug anstürmen und von ihm zerschmettert werden, das ist nicht bloß in den Einzelheiten wundervoll gezeichnet, sondern in der Auffassung von Cervantes'scher Großzügigkeit. Neu ist die Betheiligung von Meister Oberländer. Blätter wie das vom „Wüsten- und Seelöwen", das die Fabel von der Fuchs- und Storch-Bewirthung in ein anderes Thiermilieu überträgt und dabei ihre humoristische Seite noch mehr vertieft, oder aber das von der so menschlichen Hunde-Tragikomödie „Der Knochen" zeigen ihn auf der Höhe seines seigneuralen Humors jenseits von Häßlich und Schön. Eugen Kirchner, der ihm geistig Verwandte, fehlt nicht mit zweien seiner besten Gouache-Blätter, dem „Verlorenen Sohn" und der „Tugend". Eine begabte Schülerin scheint er in Mathilde Ade gefunden zu haben. Ihre beiden Blätter „Ich bin allein auf weiter Flur" und „Ich auch" sind übrigens auch als Lithographien von großem Reiz. Neu auch ist Wassily Kandinsky, der eine sehr schöne decorative Begabung zeigt; namentlich in den Entwürfen für Kirchenfenster. Eigenartig sind der „Zweikampf" und der „Spaziergang" in ihrer bunten Flächenwirkung auf schwarzem Grunde. Alles wird in Farben modellirt ...

Nun wären natürlich noch sehr viele Andere zu nennen, z. B. von den Karlsruhern H. R. v. Volkmann, dessen fein empfundene Lithographien schon längst geschätzt sind, der sich hier aber auch als ein sehr farbig wirkender Radirer von schöner Intimität zeigt, oder der hochbegabte Prager Emil Orlik, den wir jüngst bei Cassirer so gründlich studiren konnten und dessen japanische Mutter im Zwischendeck von seltsamem Reiz der Charakteristik und der Farbe sind, Carl Strathmann, der in dem großen Triptychon „Krönungszug" und in der „Fastnacht" einen Humor von Oberländer'scher Kraft und Bonhommie entfaltet in jener seiner unendlich mühsamen Technik, die die einzelnen Farbenfleckchen in feinen, scharfen Conturen sozusagen musivisch zusammensetzt, Ignatius Taschner, den wir hier als einen ebenso ausdrucksvollen Radirer kennen lernen, wie er als Holzschnitzer so sich schon gezeigt hat, die beiden jungen Berliner Franz Christoph und Marcus Behmer, dessen barock-grausige Phantasien im „Ver sacrum" wir zum Theil hier wieder finden, oder der Magdeburger Kunstgewerbler Hans von Helder mit seinen stylvollen farbigen Landschaftszeichnungen aus dem Lechthal und den Allgäuer Bergen, Hugo F. Hartmann-Bardowieck, von dem u. A. eine feine abendliche Haidestimmung in Buntstift zu sehen ist und viele, viele Andere noch. Aber es wird zu viel, nur auf zwei Gruppen komme ich noch zurück: auf die Franzosen und auf die sehr vollständige Sammlung Greiner'scher Arbeiten.

Heute nur noch die Bemerkung, daß, wer sich von der großen Rolle überzeugen will, die die graphischen Künste wieder zu spielen begonnen haben in unseren Tagen, das auf dieser Ausstellung ebenso ausgiebig thun kann, wie es vor anderthalb Jahren auf der Dresdener Internationalen möglich war. Ein Aufschwung zeigt sich, der mit Freuden begrüßt werden muß. Es ist originale Kunst um der Kunst willen. Was wir hier an Lithographien, Radirungen, Zeichnungen, Holzschnitten u. s. w. sehen — es ist in den allermeisten Fällen Selbstzweck und dient nicht Vervielfältigungsbedürfnissen, wenn aber doch, so mit einem so starken Persönlichkeitsgehalt, daß man sich immer darüber freuen muß, wie viele Künstler heute in den verschiedensten Techniken zu Hause sind, so daß sie selbst in ihnen zu uns reden können, ohne mechanische und maschinelle Hülfsgenossen ...

Und gegenüber diesem Aufschwung ist's erfreulich auch, daß sich bei uns endlich einmal ein großer Kunstsalon aufgethan hat, der ausschließlich die graphischen Künste pflegen will. Er ist von der Firma Amsler & Ruthardt? — Er ist von der Firma Amelang in's Leben gerufen worden und macht mit seinen zur ebenen Erde in der Kantstraße 163 gelegenen, vom Architekten Kimbel zweckmäßig und geschmackvoll ausgestatteten Räumen einen sehr anmuthenden Eindruck. Um so mehr, als die Besitzer nicht die Absicht haben, irgend ein Parteiprogramm durchzuführen: ihr Salon steht alter und neuer Kunst, Deutschen und Ausländern in gleicher Weise offen. Nur muß es eben „Kunst" sein. So finden wir dort jetzt neben Zeichnungen von Menzel, Knaus, Aquarellen von Paul Meyerheim, neuen Todtentanzstichen von Hans Meyer, Radirungen von Otto Protzen — Karlsruher Künstler-Lithographien und Aetzungen von Kampmann, v. Volkmann, Hein, Biese, junge Münchener, wie Ernst Liebermann, Ernst und Hans Neumann, Richard Kaiser, dessen farbige Landschaftsätzung eines der schönsten Blätter ist, dann eine Reihe jüngerer Berliner, wie Humacher, Chr. H. Engel, Max Schlichting u. s. w. Nebenbei bemerkt sei noch, daß der Kunstsalon auch den Vertrieb der im Troitzsch'schen Verlag erschienenen Kunstblätter der von mir in Nr. 20 der „Gegenwart" ausführlich besprochenen und gewürdigten „Künstlervereinigung für Originallithographie" übernommen hat. Es wäre übrigens gut, wollte die Leitung des Salons, die, wenn ich nicht irre, in den Händen des trefflichen Thiermalers Kuppstein ruht, immer größere Gruppen von Künstlern, seien es Verbände oder Meisterschulen, zur Ausstellung bringen: es würde dann jedesmal eine einheitlichere und unterrichtende Wirkung erzielt werden.

J. Norden.

Dramatische Aufführungen.

Erdgeist. Tragödie von Frank Wedekind. (Kleines Theater, Schall und Rauch.)

Es hat eigentlich seine Vorzüge, statt Premièren grundsätzlich nur zweiten oder dritten Aufführungen beizuwohnen. Nicht allein deshalb, weil man dadurch in die angenehme Lage kommt, manche Stücke überhaupt nicht zu sehen, sondern auch des Publikums wegen, das seine Karten bezahlt und darum immer erst abwarten will, wie der Hase läuft. Frank Wedekind's Erdgeist, der uns Hunden von Recensenten durch zweimalige Verschiebung der ersten Aufführung bereits zwei theaterfreie Abende verschafft hat, wird den Zahlungsfähigen und Zahlungswilligen dieselbe Liebe anthun. Soweit sie erschienen waren, saßen sie ihm mit großer Unruhe und schlecht verhehltem Verdruß gegenüber. Das Schlimmste ist, daß man sie darum nicht einmal Philister nennen darf. Man empfand gleichfalls Unruhe und Verdruß. Und man ist doch stolz darauf, kein Philister zu sein, nicht wahr?

Von dem beträchtlichen Geist und dem bezwingenden Humor des Dichters ist uns soviel erzählt worden, daß wir den Erzählern allgemach Glauben zu schenken beginnen. Seine Simplicissimus-Sächelchen lesen sich zwar genau so niedlich-katzenhaft wie andere Verse und Prosascherze ähnlichen Kalibers, und was manche als Blüthe frecher Neuzeit-Poesie anpreisen, die Ilse-Strophen zum Beispiel, dies Ueberbrettl-Entzücken, das erscheint dem Unbeeinflußten als gut gereimter, aber unechter, mit erkünstelter Unmoral gespickter Gassenhauer. Ueberhaupt, meine Herren, die Weltanschauung Wedekind's! Die souveräne Verachtung alles Bestehenden, der gallig-grimmige Hohn, vor dem nichts besteht, dem das Leben kaum noch eine Rutschbahn, dem es nur noch eine Tretmühle ist, eine von schweißtriefenden Verrückten getriebene Tretmühle, sinn- und zwecklos — diese galgenhumoristische Niederknüppelung aller Spießerei — ist sie im Grunde nicht selbst spinstig? Der hochstehende Menschenverächter und Moralverlacher wirkt stylvos, wenn er Komödianten-Eitelkeit verräth. Sich öffentlich zu produzieren, den Philister verblüffen zu wollen, das ist aber Komödiantenthum. Wer so tief in aller Dinge faulen Kern geblickt hat wie ein Wedekind, der mag mit den Tigern und Affen dieser Culturwelt nichts mehr zu thun haben. Der ist groß in Einsamkeit.

Ich glaube, Wedekind's Geschick erfüllt sich rasch. Schon zischt und schreit man in seiner Première nicht mehr, schont den Hausschlüssel und lacht nicht mörderisch in tragische Scenen hinein. Man beginnt Wedekind

als programmmäßig ausschweifenden Künstler zu behandeln, als das sich toll geberdende Genie. Man sieht seiner anscheinend zügellosen Wildheit auf die Finger. Dabei bemerkt man, daß sie den berechtigen Anforderungen eigentlich nicht genügt. Seine Caricaturen, die das Leben verzerrt spiegeln sollen, wissen wenig vom Leben; sie sind durchsichtige Phantasiegebilde. Wäre Wedekind's Phantasie wenigstens schöpferisch und launenhaft toll! Aber lieber Gott! Das dämonische Weib Lulu, das nichts-als-geschlechtliche Weib, das die Männer vierteldutzendweis mordet und alle ihr Begegnenden in den Sumpf stößt — wie wenig plastisch ist diese Verkörperung eines nicht gerade funkelnagelneuen Gedankens! Wenn im Schlußacte — das Stück hat sehr, sehr viele, viel zu viele Acte — Lulu den Mann erschießt, den sie allein geliebt hat, und hinter Vorhängen und Thüren, unter Tischen und sonstwo ihre Anbeter herumwimmeln, so wirkt das mehr albern als grell satirisch. Wedekind weiß, daß andere Poeten bessere Symbole für die grassirende Furchtbarkeit und bezwingende Allmacht der schmutzigen Dirne gefunden haben. Und er begnügt sich mit einer witzlosen Spielerei. Dieser Schußknaller entscheidet. Wir wollen unserem Wedekind nicht wehe thun. Er ist zuweilen amüsant, prickelnd und aufreizend; zuweilen langweilt er auch nach Noten, wird unfreiwillig komisch in seiner gequälten Raserei und erfüllt Einen mit ehrlichem Mitleid. Alle, die sich abrackern und es doch nicht zwingen, erfüllen uns mit Mitleid. Unterschätzen wir also seine Gaben, methodische Verrücktheit zu nennen, nicht, aber schreien wir auch nicht kreuzige über ihn. Das ist sein brennender Wunsch, gewiß. Zettel der Weber wünscht auch für einen rasenden Löwen gehalten zu werden. Doch nur sehr Gutmüthige thun ihm den Gefallen.

Notizen.

In seinem neuen Roman „Der Narr des Glücks" (G. Wigand, Leipzig) zeigt Paul v. Szczepanski abermals, daß er einen Ehrenplatz unter unseren jüngeren Erzählern verdient. Der Spieler, den er uns vorführt, ist mit so anschaulicher Kunst gezeichnet und wird uns durch eine eigenartig tiefgründige Charakteristik so nahe gebracht, daß wir ihm von Anfang an unsere rege Theilnahme schenken. — Wie Szczepanski, so zeichnet sich auch Felix Holländer durch gewissenhafte Behandlung der Sprache aus. Sein weitschichtig angelegter „Weg des Thomas Truck" (S. Fischer, Verlag, Berlin) entrollt zum guten Theil wohl den Werdegang des Verfassers selbst. Er ist an vielen Stellen mit Herzblut geschrieben, und dann durchpulst ihn eine schöne, sympathische Wärme, die über die Strecken hinweghilft. Das ernste Buch, das die seltsame Wandlung in unseren religiösen Anschauungen, den in letzter Zeit dichterisch so oft verwertheten Rückzug auf Christus, mit großer Kraft und Eindringlichkeit behandelt, wird ernsten Kämpferseelen erwünschte Anregung bieten.

Von der deutschen autorisirten Bearbeitung des russischen Generalstabswerkes über den Russisch-Türkischen Krieg in den Jahren 1877/78 auf der Balkan-Halbinsel (Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin) ist soeben die dritte (Schluß-) Lieferung (Preis Mk. 5,75) erschienen, sodaß die Uebertragung der beiden bisher erschienenen Bände des russischen Originalwerkes nunmehr abgeschlossen ist. Die deutsche Bearbeitung setzt sich zum Ziele, aus dem russischen Werke hauptsächlich das, was für die Nachbararmeen daraus erwünscht ist, zu bieten, nämlich die Ereignisse in ihrem Thatbestande, Zusammenhange, sowie in ihrer für militärische Studien nutzbaren Bedeutung zu kennzeichnen. Der vorliegende Band schildert das Kriegstheater, die beiderseitigen Streitkräfte, die politische Lage bei Beginn des Krieges, den Durchzug durch Rumänien, den Donauübergang und die Kriegsereignisse bis einschließlich der ersten Schlacht von Plewna. Dem Bande sind 12 sauber ausgeführte Karten, welche den Kriegsschauplatz, das Eisenbahnnetz des europäischen Rußlands im Jahre 1876, die Besetzung Rumäniens, die Lage der Brücken über die Donau, die Schlacht bei Plewna u. s. w. darstellen, beigegeben, die für das Studium von besonderem Werthe sein dürften. So wird die deutsche Bearbeitung des russischen Generalstabswerkes über den russisch-türkischen Krieg 1877/78 von den deutschen Lesern sicherlich willkommen geheißen werden.

Josef Lauff's neuer Roman „Marie Verwehnen" (Albert Ahn, Cöln) ist nach unserem Empfinden die reifste Arbeit des Verfassers. Nicht nur, daß sie sich hoch über seine Dramen erhebt — das würde vielleicht nichts Besonderes sagen — nein, sie bedeutet auch seinen bisherigen Schöpfungen gegenüber einen beträchtlichen Fortschritt. Keine aufgedonnerte Theaterhandlung und dabei doch ein spannender Stoff, der mit sicherer Hand gegipfelt wird; frische, klare Sprache und mitunter sogar Spuren einer keimenden, feinen Kunst der Seelenforschung. Josef Lauff beginnt mit diesem Werke recht eigentlich seine Laufbahn. Möge er auf dem guten Wege bleiben!

Drei Dramen Bernard Shaw's (Candida — Ein Teufelskerl — Helden) hat Siegfried Trebitsch bei J. G. Cotta Nachfolger in Stuttgart erscheinen lassen. Eine verdienstvolle That. Der bekannte englische Socialist ist ein ungewöhnlich selbständiger Kopf, dabei eine feine Poetennatur. Es freut diesen Urwüchsigen und Paradoxen, dem Philisterthum mit seinem Schaffen in's Gesicht schlagen zu können, und er meidet mit beinahe übertriebener Aengstlichkeit die breite Straße. Lesern, denen das Theater mehr als ein Erholungsraum ist, mögen nicht versehlen, sich mit Shaw bekannt zu machen. Daß man ihn bei uns jemals spielen wird, glauben wir allerdings nicht.

General Chr. R. De Wet, der Kampf zwischen Bur und Brite (deutsche Original-Ausgabe). — Dasselbe Werk, für die Jugend bearbeitet von A. Oskar Klaußmann (Beide im Verlage von Karl Siwinna, Kattowitz). — De Wet's prachtvolles, gut ausgestattetes und reich mit Illustrationen und Karten versehenes Werk ist die Krone der burischen Kriegsliteratur. Einige Proben mögen dafür sprechen. De Wet selber erklärt gelegentlich das Geheimniß seiner Erfolge. „Rasch recognosciren, rasch angreifen und, wenn es sein muß, rasch fliehen, um sich später am verabredeten Punkte wieder zu sammeln." Dies ist von Anfang an bis zum Ende seine Taktik geblieben, und man wird ihm vielleicht nicht Unrecht geben, wenn er dann meint: „Hätten alle Anführer nach diesem Princip gehandelt, dann hätte es wohl geschehen können, daß Südafrika, wie der große Bismarck gesagt hat, das Grab der englischen Herrschaft geworden wäre."

Als Glanzpunkt der De Wet'schen Schilderung können seine verzweifelten Anstrengungen zum Entsatze des von Roberts umzingelten aber vielmehr an die Wand gedrückten Cronje gelten, denn hier entwickelt sich vor unseren Augen ein ergreifendes Bild so voll Heldenmuth, Hingebung und Aufopferungsfähigkeit, wie man sich diese Eigenschaften in idealerer Vollkommenheit gar nicht denken kann. Keinen Augenblick hatte De Wet die sich heranwälzenden Heeresmassen von Lord Roberts aus dem Auge verloren, und als er durch seinen Kundschafter Scheepers, den (später durch ein englisches Kriegsgericht gemordeten) Commandanten in der Capcolonie, von der verhängnißvollen Schwenkung der englischen Truppen bei Blaauwbank Kenntniß erhielt, schickte er diesen eilends zu Cronje und gab ihm den dringenden Rath, sich ungesäumt zurückzuziehen. Er predigte tauben Ohren. Mit einem kräftigen Fluche ließ Cronje antworten: „Habt Ihr vor den verdammten Engländern wieder Angst! Schießt sie todt und fangt die anderen!" De Wet spielt den Engländern ein Streich um den anderen, erbeutet Massen Proviants, nimmt ein Lager, macht Gefangene und zieht Cronje zu Hülfe. Als er ankommt und von einer Höhe aus die Stellung Cronjes und der Engländer übersehen kann, bemerkt er zu seinem Schmerz, wie das Burenlager in der Falle sitzt. De Wet erringt im Rücken von Roberts verschiedene kleinere Vortheile, besetzt einige Höhen, von denen er ein wirksames Artilleriefeuer auf den Feind richtet, das hingereicht hätte, für Cronje eine Gasse zum Entkommen frei zu machen. Aber der war bereits ein geistig gebrochener Mann, er blieb, wo er war. Nur einige muthige Commandanten, wie Froneman und Potgieter brachen durch die feindlichen Reihen und führten ihre Leute glücklich in De Wet's Lager. Noch hält er mit einigen Kanonen die Engländer im Schach und verhindert sie am Vorrücken, aber er muß, der Uebermacht weichend, eine seiner vortheilhaften Stellungen um die andere aufgeben. Dennoch giebt er den Muth nicht auf. Er läßt seinen besten Verkenner, Danie Theron, zu sich kommen, schickt ihn zu Cronje und läßt diesem melden, er möge von einer bezeichneten Stelle durchbrechen, müßte aber sein ganzes Lager mit Frauen und Kindern im Stiche lassen. Theron vollbringt das Heldenstück, kriecht die feindlichen Reihen bei Nacht auf dem Bauche hindurch, kommt nach zwei Tagen, an Händen und Knieen blutend, zurück und meldet, daß Cronje — sich in sein Schicksal ergeben habe! Nach 24 Stunden war er mit seinem Lager in den Händen der Engländer. Die Schilderung dieser Vorgänge ist so lebhaft, so ungemein drastisch, daß sie eine Perle der Darstellungskunst genannt zu werden verdient. Und nicht minder effectvoll ist die Beschreibung der moralischen Folgen dieser Katastrophe, deren Wirkungen, wie De Wet offenherzig sagt, bis zum Ende des Krieges zu verspüren waren ... Recht empfehlenswerth ist auch die von Klaußmann bearbeitete Jugendausgabe des Buches. Es sind darin die officiellen Actenstücke, die in dem großen Buche einen 180 Seiten umfassenden Anhang bilden, weggelassen und ist dadurch das Original um ein Drittel gekürzt worden. In der für die Jugend bearbeiteten Ausgabe tritt De Wet nicht selbst als Erzähler auf, sondern seine Darstellung ist in die Schilderung der Erlebnisse eines jungen Burenkämpfers verwebt worden. Dadurch hat das Ganze allerdings einen lebhafteren Anstrich erhalten, allein der historische Werth der Aufzeichnungen De Wet's wird dadurch einigermaßen beeinträchtigt. Ein Porträt De Wet's sowie einige Karten und Bilder schmücken das hübsch ausgestattete Werk.

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Heft XI und XII. (Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A.-G., München.) Die soeben erschienenen Hefte, mit denen der zweite Jahrgang des monumental angelegten Bilder-Cyklus aus den Hochgebirgen aller Länder seine Vollendung findet, bieten neben dem der letzten Lieferung beigegebenen Begleittexte aus der Feder des Alpenforschers und Kunstmalers Ernst Platz und einer Uebersichtskarte der Alpen wiederum eine Fundgrube packender Scenerien des Hochgebirges. Da sind vor allen Dingen die meisterhaften Aufnahmen aus dem „Kaukasus" zu nennen. Nicht weniger fesseln die mächtigen Schneegipfel Groß- und Klein-Venediger und Reichenspitz-Gruppe. Das Salzburger Schiefergebirge wird uns in übersichtlichen Aufnahmen vorgeführt. Ueberwältigend wirken die Pano-

ramen der Berner Alpen mit der Jungfrau. Aus den Ortler Alpen sind Königsspitze, Ortler und Thurwieser Spitze imposante Repräsentanten eis- und schneebedeckter Gebirgsriesen. Aus den Nordrhätischen Alpen sehen wir den bergumschlossenen Lüner See. Das eiserne Thor bei Bludenz zeigt mächtig zerklüftete Felsspitzen in imposanter Anlage der Formen. Das prächtige Werk soll im dritten Jahrgange seinen weiteren Ausbau finden.

Die J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger hat die dritte Auflage von Wilhelm Hertz' ansprechender Märe „Heinrich von Schwaben“ erscheinen lassen. Das liebenswürdige, hübsch ausgestattete Buch wird noch weiter Freunde und Käufer finden.

Georg Busse-Palma hat wirkliches Lyrikerblut in den Adern. Seine freundliche Begabung greift nicht nach den Sternen, aber im engen Kreise, den sie beherrscht, bleibt sie immer frisch und eigenwüchsig, hütet sich vor allem Klingklang-Gedudel und aller Familienblatt-Mache.

„Wenn sie verträumt vom Schlaf ersteht,
Sie wirft ihr Haar zurück und lacht:
Nun kämm' es auch, mein Liebster,
Zerwühlt hast Du's zur Nacht! —

Wenn Abends er zur Geige greift
Da Alle längst im Schlafe ruh'n,
Er sieht sie vor sich tanzen
In ihren weißen Schuh'n. —

Doch treffen sie sich irgendwo,
Dann geh'n sie stumm und scheu vorbei,
Es wagen kaum zu grüßen
Die unglücksel'gen Zwei.“

Das ist so eine bezeichnende Probe seines Dichtens. Daneben gelingen ihm in den „Zwei Büchern Liebe“ (J. G. Cotta, Stuttgart) eherne, manchmal leis humoristisch pointirte Balladen, wie Susa Salat. Daß er mitunter aus seinem Styl fällt und dann philisterhaft anmuthet, wie in der mit erfreulicher Selbstironie „Epistel“ genannten Biedermeierei an eine liederliche Schöne, soll ihm gern verziehen sein.

Der Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig hat rechtzeitig zum Feste eine neue Reihe seiner berühmten Kunstblätter erscheinen lassen — jedes einzelne ein stolzer Schmuck des Hauses, jedes einzelne uneingeschränkten Lobes werth. Ob sie nun mit Farbenreichthum prunken oder sich ganz schlicht, in einem Tone, geben, sie bringen reine Kunst in's Haus. Möchten sich recht viele deutsche Häuser ihnen öffnen! Von der reichen Fülle des Gebotenen seien hier Schießl's Einsiedler, die Anbetung der Hirten — ein ergreifend schönes Weihnachtsblatt! — und das poesievolle Schutzenglein genannt. Thoma bringt den Narziß, die Lautenspielerin, den jungen Dichter, drei Blätter feiner, deutscher Stimmungskunst, dann die fröhlichen sieben Schwaben, die des Meisters Humor ergötzlich charakterisirt hat. Von Vollmann finden wir einen üppigen Silen, dessen Begleiterinnen reine griechische Lebensfreude athmen; ganz entzückender Zimmerschmuck scheinen uns die spielenden Kinder desselben Künstlers. Mit besonderem Lob seien noch Ubbelohde's Froschkönig, Heinrich Vogeler's Hänsel und Gretel, ein reizendes Märchen-Geschwisterpaar, dann Erich Kuithan's Ringelreihen und Otto H. Engel's Am Meeresstrande bedacht. — Wenn irgend ein künstlerisches Unternehmen, dann verdient dieses die reiche und unermüdliche Förderung aller Freunde unseres Volkes.

Das Türmer-Jahrbuch für 1903 (Greiner & Pfeiffer, Stuttgart) steht seinem Vorgänger an Trefflichkeit nicht nach. Wir haben dem ersten Bande gegenüber mit unserer Anerkennung nicht zurückgehalten; die Leser, die sich daraufhin zum Kaufe entschlossen haben, werden nicht zögern, das schöne Buch auch heuer ihrem Bücherschatze einzuverleiben. Es ist schwer, unter den einzelnen, meist sehr werthvollen Aufsätzen, die das Türmer-Werk enthält, den Preis zu vertheilen. Walter Gensel's Studie über Max Klinger, Reinke's Ursprung des Lebens, einzelne Verse Lienhard's; Leixner's und Lienhard's tüchtige Literatur-Uebersichten sind besonders gut gelungen. Mit Paul Harm's freimüthigen, politischen Darlegungen darf man sich im großen Ganzen gern einverstanden erklären; weniger erfreulich, weil allzu fest an der Oberfläche haftend, sind Presler's Bemerkungen über die moderne Caricatur. Mit Bedauern haben wir den tüchtigen Herausgeber, Freiherrn v. Grotthuß, in der Schaar der Mitarbeiter vermißt. Er hat keinen Grund, sich zurückzuhalten. Ganz vortrefflich, reich und vornehm ist auch diesmal wieder der künstlerische Schmuck des schönen Bandes.

Eduard Grisebach, der Berufenen Einer, hat soeben eine Grabbe-Ausgabe in vier Bänden bei B. Behr, Berlin, erscheinen lassen. Herausgeber und Verleger haben redlichen Anspruch auf unsere Dankbarkeit. Denn diese Ausgabe verräth in Inhalt und Form einen so hohen Respect vor dem unglücklichen Genie, und sie stellt sich in Wahrheit als ein so stolzes Denkmal seines Erdenwallens dar, daß mit ihr ein Theil der Schuld abgetragen erscheint, die Deutschland Grabbe gegenüber hat. Wir hoffen ausführlicher auf die liebevolle und groß angelegte Arbeit zurückkommen zu können; bei einer Betrachtung der Persönlichkeit Grabbe's wird sich dazu Gelegenheit bieten. Heute nur noch der Hinweis auf Grisebach's vortreffliche Schilderung dieses verpfuschten Dichterlebens. Mit einer Wehmuth ohne Gleichen liest man die Biographie Grabbe's, die des Herausgebers echter Poetensinn uns geschenkt hat, und wenn es seine Absicht war, uns den geistfunkelnden Schöpfer des Don Juan und Faust lieb zu machen, so ist sie ihm ganz und gar gelungen. Wir wünschen nicht dem Verlage, wir wünschen dem Volke der Dichter und Denker einen großen Triumph gerade dieser Grabbe-Ausgabe. Denn ein solcher Triumph würde uns hohe Ehre bringen.

Ein fleißiges und gewissenhaftes Buch ist Georg Witkowski's „Cornelia, die Schwester Goethe's“. Goethe selbst hat in seiner Lebensbeschreibung den Grundton für die Beurtheilung seiner Schwester angegeben. Dieser war nicht gerade hell und freundlich. Die späteren Berichterstatter gingen von diesem Grundzuge aus. So ist es begreiflich, daß das Gesammtbild des wenig zum Glück beanlagten Mädchens in der Darstellung der meisten Menschen grau in grau verzeichnet ist. Der Verfasser war bestrebt, auch gegen Goethe selbst eine hellere Auffassung festzuhalten. So wie er Cornelia darstellt, erscheint das vollkommen berechtigt. Natürlich läßt sich Vieles nicht fortschaffen; Cornelia war in der Gemüthsanlage nicht glücklich begabt, und ihr Eheleben zeigte tiefe Schatten, was bei der Art ihres Gatten Schlosser nicht verwundern kann. Trotz Allem wirkt ihre Gestalt hier viel mehr anmuthend, als es z. B. bei Düntzer der Fall ist. Es standen ja dem jüngeren Forscher auch viel mehr erst später erschlossene Quellenschriften zur Verfügung, die ihm viele kleine Züge zur Vervollständigung und Erhellung des Bildes gaben. Man liest die Darstellung, die in der Sprache einfach und klar ist, mit lebhafter Theilnahme.

Die Frankenthaler. Roman von Wilhelm Weigand. (G. H. Meyer [Meyer-Wunder], Berlin.) Das Werk — ein wirkliches Kunstwerk — athmet eine feine literarische Cultur und ist ganz außerordentlich persönlich. Keine Zeile ist inhaltsleer, die Sprache vollendet schön und rein. In der Schilderung der fränkischen Kleinstadt, die mit ihrer Spießbürgerlichkeit und ihren ergötzlichen Typen den Hintergrund der Geschichte bildet, webt ein eigenartig abgeklärter, über den Dingen stehender Humor. Dieser Humor Weigand's begleitet die Erzählung bis in's Kleinste, er würzt gelegentliche geschichtliche Rückblicke und sociale Erwägungen ebenso wie die Schilderung von Land und Leuten, welch' Letztere man nicht nur trotz ihrer Unzulänglichkeiten, sondern sogar mit diesen liebgewinnt. Noch ein besonderer Vorzug ist dem Werke nachzusagen und macht seine Lectüre dem zum Genusse, der dafür Sinn hat: es ist mit unendlicher Liebe gearbeitet! Man wird nicht oft einen Roman zur Hand nehmen, von dem Flüchtigkeiten und Banalitäten so sorgfältig ferngehalten sind, wie von diesem.

Gedichte von Hermann v. Gilm. Mit Buchschmuck von Max Bernuth und Biographie des Dichters von Hugo Greinz. (Innsbruck, A. Edlinger.) Preis geh. 4 Mark. Eine würdige Ausgabe der Gedichte Gilm's, des berühmten österreichischen Lyrikers, fehlte bis jetzt. Eine solche Ausgabe bietet uns A. Edlinger's Verlag. Auf schönem, festem Papier gedruckt, enthält der stattliche Band eine sorgfältige Auswahl der Dichtungen Gilm's. Ein Lebensabriß des Dichters von Hugo Greinz ist vorangestellt, und jeder der vierzehn Abschnitte des Bandes wird von einem die Seite füllenden Bilde des Malers Max Bernuth eröffnet. Freunde des Tiroler Dichters werden mit herzlichem Vergnügen nach dieser schönen Ausgabe greifen.

Karl v. Heigel, Im Isarthal. Historische Erzählung. (Dresden, E. Pierson.) Die Geschichte führt den Leser in das Isarthal, in die Nähe Münchens und spielt in der stürmischen Zeit zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts, da das Bayerland schwer heimgesucht wurde und unter dem Drucke der Oesterreicher zu leiden hatte. Der Verfasser hat die ganze Erzählung mit seiner Liebe zum bayerischen Volke, dessen Charakter er genau studirt hat, erfüllt, und fein herausgearbeitete Contraste und lebendiger, fesselnder Styl haben zusammengeholfen, um die Erzählung zu einer anziehenden Lectüre zu gestalten.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57, Kutzlerstr. 4 I.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Abonnement
auf das
I. Quartal 1903.



Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.

Bestellungen werden von den Briefträgern entgegen genommen, die auch gleichzeitig den Betrag einziehen.

Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Giesebrechtstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kaiserstr. 4 I. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

